Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Erſter Theil.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1840.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Dramaturgiſche Blätter.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt

Seite
Iſidor und Olga, Trauerſpiel von Raupach 1
Der Lorbeerkranz, Schauſpiel von Ziegler 10
Saul; tragedie par Soumet 17
Die Ahnfrau, Trauerſpiel von Grillparzer 23
Der Spieler, Schauſpiel von Iffland 30
Die Veſtalin, Oper von Spontini 33
Eliſe von Valberg, Schauſpiel von Iffland 36
Der Bergſturz, Oper von Weigl 39
Der Schutzgeiſt, eine dramatiſche Legende von Kotzebue 41
Don Carlos, von Schiller 43
Saul, Melodrama 48
Die Feinde, Trauerſpiel von Houwald 50
Die Huſſiten vor Naumburg, Schauſpiel von Kotzebue 61
Die gefährliche Nachbarſchaft, Luſtſpiel von Kotzebue 63
Der Leuchtthurm, Drama von Houwald 65
Die beiden Gutsherren, Luſtſpiel von Julius v. Voß 82
Der verbannte Amor, Luſtſpiel von Kotzebue 93
Die Entdeckung, Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch 96
Der Jude, Schauſpiel von Cumberland 98
Die Schweizerfamilie, Oper v. Weigl 103
Correggio, von Oehlenſchläger 105
Agnes van der Lille, Schauſpiel von Frau v. Weißenthurn 109
Pierre de Portugal, tragedie par Arnault 114
Die Soldaten, Schauſpiel von Arreſto 121
Das Käthchen von Heilbronn, von Kleiſt 124
Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiel von Kotzebue 130
Der alte Bürger-Capitain, Luſtſpiel 132
Thomas Aniello, von Freienius 136
Cardenio und Celinde, Trauerſpiel von Immermann 140
Die eiferſüchtige Frau, Luſtſpiel von Kotzebue 151

	Seite
Mariane, Trauerſpiel von Gotter	151
Beſchämte Eiferſucht, Luſtſpiel von Fran v. Weiſſenthurn	156
Die Entführung aus dem Serail, Oper von Mozart	162
L'ecole des Vieillards, comédie par Delavigne	164
Johann, Herzog von Finnland, Schauſpiel von Johanna Weiſſenthurn	166
Der Wollmarkt, Luſtſpiel von Clauren	171
Das Trauerſpiel in Tyrol, von Immermann	182
Die Familie Anglade, Schauſpiel von Freiherrn v. Thumb	210
Emilia Galotti, von Leſſing	212
Das Taſchenbuch, Drama von Kotzebue	221
Der Tagsbefehl, Drama von Töpfer	224
Die deutſche Hausfrau, Schauſpiel von Kotzebue	230
Das Kind der Liebe, Schauſpiel von Kotzebue	232
Lilla, Oper von Martin	236
Der Vorpoſten, Schauſpiel von Clauren	239
Die Großmuth des Scipio, Oper von Romberg	241
Nachtigall und Rabe, Oper von Weigl	243
Die Heimkehr, Trauerſpiel von Houwald	246
Das Nachtlager in Granada, Schauſpiel von Kind	255
Graf von Eſſex, Trauerſpiel von Banks	257
Der Findling, Luſtſpiel von Conteſſa	259
Ueber den Charakter des Wilhelm Tell	261
Der Hausdoktor, Luſtſpiel von Ziegler	270
Le Corrupteur, comedie par Lemercier	274
Maria Stuart, Trauerſpiel von Schiller	280
Unſer Verkehr, Poſſe	286
Tancred, Oper von Roſſini	294
Der Sammtrock, Luſtſpiel von Kotzebue	296
Sappho, Trauerſpiel von Grillparzer	298
Henriette Sonntag in Frankfurt	310
Der Taubſtumme, oder der Abbé de l'Epée	324
Die Waiſe und der Mörder, Drama von Caſtelli	326
Das Bild, Trauerſpiel von Houwald	329
Nachtrag zu vorſtehender Kritik	354
Abällino, der große Bandit, Trauerſpiel von Zſchokke	371
Die Braut, Luſtſpiel von Körner	373
Hamlet, von Shakespeare	374

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Von den unwichtigſten oder den ſcherzhafteſten Dingen wollte ich mit Ernſt und breiter Würde ſprechen: aber von meinen Schriften ernſthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der ſie ſich angeeignet, ſprach ſogar von einer Geſammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich ſchämen, wenn er je ſo etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geſchrieben, ich habe nur meine Feder verſucht auf dieſem, auf jenem Papiere; jetzt ſollen die Blätter geſammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder ſoll ſie zu Büchern machen — das iſt Alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer nach ſo vielen Jahren das Alte nicht vergeſſen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergeſſen, dem iſt Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern verſprochen. Hundert und zwanzig

Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire ſo viel Geiſt? Aber zum Glück iſt in dem Druckvertrage von dem Geiſte meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war ſehr froh, als er unterſchrieben war und unwiderruflich geworden.

Es iſt ſo ſchwer, Beſcheidenheit zu erkünſteln, und mir zumal, dem Kunſtfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich ſie oder ihren Schein, die Leſer zu begütigen. Möchten ſie meiner Aufrichtigkeit nur Eines glauben. Es iſt nicht meine Schuld, wenn alte Reden ſich zum zweitenmale hören laſſen, es iſt die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerſtanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geſchrieben, aber für das, was ich *nicht* geſchrieben, verdiene ich ſie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechſelbank geſetzt; ſeitdem ſind zehn Jahre vorübergegangen: ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam ſpät und kehrte ſelten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und ſie wäre jetzt, gleich einem Wolkenbruche, auf dich armen Leſer herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge geſcholten, ſie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, Manches zu lernen, und über das, was ich *wußte*, mochte ich nicht reden. Wo ich unwiſſend war, nur da hatte ich Trieb, mich auszuſprechen, da war ich frei. Ich ſuchte immer meinen eigenen Weg, wenn auch vorherſehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen.

Traf ich aber dort mit den Beſſeren zuſammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern oder mich führen zu laſſen. So habe ich mühſam erfunden, was ich leichter hätte finden können, ſo verlor ich Zeit, und der Leſer gewann ſie. Doch das war es nicht allein, warum ich ſo ſchweigſam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geiſtes, eine, und dieſe zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beſchien, was jede Nacht bedeckte, dieſes zu beſprechen hatte ich Luſt und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutſcher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch iſt es ſo unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und ſpräche: Du durfteſt, ermuntere dich, Freund, du haſt geträumt — ich ſtriche mit der Hand über die Stirne und ſagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer geſagt, ich glaubte es. Was ich geſchrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgeſagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich ſelbſt. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das iſt recht ſchlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftſteller bin. Der wahre Schriftſteller ſoll thun wie ein Künſtler. Seine Gedanken, ſeine Empfindungen, hat er ſie dargeſtellt, muß er ſie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß ſie ſachlich machen. Ach, die böſe Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben ſoll. Es muß wohl etwas Schönes ſeyn um die Kunſt. Die Fürſten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben ſie. Aber ſie ſind ſo gerecht, die Kunſtkenner, daß mich oft ſchaudert. Nicht was die Kunſt darſtelle, es kümmert ſie nur, wie ſie es darſtelle. Ein Froſch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meiſter, ein Chriſtus — das gilt ihnen alle gleich; ja ſie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn ſie nur gut gemalt. So bin ich nicht, ſo war ich nie. Ich habe nur immer Gott geſucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunſt, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und ſo habe ich über Geſchichten, Menſchen und Bücher geurtheilt und ſo mag es wohl geſchehen ſeyn, daß ich manches gute und ſchöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeiſter ſchlecht und häßlich fand.

Ich ſuchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es ſchon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verſtehen, und man verſteht nur eine gut; wer mit dem Herzen ſpricht, iſt Allen verſtändlich, ſpricht Muſik, in der ſich Jeder vernimmt, ſich, und eine leiſe Antwort hört auf jede leiſe Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgeſprochen: ich könnte kein Buch ſchreiben. Aber habe ich denn eines geſchrieben? Und was iſt's! Ein Buch iſt Wein im Faße, ein Blatt Wein in der Flaſche — wenn Wein iſt hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer leſen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher ſey jetzt die Zeit zu eilig und beſchäftigt — die Welt iſt auf Reiſen.

Geht nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünſche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch ſtill und beſcheiden auf der Schwelle des Muſentempels ſaßet, zufrieden mit dem kleinſten Almoſen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und ſorgenlos. Jetzt ſchreitet ihr mit Stolz und Geräuſch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich ſage nicht, wie üblich, daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir iſt ſehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir iſt bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobſucht der Schriftſteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute, breite Bruſt zuſammenzöge — es wäre ſchrecklich!

Habe ich geſagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was ſind die Vorſätze des Menſchen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.

Vorrede.

Deutſchlands kritiſche Nacht war gekommen, die Wärter ſaßen kopfſchüttelnd am Bette, alte Baſen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete ſich der Kranke plötzlich auf, ſaß ganz gerade, blickte umher und fragte: „wo bin ich?“ — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen“ — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine ſiegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantaſieen hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Geſundheit kehrte mit ſchnellern Schritten zurück, als ſie ſich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Geneſende ſchwach; aber er lächelte ſelig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage, und Vetter Michel ſtand wieder auf den Beinen, ſchnitt ſich zwölf Dutzend neue Federn, und aß Abends ſeinen Katoffelſalat. Noch einige Tage, und das Teſtament, in der Furcht des Todes geſchrieben, wurde hervorgeſucht und zerriſſen; es ſollte alles beim Alten bleiben. Noch einige Tage, und der Krankenwärter kam glückwünſchend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke verſprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Geſunde lachte den guten Mann aus und ſagte: im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug geſprochen und verſprochen haben.... Ach! es war eine ſchöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maaß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzoſen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeiſtelle eines rheiniſchen Bundesſtaates war ich, ohne Stuhl und Styl zu wechſeln, zur Polizeiſtelle eines deutſchen Bundesſtaates gekommen. Früher hatte ich gehorſame, eilfertige Briefe nach allen Poſtwinden geſchrieben, um arme deutſche Jungen, die ſich verſteckt hatten, weil man ſie als widerſpenſtige Conſcribirte verfolgte, zu erſpähen, und den franzöſiſchen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt ſchrieb ich noch gehorſamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutſche mit pedantiſchen Herren, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther feſtzuhalten und deutſchen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen ſolchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgeſetzten zwingen, ſich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzuſehen, ob er ſich nicht die drei Farben tatowirt hätte. Ich fand nichts, ſah, daß Alles gut war, und Deutſchland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abſchied und das war auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitſchrift heraus: Die Wage. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte that nichts und machte keine Geſchäfte, und das Völkchen in den höhern Räumen handelte mit Luft und Wind und andern imponderablen Stoffen. Ich war in ſehr großer Verlegenheit. Das Journal war angekündigt, der Druck hatte ſchon begonnen, die Abonnements-Gelder waren ſchon ein- und ausgezogen, und ich wußte noch nicht, wie ich mein Verſprechen erfüllen und das Verſprochene voll machen ſollte. Da rieth mir ein freiwilliger Jäger, der ſein Leben lieb gewonnen und, um es fortzuſetzen, Komödiant geworden war, ich ſolle über das Theater ſchreiben. Der Rath war gut und ich befolgte ihn. Ich ſetzte die wohlweiſe Perücke auf, und ſprach Recht in den wichtigſten und hitzigſten Streithändeln der deutſchen Bürger — in Komödien-Sachen. Wie ein Geſchworener urtheilte ich nach Gefühl und Gewiſſen; um die Geſetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte ſie gar nicht. Was Ariſtoteles, Leſſing, Schlegel, Tiek, Müllner und Andere der dramatiſchen Kunſt befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Natur-Kritiker, in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren — ich glaube, er hieß Maus — der Gedichte machte, einen Natur-Dichter genannt hatte. Die Katze Kritik ging damals ſehr ſchonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein und liebkoſte ſie. Eine gleiche Nachſicht fand ich auch, wahrſcheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewiſſe bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menſchen ſind gar nicht ſo ſchlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie laſſen jedem gern ſeine Meinung, häßlich oder ſchön, wenn er nur feſt darin ſteckt, wie in ſeiner Haut; verſteckt man ſich aber hinter einer

Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauiſch den Vorhang weg, um zu ſehen, wer dahinter iſt. Meine Kritiken fanden vielen Beifall, ſogar Kotzebue lobte mich. Wie wüthend war ich über Sand, als er mir meinen lieben guten Kotzebue umgebracht, der mich gelobt hatte. Es war Hamlet, der Polonius erſtach, Rattengift — dummes Volk!

So ſind dieſe dramaturgiſchen Blätter entſtanden, die ich jetzt, geſammelt und vermehrt, den Leſern vorlege. Möchten ſie größere Freude daran haben, als ich ſelbſt dabei gefunden. Ich beklage verlorne Zeit und fruchtloſe oder übel verwendete Mühe. Der Kritiker befördert ſo wenig die ſchöne Kunſt, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide ſchrecken nur von Vergehungen ab, beide beſtrafen ſie nur. Ich fange an zu glauben, daß die armen Bühnendichter doch Recht haben mögen, wenn ſie ihre Recenſenten Freudeſtörer ſchelten. Wir ſind wirklich garſtige Raupen, die Blatt nach Blatt abfreſſen, bis vom Buche nichts mehr übrig bleibt, als der Deckel und die Rechnung des Buchhändlers. Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unſchuldig, wie der Menſch im Paradieſe; ich konnte über einen Iffland'ſchen Hofrath, wenn er tugendhaft war, weinen wie ein Bürgermädchen, und über Bären und närriſche Pudeln gleich einem Wiener lachen. Da aß ich vom Baume der Erkenntniß, lernte Gutes vom Böſen unterſcheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglaſe in das Schauſpielhaus, und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles ſchön und glatt gefunden. Da fing ich die armen Leute zu plagen an, und mich am meiſten.

— Ein Kerl, der kritiſirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt.
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Es iſt wahr, ich hatte bei meinem dramaturgiſchen Beſtreben eine ſchönere und beſſere Abſicht, als die, einen armen Dichter zu kränken, den die Natur ſchon genug gekränkt hatte, und ſeine armen Bewunderer zu verſpotten. Aber ich blieb immer ein Thor, zu hoffen, das Feiertägliche werde wirken, wo das Wochentägliche nicht gewirkt, und zu vergeſſen, daß es Lehren gibt, die, wenn nöthig geworden, fruchtlos ſind. Ich ſah im

Schauſpiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mir das Bild nicht gefiel, ſchlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerſchlug ich den Spiegel. Kindiſcher Zorn! In den Scherben ſah ich das Bild hundertmal. Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutſchen kein Theater haben, und einen Tag ſpäter, daß ſie keines haben können. Das Erſtere war mir gleichgültig — man kann ein ſehr edles, ein ſehr glückliches Volk ſeyn, ohne gutes Schauſpiel — aber das Andere betrübte mich. Dieſer Schmerz gab meinen Beurtheilungen eine Leidenſchaftlichkeit, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man ſie mißverſtanden. „Sie ſind zu ſcharf" — ſagten mir oft Freunde, weil ſie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, einen Schauſpieler abgeſehen. Guter Gott! Wäre der Dichter oder der Schauſpieler mein Sohn geweſen, ich hätte ganz ſo von ihm geſprochen, wie von dem Fremden, ſo wenig dachte ich daran, einem Wehe zu thun. Es war oft komiſch, wenn junge Leute, die Reſpekt vor mir hatten, im Theater oder nach demſelben, auf meine Worte horchten, was ich urtheilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder ſchlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Akte, den erſten, wenn der Vorhang fiel, alles vergeſſen, und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder ſchlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: Das Stück mußte ſchlecht geweſen ſeyn, und da ſetzte ich mich hin und beurtheilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Comödienzettel des Abends, die Natur in der Kunſt. Ich ſchlug den Sack und meinte den Eſel. Das franzöſiſche Schauſpiel, das klaſſiſche zumal, iſt mir weit mehr zuwider, als das deutſche; aber nur, wenn ich es leſe, nicht, wenn ich im Lande es darſtellen ſehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des franzöſiſchen Dramas, die der Franzoſen, die ihrer Nationalität ſind: die Gebrechen des deutſchen Dramas aber zeugen von der Unnationalität der Deutſchen, und das iſt zum Verzweifeln, das iſt keine bloſe Comödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das, außer demſelben, den Wolf fürchtet und den Hund verehrt, und wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zuſammenſteckt und geduldig über ſich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresſchluſſe der Geſchichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das ſich ſelbſt nicht zählt, wo es ſelbſt die Rechnung macht, — ein ſolches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus ſeyn; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor ſeyn, der weiſe Betrachtungen anſtellt, es wird nie ſelbſt ein Held ſeyn.

Alle unſere dramatiſchen Dichter, die ſchlechten, die guten und die beſten, haben das Nationelle der Unnationalität, den Charakter der Charakterloſigkeit. Unſer ſtilles, beſcheidenes, verſchämtes Weſen, unſere Tugend hinter dem Ofen und unſere Scheinſchlechtigkeit im öffentlichen Leben, unſere bürgerliche Unmündigkeit und unſer großes Maul am Schreibtiſche — alles dieſes vereint, ſteht der Entwickelung der dramatiſchen Kunſt mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln, und ſchweigen groß handeln. Die Sculptur kam in der chriſtlichen Zeit durch die Entwöhnung, nackte Geſtalten zu ſehen, herunter, und die Ungewohnheit, nackte Charakter zu ſehen, läßt die dramatiſche Kunſt in Deutſchland nicht aufkommen. Zwar verſetzt ſich der Deutſche leicht in jedes neue Verhältniß, in jede fremde Empfindung; aber dieſe Leichtigkeit wird durch die andere, ſich aus jeder Lage zu verſetzen, wieder zu nichte gemacht. Der Deutſche reflectirt über Alles, ſieht Alles aus der Vogelperſpective, und iſt darum nie in der Mitte der Sache. So iſt er erhaben über den Scherz, handhabt ihn und iſt nie ſcherzhaft. Den Punkt, den ſich Archimedes wünſchte, hat er gefunden, und er ſollte wünſchen, daß er ihn verlöre. Und tritt der Deutſche in ein fremdes Verhältniß ein, dann geſchieht es als Gaſt, er iſt beſcheiden und verlegen, und thut nicht wie zu Hauſe darin. Der Deutſche hat Alles und iſt Nichts, und die dramatiſchen Charaktere ſeiner Schauſpiele haben darum nur, was ſie ſeyn ſollten. Im Luſtſpiele, wenn ja einmal die Dummheit aufhört und der Witz erſcheint, ſehen wir den Geiſt, aber nicht den Charakter des Witzes; wir ſehen witzige Geiſter, aber keine witzige Charaktere. Die Perſonen haben Witz und ſind nicht witzig. Bezeichnend für dieſe Gattung der Fehlerhaftigkeit iſt Raupach, ein Mann von Geiſt, Geſchmack und ſchöner Darſtellung. Alle ſeine komiſchen Perſonen machen ſich über ſich ſelbſt luſtig, greifen dadurch in das Recht des Zuſchauers ein und rauben dieſem alle Luſt. Sein Eiferſüchtiger in „Laßt die Todten ruhen,“ ſein Shakſpeare's-Narr in „Kritik und Antikritik,“

perſifliren ihren eigenen Charakter: der eine verſpottet die Eiferſucht, der andere die Shakſpeare-Manie. Sie tragen die Maske ihres Charakters, verſtellen ihre Stimme, ſind aber nicht, was ſie ſcheinen. Ich habe, ſoviel ich mich erinnere, in den Kritiken dieſer Sammlung noch andere Bemerkungen über die Unbedeutendheit des deutſchen Luſtſpiels, und die Schuld daran, gemacht, und ich will hier darauf hinweiſen.

Hat das Luſtſpiel keine Luſt, iſt das Trauerſpiel dafür um ſo weniger trauriger. Man braucht ein doppeltes Maß von Thränen, eines für die Leidenden im Gedichte, ein anderes für den leidenden Dichter ſelbſt. Der arme Tragödiſt, ein geplagter Schulmeiſter, auf deſſen Bänken naſeweiſe Könige und wilde Völker ſitzen, und der die Ruthe gebrauchen ſoll für beide, bekommt ſie öfter, als er ſie austheilt. Er iſt furchtſam, verſteckt ſich hinter die Tugend, ſagt, nicht er gebiete, ſondern ſie, nicht er ſey ſtreng, ſondern ſie, und man möge ihm nichts übel deuten. Im Hauſe haben wir Muth, der Deutſche hält etwas auf ſein Hausrecht; da ſind wir im Stande, wie der Geiger Miller in Kabale und Liebe, ſogar einem Präſidenten mit dem Hinauswerfen zu drohen. Aber vor der Thüre.

wo die Polizei beginnt, wenn die Dekoration einen Palaſt, eine Straße, einen Markt vorſtellt, da ſind wir ängſtlich und blöde, ſehnen uns nach der warmen Stube, nach den gemüthlichen Pantoffeln zurück, und dichten wir Tragödien in dieſer weinerlichen Stimmung, wird ein lyriſches Gedudel, ein Papa Tell, ein empfindſamer Tyroler, ein operlicher Beliſar daraus. Im Leben und im Drama kommt es darauf an, Recht zu behalten; dem ehrlichen Deutſchen aber liegt daran, Recht zu haben, und darum haben ſeine Helden alle Recht, und die Geſchlagenen immer Unrecht. Unſer Haus-Herz, unſere Provinzial-Empfindung verdirbt die Kunſt. Dem tragiſchen Dichter ergeht es, wie dem Schweizerſoldaten. Er ſteht mitten im tragiſchen Schrecken, der Sturm der Schlacht tobt wild, Waffen klirren, Wunden ächzen, das Leben ſteigt im Preiſe, der Tod wird wohlfeil, der Augenblick gebietet, der Muth über den Augenblick, die Flamme der Begeiſterung erwärmt ſelbſt den kalten Feigling, der Held kämpft, wie ein Löwe — da, horch! — da ſummt einer den Kuhreigen; der Held ſteht ſtille, es wird ihm ſchwabbelig, ſeine Augen tröpfeln, er läßt den Arm ſinken, wirft das Schwert hin, deſertirt.

vergißt Ehre, Pflicht, Ruhm, Alles, läuft in die Heimath zurück, ſetzt ſich hinter den Ofen und weint unaufhörlich. Da ſitzt der Held, ſtatt zu ſtreiten, warm im Herzen des Dichters — warm, weil er ſich warm gelaufen; denn was iſt ein deutſches Herz? — eine gefrorene Schweiz, nichts mehr.

Den armen Reſt nimmt eine ſchamloſe Cenſur hinweg. War nicht Grillparzer's jungfräuliche Muſe ſchön und hold? Nun ſeht, ſeht! Man hat ſie der ehrloſeſten Mißhandlung preisgegeben, in der Wachtſtube der Polizei wurde ſie geſchmäht und geſchändet, und jetzt ſchleicht ſie bleich und mit verweinten Augen umher, daß einem das Herz vor Mitleid ſpringen möchte. Sagt nicht: ſo ſchlimm iſt es nicht überall; doch, doch, ſo ſchlimm iſt es überall. Nicht die Cenſur, die das Drucken verbietet, die andere iſt die verderblichſte, die uns am Schreiben hindert; und das thut ſie im ganzen Lande. Wir werden cenſirt geboren, unſere Ammenmilch iſt cenſirt. Ein Deutſcher könnte fünzig Jahre Groß-Inquiſitor ſeyn, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber ſetzt ihn auf eine menſchenleere Inſel, wo er ſein eigener König iſt, und er ſchreibt nicht frei.

Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inſeln im ſtillen Ocean könnte ſich an eines ſeiner harten Worte ſtoßen, und würde ſie darum alle mit weichem Wulſte umgeben. Wir ſind ſo ſehr gewöhnt, vorſichtig zu ſeyn, daß uns die Vorſicht zu thieriſchem Inſtinkte geworden und wir ſie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutſchen iſt ganz unbekannt, wie viel der Menſch an Wahrheit, Grobheit und Satyre, ohne zu ſterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Menſch gar nicht daran ſtirbt, ſondern vielmehr ſtärker und geſünder davon wird. Selbſt verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder ſeines Geiſtes. Er windelt ſie gegen die Luft bis zum Halſe ein, und ſie liegen da, wie die Aegyptiſchen Mumien, regungslos und bedeckt mit Hieroglyphen. Darum iſt auch kein Leben, darum herrſcht auch das Fratzige und Räthſelhafte in allen dramatiſchen Gedichten. Der Dichter will nicht gedeutet ſeyn, er nimmt ſeine Urbilder nicht aus der Wirklichkeit. Sie verſpotten die Thorheiten des vorigen Jahrhunderts, züchtigen die Verbrechen des vorigen Jahrtauſends, und wenn nicht ein Bräutigam aus Mexiko, oder ein Vetter aus Liſſabon kommt, wiſſen ſie nichts Neues aufzutreiben. Sie kennen die Natur, und kennen den Menſchen nicht. Eine Laune machen ſie zur Leidenſchaft, den Rauſch der Leidenſchaft zur perennirenden Empfindung, Empfindungen zu Gedanken und unfruchtbare Gedanken laſſen ſie Handlungen gebären. Unmögliche, mißgeſtaltete Ungeheuer von Geſchichten laſſen ſie geſchehen, und ſie vergeſſen, daß, wenn im Leben auch das Unwahrſcheinlichſte zuweilen wirklich wird, es doch auf der Bühne nie geſchehen darf. Und gelingt es ja einmal einem dramatiſchen Dichter, das wirkliche, gelebte Leben ſchön und wahr darzuſtellen, läugnet er es ab, opfert ſeinen Künſtlerruhm ſeiner Ruhe auf, und ſagt:

> Bemüht euch nicht, im Buche der Geſchichte
> Der Quelle meines Liedes nachzuſpüren:
> Die Wirklichkeit taugt ſelten zum Gedichte.

Es ſey Alles erfunden, Alles gelogen, er habe an Nichts dabei gedacht, das Stoffloſe ſey der ächte Stoff für ein Drama, und an Nichts zu denken, das ſey die rechte Art, eine Tragödie zu ſchreiben! denn

> Was niemals war, das iſt zu allen Zeiten.

Mit dem franzöſiſchen Drama hat die Kritik freilich auch ihre große Noth und Langeweile; aber der Zuſchauer nie. Iſt es kein Trauerſpiel, iſt es kein Luſtſpiel, ſo iſt es doch wenigſtens eine Zeitung von den Ereigniſſen des Tages, an denen Jeder Theil nimmt. Man weint oder lacht, pfeift oder klatſcht, man macht Lärm und hat ſeine Freude daran. Wenn aber dem deutſchen Drama der Kunſtwerth mangelt, mangelt ihm Alles. Nur der einzige Kotzebue hat den Verſtand gehabt, ſeinen Schauſpielen, die ſich alle gleichen, wenigſtens den Kalendernamen des Tages zu geben, und er hat damit gewirkt. Es iſt ganz zum verzweifeln, daß der Deutſche mit der Temperatur der Jahrszeiten nie im Einklange ſteht. Im Winter geht ſeine Seele nackt, im Sommer trägt ſie einen Pelz. Im Kriege iſt er politiſch und ſpricht nicht von Politik, während dem Frieden theilt er die Welt aus. Er ſchreibt Bücher über den Haushalt der Athener; um den Haushalt der Oeſtreicher, welchen er ſein Geld anvertraut, bekümmert er ſich nicht. Eine Berliner Akademie hält am Geburtstage des großen Friederichs eine Vorleſung über die Infiniteſimalrechnung, und es wäre doch wahrhaftig zeitgemäßer, wohlthätiger und patriotiſcher, zur Feier eines ſolchen Tages eine Vorleſung über den deutſchen Fürſtenbund zu halten. Engländer und Franzoſen walzen mit der Zeit, der Deutſche tanzt einen Menuet mit ihr. Sie ſind ſich immer entgegen, der Chapeau ſteht oben, die Dame unten; ſie entfernen ſich von einander und ſehen ſich dabei ſchief an, und wenn ſie ſich begegnen, reichen ſie ſich die Hände, aber mehr zum Adieu, als zum Willkommen. Will ja einmal ein Deutſcher der Zeit die Hand küſſen, benimmt er ſich ſo ungeſchickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer That die Farbe der Empfindung geben, das vermögen ſie nicht. Dem Zechbruder Leſſing errichten ſie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fuld werden ſie wahrſcheinlich ein Schauſpielhaus bauen. Luther zum Andenken — Luther und ein Andenken! Es kommt noch dazu, daß ſie dem lieben Gott eines ſetzen — wollten ſie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelhaus gründen, und Göthe ſollte in ſeiner Vaterſtadt einen Tempel der Veſta haben; er war ſchon in Kupfer geſtochen. Können die dramatiſchen Dichter beſſer ſeyn? Und wären ſie es, und ſpielten ſie aus dem Tone der Zeit, es würde nichts helfen. In Tyrol iſt Immermanns Trauerſpiel von Tyrol, wie uns Heine erzählt, ſelbſt zum Leſen verboten. Iſt ganz recht; die Tyroler könnten das Jodeln darüber verlernen und die guten Wiener hätten ein Vergnügen weniger. Kein Schauſpieldirector denkt daran, unter den Tauſenden von Stücken eines zu wählen, das für den Tag paßt. Doch ja, in den erſten Wintertagen ſpielen ſie überall den Graf Benjowsky, weil eine Schnee-Dekoration darin vorkommt. Das iſt aber auch die ganze Huldigung, die man dem Geiſte der Zeit bringt. Das Volk iſt nicht beſſer. Denkt denn Einer bei Raupachs Rafaele an die Griechen? Neulich war ich ein Narr. Ich ſah Leſſings Minna von Barnhelm aufführen. Darin ſagt der Wachtmeiſter Werner: „Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären.“ Varna war gerade an die Ruſſen übergegangen, und ich dachte: Jetzt geht der Lärm los!.. O, mein Gott! kein Goldfingerchen hat ſich gerührt. Ja es war ſtiller als vorher; es ſchien, als hätte der Athem des ganzen Hauſes gefürchtet, irgend eine Theilnahme zu verrathen. Dieſes geſchah freilich in Hannover: aber Hannover iſt nur der Titel des Landes; ganz Deutſchland iſt hannövriſch. Der Teufel mag Comödien ſchreiben für ſolche Menſchen.

Ich wollte, daß ich auch ſagen könnte: wer mag vor ſolchen Menſchen ſpielen! Aber, warum nicht gut ſpielen? Das Drama ſey, wie es wolle, der Zuſchauer ſey, wie er wolle, gut ſpielen iſt immer möglich, und wird immer empfunden und mit Dank aufgenommen. Vielleicht kann man den niederen Stand der deutſchen Schauſpielkunſt erklären, aber zu entſchuldigen iſt er gewiß nicht. Und wenn man die zwanzig guten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die Deutſchland vielleicht hat, verſammelte und ſie auf einer Bühne, im nämlichen Stücke, auftreten ließe, es würde doch nicht gut geſpielt werden. Jeder bekümmert ſich nur um ſeine Rolle, Keiner um das Ganze, Keiner um die Rolle des Mitſpielenden. Warum ſind die Orcheſter gewöhnlich gut, ob zwar deren Mitglieder gewiß nicht alle Künſtler ſind, die fühlen und verſtehen, was ſie vortragen? Es kommt daher, weil ſie in Ordnung gehalten werden, weil ſie aus einem Takte, einem Tone ſpielen. Könnte man die Schauſpieler nicht auf gleiche Weiſe leiten?

Könnte man ihnen nicht Ton, Takt, Temperatur vorſchreiben? Könnte nicht der Regiſſeur hinter den Couliſſen mit einem Stäbchen kommandiren und das Zeichen geben, wenn geſchrieen oder geliſpelt, langſam oder geſchwind geſprochen, wenn der Kopf hängen oder ſich gerade halten, der rechte oder der linke Arm ſich bewegen ſoll? Die Schauſpieler verſtehen gewöhnlich das Stück und ihre Rolle nicht. Gebt ihnen Shakſpeare's Hamlet, und ſie machen aus Hamlet einen Helden, aus dem Könige einen Schuft, aus Polonius einen Einfaltspinſel und Ophelia zur Schwärmerin. Man ſollte bei jedem Theater einen Dramaturgen anſtellen, der jedes neue Stück und die einzelnen Rollen darin den Schauſpielern kritiſch erläuterte. Die Beſſern unter ihnen würden dadurch belehrt und ausgebildet, und bei denen von minderer Faſſungskraft wenigſtens das gewonnen werden, daß ſie den Bau und Zuſammenhang des neuen Stücks, daß ſie es räumlich kennen lernten. Das wäre ſchon Vortheil genug. Man hat mir von Schauſpielern erzählt, die ſchon zwanzig Jahre in einem Stücke aufgetreten ſind, ohne deſſen Ausgang zu kennen, weil ſie lange vor demſelben abzutreten haben, und ſie immer, die Zeit nicht zu verlieren, gleich in das Weinhaus gingen... Warum keine Theaterſchule?.. Doch das würde uns hier zu weit ablenken.

Ich habe auch einige Bemerkungen über ſchauſpieleriſche Darſtellungen — jedoch ohne Namen zu wiederholen — aus alten Blättern, in dieſe Sammlung aufgenommen. Es geſchah der Buße wegen; denn wahrlich, wenn ich an meine ehemaligen Beurtheilungen der Schauſpieler mich erinnere, möchte ich Aſche auf mein Haupt ſtreuen und meine Kleider zerreißen. Ich habe jenen guten Menſchen ſehr wehe gethan. Die Beurtheilungen bezogen ſich alle auf die Bühne meines Wohnorts. Ich war damals noch fremd in der Theaterwelt, ſah, daß ſchlecht geſpielt wurde, und dachte, das wäre unſerer Bühne eigenthümlich. Das Repertoire fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das ſey allein bei uns ſo. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends beſſer ſey, ja an vielen Orten noch ſchlechter, als bei uns. Ich bitte darum die Herren und Damen, welchen ich einſt zu nahe getreten, herzlich um Verzeihung. Mein Urtheil war eine Art Kriegsgericht, es war ein Decimiren; ſie bekamen die böſen Würfel, aber hundert andere waren ſchuldiger, als ſie.

Mit gutem Vorbedachte habe ich an die Spitze meiner geſammelten Schriften dieſe dramaturgiſchen Blätter geſtellt. Sie ſind ihre Fouriere, ſie ſollen ihnen Quartier machen. O! Ich ſehe es ſchon im Geiſte: man wird an das Fenſter laufen, wenn ich vorüber gehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausſpannen. Was kann man Schöneres, was kann man Glorreicheres thun, als über Theater ſprechen und ſchreiben? Wenn der Knabe die Schule verläßt, ſpricht und ſchreibt er von den Leiſtungen unſerer Schauſpieler; dann bekommt er die Toga, und der deutſche Bürger iſt fertig. Der Meſſager des Chambres, das Blatt der franzöſiſchen Regierung, hat am Schluſſe dieſes Jahres in ſeiner Ueberſicht der europäiſchen Politik unſeres Vaterlandes nicht mit einem Worte erwähnt. In dieſem Jahre ſoll das anders werden. Man wird von uns berichten: „In Deutſchland ſind im verfloſſenen Jahre zwei neue Bände Theaterkritiken erſchienen, und viele Dienſtjubilate ſind gefeiert worden.“ Vorigen Sommer im Bade, als mich mein Barbier zum erſtenmale unter ſeinem Meſſer hatte, brachte mir der Kellner einen Brief; jener ſchielte nach der Adreſſe, und gleich fühlte ich das Blut an meinem Geſichte herabrieſeln. „Gott, Gott! — ſprach der Menſch — Sie haben den ſchönen Aufſatz von der Sonntag geſchrieben? Wir haben uns bald buckelig darüber gelacht.“ Vor Ueberraſchung und aus reiner Hochachtung hatte er mir einen Schnitt gegeben. Wäre ich gar der Vater der großen Sonntag geweſen und die Adreſſe hätte es ihm entdeckt, ich lebte nicht mehr, er hätte mir aus Ehrfurcht den Hals abgeſchnitten. Geht nun, geht! Ergötzt die Barbierer und die Barbierten und macht mir Ruhm.

Hannover, im Januar 1829.

☞ Die zwiſchen den beiden Zeichen • • eingeſchloſſenen Stellen der gegenwärtigen dritten Ausgabe der geſammelten Schriften ſind Ergänzungen, entnommen aus denſelben Aufſätzen des Verfaſſers, wie ſolche urſprünglich in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Die Leibeigenen,

oder

Iſidor und Olga.

Trauerſpiel von Raupach.

. Ein Trauerſpiel ohne Böſewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerſpiel. Es gefällt mir ungemein, und ich würde es ſehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker iſt nur Richter, nicht Geſetzgeber; er darf nicht ſeiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie fragt: wo iſt hier der Abſcheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und es iſt wahr, in Iſidor und Olga findet man nicht **eine** abſcheuliche Seele. Der Dichter hat es gemacht, wie eine Mutter, die den böſen Tiſch ſchlägt, woran ſich ihr Kind geſtoßen. Aber der Tiſch iſt von Holz und unempfindlich, und der Staat iſt noch unempfindlicher als Holz. Der Held des Trauerſpiels iſt kein Weſen von Fleiſch und Blut, er iſt ein Geſpenſt, ein Prinzip, ein politiſches Prinzip, ... Nun, wenn auch, was liegt daran? Duldet ihr kein politiſches Drama, ſo nennt es eine dramatiſche Politik. Hätte Montesquieu ſeinen Geiſt der Geſetze, Machiavelli ſeinen Fürſten dramatiſirt, hätten ſie geſucht, ihre Leſer zu ergötzen, zugleich indem ſie ſie belehrten, wäre es dann nicht um ſo beſſer geweſen? Aber den Kunſtkennern, den Kunſtrichtern, dieſen gottloſen Chineſen, gilt nur die Form. Sie haben Geiſter und Körper in Stände und Kaſten gebracht, und der Kaſten gibt ſeinem Inhalte den Werth, und bezeichnet ihn. Gott hat ſeine Schublade, und der Teufel hat ſeine Schublade, und iſt nur der Teufel ein rechter Teufel, dann iſt er ihnen ſo lieb als Gott. Der Himmel, den ſie nicht kennen, mag ihnen vergeben, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Ich aber habe dies Alles nur geſagt, um Gleichgeſinnten zu zeigen, daß ich Gutes von Böſem wohl zu unterſcheiden weiß, und daß ich beſſer bin, als meine Kritik ſeyn wird.

Iſidor, ein Maler, war der natürliche Sohn eines Fürſten, ſeine Mutter eine Leibeigene. Er wurde von ſeinem Vater mit gleicher Sorgfalt, wie der ſpäter geborene Sohn aus geſetzlicher Ehe erzogen. Den alten Fürſten hatte der Tod erreicht, ehe er das Kind ſeiner Liebe frei erklärt, und ſo blieb Iſidor Leibeigener vor dem Geſetze. Doch hatte ihn der Vater, ſterbend, ſeinem Sohne und Erben empfohlen. Deſſen bedurfte es kaum. Der junge Fürſt Walodimir war ſeinem Bruder mit zärtlicher Liebe zugethan, und er hatte gelernt ihn als ſeinen ältern achten. Iſidor, als er den Tod ſeines Vaters erfuhr, kehrte aus Italien, wo er der Kunſt gelebt, in die Heimath zurück. Der junge Fürſt empfing ihn brüderlich, brachte mit frohem und freiem Willen die vergeſſene Schuld des Vaters in Erinnerung, und es wurde heiter beſprochen, wie der Erbe ſich eilen werde, dieſe Schuld zu bezahlen. An die Güter des Fürſten grenzten die der jungen und ſchönen Gräfin Olga, in deren Adern das Blut der Zaare floß. Der Fürſt liebte ſie mit glühender Leidenſchaft; doch fand ſeine Liebe nur Freundſchaft zur Erwiederung. Die Gräfin Olga war kurze Zeit vor Iſidor aus Italien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Dort, unter blauem Himmel und in warmen Lüften, war ſie ſeine Kunſtſchülerin geweſen. Die Kunſt wohnt im Herzen. Wie nun glückliche Liebe ſo leicht errathen wird, als ſie ſich leicht verräth, entdeckte der junge Fürſt gleich in der erſten Unterredung, die er mit dem heimgekehrten Bruder hatte, daß dieſer ſein Nebenbuhler ſey. Der Funke der Zwietracht iſt entglommen; ein ſchadenfroher Wind — und er bricht in helle verderbliche Flammen aus. Der Wind kam, das Verderben folgte ihm.

Unter den unbeweglichen Gütern, die der alte Fürſt ſeinem Erben hinterlaſſen, war auch Oſſip, ein Leibeigener. Leibeigen war er, geiſteigen war er nicht. Ein Sclave iſt, dem die Freiheit abgehandelt, nicht der, dem ſie geraubt worden. Oſſip fühlte ſeine Niedrigkeit. Doch war er zu ſcharfſichtig, in ſeinem Verhältniſſe nur die Grauſamkeit bürgerlicher Einrichtungen zu erkennen; er ſah mehr, er erkannte deren Lächerlichkeit. Dieſes gab ihm den eiſernen Spott, womit er ſeinen Unmuth bewaffnete, den Unmuth, der nackt immer ſchwach und ſchwächend bleibt. Das Reich der freien Vernunft war ihm geſperrt, er ſuchte eine Freiſtätte im Reiche der freien Thorheit. Er ſpielte den Luſtigmacher. Er erzählte Geſchichten. An der Eiche der Macht rankte er ſich als Liſt hinauf, und ſie umſchlingend, ſog er ſie aus. So beherrſchte er ſeinen alten Gebieter, ſo wird er ſeinen neuen auch beherrſchen. Oſſip war ein achtungswerther Mann. Ihn adelte, was jeden Menſchen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt — ihn adelte der Schmerz der Erniedrigung. In den Jahren ſeiner Jugend liebte er Arinia, eine Leibeigene. Er forderte ſie von ſeinem Herrn zum Weibe, ſie ward ihm verſagt. Da vermählte er ſich mit ihr am Altare der Natur, hoffend, die Einwilligung des Menſchen werde ihm noch werden; doch ſie ward ihm nicht, ein Anderer bekam ſeine Geliebte zum Weibe. Darüber brach Arinia's Herz, ſie ſank in's Grab. Die Erinnerung dieſer gemordeten Liebe war die Fackel in Oſſips Leben, die es erhellte, erwärmte und verzehrte. Er rächte Arinia's Tod, indem er den alten Fürſten von jeder Gutthat abhielt, die ihm der Himmel als Buße hätte anrechnen können. Er verhinderte, daß Iſidor nicht frei erklärt wurde, was zu thun der Fürſt immer gewünſcht. So, indem er die Sünden der übermüthigen Macht vermehrte, beſtrafte er ſie.

Dieſen Oſſip wählte der Fürſt zum Vertrauten ſeiner

Liebe und ſeiner Eiferſucht, und öffnete dem erbarmungsloſen Knechte zwei Thore, durch die er in das ſchwache, wehrloſe Herz ſeines Herrn eindringen konnte. Wie wird Oſſip dieſem Vertrauen entſprechen? Er rühmte ſich frohlockend im Stillen, daß es ihm noch immer gelungen, ſo oft der Todestag Arinia's zurückkehrte, ſeinem verſtorbenen Gebieter einen Becher mit Galle einzuſchenken. Auch jetzt murmelt er: „Es ſoll kein Glück einkehren in das Haus, wo ſie das Herz meines Weibes brachen.“ Ihm ward der Auftrag, in dem Hauſe der Gräfin zu erforſchen, welches Verhältniß ſey zwiſchen Iſidor und Olga. Dieſes zu erfahren war leicht. Oſſip hinterbrachte ſeinem Herrn, daß Iſidor und Olga ſich liebten, und daß die Liebe ſchon alt ſey und tiefe Wurzeln habe. Der Fürſt — wenn die Großen ſündigen, behalten ſie den Vortheil der Sünde für ſich allein, die Schuld aber wälzen ſie ihren Untergebenen zu, indem ſie ſich rathen laſſen, was ihnen zu thun gelüſtet — der Fürſt forderte Oſſips Rath. Dieſer bemerkte: Iſidor ſey ja Leibeigener, und wenn ihm der Freibrief verſagt würde, könnte Olga nie die Seinige werden. Der Fürſt läßt ſeinen Bruder rufen, geſteht ihm ſeine Liebe, und auch, daß er um die ſeinige wiſſe, und bittet ihn, der Gräfin Olga zu entſagen. Iſidor weist dieſe Forderung ruhig, doch entſchieden zurück, und als ihn der Fürſt tückiſch daran erinnerte, daß er Leibeigener ſey, traf ihn dieſer Donner zwar, doch er ſchreckte ihn nicht. Der hülfsbedürftige Fürſt, da er ſeinen Bruder unerſchütterlich fand, nahm abermals ſeine Zuflucht zu Oſſips Weisheit. Oſſip gab ihm den Rath, Iſidor als ſeinen Knecht zu behandeln, ihn in Livree zu kleiden, und ſo, indem er ihn entehrte, die Scheidewand zwiſchen ihm und Olga unüberſteiglich zu machen. Der Fürſt folgte der Stimme ſeiner Leidenſchaft, die ihm aus Oſſips Munde rief. Er zwang ſeinen Bruder, ein Jägerkleid anzuziehen, und bei einem Mahle, wozu er Olga geladen, aufzuwarten. Iſidor, von ſeiner Geliebten beſchwichtigt und berathen, ſuchte ſich zu faſſen und durch Lenken der Klippe auszuweichen. Aber der Sturm ſeines Innern war zu heftig, er ward zu ſehr gereizt. Er ſollte Wein einſchenken, Zorn und Schaam machten ihn ungeſchickt, er verſchüttete den Wein. Der Fürſt fiel über ihn her und mißhandelte ihn; Iſidor zog das Waidmeſſer gegen ſeinen Herrn und Bruder. Er wurde gefeſſelt und in den Kerker geworfen. Nichts kann ihn retten, denn — wie Oſſip ſagt: Gott iſt hoch und der Zaar iſt weit. Er war dem Geſetze heimgefallen, das ſolche That eines Leibeigenen mit Brandmarkung und Lebendigbegraben in den Bergwerken beſtrafte. Olga that fruchtloſe Schritte, ihren Freund zu retten. Nur eine Hülfe blieb ihr. Der Fürſt forderte ihre Hand am Altare, und um dieſen Preis verſprach er Iſidors Freiheit. Olga brachte dieſes Opfer, vermählte ſich mit dem Fürſten, und Iſidor ward befreit aus dem Kerker und von der Leibeigenſchaft. Als er aber das Opfer erfuhr, dem er ſeine Rettung verdankte, entfloh ihm die

Freude und die Ruhe ſeines Lebens. Ihn dürſtete es nach Blut, und wäre es auch ſein eigenes. Er ging bewaffnet zum Fürſten und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Fürſt ſtellte ſich, die Brüder zielten zu gleicher Zeit, trafen ſich tödtlich und ſanken beide. Oſſip war gegenwärtig, er weihte dieſes Opfer der Rachegöttin; der Tag, an dem die grauſenvolle That geſchehen, war wieder der Todestag Arinia's. Olga erhielt ſich aufrecht in ihrem Schmerze, und that, was einzig geſchehen konnte, den Himmel über ſolche blutige Menſchenſchuld zu verſöhnen — ſie machte alle ihre Leibeigenen frei.

Die Gräfin Olga, indem ſie den Theil des Verbrechens gegen die Natur, der auf ihr gelaſtet, von ſich abgewälzt, indem ſie auf ihren Gütern die Leibeigenſchaft aufgehoben, hat gewußt, worauf es hier ankam, aber der Dichter hat es nicht verſtanden. Er hat die Forderungen nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen — ich will nicht ſagen berechtigt — aber gewohnt iſt. Das Drama iſt ein Schlachtfeld, wo Zufall oder Schickſal den Sieg entſcheiden: jener im Luſtſpiele, dieſes im Trauerſpiele. Wir ſind Zuſchauer dieſes Kampfes, wir ſehen hier das Recht, dort die Gewalt, wir ſchenken dem Sieger unſere Bewunderung, dem Beſiegten unſere Thränen. Doch unſer Gefühl, wie es auch aufgeregt worden, freudig oder traurig es wird nicht aufgeregt, wenn es nicht ein Kampf zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Der Himmel lenke die Schlacht, doch er theile ſie nicht;

der Menſch iſt ſein Werkzeug, er kämpfe für ihn. Doch in Iſidor und Olga ſehen wir Menſchen auf der einen Seite, und den Feind auf der andern ſehen wir nicht. Der Fürſt, Iſidor, Olga und Oſſip ſtehen nicht feindlich gegen einander über, ſie ſind Kampfgenoſſen. Ihnen gegenüber ſteht eine Mauer, kalt und todt, und an dieſer Mauer werden weiche Menſchenſchädel zerquetſcht. Der Fürſt, ſo wie Iſidor, fällt als Opfer der Leibeigenſchaft. Es heißt von ihm: er ſey

Ein edler Menſch in guter Stunde,
Doch iſt er Unterthan dem heißen Blut —

aber dieſes heiße Blut iſt ſein Mißgeſchick, nicht ſein Verbrechen. Der Strom der Macht, der ihm die Adern überſchwellte, quoll nicht frei aus ſeinem Herzen, er ſtürzte unlenkſam von der Höhe ſeiner Ahnen zu ihm herab. Der Fürſt liebt Olga und macht ſie unglücklich; aber es iſt nicht die Schuld des Löwen, daß ſeine Freundlichkeit ſo verderblich iſt; die Natur gab ihm übermächtige Glieder, und er muß zerfleiſchen, wenn er liebkoſen will. Iſidor, „von einem geiſtigen Muttermaal entſtellt“, war beſiegt ehe er den Kampf begann. Iſt Oſſip ein Verbrecher? Nein; ja wir bedenken uns nicht, die geweihte goldene Roſe des Mitleids ihm zu ſchenken. Oſſip iſt beweinenswerth, daß er geſiegt, beweinenswerther, daß er ſiegen mußte. Er konnte nicht untergehen, er iſt nur eine Sache, todtes Geſtein, er kann nicht ſterben, er kann nur verwittern. Alle fallen als Opfer der Leibeigenſchaft, aber dieſer Kampf mit der Rabuliſterei tückiſcher Geſetze iſt kein guter Stoff für dramatiſche Gebilde, ſo oft er auch dazu verwendet worden. Doch wollen wir dieſes nicht dem Dichter zum Vorwurfe machen, es iſt die Schwäche ſeiner Zeit. Das Drama iſt Abbild des Lebens, und iſt das Leben klein, iſt die Kunſt es auch. Man täuſche ſich nicht. Es geſchah, es geſchieht Großes in unſern Tagen, aber es iſt ein Kampf der Elemente, nicht ein Kampf geſchaffener, fertiger, freier Weſen. Die Menſchheit iſt groß und die Menſchen ſind klein. Unſer Leben iſt ein Schachſpiel. Der Schauplatz iſt von Holz, in abgemeſſene Felder eingetheilt, die weiß oder ſchwarz gefärbt. Die Figuren ſind auch von Holz, ſtehen, wie es herkömmlich iſt, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunklem oder hellem Felde. Sie gehen nicht, ſie werden gezogen, auch wie es vorgeſchrieben; der eine macht kleine, der andere macht große Schritte, dieſer geht gerade, jener krumm, und treffen ſie ſich, dann ſchlagen ſie ſich. Und wofür ſtreiten ſie? Für den König. Und alle, die geblieben, werden nicht gezählt, der Sieg iſt dort, wo der König übrig geblieben. Und was iſt der König? ein hölzern Ding, wie Alle.... Daraus läßt ſich nichts vernünftiges machen; höchſtens ein Luſtſpiel.

II.

Der Lorbeerkranz.

Schauſpiel von Ziegler.

* Das Ding da iſt gar zu arg, und nach der Glückſeligkeit, es nicht geſehen zu haben, gibt es keine größere, als es nicht geleſen zu haben. Wer auch an eine beſtändige Fortſchreitung der Menſchheit nicht glaubt, wird doch wenigſtens die im Abgeſchmackten eingeſtehen müſſen. Ich will Euch dieſe Weltgeſchichte etwas erzählen. *

Ein junger, und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſehr hoffnungsvoller Erbprinz findet die Tochter ſeines Oberſten ſchön. Mitten in einer Schlacht fällt dieſes unſerer Heldenſeele ein, und da erobert ſie eine feindliche Fahne, um ſich galant zu beweiſen. Einige Tage nach ſeiner Rückkehr in's Standquartier wird ihm, im Namen des Fräulein Oberſt ein Lorbeerkranz verſtohlen und ſchaamhaft überbracht. Man iſt nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeiſter, findet den verhängnißvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eiferſüchtig und toll darüber, und ſteckt ihn ein, die Treuloſe damit zu überführen

Das arme Kind wußte gar nichts von dem botaniſch-erotiſch-martialiſchen Geſchenke, das ſie dem Prinzen zugeſchickt haben ſolle; es war ihre leibliche Couſine, die ihr, um ſie mit ihrem Verlobten, den ſie ſelbſt liebte, zu entzweien, dieſen Strich geſpielt hatte. Auf dieſe Weiſe wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur Spieß- und Wünſchelruthe. Einiges wird dabei geweint, Einiges damit ſoldatiſch gefuchtelt, und Einiges, von des fürſtlichen Gemüthes verborgenen Schätzen, wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht alles gut, und man heirathet.

Herr Ziegler, ein großer Menſchenkenner, iſt dabei der allerunterthänigſte Knecht, der ſich nur denken läßt. Manchmal kommt er ſo in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der Allerhöchſten Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen laſſen ſolle, daß man ſich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht ſich gegen ſeinen Oberſten, der ſich genöthigt ſieht, ihm, „mit erhabenem, warnenden Tone,“ den Degen abzufordern, und Arreſt aufzulegen. Der junge Menſch gehorcht. Darüber wird der Oberſt dermaßen gerührt, daß er ausruft: „O warum wird er nicht Herr der Welt!“ Wir bedanken uns dafür, Herr Oberſt. Es iſt uns zwar gleichgültig, wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürſt iſt; aber wir wollen keinen Univerſalmonarchen, wir wollen, wenn wir uns wund gelegen, es auf einer andern Seite verſuchen. — Das Stück endet mit den Worten: „So lernen Sie jetzt, daß — Damen und Lorbeerkränze von jeher alle Leiden über die Menſchen brachten, und damit abgethan." Für Euch, Verehrteſte, ſind die Leiden, welche dieſer Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan, aber für einen geplagten Kritiker geht die Pein dann erſt recht an, denn der muß das Stück auch noch leſen. Was ich auf dieſer Wanderung durch die dürre Wüſte erduldet und entbehrt, und meine Schwermuth, will ich Keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beſchreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überraſcht, wo ich mich ausruhte und es mir wohl ſeyn ließ. Mit dieſer Ergötzung hat es folgende Bewandtniß. Herr Ziegler, der ein Schauſpieler iſt, ſucht ſeinen Leidens- und Kunſtbrüdern ihr ſaures Leben ſo viel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen ſeinen Stücken die ſchöne Weiſe, daß er genau bemerkt, mit welchem Affekte jedes Wort nicht allein geſagt werden müſſe, ſondern auch mit welchem es nicht geſagt werden müſſe. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satyre, nicht verlegen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Perſon nichts zu ſprechen habe, dann ſteht in Klammern: (ſchweigt). Vermittelſt dieſer vortrefflichen Schreibart hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken ſo deutlich wachſen, daß man erſtaunt. Die Temperatur der Affekte wechſelt aber ſo oft und ſchnell, daß ein Schauſpieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes ſeyn müßte. Zwiſchen dem Aequator und dem Nordpole der Leidenſchaft liegt manchmal nur ein einziges ſchmales Wort. Ich möchte den mimiſchen Furioſo ſehen, der dieſe Seiltänzerſprünge der Empfindung ausführt, ohne daß ſein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affektmuſtern, die im Lorbeerkranze nur allein der Prinz und Amalia auszukramen haben, iſt vielleicht willkommen, zur beliebigen Auswahl.

Der Prinz, iſt, oder ſpricht, oder thut... höflich — kalt, 2mal — warm — zärtlich — ernſt — zögernd — ohne Wichtigkeit — ſeufzt, 2mal — ſchwermüthig, 2mal — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmuth — zerſtreut — ableitend — feurig, doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2mal — verlegen, 2mal — ängſtlich — verloren — ſchnell aus Angſt — leichter, freundlich, freundſchaftlich, (folgen nach einander, nur durch ein einziges Wort geſchieden) — erſchrickt — wie vernichtet — heftiger — ſtolz — heftig, 5mal, (die Comparative und Superlative ungerechnet) — wichtig — drohend, 2mal — triumphirend — ſtark — zerſtreut — wird ruhiger — unwillig — herabgeſtimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironiſch — ernſt — weich — ſchnell — geſpannt — ohne zu erſchrecken.

Amalia, iſt, oder ſpricht, oder thut.... naiv — mit Theilnahme — geht ängſtlich umher — läuft ab — ohne Satyre — ſchweigt und arbeitet — abbrechend — etwas verlegen, 3mal — herzlich — mit Grazie und Liebe

— beklemmt — feierlich — ernſt — erſchrocken, 4mal — frappirt — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt ſich — geht in Geſpräch und Beſorgniß ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Koketterie — wankend — lacht, ernſt, (nur ein einziges Wort ſteht als ſpaniſche Wand dazwiſchen) — ängſtlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und ſchmerzlich — etwas erſchrocken — weinend, 3mal — bittend. — — —

Wer ſich mit einem heilſamen Ekel vor dem roth angeſtrichenen Soldatenſpiele der Menſchenkinder gern anfüllen möchte, der ſehe dieſen Lorbeerkranz. Alle männliche Perſonen darin ſind Soldaten; es geht zu, wie in einer Wachtſtube. Da werden die abgeſchmackteſten Poſſen mit der größten Ernſthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kommt ein anderer Menſch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenſchirmdach, und ſagt — daß er nichts zu ſagen habe. Der Oberſt ſtellt eine Schildwache vor ſeiner Tochter Zimmer, um deren Unſchuld gegen den ſturmlaufenden Prinzen zu vertheidigen. Martialiſche Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major, wegen Dienſtvergehen, in eine Feſtung ſperren laſſen; alles iſt zum Tode erſchrocken. Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Feſtung wird die Geliebte verſtanden, deren Arme, als die Balken der Zugbrücke, ſich wirklich in Bewegung ſetzen, um den Gefangenen einzulaſſen. Die große Lehre dieſer hohen Tragödie lautet wie folgt: „Subordination iſt ein großes

Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand, und ſprengt die ſtarken Bande der Natur wie dünne Fäden ab!“

* Nur wer das Stück geleſen hat, kann wiſſen, daß es nicht blos heißt, der Lorbeerkranz, ſondern auch: oder die Macht der Geſetze. Sinn gibt Wort und Wort gibt Sinn. Sobald mir dieſer Name zu Geſichte kam, war es faſt unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauern wieder in mir rege werden ſollte, das ich ſchon längſt gefühlt, darüber nämlich, daß die Macht der Geſetze ſich nur auf beſtrafen, aber nicht auf belohnen erſtrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in mediziniſch-polizeilicher Rückſicht, will ich auch ferner verſchweigen, bis auf einen, der bedeutend iſt. Es bleibt doch ſehr auffallend, daß in Caroli und Neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen, alle, auch die ſanfteſten Lebensverkürzungen, ſtreng beſtraft werden, aber keine einzige Geſetzgebung Lebensverlängerungen zu belohnen verſpricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftſtellern, die durch verurſachte Langeweile den Zeitmördern das Gleichgewicht halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, iſt unvernünftig; denn jene Wohlthäter der Menſchheit ſtreben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm, lebenslänglich, einige Stunden des Tages, ſeine eigenen Schauſpiele vorleſe, ohne auf ſein beſcheidenes Ausweichen Rückſicht zu nehmen. —

Madame ***, Gräfin Joſepha, weinte aus dem

Stegreiſe. Floſſen die Thränen den Zuſchauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn dieſe waren beweinenswerth: floſſen ſie aber ihr ſelbſt, ſo iſt ſie mehr wegen ihrer Troſtloſigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. ***, es iſt wahr, wird vom Publikum ſchonungsloſer, als billig iſt, behandelt. Allein ſo iſt die Welt nun einmal, in großen und in kleinen Dingen, daß ſie alle Gegenſtände ihres Haſſes oder ihrer Neigung gern auf den Kopf eines Menſchen häuft, damit ſie jene mit einer einzigen Umarmung liebkoſen, dieſe mit einem einzigen Dolchſtoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was ſeit dreißig Jahren von unzähligen Menſchen begangen worden, ſchnell und bequem bezeichnen, ſo ſpricht man das Wort Bonaparte aus. Sollen unſere beſſeren Tage, und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden, ſo nennt man andere Namen. Weder hat jener allein alles Böſe, noch haben dieſe zuſammen alles Gute gethan. Sie waren die ſich ablöſenden Waiſenknaben, die das Lottorad der Zeit umgedreht, um Nieten oder Gewinnſte herauszuziehen. Ebenſo hat jede Bühne einen Sündenbock, der, außer für ſeine eigne, auch noch für die Fehler Anderer ausgezíſcht wird. Mad. *** iſt die Sündenziege der unſrigen. Sie ſey klug wie Cäſar, und wolle lieber die erſte Schauſpielerin in Arheiligen, als die zweite in Frankfurt ſeyn. —

III.

Saul.

Tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet.

Von einer franzöſiſchen Tragödie läßt ſich nicht viel Gutes ſagen; aber Schlechtes noch weniger. Erſtens bilden die dichten Reime eine Art von Palliſaden, welche die Unterſuchung abhalten, genau zu erforſchen, was eigentlich dahinter iſt. Dann geben dieſe Reime auch dem ernſthafteſten dramatiſchen Gedichte etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper iſt das gut genug. Endlich haben die Unglückſeligen ſo viel Geſchmack, und wer je nach friſch geſchnittenen Nägeln mit den Fingerſpitzen über geſchornen Sammt gefahren iſt, der weiß, was das iſt, der gute Geſchmack der Franzoſen! Einen Splitter, der uns etwas weniges die Finger blutig ritzte, nähmen wir als eine Erquickung an; aber ſie wird uns nicht, dieſe Erquickung. Wie könnte auch unter einem Volke, das eigentlich ein Weibervolk iſt — denn die Franzoſen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geſchlechts — das weder Gott kennt, noch die geiſtige Natur der Dinge, das nichts weiß von der überirdiſchen und unterirdiſchen Welt, und nie mehr geſehen als den ſandbeſtreuten Weg, auf dem es ſpazieren geht — wie könnte unter einem ſolchen Volke eine gute Tragödie zu Stande kommen! Man betrachte Racine, dieſen ächt klaſſiſchen, dieſen höchſt franzöſiſchen dramatiſchen Dichter der Franzoſen. In welcher kurzſichtigen Weltanſchauung iſt er feſtgeblendet! Er hat ſich Himmel und Erde ganz bequemlich in eine Nuß gebracht, deren grüne, bittere Schale ihm die Welt iſt, deren harte Holzſchale Paris, und deren eßbarer Kern Verſailles. Und gleichviel, ob ſeine Geſchichten vor oder nach der Sündfluth ſich ereignen, ob ſie in Rom, Karthago, Griechenland, Konſtantinopel oder Jeruſalem geſchehen — Verſailles iſt zu jeder Zeit und überall, und Racine's Halbgötter, im höchſten Rauſche ihrer Begeiſterung, wiſſen nichts Erhabeneres zu denken, als: **La Cour, la Ville et l'Univers!** Der arme Racine! Mußte er ſeinen gediegenen Geiſt in lächerliches Filigran ausſpinnen; in England, und in unſern Tagen überall, außer Frankreich, wäre er etwas Beſſeres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht, denn da iſt es noch ſchlimmer als ſonſt. Racine betete wenigſtens Ludwig XIV. an, und daran iſt gelegen, daß man religiös ſey, gleichviel, welche Religion man habe, daß man nicht für ſeinen eigenen Leib, daß man für irgend ein Gedankenbild lebe und ſterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzoſen lieben nichts, als ſich allein. Die Royaliſten treiben mit dem bedrängten

Hofe einen ſchändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Inſtitutionen und Pandekten ihres Freiheitsrechts, wie Profeſſoren — der Lehre willen, nicht, ſie anzuwenden.

Schwache dramatiſche Dichter thun wohl, ſich ſtarke hiſtoriſche Perſonen zum Gegenſtande zu wählen; der Leſer verwechſelt oft die Natur mit der Kunſt, die Geſchichte mit dem Drama, und letzteres müßte ſehr ſchwach ſeyn, wenn es nicht wenigſtens Galetti's Weltgeſchichte gleich käme. König Saul beſonders gibt einen guten Stoff: denn Könige, welche das Schickſal aus Setzlingen gezogen, eignen ſich beſſer zu dramatiſchen Dichtungen, als durch Saamen fortgepflanzte — die Legitimität iſt eine Göttin, aber keine von dem Geſchlechte der Muſen. Herr Soumet wußte aber nicht recht, was er mit ſeinem Saul machen ſollte, und daher weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was ſie ihm vorhalten ſoll. Dieſer Saul iſt verrückt, und weiß es, daß er's iſt; und nicht blos in ſeinen lichten Zwiſchenzeiten, ſondern während der Anfälle, iſt er ſich ſeines Wahnſinnes bewußt. Da liefert er denn von jenen Autopſychographien, die oft in dramatiſchen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch läſtert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Gräuel iſt, es anzuhören. Wenn ſich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer ſeiner dramatiſchen Perſonen ſo gottloſe Reden in den Mund zu legen, als Herr Soumet gethan, hätte ihm der Prokurator des Königs einen guten Prozeß angehängt. Aber Herr

Soumet iſt kein Lieberaler, und darum berückſichtigt man ſeine **Tendance**. Er iſt Privat-Bibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfaſſer eine Hofſtelle hat. Es wird ganz zur Unzeit darin chriſtlich gefrömmelt. Der Hirtenjunge David ſtellt ſich ſelbſt als Aſcendent des Chriſt dar, und wird bei jeder Gelegenheit als ſolcher geltend gemacht. Bei ſeinem erſten Auftreten ſagt er:

Betleem m'a vu naitre,
L'heureuse Betleem, d'un enfant glorieux
Dans l'avenir lointain berceau mysterieux.

Der Hoheprieſter Achimelech ſagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

David, toi qu'Israel appelle a sa defense,
Toi dont le tabernacle a protege l'enfance,
Par les mains du vieillard qui garde ses autels,
Dieu te benit lui meme entre tous les mortels;
Sa force est avec toi, sa gloire t'environne:
Il ne t'a point choisi sur les marches du trône,
Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,
Tout semblable a celui qui naitra de ton sang....

Saul will David umbringen laſſen. Jonathas und Achimelech bitten vergebens für ihn, Saul ſpricht:

Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive.

Achimelech.

Pour le salut du monde une autre croix s'eleve.

Saul.

Tout le sang de David au tien va se meler.

Achimelech.

Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystere.
Ce sang de rois en rois conserve sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir precieux
Par qui l'homme tombe s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf dieſe Weiſe werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachroniſtiſche Complimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den Juden einen Meſſias geweiſſagt, dieſes geſchah aber ſpäter, als das Reich zerfiel, die Regierung ſchlecht, das Volk verderbt, ruchlos, ſiech und des Heilandes bedürftig geworden. Zur Zeit Sauls und Davids aber war das jüdiſche Volk in ſeiner Entwicklung, und viel zu religiös, als daß es ſeinen Glauben mochte feiern laſſen, bis zur Erſcheinung des noch ungebornen Gottes.

Die Verſe des Herrn Soumet ſind übrigens kräftig genug, und zu Bonbons-Deviſen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kömmt in der ganzen Tragödie: „**la cour, Juda et l'univers**“ nicht ein einziges mal vor, ſo maleriſch das auch geweſen wäre — ein Vers, den Racine in jeder Scene angebracht hätte. Ein guter Anfang! Muth gefaßt! Wenn aber einſt die Franzoſen dahin gekommen ſeyn werden, ihren Racine abgeſchmackt zu finden, dann iſt es Zeit, eine Noahs-Arche zu bauen, die letzten Sprößlinge der lieben Vieh-Geſchlechter aus der demokratiſchen Sündfluth zu retten. Bis dieſes aber geſchieht, hat es keine Noth. Menſchen, welche Shakſpeare und Calderon lieben und begreifen, das ſind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meiſtern lernten ſie die Natur der göttlichen und menſchlichen Dinge klar durch und durch zu ſchauen, und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, ſind geborne Diplomaten und es läßt ſich mit ihnen unterhandeln.

IV.

Die Ahnfrau.

Trauerſpiel von Grillparzer.

O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?

Dieſe Worte der Königin Maria, könnte man ſie nicht dem Dichter zuwenden, der von den Mauern, zwiſchen welchen der menſchliche Wille gefangen ſitzt, alle Blüthen und Täuſchungen wegzieht, die ſie verhängen, und dem erſchrocknen Blicke die ſteile kalte Nothwendigkeit zur Anſchauung gibt? Warum aus unſerm ſüßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schickſal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, ſo oft iſt auch die dramatiſche Kunſt von ihrer Beſtimmung abgewichen, und der Tempel der Freude hat ſich in einen Tempel des Gottesdienſtes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Menſch, der in ſeinem Uebermuthe ſich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung, die ihn unauflöslich kettet, verehren lerne. Dort mag es gut ſeyn, daß dem vom Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen der allgemeine Blutlauf der Dinge, dem es folgen muß, aufgezeigt, und ihm für den Verluſt ſeiner Freiheit die Unſterblichkeit geboten werde. Aber wo der Menſch ſich menſchlich freuen ſoll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften ſchweben, die unter ſeinen Füßen liegende ſchmutzige Nothwendigkeit aus den Augen verlieren, und es zu vergeſſen ſuchen, daß ſie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies ſo oft nicht beachtet, und den Menſchen als Sclaven des Geſchickes dargeſtellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienſtliche Urſprung der dramatiſchen Kunſt in ihren Werken ſich herabgeerbt habe, und dann, daß ſolche Schickſalstragödien dennoch eine Art ſchmerzlicher Luſt gewähren, zeigt uns, wie es gleichviel ſey, ob eine rauhe oder eine ſanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß ſie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verſtattet, daß der Dichter den Menſchen der Macht des Schickſals unterwerfe, ſo darf dies doch nur in einem Kampfe der ſittlichen Freiheit gegen die *ſittliche* Nothwendigkeit, nicht in einem Widerſtreite jener gegen die Nothwendigkeit der *Naturgeſetze* dargeſtellt werden. Es mag die eigne Luſt in der *allgemeinen* Seligkeit untergehen, nie aber darf das beſondere Leben dem gemeinſchaftlichen *Tode* hingeopfert werden. Dies iſt in der Ahnfrau geſchehen, und das iſt ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Menſch, unzufrieden mit der Mitgift des Glückes, die ihm zu Theil geworden, ſich die Freuden anderer räuberiſch anmaßt, und das waltende Geſchick endlich den Verbrecher zur Wiedererſtattung zwingt, und ihn beſtraft, dann zeigt ſich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die ſittliche Freiheit des Einzelnen der ſittlichen Freiheit der Gemeinſchaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden ſeiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen ſoll, wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes, deſſen Bewegung ſie folgen, angeſehen werden; wo das verbrecheriſche Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geſchlechter fließt, und ſie verſauert, bis endlich die Ader durchgefreſſen iſt, und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Morde ausſtrömen; — wenn dem Schickſalskampfe ein ſolcher Ausgang gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geſchehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorſehung, ſondern die blinde Naturkraft ſiegen laſſen, und dieſer Streit zwiſchen ſittlicher Freiheit und maſſiver Nothwendigkeit, als zwiſchen ungleichen Waffen, iſt gemein und unkünſtleriſchen Stoffes.

Wenn zwiſchen Aufgang und Untergang, zwiſchen Quelle und Ausfluß, ſich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert, und wir mit unſern ſchwachen Sinnen das feine Geſpinnſt, das Urſache und Wirkung an einander bindet, überſehen, dann ſchreckt uns endlich am Ziele die täglich aber leiſe waltende Regel, als Schickſal, mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückiſche und rächende Macht, welche die Freuden der Menſchen zerſtöre, und ihre Schwäche ſchonungslos beſtrafe. Aber der Chriſt erkennt nur eine Allmacht voll Güte und verſöhnlicher Liebe. Nicht weil die chriſtliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geſchickes verbietet (es gibt keinen Zwang für das Gemüth), ſondern weil der Glaube der Chriſten in's Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unſre Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieſes ſo geſchieht, daß eine abgeſchmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann iſt nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, ſondern auch der Weg zum gewählten falſchen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu dieſem Trauerſpiele in der Abſicht ſagte, um ſich gegen empfangene Beſchuldigungen zu vertheidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moraliſche Zurechnung nicht auf.“ Allein wenn dieſes iſt, dann hätte die Tugend, nicht das böſe Geſchick, als ſiegreich dargeſtellt werden ſollen. Freiheit iſt nur vor einer That; ſobald ſie geſchehen, war ſie nothwendig. Eine verwirrende und trügeriſche Anſicht herrſcht im Leben wie in der Kunſt der Neuern. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Uebermacht des Geſchickes bekannt, ſie traten erſchüttert, aber nicht mit zerriſſenen Gefühlen, in's Leben zurück, und ſie lernten mit dem ihnen gewordenen Theile der Freiheit ſich begnügen. Die Bühne der Chriſten iſt eine Schule der Thorheit: die Tugend ſoll ſiegen und das Laſter ſiegt. Iſt der Wille frei und ſtark, warum unterliegt er? iſt er ſchwach, warum wird die Schwäche als Sünde angerechnet?.... Leidenſchaften?.... Ob wir dieſen, ob wir unſerem böſen Geſchicke unterlagen, es war der nämliche Kampf — das Schickſal hat uns beſiegt. Sobald ein Menſch mit ſich ſelbſt zerfällt, ſobald es ihm an Kraft gebricht, eine Leidenſchaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, iſt dieſer ſein feindlicher Theil zur Außenwelt übergetreten, hat ſich mit der großen Nothwendigkeit verbündet, und führt ſo den Krieg gegen den ſchwachen Ueberreſt der Selbſtſtändigkeit.

Das Geſpenſt, welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatiſchen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geiſtigen Daſeyns hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu dieſe ſinnliche Einkleidung, worüber Kinder erſchrecken und Erwachſene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft, vom Aberglauben vorgegaukelt, dargeſtellt werden, dann hätte eben, um den Urſprung ſolcher Erſcheinungen zu erklären, das Geſpenſt nicht den Blicken des kalten Zuſchauers ſichtbar gemacht, ſondern nur durch Worte und Geberden des geängſtigten Geiſterſehers verrathen werden dürfen, welche Erſcheinung ihm vorſchwebe. — —

Vorgehende, gegen die Tragödie gerichtete, Bemerkungen ſollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Anſicht der dramatiſchen Kunſt der Neuern herrſche, nicht den herrlichen und geiſtreichen Dichter ſollten ſie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl ſolcher dramatiſchen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeſchichten ledig würden, die wie Wanzen ſich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingeniſtet haben, gar nicht zu vertreiben ſind, und uns zur Verzweiflung bringen.

* Herr *** vom Leipziger Theater ſpielte als Gaſt den Jaromir, und gab uns einen ſeltenen, ja ſeltenen Genuß. Das iſt Kunſt! ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichthum künſtleriſcher Hülfen dazu, und es wird eine nicht geringe Kraft erfordert, um in dieſer Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauſpieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich ſtarker Leidenſchaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne, und er findet keine Zeit, ſich für die entſcheidenden Momente zu ſammeln. Den Kampf auf Tod und Leben ſeiner Gefühle gab uns Herr *** mit ergreifender Wahrheit. Dieſes Feuer, dieſe unauslöſchliche Glut der Leidenſchaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zuhörers für ſeine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der kalte, beſonnene Böſewicht bliebe ein Gegenſtand des Haſſes und Ekels. Herr *** zeigte im Vortrage der oft geſangartigen Verſe eine

große Mannichfaltigkeit einſchmeichelnder und ſtets angemeſſener Modulationen der Stimme. Sein Geberdenſpiel war manchmal zu reich. Nur die *großen* Bewegungen des Herzens müſſen ſich kund thun, doch darf nicht jeder Pulsſchlag der Empfindung durch Zeichen ſich kenntlich machen wollen. *

V.

Die Spieler.

Schauſpiel von Iffland.

Die Spielſucht auf die Bühne bringen? Man könnte eben ſo gut die Schwindſucht dramatiſiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, daß der junge Menſch nach einem Walzer ein Glas kaltes Waſſer trinkt, bis er ſeinen Geiſt aufgibt. Sagt mir, Ihr lieben Leute, wie ertragt Ihr es nur, auf der Bühne allen den oberflächlichen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darſtellen zu ſehen, die Ihr in eurem Hauſe ſo viel natürlicher habt? kein Geld, Schulden, nichts zu frühſtücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — ſind dieſes ſo ſeltene Erſcheinungen, daß man deren Anblick erſt erkaufen muß? Auf der Bühne ſoll der Menſch eine Stufe höher ſtehen, als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer ſpielten Fabeln und Göttergeſchichten darauf; wir, die weniger ſind, haben nicht nöthig, ſo hoch zu ſteigen: wir brauchen nur die wirklichen Menſchen der alten Völker darzuſtellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts Großes erfahren, und denen das furchtbare Schickſal, höchſtens unter der Geſtalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erſcheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unſerer Leidenſchaften kommen. Alſo doch Leidenſchaften? .... ja, aber Spielen iſt nur eine Schwäche. Was iſt der Menſchheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde ſey oder nicht? Was kann daraus Großes entſtehen? Oder meint Ihr, die Bühne ſoll eine Sittenſchule ſeyn? Erwachſenen iſt nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nöthig in's Schauſpielhaus zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielſucht ſtürze? — —

* Herr *** ſpielte den Baron Wallenfeld und zeigte, wie man zu einem ſchönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus ſchlechtem Sandſteine es formen könne. Es iſt nicht leicht, in dieſer Rolle die lüderliche Natur mit dem gehörigen Anſtande zu kleiden, ſo daß ſie weder zu eingehüllt noch in unverſchämter Nacktheit erſcheine. Gleich das erſte Auftreten des Herrn *** gab die Bürgſchaft eines verſtändigen und geübten Künſtlers. Auf dieſe und keine andere Weiſe kehrt man nach einer am Spieltiſche durchwachten Nacht, verſtimmt und ſchlaftrunken, nach Haus zurück. Eben ſo meiſterhaft wußte er die von Iffland flach behandelte Scene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunſch ſeines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenſpiel zu veredeln. Wohl am gelungenſten erſchien ſein Spiel, da er, mit den Erſtlingen ſeines Sünderlohns

bereichert, und weinluſtig zu den Seinigen kömmt. Hier war, wie es ſich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleier des Schicklichen überhängt. Den Rauſch wiſſen nur wenige Schauſpieler gehörig darzuſtellen, man ſollte gewöhnlich glauben, ſie wären in der That vom Weine voll.*

VI.

Die Veſtalin.

Oper von Spontini.

Wie angemeſſen einer römiſchen Herrlichkeit iſt dieſe Muſik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichthum. Daß nur die im Uebermaße neben einander gehäufte Schönheiten, die ſich wechſelſeitig überblenden, minder ſtörend wären! Ein ſo breiter Strom der Töne muß, weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felſenthal, ſeine Ruhe und Klarheit verlieren, ſchäumen, toſen und ſich wild überſtürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieſer Tondichtung Spontini's zum Vorwurfe gemacht wird. Die Inſtrumentirung iſt wahrhaft republikaniſch, es führen ſo viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß, wer Recht hat, oder wem die Macht gebührt. Iſt es auch wahr, was Einſichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieſer Muſik ſich dann erſt aufdecken, wenn, nach einem mehrmaligen Anhören derſelben, der Glanz und Reichthum der Töne ihr Verblendendes verloren haben, ſo bleiben ihr doch Einzelheiten, die kein Tadel berühren kann. — Wie ſo wohlthuend ſind die geſungenen

Recitative, wie freut man ſich des übeln Eindrucks geſprochener Reden, welche die dramatiſche Einheit in hundert Stücke zerſchneiden, und den Zuhörer in einen Concertſaal verſetzen, wenigſtens einmal überhoben zu ſeyn. — Der Hymnus der Veſtalinnen, womit der zweite Auftritt des erſten Akts beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Geſang beim Tempeldienſt der Römer, die ihre religiöſen Gefühle nicht ahnungsſchwer dem leeren blauen Himmel, ſondern freudevoll der ſichtbaren Natur zugewendet, im Style der chriſtlichen Kirchenmuſik gedichtet werden dürfe, wie es hier geſchehen? — Ich hatte einen Kenner um ſeinen kunſtgerechten Ausſpruch über die Veſtalin erſucht, und er verſagte es darum öffentlich davon zu ſprechen, weil ſein Urtheil viele empören würde. Das iſt eine ſchöne Huldigung der Natur vor der Kunſt, der Freiheit vor der Regel!

Die Tänze und Gefechte, welche dieſem Spiele eingeflochten ſind, machen unbeſonnen mit einem fremden Kunſtgenuſſe bekannt; denn ſie reizen die Begierde, ohne ſie zu befriedigen. Man ſollte ſich auf unſerer Bühne lieber gar nicht damit befaſſen. Daß ein einziges Mädchen zwiſchen ſechzehn Kriegsleuten durchhüpft, iſt wohl nicht anſtändig, und ſie vermag auch nicht, für ſich allein, den Gegenſatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Ueberhaupt iſt das Aeußere dieſer Oper mit einer Armſeligkeit ausgeſtattet, die ungemein ſtört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphſchachtel ſähe, worin Licinius herbeigeſchoben wird

35

Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch eine ſchäbige Buchbinderarbeit! Es iſt zum Erſtaunen, wie man ſich an alles gewöhnen kann!

VII.

Eliſe von Valberg.

Schauſpiel von Iffland.

Da drucken ſie unten am Zettel ſpöttiſch und ſchadenfroh hin: „Das Ende gegen 9 Uhr." Dreiſtündige Leiden, als wär dies nichts bei der Kürze des menſchlichen Lebens! Himmel, und man ſoll nicht toll werden? Wozu uns ein ſolches Schauſpiel von der flachſten Flachheit, von dem fadeſten Geſchmacke? Iſt es nicht als hätten darin Fürſt und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivetät und geziertes Weſen, nach des Dichters Willen mit einander wetteifern ſollen, wer von ihnen ſich am abgeſchmackteſten zeigen könne! Welch' ein Fürſt, der wie ein verliebter Perückenmacher ſich geberdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv' fürſtlichen Gemüths in ihm, wodurch die Leidenſchaft veredelt werden könne. Eine geſtrenge Obrigkeit ſollte gar nicht dulden, daß allerhöchſte Perſonen auf der Bühne ſo lächerlich gemacht werden. Ueberhaupt welches ausgedroſchne Stroh in der Handlung dieſes Stückes. Maitreſſengeſchichten! Weg damit. Mit ſolchen Lumpereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Conſtitutionen, rufen Stände zuſammen und ſchicken ſie nach Hauſe, und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldene Kotzebue iſt doch ſo übel nicht. —

Herr *** ſpielte den Fürſten, und wenn es ſeine Abſicht war, ſich über einen albernen Prinzen luſtig zu machen, dann iſt ihm dieſes gelungen. Ein unerträgliches Geſchrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinſte Leidenſchaftlichkeit in Stimme und Gebehrde konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr *** ſpielt nicht ſo ſtill weg, daß er nicht bemerkt würde, wie manche Andere; er macht Anſprüche rege und fordert die Beurtheilung mit ſtarker Stimme heraus. Höchſt tadelnswerth iſt es, daß er eine gewiſſe Bewegung mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt, und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitſche klatſcht, daß man zuſammenfährt vor Schrecken. Ein Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß, der ſchlägt in ſeinem Unmuthe mit der Hand nach ſeinem eigenen Kopfe, mächtige Fürſten aber ſchlagen damit nach fremden Köpfen. Dieſe Unterſcheidung iſt wohl zu merken. — Frau *** ſpielte die Fürſtin mit dem edelſten Anſtande. Da ſeht ihr zarte Weiblichkeit mit Herrſcherwürde gepaart; da ſeht Ihr ein gepreßtes Herz, das nicht ſeufzen darf, und lernet Fürſtengröße nicht beneiden; da erblickt Ihr die traurige Einſamkeit der Höhe. — Madame ***, Oberhofmeiſterin. So, ſo. Da die Reifröcke an keinem Hofe jetzt mehr getragen werden, hätte auch

Madame *** ſich nicht darin kleiden ſollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte ſie der Fürſtin faſt immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeiſterin ein unverzeihliches Vergehen. — Herr *** ſpielte den Hauptmann Wütting. Dieſer Künſtler wendet ſehr viele Mühe auf maleriſche Stellungen. Etwas wollen iſt ſchon gut; wer gleichgültig, ob er gefalle oder nicht, auf die Bühne tritt, iſt der ſchönen Beſtimmung, unſern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht werth. — Madame *** ſpielte Mamſell Seradini zu ſchwerfällig, zu tragiſch, erlaubte ſich eine zu vornehme Miene. Sie hätte ſchnippiſcher, leichter, tückiſcher ſein ſollen. „Ei, warum ſo ernſt heute, Mamſell Seradinchen?“ würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr *** machte den Leiblaquai Schmidt. Ich glaube, daß es nicht ſchicklich iſt, wenn ein Laquai ſich vor fürſtlichen Perſonen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr *** es gethan. Einem ſo untergeordneten Diener kommt es zu, die Befehle ſeines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch ich bin hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

VIII.

Der Bergſturz.

Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Alſo es bleibt dabei: in einem Singſpiele iſt nichts unerlaubt, die dramatiſche Kunſt hat da nichts zu fodern, jeder Unſinn, und alles was nur kracht auf der Welt, darf in Muſik gebracht werden? Schöne Grundſätze! das menſchliche Herz, mit ſeinen kleinen Freuden, von einſtürzenden Bergen zerquätſchen zu laſſen, welch ein widerliches Lebensſpiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachſene Kinder! Will man uns zum Beſten haben? Den ſchwachen Leib im Kampfe mit der Rieſin Natur, wie abgeſchmackt! Hier iſt keine Hoheit, weder im Siege noch in der Niederlage. — Die Muſik iſt leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der Schweizerfamilie mit ſeinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wieder zu finden. Er kommt einigemale nahe, entfernt ſich aber bald wieder.

40

„Bei der Darſtellung hat jeder das Seinige gethan. Das iſt das bequemſte, höflichſte und wahrſte aller Urtheile, und wobei Leſer, Kritiker und Schauſpieler vergnügt und geſund bleiben.“

IX.

Der Schutzgeiſt.

Eine dramatiſche Legende von Kotzebue.

Der Schutzgeiſt der Bühne war es nicht, welcher dieſen Schutzgeiſt auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Luſtſpiele geſchrieben und Kotzebue Trauerſpiele: ſie haben beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht ſchwer, dieſen großen Männern ihre Schwächen nachzuſehen; aber dieſen Schwächen auch zuzuſehen, vier Stunden lang durch ſieben Akte, das iſt ſchon nicht ſo leicht. Wie abgeſchmackt, ohne Phantaſie erdacht und ohne ſinnbildliche Bedeutung, iſt dieſe Legende vom Schutzgeiſte, ſo weit ſie aus ihrer dramatiſchen Bearbeitung erkannt wird. — Ein Knabe wird auf der Chauſſee vom Blitze gerührt, und von ſeinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, ſo ſteht er vom Tode wieder auf, will aber mit ſeinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und ſagt, er habe wichtigere Geſchäfte, nämlich der Schutzgeiſt einer bedrängten Königswittwe zu ſeyn. Wie dieſer Junge zu der Ehre komme, als Himmelsbote gebraucht zu werden, iſt eben ſo wenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid dieſe himmliſche Einmiſchung in ihr irdiſches Daſeyn verdient haben mag. Unglück allein gibt keine Anſprüche auf die Heiligkeit: wäre dies, ſo gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihre Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt ſie ſich überreden, noch einmal zu heirathen, und iſt wahrſcheinlich im ſiebenten Akte, der nicht mehr auf der Bühne ſpielt, ſehr vergnügt. Ich möchte wiſſen, worin ihre Tugend beſtehe? Wie nur Kotzebue, mit der ihm eigenen Klarheit und Verſtändigkeit, einen ſolchen Stoff hat bearbeiten mögen!

X.

Don Karlos.

Trauerſpiel von Schiller.

Es könnte den Muth geben die Fehler eines der Meiſterſtücke deutſcher Dichtkunſt offen zu beſprechen, wenn man wahrnimmt, welcher Anſtrengung Schiller ſelbſt, in ſeinen Briefen über Don Karlos, bedurfte, um nur einem Theile der dieſem Werke gemachten Rügen ſich entgegenzuſetzen, und wie unentſchieden ſein Sieg geweſen ſey. Doch an dieſem bejahrten Denkmale der Kunſt, ſeit lange Allen ſichtbar und zugänglich, hat das Urtheil ſich wohl ſchon längſt erſchöpft, und nur erneuerte, keine neue, Bemerkungen laſſen ſich erwarten. Darum mag nur ſo viel berührt werden, als nöthig iſt, um vor der Ungerechtigkeit zu ſchützen, daß wir die Schwächen der Dichtung der Darſtellung anrechnen.

Auch das herrlichſte Gemälde, vor unſere Augen hingeſtellt, würde von ſeinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinſelſtrichen beigewohnt, aus welchen es ſich nach und nach zuſammen geſtaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entſpringen leicht und froh aus dem *Gedanken*, und wo ein Kunſtwerk die himmliſche Natur, die es beſeelt, uns zuſpiegeln ſoll, da muß der irdiſche Fleiß, der es zu Stande gebracht, unſichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht, die er hat wachſen ſehen, aber wir finden ſie ſüß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinſelſtriche zum vollendeten Gemälde, wie die Wurzel zur Frucht, ſo ſteht die Geſinnung des Menſchen zu ſeiner That. Die Ueberlegung iſt Wurzel, die Empfindung iſt Blüthe, die Handlung iſt Frucht des menſchlichen Geiſtes. Nur letztere ſoll in der Tragödie zum Vorſchein kommen, geſchmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim, aus dem beide entſproſſen, muß bedeckt bleiben. Die Luſt des Schauſpiels ſoll ein Erntefeſt ſeyn, keine ermüdende Saatbeſchäftigung. Erfüllt Don Karlos dieſe Forderung? Nein, er hält uns nur dafür ſchadlos. Nichts geſchieht, wenig wird empfunden, am meiſten wird gedacht. Es iſt ein ſchönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunſt, vom Schulſtaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.

In dieſem Menſchengemälde iſt kein vorherrſchendes Bild. Drei Gruppen ſind in gleich ſtarkem Lichte in den Vordergrund geſtellt: Philipp mit ſeinen Trabanten, die Königin und Karlos, Poſa mit ſeinen Traumgeſtalten. Es iſt ein Dreiſpiel, welches die Einheit der Theilnahme zerreißt: der Infant bewirbt ſich um dieſe Theilnahme, der Marquis erhält ſie und nur der König hätte ſie verdient, denn er iſt der Einzige, welcher weiß, was er will, und thut, was er will, und deſſen ſchnell reifende Entſchlüſſe uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorſätze nicht eingeſchläfert finden.

Die Schauſpieler ſind es nicht, welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierſtündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit, auf deutſche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachſenen Zuhörern verurſachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies dieſen gegenwärtigen Don Karlos für unſere Bühne eingerichtet? An die Stelle des Domingo iſt ein Staats-Sekretär Perez geſetzt. Wie ein Meteorſtein iſt er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht, wie er entſtand, woher ſeine Macht, ſein Einfluß, das Vertrauen, das ihm der König gibt? Uebrigens ſind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So ſagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die ſeinem Argwohne zugetragen ward:

> — — — — Redet offen
> Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
> Von eurem Amte fodr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmſte Schlucker von einem Kopiſten würde in Spanien nicht Staatsſekretär ſeyn wollen, wenn es ſein Amt erforderte, täglich, mit Gefahr ſeines Kopfes, einem Despoten die Wahrheit zu ſagen. Wozu geſchah die Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatsſekretär?

Hat man aus Schonung die düſtere, ſchleichende, tückiſche Pfaffheit, als gehäſſiges Bild, nicht wollen erſcheinen laſſen? So war ſie in Spanien nicht geweſen. Dort trat die geiſtliche Macht kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo iſt nicht blos der geſchäftige Wind, das fliegende Inſekt, welches den Blüthenſtaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt, und ſo die Handlung befruchtet: ſondern der kluge Diener der Inquiſition, welcher die Seele der ganzen Staatsliſt war, und ſich auch dafür bekannte. Der Großinquiſitor am Schluſſe weiß allein das Räthſel zu löſen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unſerer Zeit ſehr wohlgethan, die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit, was man am Morgen vor den Geſchäften des Tages gedankenlos in der Zeitung liest: daß in Madrid die Inquiſition ſich wieder ausbreite, wirkſamer am Abend im Schauſpielhauſe als Schreckbild in die Seele dränge, und ſie mit Abſcheu erfüllte. — —

Das Lob, das man dem Tacitus ertheilt: er ſey am tiefſten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Herrn *** in der Rolle des Philipp nicht verſagen. Ihr erkennt ergrimmt einen jener Könige, die an der Vorſehung zweifeln machen, und Ihr fragt den Himmel: warum ein Menſch, der nicht verdiente die Sonne aufgehen zu ſehen, ſagen durfte, daß ſie in ſeinem Reiche nicht untergehe? Herr *** hatte ſein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. Der böſe Geiſt der ſchlafloſen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war er maleriſch getreu. Eines war mir in deſſen meiſterhafter Darſtellung aufgefallen: nämlich daß er ſich einen Fußſchemel unterſtellen ließ, ſo oft er ſich ſetzte. Den majeſtätiſchen Philipp mußte dieſes häusliche Bequemthun ſehr entſtellen, zumal wie es Herr *** zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel ſtellte, und den andern leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? —

Herr *** ſpielte den Alba lobenswerth. Dieſer Held iſt kein Mordbrenner, wie er dem jugendlich-ſchwärmeriſchen Karlos, und dem innern Auge menſchenfreundlicher Geſchichtsforſcher erſcheint, ſondern ein großer, ruhiger, beſonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und ſeine Pflicht erfordert, auch weich und tugendhaft geweſen wäre. So muß er geſpielt werden.

XI.

Saul.

Melodrama. Muſik von Kapellmeiſter v. Seyfried.

Solche plaſtiſche, lebenskräftige bibliſche Geſchichten, furchtbar und zerſtörend, wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie dieſe, wäre ich ein Bühnen-Dichter, ich zöge ſie vor, allen den verflachten, dahinkränkelnden, durch tauſendfältiges Durchſeifen und Waſchen ausgefaſerten, durch Sitten- und Polizei-Zwingherrſchaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelsſehnſucht entnervten Worten und Thaten der neuen Menſchen, die abgeſchmackt ſündigen, und noch abgeſchmackter edle Thaten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverholner, faltenloſer, durch keine diplomatiſche Grimaſſen entſtellter Herrſchſucht und Ruhmbegierde, ſinnlich glühenden Herzens, wegen ſeiner Blutſünden den unterirdiſchen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, ſiegend durch ſeine Kindlichkeit, Unſchuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz, der ihn zurecht gehauen. Der Melodramatiker läßt jene Kraftmenſchen der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft das zierlichſte, liebwertheſte Stubendeutſch ſprechen. Dieſer Abner gar, iſt der modernſte Spitzbube, ein Feldmarſchall mit dem Kammerherrnſchlüſſel in Hoigalla, der ſeine Ränke ſchmiedet, wie ein Anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrſchſüchtige Prieſter und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleiſchtopf ſtachen, und im Namen Gottes die fetteſten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und ſie war ihnen heilſam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert: aber endlich ſahen wir den Boden des Napfes, und jetzt verzehren wir fröhlich die letzte Scharte. — —

Seyfried's Muſik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie iſt höchſt maleriſch und ausdrücksvoll, und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend, angemeſſen.

XII.

Die Feinde.

Trauerſpiel in drei Aufzügen, von Ernſt v. Houwald.

Die Könige Malcolm und Grimus führten um Schottlands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der Liſt und Tücke ſeines Feindes, ſein Haupt fiel unter Henkersbeil, und ſeinem Schwiegervater Maltbos, Than von Leith, wurden die Augen geblendet. Grimus hinterließ eine Wittwe, Braſſolis, die Tochter des Maltbos, und zwei Kinder in zartem Alter, Edgar und Alona. Malcolm raubte der königlichen Wittwe alle Ländereien und Beſitzungen ihres Gatten, und ließ ihr nichts, als eine verſteckte, verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Miſſethat gegen Grimus und Maltbos verübt worden. Dort lebte Braſſolis, mit ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einſam, vergeſſen, aber nicht vergeſſend. Sie ſtreute den Saamen des Haſſes und der Kampfluſt in das Herz ihres Sohnes, daß er einſt den gemordeten Vater rächen, und die verlorne Krone ſich wieder gewinnen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüngling Edgar verließ die Burg, gab ſich zu erkennen, verſammelte die alten Getreuen um ſich her und zog gegen Malcolm in das Feld. Die feindlichen Heere ſind ſich nahe; aber Malcolm verzögert die Schlacht. Er fürchtet die Entſcheidung, weil er der Treue der Seinigen mißtraut, welchen er durch grauſame Herrſchaft verhaßt geworden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis ſein Sohn Donald, den er aus England, wo er erzogen worden, zurück erwartet, beim Heere angekommen ſey. Der Jüngling erfreute ſich der Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieſer Liebe glaubte Malcolm ſicherer zu ſtreiten. Aber Edgar hatte erkundſchaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudre, und er ſuchte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küſtenwege beſetzen ließ. Eines Abends entdeckten Edgar's Soldaten zwei Pilger, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig ſcheinen. Die Pilger ſuchen zu entfliehen, ſie werden verfolgt, aber nicht erreicht. Doch erreicht den jüngern Pilger ein Pfeil, der ihn leicht verwundet. Die Verfolgten ſchützt der Mantel der Nacht, und ſie flüchten ſich in eine alte Burg, wo ſie freundliche Aufnahme, Pflege und ein Nachtlager fanden. Es war die Burg, wo Braſſolis mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieſes Ereigniß folgte, beginnt das Trauerſpiel, welchem Braſſolis Burg zum Schauplatze gegeben. Der Morgen dämmert. Braſſolis tritt auf und ſpricht:

O, wär ich deine Mutter, junger Tag,
Längſt hätt ich dich geweckt, dich ausgeſendet
Nach der Entſcheidung unſers Schickſals! Auf,
Erwache! —

Ständen nicht draußen im Felde die beiden feindlichen Heere, Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüſtet einander gegenüber; wäre nicht der Tag ſo ernſter Entſcheidung — würden wir Braſſolis fragen: warum, da ſie, wie ſie freiwillig geſteht, nicht die Mutter iſt des jungen Tages, und ſich darum nicht für berechtigt hält, ihn zu wecken, warum ſie es dennoch gethan, und wenn ſie ihn geweckt, warum ſie es nicht früher gethan? Doch es iſt nicht Zeit zu ſolchem kleinen Wortſtreite! Braſſolis, nachdem ſie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löſcht mit den Worten:

ſtirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. Tom, ein alter treuer Diener, erſcheint. Braſſolis theilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. Tom ſpricht von den Maßregeln zur Beſchirmung der Burg, die theils angeordnet, theils noch anzuordnen wären. Er macht ſeiner Gebieterin Vorwürfe, daß ſie den vorigen Abend die beiden Pilger ſo ſorglos aufgenommen; in dieſer Zeit und in dieſem Lande des Krieges müſſe man bedächtig ſeyn. Braſſolis erwiedert: von frommen Pilgern ſey nichts zu fürchten, und beide hätten ſo gutes Ausſehen. Tom warnt dringend zur Vorſicht — und der Alte hatte Recht. Die beiden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, waren niemand anders als Donald, Malcolm's Sohn, und Katmin, ſein Mentor, der ihn aus England geholt, ihn dem Vater zuzuführen. Auf dieſe Weiſe bewahrt die Burg zwei Geheimniſſe. Braſſolis ahnet nicht, welchen wichtigen Gaſt ſie beherberge; und Donald weiß nicht, unter welch ein Verderben drohendes Dach er ſich geflüchtet. Aber dieſe Geheimniſſe bleiben nicht lange verborgen, wenigſtens nicht allen Burgbewohnern. Amor, in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem ſüßen Gifte der Liebe benetzt, und ihn, nachdem er den Jüngling geſtreift, in das Herz Alonas geführt. Der Königsſohn ſah kaum die blühende Schönheit, Alona ſah kaum den blutenden blaſſen Jüngling — und beide liebten ſich. Liebende können ſich nichts verſchweigen. Bald erfahren ſie — Donald, daß Alona Edgar's Schweſter — und Alona, daß der junge Pilger Donald, Malcolm's Sohn ſey. Dieſes Geſtändniß erweckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beſchließt in ſeinem Sinne, die Geliebte und ihr Haus gegen ſeinen eignen Vater zu ſchützen, wenn dieſer ſiegen ſollte, und Alona beſchäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen, gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdeſſen trifft ein Feldhauptmann Edgar's ein, und verlangt die Auslieferung der beiden Pilger, die ſich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Braſſolis weiſt die Foderung zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Braſſolis die Mutter ſeines Gebieters iſt, dringt und droht: da gibt ſich ihm die

Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt ſeine Herrſcherſtimme hören, und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt an der bevorſtehenden Schlacht Theil zu nehmen.

Die Schlacht wird geſchlagen, die Kunde davon bringt Edgar ſelbſt in die Burg, der beſiegte Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter: Schon ſey ihm die Schlacht gewonnen geweſen, als plötzlich die Nachricht von Donald's Ankunft ſich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königsſohn, ein hoher ſtattlicher Jüngling, habe ſich an die Spitze des Heeres geſetzt, und den flüchtigen Sieg zurück geführt. Die beiden Pilger, bei Edgar's Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erſtaunen, aber mit verſchiedenen Empfindungen, die wunderbare Mähr. Der ſchlaue Katmin erkennt in dieſer Liſt Malcolm's, durch einen falſchen Donald das muthloſe Heer begeiſtern zu laſſen, den klugen Sinn ſeines Gebieters. Der argloſe und romantiſche Donald aber zürnt und trauert in ſeinem Herzen, daß ihm ein Betrüger das Glück, den Vater gerettet zu haben, und den Lorbeer des Siegs geraubt. Katmin, ob zwar ſein Zögling es ihm verſchwiegen, hatte es von ſelbſt, bald nach ſeinem Eintritte in die Burg, erhorcht, zwiſchen welchen gefährlichen Mauern er und Donald ſich befänden, und hatte dieſem zur Flucht gerathen. Aber der Königsſohn, Alonas und ihrer Mutter gedenkend, die ihn ſo freundlich aufgenommen, beharrte auf ſeinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Durch

Edgar's Ankunft ſteigt die Gefahr für Donald, und Katmin's Sorge. Noch einmal, aber vergebens, ſucht Katmin den jungen Fürſten zu bereden, daß er ſich heimlich aus der Burg entferne. Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für ſich allein wolle zu Malcolm gehen, um ihn zur Schonung für Braſſolis und die Ihrigen zu ſtimmen. Donald gibt dies zu, auch Braſſolis und Edgar finden es zweckmäßig, und Malthos geſellt dem Katmin noch den alten Tom bei, den er auch ſeiner Seits mit vermittelnden Vorſchlägen an Malcolm ſendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Burg entfernt, als ein Hauptmann Edgar's, der mit einer kleinen Schaar noch im Felde gegen Malcolm Stand gehalten, den alten Tom blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem Wege ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken geſtoßen. Katmin's Verrätherei ward jetzt klar. Braſſolis mit Vorwürfen, Edgar racheentbrannt ſtürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörders und Verräthers. Alona iſt angſtvoll, Donald bleibt ruhig. Jener Hauptmann Edgar's erzählt ferner, König Malcolm, von einem ſpäten Pfeile tödtlich getroffen, ſey geblieben. Edgar's Hoffnungen beleben ſich wieder, Donald muß den Schmerz über des Vaters Tod in ſeine Bruſt zurückbändigen. In dieſem Streite und Widerſtreite ſtürzt plötzlich eine Schaar Malcolm's, von Katmin angeführt, in den Saal. Die Burg iſt überfallen, Widerſtand fruchtlos und die Flucht benommen. Katmin hatte ſeinen Aufenthalt in der Burg benutzt, deren ſchwache, zugängliche Seiten zu erſpähen. Katmin war kaum hereingeſtürmt, ſo ergriff Donald ein Schwert und ſtieß es ihm in die Bruſt, ihn für ſeine Verrätherei zu beſtrafen. Ein Schrei des Entſetzens rings umher, daß der Sohn den Vater morde: da gibt ſich Malcolms Sohn zu erkennen. Edgar fordert die Krone. Donald bemerkt ihm freundlich: Die Luſt der Krone wolle er mit ihm theilen, aber die Laſt und Noth der Herrſchaft wolle er allein tragen. Doch ſey er es zufrieden, daß ein Zweikampf Recht ſpreche zwiſchen ihnen. Nach mannigfaltigen Wortgefechten muß ſich Edgar in ſein Schickſal finden und ſich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage verſüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte, und ſie zu Schottlands Königin erhob.

In der „Widmung,“ die dem Trauerſpiele vorausgeht, erzählt der Dichter:

> Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit ſtiegen
> Zu mir herauf Geſtalten rieſenhaft,
> Sie zeigten mir in faſt verloſchnen Zügen
> Den Sieg des Edlen über rohe Kraft,
> Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Es war wohlgethan, ſolcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich iſt, rieſenhaften Geſtalten etwas abzuſchlagen. Wir wollen nun ſehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weiſe das Bild zuſammengefügt worden, und wir wollen in unſerer Beurtheilung keinen andern Weg verfolgen, als den uns der Dichter ſelbſt vorgezeichnet. Wir wollen betrachten: ob die auftretenden Geſtalten rieſenhaft erſcheinen; ob deren verloſchene Züge wieder hergeſtellt, klar, ſcharf und kenntlich geworden; und ob es das Edle ſey, das geſiegt über rohe Kraft.

König Malcolm erſcheint nicht auf der Bühne, und iſt alſo dem Lobe, wie dem Tadel, entrückt, und da er auf dem Schlachtfelde ſtirbt, und an keiner dramatiſchen Krankheit, hat die Kritik keine Legaliſection mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Rieſen mehr als die halbe Größe. Er ſpielt den Helden wie ein wandernder Comödiant. Er iſt nicht ſchlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er iſt ein halbgeſottener Ungeſtüm, und er weiß nicht, was er will. Nach der verlornen Schlacht ſteht er voll Angſt vor ſeiner Mutter, wie ein Schulknabe, den die Cameraden blutig geſchlagen, oder der ſich ein Loch in den Kopf gefallen und die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgeſcholten wird er von ihr und er greinet beinahe. Es iſt komiſch, aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, ſie habe ihn wild erzogen; es iſt nichts Wildes an ihm, als die Ungenießbarkeit ſeiner Reden. Nachdem er den Anſprüchen auf die ſchottiſche Krone entſagt, beſchließt er, ſich in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein achtzehnjähriger Junge, der ja unmuthig, weil er lebenshungrig, nicht weil er lebensſatt! — Braſſolis iſt eine ganz gewöhnliche Dutzend-Frau. — Von dem blinden Malthos läßt ſich nichts Gutes und nichts Böſes ſagen. — Alona iſt ein Mädchen, wie alle Mädchen ſind, bis auf einen Punkt: ſie verliebt ſich und geſteht ihre Liebe zu ſchnell. Zwar iſt die Liebe eine Wechſelſchuld, welche die Gläubigerin Natur zur Verfallzeit ſtreng einfordert; aber ſie pflegt doch nicht auf Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altſchottiſchem Rechte werden vor der Liebeserklärung einige Reſpect-Tage üblich geweſen ſeyn. Der junge Pilger kommt Abends in die Burg — die Nacht iſt ſchicklicher Weiſe gar nicht mitzurechnen — und ſchon am andern Tage iſt Alona in ihn verliebt und ſagt es ihm! — Donald erſcheint zu gut und zu weich, die Handlung fällt um das Jahr 1000; aber bei den rauhen Menſchen jener nordpolariſchen Zeit, auch wenn ſie edel ſind, iſt der Tag der Güte doch nur kurz, und was in ihnen ſchmilzt, iſt immer nur Schnee. Katmin iſt ein feiner Herr. Gleich bei ſeinem Auftreten ſieht er aus Artigkeit Mutter und Tochter als Schweſtern an, und zeigt ſich als Diplomat — indem er gelegentlich bemerkt:

Glück und Recht
Gehn ſelten Hand in Hand, das letztere ſteht
Zu feſt, das erſtere iſt zu flüchtig.

Auch Katmin iſt keine rieſenhafte Geſtalt. Zwar gab es wohl ſchon Spitzbüberei zu Schottlands nebelgrauer Vorzeit; doch eine ſo glatte Kunſt war ſie noch nicht geworden, wie ſie Katmin übt

Die genannten Perſonen alle, bis auf Katmin, tragen den gefährlichen Keim des dramatiſchen Todes in der Bruſt. Sie athmen kurz und ſchwer, und leiden an fliegender Hitze. Katmin allein iſt geſund, er hat die größte Hoffnung, ein hohes Alter zu ereichen, weil er, als Diplomat, beſitzt, was die beſten Makrobiotiker als Unterpfand eines langen Lebens anſehen — wenig Herz. Und der geſunde Katmin ſtirbt und jene kränklichen Menſchen alle überleben ihn! Jetzt traue einer den Aerzten mit ihrer Semiotik! Zwar ſpielt der Tod immer blinde Kuh, und fängt, wer ihm zuerſt nahe kommt; aber der Dichter ſollte doch dieſen Mord, nicht einmal als Dichter, auf ſeine Seele laden. Was hat Katmin gethan? Nichts, als was die Dienſtpflicht gegen ſeinen Fürſten ihn geheißen. Der Königsſohn war ſeiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn ſchützen durch Rath und That; die Noth führte ſie unter das Dach des Erbfeindes. Katmin ſucht Donald mit Liſt aus ſeiner gefährlichen Lage zu befreien, und er führt Malcolm's Schaaren in die Burg. Es iſt wahr, er ſuchte Tom zu tödten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu beſtrafen? Durfte er ſeinen Freund, ſeinen Führer, ſeinen zweiten Vater morden, der für ihn gewacht und geſorgt? Nicht einmal die Noth, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donald's blutige Uebereilung entſchuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchen, ſobald er ſich als Malcolm's

Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmin's Argliſt nichts mehr zu befürchten — und Donald ſtößt ſeinem Befreier das Schwert in die Bruſt, um nur eine empfindſame Floskel anzubringen, und damit das Trauerſpiel endlich zum Trauerſpiele werde! Wo wäre hier der Sieg des Edlen über rohe Kraft? Donald's rohe Kräfte haben geſiegt über Edgars rohe Kräfte. Und wäre Donald geweſen, was er nicht war, ein edler Menſch, ſelbſt dann hätte nur der Edle, nicht das Edle geſiegt, was wohl zu unterſcheiden; das eine iſt Zufall, das andre iſt Sittlichkeit, und nur das andre kann erfreulich ſeyn.

Weil die Handlung ſich in Schottlands nebelgrauer Vorzeit begeben, hätte man gerne wahrgenommen die düſtere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gerne geſpürt den ſtrengen Duft einer Nebellandſchaft. Doch über dem Trauerſpiele hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken ſymmetriſch bekränzt, und überall athmet man den Duft des ſüßen Lavendelwaſſers, womit die zierliche Melpomene unſrer Zeit ſich Hände und Geſicht benetzt.

XIII.

Die Huſſiten vor Naumburg.

Schauſpiel von Kotzebue.

Einer Kotzebue'ſchen Rührung werden nicht leicht etliche Thränen verſagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Menſch trocknet ſich die Augen, und ſchämt ſich dabei ſeiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft! Schaum, nichts als Schaum! Bataillonsweiſe aufgeſtelltes Lumpengeſindel von allerlei hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebue'ſchen Paradeſtücken *Verſe* genannt. —

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den vierten Akt beginnen, ſind wohl nie in einem Lager gehalten und geſungen worden, und wenn auch — ſo dürfte die *häßliche* Natur nicht ſo getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieſes Stück bietet den Schauſpielern einen ſolchen Wechſel und Reichthum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler des Dichtwerks überblenden könnte. Dieſesmal war es nicht geſchehen. Einer ſo langweiligen, lauen, matten, ſchleppenden und auseinandergeriſſenen Darſtellung hat man wohl nur ſelten beigewohnt. Die Leere des Hauſes — es waren nicht weniger Menſchen auf der Bühne, als vor ihr — wird dies erklären, doch nicht entſchuldigen. —

Herr ***, als Wolf, hatte einige Momente, in denen er, alles um ſich her vergeſſend, nur an ſich dachte, und dann bewährte er ſeine guten Gaben. Im Allgemeinen aber war ſein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da beſonders, wo der Vater den Bürger überſchleicht, war er ſo ohne Zartheit und Biegſamkeit, daß es unbegreiflich iſt, warum bei einem ſo ausgezeichneten Künſtler nicht die ſich bewußte Fertigkeit einmal das mangelnde Bemühen erſetzen konnte. — Frau *** ſpielte die Bertha.... nein, dieſe Frau hat keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Huſſitenlager lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft ſchien, ob ſie wirklich nur durch Rührung den Feind beſiegt hatten. Denn die wenigen Kriegsleute, die aufgeſtellt waren, würden, trotz ihrer Picken, der Ueberzahl der Kinder haben unterliegen müſſen, wenn dieſe mit Vortheil angegriffen hätten.

XIV.

Die gefährliche Nachbarſchaft.

Luſtſpiel von Kotzebue

Welch' ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, friſcher erquickender Laune iſt Kotzebue, welch' ein wohlthätiges Geſchenk des Himmels! Bedenkt man, daß deſſen Luſtſpiele ſchon dreißig Jahre alle deutſchen Bühnen verſorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, Niemand iſt, den ſie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zuſammen, die ſie jedem Einzelnen, ſowohl beim Leſen als beim Vorſtellen, gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Menſch iſt undankbar, aber der Deutſche iſt es am meiſten. Wie hätte das Alterthum, wie London und Paris einen ſolchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher, da hier noch kein Fremdenblättchen erſchien, würde kein Bürger erfahren haben, daß Kotzebue vor Kurzem in Frankfurt geweſen. Er iſt im Theater geſehen worden, und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis ſeiner Loge hat bezahlen müſſen. Es iſt ein Etwas, ein Etwas in uns

Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taſchenbuch habe ich ſo gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir hineinzuſchreiben: man kann reich ſeyn, ſehr reich ſeyn, und doch nichts ſeyn! Großer Gedanke, eines beſſern Kopfes werth!

O Fips, Du biſt glücklich: ſtirbſt du auch ruhmlos wie eine Maus, ſo fällt Dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutſchen lohnt ſich's der Mühe nicht, mehr zu ſeyn als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchſten Menſchen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünſtler werden geliebt, und man ſchätzt keine andere Größe, als die arithmetiſche. —

* Herr *** hat genannten Schneider mit ſehr vieler Laune geſpielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er war immer köſtlich und ſeinen Gulden werth. — Demoiſelle *** hat als Lieschen den Erwartungen nicht widerſprochen, die ſie durch mehrere frühere Darſtellungen erweckt hat: Es ſoll ihr Verdienſt nicht ſchmälern, wenn ich ſage, daß alle Mädchen geborne Lieschen ſind. — *

XV.

Der Leuchtthurm.

Drama von Ernſt v. Houwald.

Der Kunſtrichter darf ſich nie mit der Stimme ſeines Herzens begnügen, die ihm ſagt, er habe, ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Unterſuchung, Recht geſprochen; er muß von der Gerechtigkeit ſeiner Ausſprüche auch Jeden zu überzeugen ſuchen. Darum ſollte der Beurtheilung eines Kunſtwerks immer eine Beſchreibung deſſelben vorausgehen, damit die Leſer erfahren, ob das beurtheilte Werk die geprieſenen Vorzüge oder die gerügten Mängel wirklich an ſich trage. Hierbei aber iſt ſchwer, das Angeſchaute von der Anſchauung ſo rein zu ſondern, daß jenes im farbenloſen Lichte, nirgends von dem Rückſtrahle des Auges beleuchtet, erſcheine. So wird es auch dem beſten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauſpiele zum Grunde liegende Handlung ſo ſachgemäß zu erzählen, daß die Anſicht des Erzählers nicht wenigſtens leiſe mitrede. Um dieſer Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schickſalsfabel, welche dem Leuchtthurm zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinen eigenen, ſondern mit den Worten des Herrn Böttiger erzählen, der in der Abendzeitung jenes Drama beſprochen hat. Um ſo willkommner iſt mir dieſe Darſtellung des Herrn Böttiger, da er die Tragödie Houwald's ſehr anpreist, und alſo gewiß darauf bedacht war, den Gegenſtand der Beſchauung unter dem vortheilhafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen.

„Ein Graf von Holm hat die einſt tugendhafte Gemahlin ſeines ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in deſſen Abweſenheit mit Liebe bethört, und iſt mit ihr und ihrem einzigen Kinde, Horts dreijährigem Sohn, nach Amerika gegangen. Abſichtlich ausgeſtreute Gerüchte hatten ihn todt geſagt. Hort verliert über dieſe Treuloſigkeit den Verſtand. Nur am Meeresſtrande löst ſich ſeine Verrücktheit in freundlicheren Wahnſinn auf. Dort ſingt er ſeiner ihm entflohenen Mathilde ſchon ſeit achtzehn Jahren auf ſeiner Harfe ſehnſuchtvolle Wünſche bei Sturm und Sonnenſchein entgegen. Den wahnſinnigen Harfner pflegt ſein einziger Bruder, Caſpar Hort, mit ſeiner einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtthurm, auf deſſen Kuppel alle Nächte Signallampen angezündet werden, leben dieſe drei zuſammen. Die zartaufblühende Dorothea hat faſt mit niemand als mit ihrem ſie ſelbſt unterrichtenden Vater und dem gemüthkranken Oheim Umgang. Da ſtrandet ein Schiff am nahen Felſenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Namen, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, dem Thurmwächter, geborgen. Sie lieben ſich, ohne ſich zu erklären, beim erſten Blick. Der Jüngling weilt im benachbarten Dorfe. Eine ſtürmiſche Nacht droht auf's neue Allen, die der Küſte ſich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, den Untergang. Man hört Nothſchüſſe. Während Caſpar Hort vom Thurm herabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden, kommt Walther, der Geliebten in dieſem Sturm der Elemente beizuſtehen, zum erſtenmal ſelbſt auf den Thurm. Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. Indem jetzt die Liebenden ſich dem Entzücken des erſten gegenſeitigen Eingeſtändniſſes überlaſſen, hat der wahnſinnige Oheim die Lampen oben plötzlich ausgelöſcht. Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden. Er ruft nun, als die Aufgeſchreckten zum Vater hinunter an den Strand geſprungen ſind, frohlockend über ſeine That:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht ſoll es ſeyn. —

Damit ſchließt ſich der erſte Akt, der im runden Wohnzimmer ſpielt, auf deſſen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Nothſchüſſe that, iſt, der Signalfeuer beraubt, mit Mann und Maus untergegangen. Nur Ein Mann davon hat ſich auf eine Klippe gerettet."

„Der zweite Akt zeigt uns unweit des Leuchtthurms einen Meeresſtrand mit vorſpringenden Felſenabſätzen, die in die See hinausſtarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorſprunge ſitzt der Harfner und begleitet ſeine Morgenphantaſie mit einzelnen Accorden. Da treten unten Dorothea und der ihrer verliebten Nachläſſigkeit zürnende Vater hervor.“ Die Geängſtete zeigt die tiefſte Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt ſich ſelbſt der That an. Wo das Schickſal Gericht halte, dürfe der Menſch kein Licht anzünden

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

Walther iſt indeß in einen Kahn geſprungen und bringt den einzig übrig gebliebenen vom Riff auf's Land. Wir ſehen dieſe Rettung in der Beſchreibung des bangenden Mädchens, die ihm mit dem Vater vom Felſen herab zuſieht. Jetzt naht die Entwicklung. Walther iſt der mit der Mutter nach Amerika entführte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Eltern, von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeſchickt, um den rechten Vater aufzuſuchen. Er iſt von ſeinem Oheim unbewußt gerettet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schweſter ſeiner Mutter. Den er heute rettete, er iſt Graf Holm, ſein Pflegevater. Sein leiblicher Vater iſt der wahnſinnige Ulrich. Erſchütternde Erkennungsſcenen zwiſchen Holm und Hort. Dorotheens Vater, der dem zerknirſchten Verführer endlich die Folgen ſeiner Unthat, die im Wahnſinn des ſo Beraubten endeten, eröffnet. Mathilde ſelbſt, die reuig zurückkehrende Mutter Walther's, iſt beim Schiffbruch in dieſer Nacht vor Holms Augen ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend, abſeits gegangen iſt, hat Ulrich den Leichnam Mathildens, am Strande ausgeſpült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf die Scene getragen. Er liebkoſet der Wiedergeſchenkten mit unbeſchreiblicher Wehmuth, da er ſie nur für eine Tiefſchlummernde hält. Da tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerſchneidendes Zuſammentreffen. Im halbaufdämmernden Bewußtſeyn fürchtet Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, davon führen wird. Er will ſich vor ihm mit ihr in's Heimathland flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delphinen. Sie ſollen ihn mit ſeiner Harfe und ſeinem Weibe über die Fluthen tragen. Da ergreift er die Todte, trägt ſie auf den oberſten Felsvorſprung, und ſtürzt ſich mit der Harfe und ihr hinab in's Meer. Die Herbeieilenden kommen zu ſpät. Holm's unausſprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne iſt vollendet. In den zwei ſchuldlos Liebenden geht das Geſchlecht nicht unter, es blühet friſch fort.

Aber, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefſten Wogen
Die geretteten Herzen ſelig
Zu der Heimath hingezogen?“

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein ſolches Geſtändniß bringt, daß ich dieſes Trauerſpiel in meinem Sinne ſchon verurtheilt habe, als ich nur erſt ſeinen Namen erfuhr; denn ich überlegte, was folgt. Ob der Name eines Schauſpiels ſeinen Inhalt bezeichnen müſſe, oder ob er dieſes nicht zu thun habe, braucht hier nicht entſchieden zu werden — genug, es findet einer von beiden Fällen Statt. Wenn der erſtere, ſo muß die Bezeichnung gehörig ſeyn, indem entweder der Eigenname des Helden, wie Othello, Wallenſtein, oder irgend ein Verhältniß, wie die Räuber, oder eine Menſchenlehre, wie die Schuld, ausgedrückt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerſpricht. Iſt der Name eines Schauſpiels aber gleichgültig, ſo muß er eben ein gleichgültiger Name ſeyn, und er darf, weder abſichtslos, noch mit Abſicht, durch ein marktſchreieriſches Prunkwort die Aufmerkſamkeit anlocken, und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen die nöthige Beſonnenheit rauben. Das Wort Leuchtthurm aber verletzt die eine oder die andere jener Kunſtregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeſchichte bezeichnen, ſo geſchah dieſes nicht auf die erforderliche Weiſe. Etwas Todtes, dem Menſchen willenlos Dienendes wurde hierdurch zum Vollſtrecker der Schickſalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkührlich gewählt, nur um eines Namens willen, ſo widerſpricht es dem Bezeichneten. Es iſt eine Art Luſtſpielerei darin, es enthält eine Miſchung von Komiſchem; denn da man ſich denken kann, daß einer oder der andere der Leidensgeſchwiſter im Thurme hauſe, fühlt man ſich gekitzelt zu ſpotten: wäre der Narr nicht hinaufgeſtiegen, wär' er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir ſchon unter der Thüre einer der Fehler, welche das Wort Leuchtthurm angekündigt hatte. Die Vorſehung, welche die Welt regiert, ſpielt hier eine niedrige Ortsbehörde und hat außer ihrem Gerichtsſprengel weder Macht noch Anſehen. Die dramatiſche Kunſt mußte bei der Baukunſt betteln: ohne Leuchtthurm keine Tragödie. An dieſem Leuchtthurme ſcheitert Menſchenleben nicht blos nautiſch, ſondern auch ſinnbildlich — und das iſt der Frevel. Das rächende Schickſal ſoll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückiſch mit Laub bedeckt, noch eine Falle ſtellen, wohinein ein tragiſcher Speck den lüſternen Menſchen lockt; es ſoll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geiſtes oder des Herzens Schuld iſt überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecheriſchen That, ſo muß auch die Strafbarkeit überall ſeyn. Das Schickſal darf dem Wahne und dem Verbrechen weder eine Freiſtätte gewähren, wo ſie ſicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in deſſen Umfange allein die rächende Vergelterin ſie trifft. Der Leuchtthurm war ein ſolcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnſinn des Ulrich Hort iſt nicht jener heilige Wahnſinn, der, als der lebende Tod, Schrecken und Mitleid einflößt: ſondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhauſe nur die geſetzliche Reife nicht hat — ſo wird franzöſiſcher Leichtſinn dieſes hurtig auffaſſen, deutſcher Tiefſinn aber die Behauptung zurückweiſen. Aber der Leichtſinn hat hier Recht, wie er oft Recht hat. Der Leichtſinn dringt nicht in das innere Weſen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch *dieſe* kennt er. Der grübelnde Tiefſinn aber *verkehrt* die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hatte eine „*tugendhafte*“ Gemahlin, mit der er ſchon im vierten Jahre verheirathet ſeyn mußte; denn es iſt von ſeinem dreijährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel in's Haus, ein ſogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und ſchlägt ſein Nomadenzelt im fruchtbaren Herzen der tugendſamen Gattin auf. Herr Ulrich ſieht und hört nichts, und da er eine Reiſe zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieſer Beſchützer denkt, man lebe nirgends ſicherer als im ſchönen Lande der Freiheit, und ſchifft mit ſeinen Schutzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun ſollen oder dürfen, thut er nichts, ſondern nur das Eine, was er weder ſollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tiſche, Stühle, Fenſter und Spiegel des ganzen Hauſes zerſchlagen können, denn ſeine Ehre war verletzt; er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen ſollen: er hätte höchſtens in eine tiefe Schwermuth verfallen dürfen, weil ihm ſein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verſtand, und findet ihn nach achtzehn Jahren noch nicht wieder. Das iſt lächerlich, das iſt gegen alle Erfahrung, gegen alle ſchöne Erfahrung wenigſtens, und dieſe allein darf der Künſtler nachbilden. Braucht man ein Pariſer zu ſeyn um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verſtand verloren, weil er ſeine Frau ſo treu geliebt, oder hat er ſie ſo treu geliebt, weil er den Verſtand verloren? Ich ſagte, dieſer Wahnſinn aus Liebe iſt lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe iſt eine Staarnadel in der geübteſten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der ſehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Werth, und wer, ſtatt ſich zu freuen, ein liederliches Weib los geworden zu ſeyn, den Verſtand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe gibt dem Manne ein bürgerliches Recht auf ſeine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erſcheinen. Eine entführte Frau iſt wie eine geſtohlene Sache, eine Sache aber ſollte der Eigenthümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verrathenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das Herz der Gattin nennt, ſo wäre das ein anderer Fall: denn dieſes, als etwas Unkörperliches, läßt ſich nicht einſperren, nur die Treue kann es ſichern. Aber der Graf hat das Herz mit ſeiner Kapſelden Wein mit dem Faſſe geſtohlen, und Gaunerſtreiche ſolcher Art werden mehr belacht als gehaßt, und gehören darum in's Luſtſpiel: denn der Trauerſpieldichter darf nicht die langſame und ſchwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bei ſeinen Zuhörern nur die raſche und feurige Leidenſchaft für Tugend in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet ſich nun ein, das Waſſer werde ihm ſein verlorenes Erdenglück zurückbringen, und ſein Bruder Caſpar, der Reil's Rapſodien nicht geleſen haben mag, denn er glaubt, eine wahnſinnige Vorſtellung werde geheilt, indem man ſie nährt, führt ihn an Meeresſtrand, um ſogleich bereit zu ſein, wenn die tugendhafte Mathilde landen ſollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caſpar Leuchtthurm=Wächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe iſt, wenn auch unheilbringend, doch groß. Dieſe Brüder waren, wie es ſich aus allem, vorzüglich aus dem Umſtande ergibt, daß Ulrich einen deutſchen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen, der Dienſt eines Leuchtthurm=Wächters aber iſt der allerbeſchwerlichſte, zu dem ſich nur nothdürftige Menſchen verſtehen. Die Admiralität muß ſich gewundert haben, als ſich ein gebildeter Mann um dieſe Stelle bewarb. Jetzt ſitzt Ulrich Hort oben auf dem Thurme, oder unten am Strande des Meeres, bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenſchein und Ungewittern, und ſpielt die Harfe; ſelbſt die Pauken des Sturmes ſtören ſein Saitenſpiel nicht. Das iſt nun freilich ein ſchönes Oſſianiſches Nebelbild, das iſt romantiſch! Aber die Romantik iſt tödtlich

Sumpfluft für alle dramatiſche Geſchöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunſt. Der Leidensheld muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht nur den Körper wie ein Kleid abwerfen und die nackte Seele hinüberſchwimmen laſſen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glücklich zu werden. Wozu unſer Mitleid, wozu unſere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bischen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens trocknet ihn augenblicklich wieder. Dann iſt der Schickſalstod nur ein glücklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann iſt die Trauer kindiſch, und nur die Luſt iſt männlich, und dann — iſt es aus mit allem tragiſchen Schrecken.

Da ich ſchon bei einer frühern Gelegenheit in der Beurtheilung einer andern Tragödie des Herrn v. Houwald zu erläutern geſucht, warum mir ſcheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragiſchen Geſchickes ſeyn dürfe, ſo brauche ich dieſe Gründe hier nicht zu wiederholen, ſondern nur zu bemerken, daß bei gleichem Falle auf gleiche Weiſe geurtheilt werden müſſe. Im Wahnſinne löſcht Hort die Lampen aus, im Wahnſinne ſtürzt er ſich in's Meer — das ſind aber krankhafte Erſcheinungen der körperlichen Natur, nicht beſonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeiſtes. Zwar iſt der Wahnſinn Horts eine Folge ſeiner verrathenen Liebe; allein auch den geführten Beweis nicht beachtet, daß jene Herleitung untragiſch iſt, ſo liegt dieſe Kindſchaft außer dem Drama: denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Herr Böttiger ſagt in ſeiner Beurtheilung: „Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden.“ Wie! Iſt der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorſehung nachſpielen, im Wahnſinne wahnſinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachſpielen.

Herr Böttiger ſagt ferner: „Wo iſt (in unſern neuen Schickſalstragödien) die Reinigung der Leidenſchaften, wo die Sühne? Von dieſen geſpenſtigen Phantomen empört, entſchloß ſich der eben ſo tief als zart fühlende Dichter des Bildes in dieſem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schickſalsfabel aufzuſtellen. Es iſt ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgeſinnten gelungen. . . . Unſere Bühne iſt reicher geworden.“ Unſere Bühne iſt nur reicher an Armuth geworden. Was ſie unter Schickſal verſtehen, habe ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt er untragiſch; oder er iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt er unchriſtlich. Euer Schickſal aber iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebähren. Ich frage wo iſt im Leuchtthurme die Reinigung der Leidenſchaften? Wo iſt die Sühne? Wo iſt die „kein Gemüth unheilbar verwundende“ Schickſalsfabel? Wenn von Leidenſchaften die Rede iſt, ſo iſt die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnſinn und zum Selbſtmord führt, nicht weniger fleckenvoll, als die der Luſt, die Mathilde zur Verbrecherin und Holm zum Verräther machte. Wo werden dieſe Leidenſchaften gereinigt? Hort bringt ſich um — und freilich, das Kopfabhauen heilt die Zahnſchmerzen. Mathildens Reue kommt achtzehn Jahre zu ſpät, nicht gereinigt, geſättigt iſt ihre Leidenſchaft. Holm macht aus Buße eine große und gefährliche Reiſe, aber noch größer und gefährlicher für ſeine Jugend iſt der Verdacht, Mathilde habe mit ihrer Jugend und Schönheit ſeine Neigung verlōren. Wo iſt die Sühne? Hort iſt ſchuldlos, ſchuldloſen Herzens wenigſtens — und ſein abgeſchiedener Geiſt muß achtzehn Jahre herumwandeln, bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde iſt ſchuldig, aber ſie wird nicht gerichtet von der ſtrafenden Vorſehung, der Stab wird nicht über ſie gebrochen, ſie ſtirbt von des Zufalls Mörderhand. Holm iſt am ſchuldigſten — und er darf ſich erfreuen an Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreiſe blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn das keine Schickſalsfabel iſt, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt ihr es weit gebracht haben mit eurer dramatiſchen Chirurgie!

Wir wollen jetzt betrachten, wie der Dichter Schuld und

Buße aneinander gekettet. So mühevoll iſt es geſchehen, ſo unhold im Schweiße der Muſen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Hort wird auf eine unvernünftige Weiſe verrückt — es ſey. Er bleibt es achtzehen Jahre — gut. Sein Bruder, aus mißverſtandener Liebe, wird Leuchtthurmwächter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genuſſes lüſterne Entführer macht eine beſchwerliche Reiſe nach Amerika — immerhin. Nach achtzehn Jahren kommt die Reue — glaublich. Man ſchickt den Sohn nach Europa, um den Vater zu ſuchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von ſeiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau, gerettet, ſo daß er landet an der entſcheidenden Stelle, und ſich zur verabredeten Stunde zum Rendez-vous der Nemeſis einfindet — glückliche Zufälle. Aber jetzt kommen Vater und Mutter nachgeſchifft, das Schiff ſtrandet abermals und am nämlichen Orte, abermals ertrinken Alle, nur Holm wird erhalten und vom Pflegeſohn gerettet — nein, das iſt zu viel, das mache man einem andern weiß! Ich will nicht zankſüchtig ſcheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrſcheinlichkeits-Rechenmeiſter machen: aber in dieſen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern ſehe ich eine dramatiſche Todſünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schickſals dürfen nicht unruhig, nicht leidenſchaftlich, ſeine Tritte müſſen, wenn auch hart und zermalmend, doch langſam und feierlich ſeyn. Die Vorſehung, ihrer Macht wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geſchäftig zappeln, wie der ſchwankende, zaudernde Menſch. Sie darf den Verbrecher nicht liſtig auskundſchaften, dann fangen, und ihm verfängliche Fragen vorlegen; ſie kennt ſeine Wohnung und ſeine Schuld. Die Vorſehung, der herrſchende Weltgeiſt — Gott, lenkt die Welt wie er ſie ſchuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorſehung verächtlich machen, ſtatt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man ſie, gleich ſchwachen ſterblichen Geſchöpfen, nur durch mühſames Ringen ihren Zweck erreichen, nur durch Ränke und Liſte Recht üben läßt. Dieſes geſchah im Leuchtthurm.

Wie dieſes dramatiſche Kunſtwerk in ſeinen einzelnen Theilen ausgebildet ſey, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urtheilen; ich habe es bei einer einmaligen Darſtellung auf der Bühne nur flüchtig kennen gelernt. Herr Böttiger ſagt: „Um alles Einzelne zu würdigen, muß es oft geſehen werden. . . . Das in ſehr harmoniſchen, meiſt gereimten Trochäen zart hinſchmelzende Drama, iſt mit allen Reizen der bilderreichſten Phantaſie reich, aber nicht üppig ausgeſchmückt. Viel klare Bilder und Sprüche darf man nur einmal hören, um ſie auf immer zu behalten.“ Doch ich meine, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man ſie behalten könne, ſondern daß man ſie behalten wolle, und ich zweiſle, ob ſie dieſes Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Verſen, welche die Abendzeitung mittheilt, auf die Uebrigen ſchließen darf. Ulrich Hort ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtthurme ausgelöſcht, über ſeine That frohlockend aus:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht ſoll es ſeyn. —

Dieſe Diction iſt fehlerhaft; denn freilich iſt eine Laterne weder Hand noch Hemmſchuh, man kann ein Rad weder damit ſperren noch zurückdrehen. Nach dem Sinne dieſer Worte ſollte man eigentlich nicht fragen, denn ein Wahnſinniger ſpricht; aber ſo bald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden laſſen. Er ſpricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Menſch mit ſeinen Lampen das Geſchick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöſchen? Das Schiff wird untergehen, trotz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verſe aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind!
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt ſich freilich nichts einwenden; aber das ſind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schluſſe, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt!
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen ſelig
Zu der Heimath hingezogen?

— ſo nenne ich dieſes Alfanzereien, werde wild und kann nicht an mir halten. Ich ſage, wie ohngefähr Werner's Attila:

> Ich lieb' das Sauerſüße nicht;
> Ganz ſey die Luſt und auch die Trau'r!

Aber dieſer wonnigliche Schmerz und dieſes ſchmerzliche Wonnegefühl, dieſe Bigotterie oder Scheinheiligkeit, die Tartüffe der Myſtik, dieſe Hyſterie der Muſen, ſind mir in der innerſten Seele zuwider. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieſer dramatiſchen Nervenſchwäche die Schuld viel ſchuld iſt; aber die Schuld iſt eine ſchöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Menſch. Iſt Sinn, ja auch nur Gemüth in den angeführten Verſen? „Jener ew'gen Liebe milde Fügung“ — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer ſolchen Milde! „Die gepreßten Herzen ſelig“ — wo ſteckt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt ſeyn, um ſelig zu werden, kann es nicht auch ein glückliches? „Zu der Heimath hingezogen“ — meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglückliche nichts voraus, auch der Glückliche ſtirbt einmal. Fort! hinaus in's Freie! Geht ſpazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakſpeare, du älteſter Sohn Melpomenens, reicher, kinderloſer Mann wie läßt du ſo hart deine nachgebornen Brüder darben? Bettler haſt du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe ſelbſt ſeliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter — verhungern. O öffne deine Hand!

XVI.

Die beiden Gutsherren.

Luſtſpiel von Julius v. Voß.

Die zwei Dutzend, theils gutsherrlichen und patrimonialrichterlichen, theils haus-, vieh-, feld- und forſtwiſſenſchaftlichen Perſonen, die in dem Luſtſpiele auftreten, ſind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die ſämmtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatiſch-publiziſtiſch-diplomatiſch kommerziale Zweck des Herrn v. Voß, läßt ſich an den Namen, die er den beiden Gütern gab, ſchon etymologiſiren. Klein-Rohrshofer ſind ſolche Leute, die an — ich wollte ſagen auf einem Hofe leben (denn es verſteht ſich, ich nehme das Wort im landwirthſchaftlichen Sinne), wo das Rohr regiert. Der Verfaſſer, als er das Luſtſpiel ſchrieb, dachte wahrſcheinlich an ein ſpaniſches Rohr, jetzt wäre er genöthigt, ein anderes geographiſches Adjectiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen geweſenen Hauptmann ſeyn läßt, wollte er zu verſtehen geben, daß er unter dem

Stocke, deſſen Legitimität er vertheidige, nicht den Stock des Civil-Büttels, ſondern den Soldatenſtock des Profoſes verſtanden habe. Groß-Liebherrnthaler hingegen ſind Menſchen, deren Herr große Liebe hat, oder Menſchen, die einen großen Herrn ſeiner Thaler wegen lieben. Herr v. Voß hat das Wort wahrſcheinlich in dieſem und in jenem Sinne gebraucht. Er ſtellt alſo ein landwirthſchaftlich-politiſch-erotiſch-ſpitzbübiſches Panorama auf, in deſſen einen Halbkreiſe ſtreng, in deſſen anderem milde regiert wird. Der ſtrenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der nachſichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nutz-Anwendung dieſer Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Herr v. Voß ſehr handgreiflich finden; uns aber iſt ſie es gar nicht, und ich ſage ihm, um den Ernſt im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Es iſt gar nicht die Frage, ob ſtreng oder milde, ſondern es iſt die Frage, ob nach Geſetzen oder eigenwillig regiert werden ſoll. Das Volk, das zu ſeinem Glücke eines guten Fürſten bedarf, iſt immer unglücklich, ſo wie ſein Glück nur dann geſichert iſt, wenn es auch ein ſchlimmer Herr nicht ſtören kann. Wollte Herr v. Voß aber beweiſen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, ſo hat er zwar Recht, aber die Lehre war überflüſſig, es kennt ſie Jeder. Man will dem Verfaſſer die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er iſt der treueſte Unterthan von der Welt, und verdiente wegen ſeiner Bürger-Tugend alle ſeine Tage unter einem Klein-Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, ſeine gute Geſinnungen zu dramatiſiren? Er hat dadurch die ehrwürdigſte Sache lächerlich gemacht. Die erſte Scene beginnt der Rohrshofer Verwalter mit den Worten: „wo bleibt der Schlingel?“ und hebt dabei den Stock auf. In der zweiten Scene wirft das Hof-Fräulein, Margarethe, der Viehmagd mit lakoniſcher Kürze den Schlüſſelbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter am Ohrzipfel herbei, und verklagt ihn beim Herrn, weil er vergeſſen, um drei Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es ſey in zehn Jahren zum Erſtenmale geſchehen — keine Gnade. Der ſtrenge Regierungskünſtler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreißig aufzuzählen, „aber aus dem ſpaniſchen Pfeffer“ (wieder ſpaniſch! Herr v. Voß muß jetzt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächst). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter herein ſind; das ganze Dorf ſoll zuſehen, daß der Stock ſeine Schuldigkeit beſſer thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch.“ In der fünften Scene bindet ſich die Tochter des Stockes, das Hof-Fräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und putzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatraliſch-ſymboliſch, ſondern reell, einen ganzen Sack voll, ſo daß bei der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelſtunde dauerte.* (Es ſcheint faſt, Herr v. Voß habe ſorren, und den Zuſchauern Rübchen ſchaben wollen! Auf dieſe Weiſe geht es fort bis an's Ende. Man ſieht, der politiſche Katechismus des Herrn v. Voß weicht von dem des Herrn v. Pradt bedeutend ab. Es iſt Schade, daß Herr v. Voß ſchon konfirmirt iſt. Doch ich kehre jetzt von dem dramatiſchen Schriftſteller zu dem didaktiſchen zurück — zurück ſage ich; denn ich wende mich zur Vorrede, welcher das gedruckte Luſtſpiel erſt nachfolgt.

Herr v. Voß macht es wie Räuber, die, ehe ſie einbrechen, die wachſamen Hunde vergiften: er ſuchte, bevor er mit ſeinem Luſtſpiele herbei ſchlich, die Kritik bei Seite zu ſchaffen. Die Herren Kunſtrichter werden es mir nicht übel nehmen, daß ich ſie einem Gleichniſſe aufopfere, es geſchieht der Deutlichkeit wegen, und ich opfere mich ja ſelbſt mit. Die Vorrede iſt zwar ausgedehnt genug, aber ohne weiſe Benutzung des Raums hätte der Verfaſſer doch nicht die große Menge von Irrthümern darin aufſtellen können. Die Gedanken-Bevölkerung dieſer Vorrede iſt zu groß, die Leute können ſich unmöglich alle ernähren; auch ſehen die meiſten ſchmächtig und verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die ich ſelbſt kennen gelernt; denn die vornehmern Gedanken, die den Leſer nicht in Perſon beſuchen, ſondern durch Viſitenkarten (Gedankenſtriche genannt), mögen ein beſſeres Ausſehen haben. Dieſer Viſitenkarten ſind eine bedeutende Zahl, man kann zwei Spiel Karten zu einer Whiſt-Partie und zu einer Partie Piquet daraus bilden. (Die Leſer belieben nachzuzählen, ſie werden in der Vorrede 84 = 52 + 32 Gedankenſtriche finden.) Welch eine bebende Sprache hat der Verfaſſer! Das Kunſtgericht kann ihr Steckbriefe auf Steckbriefe nachſenden, ſie wird nicht eingeholt. Das klappert wie eine Mühle. Herr v. Voß hat ganz gewiß einen Sekretär, der ihn in alle Geſellſchaften begleitet, und nachſchreibt, was er ſeinen Herrn ſprechen hört. Man gewahrt es ganz deutlich, wenn der Prinzipal zwiſchen zwei Sätzen Thee geſchlürft hat, und fühlt es, wenn die Taſſe im Eifer der Rede übergeſchwabbelt. Es ſcheint, Herr v. Voß wolle nicht blos die öffentliche Kritik mit dem Mantel chriſtlicher Liebe bedecken, ſondern mit ſeinem, nach dem Winde hängenden Mantel jede öffentliche Meinung verhüllen. Wir wollen anhören, was er ſagt.

„Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, auch an ihrem Wohnort nicht leicht verſchwiegen bleiben, ſollte die lichtſcheue Anonymität der Rezenſenten auch nicht geſtattet ſeyn. Wer öffentlich meiſtern will, trete darum ſchon mit ſeinem Namen auf, daß man ſieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Produzenten gilt allein die Stimme eines andern Produzenten für eine ihn zu belehren fähige … Wer nicht ſelbſt ſchaffen kann, hält oft Schweres leicht und Leichtes ſchwer, iſt darum ſchon mangelhaft in ſeinem Unterricht … Daß eine Kritik, wie unſere öffentliche, nicht fromme, beweiſt der Zuſtand hieſiger Bühne und dramatiſchen Litteratur.

Den Scheitelpunkt erreicht jene von 1797 bis 1801. Damals gab es wenig (öffentliche) Kritik, und viel Kunſt! Da habt Ihr, was ich geſagt! Herr v. Voß eifert gegen die Laternen, denn da bei Nacht alles ſchwarz iſt, ſo iſt bei Nacht auch alles weiß. Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, müßten es auch die Rezenſenten! Müſſen ſich denn die dramatiſchen Schriftſteller nennen? Warum ſollen die Kritiker nicht gleiche Freiheit genießen? Es liegt gar nichts daran, wer etwas ſagt; es kömmt darauf an, was geſagt wird. Es iſt freilich rühmlicher, wenn Rezenſenten ſich nennen; denn wer den Muth hat, einen Menſchen zu verwunden, der ſollte auch den Muth haben, ſich ſelbſt der Verwundung blos zu ſtellen. Indeſſen dieſes iſt eine Forderung der Sittlichkeit, keine der Wiſſenſchaft; die Kritiker würden dabei gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meiſtern zu dürfen, braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meiſtern iſt kein Meiſterrecht. Ob Göthe ein Werk beurtheilt, oder ein literariſcher Lehrjunge, das iſt alles eins, es kömmt darauf an, wie ſie beurtheilen. Wenn einem Produzenten nur die Stimme eines andern Produzenten gelten ſoll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir mein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er könnte mir erwidern: Machen Sie einen beſſern Rock. Die Kritik belehrt allerdings aber nur ſolche, die gelehrig ſind; wenn aber ein dramatiſcher Dichter kein angebornes Genie hat, dann mögen alle Meiſter aller Zeiten der poetiſchen Kunſt von Ariſtoteles bis Müllner, ſeine Werke kritiſiren, der verlorene Sohn der Natur beſſert ſich darum nicht. Die Bühne und dramatiſche Literatur im Brandenburgiſchen ſollen am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe geweſen ſeyn, weil es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ei, ei, das iſt mir zu rund! Die Logik iſt zwar eine langweilige Geſellſchafterin, es iſt aber unſchicklich, einem Frauenzimmer ſo etwas in's Geſicht zu ſagen. Herr v. Voß iſt Trepp ab gegangen, und glaubte Trepp auf gegangen zu ſeyn. Die Berliner dramatiſche Welt mag damals ſo wenig getaugt haben wie jetzt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil ſie beſſer war als jetzt, fand die Kritik nichts zu tadeln, und ſprach wenig: denn das Lob iſt ſchnell und geräuſchlos. Wenn der Vorredner-Jeremias weiter klagt: „Ausländern geben manche ſeichte Produkte hin, die man einem Berliner nie verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienſt, iſt des Ueberſchätzens nicht Maaß und Ziel. Bringen Einheimiſche aber Gelungenes, wird es überſehen, höchſtens mit etlichen kühlen, oft zweideutigen Lobſprüchen abgefertigt.“ — Seine Klage iſt gerecht, wenn ſeine Behauptung wahr iſt. Aber beweist das gegen das Recht der Kritik? Es beweist nur Brodneid. Auf dem Berliner literariſchen Markte mag es lebhaft genug hergehen. Berlin iſt ein theures Pflaſter, die Concurrenz ſtark, die Zeiten ſind ſchlecht, und ein Familienvater mag dort Noth haben, ſich und die Seinigen zu ernähren. Da heißt es aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaftig gut, man ließe die Büchermacher eine geſchloſſene Zunft bilden, und legte ihnen auf, ein Meiſterſtück zu verfertigen, bevor ſie Büchermeiſter werden wollen.

Herr v. Voß gibt nicht undeutlich zu verſtehen, er werde ſich todt ſchießen, wenn man grauſamer Weiſe ſein Luſtſpiel nicht vortrefflich findet. Er gibt zwei ſchreckende Beiſpiele von Selbſtmördern, des J***, der ſich entleibt, weil man ſeine Andromache ungünſtig aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man ſeinem Stücke die Aufführung verſagte. So würde alſo Thalia zur zweiten, und Melpomene zur dritten Lotte, die zweite, dritte, zehnte, hundertſte von Werthern machen: denn die Muſe, dieſe ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglückliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum ſchönſten Futter, um Romane zu mäſten! Pulver auf die Pfanne — Hahn geſpannt — losgedrückt! Ein Götheſcher Roman iſt kein Menſchenleben werth.

Das Wiener Kasperl-Theater zieht Herr v. Voß dem Berliner vor; während dort alles voranſchreite, humpeln ſie in Berlin lahm hinterdrein. Er hat es geſagt, er mag es verantworten. Er fragt ferner: „Iſt's ſchwerer, ein Trauerſpiel oder ein Luſtſpiel zu dichten?" und entſcheidet für das Letztere. Auch recht, und auch klug davon zu ſprechen; denn ſo bleibt uns die Hoffnung, daß Herr v. Voß doch vielleicht ein gutes Trauerſpiel dichten könne. Als ein Beiſpiel der Geſellſchaftsrechnung der Julianiſchen Begriffe mag folgende Stelle dienen, worin der Staatsmann, der Hofmann, der Vaterlandsfreund, der Feldherr und der Dichter die alte Melodie concertirend vortragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeiſt Preußen, oder wollen es nach unſerm Staatsgeiſt erſt recht wieder ſeyn: dann iſt's auch ein trefflich Ding um eine auf Zeit, Oertlichkeit, Bedürfniß im Gemeinweſen achtende, moraliſche *Komik*. Sie thuts nicht allein, aber helfen kann ſie mit zum Guten, daß ermeldeter Staatsgeiſt in Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen feſt wohne, und es iſt doch ein holder Genius werth dort zu hauſen. Der zur Sonne fliegende Aar ſein Symbol, zum Licht auf, heißts: *Die Preußen müſſen die Klügſten ſeyn*, und ſich den Wahn nicht einſchwärzen laſſen, mögen andere im Dunkel ſtehen. Und die Streitkraft richtet er ſo, daß man Angreifer wie Miltiades und Vertheidiger wie Pereira hat, die um Zahlen nicht fragen, da wir's auf die Länge in Maſſen doch nicht aushielten, und die Väter wohl gezeigt haben, daß Einer ſich mit dem halben Europa ſchlagen kann. So ein Staatsgeiſt iſt doch werth, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem Weſen *draußen*, bald Apoll, bald ein geſpenſtiges Ungethüm, Zeitgeiſt vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — was meiſtens bereits geſchehen — bringt er hingegen Maratiana, Poloniana, Beſchliana, *Sandhäusleins*, Her Hero, erbärmliche Pedanterei, oder will er, von Einigung redend, Zwietracht ſtiften, und Sekten und Partheiwuth aufhalſen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles Abwehren helfen, und Thalia kann's." Wie gefällt euch dieſe Rede, Leſer? Ihr wart doch recht aufmerkſam geweſen? wo nicht, ſo leſet ſie noch einmal. Iſt euch das ſchöne Stück aus der Lichtenbergiſchen Raritätenverſteigerung: Das Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, noch im Sinne? Dieſes Julianiſche Redeſtück iſt ein ſolches Meſſer. Der Styl fehlt, bis auf eine orthographiſche Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder ſchneiden noch ſtechen. Das iſt das leibhafte Preußenthum, jenes, nicht mit, ſondern auf — Witz endigenden Redners an Blüchers Grabe. Herr v. Voß tadelt ſeine Landsleute, ſie wären nicht komiſch genug, und erſcheint als Sittenprediger, wie ſie alle ſeyn ſollten; denn er geht mit gutem Beiſpiele voran, und zeigt an ſich, wie man noch komiſcher werden könne. Er ſagt: Die Preußen müßten die Klügſten ſeyn; ſie ſind aber wohl jetzt ſchon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort draußen, um das Land zu bezeichnen, das außerhalb der chineſiſchen Mauer Preußens liegt, iſt höchſt maleriſch. Draußen in der Mongolei, an den unwirthlichen Ufern des Mains, des Neckars, der Ilm, der Iſar mögen ſie ihr Weſen forttreiben, wir ſind munter und vergnügt, und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängniſſe entwichenen Zeitgeiſt hat Herr v. Voß genau und viel kenntlicher ſignaliſirt, als ſelbſt Schlegel. Es iſt ein muſterhafter Steckbrief-Styl. Der

Zeitgeiſt iſt bald Troll, bald Geſpenſt — jetzt erkennt ihn jeder Gensd'armes beim erſten Blicke, und der Spitzbube mag zuſehen, wie er entkomme. Alſo iſt der Zeitgeiſt eine Sirene, nur mit einem geſpenſtigen ſtatt einem Hechtſchwanze. Und das iſt kein Fabelthier, wie man bis jetzt glaubte: denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene mitgebracht. Leſer, wie gefallen euch die Sandhäuſleins? Sand iſt freilich nur Sand, aber die Märkiſchen Rübchen des Herrn v. Voß gedeihen gut darin. Und Thalia zur Staatsräthin zu machen, iſt gewiß ein allerliebſter Einfall!

Das Kunſtgericht hat die tauſend Albernheiten und Frevel in dieſem Luſtſpiele und ſeiner Vorrede nur decimiren können. Die verſchonten Rebellen, gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menſchen, mögen ſchaamroth ihr Verbrechen bereuen, und Beſſerung geloben. *

XVII.

Der verbannte Amor.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Eines der gelungenen Luſtſpiele dieſes Dichters, ob zwar Freunde der Menſchenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren, worin die Eiferſucht des Weibes von der des Mannes in ihrer Offenbarung verſchieden ſey. Der argwöhniſche Profeſſor und ſeine mißtrauiſche Schwägerin, ſind ſich völlig gleich, und die Verdoppelung dieſes Charakters, in demſelben Luſtſpiele, wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne ſoll ja keine Arche Noah ſeyn, die eine Leidenſchaft zweimal aufnimmt, damit ſie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnöthige Vorſicht, denn es pflanzen ſich die Sünden in der wirklichen Welt ungeſtört fort, und keine Fluth vertilgt ſie. Wird in dem nämlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargeſtellt, ſo muß ihnen der Dichter etwas Eigenthümliches, das ſie von einander unterſcheidet, zu geben wiſſen. — Daß die Eiferſucht zwiſchen Gatten lächerlich gefunden und ſo oft verſpottet wird, die zwiſchen Liebenden aber nicht, iſt eine Satyre auf die Ehe, die dieſe nicht verſchuldet hat. Denn wenn man ſagen wollte, der blühenden Roſe verzeihe man ihre Dornen, der welken aber nicht, ſo wäre dieſes in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

Herr *** ſpielte den Heinrich Erlenhof natürlich genug. Einem deutſchen Profeſſor, der die Kunſt zu lieben erſt von Ovid lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. — Frau v. Buſch als Bertha und Herr Otto als Guſtav Erlenhof, waren in ihrem Fache. Sie verfehlen ſolche Rollen nie, ſie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau *** als Adolfine that was ihr oblag. Dieſe vier Eheleute hatten beim Theetrinken im erſten Akte ihre Heimlichkeiten, worüber ſie lachten, und wovon die Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt ſich nichts dagegen ſagen, wenn die Schauſpieler zuweilen über ihre Rolle hinausſchweifen, und von dem Ihrigen hinzuthun; in Luſtſpielen wäre dieſes ſogar ſehr wünſchenswerth und erfreulich. Allein ſo mittheilend auch das Lachen für ſich iſt, ſelbſt wenn man deſſen Grund nicht weiß, ſo hätte man doch das Publikum von deſſen erregenden Urſachen in Kenntniß ſetzen ſollen. Ich will jedermann mit dem, was ich hierüber aus authentiſchen Quellen erfahren habe, bekannt machen und man wird es loben, wenn ich, dem Beiſpiele der erſten Zeitungsſchreiber folgend, dieſen wichtigen Orginalartikel wegen ſeiner Verdienſte mit dem Sterne der Ehrenlegion ſchmücke.

† (Durch außerordentliche Gelegenheit). — Das im verbannten Amor beim Familienthee ſtattgefundene Lachen aus dem Stegreiſe hatte darin ſeinen Grund, der Thee war ſehr ſchwach, und Herr Otto goß ihn, um ſeine Verachtung zu bezeigen, in die Zuckerdoſe ſtatt in eine Taſſe. Das wirkte. . . *

XVIII.

Die Entdeckung.

Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch.

Den Luſtſpielen des Herrn v. Steigenteſch ſtehen keine zur Seite, wenige nahe. Dieſe Grazie der Luſt, die nur lächelt, nicht lacht; die nur liſpelt, nicht aufſchreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieſes Aufbrauſen der Empfindung, das Perlen eines Champagnerglaſes, nicht das Schäumen eines Bierkeſſels — dieſen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — dieſen ſchimmernden, dahin flatternden Witz, der, wie ein Schmetterling, den Honig der Blumen nur ſaugt, nicht zu klebendem Wachſe feſtknetet — dieſen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieſes alles ſonſt noch bei den deutſchen Luſtſpieldichtern? Die Schminke die der Schauſpieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, dieſe Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die Andern, um den Theaterlärm zu überſchreien. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn dieſe kann nicht bis zur Gallerie hinausglänzen, und ſo ließen ſie von dem Zinnober der Uebertreibung die friſche Blutröthe erſt bedecken, dann verderben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerthen Künſtler, die in dieſem Luſtſpiele auftraten (der Vorſtellung wohnte ich nicht bei), die Aufgabe zu löſen verſtanden; daß ſie nichts handgreiflich machten, ſondern alles nur erfaßlich, für den Geiſt weltkundiger Zuſchauer; daß ſie einſahen, die Miene müſſe mehr ſagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke, und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das dieſe Bewegung ſelbſt aufdeckte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

XIX.

Der Jude.

Schauſpiel von Cumberland.

Ihr beſucht ein anatomiſches Kabinet, und ſeht dort manches Herz, für die Anſchauung faßlich zubereitet, dargeſtellt in allen ſeinen Theilen, die feinſte Ader ausgeſpritzt, und den Lauf des Blutes, mit allen ſeinen Krümmungen. Aber das Blut ſtockt, und das Herz ſchlägt nicht mehr, es fühlt weder Luſt noch Pein, und bedarf und fordert keinen Troſt. Ihr tretet zurück unter die wandelnden Menſchen, ſo lieblos und unbelebt wie zuvor. Die aufgedeckte Bruſt, die uns der Dichter zeigt, wirkt ſie mehr, als jenes todte Präparat? Fällt der Vorhang, dann iſt alles vorüber. Der Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.

Wie viele Tauſende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden ſehen, bis er den ungeheuern Judenſchmerz, einen reichen dunklen Schatz, von Geſchlecht zu Geſchlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnen vermochte, bis er zu erlauſchen vermochte die Leiden, die nicht klagen, weil ſie kein Ohr zu finden gewohnt ſind? Wie viele Tauſende müßte er ſelbſt unſchuldig verdammt haben, bis er endlich einen ſchuldlos fand, und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darſtellte?

Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdeſt du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einſam warſt du auf dieſer Erde, wie ungekannt und ungeliebt: nicht einen allein durfteſt du lieben, nur alle Menſchen! In Spanien drohte ihm der Scheiterhaufen der Inquiſition, aber der Flammentod war ſelbſt nordiſchen chriſtlichen Nerven ein zu ſchauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter ſeinen Feinden. Er kam nach Deutſchland: dort trafen ihn keine zerſtörenden und raſchen Uebel, aber die hinhaltenden, täglichen, ſchleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Geſetze und der Bürger. Da zerſchmolz ſein Herz, und floß in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander. Nicht nur die Menſchen verkannten ihn, er verkannte ſich ſelbſt. Es war ſeine einzige Schuld, daß ihm ſeine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringſchätzung hatte er verdient, weil er ſie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenſchen, die ſich Chriſten nennen, ſo nothwendig geworden, wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konnteſt. Wenn dein beſchämter Widerſacher dir ſeine Kränkung abbittet, wie macht dich dieſes taumeln: „Barmherziger Gott: O nein! das iſt zu viel! Ich bitte Sie, lieber Herr

Geheimerrath, ſagen Sie nichts weiter, Sie machen mich roth über und über, wenn Sie ſich ſo weit herablaſſen, um Verzeihung zu bitten einen armen Juden.... Genug, genug! Mehr als genug! — Ich bitte Sie, ſchonen Sie meiner! ich bin gar nicht gewöhnt an die Stimme des Lobes: das drückt mich zu Boden.“ Warſt du noch tiefer niederzudrücken?

Aber „*Jud bleibt Jud*,“ ſagte der Tempelherr. Schewa hing feſt an ſeinem Gelde, ſelbſt mitten im Himmelreiche der Tugend. Schien ihm nicht jede gute That, mit welcher er ſein ausgehungertes Herz bewirthete, mit Geld zu theuer bezahlt? und ſeufzte er nicht ſelbſt über ſeine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen, ſelbſt die Hoffnung? Iſt Geld etwas anderes als die Hoffnung des Genuſſes, wie es die wohlthuende Erinnerung iſt der mühſamen Erwerbung; iſt es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch dieſe rauben? Iſt nicht Geld das Grab, das Allen gemein iſt, und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte aufnimmt? Iſt es nicht die gemeinſchaftliche Verweſung, die Chriſten und Juden unter einander mengt, und ihre Unterſcheidungszeichen aufhebt! Wie ſollte Schewa das Geld nicht lieben, da keiner an ihm liebt als das, da keiner in ihm liebt was er iſt, ſondern nur was er hat!

Das ſüße Glück, ſeinen Freunden wohlzuthun, hat Schewa nie gefühlt: das harte Geſchick wollte ihm nur vergönnen, wohlthätig gegen ſeine Feinde zu ſeyn, um ſich die Bürde des ihn niederdrückenden Haſſes zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Chriſtenwelt ausübte! aber es war doch eine Rache: Schewa hatte die Laſter eines tugendhaften Menſchen.

Gewiß eine ungemeine Kunſtfertigkeit hat Cumberland in der Darſtellung dieſes Schewa's offenbart. Es iſt ein mühſames Werk, einem Manne ohne Heldenthaten im Haſſe oder in der Liebe, in der Tugend oder im Laſter, auf der Bühne Theilnahme zu verſchaffen. Durch eines alten ſcheinloſen Juden ſtille Thaten, und noch ſtilleres Leiden, entlockt man nicht die alltäglichen Theaterthränen, aber wenn, wie hier, das Beſtreben des Dichters gelang, edlere als dieſe.

* Herr Weidner hat den Schewa lobenswerth dargeſtellt; wo er gefehlt haben mochte, zeigte ſich wenigſtens, daß es ihm an Einſicht nicht gebrach: aber dieſe Rolle iſt ſo ſchwer zu ſpielen, als ſie zu dichten war. Ein immerwährendes Zurückſtoßen der ſich hervordringenden Empfindung, doch ſo, daß dieſes nicht ganz gelinge und ſichtbar bleibe, und vorzüglich der Ausdruck in einer halb fremden Sprache, in welcher man weder zu denken noch zu empfinden gewohnt, und deren Eindruck auf den Hörer ſchwer zu berechnen iſt, und endlich die Miſchung vom Komiſchen, welche das jüdiſche Kauderwelſch in die Rührung bringt, die Schewa's

mildthätige Art einfließen ſoll — dieſes alles macht die Darſtellung des Juden, als eines abſtrakten Begriffsmenſchen nämlich, der ſo, wie man ſich ihn denkt, eigentlich gar nicht beſteht, ſondern nur die Schöpfung chriſtlicher Vorſtellung und Phantaſie iſt, äußerſt ſchwer. — Demoiſelle *** ſpielte das kecke Judenbürſchchen Hirſch gut genug; doch war ein kleiner Ueberſchuß von Keckheit in ihrem Spiele, der nicht zur jüdiſchen gehörte. *

XX.

Die Schweizer-Familie.

Oper von Weigl

Spartaniſche Regierungshäupter würden dieſe Muſik geduldet, ja gepflegt haben, während ſie gleichſtrebende Tondichtungen, die locker und ſchwammig das Mark der Tapferkeit einſaugen, weit von ſich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es iſt der Gang der Natur, einfach, edel und kräftig. Eines Gefühls verſchiedene Regungen, mit ihren leiſen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, iſt dem Künſtler meiſterhaft gelungen. Die Liebe iſt's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die ſehnſüchtige zur Heimath, die beſorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geſchlechtsliebe, trauernde und glückliche, die Dankbarkeit endlich; wie ſind ſie, wenn auch verwandt, doch ſo kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeſchrei in dreißig Lärmopern — dort, das Gewinſel der verzweifelten, die ſüßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer ſchlägt, oder eine Ecoſſaiſe durchhüpft —

man vergleiche damit die Geſänge der Schweizer-Familie, und frage dann die Kenner, ob ſie, wie üblich, auch dieſer Muſik, darum weil ſie verſtändlich iſt, den Verſtand abſprechen mögen?

XXI.

Correggio.

Von Oehlenſchläger.

Konnte der Verfaſſer dieſer herrlichen Dichtung für ſein eignes Werk ſo wenig Liebe haben, daß deſſen Darſtellung auf der Bühne ſein Wunſch und ſeine Veranſtaltung ſollte geweſen ſeyn? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff ſinnlos waltender Menſchen. Correggio iſt ein didaktiſches Gedicht, und die Lehren, die es enthält, ſollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche ſie geben, nach ihren eigenen Vorſchriften ſich bewegend, vor unſern Augen erſcheinen. Es iſt nichts Aeußerliches hierbei, als das Wechſelwirken zwiſchen Kunſt und Künſtler, welches aber dennoch nur eine dem innern Auge ſichtbare Thätigkeit iſt, und ganz außer dem Kreiſe ſinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunſt geſagt, und auch das Bekannte iſt uns in ſeiner neuen und gefälligen Form höchſt willkommen. Allein Alles, was hier der Dichter unſerem Herzen und Geiſte darbot, können wir nur leſend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das ſceniſche Geräuſch ſtört unbehaglich des Künſtlers Stillleben, und der Blüthenſtaub der Kunſt wird durch das täppiſche Erfaſſen der handfeſten Komödienfreunde leicht verwiſcht.

Iſt die Aufführung des Correggio in der Geſtalt, wie er urſprünglich gedichtet, ſchon ein gedankenloſes Unternehmen zu ſchelten, mit welchen Worten ſoll man es erſt tadeln, wenn, wie es auch auf unſerer Bühne geſchieht, das Gedicht, von irgend einem Theaterſchneider grauſam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darſtellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunſt, ſeiner Himmelsbraut verlobt, ſoll der Zeitlichkeit unterliegen, um geiſtig fortzuleben. Zu dieſem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonio's kindlichſcheues unbehülfliches Weſen, ſeine Kränklichkeit, Maria's trübe Ahnungen, ja die Geſchichte ſelbſt zeichnete dieſen Ausweg vor, da Correggio wirklich an der Folge der Erkrankung ſtarb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldſacke belaſtet, ſich zugezogen hatte. Iſt es nicht ein ſchöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menſchen ſelbſt ſein Glück, ganz im wörtlichen Sinne, zur Laſt wird, die ihn zu Boden drückt? Und dieſen Zug ſo verhunzen! Pfui. Seht, welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio iſt eben Willens, voller Trauer den Sack mit Kupfergelde aufzuladen, da erſcheint ein Bote des Herzogs von Mantua, und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spießbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beſchämt, und der Schuft Battiſta erhält den Sack mit Hellern zum Geſchenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt, wozu man uns eigentlich hergerufen habe, und zu welchem Zwecke wir und die Schauſpieler warm geworden ſind? Auch der dürreſte Moraliſt kann aus der ſo erzählten Geſchichte nicht einmal eine Nutzanwendung deſtilliren. Dazu kommen noch die Spuren der Verwüſtung, die eine kindiſch ängſtliche Zenſur angerichtet: das überall zerſchnittene Schweſterband zwiſchen Kunſt und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria, das ſüße in ſich ſelbſt verlorne Weib, künſtleriſches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen Madame genannt, und ..... Genug.

* Nicht viel weniger als bei einem ſo undramatiſchen Stoffe die darſtellende Kunſt zu leiſten vermag, iſt bei der heutigen Aufführung wirklich geleiſtet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt iſt, müſſen wir dankbar annehmen, was man uns auch gibt. Herr *** hat, trotz aller Hinderniſſe, die ihm bei Rollen gewiſſer Art ſeine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache in den Weg ſtellen, den ſchwärmeriſch dahinſterbenden Antonio dennoch überaus gut geſpielt. Sein redneriſcher Vortrag war richtig, in einigen Monologen meiſterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalena, ehe er es dem Klausner gab, an ſeine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen Kuß

wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunſtwerke eigener Schöpfung zu gemein und ſinnlich dargethan. — Wenn die jungfräulich verſchloſſene Roſe endlich aufbricht, ſich verſchämt in ſich ſelber ſpiegelt, und überraſcht von ihrer eignen Schönheit freudig aufſchreit — wie man dieſe Empfindung darſtelle; wie man Corregio's Ausruf: Ich bin auch ein Maler, dem innern Sinne des Zuſchauers anſchaulich und faßlich mache, das (Herr *** muß es ſelbſt geſtehen) hat er uns nicht gezeigt. *

XXII.

Agnes van der Lille.

Schauſpiel von Frau v. Weißenthurn.

* Frau v. Weißenthurn gehört auch zu jenen Büchermanufacturiſten, die es unbegreiflich machen, warum nicht ein autokratiſcher Finanzminiſter, dem ruchloſe Volksvertreter noch nicht die wohlthätigen Hände binden, womit er die Wunden des Staates verbindet, eine litterariſche Gewerbsſteuer aufbringt, und alle neu geſchriebenen Bücher mit einer ziemlichen Abgabe belegt, damit ſie ſich entweder vermindern, oder, wo nicht, dem Staate etwas mehr und Beſſeres einbringen, als ſich ſelbſt. Welch' einen kubiſchen Reichthum von Schauſpielen hat die Wiener Dichterin aufzuweiſen! Was einen aufbringt über alle das zudringliche Bettelvolk von deutſchen Komödien, das iſt nicht die Armſeligkeit der Schauſpieldichter, ſondern die der Zuhörer. Wie ausgehungert müſſen ſie ſein, wenn ihnen ſolche Speiſe mundet! Wären ſie reichern Geiſtes, ſie bückten ſich nicht, hingeworfene Pfennige vom Boden aufzuheben. Hätte man den Griechen ſo etwas bieten dürfen? Aber freilich, damals gab es noch Staatsfreuden, und das

Volk war der Staat, und es gab noch keine Hoflogen, und man war ſtarker Eindrücke, weil man ſie geben konnte, auch empfänglich, und ein großer Schauſpieldichter war darum ein Freund ſeines Vaterlandes, und eine Bühne war keine Sparkaſſe; die Beförderer der Schauſpiele ſuchten dabei nichts zu gewinnen, als die Liebe des Volks . . . *

Dürfte ein Rezenſent etwas anders ſein als grob, etwa naiv, ſo würde ich fragen: Agnes was willſt du? . . . . Wahrhaftig, der Stoff zu dieſem Schauſpiele war noch unglücklicher gewählt als bearbeitet. Alba und die Niederlande! Heißt das nicht an Schiller und Göthe, an Don Carlos und Egmont erinnern? Konnte Frau v. Weißenthurn ihr ſtilles ſcheinloſes Veilchen nirgends anders, als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht blos die Gabe, ſondern auch Wille und Freiheit, Scenen aus einem, die Gewaltherrſchaft bekämpfenden, Bürgerkriege, der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengeſetzen entſprechend darzuſtellen. Man kann der Frau von Weißenthurn ihre ſchlechten Verſe, aber nicht ihre ſchlechten politiſchen Lehren verzeihen. Gegen den Teufel Alba duldet ſie einige milde Scheltworte, aber ſeine Teufelei läßt ſie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger ſich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beſchwert, wird ihm geantwortet:

Weit ſchwerer noch als Alba drückt das Land
Der aufgelöſte Glaube, denn er band
Den Bürger an den Nächſten, wie an Gott.

Klagt ein Anderer über verlorene Freiheit, ſo wird ihm für ſeine geraubte Conventionsmünze himmliſches Papiergeld angeboten und ihm gepredigt, der Gerechte ſey immer frei:

Die Freiheit, die in unſerm Herzen lebt,
Läßt bildlich ſich in keine Form geſtalten;
Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend ſtrebt
Und trotzet ſo den irdiſchen Gewalten.
Sie liegt nicht ſterbend unter Alba's Tritte,
Sie lebt und wohnt in jedes Guten Hütte

Dieſes alles iſt höchſt ungereimt, wenn es ſich auch reimt. . . . Auch beruft ſich Alba auf den Zeitgeiſt, der ſein Verfahren nothwendig mache:

Dem großen Ganzen muß das Einz'le weichen
Wer Staaten retten will, geht über Leichen

. . .

Kein Vaterland habt ihr — nur einen König

Alba führt dieſe Behauptung; Frau v. Weißenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben.

Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler iſt als ſein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen ſchlechten Verſen einige hervortreten und ausſchelten laſſen.

Pfui, daß ich — — — — —
In dieſem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer ſeyn, der ſich in einem Pfuhl oben erhält.

— — — Wer aus dem Fenſter
Den Kopf zu wenig ſteckt, gehen ſie vorüber,
Dem liegt er morgen auch ſchon vor den Füßen

„Den Kopf vor die Füße legen,“ iſt ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Geſellſchaft adeliger Jamben keinen Zutritt haben ſollte.

„Der muß noch mehr als ſterben.“

ſagt der Prinz von Oranien. Es gibt nur etwas, das mehr iſt als ſterben, nämlich vor Langeweile ſterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes iſt folgende: Marie van der Lille, eine Wittwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, faſt noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach ſeines Vaterlandes in das oraniſche Lager führten. Da kommt Alba mit ſeiner Blutliſte nach Antwerpen, und will die Mutter um des Sohnes willen tödten laſſen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, ſtellt ſich dem Henker als der zurückgekehrte Bruder dar, und rettet ſo der Mutter Leben. Alba nöthigt das Mädchen, in der Reihe der Oraniſchen bei der Schlacht des folgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird ſie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne ſtritt, aufgefunden und für ihren Bruder gehalten, für todt beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung. Der Bruder bleibt der unſichtbare Held des Stückes, er kommt gar nicht zum Vorſchein. Man wäre auch in Verlegenheit geweſen, was man dem naſeweiſen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen ſollte. —

„Herr *** als Alba war freilich genöthigt, die Unnatur in ſeiner Rolle in ſein Spiel überzutragen. Der Alba der Frau v. Weißenthurn iſt ein Scharfrichter in der Hanswurſtjacke, ein höchſt lächerlicher Menſchenfreſſer. Herr *** als Vargas wußte ſich den Anſchein eines kleinen Mephiſtopheles zu geben; innerlich aber war er gut, und ſein Spiel ſchuldlos.“

XXIII.

Pierre de Portugal.

Tragédie en cinq actes, par M. Lucien Arnault

Ines von Caſtro, die Tochter eines armen alten Kriegers, der unweit Liſſabon in ſtiller Verborgenheit lebte, ſchenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einſamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieſer **Jüngling** war Don Pedro, Kronerbe von Portugal. **Doch ſeinen Rang** verſchwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verſchwiegen, und er ſchwieg lange. Als das Schickſal und das Trauerſpiel auftraten, iſt Ines und Don Pedro's Sohn ſieben Jahre alt. Da kommt die Zeit, wo ſich Don Pedro vermählen ſoll, mit einer kaſtiliſchen Fürſtin. Für dieſe wirbt der Abgeſandte Kaſtiliens bei König Alphons feierlich um ſeines Sohnes Hand. Der König und Vater ſagt zu; als aber die Reihe zu ſprechen an Don Pedro kam, ſagt dieſer ein feſtes Nein. Der dabei anweſende portugieſiſche Miniſter Pacheco, der für den alterſchwachen König den Scepter führt, hatte von Don Pedro's verirrtem Herzen ſchon früher einige Kunde. Er geht der Spur nach, und findet die

Staatsverbrecherin in Ines von Caſtro. Eine Staatsverbrecherin war die Unglückliche freilich, denn ein altes Geſetz drohte jeder Frau den Tod, die ſich mit — mit der ſich der Kronerbe heimlich vermählte. Pacheco, das Wohl des Staats bedenkend, beſchließt das Strafgeſetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da ſie dem König Alphons Theilnahme eingeflößt, bittet dieſer die Angeklagte, ſie möchte um ihr Leben zu retten, ausſagen, ſie ſei nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermählt. Ines, ihrer Ehre willen, ſagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne ſeine Anſprüche auf die Krone zu erhalten, verſchmäht ſie eine andere Lüge nicht, und erklärt: ſie habe, als ſie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe ſey. Sie ſpricht vor den Richtern:

> Je vis, j'aimai don Pedre et j'acceptai sa main;
> Mais a l'oeil d'une épouse il se cachait en vain;
> Instruite, non par lui, du rang qui le décore,
> J'ai brave vos decrets et je les brave encore.
> Epouse de l'infant, je reclame mes droits.
> Je suis mere, et mon fils est le fils de vos rois.

Ines wird zum Tode verurtheilt. Nachdem Don Pedro vergebens geſucht, ſeinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wiegelt er das Volk von Liſſabon auf, ſeine Gattin zu retten. In dieſer Verwirrung geht der Miniſter Pacheco zu Ines in den Kerker, überreicht ihr einen Becher Gift, und ſtellt ihr vor, wie ſie nur durch einen ſchnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. Ines leert den

Bette. Als ſie in den letzten Zügen lag, ſtürmt Don Pedro heran, Krone und Scepter tragend: denn der alte König war plötzlich geſtorben. Doch er kommt zu ſpät, und einer Leiche ſetzt er die Krone auf, und vor der entſeelten Königin werfen ſich die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geſchichtliche, das dieſer dramatiſchen Handlung zum Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm frei ſtand. Aber weil es ihm frei ſtand, es anders zu machen, hätte er es beſſer machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welchem ſeine Gattin ſtand, ſieben Jahre mit Stillſchweigen bedeckte, iſt wohl glaublich, denn das Gefühl, ſich als Bürger von einer Bürgerin geliebt zu ſehen, war zu ſchmeichelnd, es freiwillig zu zerſtören. Doch wie ſollte man ſeine Liebe rührend finden, da ſie ſchwächer war als ſeine Eitelkeit? Mit Recht ſagte ihm Ines, als ſie das Geheimniß erfuhr:

> ...Vous m'aimiez don Pedre et vous avez pu feindre;
> C'en est fait, mon bonheur vient de s'evanouir,
> Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatiſchen Perſon kein Mitleid *ſchenken*, ſondern muß ſie es *verdienen*: ſo hat Ines dazu nicht genug gethan. Sie geht freiwillig dem Tod entgegen: aus Ehre, wie ſie ſagt. Aber eine Mutter ſoll keine Ehre haben; ſie ſoll auf kein anderes Geſchrei, als auf das ihres Kindes hören. Es iſt wie ein Kindermord, wenn die Mutter eines hülfloſen Kindes ihr Leben freiwillig hingibt: und opfert ſie ſich, wie es Ines that, aus Ehrgeiz auf, wagt ſie den Kopf ihres Kindes an die Hoffnung, eine Krone darauf zu ſetzen: ſo iſt dieſes ein wahnſinniges Verbrechen, und durchaus nicht mütterlich. Endlich, daß König Alphons eines ſchnellen pathologiſchen Todes ſtirbt, iſt gegen alle Regel der dramatiſchen Kunſt. Die gerügten Fehler zerſtören die Einheit der Empfindung, man ſpringt ängſtlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuſchauer auf der Bühne ſieht Stücke, aber kein Stück. Doch wird man Arnault's Drama nicht ohne Theilnahme leſen. Er und einige andere ſeiner jüngern Dichtergenoſſen ſind gute Zeichen, daß die dramatiſche Kunſt der Franzoſen auf dem Wege der Geneſung iſt. In Arnault's Sprache iſt Kraft, wenn auch nur erſt ſchüchterne: **jeunes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, honneur paternel, gloire octogenaire** — ſolcher parfümirter Ausdrücke findet man nicht viele mehr. In ſeinen Verſen hört man nur noch leiſe den abgemeſſenen Ruderſchlag der Galeerenſclaven; ſeine Phantaſie ſeufzt ſtiller unter der ſtrengen herkömmlichen Disciplin: ſie fliegt freilich nur wie ein Papierdrache an einer Schnur feſtgehalten, aber ſie erhebt ſich doch. Politiſche Maximen, dieſe neue Unart der franzöſiſchen dramatiſchen Dichter, hat Arnault nur mäßig angewendet, und ſie, wie es ſich gebührt, unter den poetiſchen Blumen verſteckt, ſie nicht auf die Blumen gelegt, wo ſie drücken und verderben. Einen guten Theil dieſer Früchte hat die Theater-Cenſur weggenommen: aber in dem gedruckten Stücke wurden ſie den Leſern wieder vorgeſetzt. Es iſt noch großmüthig, daß die Cenſur in Frankreich nur die Ohren zuſperrt, die Augen aber offen läßt. Man kann gerade nicht ſagen, daß die neuen Schauſpiele in Paris durch die Theater-Cenſur ſehr beſchädigt werden, denn die franzöſiſchen dramatiſchen Dichter haben es gelernt, das Koſtbarſte an ihren Werken ganz ſo anzubringen, wie Phidias an ſeinem olympiſchen Jupiter das Gold angebracht — ſo nämlich, daß man es wegnehmen, es wiegen und wieder anſetzen kann, ohne die Bildung des Ganzen zu zerſtören. Wir wollen einige der Verſe, die das Scherbengericht der Cenſur verbannt hat, mittheilen. Das iſt wohl merkwürdig und ſeine Depeſche werth.

La naissance est beaucoup, la gloire est encore plus.

Le fier patriotisme enfante des Soldats.

Qui doit regir l'etat doit savoir le defendre.

Un pouvoir sans limite est bientôt renverse.

Il faut gagner les coeurs, et non pas les contraindre.

Ah! Celui qui fidele au toit qui l'a vu naitre,
Y trouve loin des cours son repos etabli,
Obtient assez des rois, s'il garde leur oubli.

. . . Guerre eternelle a ceux dont l'insolence
Du Sceptre chaque jour faisant hair les droits,
Du coeur de leurs sujets desheritent les rois.

Rendez le peuple heureux afin qu'il obeisse.

Les peuples satisfaits font les rois invincibles.

La loi! toujours la loi quand on verse du sang. —

Es mag an dieſen zehn Verboten genug ſeyn.

In einer Vorrede vertheidigt ſich Arnault vor dem Aſſiſen-Gerichte der Kritik ganz feierlich gegen die ihm gemachte Beſchuldigung: er habe die ariſtoteliſchen Einheiten umgebracht. Er vertheidigt ſich aber auf eine ganz eigene Art. Er läugnet das Verbrechen keineswegs mit Beſtimmtheit, ſondern er ſagt: an den Einheiten wäre nicht ſonderlich viel gelegen. Recht hat Inculpat, aber dieſe Jurisprudenz iſt neu in Frankreich. Arnault führt ſehr vermeſſene Redensarten. Er ſagt unter Anderm: die Einheit des Intereſſes, das wäre die Hauptſache. Eine dramatiſche Handlung dürfe allerdings in mehreren Gegenden ſpielen; denn es müſſe angenommen werden, daß die Schauſpieler die Zwiſchenakte (während die Zuſchauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nöthigen Reiſen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freilich die Reiſe nicht größer werden, als eben der Weg iſt, den man in vier und zwanzig Stunden zurücklegen kann, und die dramatiſche Handlung müſſe am nämlichen Orte ſchließen, wo ſie angefangen. Wollte man, was die Einheit des Orts betrifft, ſich einer ausſchweifenden Phantaſie überlaſſend, gar keine Regel befolgen, dann könnte der Fall eintreten, daß eine dramatiſche Handlung in Paris begönne, und in Orleans ende. Wenn Racine und Voltaire ſich ſtreng an die Einheit des Orts gehalten, ſo ſey das blos daher gekommen, weil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuſchauern angefüllt, und die Theatermaſchinerien noch ſehr unvollkommen geweſen, ſo daß man die Verwandlung der Scene habe vermeiden müſſen. (Da hätte man alſo auch wieder aus der Noth eine Tugend gemacht!) Doch wurde die Dekoration in Racine's Eſther dreimal verwandelt. (Ein Genieſtreich ohne gleichen!)

XXIV.

Die Soldaten.

Schauſpiel von Arreſto.

Ich habe ein ſiegberauſchtes Heer geſehen, da es in die Hauptſtadt ſeiner Feinde einzog: der Anblick war ſchön, es kämpfte für den Ruhm und ſeinen Kaiſer. Ich ſah deutſche Heldenjünglinge den übermüthigen Zwingherrn von dem heimathlichen Boden jagen und ruhmbekränzt zurückkehren, und alle ihre Lorbeern an den unterſten Stufen des Thrones niederlegen, und ſtill und fromm nichts fodern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die Verläumdung, und ſich am häuslichen Heerde ſetzen und die Waffen hingeben, mit welchen ſie die Fürſten vertheidigt; — der Anblick war ſchöner; ſie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieſes oder jenes Schauſpiel, zeigt uns Brutus, der ſeine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grauſen, wo Menſchenleben und Menſchenliebe nichts gilt, wo engherziges Mitleiden ſich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur zerriſſen werden, um die des Staates zu befeſtigen — zeigt uns dieſes auf der Bühne; aber nicht die parodirte Vaterlandsliebe in Garniſonen, nicht die Wachtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Dienſteifer eines ſteifen Korporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäuſern und an Pharotiſchen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt und ſtolz ausruft: ich trage den Rock des Monarchen: und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menſchlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet: zeigt uns dieſes nicht. Nothwendig mögen ſolche Spielereien ſeyn, aber ſchön ſind ſie nicht, und darum kein würdiger Stoff der dramatiſchen Kunſt. Der Staat, wie die Natur, hat ſeine Geheimniſſe, die er verſchämt umhüllt: man kehre die innern Verrichtungen ſeiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tiſch ſehen, nicht die ſchmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.

* Uebrigens, und die ſchlechte Wahl des Stoffes einmal verziehen, würde ich dieſes Soldaten-Schauſpiel wegen ſeiner Bearbeitung ziemlich loben, hätte nur deſſen Verfaſſer nicht folgende Vorrede dazu geſchrieben:

„Soldaten!

Der beſcheidene, belehrende Kritiker iſt gleich einem alten gedienten Offizier; ihm erzeuget diejenige Hochachtung die ihm gebührt. Die gemeinen, hämiſchen Tadler ſind Banditen in Hohlwegen: dieſe — ſchießt todt, wo ihr ſie findet.“

Da nun in der Sprache der Bücherſchreiber ein beſcheidener, belehrender Kritiker ſo viel heißt als Einer der lobt, und ein gemeiner, hämiſcher Tadler Einer der nicht lobt, ſo darf ich, um nicht furchtſam zu erſcheinen, dem Herrn Arreſto kein Wort des Lobes ſagen.

XXV.

Das Käthchen von Heilbronn.

Von Heinrich v. Kleiſt.

Fürwahr, es iſt Mark darin, und Geiſt und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und beſonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechſelndem Reize, bald zwiſchen lieblichen Winden, blumigen Auen und beſonnten Feldern, bald zwiſchen ſtürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildniſſen und Wäldern voll Sturm und Brauſen. Gleich anmuthig iſt Wanderung und Ziel. Warum haben die tückiſchen Parzen dieſes blühende Dichterhaupt ſo frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, ſo kühn als unbeſonnen, den Schleier der Iſis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauſcht! Nur Prieſtern frommt ein ſolcher Anblick, nicht der Menge, welcher mit der letzten Täuſchung auch das letzte Glück entſchwindet. Das wäre die ſo geprieſene Liebe von Kindern angelallt, von Greiſen angeſtottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angeſehen, edelſtolz, voll des Muthes und der Kraft ſeines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharniſchter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein ſüßes wunderſchönes Märchen, werden ſie, die ſich nie geſehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erſcheint im Wahnſinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines ſchönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn beſtimmte Braut, ſagend, es ſey die Tochter des Kaiſers. Dieſelbe Nacht ſieht Käthchen im geſunden Traume (das geſunde Weib erhebt ſich zum kranken Manne, wie das wache zum ſchlafenden) einen ſchimmernden Ritter eintreten, der ſie als ſeine Braut begrüßt. So ſich angelobt bringt ſpäter ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Dieſe, ihn erblickend, erkennt alſogleich die Traumgeſtalt. Da ſtürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zuſammen, ſie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird ſie vom Ritter weggeriſſen, von dieſem ſelbſt mit Füßen zurückgeſtoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, ſie iſt immer wieder da, und folget ihm auf allen ſeinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm ſein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forſcht er Käthchens Inneres aus, da ſie einſt im magnetiſchen Schlummer ſich befand, wo die Seele, zwiſchen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte ſchwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräuſche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß ſie die Verheißene ſey, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiſer auf, gibt ſich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen und dieſe, nachdem er ſie zur Fürſtin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieſes Schauſpiel iſt ein Edelſtein, nicht unwerth an der Krone des brittiſchen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt, geleſen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um ſo deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erſcheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schloſſes Thurneck konnte nicht unzeitiger geſchehen. Die Seele, die ſo tief geneigt war, ſich dem Anweben einer verborgenen Geiſterwelt, die im Traume ſich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das ſinnliche Wunder, das ſich im Wachen ergibt, enttäuſcht, und wendet ſich, nüchtern gemacht, vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, ſpielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin in dieſem ernſten Schauſpiele. Gibt es eine tollere Erfindung als dieſes Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes den Kopf verrückt, und am Ende ſich als eine garſti-

Hexe kund gibt, die mit falſchen Zähnen, aufgelegter Schminke und einem ſchlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulügen verſtand?

Aber wie haben ſie dieſes Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umſtände ſich füge! Das iſt ein ganz eignes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künſtler ſelbſt thun, der die ſchönſten Theile ſeines Gemäldes wegſchneiden ſieht, damit es nur in den engen Rahmen paſſe. Zuvörderſt iſt in der Vehmgerichtsſcene vieles ganz unbedachtſam ausgelaſſen worden. Es iſt wahr, daß einige Reden darin etwas lang ſind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verſtändlich werde, wie durch einen arbeitſamen Trieb der Natur ſich Faden an Faden gereiht, um das ſympathetiſche Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelaſſen, auf welche Weiſe der Kaiſer Käthchens Vater geworden ſey. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittſamkeit geſchehen, welche der Verführung heuchleriſche, vermaledeite Kupplerin iſt.

* Graf von Strahl, Herr ***. Beim Himmel, die Rolle iſt ſchwer und ich möchte den Schauſpieler ſehen, der ſie trägt, leicht aber doch ſo, daß die Kraft nicht die Laſt verſchlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Vehmgerichte: alle die mannichfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, — Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des

Geſetzes pochend. — Verſtellung der Wahrheit und Wahrheit der Verſtellung. — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt. — Trotz der Unſchuld. — Spott, — daſtehend mit recht feſt zuſammengeknäulter, nicht allſeitig hinausflatternder Kraft: nicht ſich brüſtend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer ſtarken Fauſt. — (es iſt ein Unverſtand vieler Schauſpieler, daß ſie wähnen, Helden müßten ſich ſpreizen, gerade ſie dürfen es am wenigſten: bei kräftigen Menſchen lehnt ſich der Körper leicht am Geiſte an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am ſtärkern Körper ihre Stütze: nur ſolche Gewaltsmenſchen mögen ſich ſpreizen, die keine andere Macht haben, als die Meinung die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwen Thränen vergießen: ich bitte, welcher Schauſpieler (der Unſrigen) verſteht es als Held zu weinen, ohne ſich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beſchwörungsſcene, wo der Graf den Geiſt des ſchlummernden Käthchens aus dem Körper, ſeinem dunkeln Sarge, hervorruft, und um das Geheimniß überirdiſcher Dinge befragt, (das vorgeſchriebene Auflegen der Arme um den Leib hätte ſtrenger beobachtet werden müßen, hierin war die Macht des Zaubers). — — So ſehr wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — — Käthchen: Demoiſelle Lindner. Gewiß und wahrhaftig, das demüthige, gottgefällige, wunderſüße, heimgefallene Kind, hätte wahrer, lieblicher und rührender nicht dargeſtellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie ſchwer die Schlafrednerin zu ſpielen ſey. Das Inſichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und Lippe iſt, der melodiſche Schmelz der Stimme in den Worten: „O Schelm.“ — „Nein, nein, nein.“ — „Bitte, bitte!“ Man ſah den himmliſchen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner was ſie that, dann zeigte ſie ſich als eine beſonnene Künſtlerin, handelte ſie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück iſt eine ſchöne Gabe. — — Herr *** ſpielte Käthchens Vater, den Waffenſchmied Friedeborn. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann, der den Hammer von Eiſen zu führen gewöhnt iſt, und wohl täglich ſeinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet, und nur weich iſt an der Stelle, wo er ſein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was iſt das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe geweſen, die man aufbockte, und ſtatt Kunigunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die lebendige tragen, oder die ausgeſtopfte fortſpielen laſſen ſollen: Einheit muß ſeyn. — *

XXVI.

Verlegenheit und Liſt.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Kotzebue iſt ein Wucherer, der ein kleines Kapital durch große Zinſen verhundertfacht; ein guter Wirthſchafter, der mit wenigem ausreicht; ein geſchickter Frauenſchneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechſelnden Mode umgeſtaltet. Er macht ſchneller ein Luſtſpiel, als die Welt den Stoff dazu. Er iſt leichter zu übertreffen, als zu erſetzen. Was *Verlegenheit und Liſt* darbietet, genießt man zum tauſendſten Male mit ungeſchwächter Luſt. Eine Gaſthausſtube mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schickſal der Chriſten: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirath. Zwei Dinge ſind mir in unſern Komödien unerklärlich. Erſtens daß die Hauptgeſchichten in Wirthshäuſern vorfallen. Ich bin viel gereist, habe aber in der Heimath immer mehr Abentheuer als im Gaſthofe erlebt. Es iſt natürlich, der Wechſel in Gaſthäuſern iſt zu groß, als daß ſich zwei Fremde mehr als ſtreifen können. Wie gelangt man dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendſten Herzens- und Familiengeheimniſſe in Gegenwart der Bedienten beſprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beſchaffenheit gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen iſt es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte im Beiſeyn des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen in einander gießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendſten Geberden nachäffen. Im gegenwärtigen Luſtſpiele geſchieht es; ja während der junge Baron ſeinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung ſeiner Schuld und Schulden bittet, iſt die ganze Hausdienerſchaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menſchenliebe als die Gemeinen, und behandeln ſie ihre Diener wie ihres Gleichen, oder ſehen ſie aus Hochmuth die Bedienten als Zimmermöbel, als Gipsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

XXVII.

Die Entführung,

oder

der alte Bürger-Capitain.

Ein Frankfurter heroiſch-berjerlich Luſtſpiel.

Das gute Luſtſpiel ſollte immer örtlich ſein, um noch beſſer zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menſchlichen Dinge, deren Anſchauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabſieht, gibt es keinen Widerſpruch und keinen Zufall, ſondern nur eine weiſe, nothwendige und zweckmäßige Folge von Urſachen und Wirkungen. Zu jener Luftſchichte hinauf dringen daher auch die Gegenſätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird. Aus dieſem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Luſtſpiele ſeyn. Der Luſtſpieldichter muß ſich auf die Ecken ſtellen, und aus der Menſchenmenge einen Geſichtskreis voll abſondern. Es bleibt auch dieſes noch eine Selbſttäuſchung, aber wir geben uns freiwillig hin, wir laſſen die umſichtige Ueberlegung ſchweigen, heften den Blick auf den nächſten Fleck und ergötzen uns. Schon die

Herausstellung eines einzelnen Standes in ſeinen Lächerlichkeiten, wie ſie in unſern Luſtſpielen üblich iſt, mag nicht ſo unverwerflich ſeyn, als man annimmt (ich betrachte aus dem Geſichtspunkt der Kunſt, nicht aus dem der Sittlichkeit) Kein Stand, als ein geſchloſſener angeſehen, hat eigentlich etwas Wiederſprechendes, d. h. Lächerliches in ſich. Dieſes kommt erſt zum Vorſchein, wenn man die verſchiedenen Stände nebeneinander ſtellt. So ſind die Schwächen des Adelſtandes, die auf der Bühne ſo oft verſpottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in dieſen Schwächen liegt das Geheimniß ſeiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meinung gibt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, ſondern durch tauſend ſchwache Zwirnfäden feſtgehalten. Erſcheinen die Anmaßungen des Adels dem der Beſtimmung der Menſchheit eingedenken Bürgerſtande lächerlich, ſo muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres perſönlichen Vortheils dem Adelsſtande lächerlich erſcheinen. Da nun der Luſtſpieldichter auch nicht bis zur Perſönlichkeit hinabſteigen kann — denn die Satyre iſt kein dramatiſcher Stoff — ſo bleibt ihm kein andrer Schauplatz übrig, als die Oertlichkeit. Die Mauern einer Stadt ſind die wahren dramatiſchen Grenzen eines Luſtſpiels, das ſich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beſchränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Luſtſpiel ausfüllt, iſt, aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatiſchen Kunſt abgeſteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart, der Geſinnung und der Denkweiſe des Frankfurters an einander — des Frankfurters, alſo, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nicht der dortigen höhern Stände: denn dieſe haben dort, wie überall, kein geiſtiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürger-Capitain keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnenſprache knüpft und löst — denn nur Menſchen von eigenthümlichem Gepräge handeln, die ſtädtiſche Menge hat nur eine Handlungsweiſe — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stück, wie der rothe Faden durch die engliſchen Schiffstaue, und wie der Nerve durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es iſt in der Frankfurter Mundart geſchrieben, wodurch ſeine komiſche Wirkung nicht blos geſteigert, ſondern überhaupt geſichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geiſtes iſt, wie könnte man letztern kenntlich machen, als an den Zeichen des erſteren. Orts- und örtlich geſinnte Bürger Hochdeutſch ſprechen laſſen, das wäre eben ſo viel, als einen ſchlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfaſſer beſſer gethan, einige reinſprechende Perſonen in das Stück zu flechten, der Gegenſatz hätte die beabſichtige Wirkung erhöht. Es iſt aber dieſe Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volkes eine gar räthſelhafte Erſcheinung! Woher entſteht ſie, wodurch erhält ſie ſich? Darf und muß man daraus ſchließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger ſich eben ſo unterſcheidet, als die Geſinnung von jenen und dieſen? Man erſchrickt vor einer ſolchen Folgerung.

Die Tragödie idealiſirt, das Luſtſpiel muß portraitiren. In dieſer Beziehung iſt der Bürger-Capitain ein wahres Meiſterſtück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieſes Vorzugs ermangeln unſere meiſten Luſtſpiele, und darum habe ich auch keinen Maaßſtab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es leſen, es kann nur mit ſich ſelber verglichen werden. Auch ſolche wird es anziehen, die ſich ſonſt von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wiſſenſchaftliches Werk aufnehmen, als eine Statiſtik des Frankfurter Volksgeiſtes.

XXVIII.

Thomas Aniello.

Trauerſpiel von Auguſt Freſenius.

Auch an einem ſiebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es ſtärker ſey, als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger, unerſättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da ſchüttelte es ſich, und warf ſie ab. Selbſt das menſchliche Recht ſtand ſeinem göttlichen und ſeiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte beſtätigt, und am Schluſſe jenes Freiheitsbriefes feſtgeſetzt: „Wenn einer Unſerer Nachfolger ſelbſt, oder ein Vicekönig, beſagte obige Artikel dieſes ewigen Privilegiums verletzen ſollte, ſo darf unſer getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu ſeiner, dieſem Privilegium gemäßen, Zufriedenſtellung.“ Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn

„Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun.“ Der Herzog von Arcos, der ſpaniſche Vicekönig in Neapel, und ſeine Höflinge ſetzten den Stolz hinzu —

. . . . Der ſteife Stolz
Des hieſ'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu ſetzen, wo vorher
Ein Bürger ſtand, — derſelbe Stolz, der doch
Mit ſeinem ſteifen Rück auf Händ' und Fuß
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadeligen Maul das Volk
Ausſaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Makalona, ſelbſt ein Fürſt, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Biſſen vor dem Munde weg, und die Zolltabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlner Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zolltabelle mit lauter Stimme vor:

Es ekelt mich, euch auch noch das zu leſen,
Was die Tabelle ſagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durſtigen Papiers,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüſ',
Vom Blumenkohl bis zur armſeligen
Welſchbohn' herab. — Das Brod iſt uns ſchon längſt
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obſt auf dieſes Jahr geſtochen,
Und frißt, wie eine Raup', aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müſſen,
Wenn welkes Kraut und friſches Gras nur noch,
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaſo Aniello that es, ein armer Fiſcher und Obſthändler. Er hatte den hohen Geiſt, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigſten Bürger eingibt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der Regierung!“ begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerſtörten die Paläſte des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr, und mußte zur Liſt flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein miſchen, wovon er den Verſtand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In ſeinem Wahnſinne übte er blutige Grauſamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten ſie ihn.

Dieſes iſt die Geſchichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, ſondern am Gifte ſterben läßt. Es herrſcht eine große, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in dieſem Trauerſpiele, es waltet ein Shakſpeare-Geiſt darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite geſtellt werden. Den Dichter überraſchte der Tod, ehe er ſein Werk, das er als einundzwanzigjähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum ſind ſeine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunſt, monochromatiſch, nur wenige helle Farben herrſchen allein, die Zwiſchenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verſtandes können nicht zu viel geprieſen werden

Freſenius war in Frankfurt geboren, und ſeine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleiſt, ſtarben in der Blüthe, denn die Witterung unſerer Tage iſt den Dichtern nicht günſtig. Sie verderben an der rauhen Luſt der Wirklichkeit. Nur die unorganiſchen Dichter dauern aus wie Geſtein und ſetzen an; was Leben hat, verwelkt.

XXXI.

Cardenio und Celinde.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann.

Wir ſind ſo ungewohnt bei den dramatiſchen Dichtern unſerer Tage Fülle der Geſundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über dieſe ſchönen Gaben, wo ſie ja einmal uns überraſcht, uns zur Nachſicht ſtimmt, und wir der Fülle die Ungemeſſenheit, dem Muthe den Uebermuth und der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihen. Der Dichter dieſes Trauerſpiels hat ſich als ein ſolcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als gibt, ihn verbeſſern werde. Beſonnenheit gibt die Zeit, Begeiſterung der Herr der Zeit; die eine iſt Lohn, die andere Geſchenk. Wem aber der Himmel ſich gnädig zeigte, dem ſoll auch der Menſch gewogen ſeyn, und er ſoll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celinde in ſich ſchließt, ſo geſchieht es diesmal nur um zu zeigen, wie groß die

Nachſicht ſey, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden ſeine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde.... Dieſes und iſt hier aber nicht, wie in Romeo und Julia, das Liebeband, das zwei Leben zu einem bindet, ſondern das arithmetiſche plus, das zwei ſich gleichgültige Größen mit einander verſchwägert, und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatiſchen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht aus welcher Laune, ſeinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwei Wämſern verarbeitet. Es iſt einmal geſchehen, und nachdem wir dieſes gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken ſchön paßlich, und wie ſie ſtehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt Olympien, Lyſander's, einer Magiſtratsperſon, neuvermählte Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, ſie war ihm ſchon als Braut zugeſagt, als ſich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel, das Gerücht verbreitete, es ſey in Olympien's dunkler Kammer ein Mann überraſcht worden. Cardenio tappt umher, ſucht ängſtlich nach Licht, erwartet Erklärung; ſie wird ihm nicht. Olympia ſchweigt. Der Spanier tritt zurück, entſagt der Geliebten. Da meldet ſich Lyſander, der ſich ſchon früher, aber unglücklich, um Olympien's Gunſt beworben, und bietet ihr ſeine Hand an. Dieſe, in der Lebensgefahr ihrer

Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lyſander's Gattin. Olympia war unſchuldig, ſie kannte ſelbſt den Mann nicht, der ſie im Dunkeln in ſeine Arme geſchloſſen. Sie dachte und hoffte, es ſey Cardenio geweſen; als dieſer aber ſchwieg, mußte ſie dulden. Nach der Hochzeit geſtand ihr Lyſander, er ſey es geweſen, der ſich, mit Hülfe einer beſtochenen Dienerin, zu ihr geſchlichen. Er habe durch dieſe Liſt bezweckt, was er durch ſie erreicht —

Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernſten Wünſche
Und lehret, daß Verſtand die Welt beherrſcht.

Lyſander iſt übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne ſchweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in ſeinem Herzen — nicht gegen Lyſander, deſſen redliche Bewerbung er nicht ſchelten kann, ſondern gegen den unbekannten Dieb ſeines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer ſo ſchmerzlichen Begegnung, verlaſſen, doch vorher noch verſuchen, ob er Olympien zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt: müſſe er ſie ſchuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus ſeinem Herzen verbannen; rechtfertige ſie ſich, könne er von einer ſchönen Vergangenheit ein reines Bild mit in ſeine Heimath nehmen. Er bittet Olympien um eine Zuſammenkunft. Dieſe, ſchwach, gewährt ihm, was ſie ihm früher verſagt, und ſchwächer geſteht ſie dem ungeſtüm Fragenden, daß Lyſander, ihr Gatte, der

Mann geweſen, der ſich in ihr Zimmer geſchlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu haſſen: doch Lyſanders Werth verkennt er noch immer nicht. Er ſagt von ihm:

Er iſt gerecht und edel, ſchädigt keinen,
Er iſt bereit, wo Waiſ' und Wittwe weinen,
Er liebt Olympien, und ſagt mit Fug,
Daß ſie der Freude hat bei ihm genug —
Und iſt ein Schurke doch mit Haut und Haar,
Ein Aff' und Schurke, wie kein Zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit ſeinem Haſſe, ihn bald überwältigend, ihm bald unterliegend —

Das Herz iſt nur ein Taubenſchlag, Gefühle
Ziehen flatternd aus und ein —

ſagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wären! Aber der Geier kam auch, und der Teufel ſiegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lyſander bei Nacht auf der Straße und tödtet den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrauſche. Die That war um ſo weniger ſchlimm, als es der Rauſch mehr geweſen. Der Wein war mit ſinnverwirrenden, ſinnbetäubenden Dingen gemiſcht. Wer reichte ihm den unſeligen Becher? Ein langer, ein ſehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundſchenken von dem Trinker; ein Eiſendraht war über den Strom gezogen und über dieſe ſchmale Brücke kam das umzauberte Schickſal hergeritten. Gehen wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwiedert. Celinde iſt ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laſter verkuppelt. Sie iſt gutmüthig, weil ſie ſchwach iſt, aber ſie hält ſich für gut, weil ſie ſchlecht iſt nach Grundſätzen. Den durchſichtigen Schleier ihrer Buhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit heißer Leidenſchaft liebt ſie den jungen Spanier, ſie, die ſo viele verſchmäht, denn

> Er weiß zu quälen — das, das iſt der Punkt:
> Wer uns zu quälen weiß, dem huldigen wir.
> Wir mögen nicht in Ruhe ſeyn.

„So ſind alle Weibsbilder: wenn man ſie nicht immer beängſtigt, ſo wird ihnen übel" — hat der ungeſchlachte Falſtaff in ſeiner Sprache ſchon längſt geſagt. Celinde erfährt, daß ſich Cardenio zur Abreiſe vorbereite. In ſo enge Zeit eingeſchloſſen, ſchlägt ihre Leidenſchaft doch in Flammen auf. Sie klagt, ſie weint. Sie läßt Tyche rufen, eine alte Dienerin, eine Haushexe. Sie ſagt ihr: da ſie umzugehen wiſſe mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge ſie ihr doch rathen und helfen in ihrer Liebesnoth. Tyche murmelt: gegen ſolche Pein und Betrübniß gäbe es wohl Mittel genug, doch wären ſie für ſo junges ſüßes Blut zu ſcharf. Celinde iſt gierig, und glaubt nur neugierig zu ſeyn. Sie forſcht weiter, ſie läßt ſich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche ſpricht:

> Wenn wir das Herz von Jemand kriegen können
> Der Dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen

Und brennen's dann zu Aſche, und vermiſchen
Die Aſche mit 'nem Kuchen oder Wein
Und bringen dieſen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein anderer Menſch.
Er folgt Dir, wie der Pudel ſeinem Herrn.
Laß peitſchen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und ſchickt ſie fort.

Im Haufen von Celinden's unerhörten Anbetern ſteht auch der Johanniter-Ritter Marcellus. Celinde lebt von ſeinen Geſchenken, läßt ſich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm ſchneiden, und hält ihn am ſeidnen Faden ihrer Reize nah' und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geiſtlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male beſuchen. Vor ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abſchied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrſchen, ſie ſcheint ruhig und heiter, und ſcherzend empfängt und entläßt ſie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick iſt gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwiſchen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert ſie matt um das trübe Licht, das ſie endlich erhaſcht. Sie läßt Tyche rufen, läßt ſich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebetrunkener horcht ſie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen, und heißt ihn ſchweigen und ſich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet: ſo ſey es Celinden's Laune, und ſie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und ſagt ihr, das Herz zum Liebestrank ſey gefunden, ſie ſolle Marcellus ermorden. Celinde tritt entſetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, ſie werde die That, wenn ſie einmal geſchehen, vor Celinden zu verantworten wiſſen. Sie ſelbſt ſtößt dem Ritter den Dolch in die Bruſt. Celinde, im andern Zimmer, hört den Angſtſchrei des Getroffenen: Marcellus, der ſich aufgerafft ſtellt ſich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinden mit den Verwünſchungen eines Sterbenden: dann ſinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnſinn; das Bild des blutigen Ritters ſteht gebannt vor ihren Blicken. Tyche ſucht ſie zu beſchwichtigen, ihr lügend, ſie habe die That nicht vollführt, der Ritter ſey nicht ermordet, ſondern fort zu Schiffe gegangen. Celinde beruhigt ſich, Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestrank. Sie ſucht dann Cordenio auf, erzählt ihm, ſie komme von Olympien, die, krank an ſüßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geſchickt, um ſie zu ſtreicheln, denn es ſey bekannt, ſie habe „einen guten Strich.“ Die Alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympia „im ruren Hemdchen“ da geſeſſen: ſie peitſcht Cardenio's Blut, daß es hoch aufſteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einſchnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein „trüb und molkig:“ doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, wie aus einer langen Vergeſſenheit erwachend, frägt er: „Was macht die liebliche Celinde?“ Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergibt ſich ihr. In dieſem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauſcht, lauert er dem klugen Lyſander auf, und tödtet ihn, wie wir erzählt.

Die That geſchieht vor Lyſander's Wohnung. Darauf ſtößt Cardenio das blutige Racheſchwert, als Zeichen heiliger Vehm, in die Hausthüre und eilt fort. Sein Freund Pamphilio, der umhergegangen ihn aufzuſuchen, kommt an die Stätte des Verbrechens, ſieht die Leiche, ſieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird ſo von Lyſanders Dienern, die aus dem Hauſe gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derſelben ſchlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdeſſen hatte Marcellus' geängſtigter Diener, der ſeinen Herrn nirgends finden konnte, ſich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforſcht, daß der Ritter in Celinden's Wohnung geweſen, man findet dort ſeine Leiche, man findet ſein Kreuz unter Tyche's Geräthe, die Hexe wird feſt genommen, ſie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen an einander gekettet, wollen entfliehen. Es iſt Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu ſehen, ob ſie noch unbeſetzt von Wächtern ſey. Lyſander's Geiſt verſperrt ihm den Ausweg, er flieht entſetzt zurück. Celinde ſucht ſeine kranken Einbildungen zu geſchwichtigen, ſie auch geht an das Ende der Straße: da erſcheint ihr Marcellus zürnender Geiſt, ſie ſtürzt zu Boden und ſtirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüſte zu entgehen, ſtürzt er ſich in ſein eignes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen geführt. —

Die menſchlichen Schickſale, welche die Kunſt des Tragöden nachbildet, müſſen, und wären ſie noch ſo ungeheuer, doch immer menſchliche Geſtaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der ſittlichen, es wird nur eines der ſinnlichen Natur des Menſchen aufgeſtellt. So darf es nicht ſeyn. Das Ebenbild Gottes ſoll nie unkenntlich werden: auch irrende, ſelbſt verworfene Menſchen ſind nur gefallene Engel; doch in dieſem Trauerſpiele ſind alle Menſchen nur emporgehobene Thiere. Der Dichter hat ſie fehlerhaft in zwei Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge, und Betrachtung und Empfindung theilen. Doch wäre es nur das allein: es iſt aber noch ſchlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren iſt er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu ſuchen, und die Aufmerkſamkeit geht oft vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne vertheilen. Es iſt nichts, das Liebe, nichts, das Abſcheu einflößt. Das Schickſal ſchneidet Geſichter, und wir lachen nur darum nicht.

weil ſie von Krämpfen herkommen. Fünf Menſchen ſterben, den ſechsten ſehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menſchen lieben ſieben Mal, und keine dieſer Liebesarten rührt uns. Cardenio's Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir ſehen nur noch ihren blutrothen Abendſchein. Seine Liebe zu Celinden iſt ein Fieberwahn. Olympien's Liebe zu Cardenio iſt eine erkaltete, ihre zu Lyſander eine vernünftige; Marcellus Liebe iſt eine unwürdige. Lyſander liebt wie ein Ehemann, und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche iſt ein gemeines, aberwitziges, altes Weib. Es ſchimmert ein Lichtſchein, der ſie hätte verklären können, aber er iſt zu weit entfernt. Tyche war einſt von Celinden's Vater verführt worden, und es war ihr davon „ein blöder Junge“ übrig geblieben. Der Dichter hat dieſes Verhältniß nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Pſychologie dabei herausgekommen. Der *Schickſalstrank*, hier die chemiſche Flüſſigkeit, die löst und bindet, iſt „*trüb und wolkig.*“ Wir wiſſen wohl, daß es Zauber und Wunder gibt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das iſt nicht Sympathie, das iſt nüchterne Phyſik, und wir fragen proſaiſch die Toxicologie, ob ſolche Wirkung möglich ſey?

Doch bei allen ihren Mängeln hat dieſe Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der

Kranke, geneſt er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache iſt friſch, die Bilder quellen hervor, ſie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht ſeine Geſtaltung loben: wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und ſchalen Alabaſters ſind wir ſatt und überſatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, wohl nicht auf immer, denn ſie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters iſt ein Gaſtmahl, zu dem ſich die Götter alle, wenn ſie ihm gnädig ſind, verſammeln. Die Grazien aber kommen erſt ſpät zum ſüßen Nachtiſche. Ehe ſie erſcheinen, vernehmen wir ungemeſſene Reden, hören wir Männerſpäße erſchallen, die, ob ſie zwar den Wein loben, ſich nicht geziemen. Doch die Anmuth erſcheint, und der Uebermuth verſchwindet.

XXX.

Die eiferſüchtige Frau.

Luſtſpiel von Kotzebue.

„Nach dem Engliſchen“ wird angezeigt. Aber es iſt auch nach der Natur, die keine Geſchichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeſchaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neueſten Moden, mit Turnweſen, Wunderdoktorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung ſind, nett aufgeputzt, und das Stück iſt ganz allerliebſt geworden. Die eiferſüchtige Frau ſchämt ſich ihrer Geſpenſterfurcht; freilich nur ſo lang es helle iſt, und mit der Nacht wird ſie wohl wieder zu zittern anfangen. Indeſſen — das geſchieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? was im Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein, es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakſpeare ſo naturtreu dargeſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geſchiehts, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff gewöhnlich zu Luſtſpielen vertändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbares Geſchöpf! aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine poſſirliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfriſcht.

XXXI.

Marianne.

Bürgerliches Trauerſpiel von Gotter.

Es iſt, wie bekannt, dem Franzöſiſchen des La Harpe nachgebildet, und wurde ſchon vor länger als vierzig Jahren auf die deutſche Bühne gebracht. Dieſes Trauerſpiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin iſt edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter ſehr treffend — hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder deſſen Stoff, noch die Behandlung des Stoffes, kann uns gegenwärtig anſprechen. Das Kloſterweſen iſt uns fremd, zur Fabel geworden, dieſe Quelle der menſchlichen Leiden iſt verſchüttet, und ein böſes Geſchick, das unſeren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorſtellung den Kloſterzwang abſcheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der ſeine Tochter aufopfert auf dieſe Weiſe, wird uns nicht ſowohl grauſam, als närriſch erſcheinen, und kann daher auf der Bühne keine rein tragiſche Wirkung hervorbringen. Auch der franzöſiſche Ritterprunk, den alle Perſonen, die in dem Trauerſpiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zuſammen ſprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anſtand ihrer Heftigkeit — das Alles muß uns Deutſchen ſehr abgeſchmackt vorkommen. Wenn der Baron zu ſeiner Mutter ſagt: „Sie ſpotten meiner, gnädige Frau,“ und dieſe ihm erwiedert: „keine Schmeicheleien, mein Sohn!“ oder wenn Marianne im höchſten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuſchreit: „Laſſen Sie mich, Madam!“ — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — Der brave Geiſtliche ſagt zum Präſidenten: „Unſere ſclaviſchen Gelübde ſollten aufgehoben, unſere Klöſter zu Spitälern, zu Freiſtätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlaſſene gemacht werden.“ Nun ſeht, zwanzig Jahre ſpäter, als er dieſes geſprochen, hat ſich der Wunſch erfüllt. Bedenkt man dieſes, ſo weiß man nicht, ſoll man ſich dem Troſte oder der Verzweiflung ergeben. Soll man ſich tröſten, daß ein ſo lange dauernder Wahnſinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er ſo lange gedauert und ihm ſo viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele, gleich grauſame, gleich thörichte Einrichtungen beſtehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frei ſtünde, ich wüßte ſie nicht zu treffen. Und keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung zu gehören ſcheint; warum ſoll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich ſelbſt gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrſinn die Leiden der Menſchheit vermehrt, ohne meine eigne Luſt zu vermehren?

XXXII.

Beſchämte Eiferſucht.

Luſtſpiel von Frau v. Weißenthurn.

---

* Nur allein in den letzten acht Tagen iſt ſie auf unſerer Bühne ſchon zwei bis drei Male beſchämt worden, aber umſonſt, ſie hat ſich nicht gebeſſert — nämlich die Eiferſucht. Das Uebel haftet zu tief, und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unſerer Geduld doch der nämliche Fall, hätte ſie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es iſt zu arg, es iſt gar zu arg. Man verſuche es, und laſſe unſer Schauſpiel-Repertoire gefrieren, und zähle dann die Löffel Wein, die flüſſig bleiben: wahrhaftig, die Arithmetik der Peſcherähs reichte vollkommen hin zu dieſer Zählung! Iſt denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des ſüßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleiſch und Brod, iſt ſein Kopf für Wein noch nicht ſtark genug? Gibt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäſar, keinen Macbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenſtein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurd, keine Donna Diana, keine Minna

von Barnhelm? Soll die Bühne nichts Höheres darſtellen als unſer erbärmliches Alltagsleben, darf ſie nichts Würdigeres nachahmen, als unſere Thee-Abende, wo mit faden Tändeleien, mit ungeſalzenem Spotte, mit ungelenkſamen pedantiſchen Witzen der Geiſt gefüttert wird; mit mancherlei ſüßen Getränken, die ſie Erfriſchungen nennen, der Leib durchgeweicht wird. Erfriſchungen! Wir mit unſerem Schneckenblute, daß wir noch glauben, Erfriſchungen nöthig zu haben! Ich möchte einen athenienſiſchen Schuhflicker auf unſerer Gallerie ſehen, ich glaube, er würde toll werden in der erſten Stunde, und hinab auf's Parterre ſpringen. Seyd ja nicht etwa beſcheiden und ſagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts Falſcheres als dieſe Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunſt eine Ausbreitung der Wiſſenſchaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, von welcher die alten Völker keine Vorſtellung hatten. Man kann jetzt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit ſchöpfen, als Pythagoras durch vieljähriges Reiſen in fremde Länder, und nach langem Harren, und feierlich-ſchleppenden Einweihungen ſich aus den mündlichen Lehren der Prieſter erwarb. Alſo nicht darum, weil der athenienſiſche Schuhflicker einen gebildeteren Geiſt hatte, als wir, ſondern weil er einen größeren Charakter hatte, als alle unſere wohlgebornen Honoratioren, würden ihn unſere einfältigen Schauſpiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild unſeres düſteren mühſamen Lebens aus ſeinem dramatiſchen Abbilde erkennt; verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernſte, mit welcher Ehrfurcht wir alle unſere Poſſen behandeln, und mit welcher eiteln Selbſtgefälligkeit wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen, und unſere häßlichen Figuren belächeln. Nun, wen kümmert's auch? Da Ihr es nicht anders haben wollt, ſo laſſe Euch der Himmel noch lange Euren zierlichen Kotzebue, Euern allerliebſten Ziegler, Eure artige Frau von Weißenthurn, und möge Euch kein ungeſchliffener Shakeſpeare oder Calderon je aus Eurer Gemüthsruhe ſtören!

Ach, die liebe gute Frau von Weißenthurn, wenn wir die nicht hätten! möge ſie nun, da Kotzebue todt iſt, unſere Bühnenmutter ſeyn, und viele Jahre den dramatiſchen Scepter führen. Wie treffend ſind alle ihre Schilderungen aus dem Menſchenleben, wie naturtreu! Es iſt wahr, man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede iſt, manche Fragen und Zweifel anbringen. *

Iſt es wahrſcheinlich, daß zwei geſittete Frauenzimmer von Stande einem fremden jungen Offizier, gleich in den erſten Minuten ihrer Bekanntſchaft, die Eiferſucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen, und über deren lächerliche Schwäche mit dem fremden Manne ſpotten werden? Iſt es glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politicus, ein bejahrter Hofmann, eben jenen jungen Offizier, den er zum erſtenmale in ſeinem Leben ſieht, gleich zum Vertrauten ſeiner Intriguen machen und ihn ſogar einladen werde ihm beizuſtehen, in die Familie, die ihn, den Fremden, ſo eben gaſtfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Iſt es möglich, daß zwei heftige, leidenſchaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, ſich von einem Fant von Lieutenant ſo mißhandeln und verſpotten laſſen ſollten, als es hier im Gartenhauſe geſchah, ohne dem naſeweiſen Burſchen auf der Stelle den Hals zu brechen? Iſt es denkbar, daß eine ſittſame und für ihren Ruf beſorgte junge Frau, welche die heftige Eiferſucht ihres Mannes kennt, wenn ſie aus irgend einem Grunde ſich dazu entſchließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartenſaale eine Zuſammenkunft zu halten? iſt es denkbar, daß, *ihr unbemerkt*, zwei Menſchen in der heftigſten Stimmung durch den Saal ſtürzen können, wird ſie nicht vielmehr ſo ängſtlich lauſchen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier ſchleicht ſich unbemerkt zur Gräfin Julie, ſtellt ſich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbſtgeſpräche zu. Dieſe Unſichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachſener Menſchen kommt freilich in ſehr vielen Komödien vor. Ohne ſolche Zaubereien können unſere armſeligen Poeten nicht fertig werden. Aber es iſt eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe ſo viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tauſendjährige Erfahrung zuſammengebracht — ich habe ſie gefragt, ob es ihnen in ihrem tauſendjährigen Leben begegnet ſey, daß ſich Jemand in ihre Stube geſchlichen, während ſie darin geweſen, ohne daß ſie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: Beſchämte Eiferſucht? Die beiden Eiferſüchtigen haben ſich diesmal nicht zu ſchämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie ſie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Rieſen gehalten? Keineswegs. Der eine findet ſeine Frau in einem einſamen Gartenſaale mit einem jungen Offizier, und hört den letztern von Liebe reden; der andere findet ſeine Braut in den Armen eben dieſes Offiziers. Sollten ſie da nicht argwöhniſch ſeyn? Hätten ſie auch ohne die Verblendung der Leidenſchaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer ſey? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling ſtürzt in's Zimmer, in dem Augenblicke, da ſeine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er ſieht die anmuthige Gruppirung, ſchreit: „Tod und Teufel!“ und ſtürzt ab. Julie: Da war er. Der Offizier: Der iſt noch nicht kurirt. Julie: Das glaub' ich: „er weiß ja nicht, daß Du mein Bruder biſt, da muß es ihm auffallen.“ Ei, Gräfin Julie, Sie reden da ſehr vernünftig, warum ſagten Sie das nicht der Frau von Weißenthurn?

* Herr ***, als Graf Solm, und Frau ***, als ſeine Gemahlin, waren bei übler Laune. Sie ſpielten kalt, verdroſſen, ungelenk, und letztere beſonders mit ſpärlicher

Mimik. Herr ***, Baron Walling, war rein toll. Es ſei ihm verziehen, denn ſo eine Braut wie Demoiſelle Lindner, ſo reizend, ſo anmuthig, mit ſo vieler Grazie in Scherz und Ernſt, verliert man nicht, ohne auch den Verſtand zu verlieren. Herr Weidner als Baron Sturz zeigte ein höchſt gelungenes Spiel, und Kunſt und Natur in ſchöner inniger Verbindung. Warum er, auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung den Degen an der Seite auftrat? darf man wohl nicht fragen. Dieſer Mißgriff iſt üblich. Das Stück iſt alt. Vordem mag wohl eine gräfliche Perſon ihre gräfliche Natur auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da ſich die Sitten jetzt geändert, ſollte man im Coſtüm auch die nöthige Aenderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatiſche Handlung nicht mit einer gewiſſen Zeit, nicht mit einer beſtimmten Geſtalt nothwendig verknüpft iſt, ſo ſollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuſchung nicht geſtört werde. Moliere's Geizige iſt älter als 150 Jahre: würde es aber nicht einen ſtörenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Perſonen in der Kleidung aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erſchienen? Herr ***, des Lieutenants Bedienter, ſollte ſeinen Herrn bitten, ihm eine neue Livree machen zu laſſen. Sie iſt gar zu abgetragen. Ich kenne dieſen Rock ſchon zwanzig Jahre.

XXXIII.

Die Entführung aus dem Serail.

Oper von Mozart

Gibt es ein überſinnliches Land, wo man in Tönen ſpricht — die Meiſter der Kunſt führen Euch hinauf, indem ſie Euch erheben: nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem Andere emportragen müſſen, in unſerer irdiſchen Bruſt. Das iſt's, was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, ſondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozart'ſcher Muſik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, ſie ſtrahlt jedem, wie ein Spiegel, ſeine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen: es erkennt jeder in ihr die Poeſie ſeines Daſeyns. Sie iſt ſo erhaben und doch ſo herablaſſend, ſo ſtolz und doch jedem zugänglich, ſo tiefſinnig und verſtändlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, ſtark und milde, in ihrer Bewegung ſo ruhig und in ihrer Ruhe ſo lebensvoll. Muſik, wenn ſie als heimathliche Sprache der Liebe und Religion ſich austönt, wird ſo himmliſch, als bei Mozart, bei Keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe, wo das Wort ſchon im Sinne ſeine Verherrlichung findet, iſt Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poeſie der Proſa, den Farbenſchmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singſtücke der Conſtanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des ſteinernen Gaſtes, ſind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Geſänge. So ein meiſterhafter Geſelle, ſo ein verklärter Brummbär und hündiſcher Frauenwächter, wie er ergrimmt ſich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig ſieht, den er nicht lecken darf, ſo ein erboſter Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird ſobald nicht wieder in Muſik geſetzt.

XXXIV.

L'école des Vieillards.

Comédie en cinq actes et en vers, par M. Casimir Delavigne.

In der Schule der Alten muß man die Zeit gut benutzen, denn ſie iſt kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer verſteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu ſchonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verſtanden. Er führt ſeinen Alten, fein und unmerklich, den rechten Weg, und ſtraft den Unachtſamen nicht allzuſtreng. Danville, ein Seemann von ſechzig Jahren, heirathet unerſchrocken eine junge Frau, und liebt ſie dann furchtſam. Hortenſe iſt leichten Sinnes, denn ſie iſt jung; liebt die offne Welt, denn ſie iſt ſchön; bleibt ihrem Manne treu, denn ſie iſt gut. Aber zu jung, ihre Schritte zu berechnen, zu ſchön, die unberechneten Schritte Anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den übeln Schein zu meiden, geräth ſie in Verwicklungen, die ihr und ihrem Seemanne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht ſich alles aus, und die junge Gattin bittet den alten

Gatten, mit ihr Paris zu verlaſſen, wo man ungeſtraft weder jung noch alt ſein dürfe. Das iſt der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsrheder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; ſein alter Freund, der ein Hageſtolz iſt und den man genau kennt, ſobald man von ihm hört:

> qu'il vit en patriarche,
> qu'il dine encore a l'heure ou l'on dinait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matroſe geweſen; ein junger Hausfreund, der für Sturm ſorgt; eine Schwiegermama, eine Königin Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das ſind alle deutſche Erinnerungen, und den Deutſchen, der in Paris ſolche Kuhreigen hört, überfällt ein ſüßes Heimweh, und er möchte augenblicklich deſertiren, wieder einmal ein liebes Kotzebue'ſches Stück zu ſehen. An dem Luſtſpiele Delavigne's iſt nur die gefällige Verſifikation und die anmuthige Umgangsſprache der feinen Pariſer Welt nicht deutſch. Aber dieſer Vorzug des franzöſiſchen Dichters iſt nicht das Eigenthum des Dichters, ſondern das des Franzoſen. Wo ſollte ein deutſcher Luſtſpieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Corinth, als ſich ein deutſcher Schriftſteller mit einem Herzoge zuſammen findet. In Paris aber iſt dies anders, dort iſt jeder ohne Ausnahme Duc-fähig und berechtigt, ſich in öffentlichen Concerten auf einen der vordern adelichen Stühle zu ſetzen, und Herr Delavigne hatte wahrſcheinlich oft Gelegenheit zu ſehen, wie ſich ein Düc d'Elmar anſtellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne iſt ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte faſt Genie, wenn er kein Franzoſe wäre, oder wenigſtens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürſten machte. Das iſt aber auch eine Gefangenſchaft des Geiſtes, wenn auch in einem größern Gefängniſſe. L'ecole des Vieillards wurde im Theater Français aufgeführt, und hatte ſowohl bei der Darſtellung, als auch ſpäter, da ſie im Drucke erſchienen, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Luſtſpiele an Lebhaftigkeit der Intrigue. Dieſer Mangel des Gedichts aber iſt ein Verdienſt des Dichters. Delavigne verſchmähte das herkömmliche Intriguiren, und gleicht hierin allen Künſtlern, die, wenn ſie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hülfsmittel zu verſchmähen, und damit endigen, ſich neue zu ſchaffen — ſo wie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt, als aufbaut. Es iſt merkwürdig, wie das bürgerliche Schauſpiel, deſſen man in Deutſchland ſatt iſt, in Frankreich immer mehr und ſtärker den Appetit reizt. Täglich werden, ſtillſchweigend oder eingeſtanden, deutſche weinerliche Schauſpiele überſetzt, bearbeitet, und auf die Pariſer Bühne gebracht. Ihr Entzücken iſt Menſchenhaß und Reue, ein Stück, deſſen Name ſchon (misanthropie et repentir) — ſollte man meinen — ein Franzoſe lächerlich finden müßte. Aber Talma, der in einem altpreußiſchen gepuderten Grenadierzopfe den Menſchenhaſſer ſpielt, rührt ſie und ſie laſſen ſich rühren, als wären ſie gute Leipziger. Daran iſt Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer ſonſt an der franzöſiſchen Revolution Schuld iſt. Vor der Revolution hatten die Franzoſen keinen Bürgerſtand, alſo kein häusliches Leben, alſo kein bürgerliches Schauſpiel. Als im achtzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerſtandes nicht länger widerſtehen konnte, war er ſo klug, das kleinſte Uebel zu wählen, und nahm alle Bürgergebornen, die Geiſt und Geld hatten, lieber in ſeine Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden, und es zur Baſtille und zum Blutgerüſte zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schickſal, und höchſtens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatiſch iſt. Mit der Revolution hatte ſich dieſes geändert. Ein häusliches Leben hat ſich gebildet, Haustugenden und Hauslaſter ſind entſtanden, häusliches Glück und häuslicher Jammer haben ſich eingefunden, und das bürgerliche Schauſpiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Conſtitutions-Charte erhalten. Das iſt nicht mehr wie ſonſt. Das Laſter wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargeſtellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtſinn ohne

Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eiferſucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpfläſterchen von kleinen Sünden ſind nicht mehr

XXVX.

Johann, Herzog von Finnland.

Schauſpiel von Johanna Weißenthurn.

Ein *Schauſpiel*, das heißt: ein ſtumpfer dramatiſcher Kegel, breit unten und breit oben.... Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß... Das Schickſal in Civilkleidung, den Orden unter dem Ueberrock verſteckt — doch das iſt unſere Sorge nicht, aber gelungen in *ihrer* Art iſt dieſe Dichtung der Frau von Weißenthurn wohl zu nennen. Die Charaktere ſind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemeſſen (*„leidenſchaftliches Inſekt“* und *„blutige Reue“* etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meiſten Lärmſtücke: der Stelzengang der Betrachtung, die türkiſche Muſik der Leidenſchaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieſer Art.

Herr *** war als Johann nicht an ſeinem Orte. Es ſoll nicht getadelt werden, was er unterließ, ſondern nur, was er zu viel gethan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunſtreich angeordnet, wie ſie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa

Borghese vermeißelt, das macht ſein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog ſchmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und ſiehe! er bewegt ſich voller Grazie. Gibt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher ſey? Da, wo die Seele plötzlich in Bewegung geſetzt wird, bei einer von außen angeregten und nach außen zurückwirkenden Leidenſchaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraſchung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauſpieler eine ſchnell vorübergehende innere Stimmung durch angemeſſene Geberdungen verſtändlicher und eindrucksvoller zu machen ſuchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müſſen, ſich ſelbſt überlaſſen, mehr ihren eignen Verhältniſſen und ihrer Schwerkraft folgen. — Herr ***, ein neu angeſchaffter Künſtler — denn unſere gewiſſenhafte Direktion, als Pächterin der Bühne, ſucht das eiſerne Vieh derſelben ſtets vollſtändig zu erhalten — ſpielte den Graf Richers. Da vernahm man den regelmäßigen Dreſchertakt auf- und niederſteigender Wallungen, klipp klapp, klipp klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben und ſenkten ſich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade vom Abgrunde der Hölle geſprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es iſt zum Erbarmen!

XXXVI.

Der Wollmarkt,

oder

das Hotel de Wibourg.

Luſtſpiel von Clauren.

Ein alter, reicher und gutmüthiger Landwirth, ſeit vierzig Jahren gewohnt, ſo oft ihn ſeine Geſchäfte in die Reſidenz führten, dort in den ſchwarzen Eſel einzukehren, weil das Haus helle und luſtige Ställe hat, und man da zu zwei Groſchen die Perſon ſpeiſt — ließ ſich von einem naſeweiſen Fähndrich aufbinden: im Hotel de Wibourg werde man gleich wohlfeil und ungleich beſſer bewirthet. Das Hotel de Wibourg aber war ein fürſtlicher Palaſt. Als nun der Amtsrath Harbert — ſo hieß der Gefoppte — in ſeiner ſchweren Kutſche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hotels angefahren kam und fragte, ob man da logiren könne? ging der junge frohe Fürſt ſogleich in das Mißverſtändniß ein, ſpielte den Wirth, ließ ſeine Gemahlin die Wirthin, und ſo weiter das ganze Haus, Wirthshaus ſpielen. Der gute Amtsrath ließ ſich den Schinken, in Burgunder gekocht, die

Trüffelpaſtete, die „ſechſerlei“ Weine, und alle andern fürſtlichen Leckerbiſſen vortrefflich ſchmecken. Da gibt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirath. Der Einfall iſt artig, und wenn ihn Herr Clauren zum erſten Male hatte, gereicht das ſeiner guten Laune zur beſten Ehre. Aber das iſt nicht genug. Ein Einfall iſt Glück, Lotterie-Gewinnſt: man muß auch zeigen, das man ſein Glück zu benutzen, den Gewinnſt zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im Wollmarkt iſt es ſehr ungehörig geſchehen. Es fehlt an der komiſchen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul iſt! Wir Südländer ſind oft ſo gutmüthig und ſchämen uns, daß wir ſo natürlich ſprechen; man höre aber erſt, wie Herr Clauren ſeine Nord-Reſidenzer reden läßt. Das ſitzt auf einem Lehnſtuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäſche iſt etwas ſchmutzig, und das ſitzt und bleibt ſitzen und erhebt ſich nicht, mögen auch die gebildetſten, vornehmſten Perſonen eintreten. Ich will wohl glauben, daß ein Offizier, auch wenn er noch ſo jung iſt, daß er keinen Bart hat, durch das böſe Beiſpiel in der Garniſon verführt, Schulden macht, die Bürgersleute hudelt, viel Schnapps trinkt und auf das Wohlleben der himmliſchen Goldkinder in der Reſidenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert! aber daß der Sohn eines Generals, wie der Fähndrich von Schrot, dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, ſpricht wie ein Dragoner auf der Kirmes, und abwechſelnd Mordelement und Mohrenelement flucht — das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Oekonomie-Rath Korn, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantiſch iſt, ſagt: „mein kleines Minchen war accurat ſo." Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürſt, und wäre er auch kein regierender, ſondern nur ein apanagirter, wie der Fürſt von Wibourg, zu ſeiner Gemahlin ſpricht: „J, du biſt ja ein ganz allerliebſtes Frauchen." O, ſagte er vielleicht, aber J, gewiß nicht. Kurz, der Wollmarkt mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß ſein Wollmarkt, auf verſchiedenen deutſchen Bühnen, vier und achtzig tauſend Zuſchauer ergötzt habe. Was beweiſt dieſes aber? Nichts, als daß dieſe vier und achtzig tauſend Zuſchauer Deutſche waren. Ich habe es immer gedacht und oft geſagt, daß kein Schauſpieldichter ſich über ſein Volk und ſeine Zeit erheben könne. Ein Philoſoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenoſſen vorauseilen; aber ein dramatiſcher Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Kolumbus verlacht, aber Shakſpeare wurde ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, ſo ſeine Schauſpiele. Doch bilden die vier und achtzig tauſend Freunde des Herrn Clauren ein ſtattliches Heer, und ich würde mich ſehr bedenken, mit ihnen zu ſtreiten, ſtände mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich dem Herrn Clauren entgegenſetzen kann. Ich bringe dieſe Macht leicht zuſammen, wenn ich den deutſchen Schauſpielern und Theaterdirectoren verrathe, daß Herr Clauren geſagt hat, ſie wären alle dumm — aber wie dumm! Wenn er in der Vorrede zum gedruckten Wollmarkte eine verehrliche Regie ganz ergebenſt bittet, das Stück nicht eher ſpielen zu laſſen, bis jeder Schauſpieler ſeine Rolle gelernt habe — was wäre dann an einer Regie, der man ſo etwas erſt ſagen muß, verehrliches? Wäre ſie vielleicht nicht eine ſehr dumme Regie? Wenn Herr Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede iſt, die Anmerkung macht: „wo dieſer feine Liqueur nicht bekannt iſt, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden“ — und da, wo von den blauen Augen des Amtsraths Korn geſprochen wird, bemerkt: ſollte der Schauſpieler, der dieſe Perſon vorſtellt, ſchwarze Augen haben, da muß blau in ſchwarz verwandelt werden — wollte er damit nicht zu verſtehen geben, daß alle deutſche Schauſpieler räthſelhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine beſſere Abſicht, als die genannte, wenn er Folgendes bemerkt? „Das Zeichen ( ) bedeutet, daß das darin Enthaltene geſprochen worden wäre, wenn der darauf Folgende, dem, der das Eingeklammerte zu ſagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwiſchen dem Zeichen ( ) Befindliche wird alſo nie ausgeſprochen, es ſteht nur da, um dem Schauſpieler anzudeuten, wie er die vor dem Eingeſchloſſenen befindliche Phraſe zu nehmen habe.“ Ach, und mit welcher grauſamen, mörderiſchen Art läßt Herr Clauren ſeine Perſonen ſich einander in das Wort fallen! So will einer ſagen Pommeranzen: der Gegner haut ihm aber die Pommeranze mitten entzwei, ſo daß er nur ſagen kann: Pomme. Es iſt unglaublich; ich möchte den Mauldieb ſehen, der mir aus meinem eigenen Munde eine halbe Pommeranze ſtiehlt, aber Herr Clauren denkt, dummen Schauſpielern, wie den deutſchen, könne man alles aufbinden. Wäre ich ein Schauſpieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das ſind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaſchen werden können. Doch das mögen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, ſo habe ich in eigenen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! die Unſchuld wird verfolgt, die Tugend verlacht und alles Heilige wird verſpottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemiſcht, iſt bis in den reinen deutſchen Magen gekommen, und was die guten Menſchen aller Orten mit frommer Scheu verehren, das läſtert der deutſche Clauren. Er läſtert die Theater-Critiker, dieſe letzten Deutſchen, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe Tag und Nacht unermüdet anblaſen; ſie, die den feſten dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutſchen Staatskörpers zuſammenhält; ſie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die Bäcker, alle die Wolf, alle die Schmidt, alle die Franz, wie alle Schauſpieler aller deutſchen Bühnen, ſowohl in Trier als in Berlin, ſowohl in München als in Wiesbaden, ſowohl in Wien als in Mannheim, wie ſie geſpielt haben oder hätten ſpielen ſollen, ſowohl den Ferdinand als den Poſa, ſowohl den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, ſowohl den Juſtizrath als den Fridolin, und wie ſie geſpielt haben, ſowohl geſtern als vorgeſtern und vor ſechs Monaten; ſie, die alle Lumpen in Werth bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geſchichte, nichts von Freiheit und Recht gedruckt werde, ſondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wiſſen Noth thut, nämlich: wie Herr Der in Danzig den Mortimer geſpielt habe am zweiten Februar des verfloſſenen Jahrs — dieſe Weſen höherer Art, die vom Menſchen nichts haben als die Geſtalt und den Hunger, dieſe läſtert Herr Clauren auf's Allerſchmählichſte! Zwar nennt er ſie nicht Blattläuſe, aber er ſagt ſonſt alles Mögliche von ihnen, was der Reichthum der deutſchen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbot. Er ſpricht von der unverträglichen Dummdreiſtigkeit, die dieſem literariſchen Ungeziefer angeboren iſt .... er ſagt, ſie ſchreien ihr ungewaſchenes Wiſchwaſchi in die Welt hinaus .... er nennt ſie literariſche Accoucheurs und Correſpondenzler .... er nennt ſie Jammerbilder .... er ſpricht von ihrer Plumpheit und von ihren

Scorpion-Stacheln.... er nennt ſie literariſche Henkersknechte, eigenſüchtige und hämiſche Blutrichter.... er ſpricht von ihrem galligen Eifer, und nachdem er ſich matt geſchimpft, ſagt er, die Critiker wären ein Hemmſchuh für die Luſt zu den dramatiſchen Arbeiten, und endlich wird er aus Erſchöpfung weich und mild, und er nennt ſie liebe Rezenſenten. Und warum ſchilt der deutſche Clauren die deutſchen Theater-Critiker? Eines böſen Traumes wegen. Er hat geträumt, ſie, die Critiker, wären Schuld an dem Verfalle der deutſchen Bühnen, an dem Verderben der dramatiſchen Kunſt. Durch ihr ſtrenges und ungerechtes Urtheil wären ſchon hunderte von jungen Dichtern entmuthigt worden, hätten es bei ihrem erſten Verſuche bewenden laſſen, das Zutrauen zu ſich ſelbſt verloren und die Feder auf immer niedergelegt. „Vielleicht war unter dieſen hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Leſſing.“ Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem erſten feindlichen Zuſammentreffen mit der Critik kapitulirt, die Feder geſtreckt und dann nie mehr gedient hätten! Ja, es gibt vielmehr nicht einen dramatiſchen Dichter in Deutſchland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden laſſen. Herr Clauren ſelbſt, ſo viel er auch ſchon getadelt worden, ſchreibt doch fort und fort Comödien; welches alles klar beweiſt, daß die Critik zwar manchmal verwundet, aber noch nie einen todt geſchlagen. Herr Clauren ſagt ferner, die Critiker verekelten dem Publikum den Theaterbeſuch, beſtöhlen die Theater=Caſſe, indem ſie ihr die Einnahme ſchmälerten und raubten, „dem armen Schauſpieler die heiligſten Heiligthümer des menſchlichen Lebens, Ehre und Brod.“ **Panis et Honores**! Dieſer St. Panis iſt ein ganz neuer Heiliger, der Schutzpatron des Herrn Clauren kommt etwas ſpät und wird Mühe haben, im chriſtlichen Kalender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich ſagt Herr Clauren — und dahin wollte er kommen — „Verbannten alle Journale den unſeligen Titel, Theater=Nachrichten, nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren: würde über Stück und Spiel in dieſer Friſt gar nichts geſchrieben, ſo würde man ſehen, mit welcher friſchen Kraft das Bühnenweſen überall wieder aufblühen werde. Das Publikum würde mit unverſalzener Luſt in die Häuſer ſtrömen, nicht um mit den Journaliſten zu critiſiren, ſondern um ſich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verſchaffen, die Theater=Caſſen würden ſich wohlbefinden; die Schauſpieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseiſen und Staupenſchlag, die ſie gegenwärtig oft ganz unſchuldig von den literariſchen Henkersknechten zu erleiden haben, Muth und Selbſtvertrauen gewinnen; die Dichter würden, aus den immer gefüllten Theater=Caſſen anſtändig honorirt, Luſt bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatiſche Arbeiten zu verwenden ......

und ſo würde hoffentlich die ſchöne Blüthenzeit des deutſchen Schauſpielweſens wiederkehren.“ Wahrlich, Herr Clauren ſpricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er iſt officiell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Miniſter werden.

Die dramaturgiſchen Idioſynkraſien des Herrn Clauren, ſo wunderlich und unerhört ſie mir auch geſchienen — ich habe ſie mit leichtem Herzen beſprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden Recht behielte? Man kann in ſolchen Dingen irren und doch ein ehrlicher Mann ſeyn. Jetzt aber, da ich auch die ſtaatsbürgerlichen Grundſätze des Herrn Clauren zu beſtreiten und ſeinen Civismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu ſchwer. Das Gewiſſen ſagt mir, es ſey ſchändlich ein Angeber zu ſeyn; aber die weiſeſten und tugendhafteſten Männer ſagen, es ſey die Pflicht jedes treuen Unterthanen, alles, was er von ſtaatsgefährlichen Geſinnungen bei einem ſeiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüſte bringen — der Verrath bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verſchweigen, daß Herr Clauren demagogiſche Umtriebe treibt, oder es gibt keine demagogiſchen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigenthumsrecht der dramatiſchen Dichter in Deutſchland nicht geſchützt wäre, daß jeder Dieb von Abſchreiber die Handſchrift eines Schauſpiels nach Belieben vervielfältigen dürfe und jede Spitzbubenbühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entſchädigen, und daß dieſes in Frankreich anders wäre und man ſolle ſich ſchämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieſes liberalen Geſchwätzes? wer weiß es nicht, warum die Unruheſtifter ſo ſehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatiſchen Dichter, wenn die Schriftſteller überhaupt in ihrem ſogenannten Eigenthume rechtlich geſchützt wären? Reich würden ſie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verſtand ihres Geldes willen verzeihen; ſie würden zu Anſehen und Macht kommen; ihre verbrecheriſchen Geſinnungen, durch köſtliche Mittagseſſen empfohlen, würden ſich verbreiten — ein dramatiſcher Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit in ſeinen Stücken die Launen und Anſichten der Menge liebkoſen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundſätzen der Vornehmen und Mächtigen ſchmeicheln — ein Mann von Geiſt würde, um nicht Hunger zu ſterben, nicht mehr nöthig haben, um Staatsdienſte zu betteln, oder ſich in den Zwinger einer Akademie einſperren zu laſſen, ſondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrath, ſondern ein Volksrath werden — man würde keine officiellen Lügner mehr finden, da die Wahrheit mehr eintrüge, als die Lüge — kurz, die ſo heilſam beſtehende Ordnung der Dinge würde um und um gekehrt werden. Aber unſere weiſen Staatsmänner durchſchauen das liſtige Gewebe der Unruheſtifter, ſie laſſen ſich nicht täuſchen, ſie ſuchen das bewährte Alte aufrecht zu erhalten, und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug ſey, um deutſche Schriftſteller von wahren Verdienſten für ihre Leiden und Entbehrungen in dieſem irdiſchen Jammerthale reichlich zu entſchädigen. O nein, ſie laſſen ſich nicht zum Beſten haben!

XXXVII.

Das Trauerſpiel in Tyrol.

Ein dramatiſches Gedicht von Immermann.

Als ich das Buch aufblätterte, hineinſah und den Vicekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haſpinger, den Prieſter Donay — gute alte Bekannte — da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geſchehen. Wenn Geſchichten, die wir gelebt, und Menſchen, die wir gekannt, auf der Bühne dargeſtellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Aehnlichkeit von den Bildniſſen, und finden wir ſie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden ſeyn. Gibt er ſie uns aber, was haben wir dann? Der Aufſtand in Tyrol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer — was ſind ſie? Verſe, halbe Reime, aus dem großen Drama unſrer Zeit herausgeriſſen, ohne Sinn, unverſtändlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor, was mit geht und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeſchloſſenes, lebendiges Weſen ſeyn, das vor unſern Augen geboren wird und ſtirbt: das ſein eignes

Herz hat, ſeine eigenen Glieder, das ſich bewegt nach eigenem Geſetze, ſeinen eigenen Dunſtkreis hat und die Welt nur berührt, ſie als Nahrung zu erfaſſen. Nein, das kann nicht gut werden, dieſes Trauerſpiel wird nur eine Trauerſpielerei ſeyn; wenn viel, ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andere Sorgen. Wohl gibt es nichts, das erhabener und ſchöner wäre, als der Kampf eines Volkes für ſein Vaterland. Aber der Kampf, daß er ſchön ſey, muß einer ſeyn für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein ſolcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch geweſen, ob es ſich ſelbſt beherrſchte oder einem Fürſten gehorchte, ob dieſer mild und gerecht regierte, oder ſtreng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es beſiegt wurde. Es verlor ſein Geburtsland, die Wiege ſeiner Kinder, die Gräber ſeiner Voreltern und ſeine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sklaverei geworfen. In unſern Tagen iſt es aber anders. Ein beſiegtes Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr ſeiner Güter und Freiheit beraubt; es wechſelt nur ſeine Geſetze. Ob dieſes ein Unglück ſey, das mitfühlend zu beweinen, müſſen wir erſt bedenken; wir müſſen unterſuchen, ſtudiren, ob die alten oder neuen Geſetze beſſer ſind; wir müſſen berechnen, ob beſſer ſey zu leben unter Oeſtreichs oder unter Bayerns Herrſchaft. Hat man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen ſitzt? Schlimm, wenn man ſie hat.... Doch die Liebe für den angeſtammten

Fürſten? Der Kampf für dieſen, iſt er nicht auch ein ſchöner? Es iſt ein würdiger Kampf, es iſt ein Glaube, wie ein andrer, und heilig, wie jeder. Aber.... das Herz hat ſeinen Hunger, wie der Magen ſeinen. In einer wüſten, kahlen, menſchenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es ſich nur fülle, daß es nur fort beſtehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiſer. Iſt aber der ſchöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen ſüße Früchte an den Bäumen, ſtehen die Halme voll und dem Herzen genügt noch immer ungeſunde unerquickliche Nahrung — dann iſt es die Noth nicht mehr, die ſolche traurige Gelüſte erklärt: nur die Armuth thut's, die Armuth des Herzens. Das iſt kein Künſtler-Ziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem ſchönen.

Noch nie ging ein Volk unter, das für ſeine Freiheit kämpfte; noch keines ſtarb eines gewaltſamen Todes, ſie ſtarben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geſchöpfe. Völker ſchwimmen gut und lang, und ſtürzen die Wellen über ihnen zuſammen, glauben wir ſie geſunken. Doch gleichviel, wir ſehen und leben kurz, und das Volk, das unſeren Augen untergegangen, iſt uns geſtorben und wir beweinen es. Aber nur in der *Geſchichte*, dort wo unſre Einbildungskraft den feindlichen Widerſtand ſo lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört ſchändlich zu ſeyn. Aber anders iſt es auf der Bühne. Da ſehen und zählen wir den Feind, da ſehen wir auch das unzählige Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tyroler unterwerfen ſich den Franzoſen. Wie? Warum? Was iſt geſchehen? Ein Held wird getödtet oder gefangen, und dann iſt es aus mit ſeiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tyroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man ſie alle in Ketten geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang ſinkt, ſehen wir des Volkes noch ſo viel, als wir geſehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen ſie? Vielleicht frägt Einer: warum ſo feilſchen mit dem Herzen? Die Tyroler fielen, weil ſie den Muth verloren, weil ſie ſchwach waren. Iſt Schwäche nicht auch ein böſes Geſchick? Wir wollen um ſie weinen.... Gut, es ſey. Die Tyroler waren ſchwach und darum ſanken ſie. Aber nein, ſie ſanken nicht blos, man ließ ſie ſinken: Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer ſinken, die ſich in die Fluth geſtürzt ſie zu retten. Die Tyroler waren nicht blos ſchwach, ſie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das iſt zu viel! Ueber ſolche Menſchen kann man nur die Achſeln zucken, um ſie weinen kann man nicht. Die Tyroler gehören in Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menſchlichen Herzens — ſie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer kann ein Volk nicht ſiegen, ohne ſolchen darf man es nicht beſiegen laſſen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo ſind aber die Führer der Tyroler? Warum hat ſie der Dichter nicht hervorgeſtellt? Sind die Tyroler von ſelbſt gegangen, haben ſie frei geſchlagen? Nein, ſie wurden aufgezogen, und da gingen ſie einen Tag und blieben am Abende ſtehen, weil man ſie nicht von neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrſchlüſſel und die Hand ſehen, die das gethan. Hofer hat es doch nicht vollbracht? Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tyroler geführt? Welcher? Für welchen haben ſie gekämpft? Sie ſollen es uns ſagen, wir wollen ſie reden laſſen, wir wollen ſie anhören.

Als Hofer, vor der Schlacht am Berge Iſel, mit etwas geſalbter feierlicher Luſtigkeit, nach Art des Königs David, Wein trinkt aus einem ſilbernen Pokale, auf deſſen Deckel das alte Schloß Tyrol eingegraben war, bewegt ihn dieſer Anblick, denn — ſagt er — das erinnere an

Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
Der ſel'gen, gnäd'gen Frau Margarethe.

Wir ſind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tyroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob ſie zwar [illegible] iſt und trübe. Ein ſchlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wiſſen, daß Freiheit beſſer ſey als Freiheiten, Gerechtigkeit beſſer als Rechte, und beſſer Gleichheit als Privilegien. Es muß wohl etwas Räthſelhaftes in jener Liebe ſeyn, denn der Vicekönig von Italien, der als kluger Feldherr ſich doch gewiß bemüht hatte, die Verfaſſung des Landes, das er bekriegen ſollte, und die Stimmung ſeiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß ſich nicht herauszufinden. Er ſagt zum Grafen Barraguay, einem von ſeinem Gefolge:

> Faſſen Sie die Treue,
> Womit das Volk am Hauſe Habsburg hängt?
> Den Eigenſinn, das Beſſ're, was von außen
> Zu ſeinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
> Ich mind'ſtens faſſe die Geſinnung nicht; —

worauf Barraguay antwortet:

> Sie ſind denn doch nur Deutſche, wie die Andern. —

Wir wollen uns mit dieſem naſeweiſen Franzoſen nicht aufhalten, er iſt ein viel zu gemeiner Menſch, um deutſche Herrlichkeit zu faſſen; wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensſchluſſe erſcheint er vor dem Vicekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tyrols, empfiehlt das Land ſeiner Milde und ſpricht:

> Bedaure das unglückliche Tyrol!
> Laß unſern Sinn von Deinen Spöttern nicht
> Zur Fratze Dir verſpotten! Lobt man doch
> Den Hund am meiſten, der von ſeinem Herrn,
> Und keinem Andern, ſeine Speiſe nimmt.
> Ihr habt zum Grabe Oeſterreich gemacht!
> Ich ſage Dir: Der arme, treue Hund
> Wird auf dem Grabe ſich zu Tode heulen!

Mag dieſe hündiſche Liebe loben und lieben wer da will, aber der Dichter wende ſein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er ſingen! Der Vicekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt ihr Oeſtreich?
Denk' mal darüber nach, und ſag' die Gründe,
Die Euch ſo heiß nach Wien und Schönbrunn wenden.
Wir woll'n dann mit einander prüfen, ob
Der neue Landesherr nicht Alles that,
Nicht Alles thun kann, um den Preis zu zahlen
Für dieſe Liebe. Warum liebt ihr Oeſtreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich ſelber mir
Und Keiner, glaub' ich, in Tyrol ſich jemals vor.
Ich kann dir keine Antwort darauf geben.

Vicekönig.

Beſinne dich nur, ich laß Dir Zeit. Du ſollſt,
Es iſt mein Wille, Dich ganz frei erklären.

Hofer.

So helf' mir Gott, ich weiß Dir nicht zu ſagen,
Warum den Kaiſer wir zu Wien verehren.
Ich ſchüttle mein Gedächtniß ſuchend durch. —
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet,
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt,
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir ſtimmen auf dem Landtag, ſo wie ſie;
Und freundlich immer war der Kaiſer uns,
Und doch erſpäh ich in dem Allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.
Das Alles iſt es nicht, was uns macht hüpfen,
Und jauchzen, und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die ſchwarz und gelben Fahnen ſeh'n.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich — frei ſoll ich ja reden, —
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind
Dem man die Hand gebunden, und im Herzen.

Vicekönig.
Es ſcheint mithin, daß grundlos dieſe Liebe.

Hofer.
Ich glaube ſelbſt, die Lieb' hat keinen Grund.
— — — — — — — — — — —
Ich bin ein Bauer
Und kann nicht, was ich meine, deutlich ſagen,
Allein es dünkt mich faſt, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr ſie ſey ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menſchen ſenket,
Daß ſie d'rin ſcheinen ſolle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenſtern freundlich blinkt.

Das iſt alles recht gut, alles recht ſchön, nur zu gut und zu ſchön für einen Bauer. Hofer denkt und ſpricht von der Liebe wie ein Philoſoph, ja beſſer, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wiſſen die Philoſophen ſelten. Der Bauer hat nicht ſein Herz, der Dichter hat ſeinen Helden erklärt. Doch es ſey. Die Liebe iſt ohne Grund, und dieſe Liebe ohne Grund war der Grund des Aufſtandes der Tyroler. Wir wollen alles vergeſſen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirren — könnten wir nur auch vergeſſen, daß Hofer einige Minuten früher, an demſelben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vicekönige geſagt:

Ich bin nicht aufgeſtanden freventlich,
Nicht wie ein Ritter aus dem Stegereif!
Vielmehr, ich habe höchſte Mahnung und
Des Kaiſers Willensmeinung abgewartet,
Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.
Ich kann wahrhaftig keine Zweifel, ob

Ich ihn ablegen ſolle, kann ſie nicht
Aus meiner Seele in die Lüfte ſchicken,
Eh' ich nicht Kaiſers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von meinem Kaiſer ſehe.

Alſo war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Alſo hat er doch nicht aus dem Stegereif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu thun, und er that es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu thun, und er that es nicht mehr. Iſt die Liebe eine Verſchreibung, eine Wechſelſchuld? Wenn der Liebegläubiger Dir ſagt: Du biſt mir nichts mehr ſchuldig, ſieh, ich zerreiße die Verſchreibung — biſt Du dann frei? Auch Ferdinand hieß ſein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht gethan. Tyrol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe — es war kein deutſches Herz.

So ſuchen wir noch immer vergebens, was die Tyroler beſeelt, und waren ſie nicht beſeelt, was ſie getrieben, die Führer ſuchen wir. Warum iſt nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es geweſen, dieſen Mann zu ſehen und ſprechen zu hören, der ſich ſo heiß bemüht für Oeſtreich gegen — Bayern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vicekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn ſeit einigen Jahren nicht geſehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch; muß er die Zeitung geleſen haben?

Speckbacher, der zweite Anführer der Tyroler, ſpricht von den Franzoſen:

> Ich haſſe ſie, und weiß nicht recht warum,
> Doch haſſ' ich ſie, und bis ich dieſen Haß
> In ihrer Leiber rothem Born gelöſcht,
> Soll mir von Fried' und Freundſchaft Niemand ſprechen.

Beim Himmel! .... Doch ſtill da reden noch Andere; hören wir, was die ſagen. Der Prieſter Donay, Hofers Eigenthümer, der ſeine große Puppe mit dem langen Barte ſtreckt und richtet, und ſetzt und ſtellt und legt wie es ihm beliebt, will ſein Spielzeug den Tyrolern als Oberhaupt empfehlen und ſpricht:

> Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben
> (Und der den frommen Dienern unſrer Kirche
> Gern Alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Dieſe letzten Worte flüſterte er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleich zu ſtimmen, und dieſer ſagt:

> Ich will mein Haupt nicht ſcheeren und den Staub
> Von meinen Füßen nicht zur Erde ſchütten,
> Bis ich die Feinde unſrer heil'gen Kirche
> Vom Boden weggetilgt, wie ſie's verdienen.

Iſt das vielleicht der Schlüſſel zu den Bewegungen der Tyroler? Kurz — er iſt's. Wie in Spanien war es auch in Tyrol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft daher mit Recht ſeinen Soldaten zu:

> Denkt Eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
> Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffenſclaven!

Aber der Dichter hätte dieſen Schlüſſel größer machen ſollen, er iſt zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und ſchaufelt und umherſieht, konnte ihn wohl finden; aber der flüchtige Leſer, oder der Zuſchauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Prieſter ſind die einzigen, die das Geheimniß verrathen — zu wenige Worte, zu leiſe ausgeſprochen, und nur den Naheſtehenden vernehmlich, wenn ſie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgſamkeit, edler Stolz oder Knechtſinn — Der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abſcheu, zu freudiger Ueberraſchung oder zum Schrecken führen, und erreicht er ſein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unſer Dichter wohin er wollte? Nein. Wir ſollen um die Tyroler weinen, und wir bemitleiden die Franzoſen, wir ſollen über das ſchlimme Ende einer guten Sache erſchrecken, und wir erſchrecken nicht, denn der Ausgang überraſcht uns nicht, wir haben ihn vorhergeſehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böſe Geſchick, ſondern der Unverſtand entſcheidet, warum da geduldig ſitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang ſinkt? Es gibt keinen Deutſchen, der nicht die Wege des Unverſtandes kennte. Ich ſage, wir bemitleiden die Franzoſen, und ich wette, das geſchähe, wenn dies Trauerſpiel von der Treue der Tyroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzoſen ſtreiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felſen hervor. Wir ſind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geſchichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzoſen mit Ruhm zu beſiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unſere Herzen zu beſiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht, und es zwingt uns darum mit dem Vicekönig zu empfinden, wenn er ſpricht:

Ich klage nicht, wenn Menſchen fallen, leider
Will's unſre Zeit, will's unſer Schickſal ſo,
Doch wenn ſie in dem Kampf mit Felſen, mit
Der blinden, wüthenden Natur verderben,
Unnütz verderben, dann empört ſich mein Gemüth.

Wie ſchön hat der Dichter — ſchöner als gut war — den Kampf geſchildert, den Kampf der Berge, die zornig werden und ein Herz bekommen, gegen Menſchen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felſenſäulen Mitte,
Da grade, wo ſie ob der Brücke hangen,
Die ſchmal und ſpärlich überbaut den Fluß,
Und löſeten alle Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Felſenblöck' aus ihren Betten,
Und rammten in das Erdreich ſchwache Pfeiler
Und legten erſt die Lärchen auf die Pfeiler,
Und ſchoben dann die Blöcke auf die Lärchen,
Jetzt luden unſre guten Büchſen wir
Und hingen ſtill wie Gemſen an den Zacken.

Nicht lange d'rauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzoſen in der Tiefe,
Sie trippelten in Haſten über's Bächlein,
und ſahen aus von oben klein wie Mäuſe.

Und als die rechte Zeit gekommen war
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife
Und unſre Buben löſeten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alſobald
Klang ein erſchrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geſchrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
Drauf ſtieg ein Dampf empor, und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unſern Füßen.
Wir alle ſchoſſen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing vom Blei ſein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, ſo ſtiegen
Wir von dem Grat, und gingen zu den Feinden.
Da ſah'n wir nichts als Stein gethürmt auf Stein,
Gebroch'ne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern; und die Eiſack,
Von wild verſchränkten Todtengliedern ſtarrend,
Sprang, wie ein raſend Unthier, über's Schlachtfeld.

Der Dichter hätte eben ſo gut, ja beſſer, die Franzoſen durch ein Erdbeben können vernichten laſſen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermüthige Feinde nur mit Bedenken haben.

Ständen unſern deutſchen Landsleuten nur wahre Franzoſen, im ſchlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter, den braven Tyrolern gegenüber, die nicht wanken nicht deuteln und nicht klüger ſeyn wollen als ſie ſind, Franzoſen erſcheinen laſſen, wie wir ſie kannten — ſummende Witzkäfer des achtzehnten Jahrhunderts, oder Phraſenmacher aus der Freiheitsfabrik, oder übermüthige Knechte aus der Kaiſerzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen, doch wenigſtens von dieſen abgeſtoßen würden! Aber er that es nicht. Alle Franzoſen, welche auftraten, ſind brave Leute, die thun, was ſie müſſen, aber denken, wie ſie ſollen, und ſagen, was ſie denken. Nur der kleine Page des Vicekönigs, der ſich über den langen Bart Hofers luſtig macht und meinte, er könne den Jacob in „Joſeph von Aegypten“ ſpielen — nur dieſer erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig iſt ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der ſchönſten Bedeutung dieſes Ausdruckes. Der Vicekönig hat gar etwas deutſches Romantiſches, er blickt nicht blos weit, ſondern auch tief, er hat etwas Ueberfranzöſiſches, er iſt ſinnig. Wie ſinnig er iſt, zeigt ſich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieſer nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von Danzig von den Tyrolern erlitten, ſeinen gnädigen Herrn ſo betrübe? Der Vicekönig erwiedert: nicht das wechſelnde Kriegsglück habe ihn überraſcht, beſtürzt gemacht, ihn beunruhige etwas Anderes,

Wodurch denn ſind wir groß geworden, Graf:
Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
Der wehte uns den lichten Sternen zu,
Und gab uns Kräfte, unſern goldnen Tempel
Inmitten dieſer mürben Welt zu bauen.
Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
Ein zeugender, ein friſcher Lebensgeiſt,
Und gegenüber war nur todter Stoff,
Nur Zahlen, Uniformen, Kabinette,
Die Fürſten ohne Völker, und die Völker
Hinwieder ohne Fürſten. —

Hier aber tritt uns ja daſſelb' entgegen,
Was uns getrieben. Dieſes arme Volk,
In ſeiner Einfalt, unter ſeinen Pfaffen,
Iſt zu derſelben Mündigkeit gelangt,
Wie wir mit unſerm glänzenden Verſtande,
Es will auf ſich ſteh'n, einen Willen haben.
Wer ſchauderte wohl nicht, wenn ſich die Geiſter
Die ſelbſt wir riefen, gegen uns ſich wenden!
Dies deutet eine böſe Spaltung an,
Der ſchwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, überſinnig iſt der Vicekönig, er hört das Gras wachſen. Als Graf Barraguay ihn zu tröſten ſagt: „Deutſchland wird uns nie gefährlich werden“ — erwiedert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet' die Gefahr in unſerm Sturze.
In dieſem Lande voll Geheimniſſe
Reift Alles heimlich, unſichtbar heran,
Und ſeine Schrecken ſind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Geſundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm ſchon nah am Herzen ſäße.

Der gute Vicekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht geweſen, das den kalten Ofen eingeheizt — nie wäre das Strohfeuer der Einen mit der knorrigen eichenen Geduld der Andern zuſammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie empor geſtiegen.

Das Schauſpiel hat keinen Kern, die Schaale wickelt ſich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was iſt hier, was iſt dort? Wo iſt die Länge, die Breite, wo der Boden, wo die Luft? Es iſt eine Seite aus der Weltgeſchichte, die mitten im Satze beginnt und mitten im Satze aufhört. Vielleicht daß uns die Bilder entſchädigen für das, was ihrer Zuſammenſtellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir ſie.

Hofer iſt der Papa ſeines Volkes, ein guter Mann, aber ſchwach und abergläubiſch. Er iſt ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume, und läßt ſie ſich von einem Pater auslegen. Wenn er ſchlagen ſoll, betet er, und wenn er geſchlagen, weint er, ſtatt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er ſey zum Oberhaupte gewählt worden, faßt er die Thorheit gar nicht, bis ihm ein Pater ſagt:

> Begreifſt Du's nicht, ſo nimm es für ein Wunder;
> Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es iſt faſt Spott):

> Brauch unſern Rath, wir brauchen dein Gemüth.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterſchwert, das man ihm in die Hände gibt. Nun will man von ihm wiſſen, welchen Plan er zur bevorſtehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe keinen, das werde ſich ſchon finden zu ſeiner Zeit. Zwar iſt er kein pragmatiſcher Kopf, der viel über die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht; doch hört man ihn einmal ſagen:

> — — — — mit den neuen Büchern
> Und neuen Moden ſtürzte das Verderben
> Ueber unſre Buben, über unſre Mädchen.

Alſo die Bücher haben es gethan, auch in Tyrol haben ſie das Volk verdorben! Wie gut Oeſtreichiſch der Mann geſinnt iſt! Iſt es aber wahr, ſo hat der Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotiſchen Einfältigkeit ſeiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig ſagte:

Wir leſen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vicekönige ſteht, iſt ſo demüthig, ſo unleidlich demüthig! Etwas edler Trotz hätte ihn beſſer gekleidet. Aber der Backofen der Majeſtät macht ihn ganz mürbe, gleich in der erſten Minute. Das iſt wohl ſehr deutſch, aber gar nicht ſchön. Der Vicekönig will von ihm wiſſen, warum er die Franzoſen haſſe und bekriege, und ſtatt ihm kurz und gebührlich zu antworten: ungebetene Gäſte wirft man zur Thür hinaus — hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiſer ſeinen Frieden geſchloſſen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft ſein Schwert in eine Felſenſpalte, und ſchläft ermüdet ein. Da erſcheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erſcheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend ſehen, was er im Traume, muß der Engel wohl erſcheinen. Es ſey gut. Aber der Engel erſcheint nicht blos, er ſpricht auch eine ganze Zeile, er ſagt:

Du ſollſt das Schwert, das Du geführt, behalten —

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden nieder und verſchwindet. Nein, das iſt zu viel. Der Engel ſpricht deutſch und trägt das lange Ritterſchwert der alten Grafen zu Görtz in ſeiner luftigen Hand! Ein engliſches Schwert, das könnte wohl ſeyn — die engliſchen Waffen waren damals in Tyrol, wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzoſen — aber das Schwert eines Engels! das iſt zu ſchwer zu tragen und zu glauben. Als Hofer erwacht und ſich der Traumes=Mahnung erinnert und das Schwert findet, ſagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von neuem. Endlich iſt er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher. Er iſt dem Kriegsrechte verfallen, ſeine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er will nicht flüchten, er will als Märtyrer endigen, aber er zeigt ſich nicht begeiſtert, hochſinnig, ſondern entſeelt und ſtumpfſinnig, ſo daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht ſein Geſchick. Er geht unter.... Ja geſchähe das nur, ginge er unter; der Tod verſöhnt, wie die Schuld, ſo die Thorheit. Aber er ſtirbt nicht, er wird nur gefangen, und wir erfahren, er ſolle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht geführt werden. So bleiben wir nach Endigung der Tragödie noch ungewiß über das Schickſal unſers Helden. Wird er verurtheilt, frei geſprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Oeſtreich ſich für ihn verwenden? Es koſtete nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geſchiehts. Wir zweifeln — das iſt nicht gut. Der dramatiſche Dichter muß ſeine Rechnung mit unſerer Einbildungskraft abſchließen, ehe der Vorhang ſinkt, er darf uns nicht als Schuldner verlaſſen.

Speckbacher iſt der Mann ſeines, jedes Volkes. Er iſt kühn, diebesſchlau, wie es ſich gebühret, der Uebermacht entgegen. Als er im Wirthshauſe, am Berge Iſel, mit dem Herzoge von Danzig zuſammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Parteihaupt, ſeine kecke Faſſung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er, in ſeiner Gegenwart, eben rückkehrende Boten, unter Anſpielungen eines Pferdehandels, über die Fortſchritte des Aufſtandes ausfragt, und ſich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wohl toll, übermüthig frech; wer aber in ſolcher Zeit der Noth muthig bleiben will, der muß ſich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er iſt nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzoſen befeinde, haben wir ſchon gehört. Es iſt bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdluſt, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisdukaten, die er an Schützenfeſten ſich wohl gewonnen. Als nach dem Frieden Alles verloren, rettet er ſich für beſſere Tage. Er will nicht romantiſch untergehen wie Hofer. Romantik iſt die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrothe Wangen gibt, und darunter den bleichen Tod. Speckbacher iſt der Thatenheld des Dramas; Hofer iſt nur der Leidensheld eines Romans.

Der Prieſter Donay, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewiſſem Tode aus. Er iſt ein arithmetiſcher Schurke, eine hölzerne, lebloſe Rechenmaſchine des Eigennutzes. Solche Menſchen gibt es zwar im Leben, aber wir erkennen ſie nicht, ſie ſind zu fein. Auf der Bühne aber, durch das Vergrößerungsglas der Kunſt geſehen, machen ſie uns Ekel und Grauen. Dort muß ein Böſewicht kalt ſeyn oder heiß, das Fieber der Leidenſchaft muß ihn beherrſchen. Eine geſunde ſchlechte Natur können wir nicht haſſen, ſie iſt von unſerm Herzen gar zu weit. Dieſer Prieſter, da er dem Grafen Barraguay den verſteckten Hofer herbeizuſchaffen verſpricht, bedingt ſich ſeinen Lohn ſo gemein, wie ein Taglöhner, er fordert ſein Trinkgeld. Er iſt ein ſchlechter Geſelle, kein Meiſter-Schurke. Ihm gegenüber ſteht der Kapuziner Haspinger, ein braver Mann, ſo viel man mit einer Standesvorliebe brav ſeyn kann. Die Kirche iſt ihm Alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay ſeine Haut ſchont, aber von Treue und Vaterlandsliebe iſt auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausſtehen. Das iſt gewiß kein Handelsneid; aber es ſcheint oft ſo. Dieſe beiden geiſtlichen Herren bilden den Dampf der Maſchine, der ſie treibt. Man ſieht ihn nicht, man ſpürt ihn nur. Nun iſt zwar die Inſurrection der Tyroler eine Dampfmaſchine geweſen; aber auf der Bühne ſoll es für die Zuſchauer keine Geheimniſſe geben. Der Dichter hätte uns den Keſſel, den Ofen, die Räder, den

Maſchinenmeiſter zeigen ſollen. Der Keſſel platzt, alle Spur geht verloren, und wir wiſſen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was iſt der Nepomuk von Kolb für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Perſonen-Verzeichniſſe einen Abentheurer. Aber iſt er das? Ein Abentheurer iſt ein kleiner bürgerlicher Held, der ſeine kleine Kraft und ſeinen kleinen Muth zu üben, kleine bürgerliche Gefahren ſucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falſche Würfel, Stockſchläge, Zweikämpfe, das Gefängniß, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er iſt ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, gibt ſich für einen Edelmann aus, iſt Proteſtant und Jeſuit, Demagog und Spion, verliert ſich oft im Staatsgefängniſſe, rettet ſich wunderbar, ſchreibt Memoiren und lügt ſehr. Kolb thut nichts von dem Allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schaar an und kämpft gegen die Franzoſen. Iſt er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das Erſte wie das Andere: ich halte ihn nicht für ſo dumm, als der feine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den Fluch der guten Sache, den ausgelaſſenen Nepomuk von Kolb. Aber Kolb beträgt ſich nicht wie ein Schwärmer, ſondern wie einer, der ſich über Schwärmer luſtig macht, er karrikirt ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb ſpricht zweimal davon. Er ſagt einmal zu Donay:

> Wo ſahſt Du Witz bei leerem Beutel blüh'n?
> Donar! ich bin erſchrecklich im Verfall.
> Kein Engel ſpricht und alle Glaubiger ſchrei'n.

— und ein andermal ſagt er zu ſeiner Schaar:

> Kommt, meine Kerle, keines Groſchens mächtig,
> Doch all' von Muth und tapfern Thaten trächtig!

Kolb iſt ein Volksnarr, der Harlekin der Inſurrection, aber weder ein Schwärmer noch ein Abentheurer.

Jetzt zu dir, arme Elſi. Ach! es ging dir ſehr ſchlimm im Leben und im Gedichte. Elſi iſt Wildmanns Frau, des Wirthes am Iſel. Bei dieſem kamen oft die Tyroler Eidgenoſſen zuſammen. Dort kehrte auch der Oberſtlieutenant Lacoſte, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzoſe verführte das junge Weib. Hat er das wirklich gethan? Es wäre ſehr gut, wenn man das glaubte, der Elſi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elſi ein Boudoir? Trinkt ſie Thee? Schläft ſie bis an den hellen Tag? Trägt ſie Marabout-Federn? Das Alles nicht. Nein, Elſi wurde nicht verführt, ſie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Das merke man ſich, es hat Einfluß. „Alter mürriſcher Wildmann" — ſagt einmal Hofer. Das iſt's. Wildmann entdeckte das Verſtändniß. „Seit geſtern weiß ich's" — ſagt er zu ſeiner Frau. Er verſtößt ſie, er jagt ſie aus dem Hauſe. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann ſagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

> Doch daß Du Deine Ehre haſt vergeudet
> An meinen Feind, an unſers Landes Feind.

Das iſt's, was Milde aus dem Buſen weiſt,
Barmherzigkeit zur Sünde macht, und Mitleid
Zur feigen Schwäche.

Der Kampf zwiſchen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Bruſt, in Wildmanns Munde, iſt ſehr ſchön geſchildert; aber ich weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter ſo geſchickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treuloſe Weib verdammen? Aber die Verrätherin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beſchämt, doch nicht beſtraft ſehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, ſelbſt die entartete noch, jammert uns.... Die verſtoßene Elſi verläßt das Haus und läuft dem Oberſtlieutenant Lacoſte nach. Sie läuft? Ja, ſie muß laufen, der Weg iſt weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vicekönigs, wo ſich Lacoſte aufhält. Sie läßt ſich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente ſagt: eine junge Frau, ſie heiße Elſi, wolle ihn ſprechen. Der Franzoſe antwortete barſch, er kenne das Weib nicht, er kenne keine Elſi. Das iſt hart; aber der Krieg iſt auch hart. Hat der Franzoſe nicht recht, wenn er ſagt:

Das wär' zu harte Strafe unſrer Sünden,
Wenn ſich die Schönen, die die Langeweile
Von ein Paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
Gleich Furien an unſere Ferſen hingen —?

Das arme Weib, ſo ſchnöde abgewieſen, fällt in Verzweiflung und Wahnſinn, taumelt fort und ſchleicht von Elend zu Elend.

Ueberall verhöhnt und weggeſtoßen, geräth ſie in ein wildes Felſenthal, wo ſie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zuſammentrifft. Die Scene dieſer Begegnung iſt ſchön, ſehr ſchön. Der gute Hofer macht keinen Unterſchied zwiſchen ſeinem eigenen unverſchuldeten Mißgeſchicke, und dem verſchuldeten des gefallenen Weibes; er ſieht nur einen gemeinſchaftlichen Schmerz. Aber Elſi iſt ſo ruhig, ſo fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand iſt ſchon in ihrem Herzen. Hofer ſucht ſie zu tröſten. Wildmann, erzählt er ihr, habe ihm zugeſagt, ſie wieder aufzunehmen. Es ſey zu ſpät, antwortet Elſi. Sie bekennt, daß ſie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel iſt, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Geſinde ſchickt ſie unter einem Vorwande fort. Lacoſte kehrt ein. Der Weg im Dienſte führte ihn vorbei, er iſt müde und will da übernachten. Als Lacoſte ſchläft, legt Elſi Feuer an, und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund .... Das iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen, wenn ſie ſpricht:

> Ein tyroliſch Weib
> Kann ſich vergeſſen, aber aufgeſchreckt
> Vom eitlen Rauſch, bedeckt ſie ihre Schande
> Und ihren Schänder mit dem tiefſten Dunkel.
> Was aber iſt wohl dunkler, als das Grab?

Nicht der Rauſch, der Durſt hat ſie zur Beſinnung geführt;

nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgeſetzt zu haben, brachte ſie zur Buße. Sie bringe ſich um; aber was hat ihr Lacoſte gethan, daß ſie ihn meuchelmordet? Er hat ſie ſchnöde fortgeſchickt — aber ſie ließ ihm ja nicht ſagen, daß ſie ihr Mann verſtoßen habe, daß ſie eine Zuflucht bei ihrem Freunde ſuche! Sie ließ ſich melden zum Beſuche, Lacoſte dachte, ſie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier ſeine Pflicht keine Zeit. Nein, dieſe Rache war nicht tyroliſch und ſie verunziert die ſchöne Bewegung des Landes, die, als ſolche vorzuſtellen, ſich doch der Dichter ſo ſehr bemüht hat. Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Aufſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas ſehr Wahres, Schönes, aber zugleich Bedenkliches, hat der Dichter in ſeiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte ſollen tönen laſſen, die aber freilich, zu ſtark angeſchlagen, gar leicht ſpringt. Er ſagt: „Eine beſondere Schwierigkeit, dem deutſchen Theater, wie es gegenwärtig iſt, gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweiſe nur von dem Declamatoriſchen und Rhetoriſchen, nicht aber von dem Poetiſchen und Charakteriſtiſchen angeſprochen wird. Der abgeſonderte und einſame Zuſtand, worin die meiſten Deutſchen leben, begünſtigt die Neigung, ſich gewiſſe prächtige Geſinnungen und Gedanken vorzuſagen, und dem einförmigen Strome einer einſeitig angeregten Empfindung bis in's Wunderliche zu folgen. Alles, was ihnen in ſolcher Form und von ſolchem Gehalte von Andern geboten wird, iſt ihnen gemäß. Ein ſocialer und öffentlicher Zuſtand dagegen fordert nothwendig zur Geſtalt auf, und bildet den Sinn für Geſtalt aus.... Das Declamatoriſche und Rhetoriſche führt, conſequent ausgebildet, zur Zerſtörung des eigentlich Dramatiſchen. Es bewirkt, daß den Perſonen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder aus dem Charakter, noch aus der Situation hervorgehen." — Aber wie iſt das zu ändern? Der Bühnen-Dichter kann ſich ſein Volk nicht umgeſtalten, das Volk erzieht ſich ſeine Bühne. Schauſpiele ſind für die Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt ſie gar nicht. Der Deutſche liebt Reden, die Rede iſt ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zu viel, ſie muß Platz zum ſchwimmen haben. Wir denken gut und reden ſchlecht, reden viel und thun wenig, thun Manches und vollbringen nichts. Aber unſere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entſpringt nicht aus unſrer Vorliebe für Worte, ſondern umgekehrt, unſre Vorliebe für Worte entſpringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuſchen Deutſchen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten That. Es geſchieht etwas ohne Umſtände — pfui, wie abſcheulich! Wir gleichen den verſchämten Söhnen Noah's, die über ihren entblößten betrunkenen Vater, rückwärts ſchreitend, ihre Kleider warfen. Aber Worte ſind die Kleider der

Thaten. Bei uns machen nicht blos Kleider, auch Worte machen Leute. Dieſe Thatenſcheu hat ihren Grund in der Geheimnißſucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir thun gern nichts, denn das nicht Geſchehene bleibt am leichteſten verſchwiegen. Das Geheimniß iſt unſer Gott, Verſchwiegenheit unſere Religion. Wie lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat jeder ſeine Geheimniſſe oder ſucht ſie, der Bettler wie der König. Der Miniſter möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man ſie nicht fallen höre, und der Polizei-Director meint, der Staat würde zu Grunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß ſich ſein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngſten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen ſpricht, wird cenſirt werden, und wenn die Welt brennt und das Fett ſchmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: „Unruheſtifter haben das Gerücht verbreitet, es ſey heiß in der Welt; aber das iſt eine hämiſche Lüge, das Wetter war nie kühler und ſchöner geweſen. Man warnt jedermann vor unvorſichtigen Reden und müßigem Umherſchweifen auf der Straße. Eltern ſollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meiſter ihre Geſellen im Hauſe behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“.... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutſch ſeyn. Handlung — Geſtaltung — woher? Ich wollte lieber verdammt ſeyn, alle Hochzeitgedichte für alle Philiſterbräute in Deutſchland zu machen, als Schauſpiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es gibt nur ein einziges Drama, das dem Deutſchen gefällt, ihm angemeſſen, und doch dabei ſchön iſt, muſterhaft und höchſt vollendet — **Hamlet**. Aber ein Shakſpeare müßte kommen es zu dichten, ein Zauberer, der Alles kann.

XXXVIII.

Die Familie Anglade,

oder

Der Schmuck.

Schauſpiel von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts Abgeſchmackteres, als den Schickſalskampf der Menſchen mit den bürgerlichen Geſetzen unſerer Tage als den Stoff eines poetiſchen Kunſtwerks zu bearbeiten. Es iſt das widerliche Gemälde einer ſchwachen Natur, die ſich gegen die tückiſche Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannigfaltige Geſetzgebungen argloſen Bürgern bringen, ſind politiſche Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menſchliche Freiheit, wie ſie im Drama hervortreten ſoll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der des Geſetzes ſchweigen, und ſeinen Sohn hinrichten ließ: da jener großherzige Römer ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt geſtoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und ſein eigenes Geſetz übertreten hatte — da geſchah es um des Vaterlandes willen. Hier iſt ein geiſtiges, veredelndes und verſchönendes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger irre oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückiſchen Hof- oder Wechſelrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als dieſen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Kommiſſär einen unſchuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen geſonnen iſt, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Menſch dabei noch hochherzige Geſinnungen auskramt und ſein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man ſolchen Kerl durchprügeln, und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in einer geſitteten Geſellſchaft, wo man aus Amtstugend ſeine beſten Freunde hängen läßt. Darum hat ſich der Dichter bei der Wahl ſeines dramatiſchen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geſchichte, wie ſie in den Causes celèbres enthalten iſt, gewährt eine beſſere Unterhaltung.

XXXIX.

Emilia Galotti,

von Leſſing.

Wenn am Ziele der Wanderung eine ſchöne Landſchaft für den rauhen, ſteilen und mühſamen Weg belohnt, ſo mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Erſatz geben. Solches geſchieht mit **Emilia Galotti**. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardo's, ſtand der Vater im Solde des Bürgers, und man ſieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die ſchreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geſchieht, wenn der Vater ſeine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbniß fähig hält, ſondern nur um ihre anatomiſche Unſchuld zu retten, ſo wendet man ſich mit Abſcheu vor einem ſolchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen befriedigt die gerechte Foderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem ſolchen Opfer zu theuer bezahlt, die Lüge iſt es um ſo gewiſſer. „Iſt es, zum Unglücke ſo Mancher, nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind; müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?“ Nein, mein Prinz, die Verantwortlichkeit der Miniſter gilt nur in Staatsſachen, wo Fürſten, beginnen Menſchen, und wo ſie aufhören menſchlich zu ſeyn, da treten ſie unter das Geſetz der Sitten. Gute Fürſten haben auch immer gute Rathgeber gefunden.

Aber wie reizend ſind die Irrgänge des Dichters, und ſelbſt der Unnatur der bürgerlichen Schauſpiele, deren Vater Leſſing war, ſieht man gern nach, wenn ſie ſo voll hohen Adels ſind, wie bei ihm. Wie wahr ſind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und ſcharf, und doch kühn und geiſtreich ſind ſie umſchrieben, und wie fein ſchattirt. Es wird dem Leſer oder Zuhörer kein Spielraum zum irren gegeben; er muß die Perſonen ganz ſo anſehen, wie ſie ihm erſcheinen ſollten. Wie faßlich und willkommen ſind die Kunſtlehren und Kunſt-Liebegeſtändniſſe in der Malerſcene. Welche männlich kräftige und zugleich anmuthige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Leſſing unter den Deutſchen nur ſich ſelbſt zum Vorbilde nehmen konnte, und die ſchönſten Erfindungen ſeines Geiſtes an unterirdiſche Grundſätze, worauf die nachgeborenen Dichter in's Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre ſpäter wäre er genußbringender und unſterblich geworden.

Die kunſtfertige ſceniſche Darſtellung ſolcher Dramen findet Hinderniſſe, die nicht blos in dem darſtellenden Künſtler liegen, ſondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren

Schauſpieldichtern. Jene hat die ſcharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Leſſing's Tagen obwaltete, abgeſtumpft. Die Großen ſind herab-, die Niedrigen hinaufgeſtiegen: dieſe und jene ſind durch ſo viele Hände und Schickſale gegangen, daß ſie ihr Gepräge verloren haben und ſich nur noch durch den Metallwerth unterſcheiden. Das Zunftweſen und die Häuslichkeit ſind aufgehoben, und keiner iſt mehr Herr in ſeiner Werkſtätte, noch fremd in eines Fremden Hauſe. Man hindert ſich wechſelſeitig und es geſchieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Thaten, viel Geiſt und wenig Gedanken, viel Empfindung und wenig Theilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo ſollen unſere Schauſpieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben, und müſſen es aus Mangel an Uebung endlich verlieren. Alle ihre Perſonen ſind daher humoriſtiſch, und der ganze Theatereffekt beruht darauf, daß ſie im letzten Akte aus dem Charakter ſtürzen. Der unverſchämte Betrüger wird beſchämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eiferſucht geheilt, der Böſewicht gebeſſert, der Wildfang geſetzt. Den Schauſpielern iſt hierdurch eine köſtliche Zwickmühle aufgethan. Geht es nicht auf dieſe Weiſe, ſo geht es auf die andere. Da ſie, wie die Perſonen, die ſie darzuſtellen haben, nicht wiſſen, was ſie wollen, und ihr Spiel gleich den geſpielten Charakteren, ohne beſtimmte Richtung hin und her ſchwankt, ſo wäre es ein ſeltener unglücklicher

Zufall, wenn ſie nicht in einem Abende einmal zuſammentreffen und glückliche Momente haben ſollten. In einem Kotzebueſchen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauſpieler nicht durchaus ſchlecht ſpielen; aber in den Dramen Leſſings, wo die plaſtiſchen Dimenſionen kein Zurückbleiben und keine Ueberſchreitung dulden, kann er dieſes allerdings. Aus den angeführten Gründen darf in gegenwärtiger Zeit nur was jetzt möglich iſt gefordert werden, und von dieſem Möglichen iſt bei der Darſtellung der Emilia Galotti Manches geleiſtet worden.

Durch Vortrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erſcheint zuerſt unter dem Nonnenſchleier des Grabes, dann als geſchmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel ſey leiſe und düſter, gleich einer ſinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während ſie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtſtück nur noch ſchauerlicher. Sind dieſes die Forderungen an die Rolle der Emilia, ſo ließ Demoiſelle *** nichts zu wünſchen übrig. — Herr ***, als Odoardo, bewährte ſeine ausgezeichnete Gabe, mit dem Anſtande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines ſchlichten Bürgers und die Gemüthlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In Bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der Wenigen von den Mitgliedern unſrer Bühne iſt, die das Gebieteriſche der Vornehmen als ein angebornes Recht unbefangen auszuüben verſtehen, und nicht gleich Emporkömmlingen, Eilfertigkeit aus Furcht, Arroganz aus Mißtrauen und barſches Weſen aus Schwäche damit verbinden. Manche Andere wiſſen nicht einmal, wie man dem Kutſcher befiehlt, anzuſpannen. — Herr *** ſpielte den Prinzen. Von dem Fürſten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterloſigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart, wo er feſt, morſch, wo er weich, ſchwach, wo er nur nicht gebieteriſch ſeyn ſollte. Iſt es denn ſo ſchwer ſich in einen Fürſten hinein zu denken, da doch Jeder ein Fürſt in ſeinem Hauſe iſt und wenigſtens im Bedienten einen Unterthan zählt! Hoheit iſt nicht ungemeſſene Breite: die Hochgeſtellten ſehen ihren Untergebenen aus der Vogelperſpektive, und ſie haben nicht nöthig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen, um ſich auszudehnen. Man hörte es Herrn *** an, daß er erſt ſeit 6 Uhr auf dem Throne ſitzt. Wenn er als Herr ſprach, imponirte er, als müßte er ſorglich dem Widerſpruche zuvorkommen, und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtſamen Hofmann zu ſchrecken, der ſchon vor dem Schalle des leiſeſten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler, die Perſonen nicht anzuſehen, mit denen er ſprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürſtengrazie. Es iſt ſehr unbequem, mit einem zu reden, der hinter dem Rücken ſteht, aber Fürſten machen ſich's bequem; und was den räumlichen Abſtand betrifft, ſo mag wohl der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundſatz, die Unterthanen in der Entfernung zu halten, dehnte Herr *** ſogar auf lebloſe Sachen aus, denn als er das Bildniß der Orſina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er faſt die ganze Zimmerweite davon abſtehen, als wäre es ein Frescogemälde, und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin geſprochen, die man doch in ſolcher Entfernung unmöglich genau ſehen konnte. Die Scene mit dem Maler mißlang ihm im höchſten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären ſie nicht verſtanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunſt und die Künſtler, und mußte alſo herablaſſender und freundlicher gegen Conti ſeyn, als es Herr *** war. Um von den vielen Beiſpielen falſcher Deklamation nur Eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabſchiedete: „Laſſen Sie ſich für beide Portraite bezahlen, was Sie wollen, ſo viel Sie wollen, Conti,“ mit dem höchſten Pathos geſagt und mit den prächtigſten Geberden begleitet (wie die Schauſpieler es oft thun, wenn ſie eine Rede ſchließen, weil ſie glauben, dieſe müſſe immer wie eine Rakete, ehe ſie verliſcht, knallen und platzen): dieſe Betonung war höchſt unzeitig. Es hörte ſich an, als brächte der Prinz mit Anſtrengung ein Opfer. Viel Geld mag dem Künſtler ein wichtiges Wort ſeyn, aber einem Fürſten, der nur zu ſeinem Schatzmeiſter ſchickt, iſt es keines; der Prinz wollte nur ſeine Zufriedenheit ausdrücken, und dieſes mußte mit Ruhe geſchehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem Marinelli, dieſem Großvater aller theatraliſchen Hofſchurken, gram werden wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt geſetzt, und mit welchen er ſeit fünfzig Jahren unſere Bühnen übervölkert hat. Es iſt nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn ſeine Nachkommenſchaft ausgeartet iſt; er hat ihnen die beſten Grundſätze hinterlaſſen, und er ſelbſt ſteht vollendet da, als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverſchämt entblößt er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegenüber, die Gräfin giftig verläſtert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** iſt ſonſt Meiſter in ſolchen Rollen, und bewährte ſich auch heute als ſolcher, indem er die Grundzüge dieſes Charakters richtig auffaßte und darſtellte. Aber nur die Grundzüge, im Colorit war Einiges verfehlt. Er war etwas zu ſteif und unrührig. Der Prinz iſt jung und liebt, und mochte wohl einem ſolchen ſein Vertrauen ſchenken, der ſich ihm herzlich hingab, nicht aber feſt, ſchroff und dürre, wie ein Felſen im Meere, ſelbſt in ſeiner Unthätigkeit eine imponirende Selbſtbeherrſchung zeigte, und durch ſein Lauern und ſeine Ruhe, der Leidenſchaft gegenüber, beſchämend und unbehaglich ſeyn mußte. Auch zeigte Herr *** überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Böſewichter ſolcher Art thun keine Schandthat aus Liebhaberei, ſondern nur, weil ſie ihnen Vortheil bringt, und daher ohne die Grimaſſe der Sünde, ſo wie ſie ohne die Verklärung der Tugend auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich iſt. Nur die beſſern Menſchen begehen eine Uebelthat mit Leidenſchaft, weil ſie ſie nur in Leidenſchaft begehen. — Die Rolle der Gräfin Orſina iſt ungemein ſchwierig. Der Verſtand, einen Charakter ſo aufzufaſſen, wie ihn ſich der Dichter gedacht hat, und die Kunſtfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erſcheint nicht auf der Scene. Ihr Geſchick hatte ſie mürbe gemacht, ſie ſo, wie der Maler Conti ihr Bildniß, umgeſtaltet, worüber der Prinz ſich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerei in ſanfte Schwermuth verwandelt.“ Die Stolze erſcheint gedemüthigt, die Spötterin verſpottet, die giftige Eiferſüchtige ſich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer iſt, als ihre Schuld, ſo kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht verſagen. Frau ***, eine vorzügliche Künſtlerin im tragiſchen Fache, und die immer bedenkt, was ſie thut, hat ihr Spiel meiſterhaft durchgeführt. — Nicht ſo Herr *** als Maler Conti. Er hatte ſich das Anſehen eines fünfzigjährigen Mannes gegeben, war altväteriſch gekleidet, ſah aus wie ein Prokurator und betrug ſich auch darnach. Was auch der Koſtümſchlendrian gefodert haben mag, ein Maler hätte ſich wohl etwas maleriſcher kleiden dürfen. Die ſteife Unterthänigkeit war einem ſich fühlenden Künſtler nicht angemeſſen, hier am wenigſten, wo der Prinz herablaſſende Freundlichkeit zeigte. All das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu ſagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Profeſſortone hergeſagt wurde.

XL.

Das Taſchenbuch.

Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwigs des Vierzehnten Finanzminiſter, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzuſaugen, mißfiel ſeinem Gebieter, weil er, der Diener, ſeinen Herrn überglänzen wollte, und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man ſich, daß ſeine Verwaltung ſchon längſt untreu geweſen und ſtellte ihn vor Gericht. Peliſſon-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erſter Schreiber, wußte ſeinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewiſſer ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske ſeines Vertrauten endlich deſſen Edelmuth erkannte, entſtürzten Thränen ſeinen Augen. — Das iſt die Begebenheit, welche dieſem Drama den Stoff gab. **Kotzebue** hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundſchaft und Soldatenehre ſind nicht ungeſchickt mit einander verbunden

Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben ſollen, es iſt ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient, und welcher nichts Tadelnswerthes darin findet, einen Widerſacher ſeines Fürſten ungeahndet entwiſchen zu laſſen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung ſich zu bewahren wußte?

* Herr *** ſpielte den Feſtungscommandanten ganz gut. In mehreren Scenen, die auf dem Zimmer vorgehen, behielt er den Generalshut auf dem Kopfe, ſogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Iſt dies Gebrauch in einer belagerten Feſtung? — Demoiſelle Lindner, eine der vorzüglichſten Künſtlerinnen unſerer Bühne, trat nach einer langen Abweſenheit heute zum Erſtenmale wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben ſollen, in einer glänzenderen Rolle, als die der Amalie, ſich für die Beifallsäußerungen, mit welchen ſie empfangen worden, dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchſten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie, in der Wärme ihres Geſprächs, nicht blos ihrem Vetter Eduard (welches verzeihlich ſey, da ſie ihn liebe), ſondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweiſung zu Theil geworden) ihre Hand ſo freigebig hingereicht habe. Sie meinten: dieſe Außenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu Mehrerem geneigt ſey; wo aber keine Herzlichkeit ſtattfinde, da ſey Zurückhaltung mit ſolchen wichtigen

Gunſtbezeugungen Pflicht und Klugheit. Ich ſchreibe dieſen Tadel nieder, wie er mir aufgedrungen worden; ich ſelbſt habe weder Einſicht noch Erfahrung in ſolchen Händeln — "

XLI.

Der Tagsbefehl.

Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief ſolle mehr geſchrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesſtrafe. Doch wenn jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet ſich nicht und thut was er will. Rittmeiſter Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von ſeiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihn wiſſen, daß ſie ihm Herz und Hand ſchenke, und daß die Mutter Alles zufrieden ſey. Der Glückliche befindet ſich allein in ſeinem Zelte, und iſt, ſo viel man in der Dunkelheit ſehen kann, ſehr entzückt. Er ſagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen, und meinem Herzen Luft machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar iſt das Schreiben bei Todesſtrafe verboten, aber wer wird es ſehen? Er nimmt Feuerſtein, Zunder und Stahl, ſchlägt Licht, zündet eine Oellampe an, ſetzt ſich hin und ſchreibt. Da tritt unvermuthet der Herzog mit Begleitung ins Zelt. „Was ſchreibt Er da?“ — Der erſchrockene Rittmeiſter: An meine Braut — „Was hat Er verdient?“ — Den Tod. — „So ſchreibe er noch darunter: ich ſterbe durch das Kriegsgericht.“ — Fußfall. Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß ſterben, wird abgeführt. Im zweiten Akte nimmt der Herzog in dem Hauſe des Majors von Blankendorf ſein Hauptquartier. Dieſer iſt der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeiſter zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabsprofoß angelangt, und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines feſten Weinkellers gebeten, worin er die unter ſeiner Verwahrung ſtehenden Gefangenen einſperren könne. Darauf erzählt er die unglückliche Geſchichte des Rittmeiſters. Da ſieht das Fräulein dieſen ſelbſt geſchloſſen herbeiführen: alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdeſſen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt ſich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beſchließt er, den Offizier zu retten: nur den Schein der Kriegsſtrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofoß rufen, und leitet das Geſpräch auf Hellwitz. Auch jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles Nichts. „Morgen früh wird er erſchoſſen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn Acht. Läßt Er ihn entwiſchen, ſo muß er vier und zwanzig Stunden bei Waſſer und Brod ſitzen. Hat er mich verſtanden?“ Der Profoß hat ihn verſtanden, und läßt den Rittmeiſter entwiſchen

Dieſer aber ſuchte nur ſeine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängniſſe in's Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erſtürmt eine feindliche Batterie, und entſcheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmüthigen That, läßt ſich den Offizier vorführen, erkennt ihn, ſagt, er wolle nicht wiſſen, wer er geweſen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden in einander, und ſagt: Adieu.

Dieſes iſt die Groß-Handlung des Stückes; die Ausſchnitt-Handlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz iſt der Buſenfreund des ſubordinationswidrigen Rittmeiſters; aber von ſeiner Liebe weiß er nichts. Er liebt ſelbſt das Fräulein Blankendorf und geht in ſeiner Unſchuld hin, es der Mutter zu geſtehen. Dieſe hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich iſt der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er ſeinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür ſchadlos halten. Er entſagt alſo, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens ſatt, ladet er die unter ihm ſtehenden Grenadiere ein, mit ihm für's Vaterland zu ſterben, ſtürmt in die oben erwähnte Batterie und läßt ſich erſchießen.

Ein anderer Nebentreffer des Dramas beſteht darin, daß der Herzog Friedrich den Großen vorſtellen ſoll.

und von dem Schauſpieler in Gang, Haltung und Allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereigniß ſoll hierbei zu Grunde liegen, ob zwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung beſtimmt, und Friedrich **II.** zwiſchen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachroniſtiſch viel gedeutſcht. Deutſcher Mann, deutſche Frau, deutſches Märchen, deutſches Vaterland, deutſche charpiezupfende barmherzige Schweſtern ꝛc.

Man ſieht, daß der Thon zu dieſer Töpferwaare nicht von der vorzüglichſten Beſchaffenheit iſt. Ein Küraſſier-Rittmeiſter und ein Grenadier-Hauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die beſten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe ſind; beide Männer, die nicht blos durch das **Kriegsfeuer**, ſondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen, denn ſie lieben zum zweiten Male, gerberden ſich ſo thöricht, wie man es ſelbſt einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, ſind ſie nur mit ihrer Liebſchaft beſchäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet ſich ein Licht an, der andere liſcht ſich das Lebenslicht aus und nimmt ſeine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche ſchwache Menſchen können unmöglich Theilnahme einflößen. Die Nachgeſtaltung des großen Friedrich's iſt eine Abgeſchmacktheit, und ruft das Bild des Helden eben ſo widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Herr Töpfer hatte vorgeſchrieben, Friedrich müſſe als alter Mann dargeſtellt werden, vielleicht weil die Nachwelt ſich erſt das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama ſo genau auf Chronologie geſehen wird, ſo hätte der Dichter wiſſen ſollen, daß Friedrich der Große 1750 erſt 38 Jahre alt war. Aber von Allem das Abſtoßendſte und das Tadelnswertheſte iſt das vorgeſchriebene Koſtüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und, trotz der Traurigkeit und ſtolzen Verſe, ſehr lachen machte. Ein Ereigniß, das alle Tage geſchehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet und ſelbſt die älteren Schauſpiele müſſen zu dieſem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, ſelbſt auf's Herrlichſte dramatiſirt, gepudert und in gelben Beinkleidern, heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieſes nicht den ganzen Eindruck zerſtören? Die Frauenzimmer erſcheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgeſticktem Seidenſtoffe und in gepuderter Friſur, und als das Fräulein (eine junge Schauſpielerin) mit aller Zierlichkeit einer Vaporiſtin des neunzehnten Jahrhunderts in Ohnmacht fiel, machte das einen ſehr untragiſchen Eindruck. Die Weiberkleidung der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, alſo nur im Luſtſpiele dargeſtellt werden. Nicht blos weil ſie jetzt aus der Mode, ſondern weil ſie geſchmacklos iſt; denn ſie bildete den Uebergang von der alten Sittſamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit, und hat weder das Ehrwürdige jener, noch das Anmuthige dieſer, iſt daher lächerlich. Bei den Männern war die militäriſche Pedanterie eben ſo abgeſchmackt, ja noch ſtörender. Der Hauptmann von Bannewitz erſchien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen ſtak ſo an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinklichkeit fehlten, und dem Träger von hinten jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch vorne ſo geſchützt geweſen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man ſich nur die vorgeſchriebene militäriſche Haltung aus dem ſchleſiſchen Kriege. Der Hauptmann ſtand vor der Geliebten und Schwiegermutter, wie ein Corporal, der rapportirt. Wenn er mit dem Kopf ſich bewegte glänzte bald die Blechſeite, bald blendete die hintere rothe Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurſt. Mitten in der Liebeserklärung trommelte ſtörend der Generalmarſch. An dem verliebten Kopfe des un-untergeordneten Rittmeiſters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel, und da er ſagte: „ich bin ein Mann und trage einen Orden.“ konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit ſolchem Unſinne! —

XLII.

Die deutſche Hausfrau.

Schauſpiel von *Kotzebue*.

Ein Schauſpiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend gibt keinen Charakter; ſittliche Handlungen, nicht ſittliche Geſinnungen können Stoffe des Dramas ſeyn. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Perſönlichkeit edler Menſchen. Und warum *deutſche* Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was iſt das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die ſich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherei entdeckt, und fühlt, daß es ſeine Pflicht ſey, ſie zu beſtrafen; aber aus Freundſchaft will er nachſehen. Gut, ſo mag er ein Opfer bringen und ſich infam kaſſiren laſſen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth ſeine Pflicht zu verletzen, noch ſie zu erfüllen, und ſo läßt er geſchehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweiſenden Brief *ſanft* aus den Händen nimmt, und ihn verbrennt. Jetzt iſt er beruhigt. Darum laßt, um der Muſen willen, die Hofſoldaten aus euern dramatiſchen Spielen.

Was kann dieſen Marionetten begegnen? Sie geben ja nicht; nur treffen kann ſie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber ſolche Schickſals-Hölzer können wir nicht brauchen.

XLIII

Das Kind der Liebe.

Schauſpiel von Kotzebue.

Schon die Expoſition iſt prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, ſteht auf der Landſtraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menſchen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Dieſe armen Leute müſſen reiſen, um uns zu rühren und ſelbſt gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden und uns hierdurch um ſo mehr zu rühren. Welch erſchrecklichen Hunger und Durſt hat die arme Frau! Wie rührend iſt es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein äzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl: doch um die Hälfte des Eintrittspreiſes könnet ihr im nächſtgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer ſehen, und auch ſtillen zugleich. Wie ſpitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bei ſeiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterinſtube dramatiſirt hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauſpiel geſchrieben hat, genannt: *das hitzige Fieber*, wo im fünften kritiſchen Akte der Schweiß ausbricht? So ein dramatiſches Clinicum hätte tüchtige Mediziner gebildet.... Die kranke Wilhelmine, was ſie ſchwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es iſt zum Erſtaunen! Die geſündeſte Männer-Lunge thät es ihr nicht nach. Fräulein Amalie iſt ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der ſie fragt, ob ſie Grillen habe, antwortet ſie: „wenn man die Grillen vertreiben will, ſo muß man Erbſen mit ein wenig Queckſilber kochen laſſen, davon ſterben ſie.“ Dem Pfarrer ſagt ſie: „heirathen Sie mich — Sie will ich heirathen.“ Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, ſo weiß es doch, daß ſich ſolche Reden nicht ſchicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Reſidenz beſucht! — — Und der Pfarrer mit ſeinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Iſt das Natur, daß ein Deutſcher von Erziehung, und ſey er noch ſo ſehr franzöſiſcher Affe, und gebrauche er noch ſo häufig franzöſiſche Redensarten, ſich vornehmen ſolle, ſeine Mutterſprache wie ein Franzoſe auszuſprechen, und wird er nicht unwillkürlich richtig ſprechen müſſen? — „Aber es ſoll ja auch Carricatur ſeyn.“ — Wenn auch. Die Carricatur darf *quantitativ* ſteigen, aber nicht *qualitativ*. Shakſpeare läßt den Lügner Falſtaff prahlen, er habe vierzehn Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufſchneiden, er ſey einer Taube in der Luft nachgeflogen, und habe ſie beim Flügel erwiſcht.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüſtig erſcheint, ſo lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorſchreitet, ſo wird er doch gleich engbrüſtig und verliert den Athem, ſobald er nur zwei Schritte zu ſteigen hat. Schnitzen und drechſeln kann er etwas, aber malen nicht im geringſten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der ſechsten Scene des zweiten Aktes. Der Oberſt läßt den Pfarrer rufen. „Oberſt: Ohne Umſtände, verzeihen Sie, wenn meine Botſchaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten ſagen, wovon die Rede iſt. — Man hat mir geſtern Abend eine erbärmliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen zugeſchickt, die vor ohngefähr zwanzig Jahren die Preſſe verlaſſen. Ich ſelbſt beſitze ein recht niedliches deutſches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfaſſer bin, und da verlangt man, ich ſoll meinen Namen ausſtreichen und es mit jener ſchalen Ueberſetzung zuſammen binden laſſen. Nun wollt' ich Sie, Herr Paſtor, als Corrector meines Buchs, einmal fragen, was Sie dazu meinen? — Pfarrer: Wirklich, Herr Oberſt, die Allegorie verſteh' ich nicht. Oberſt: Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt hätte! alſo kurz und gut, Herr Paſtor, der junge Graf von der Mulde iſt hier, und will meine Tochter heirathen.“ Nun, um aller Muſen willen, wer hätte auch eine ſolche Allegorie verſtehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftſteller und ein Ueberſetzer beiſammen im Tollhauſe wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faſeln, können ſie keine verrücktere Allegorie zu Stande bringen.

XLIV.

Lilla.

Oper von Martin.

Eine Muſik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um ſie zu beweinen. Wie wohlthuend iſt ſie! Die Empfindung fließt zwiſchen blumigen Wieſen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht ſo ſtürmiſch, um es unterzuſenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem geſunden Bedürfniſſe erquickend genug. Welches ſüße Still-Leben! Welche Ruhe in Luſt und Trauer, welche freundliche, beſchwichtigende Melodien! Ländliche Leidenſchaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Ueberall iſt es nur ein Frühlingsweben, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers und des bluterſtarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unſer Ohr und Herz zwiſchen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwiſchen Hunger und Schlemmerei, zwiſchen dem Gebrülle einer Löwin und dem Gurgirren einer geſchlachteten Taube hin und her geſchleudert

Bald ſingt eine ſtolze Semiramis wie die abgeſchmackteſte Louiſe, bald ein verliebtes Bauernmädchen, mit hinreichenden rothen Backen, um dabei zu beſtehen, prächtig wie Kleopatra, da ſie die Schlange an ihren Buſen legt, um durch tödtliches Gift das tödtlichere im Herzen zu heilen. In Lilla's Muſik iſt ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt auch außer der Muſik nicht mehr kennen. Faſt möchte man ein Thor ſeyn und zurückwünſchen jene ſchuldloſen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeſchloſſenen Thälern wohnten, und die Mächtigern am Abhange, und die Mächtigſten auf den Gipfeln der Berge, als höhere Weſen, fromm und kindiſch verehrten. Ach ja, die Schäfertage ſind vorüber.... Lilla! bis auf deinen Namen iſt Alles uns fremd.

Doch haben die Sänger und Sängerinnen das Ihrige gethan, die willkommene Täuſchung zu befeſtigen. Demoiſelle Friedel war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erforderlicher Hingebung und einem verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Geſang war ſchön, und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Geſange, in ihrem Spiele. — Eine neue unveränderte Auflage meiner vergriffenen Jeremiaden will ich durch Folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und ſie ſahen in ihrer Aermlichkeit darbenden Wilddieben gleich ... Eine Königin, und zumal eine ſpaniſche, und zumal eine Iſabelle (ſchon der

Name iſt prächtig), kann in einem ſo kärglich verſehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rothe Trödelſtuhl war ehrwürdiger, als nöthig war... Die Mutter Königin ſah jünger aus als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht erſetzt.. Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemeſſen war; aber es ſchien mir, als hätten ſie darin wie die Kammermädchen ausgeſehen. *

XLV.

Der Vorpoſten.

Schauſpiel von Clauren.

Denkt man ſich die Zeit des deutſchen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh) und den Heerd, auf dem er ſich entzündet — Preußen (jetzt hat er ausgeraucht); damals und dort mochte dieſes Stück, vor Zuhörern geſpielt, deren viele ſelbſt am Kriege Theil genommen, von großem Eindrucke geweſen ſeyn. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch Manches übrig, was dem Schauſpiele Werth gibt. Freilich, mein eignes Gefühl laſſe ich diesmal nicht Richter ſeyn. Es wäre mir ſehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Huſarenkleide wieder fände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialiſchen Schritt gethan hätte.... es bleibt doch ſo eine Sache! Der Helden-Tod, nicht das Helden-Leben eines Weibes iſt ſchön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückſtoßen: doch jeder nach ſeinem Triebe. —

Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen einige Huſaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr hat jeder vor ſeinem Hauſe in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerſchrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuſchen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben ſollen.

XLVI.

Die Großmuth des Scipio.

Heroiſche Oper von Romberg

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß ſo häusliche Geſchichten unter freiem Himmel in der Gaſſe eines Lagers ſich ereignen durften, und nicht, wie es ſich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erſtaunte, daß Scipio ſich nicht ſchämte, ſeine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuſeufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzuſtellen, um es als Großmuth erſcheinen zu laſſen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit geweſen wäre: die Zurückſtellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an ſeinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich iſt die ganze Handlung dieſer heroiſchen Oper. Sie in einen Akt zu zwängen, war wohl die Aufgabe des Tondichters, der ſich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatiſchen Muſik zutrauen mochte, und mit Recht; denn ſie ſchien ſelbſt zu kurz, auch nur dieſen engen Raum auszufüllen. Die Muſik hat keinen verſtändlichen Ausdruck; ohne den verdolmetſchenden

Text würde man nicht ahnden, welche Seelenbewegungen offenbar werden ſollen. Zwar etwas mehr als ein Conzertſtück iſt dieſe Oper, aber ſie bleibt doch nur ein muſikaliſches Deklamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter ſich keinen Zuſammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet ſich vortheilhaft aus. Es iſt ein reiner Styl darin, die Verſe ſind fließend, ja einige ſchöne kommen darunter vor.

XLVII.

Nachtigall und Rabe.

Ein Schäferſpiel. Muſik von Weigl.

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, ſie niſtet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und ſüß müßte auch die Dichtung und das Spiel ſolchen Landlebens ſeyn, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unſere Bruſt gebildet, ſchmeichelnd abzulöſen! Die Täuſchungskunſt des Schauſpielers geht nie weiter als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was dieſem nicht Ernſt ſeyn kann, vermag jener nicht zu ſcheinen. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Tamon und der Phillis. —

Die Muſik? nun ja, dem Herzen war ſie wohlgefällig, und der Verſtand kommt, wie gewöhnlich, zu ſpät hinten drein. Es iſt ſchwer, den Schmeicheleien Weigls zu widerſtehen, wenn man auch weiß, daß ſie nichts weiter ſind als das. Die Nachahmung von verſchiedenen Vögelgeſängen, wie ſie in dieſem Schäferſpiel vorkommt, ſcheint mir kein würdiger Gegenſtand der Tonkunſt zu ſeyn. Der muſikaliſche

Ausdruck *hörbarer* Dinge gleicht einer Ueberſetzung aus einer Sprache in die andere; wenn ſie treu iſt, hört ſie auf, ſchön zu ſeyn, und wenn ſie ſchön iſt, wird ſie ungetreu. Die Tonkunſt ſoll nichts *Sinnliches* nachahmen, weder etwas Sichtbares, noch etwas Hörbares; thut ſie es, ſo folgt ſie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt ſich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die außer oder über den Sinnen liegt, um ſie für die menſchlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenſchaften gehört ihr an. Will ſie ja Dinge der außermenſchlichen Natur darſtellen, ſo müſſen ſie Gebilde der Phantaſie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen ſeyn, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngſtes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter ſoll muſikaliſch ausgedruckt werden. In einer Oper mögen Engel ſingen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere ſich der Melodie zum Geſangſtücke Nr. 8 der hier beſprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Buſch und Zweigen.

Es iſt gewiß Natur darin, aber es iſt die *gemeine* Natur, und die Darſtellung ſteht ſo weit unter dem Vorgeſtellten, daß man, ohne Text, glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, ſondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigſtens dachte im Hühnerhof zu ſeyn und ſah den Miſt. Ferner:

„Der Kukuk ſelber wagt zwei Töne.“

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Kukukchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und, wenn ich nicht irre, mußte ſich ſogar das ernſte Fagot zu dieſer Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart ſelbſt ſolche Landſchaftsmalereien nicht beſſer auszuführen verſtanden, aber dann wird er ſie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akuſtiſchen Naturbeſchreibungen ungeachtet, dieſe Oper vorzügliche Muſikſtücke enthält, kann in einem Werke des ſo berühmten Tonkünſtlers nichts Unerwartetes ſeyn

XLVIII.

Die Heimkehr.

Trauerſpiel von Houwald.

Nachdem ſich der Vorhang aufgerollt, ſieht man die Stube einer Förſterswohnung. Alles ländlich, einfach, faſt ärmlich. Runde Fenſterſcheiben, verſchabter Großvaterſtuhl, an der Wand eine ſchwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrſcheinlich von Forſtfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa, von den älteſten Homanniſchen, mit glänzenden Lackfarben. Am Tiſche, auf welchem Blumen liegen, ſteht ein ſchönes junges Mädchen, beſchäftigt, einen Kranz zu flechten und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz iſt für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn ſein Geburtstag iſt heute. Das iſt nun freilich für eine Förſterstochter ſchon ſehr viel Poeſie: ein proſaiſcher Blumenſtrauß wäre natürlicher geweſen. Man verwundert ſich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinſten weißen Mouſſelin, weiße Roſen an der Bruſt und in den Haaren: ſie hätte damit auf den Caſino-Ball gehen können. Und wie ſie ſpricht! Wie zart, wie empfindſam, wie ſauber. Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die ſie in den Kranz einflicht: Thekla in Wallenſtein hätte nicht beſſer reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich, Schweſter! Wahrlich du biſt klug!“ Zuletzt kommt die Reihe an den Ritterſporn. Der Ritterſporn, ſagt die Blumen-Sprachlehrerin:

Der Ritterſporn zeigt einen Ritter an:
Er iſt hinausgeſprengt mit Roß und Schwert,
Doch nimmer iſt er wieder heimgekehrt.

Dieſes wiederholt ſie in der Folge, und alſobald rührt ſich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weiſe aufgeregt wie im Ingurd, durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

Der Ritter lag — der Ritter lag erſchlagen,
Zerſchmettert! Und weit von ihm lag ſein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch ſchnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen ſeine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonſt überraſcht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich ſein Hof-Juwelier.

und man kaum Zeit hat, ſich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Juwelier zuſammengerathe, da tritt —

das Schickſal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem pelzverbrämtem Rocke und mit einem langen Barte. Der Bart iſt ſchwarz, der Mann iſt ſtark und rüſtig, und geberdet ſich wild. Aber die Kinder erſchrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Förſtershauſe ſo natürlich geweſen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgeſindel einkehren. Sie ſehen ihn für einen alten ſchwachen Mann an und geben ihm Wein. Der Armenier ſpricht unſinniges Zeug, ſchließt das Mädchen in ſeine Arme; und da das kluge, unausſtehlich ſein thuende Knäbchen ſich mit ihm ſchön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Neſt, verruchte Kukuks-Brut.“

Da iſt der Thränenquell. Die Geſchichte verhält ſich nämlich, wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, ſchließt das Mädchen ſeiner Liebe, und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in die Arme. Er verſprach ihr, den Dienſt zu verlaſſen. Aber nach der Hochzeit vergißt er ſein gegebenes Wort, läuft hinaus auf's Feld, ſtreicht den ganzen Tag umher und läßt ſein junges Weibchen allein zu Hauſe. Selbſt ein ſüßes Band der Gattenliebe bändigt den Wilden, feſſelt den Unſtäten nicht. Endlich geht er ſogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben geweſen wäre, nicht etwa gewaltſam angeworben, nicht etwa, weil er ſeiner Frau überdrüſſig geworden, ſondern nur aus heftigem Thatendrang, Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren, ohne ſeiner Frau ein Wort zu ſchreiben. Zwar ſagt er, er habe jenſeits des Meeres dienen müſſen: aber im Verlauſe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von dem entfernteſten Ende der Welt nach Europa: er hätte alſo ſchreiben können, wenn ihm an ſeiner Frau nur im Mindeſten gelegen geweſen wäre. Des Soldatenlebens müde, fällt ihm ein, zurückzukehren, um zu ſehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in ſein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben geſehen, ein erwachſenes Mädchen, in dem er ſeine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Förſters Sohn. Er gibt ſich ſeiner Tochter nicht zu erkennen, und dieſe erzählt ihm auf Befragen: der Förſter ſey ihr Stiefvater, das heißt ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? ſagt er, wie? deine Mutter hat auf's Neu gefreit? „Ja wohl,“ antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Förſterin in's Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen ſteckt, in den Händen tragend. Sie ſieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann ſagt ſie ihm: wir führen zwar keine Wirthſchaft, aber Ihr ſeyd uns doch willkommen, laßt Euch. Das Geſpräch ſpinnt ſich fort. Er, leidenſchaftlich, aufbrauſend, in mühſam zurückgehaltenem Grimme. Sie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie ſie mehrere Mal geſteht. Er iſt noch jung, verändert kann er ſich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken:

Sie kennt ihn recht gut, aber ſie iſt pfiffig, ſie will nichts wiſſen. Der Armenier erzählt, ihr todter Mann laſſe ſie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß ſie zum zweiten Male geheirathet. Sie erwiedert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förſter, der ſie ſchon lange geliebt, nicht auszuſchlagen, damit ſie verſorgt werde. Endlich, und da ſie in der Zeitung geleſen, ihr Heinrich ſey geblieben, habe ſie ſich bereden laſſen. Auch ſey ſie jetzt mit ihrem zweiten Manne ganz zufrieden.

Nun kommt der Förſter von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünſche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle dieſe Zärtlichkeiten mit anſehen und möchte berſten. Der Förſter fragt: was meint ihr wohl, Kinder, was ich heute geſchoſſen habe? Sie rathen hin und her und treffens nicht. „Einen ſchwarzen Schwan habe ich geſchoſſen.“ Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen geſeſſen, um deren Beſitz hätten ſich zwei Schwanenmännchen blutig geſtritten. An der ängſtlichen Theilnahme, welche das Weibchen für den einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der Förſter, ſogleich erkannt, daß dieſer der legitime Eheſchwan ſey, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem uſurpatoriſchen eine Kugel durch den Leib geſchoſſen, und bringe ihn in ſeinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt dieſe Waldgeſchichte Oel in die Wunde. Das iſt ja gerade mein Fall, denkt er, du Förſter biſt der uſurpatoriſche ſchwarze Schwan, den ich aus der Welt ſchaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wüthend nach der Büchſe — ſie iſt nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu ſeinem eigenen Gebrauche bei ſich führe. Er ſchüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förſter beſtimmt iſt. Dieſer mit der Familie tritt wieder ins Zimmer. Er ſetzt den Becher an den Mund, ſtellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu ſprechen. Dann reicht er ihn ſeiner Frau. Dieſe will trinken auf das Andenken ihres todten Heinrichs. Der Armenier fällt ihr in die Arme, und ſagt: thu das nicht. Dann fragt er ſie, was ſie thun würde, wenn der todtgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Förſterin antwortet: ſie würde ihm freundſchaftlich bemerken: für dieſes Leben wolle ſie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre ſie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem ſie ſolche Reden geführt, ſchmiegt ſie ſich dem Förſter an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, ſie gibt die nämliche Antwort und ſchmiegt ſich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitſpricht, antwortet wie die Vorigen, und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er dieſe mißtönende dreiſtimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich ſehe, iſt hier nichts für mich zu thun. Als man ihm daher den Becher zuerſt kredenzte, trank er ihn mit einem Zuge aus.

Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzt zu ſchicken. Der Förſter bleibt allein zurück, und dieſem gibt ſich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber ſchwören, nie ſeiner Frau etwas davon zu ſagen.

Das Schickſal, auf ſeiner Menſchenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine ſtille Förſterswohnung ein, aber dann hat es ſich verirrt, es bückt ſich, um durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz, ſeinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeſchlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verſchaffen. Welche Kriecherei! Welche Verſchwendung! Kam es je einſiedleriſchen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen böſen Gaſt mit ſolcher Pracht zu bewirthen? Welche koſtbare Reden! Welche hohe Pfeilerſpiegel, worin die Empfindungen ſich belächeln! Wie viele feingeſpitzte Betrachtungen für einen Förſter, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der erſten Scenen, wo Mutter und Tochter ſich liebkoſen und erſtere zur zweiten ſagt: ihr Buſen ſey die warme Erde, aus der ſie, Tochter, als Roſe entſproſſen, antwortet die Roſe, ſich an der Mutter Bruſt werfend:

O dürft' ich auch, ſo wie die Roſ' es kann
Hier, wo ich aufgeblüht bin, einſt vergeh'n.

Warum will ſie vergehen? Warum früher ſterben als die Mutter? Woher dieſe nervenſchwache Stimmung einer

Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält ſie.

Wie ſchön
Der Kuchen diesmal mir gerathen iſt.

Sonſt überall iſt der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Ueber das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel: gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Geberden das düſtere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verrathend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und iſt alſo froh geſtimmt. Der zerſchmetternde Blitz ſollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Geſichtern aller Auftretenden zeigen ſich voreilig die Gewitterwolken.

Die Handlung — welche Unnatur! Iſt es glaublich, daß ein Mann von ſo heftiger Liebe dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht ſchreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu ſchreiben? Iſt es glaublich, daß er, trotz ſeines Bartes, von ſeiner Frau, mit der er fünf Jahre verheirathet war, nicht ſollte erkannt worden ſeyn? Iſt es in der Natur, daß ein kriegsluſtiger, kühner, und daher gewiß von aller Falſchheit fremde Mann auch nur auf den Gedanken kommen konnte, ſeinen Nebenbuhler meuchelmörderiſch und feige mit Gift von der Welt zu ſchaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann ſey; er will ihr den Schmerz erſparen. Das iſt ſehr hübſch, ſehr edelmüthig, aber poetiſch, aber dramatiſch iſt es nicht! Wo bleibt das Schickſal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutſchland nie Geſchwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entſtehen, wenn man einer in der neuen äſthetiſchen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater ſeinen Sohn todt, um ihm ſein Geld zu ſtehlen, denkt eine poetiſche Jury: es war ein vierundzwanzigſter Februar," und ſpricht: Nicht ſchuldig. Erſchlägt ein Kain ſeinen Bruder, wird es einer **Zigeunerin** zugeſchoben und der Mörder losgeſprochen. Verſucht ein Mann ſeinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die pſychologiſche Jury, daß eine Geſchichte von einem ſchwarzen Schwan unglücklicherweiſe in die Quere gekommen, und vergibt . . . Es iſt zum Erbarmen!

XLIX.

Das Nachtlager in Granada.

Schauſpiel von Kind.

Ein dramatiſches Landſchaftsgemälde, das ſehr gefällig und mit guter Kunſt ſtaffirt iſt. Aber die Schauſpieler hatten das Hiſtoriſche der Figuren zu ſehr herausgehoben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idylliſche des Gedichts verloren. Dem. ***, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragiſch. Ihre Trauer und Klage über das entriſſene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterſte Kindlichkeit kann den Schmerz über einen ſolchen Verluſt vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez ſelbſt geholt, ſie würde ſich nicht betrübter haben geberden können. Der Prinz Regent ward von Herrn *** im Ganzen lobenswerth dargeſtellt, nur war ſeine Gemüthlichkeit nicht heiter genug, wenn er es nicht geſtanden hätte: „es iſt ein Abentheuer, das mir, je länger, auch je mehr gefällt,“ würde man es kaum errathen haben. Auch wallten ſeine deutſchen blonden Locken zu romantiſch herab. Graf Otto wurde von Herrn *** übernatürlich dargeſtellt. Er deklamirte falſch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epiſcher Ruhe. Die Erzählung iſt der Kupferſtich des Ereigniſſes: Umriſſe, Charakter, Schatten und Licht müſſen beibehalten werden, trägt man aber auch die Farben des Originals auf, ſo verwechſelt man es mit demſelben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich iſt, und dann wird die epiſche Rezitation dramatiſch; oder die Kopie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutſcher Ritter ſcheitern alle unſere Schauſpieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen chriſtlichen nordiſchen Helden wiſſen ſie nicht darzuſtellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darſtellenden Künſtler das Schickſal des Froſches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt ſeine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieſes iſt ſein und vieler Andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle ſey ſchon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeſchränkt, und ſie dürften das ihnen Zugemeſſene nach Herzensluſt gebrauchen. Keiner will Schatten ſeyn.“ Das ſind die übeln Folgen, wenn theatraliſche Vorſtellungen nicht monarchiſch geleitet werden. Schauſpieler, die leuchten wollen, wo es nicht ſeyn darf, muß man gewaltſam unter den Scheffel ſtellen.

I.

Graf von Eſſex.

Trauerſpiel, nach dem Engliſchen des Banks

Hier ſind nicht Charaktergemälde, wo ein glänzendes Farbenſpiel das Auge blendet, und reiche Drapperien die falſchen Umriſſe bedecken, ſondern Charakterbildwerke, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Dieſe Gediegenheit findet ſich oft ſelbſt in den untergeordneten dramatiſchen Werken der Engländer. Das haben ſie von dem öffentlichen Leben ihrer geſchichtlichen Menſchen. Je unfreier ein Volk iſt, je romantiſcher wird ſeine Poeſie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darſtellenden Künſtler gewährt, entbehrt derſelbe, wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. *** gab uns eine ſehr gelungene Darſtellung der Königin Eliſabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anſtehende Hoheit, nicht jene angenommene theatraliſche, die keinen Augenblick der Täuſchung zuläßt. Mit mehr Majeſtät als Empfindung wußte ſie in dem Kampfe zwiſchen Zorn und Liebe den Sieg des einen beſſer zu ſpielen, als den der andern. Ihre Geberden der Ereiferung ſchienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt ſich äußerlich ſehr verſchieden von dem der Schwachen. Letzterer iſt zappelnder Art; denn er ſucht ſich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen iſt mehr nach innen gerichtet. Warum ſollte eine Königin ſelbſt die Fauſt ballen, da tauſend fremde Fäuſte zum Dienſte ihrer Rache bereit ſind? — Herr *** zeigte als Eſſex weder die Beſonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in früheren Vorſtellungen an ihm zu loben war. Dieſer Eſſex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verſtanden, noch zu verſcherzen ſich erkühnt.

LI.

Der Findling,

oder:

Die moderne Kunſtapotheoſe.

Luſtſpiel von Conteſſa.

Die Erfindung iſt etwas keck. Ein ſo ſcharf geſchliffenes Werkzeug, als der Ehebruch, iſt zu gefährlich, um damit zu ſpielen. Der Irrthum, des Luſtſpiels Sohn, ſoll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig ſind. Dann — das nach ſeinem Elemente Schnappen des auf's trockne Alltagsleben geworfenen und in den Maſchen häuslicher Sorgen zappelnden Künſtlers iſt ein durch den ſtarken Gebrauch ſelber ganz zerfaſerter Stoff. Auch hat unſer Dichter ihn nicht ſonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau mahlen beide, jener Bilder, dieſe Kaffee: das iſt der herzzerreißende Gegenſatz zwiſchen Kunſt und Küche. Die Frau Künſtlerin, welche ihr Mann idealiſch drapirt und bekränzt hatte, um einem Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, ſo angethan, dem Pinſel, weil ihr gemeldet wird, die Milch ſey übergelaufen.

das iſt die proſaiſche Feuerſpritze, die ein poetiſches Gemüth auslöſcht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, iſt zwar eine ſchöne Argliſt, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt iſt, ſie mußte gewaltſam entführt werden. Dann — die Sprache, worin das Luſtſpiel geſchrieben, iſt die jetzt wegen ihrer Wohlfeilheit ſo beliebte gereimte Proſa, das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüſſen verbacken. —

LII.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell

in Schiller's Drama.

Aus Schiller's liebevollem, weltumſchlingenden Herzen entſprang Tell's beſchränktes, häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes ſind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur diesesmal möchte ich nicht mißdeutet ſeyn — ich vermiſſe, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunſt kann eine Koſtbarkeit entbehren, das Seltenſte iſt ein edler Geiſt. Dem liebenswürdigen Schiller ſtehen ſeine Mängel beſſer, als beſſeren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen ſoll, und formlos ſchwanken die Geſtalten. Der Froſt bildet glänzende Kryſtalle, bildet ſchöne Blumen an den Fenſterſcheiben, der Frühling ſchmilzt ſie weg; das Glas wird leer, doch durchſichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge ſtaunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein großer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach

Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter ſtehen, und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen: doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landesleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergesknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmährchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſeyn körperlicher Kraft gibt: doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm, aber furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt mit edlem Trotze eine ſchöne That zu thun.

Tells Charakter iſt die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft und der Zufall angewieſen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht und er bekümmert ſich nicht darum. Wie ein ſchlechter Arzt, ſieht er in den Uebeln des Landes und ſeinen eigenen nur die Symptome, und nur dieſe ſucht er zu heilen. Geſchickt und bereit den einzelnen Bedrängten und ſich ſelbſt zu helfen in der Noth, iſt er unfähig und unluſtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten ſeine Landsleute um Beiſtand anfleht, denken dieſe mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, laſſen ſich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erſcheint, ſieht nicht auf die Verfolgung, ſondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein ſolcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leiſten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängſtigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann ſchwimmen, ich ziehe euch aus dem Waſſer — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältniſſen im Widerſpruch ſteht, komiſch erſcheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernſten Würde der Tragödie ſchädlich iſt.

Auf dem Rütli, wo die Beſten des Landes zuſammenkommen, fehlte Tell's Schwur: er hatte nicht den Muth, ſich zu verſchwören. Wenn er ſagt:

Der Starke iſt am mächtigſten allein —

ſo iſt das nur die Philoſophie der Schwäche. Wer freilich nur ſo viel Kraft hat, grade mit ſich ſelbſt fertig zu werden, der iſt am ſtärkſten allein; wem aber nach der Selbſtbeherrſchung noch ein Ueberſchuß davon bleibt, der wird auch Andere beherrſchen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell verſagt dem Hute auf der Stange ſeinen Gruß; doch man ärgert ſich darüber. Es iſt nicht der edle Trotz der Freiheit dem ſchnöden Trotze der Gewalt entgegengeſetzt: es iſt nur Philiſterſtolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeſchlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er ſagen könne, er habe den Hut nicht geſehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen ſeines Ungehorſams zur Rede ſtellt, iſt er demüthig, ſo demüthig, daß man ſich ſeiner ſchämt. Er ſagt aus Unachtſamkeit habe er es unterlaſſen, es ſolle nicht mehr geſchehen — und wahrlich, hier iſt Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelſchuß war mir immer ein Räthſel, ja mehr — ein Wunder. Er ſoll geſchehen ſeyn, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur iſt oft unnatürlich, ſie ſchafft Mißgeſtalten, und die Geſchichte iſt oft undramatiſch; aber man muß das liegen laſſen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben ſeines Kindes, doch nicht dieſes Leben ſelbſt. Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was ſie ſagen, beobachte die Schweigenden — ſie alle haben ſie verdammt. Ja die gelungene That iſt noch ganz ſo häßlich, als es die gewagte war; das Entſetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte ſein Kind treffen können, iſt größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßler's Gebot ſo ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er that: ſo hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen ſollen. Aber er war doch beſonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und ſein *lieber Herr, lieber Herr* zu ſagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingeſtand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philiſterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieſes ängſtliche Weſen, dieſe Unbeholfenheit des guten Tell, entſprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor ſeinem Herrn — dieſes Gefühl, wie er ſpäter gezeigt, konnte er überwinden —

nein es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmannne gegenüber. Ganz anders betrug ſich der Ritter Rudenz. Das iſt es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken ſollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen: man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an ſeine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es iſt traurig — ja ſchlimmer: es iſt verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, ſchlechte Streiche machen zu müſſen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber ſittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt und wieder dem Sturme preisgibt? Tell zeigt ſich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoraliſt und buchſtäblicher Worthalter. Er glaubte nicht den Landvogt getäuſcht zu haben; er verſprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach ſeiner Befreiung das Ereigniß erzählte, ſagt er:

> Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
> Getrau ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und ſtand
> Am Steuerruder und fuhr redlich hin. —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie iſt nur der ſchlichte

Mann zu dieſer feinen jeſuitiſchen Sinnesdeutung gerathen?

… Jetzt kommt Geßler's Mord. Ich begreife nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte. Tell verſteckt ſich, und tödtet ohne Gefahr ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag dieſe That rechtfertigen, ſo gut es ihr möglich iſt, aber die Kunſt vermag es nie. Als Tell ſpäter mit Johann von Schwaben zuſammentrifft, und dieſer mit dem Mordgeſellen Brüderſchaft machen will, ſtößt ihn Jener mit Abſcheu zurück und ſpricht:

> Unglücklicher!
> Darfſt Du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich ſtattfinden können — kann er ſich nicht entſchuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von ſeinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Bruſt gerichtet hätte, wäre es Nothwehr geweſen, ſpäter war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er ſchon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und beſſer hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatiſche Dichter, der einen geſchichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre

Geſchichte nach ſeinem Gebrauche ummodeln; denn es ſchadet der Geſchichte nicht, man kennt ſie, und ſie bleibt doch geſchehen wie ſie geſchah. Eine geiſtige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Dieſe beſteht nur durch den Glauben, und wird zerſtört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine ſolche Ueberlieferung iſt das Ereigniß mit Tell. Aus dieſem Zwange aber entſprangen Verhältniſſe, mit welchen die Kunſt nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns mit Bedacht und Geſchicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen: wir ſehen, was Baumgarten, **Melchthal**, Bertha und die Uebrigen dulden und fürchten. Dieſe Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zuſammen, das Alles bedeckt; dieſe Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchiſch vor, gehört nicht zu dem topographiſchen Schickſale der Schweiz, und iſt übrigens der Mann nicht, eine monarchiſche Rolle zu ſpielen. Er iſt zu ängſtlich, bedenkt zu viel und duckt ſich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz ſeine Seele aus. Warum ihn aber Schiller ſo behandelt, iſt ſchwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen laſſen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochſinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der beſten Schauſpiele, das die Deutſchen haben. Es iſt mit Kunſtwerken wie mit Menſchen: ſie können bei den größten Fehlern liebenswürdig ſeyn. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauſpiel? Ein liebenswürdiges Schauſpiel iſt ein Schauſpiel, das liebenswürdig iſt: die Kritik weiß hierüber nicht mehr als jedes andere Frauenzimmer.

LIII.

Der Hausdoktor.

Luſtſpiel von Ziegler.

---

* Das Stück iſt 24 Jahre alt. Ich weiß dieſes nicht hiſtoriſch, ſondern ſchließe darauf durch Interpretation folgender zwei Stellen. **Erſtens** ſagt der **Major**: „Iſt das nicht ein wahres Unglück für mich? Anno 1796 iſt ein Mädchen 26 Jahr alt und hat keine Amour!“ **Zweitens** ſteht auf dem Titelblatt des **nachgedrukten** Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch ſo ehrlich, daß ſie wenigſtens 8 Jahre brauchten, um Spitzbuben zu werden. Alſo iſt das Original 1796 erſchienen. Unſere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis ſie zum Hausdoktor ſchickte, jetzt aber liegt ſie in den letzten Zügen, und weder Galenus noch Hippocrates können ihr aufhelfen. *

Dieſes Luſtſpiel iſt gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen laſſe ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen ſind. Man pflegt zwar zu ſagen, es ſey dem dramatiſchen Dichter und ſeiner eigenen Geſinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatiſche Perſon nach ihrer böſen Natur reden und handeln läßt. Das iſt freilich wahr; aber es iſt doch dem dramatiſchen Dichter anzurechnen, wenn er verſäumt, einer ſolchen übeldenkenden und übelwollenden Perſon eine beſſergeartete gegenüber zu ſtellen, die ſchlechtes Reden und Handeln rügt und ſtraft. Da iſt ein alter Graf Sonnenſchild, von dem ſie ſagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen beſitzt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; ſein Herz iſt aber nicht beſſer, als es ſeyn muß, wenn man dick werden will. Dieſer fette Herr Graf erlaubt ſich mit ſeinen untergebenen Hausgenoſſen hochadlige gnädige Späße, die alle ſchlecht ſind, ohne daß ſie jemand übel nimmt. Dieſes gelaſſene Dulden der Beleidigungen iſt ein Verbrechen des dramatiſchen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringeren mit Verachtung herabzuſehen (ſie haben eine größere Schule als die Bühne, worin ſie im Hochmuthe unterrichtet werden), ſondern darum, weil ſich das Volk dabei gewöhnt, ſich ſelbſt gering zu ſchätzen und zu glauben, es ſey geboren, bald das Jagdwild bald das Hausthier der Großen zu ſeyn. Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends ſpazieren, und, der Himmel mag wiſſen, ob durch eine Indigeſtion oder eine Congeſtion weich gemacht, es kommt ihnen in den Sinn, die Pracht und Majeſtät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke

Kutſcher aber, dem die Natur ſelbſt befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen, und verdunkelte die Majeſtät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper ſechs Meilen Kourier reiten, ſo daß er halb todt nach Hauſe kam. Einen anderen Spaß laſſe ich eben dieſen Kutſcher Hannibal ſelbſt erzählen. „Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß, und ſpaßte mit. Aber ehe ich mir es verſah, war ein Seil geſpannt, und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die Hand, und mit dem Baum ſollte ich mich in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab, und ſchlug mit der Fauſt ſeine Excellenz auf die Naſe, und da wurde ich einen ganzen Tag eingeſperrt, und bekam nichts als Häringsköpfe zu eſſen, und keinen Tropfen zu trinken." Man ſieht wohl, der Kutſcher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, ſonſt hätte er mit dem Balancir-Baume die Rechte der Menſchen beſſer im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinſpector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergeſſen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand ſo lange hinter dem alten Inſpector her, bis dieſem keine andere Zuflucht bleibt, als den Hühnerſteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelſpäne unter das Hühnerhaus legen und ſie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen muß der Geängſtigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen, und haut ihn mit ſeinem Hirſchfänger. Nach dieſes Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutſcher Hannibal kommen und ſagt ihm, er müſſe von Moskau nach Liſſabon Kourier reiten. Dieſer erſchrickt, worauf der Graf zu ſeiner Umgebung mit Lachen die Worte ſprich: „Jetzt iſt der wieder in Todesangſt. Das iſt ſo meine Unterhaltung, koſtet mir aber viel Geld.“ Herr Ziegler, ſchreiben Sie ja keine vaterländiſchen Schauſpiele mehr; lieber verſetzen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

LIV.

Le Corrupteur,

Comédie en cinq actes et en vers:

precedee de

Dame Censure,

Tragi-Comédie en un acte et en prose; par LEMERCIER.
de l'académie Française. Paris, 1823.

1. Dame Censure.

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit ſo dumm ſeyn mögen, gegen die Cenſoren zu eifern? Was können ſie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geiſt und Herz wird Cenſor ſeyn wollen, und daß man genöthigt ſeyn wird, die Cenſur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftſteller von Verſtand hat nie einen Cenſor von Verſtand zu fürchten, denn auch die ſtrengſten Richter ſind geneigt, ihre Anverwandten freizuſprechen, und unter Cenſoren zumal begegnet man ſelten einem Brutus. Noch einen andern ſtrategiſchen Fehler begeben die Vertheidiger der Preßfreiheit. Sie glauben es recht ſchlau zu machen, wenn ſie allen Leuten erzählen, wie durch Cenſur die liebe Aufklärung verfinſtert, wie Kunſt und Wiſſenſchaft, Geiſt, Gemüth, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieſes wahr wäre, und es iſt nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen ſuchen: man muß ſtatt von der Wirkſamkeit, von der Unwirkſamkeit der Cenſur ſprechen, und zeigen, daß die öffentliche Meinung elaſtiſch iſt, und, niedergedrückt, eine weit größere Kraft äußert, als ſie freigelaſſen geoffenbart hätte.... Nicht bloß aus den ausgeſprochenen Gründen, ſondern auch wegen der ſtümperhaften Bearbeitung des Stoffes iſt die Tragi-Komödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetiſches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentſchieden bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; ſo lange mag das Talent des Verfaſſers die Ausflucht des **Alibi** für ſich geltend machen. Aber auch mit Talent hätte dem Dichter ſein Werk mißlingen müſſen, weil er nicht für die Wahrheit, ſondern für ſeinen Vortheil ſtritt, und es der Fluch des Eigennutzes iſt, ſelbſt das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für Andere iſt eine Tugend; nicht mit Obſt, mit unfruchtbaren Lorbeern bezahlt man den Heldenmuth. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß man nicht behaupten dürfe: zwei mal zwei iſt vier, wenn man bei dieſer Rechnung zufällig ſeinen Vortheil findet; aber dieſer Vortheil darf nur ein zufälliger Fund und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel ſeyn, wonach man ausgeht. Der Verfaſſer war nämlich ſo unglücklich, daß die Theatercenſur ſeine zahlreichen Tragödien und Komödien theils gar nicht, theils nur verſtümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um ſich dafür zu rächen, ſchrieb er ſeine Dame Cenſur; die Rachegöttin iſt aber eine einfältige Muſe, und mit Säure im Herzen dichtet man ſchlecht, wie man mit Säure im Magen ſchlecht verdaut. Als handelnde Perſonen treten auf: Dame Cenſur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Geſellſchaftsdamen der Cenſur; der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei, die Unwiſſenheit, der Parteigeiſt, die Muſen, noch allerlei himmliſche und hölliſche Perſonen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen ſich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinſchaftliche Koſten langweilig zu ſeyn. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und ſchickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß ſie der Cenſur den Kopf abſchneiden ſolle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Scheere, thut, was ihr befohlen, und ſpricht: »Oui, crac! .... c'est fait. Voila Dame Censure évanouie pour toujours.«

Der Leſer könnte glauben, daß wenn ich, nur ein deutſcher Recenſent, ſchon die Dame Cenſur abgeſchmackt gefunden habe, die Franzoſen gar, dieſe heilloſen Götzendiener des Geſchmacks, ſich mit Abſcheu davon weggewendet haben müſſen — aber mit nichten! der Parteigeiſt in Paris findet die Aſſa fötida wohlſchmeckend, und die Roſe wird ihm ein Gegenſtand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem

Geiſte geſchrieben iſt, hat von dem beſprochenen Luſtſpiele geurtheilt: »Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos litérateurs les plus éminens, ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'oeuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement.« An dieſem Lobe iſt keine Sylbe wahr, und man wundert ſich, daß jener Baum der Nicht-Erkenntniß, den man nur ſanft zu ſchütteln braucht, daß die ſchönſten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollſte Saft herausfließe, dem Verfaſſer keinen Kern von Verſtand und keinen Tropfen Geiſt gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem muthwilligſten Spötter gelingt es nicht, ſeinen Freund, wie ſelbſt dem unmuthigſten nicht, ſeinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erſcheint Alles im Lichte, dem Haſſe Alles im Schatten: das Lächerliche aber entſpringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und ſich dieſen Streit klar anzuſchauen, muß man ein unbefangener Richter ſeyn. Darin liegt es wohl, daß die heutigen Franzoſen ſelten mehr eine gute Komödie ſchreiben. Die verſchiedenen Stände, nicht wie ehemals, nur durch Geburt, Rang, Reichthum, Macht und Gewerbe, ſondern feindlicher durch die Geſinnung getrennt, haſſen ſich zu ſehr, um ſich über einander luſtig zu machen, und dringen, ſtatt mit dem Rappiere des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegen einander ein. Die neuern Tragödien und Komödien der Franzoſen ſind nichts als dramatiſirte Kammer-Sitzungen, und es gibt nichts Langweiligeres, als dieſe Wachparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerſpieldichter legen das gigantiſche Schickſal gewindelt in eine epigrammatiſche Wiege, und die Luſtſpieldichter ſetzen den neugebornen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geſchichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokruſtes-Bett der Politik gemartert. Dem Geſagten zufolge wird das Luſtſpiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede iſt, höchſt wahrſcheinlich nicht viel taugen. Der Verfaſſer iſt ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht verſteht, in einen ſauern Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchſt pedantiſcher Schuft und langweiliger Lovelace, entführt die Nichte eines guten Hauſes. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräſident, deſſen Frau, die Ehepräſidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz alles Volk, was zwiſchen Dach und Keller wohnt, ſämmtlich ehrliche Leute, ſind wüthend gegen den Entführer, und wollen von deſſen Friedensanträgen nichts hören. Aber unſer Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineingeſauſen und ſagt, er junger Menſch kenne die Schwächen der Herren der Schöpfung, und er wolle ſchon

Alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig, es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräſidenten beſticht er alle ſeine Widerſacher, und zwar alle höchſt unromantiſch mit Baarſchaft, die er jedem, nur auf eine andere Weiſe, beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheirathet, wenn nicht glücklicher Weiſe ein junger Menſch dazwiſchen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutraliſirt, und der Tugend das Uebergewicht gibt.... Das ſind aber ſchlechte Späße! Nicht was weſentlich der menſchlichen Natur entſpricht, ſondern was ihr ſcheinbar widerſpricht gehört in das Luſtſpiel. Wer das Herz der Menſchen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Ueberdies hat unſer Dichter die in ſeinem Luſtſpiele vorkommenden Standesperſonen: den Grafen, den Gerichtspräſidenten, den Abbé, zu einem Teige zuſammengeknetet und Oppoſitions-Pillen daraus geformt, die gar nicht gut ſchmecken. Es iſt ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatiſches Gedicht, oder ein epiſches, oder ein Roman, oder ein hiſtoriſches Werk, mißlungen, wenn man daraus die politiſchen Anſichten des Verfaſſers erkennt. Shakſpeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verrathen, ob ſie mehr die Freiheit oder mehr die Herrſchaft liebten. — Herr Lemercier hat nur ſich gedichtet, und ſich nur.

LV.

Maria Stuart.

Trauerſpiel von Schiller.

Ob die dichteriſche Vortrefflichkeit eines Schauſpieles für deſſen ſchlechte theatraliſche Darſtellung Erſatz gebe, oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht ſogleich zur klaren Anſicht. Ich habe mich endlich für das letztere, nämlich dafür beſtimmt, daß das ſchlechte Spiel in einem guten Stücke am meiſten unerträglich ſey. Doch gibt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem ſich die Sache umwandelt. Es können Schauſpieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatiſchen Meiſterwerks machen und hierdurch ohne ihr Verdienſt höchſt ergötzlich werden. Dieſe Art der Unterhaltung würde die heutige Vorſtellung gewährt haben, hätten alle unſere Mimen ſo geſpielt wie Einige. Aber leider geſchah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei erſten Akte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen ſich beziehen. Die ſchlechtern Schauſpieler waren es nicht, ſondern die beſſern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf ſich in der Darſtellung der Eliſabeth in die Reihe der vorderen tragiſchen Künſtlerinnen ſetzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schiller's Maria Stuart wenigſtens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchleriſche Königin ſcheinen wollte, darzuſtellen, als das, was ſie iſt, ſo war doch ſelbſt dieſer Theil ihres Spiels nicht ſowohl die Schattenſeite, als eine ſchwächer beleuchtete Gegend in einem ſchönen Landſchaftsgemälde. Einige Bemerkungen, ſollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künſtlerin beweiſen, daß ſie die Aufmerkſamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu feſſeln verſtand. Bei den Worten, welche ſie gegen den bewerbenden franzöſiſchen Geſandten richtet:

> Die Könige ſind Sclaven ihres Standes,
> Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen —

legte ſie die Hand auf's Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgeſehen, daß dieſe Bewegung zu ſpielen ſelbſt die aufmerkſamſte Heuchelei ſo ſelten bedächtig genug iſt (aus phyſiſchen und phyſiologiſchen Gründen, die hier nicht erörtert werden können), ſo wäre ſie hier, wo Eliſabeth als Königin erſcheinen ſollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu Bürgerliches und Häusliches, nicht an ihrem Orte geweſen. Ueberhaupt iſt dieſes Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Bretterwelt ſo häufig gebrauchen, etwas Tadelnswerthes. Nur höchſtens in der Oper, beim Singen, iſt es zu dulden, als ein trauriger, aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen dieſe nicht zum Gleichgewicht und Stehen gebracht werden können. Im Schauſpiele aber iſt das Handaufdiebruſtlegen (ein wahres Commandowort) etwas Unedles und Unnatürliches, das oft eine komiſche Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloſen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nämlichen Scene, da Eliſabeth dem Grafen Leiceſter das Ordensband abnimmt, und es dem franzöſiſchen Geſandten umhängt, warf Frau ***, als ſie den bekannten Wahlſpruch des Hoſenbandordens: **Hony soit qui mal y pense** ausſprach, einen ſtrengen zurechtweiſenden Blick auf Leiceſter, der mißmuthig über die franzöſiſche Brautbewerbung hätte daſtehen ſollen. Es war dies ein feiner Zug der Künſtlerin, die ſich dagegen beim Schluſſe dieſer Scene ſehr vergaß, indem ſie, ſtatt ſich gegen die franzöſiſchen Herren zu verneigen, ſie mit der Hand fortweiſend verabſchiedete. Als vorzüglich in der Darſtellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erſtens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo ſie den unerfahrnen und anſcheinend argloſen Jüngling, wie auf den Zehen nachſchleichend, mit ihrem buhleriſchen Netze zu umgarnen ſucht:

Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen. — Die engſten Bande ſind,
Die zarteſten, die das Geheimniß ſtiftet:

In den Ausdruck dieſer Worte und in die ſie begleitenden Geberden hatte Frau *** alles gelegt, was ein Weib und eine Fürſtin nur Lockendes und Verführeriſches zu bieten weiß. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Roſen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man ſchmerzlich), nur eine andere Leidenſchaft, die früher vom Herzen Beſitz genommen, vermag einer ſolchen Verſuchung ohne Kampf zu widerſtehen. Auch bei der Zuſammenkunft mit Marie zeigte ſich Frau ***, wenigſtens in mehreren Stellen, als ſinnreiche Künſtlerin. Eliſabeth, der es ſchwül wird unter der Maske der Gelaſſenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, ſucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltſam herbeizuführen. Da beginnt ſie:

> Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
> Iſt's aus mit Euern Ränken? u. ſ. w.

und nachdem es ihr ſo gelungen, Marien aufzureizen, endet ſie, unter höhniſchem Lachen, mit den Worten, die auf ſie ſelbſt zurückfallen:

> Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
> Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In dieſe ganze Rede, ſo reichlich verſehen mit Allem, was Eiferſucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel ſo innig verſchmolzen erſcheint, hatte Frau *** Alles hineingelegt, ſo wie auch Alles wieder aus ihr genommen, was nur immer der Dichter beſtrebt haben mochte. Dieſes war um ſo ſchwieriger und daher der dankbaren Anerkennung um ſo würdiger, da Eliſabeth nur zu der Luft ſprach: denn mehr noch als im Leben ſtand ihr die Marie dieſes Abends im Spiele als Widerſacherin gegenüber. Vor Tadel ſchützt ſie unſere Abhärtung, wir ſind nicht mehr ſo reizbar als ſonſt. Der Hunger iſt auch in Kunſtgenüſſen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die ſpartaniſchen Suppen unſerer Bühne wohlſchmeckend finden werden. Wer nur geſehen hat, wie die ſchottiſche Königin in der eben beſprochenen Scene ſich abgemattet hat, um ſich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beſchnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr ſein Mitleid gewiß nicht verſagt. Wenn unſere Theaterdirektion die Gelegenheit, die ſich ihr darbietet, das ſchöne Dutzend voll zu machen, verſchläft und dieſe Königin Maria anzuwerben verſäumt, dann dürfen wir uns glücklich ſchätzen. — Herr *** hat den Grafen von Leiceſter geſpielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuſchung! Nicht der leiſeſte Schatten, nicht der unmerklichſte Farbenpunkt dieſes ſo ſchwierigen Charakters war dem Künſtler entgangen. Wo Thaten ſprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obſchon Rollen dieſer Art ſonſt recht im Mittelpunkte ſeines Kunſtkreiſes liegen.

Durchaus verfehlt ſchien mir ſein Spiel da, wo Mortimer's Liebe gegen Maria bis zur wahnſinnigen Vergeſſenheit der äußern Welt hinaufſteigt, und er die Schmerzensreiche an ſeine Bruſt drückt. Herr *** war ausſchlagende Flamme, und dem gemäß ſchreiend in ſeinen Reden, und voller Heftigkeit in ſeinen Geberden. Stille, düſtre, zuſammengedrängte, eingeſchloſſene Gluth möchte wohl erforderlicher geweſen ſeyn. Die leidenſchaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine ſinnloſe Handlung des Körpers erſcheinen, welcher, der Aufſicht der verirrten Seele entzogen, nach eignem Triebe verfuhr. —

LVI.

Unſer Verkehr.

Poſſe.

Das Erſcheinen des Schauſpielers Wurm auf der Frankfurter Bühne hat, an dieſem Orte und in dieſe Tage fallend, eine eigne Bedeutſamkeit, die, wenn auch nicht von Allen theilnehmend empfunden, doch ſicher, auch von jedem Gleichgültigen, aufgefaßt wird. Dieſer Künſtler hat in einer Flugſchrift, die er verbreiten ließ, ſelbſt die Gegend bezeichnet, in welche er geſtellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdiget werden möchte. Er muß darum mit ſo größerer Ergebung das Geſchick ertragen, dem ausgezeichnete Menſchen in jeglicher Art, ſelbſt da, wo ſie anſpruchslos geweſen, ſtets unterworfen waren: Daß, indem ſie richtungsloſen Leidenſchaften und ſchwankenden Begierden zum Anziehungspunkte dienten, um welchen ſich jene befeſtigten und geſtalteten, ſie zugleich die Widerſtrebungspunkte der feindlich gegenüberſtehenden Regungen geworden ſind.

Das Jüdeln, in der erwähnten Schrift „jüdiſches Declamiren“ genannt, iſt von Herrn Wurm als diejenige

Kunſtfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite ſo großen Beifall, auf der andern die traurigſte Verfolgung zugezogen habe. Die Unterſuchung, ob der eine verdient, ob die andere gerecht geweſen ſey, kann, mit welchem Ergebniß ſie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der Sache führen, dem Künſtler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

Unſer Verkehr iſt mehr als irgend einer der Verkehr des Herrn Wurm, und die Bühne, die dieſes Spiel darſtellte, der Markt geweſen, auf welchem derſelbe ſeine Geſchicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Aufführung dieſer Poſſe zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptſtädter, die ſich für das deutſche Volk hielten, alles von ſich abſtießen, was nicht deutſch war, oder ſie gleich den Juden für undeutſch erklären wollten. Wie es entnervten Menſchen eigen iſt, daß ſie in den Geberdungen des Zorns und des Haſſes ſich gefallen, weil ſie ſolche Aeußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines ſelbſtſtändigen Daſeyns geltend machen möchten, ſo haben auch jene Schwächlinge, um Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eignen Herzen fremd war, den Beſſern aufzudringen geſucht. Daher ward „Unſer Verkehr“ das Feldgeſchrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernſten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Theilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden thaten nicht mehr, als was man zuweilen unartige Schulknaben thun ſieht. So wie dieſe manchmal das Räuberhandwerk ſpielen, ohne Gefahr für ſich und andere, ſo haben jene, mit gleicher Bedeutungsloſigkeit, das wilde menſchenfreſſende Volk geſpielt, und ſind dabei mit allerlei theatraliſchen Grimaſſen, fürchterlichem Spuk, Beſchwörungsformeln und ſonſtigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner andern als dieſer Quelle iſt der Strom des Beifalls entſprungen, der ſo weit und reich der Poſſe: Unſer Verkehr, zugefloſſen iſt. Dieſes Spiel vermag auch nicht die niedrigſte Forderung der dramatiſchen Kunſt zu befriedigen, und kann, wo nicht der Zuſchauer eine eigne krankhafte Lüſternheit mitbringt, unmöglich Luſt erregen. Es ſoll die Komödie, die Lächerlichkeit der Geſinnungen oder Gemüthsarten im Menſchen, und die der geſchichtlichen oder natürlichen Erſcheinungen in der Außenwelt darſtellen. Das Lächerliche aber iſt nur vorhanden, wo das ſich Widerſprechende, verbunden oder an einander gereiht, der Vergleichung ſich ausſetzt. Eine mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelweſen in einem und demſelben Menſchen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider ganz unerklärlich ſich ſelbſt geringſchätzt, ſich verfolgt, und wegzudrängen ſucht — dieſes ſind Bearbeitungsſtoffen für den Komödiendichter. Aber ein Menſch, der ſeiner eigenen Natur treu, der Leitung ſeines Geiſtes folgſam bleibt, und in ſeinen geſelligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den die bürgerliche Ordnung ihm angewieſen hat, wird, ſo ſehr er ſich auch von Andern unterſcheidet, auf die Bühne gebracht nie Luſt und Lachen erregen.

So mag — um das Allgemeine zum Theil auf einen gegebenen Fall anzuwenden — eine in einer ungewöhnlichen oder verdorbenen Mundart redende, unter Andern reinſprechenden Perſon, dem Zuhörer wohlgefällig, und dieſes oft um ſo mehr ſeyn, je unverſtändlicher ihm die gebrauchte Sprache iſt. Wenn aber, wie es ſich der Verfaſſer der Poſſe, unſer Verkehr, zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelſch geſprochen wird, ſo kann dies nur Ueberdruß und Langeweile verurſachen; denn mit dem Gegenſatze fällt auch die Luſt weg. Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig iſt, überraſcht ſie nicht, und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen ſie es nicht iſt, iſt ſie unverſtändlich. Nur die Jüdin Lydie mit ihren chriſtelnden Manieren hätte einen nachgiebigen Stoff zu einer gefälligen dramatiſchen Behandlung dargeboten; allein deſſen Bearbeitung iſt durchaus mißlungen, weil eine ſolche Gemüthsart, karrikirt, auch in einer Poſſe die beabſichtigte Wirkung verfehlt. Da, wo, wie in jenem Falle, alles auf eine feine Schattirung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben alles verdorben. Die Jüdin hätte durchſchimmern, nicht durchleuchten dürfen. Dieſe Lydie ſpricht und geberdet ſich, nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszuſetzen iſt, daß ſie das

Materielle der weiblichen Modebildung ſich angeeignet habe und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe ſich ungeſchickt benehme; ſondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem chriſtlichen Friſeur Aeſthetik treibt.

Ueber die Rolle des Jakob können ſich deſſen theilnehmende Glaubensgenoſſen mit Recht gar nicht beklagen. Dieſer Judenburſche iſt ja die beſte Seele von der Welt! Er theilt mit ſeinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reichgewordener Mann, Lydien mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verſchmäht und mißhandelt worden war — er ſtellt auf eine zarte Weiſe dem Iſidorus Morgenländer als edle Rache für die empfangenen Prügel fünfzehn Thaler zu — und wenn er auch dem Poſtillon nur falſche Groſchen ſchenkt, ſo ſpricht ſich doch ſeine Gutmüthigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuſchung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieſer Rolle ſoll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt, und den iſraelitiſchen Burſchen, „recht was man **con amore**“ nennt, geſpielt haben. Dieſes iſt ſehr löblich, und es ließ ſich nicht anders von jenem Künſtler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichſten Gegenſtände mit Liebe zu umfaſſen und zu behandeln verſteht. Wenn aber Herr Wurm hierbei, ſo wie es in ſeiner Schutzſchrift heißt, „noch mehr that, als ſeine Rolle vorzeichnete,“ und ſich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden zugezogen hat, ſo iſt noch zu bezweifeln, ob ihm ſo ganz Unrecht geſchehen ſey: vorausgeſetzt nämlich, daß unter jenem „mehr“ nicht blos eine quantitative Ausbreitung der Rolle, ſondern eine qualitative Steigerung derſelben verſtanden werden ſolle.

Es zeigt ſich hier der nothwendige Zuſammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältniſſe, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche durch alle Klaſſen der Geſellſchaft herrſcht, der abgeſchmackten Poſſe: Unſer Verkehr, eine günſtige Aufnahme verſchafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieſes Stück hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verſtändiger gehandelt haben, wenn ſie ihre Empfindlichkeit nicht offenbart hätten; allein daß dieſe aufgeregt worden, kann etwa als eine Aeußerung einer allzureizbaren Selbſtſucht weder getadelt, noch belächelt werden. Es iſt ſchon geſagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war, oder wenigſtens zur Sitte hat gemacht werden ſollen. Vielleicht war dieſe, einem männlichen und verſtandesreifen Zeitalter ſo unangemeſſene Ausſchweifung mehr als ein Kinderſpiel. Vielleicht haben die Unruhigen, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauchs in Uebung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künſtlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben ſelbſt die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu laſſen und zahnenden Kindern etwas in den Mund zu geben, worauf ſie ihre Grimaſſen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungerne geſehen. So viel aber iſt gewiß, daß die Juden als zur Zielſcheibe irgend eines politiſchen Witzes hingeſtellt oder als Schlachtopfer einer Staatsliſt auserleſen ſich anſehen mußten. Daher war ihre Widerſetzlichkeit gegen die Aufführung der Poſſe: Unſer Verkehr, in Erwägung der Beſtimmungsgründe ihrer Feinde, dieſe Darſtellung ſo eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbſtvertheidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre ſelbſt dann zu billigen geweſen, wenn auch das Stück ſelbſt Nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder Groll gegen ſie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden ſoll, nicht minder der Fall iſt.

Man pflegt einzuwenden: es werde ſo oft auf der Bühne dieſer oder jener Stand der Geſellſchaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advokaten, Aerzte, ja ſelbſt der katholiſche Kultus wären in manchen dramatiſchen Darſtellungen verunglimpft worden: dieſes habe in Frankfurt ſogar mit Bürgermeiſtern geſchehen dürfen, ob ſolche gleich daſelbſt die höchſte Würde der Regierung ausdrückten. Warum ſollten alſo die Juden ſich dies nicht auch gefallen laſſen wollen? Jedoch ſind die Fälle, die man hier zur Vergleichung neben einander ſtellt, durchaus verſchieden. Dort werden nicht die Stände, ſondern die den Gliedern dieſer Stände zuweilen anhangende Schwächen und Fehler — es wird der Adelſtolz, die Rabuliſterei, das pfäffiſche Weſen belacht, und es iſt weder von dem Schriftſteller gemeint, jene Klaſſen der Geſellſchaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine ſolche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden, und dieſe, wie in Unſer Verkehr das ganze Spiel ausfüllen, ſo müſſen ſolche Darſtellungen den jüdiſchen Glaubensgenoſſen mit Recht verwünſchenswerth ſeyn. In dem Falle auch (was ſchon ſelten vorausgeſetzt werden kann) der dramatiſche Schriftſteller und der Schauſpieler unbefangen genug wären, hierbei nach nichts Weiterem, als nach Beluſtigung zu ſtreben, ſo ſind doch wenige Zuſchauer ſo arglos, ſich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die bei ſolchen Anläſſen empfangenen Eindrücke mit ſich aus dem Schauſpielhauſe tragen, und die auf der Bühne mit Treue oder Ueberladung vorgeſpiegelten Gebrechen der Juden üblicher Weiſe allen dieſen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem braucht man es erſt zu erzählen, wie dieſes beklagenswerthe Volk auch darin ſtets mit Ungerechtigkeit behandelt worden iſt, daß man alle in Zeit und Raum zerſtreute Schlechtigkeiten, ſolche, welche Juden verſchiedener Gegenden und verſchiedener Zeiten eigen oder angedichtet waren, geſammelt, und ſtets auf den einzelnen Kopf jedes nächſt daſtehenden Juden als eine Tontine gehäuft hat! — —

LVII.

Tancred.

Große heroiſche Oper von Roſſini.

Groß iſt ſie, wenn dieſes ſo viel heißt, als lang, aber Heroiſches hat ſie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollſten Roman von Auguſt Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerſpruch zu erfahren. Es iſt unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne eine zur dramatiſchen Handlung ſo unangemeſſene Muſik hat verfertigen können. Wie konnte es geſchehen, daß dieſer Tancred ſo ſehr geprieſen wurde? Schon als ich ihn das Erſtemal hörte, ward mir das Ohr ſo verſchlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine ſolche Muſik anlocken, aber für Männer kann ſie, höchſtens in geringer Menge zum Nachtiſche genoſſen, nicht ganz unerfreulich ſeyn. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie ſchleppend; wie empfindelnd, wie angefüllt von muſikaliſchen Sprichwörtern und Gemeinplätzen iſt ſie. Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man ſchon, was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Weſen des fadeſten Liebeſchmachtens! Die Muſik gibt ihre dahlende, tändelnde Weiſe nicht einmal in den Kriegsmärſchen auf. Ihr ſeht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

* Um die Ungläubigen, welche die Wunder des alten Teſtaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein ſyrakuſiſcher Soldat trocknen Fußes durch das mittelländiſche Meer, dem doch an Näſſe und Gefährlichkeit das rothe gewiß nicht beikam. *

LVIII.

Der Sammtrock.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Ich gebe Euch den freundſchaftlichen Rath, dieſes Luſtſpiel zu leſen, ehe Ihr deſſen Darſtellung beiwohnt, damit Ihr nicht ängſtlich werdet, wenn, wie es darin geſchieht, ein junger Graf bei dem Beſuche einer verheiratheten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung „appetitlich“ iſt, die Thür hinter ſich verſchließt, um ſich ungeſtört ſeiner Zärtlichkeit zu überlaſſen. Es iſt beruhigend vorherzuwiſſen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das iſt gewiß! Mir wenigſtens könnte dieſer Graf Lunger, von Herrn *** dargeſtellt, durchaus, und ſchon ſeiner altväteriſchen Kleidung wegen, nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen ſoliden, langweiligen Mann. Ueberdies ſcheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht beſtimmt angegeben ſind, der Schauſpieler ſich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrſcht, kleiden müſſe. Aber am 7. Juli 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling ſo wie Herr *** gekleidet auf Eroberungen aus. — Herrn *** Spiel, als Magiſter Kranz war zu loben: das Gutmüthige, Trockne und Leidenſchaftsloſe, das in der Art dieſes Künſtlers liegt, iſt der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemeſſen. — Frau *** war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erſte Scene blieb ſie mitten im Zimmer, den Strickſtrumpf in den Händen, unbeweglich auf einem Flecke ſtehen. Das iſt nicht nach der Natur.

LIX.

Sappho.

Trauerſpiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren wurde uns dieſe Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köſtliche Frucht in goldener Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künſtlerin. Später wurde ſie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genuſſe der Frucht ward ſchwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man ſie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künſtlerin Mängel des Dichtwerks verſteckt oder erſetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entſchädigung verluſtig, nackt und unverzeihlich erſchienen — ſo nicht. Aber oft geſchieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abſtößt, daß wir an der Gegenwart preiſen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen ſich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geiſt urtheilt und unterſcheidet, was liebenswürdig und was haſſenswürdig ſey. Die Strafe des Verbrechens, der verſchuldete Schmerz, die thörichte Klage, können unſer Mitleid nicht erregen: aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüſte, um den Duldenden aus Leichtſinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und ſo würde behauptet, daß wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugeſtanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinſchaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darſtellen ſah, ausrief: „das iſt dummes Zeug!“ Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß ſeine Sappho, von der man „leider“ nur noch einige Fragmente hat, ſo verkleinert worden, indem ſie der Dichter ſich mit Lappalien beſchäftigen ließ. Ich kenne die lesbiſche Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grauſamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich ſich gegenübergeſtellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entſcheidung geblieben, und ein gemeinſchaftliches Grab beide Kämpfenden verſchlang. Freilich ſpottet die Natur der Befehle, wie der Verweiſe eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunſt nichts darſtellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, ſo darf ſie doch nicht jede Erſcheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur ſchafft, indem ſie zerſtört, und ſie zerſtört das Einzelne, um die Geſammtheit zu erhalten. Doch die Kunſt ſtellt nur das Einzelne dar, und zernichtet ſie ein Beſonderes, um nur ein anderes Beſondere zu erhalten, erkauft ſie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, ſo iſt dieſes eine frevelhafte launiſche Wahl durch keinen Zweck entſchädigt, durch keine Weisheit geleitet. —

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geiſt zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies ſchwache Haupt gekrönt
Und ausgeſät in weitentfernte Lande
Der Dichterin Ruhm, Saat für die Ewigkeit:
Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergeh'n.
Ich dank' euch!

So ſpricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen ſah
Und, ſpielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen ſah und hörte, und — entfloh.

und dieſes Weib, ſo hoch geſtellt von Menſchen und von Göttern, ſo in der Fülle des Werthes und dieſes Werthes froh und ſich bewußt: ſie kehrt zurück, aus der Mitte der verſammelten Griechen, die Herrlichſte unter den Herrlichen, die Geprieſenſte unter den Geprieſenen, die Glücklichſte unter den Glücklichen, ſiegestrunken, lobberauſcht; auf ihrem Haupte den friſcheſten jüngſten Lorbeer; ſie kehrt zurück, mit Jauchzen entlaſſen, mit Jauchzen empfangen; ſie kehrt zurück und — ſteht dem Sclaven, der ihren Siegeswagen ſollte ziehen, als Sclavin zur Seite! Das iſt nicht Sinken mehr der Größe, das iſt ſchon ihr Fall. Das Grab iſt geöffnet, der Sarg iſt aufgeſchlagen, die Würmer nagen an der Leiche. Wozu unſer Bangen, da die Gefahr ſchon erreicht, wozu unſere Thränen, da die Verweſung ſchon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen iſt? Sie kehrt zurück, und, noch ehe ſie herannaht, iſt ſie ſchon verurtheilt, durch einen niedrigen Diener verurtheilt, durch **Rhamnes**, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geſchäftig für ſein Wohl liebt ſtill das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweiſt. Aber Sappho verkündigt dem verſammelten Volke laut und gebieteriſch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte ſie nicht lieben, als liebendes Weib ſeine Liebe nicht verkündigen. Wir wiſſen nicht, was wir empfinden ſollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatiſchen Dichtungen nicht minder ſorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müſſen der Sappho vergeſſen, ſollen wir dem Weibe ſeine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergeſſen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberſchauern gerüttelt — ſo oder ſo erſcheint uns Sappho, und durch dieſe Nachbarſchaft von Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geiſt und Arm des Mannes unterwirft und als Gebieterin des Ruhmes erſcheint, dann mögen wir ſeinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach iſt die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das ſein ſtilles Haus verließ, von ſeiner Liebe herabſtürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach iſt die Schuld — daß es geſunken und daß es geſtiegen. Die Flügel des weiblichen Geiſtes ſind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That, theilen ſie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müſſe mit Spott und Unwillen erfüllen, iſt es etwa die Verſtimmung unſres Gemüths, iſt es etwa mein irrender Murrſinn, der dieſes ungerechte Urtheil fällt? Iſt es nicht Sappho ſelbſt, die ihre eigene Liebe geringſchätzt und faſt verhöhnt — ja geringſchätzt, ſo ſehr ſie ſich auch abmüdet, ſich vor ſich ſelber zu verſtecken. Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen ſpielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe iſt eins, Finger und Saite. Sie lauſcht dem Urtheile der Welt, um es zu verſchmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt und hört nicht, was ſie ſpricht. Ihre Liebe iſt ihr nur das Höchſte, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter ſich, noch zur Seite, ſie iſt Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympiſchen Spielen in den Kreis einer ſie anbetenden Menge zurück. Sie ſteigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt ſie alſobald, daß ſie dieſen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie ſucht die Vorwürfe ihres Innern zu beſchwichtigen, und da ſie es nicht vermag, trotzt ſie ihnen mit Ingrimm, ſchuldbewußt:

Mögt ihr's immer wiſſen!
Ich liebe ihn!

ruft ſie dem verſammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet ſie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert ſie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der ſie Umgebenden, und wiegt ängſtlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie ſtellt ihren Sclaven den Geliebten mit den Worten vor: Hier ſehet euern Herrn!“ Rhamnes (verwundert, halblaut): „Herrn?“ Sappho:

„Wer ſpricht hier? (geſpannt) was willſt du ſagen?“ Rhamnes (zurücktretend): „Nichts!“ Sappho: „So ſprich auch nicht!“

Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer ſich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern ſanken früh in's Grab — ward am Mutterherzen der Muſen gewartet. Des Geſanges und der Dichtung Gaben ſchnell entfaltend, ſie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offenen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angeſtaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — ſo im raſchen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte ſie den Gipfel ihres Ruhms glücklich und geſättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte ſeine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und .... doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

Der Freundſchaft und der — Liebe Täuſchungen
Hab' ich in dieſem Buſen ſchon empfunden!

ſie bekennt es und damit ihre Schuld. Nicht überraſcht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrne von der Leidenſchaft. Sie gab ſich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho ſelbſt von dem Felſen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrath zu ſpät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichſten hervor, wenn Schwäche ſie umſchattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich iſt der große Menſch, aber ohne Fehl wäre er Gott, und unſerer Liebe wie unſerer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem ſie ſich aufgerafft und ihre Liebe, als ein Spielwerk, mit dem ſie zu ernſt geſpielt, weit von ſich werfend, ihrer Luſt der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzuſteigen? Da ſie ſpricht:

> Ich will mit Sappho's Schwäche euch verſöhnen,
> Gebeugt erſt zeigt der Bogen ſeine Kraft.

Hat ſie nicht den ſchönſten der Siegeskränze ſich erkämpft? .... Nein, das that ſie nicht. Kleiner noch als im Leben zeigt ſich Sappho ſterbend. Sie verſöhnt mit ihrer Schwäche nicht, ſie entzieht ſie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht ſeine Kraft; er bricht und zeigt ſeine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Haſſes, zerſchlägt ſie das Gefäß, damit die Empfindung von ſelbſt entſtröme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entſchließung. Er ward im Wahnſinn beſchloſſen und im Wahnſinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue, bedeckte ihre Schuld.

Doch ſchon zu lange habe ich in dieſe Sonne geſehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet ſenke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag ſahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um ſo ſüßer und freundlicher ſteigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einſchneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Roſe, der Sappho's Herz blutig anſtreifte, bis zum Dolchſtoße der Entführung Melitten's, der es durchbohrte — wie wahr, ſchön und naturtreu iſt das alles vorgebildet! Vergebens ſucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet ſie ihren Ruhm um Entſchädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beiſtand gegen ihn, ſie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperſchlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, feſt gehalten, nicht zu entfliehen vermag und immer weiter gezogen, endlich in den offenen Rachen ſtürzt — ſo auch Sappho, da die Eiferſucht ihr Schlangenhaupt gegen ſie reckt: gelähmt ſind die Flügel ihres Geiſtes und beſinnungslos ſucht ſie ſelbſt den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatiſche Handlung dürfe eine gewiſſe Bühnenlänge nicht überſchreiten, ſonderbar erſcheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verſtattet iſt, eine meilenweite Landſchaft in einen fußengen Rahmen zu ſperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernſicht beobachtet ſind — ſo bleibt doch rühmlich, daß der Dichter Sappho's jene Foderung ſo völlig zu gewähren verſtand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht ſieht man den Keim, das Wachſen, die Blüthe, die Frucht, das Hinwelken der Liebe: die Natur ſelbſt hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erſcheint er neben Sappho, wie er ſelbſt dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir ſtimmen ihm bei, wenn er ausruft:

Wer glaubte auch, daß Hellas erſte Frau
Auf Hellas letzten Jüngling würde ſchauen.

— und ſo ſehr bei, daß wenig ſein beſcheidener Sinn uns rührt. Sappho ſucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um ſich ſelbſt zu erheben:

Dem Schickſal thuſt du Unrecht und dir ſelbſt
Verachte nicht der Götter gold'ne Gaben!

So ſpricht ſie und rechnet dieſe Gaben vor. Allein,

Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke —

iſt er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in deſſen Beſitz? Warum ſo ängſtlich beſorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind beſorgt, zeigt ſie ſich um ihn? Wie ſie der Weltgebieter Einen, den Sclaven ihres Hauſes, vorſtellt!

Ihr ſeht hier euern Herrn. Was er begehrt
Iſt euch Befehl, nicht minder als mein eig'ner.
Weh' dem, der ungehorſam ſich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieſer Stirn
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergeſſen,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt. .

*

Wie undankbar, wie verächtlich erſcheint Phaon! Daß er Sappho, die er doch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das iſt nicht ſein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er ſie doch verehrte. Daß er aber den Muth gewann, ſich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt ſein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfaſſen verſtanden.

Doch eben in der Bildung eines ſolchen Phaons hat der Dichter ſeine Meiſterſchaft gezeigt. Ein Geringerer als er, hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geiſtes und Gemüths ausgeſtattet, um ihn der Anbetung einer ſolchen Liebenden würdig zu machen. Wie verſäumt wäre alsdann geworden, was am meiſten Noth thut! Denn wo anders könnte Sappho Nachſicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieſer Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unſcheinbarkeit des Feindes, der ſie beſiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wenn zeigt ſich die Liebe allmächtiger, als indem ſie Alles gibt und Nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sappho's würdiger geweſen, dann erſt hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht ſie getauſcht und wie ſie, wenn ſie auch viel empfing, doch für das, was ſie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenſtand, aber das iſt die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta ſehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochſinn; den Sieg des Herzens über Geiſteskraft und den der Anmuth über Schönheit. Verſchwiegen, verſchloſſen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die ſie brechen wird, ſich ihr nicht entgegenſtreckend, fromm ergeben, ſtill gehorchend — ſo ſteht ſie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Rachſucht und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und ſo überlebt die beſcheidene Lampe der Sclavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten iſt genug geprieſen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantaſie. Zierliche Weltweiſen ſind ſie mit Lob zu nennen, welche Bücherſchränke voll guten Verſtandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer ſaftigen Frucht ein abgeriſſenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragee beſtecken — aber Dichter ſind ſie nicht. Grillparzer iſt ein Dichter.

LX.

Henriette Sonntag in Frankfurt.

Seit die holde Muſe des Geſangs, Henriette Sonntag vor einem Jahre in Weimar erſchienen, und die frommen deutſchen Sternprieſter, unter Zither- und Zimbelklang, dieſe Conſtellation zweier Größen auf eine ſo ſeltſamliche, ſpaniſch-mauriſche, hyacinthenduftige, ſüß dämmerliche Weiſe gefeiert und ſie geſungen haben: „der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speiſe und Trank,“ ſtatt zu berichten: Fräulein Sonntag hat bei Herrn v. Göthe zu Nacht gegeſſen — ſeitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgeſprungen und, gewohnt wie es war, an der Flamme des Prometheus nur ſeine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer ſchluckte und, gewohnt wie es war, ſeine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing ſüß zu werden und zu ſchwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelee. Ich hatte die aufgebrachteſten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken laſſen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des unbeugſamen Rhadamanthus geſpottet, der endlich der Feder-Vaſall eines ſchönen Mädchens geworden! Wahrlich ſeit ich die Zauberin ſelbſt gehört und geſehen, hat ſie mich bezaubert, wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung geweſen: es ſey doch nicht recht, daß wir Deutſche, die wir uns ſo ſchwer begeiſtern, die wir erſt zu trinken anfangen, wenn Andere ſchon Kopfſchmerzen haben — daß wir unſer jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der erſten lockenden Erſcheinung hingeben, die, wenn auch ſchön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig iſt. Es ſey eine unbeſonnene Verſchwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich ſage: es iſt ſchön, laßt uns des Augenblicks genießen, wozu für unſere Enkel ſparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unſere Bewunderung laut auszuſprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich dieſe Zauberin, die ein ſolches Volk umgeſtaltet, loben. aber wer gibt mir Worte? Selbſt die ungeheure Maſſe von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geſchaffen, ſeit uns der baare Sinn ausgegangen, ſelbſt dieſe iſt erſchöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives ſetzen, das für die Sonntag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis.

Man hat ſie genannt: die Namenloſe, die Himmliſche, die Hochgeprieſene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmliſche Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Geſanges, Götterkind, den theuern Sangeshort, deutſches Mädchen, die Perle der deutſchen Oper. Ich ſage zu allen dieſen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbſt nüchterne Kunſtrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erſcheinung, ihr Spiel, ihr Geſang, könnte auch jedes für ſich verglichen werden, ſo habe man doch die Vereinigung aller dieſer Gaben der Kunſt und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch dieſem ſtimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieſer Vereinigung nicht beſtechen konnte; denn mit der größten Anſtrengung war es mir nicht gelungen, ſie zugleich zu ſehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zuſammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutſche Stadt in ſo feſtliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes ſeyn. Unſere Sängerin zu preiſen, will ich von dem Taumel reden, den ſie hier hervorgebracht; denn ein ſo allgemeiner Rauſch, lobt er auch die Trinker nicht, ſo lobt er doch den Wein.

Henriette Sonntag konnte, mit einer kleinen Veränderung, wie Cäſar ſagen: ich kam, man ſah, ich ſiegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel um

Feier des Sieges. Die erſte Huldigung, die ſie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erſte, aber zugleich die wichtigſte Huldigung, weil ſie guten deutſchen treuen Sinn und hohe, innigſte Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hieſigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: „Fräulein Sonntag, königlich preußiſche Kammerſängerin, mit Gefolge und Dienerſchaft.“ Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer täglich erſcheinendes Fremdenblättchen den Werth und die Würde der Reiſenden auf eine höchſt ſinnreiche, genaue und ſtreng ſtaatsrechtliche Weiſe bezeichnet. Iſt ein Fremder reich, dann hat er einen Bedienten, iſt er ſehr reich, hat er Bedienung; iſt er zugleich vornehm, hat er Dienerſchaft; und iſt er ſehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerſchaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber dieſe zarte Feudal-Schattirung ausdrücken ſolle, darüber ſind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürſtliche Perſonen reiſen mit hohem Gefolge und Dienerſchaft. Indem man alſo der Fräulein Sonntag Gefolge und Dienerſchaft zuerkannte, hat man ſie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An dieſe erſte Huldigung reihet ſich am ſchicklichſten die letzte an, die ſie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gaſthauſes, in welchem Fräulein Sonntag vierzehn Tage gewohnt, ſchlug bei ihrer Abreiſe jede Bezahlung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten römiſchen Kaiſer zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutſche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden. Zwiſchen dieſen beiden Huldigungen breiteten ſich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sonntag war hier in einer Zeit erſchienen, wo die allgemeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, viel ſchwerer war, als ſie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegeriſchen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch ſprach man von der letztern auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwiſchen den Mächten das ſtaatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen ſetzt. Die wilde türkiſche Muſik, durchtönt von einer ſüßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sonntag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles unter einander gemiſcht. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man ſie auf der Börſe von Achteln und Quarten ſprechen hörte, wußte man nicht, ob ſie Takte oder Procente meinten. Die Eingangspreiſe in das Schauſpielhaus wurden verdoppelt, und das ſagt viel! denn uns Frankfurtern, ſo reich wir auch ſind an Geld, iſt jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuſchauer ſtrömten in großen Schaaren herbei, und nicht bloß die hieſigen Einwohner, nicht bloß die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympiſchen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für ſich allein miethen, und zeigte ſich, als man ihm bemerkte, daß dieſes ſchicklicher Weiſe nicht auszuführen ſey, ſehr erſtaunt über die wunderliche Continental-Prüderie. Ein junger Menſch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erſtürmte ſich einen Sitz, war ſo gutmüthig, dieſen einer matten Dame abzutreten, ſtellte ſich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorſtellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, ſtehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geſchoben, erholte ſich erſt wieder, als der Vorhang ſchon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hieſigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle ſo erſchöpft, daß er nach Hauſe gehen mußte und noch denſelben Abend ſtarb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bette hüten mußten, hat man ſich erzählt. In dieſen Tagen war das Intelligenzblatt wie beſät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des erſten Auftretens der Sonntag zum Optiker kam, um mein zur Ausbeſſerung dahin gegebenes Perſpektiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläſern, die alle in gleicher Abſicht dort verſammelt waren, hervorgeſucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüſtung der ganzen waffenfähigen Mannſchaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters ſchimmernden Fernröhren, die alle auf ein ſchwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegeriſchen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie ſchlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeſchickten Artilleriſten wurden beſchädigt.

Das Schauſpielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und ſchon lange vorher war der große Platz vor demſelben mit Menſchen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzuſehen. Ein hieſiger Theater-Critiker hat das Gedränge ſehr treffend mit den Worten geſchildert: „Man hätte glauben ſollen, dem erſten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es ſey etwas Kleines, es ſey ein bloßes Luſtgefecht, in das hieſige Theater zu ſtürmen. Das Haus iſt gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, ſondern vielmehr ihn zu erſchweren, es iſt wie eine Feſtung gebaut, der ſich Vauban nicht zu ſchämen hätte. Eine ſchmale und ſteile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und dieſe Treppe wird von der engen Eingangsthüre in zwei Hälften geſchieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thüre ein Abſatz iſt. Dieſes Pförtchen öffnet ſich nach außen, und wird, im dramatiſchen Style, plötzlich, raſch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von innen aufgeſtoßen, ſo daß die auf der Treppe ſtehende Menge mit Leichtigkeit herabgeſtürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei ſolchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, ſo haben ſie dieſes blos ihrer vortrefflichen gymnaſtiſchen Erziehung zu verdanken, die ſie von Kindheit an in dieſen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erſte Thür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen ſteht. Hinter ihr aber ſteht ein Rieſe mit breiter Bruſt und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein iſt, ſchlüpft dem Rieſen unter den Armen durch, die Großen aber müſſen warten, bis die Schlagbäume ſich aufthun.

Eine ſo hochgeſpannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuſchauer geſtanden, daß Fräulein Sonntag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Weſen gehört, was konnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeſchreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieſer Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Geſang als den ſchönen Putz einer vollkommenen Schönheit anſehen ſoll. In ſcherzhaften Rollen bewahrt ſie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern ſo leicht zu verletzen, und in ernſthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend iſt.

Madame Catalani ſoll von ihr geurtheilt haben: **Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit**; wer ſie aber als Desdemona in Roſſini's Othello gehört hat, wird dieſes Urtheil ſehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeſchmackten Text des Roſſiniſchen Othello, man ſah und hörte Shakſpeare's Desdemona. Sie iſt eben ſo bewunderungswürdig im einfachen Geſange, der zu dem Herzen ſpricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man ſah alte Männer weinen — eine ſolche Wirkung bringt eine bloße Künſtelei, ſey ſie noch ſo unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verſchlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothiſchen Gebäude, die dazu dienen, den ſtrengen Ernſt erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern, und die Luſt des Himmels mit der Luſt der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernſt zu entadeln und herabzuſetzen. Die Begeiſterung, welche Henriette Sonntag als Desdemona entzündet, glich einem griechiſchen Feuer, das gar nicht zu löſchen war, und ...... Doch jetzt klammere ich mich an den Felſen der Beſonnenheit, der ſich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgeriſſen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher ſagte: „ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche.“ Sollte ſo etwas geſchehen, ſollte mir etwas Menſchliches begegnet ſeyn — dann will ich mich nicht allein dem ſpottenden Mitleide preisſtellen, ſondern mich unter meine ſchiffbrüchigen Leidensgenoſſen miſchen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theater-Critiker und Dichter hier und in Darmſtadt von der Sonntag geſagt, geſungen und gewüthet haben. So verbunden ſpotten wir der Spötter.

Mir ſchwindelt! Ich habe trunkene Deutſche geſehen — aber nicht betrunken von Wein, ſondern trunken von Begeiſterung! Die Zeit iſt im Gebähren, das Jahrhundert wird Vater werden, und große Dinge werden geſchehen. Was iſt gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landſturmsaufgebot im Olymp; ſelbſt die Weiber, Kinder, Greiſe und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritiſche alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düſtere Recenſenten haben mit ihr gekoſt. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem ſchönen Mädchen von Tod und Unſterblichkeit geſprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben ſie ſehr gebeten, ihre bisherige Unſchuld zu bewahren. Ein „Klausner" ſang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträthſle meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling iſt nach Paris gereiſt und hat den hohen Sinn des Verſchleierten nicht enträthſelt! „Eine Geiſterſtimme an Henriette Sonntag," ließ ſich vernehmen, aber es war kein düſtrer Ton aus dunkler Gruft, ſondern das ſüße Saitengeflüſter in einer ſpaniſchen Nacht.

und der Geiſt war ſehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war ſchon überaus ſelig, wenn es die Freude einmal electriſirte, aber das genügt nicht mehr — unſere Sängerin durchzückte ihre kritiſchen Fröſche mit „galvaniſcher Freude.“ Ein Sterngucker ſprach von der „Milchſtraße, die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt.“ Ein Anderer ſagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeiſterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verſchwunden.“ Ach, warum ſchickt man die Sängerin nicht nach Konſtantinopel, daß ſie den Divan beſchwichtige? In deutſchen Novembertagen war die Sängerin von „heſperiſchen Lüften“ umgaukelt. Ein Anderer ſagte ſtolz, er werde mit Stolz einſt ſeinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter.“ Ein Dichter ſang prophetiſch und aufrichtig:

Mich verläßt in Deinem Kreiſe
Hauch, Bewegung, Geiſt und Leben.

Ein Anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was Sie mir ſagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den Sie mir ſagte!
Und ſelig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieſer nüchterne Poet ſo mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünſchte ſich eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erſcheinung einzumiaugen,“ und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Proſaiſt hatte ſehr maleriſche und phyſikaliſche „Gedankenflocken“ — wegen der Wintertage, die Waſſer in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ ſich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugendhaften beſchütze!“ Ein bejahrter Dichter ſang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am erſten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
Den Ewigen zu preiſen und zu ehren.
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sonntag jetzt der Erde,
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieſer theologiſche Sonettiſt behauptet alſo geradezu, die Menſchheit habe erſt jetzt, im ſechstauſendſten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag recht haben! Die Geſchichte ſprach ſchon ſechstauſend Jahre, und wir hörten ſie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übel nehmen, wenn wir künftig, ſo oft die Sonntag nicht ſingt, unſere Ohren zu etwas Anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menſchen am Main und Rhein, ſondern auch die ſogenannte lebloſe Natur hat Henriette Sonntag beſeelt, erfreut und betrübt. Wir haben geleſen: „Die

Natur hat den Einzug der Sonntag in Frankfurt durch ein beſonderes Zeichen gefeiert: denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unſern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte ſichtbar, das ſich mit Kanonendonner endigte.“ Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede iſt, dreißig Stunden ſpäter als die Sonntag erſchienen, und hat dieſes aus den Berichten der hieſigen phyſikaliſchen Geſellſchaft zu beweiſen geſucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon ſpricht, verdient keine Beachtung, und ſoll uns unſere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner geleſen: „Kaum hatte die Heldin des Geſanges unſere Mauern verlaſſen, ſo fing ſelbſt der Himmel an zu weinen.“ Dieſes Wunder kann ich beſchwören: ich habe ſelbſt geſehen, daß es zu regnen anfing, ſo bald die Heldin des Geſanges die Thore hinter ſich hatte.

Man muß unſern „Schneeumſtöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in ihren „Lufteinlufthindurchaufſchwimmenden“ Sonntags-Päanen ſich von jeder irdiſchen Feſſel frei zu erhalten gewußt und ſich von keiner erdſtaubigen Regel befehlen ließen:

> Denn in Dithyramben, Alles was da glänzen will
> Muß luftig ſeyn, und dunkel, und ſchwarzglimmerig
> Und flügelſchwungreich:

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten ſie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines Wochentages, und daß in

Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten ſey. Sie machten die unglaublichſten Anſtrengungen, ſich von dieſem Gedanken frei zu machen: aber, wenn ſie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwiſchen dem wöchentlichen und der ſäkulariſchen Sonntag, und ein unaufhörliches Beſingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin, ſtatt Sonntag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutſcher Zeitungsſchreiber die Freiheit beſingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art geſehen haben: denn der mitberauſchte Cenſor hätte wahrſcheinlich aller nüchternen Reclamationen geſpottet...... Ich könnte noch Manches erzählen von dem, was die „flügelſchwungreichen Dithyrambenmeiſter vom Stamm der Schwänzler“ und auch erzählen von dem Brekeker koar koar, das „des Sumpfs Quellgeſchlecht, unter Schaumaufboppelung“ geſungen und wieder geſungen: aber es ſoll genug ſeyn. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten!

LXI.

Der Taubſtumme,

oder

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieſes Schauſpiels, den Abbé de l'Epée ſelbſt mit eingeſchloſſen, ſind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen iſt der taubſtumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um nicht unter dem franzöſiſchen geſtickten Kleide entweder gegen die Wärme oder gegen den Anſtand des Spiels ſich zu vergeben. Die Empfindung wallt beſonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedruck. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meiſterhaftigkeit. Die Kunſt in ſeinem Spiele iſt nicht ſichtbar, ſie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle, feſte und gute Mann, dem die Tugend ein Geſchäft, nicht blos eine Luſt iſt. Seine Menſchenfreundlichkeit iſt nicht eine laut toſende, hoch aufſteigende Woge, die nach vollbrachter That zurückſinkt, ſondern ein ununterbrochener ruhiger Strom der langſam, aber anhaltend, die Menſchheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anſtand des Gebildeten, die ſichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines geſellſchaftskundigen Franzoſen, dieſes Alles zeigte Herr *** in ſeltner Vereinigung.

LXII.

Die Waiſe und der Mörder.

Drama von Caſtelli. Mit Muſik von v. Seyfried

Ein höchſt anziehender Stoff und mannigfaltig maleriſche Verhältniſſe unterhalten die Erwartung des Zuſchauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt iſt und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, ſo bleibt die Theilnahme doch gefeſſelt. Der Beifall, welchen dieſes Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize ſeinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Muſik und Pantomime den Zuſchauern gewährt. Auch das gelungenſte dramatiſche Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch ſeine eigenen Vorzüge, und mit keiner andern Kunſt zuſammengeſtellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatiſchen Hauptperſonen durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil ſie durch die Erwartung, wie ſich deren Schickſal enden und entwickeln werde, gefeſſelt iſt. Um die Luſt, welche Schauſpiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimiſchung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen welche die Quellen jener Luſt ſind, von den Perſonen, die ſie uns eingeflößt haben, abzuſondern, und als etwas Freies, Geiſtiges, vor jeder, gleichſam körperlichen Einwirkung ſicher zu ſtellen. Es käme darauf an, unſer Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abſcheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf dieſe Weiſe gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geſchichte ſich löſen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, ſie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregendem Gegenſtande abziehend, als ein freies Kunſtwerk hinſtellte, und von den Launen des Künſtlers und den Verletzungen ſeines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unſerer monarchiſchen öffentlichen Erziehung in Schauer gerathen, und die Kramläden ſchließen, wenn auch nur drei Menſchen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieſelbe Meinung haben, und ſie unter freiem Himmel auszuſprechen ſich erkühnen — bei uns kann nur die Muſik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und ſo zum unſtörbaren Genuſſe als dauerndes Kunſtwerk hinſtellen.

Die durch das Drama geflochtene Muſik, welche beſonders das ſtumme Spiel Victorins begleitet, iſt ſinnig, geiſtvoll und höchſt maleriſch. Sie füllt auch die Zwiſchenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weiſe angeordneten Schauſpielen ſo wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich haſtig und grob aus dem Kreiſe der Täuſchung in die Wirklichkeit geſtoßen, und ganz verduzt tritt man mit dem zweiten Akt wieder hinein und hat Mühe, die verlorene Stimmung von neuem aufzuſuchen. Die Abtheilungen der Schauſpiele ſollten immer mit einer angemeſſenen, das Vergangene nachſpielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Muſik verbunden werden.

LXIII.

Das Bild.

Trauerſpiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und ſo macht er es ſchon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für Etwas gehalten ſeyn will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken, daß weder das Abgeſchmackteſte, noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus einem Menſchen, aus einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.“ Mit dieſen Worten beginnt Göthe in ſeiner italieniſchen Reiſe die Beſchreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunſtwirthſchaft, die der Prinz Pallagonia auf ſeinen Beſitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieſer Rede ſichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eignen — ſollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszuſprechen gedenke, feſt zu begründen, den des Dichters — ſollte es mir gelingen

Was iſt der Zweck der dramatiſchen Kunſt? Nur zur Frage, nicht zur Antwort iſt hier Raum. Auch iſt genug, deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunſt eine Nachahmung der Natur in dem Sinne ſey, daß ſie das Schaffen, nicht die Geſchöpfe der Natur nachahmt, daß ſie ſchafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunſt thut es der äußern, die dramatiſche der menſchlichen Natur, das heißt: der Geſchichte nach. Sie ſtellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menſchen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff, auf den ſie einwirkt, beſtimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, ſo iſt der dramatiſche Künſtler zugleich ein bildender; er hat in ſeinen Werken nicht blos die wahre Beſchaffenheit der menſchlichen, ſondern auch die der großen Natur, die Verhältniſſe rein aufzufaſſen und treu darzuſtellen. Und wie er dieſe Foderung erfüllt, das wäre der erſte Verſuch, der über den Gehalt eines dramatiſchen Werkes anzuſtellen ſey. Wir wollen dieſen Maßſtab an eine Geſchichte, die wir, wie folgt, erſinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die beſtehende Regierung ſtürzen. Die Verſchwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen ſeine Angehörigen. Man zieht ſeine Güter ein, er wird zum Tode verdammt und die Strafe des Geſetzes wird am Bildniſſe des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, ſein Unternehmen noch einmal zu verſuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker ſtirbt. Welche Empfindungen wird dieſer Tod bei den Hinterlaſſenen erwecken, zu welcher Handlung wird er ſie anreizen? Gewiß, ſie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, ſie werden ſeinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That, kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffodern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen eine gehäſſige, zu beſtrafende? Der Graf hatte ſich wirklich verſchworen, das Geſetz hat ihn gerichtet. Wen ſollte die Rache treffen? Den Fürſten des Landes, der, was ſeine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geſchützt? Die Richter, die das Urtheil geſprochen? Tritt ja die Rache auf, ſo kann ſie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann ſie erſcheinen. Die ſie zu vollführen übernommen, müſſen, gleichgeſinnt mit dem Verſtorbenen, die mißlungene Verſchwörung von neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag ſie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter ſolchen Verhältniſſen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieſer neuen Regierung die Familie des Geſtorbenen ergeben iſt, wenn daher die Trauer um den Todten an dem Ehrgeize keinen Unterſtützer findet, dann wird ſie verſtummen und nicht mehr auf Rache ſinnen. Gegen wen ſollte dieſe ferner gerichtet ſeyn? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und in's Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen ſchlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Hand voll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen ſonſt? Nun wahrlich, es errathet's Keiner, wenn ich es ihm nicht ſage.... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geſchichte iſt der Inhalt dieſer Tragödie — erzählt, ſo weit die Geſchichte möglich iſt; wo das Unglaubliche beginnt, laſſe ich den Dichter ſelbſt reden.

Ein Graf Nord hatte die ſpaniſche Herrſchaft in Neapel zu ſtürzen geſucht. Flüchtig, nach entdeckter Verſchwörung, ward ſein Bild an den Galgen geſchlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und ſtirbt im Gefängniſſe. Dieſes ereignete ſich wenigſtens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie ſich vor unſeren Augen abſpielt. Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, in der Schweiz. Außer dieſem befinden ſich noch daſelbſt und treten als Hauptperſonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marcheſe di Sorrento; ein Maler Spinaroſa, und der Schloßkaſtellan. Die Familie hatte ſich aus dem politiſchen

Sturme hierher gerettet. Aber ſeitdem hatte ſich ihr Schickſal aufgeheitert. Die öſterreichiſche Herrſchaft hatte ſich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verſtorbenen Grafen und ſeiner Angehörigen letztern zurückgeſtellt. Der alte Marcheſe erwartet einen Boten aus Italien, mit der Beſtätigung ſeines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freiſtätte ſuchte, ließ er ſeinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit ſeiner Herkunft, als verlaſſene Waiſe, kam der Knabe in eines Malers Hände, der deſſen Naturanlage zur Kunſt ſorgfältig entwickelte. Meiſter Spinaroſa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward ſein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinaroſa, gedenkend, ſich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marcheſe als ſeinen Großvater, Camilla als ſeine Mutter, den Grafen Nord als ſeinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marcheſe ſeines Vaters Schickſal, wie dieſer eine Verſchwörung angezettelt, wie er ſich flüchtete, wie ſein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale ſich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn

— — — — — — — — — Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde ſein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! Wer hat die Kunſt ſo tief entweiht

Das iſt nun die Schraube, um welche ſich die Handlung dreht, und geſchraubter findet ſich wohl auch keine in der ganzen dramatiſchen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir ſo eben ausſprechen gehört, wiederholen, denn nie haben poſſierlichere Stelzen den Dienſt des Cothurns vertreten. Viele Jahre ſind ſeit dem Tode des Grafen vorüber, und noch iſt alles Sinnen und Trachten des Marcheſe und des alten Caſtellans darauf gerichtet, wie ſie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing: denn dieſes Bild, reden ſie ſich ein, *weil es ſo treu geweſen*, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein dieſe, ſondern ſelbſt ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marcheſe hat ſich jene Narrheit in den Kopf geſetzt, denn der von ihm an den Marcheſe geſchickte Bote erzählt:

Auch Seine Eminenz ſind tief empört
Und wollen ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Maler zu erforſchen; denn ſolch ein Bild
Mit dieſem Fleiß und dieſer Sicherheit
Zu malen, *meinen Sie*, ſey nur das Werk
Der ſchändlichſten Verrätherei — —

Meinen Sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz: aber ich kann mich nicht darein finden. Kenner der ausübenden Henkerkunſt werden es beſſer wiſſen als ich was es mit der Hinrichtung im Bildniſſe eigentlich für eine

Bewandtniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrſcheinlich dünkt, nur irgend ein Bild ſymboliſch an den Galgen geſchlagen, mit der Abſicht, es ſolle den flüchtigen Verbrecher vorſtellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurtheilten und in der Abſicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieſes ſich ſo verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden ſey, weil ſein treues Bildniß ihn verrathen: wie kann aber auch der witzigſte Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Abſicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es denn aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf ſeinem Pinſel geſeſſen, dann braucht er ihn ja blos beim Kragen zu faſſen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Alſo ein Maler wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und hätte geſagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache ſein Bild gemalt: ich ſtehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, ſchlagt es an den Galgen, es wird ſeine Dienſte thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß das Bild des Grafen früher und keineswegs zu dieſem ſchrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Paläſten, in denen ſie waren, wie erzählt, confiszirt hatte, gefunden, und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marcheſe, mußte ja daran denken, daß ſich der

Graf einmal habe malen laſſen, da dieſer Umſtand, wegen eines gewiſſen Vorfalles, der ſich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla unvergeßlich bleiben mußte. Indeſſen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es gibt unerklärliche Idioſynkraſieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten, vermuthlich ruchloſen Maler, mag eine ſolche ſeyn. Ja, es muß eine Idioſynkraſie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den ſchon vor Jahren verſtorbenen Grafen immer noch beſeelt, zu ſolchen Rachephantaſieen ſich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht ſonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Menſch. Der Marcheſe klagt, ſein Schwiegerſohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla, ſein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe ſtets ungeſchwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verſtorbenen Bruder auch nicht gut ſeyn, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm ſelbſt als geliebte Braut beſtimmt geweſen, weggeſchnappt hatte. Der junge Leonhard kannte ſeinen Vater kaum. Nur der alte Caſtellan bedauert ſeinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die Uebrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — ſie haben es nur mit ſeinem Bilde zu thun.

Wie geſagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Caſtellan alle ſinnen darauf, wie ſie den verrätheriſchen Maler finden und züchtigen könnten. Da ſpricht der Caſtellan

Ich habe früher Jahre lang gebrütet
Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerſt hat er ſich nach Neapel geſchlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; ſodann iſt er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künſtler ein Zeichen hingemacht (ſein Monogram). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen ſich ſämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzuſuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieſer wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geſchlagen, und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während ſie ſich aber auf ſolche Weiſe rüſten und berathen, hat ihnen der böſe Geiſt das Opfer ſchon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, iſt kein anderer als Spinaroſa. Wie er in das Haus ſeiner Feinde gekommen, iſt oben ſchon geſagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weiſe er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar ſcheint dieſes ſo natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig ſpät zum fünften Akte zu gelangen, müſſen krumme Wege eingeſchlagen werden.

Gräfin Camilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloſter zu. Da ereignete ſich, daß daſelbſt mehrere Bilder reſtaurirt werden ſollten. Der berühmte Meiſter, deſſen Kunſt man in

Anſpruch nahm, hatte keine Zeit, und ſchickte einen ſeiner Schüler, einen Deutſchen, Namens Lenz. Wie dieſer nach und nach die beſchädigten Madonnen ausbeſſerte, bekamen ſie alle das Geſicht der ſchönen Camilla. **C'est l'Amour qui a fait ça!** Die kleine Camilla erwiederte die Liebe des jungen Malers. Da ward ſie aus dem Kloſter gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieſer hat von der Liebſchaft gehört, und will dem Maler, der ſeine Braut, wenn ſie es auch damals noch nicht geweſen, zu lieben wagte, einen Streich ſpielen. Er läßt ihn rufen, um ſich malen zu laſſen. Lenz kömmt, ohne zu wiſſen, daß er den Mann ſeiner Geliebten vor ſich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig war, ruft der Graf Camilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und ſagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Abſicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beſchämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieſer aber wirft ihm das Geld vor die Füße, ſtürzt fort, ändert ſeinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf dieſe Weiſe ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben koſtete. So ſinnreich beſtrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt iſt Lenz, unter dem Namen Spinaroſa, in der Nähe ſeiner Geliebten. Die Flamme ſeines Herzens hat er durch alle Wege ſeines Lebens treu gewartet, und auch ſie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeſchwächt erhalten. Noch hat er ſie, ſie ihn nicht geſehen. Wie rührend wird die Erkennung ſeyn! Welch ein freudiger Schrecken wird beide überfallen!.... Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Camilla iſt blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat ſich ſo verändert, daß ſie unkenntlich geworden iſt. Wie, blind iſt ſie? Das iſt nicht möglich. Alſo darum muß der unſchuldige, unglückliche Maler mit einem Degen todtgeſtochen werden, weil die Dame blind iſt? Hätte ſie geſehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverſtändniſſe und der daraus entſprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatiſcher Künſtler ſich ſo etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habſüchtige, räuberiſche Schickſal, diebiſch oder gewaltſam, in das ſchwache, unbewahrte Menſchenherz einbricht, wenn dann die Angſt unſere Schritte beflügelt, das Entſetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unſere Empfindung in Thränen auflöst — Angſt, weil das drohende Geſchick ſo übermächtig — Entſetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Menſch iſt wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden — kann alles dieſes auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geſchickes nicht menſchlich geſtaltet iſt wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verſchloſſen iſt und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben unſere guten Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe ſtürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und ſeinen Vater erſchlagen; er kann ſeinem eignem Kinde ſtatt Zucker Rattengift in die Milch miſchen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beſchuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau ſtürzt ſich aus Verzweiflung in's Waſſer. Das iſt gewiß Jammer genug; aber es iſt ein pathologiſcher, kein dramatiſcher. Auch Shakſpeare hat kranke, geiſteszerrüttete, blinde Menſchen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erſcheint der Wahnſinn nicht als Quelle, ſondern als Ausfluß des dramatiſchen Geſchickes, und ſeine Blinden ſind nur als Theile der Scenerie hingeſtellt, wie man Blitz, Donner und Seeſtürme auf die Bühne bringt, um einem ſchauerlichen Gemälde einen entſprechenden Rahmen zu geben. Aber im Bild iſt die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Urſache aller Verwirrung, und man kann ohne ſchadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weiſe einige Monate früher, als Spinaroſa, nach der Schweiz gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schickſale und dem Herrn von Houwald einen rechten Poſſen geſpielt, und jenes um ſeine Beute, dieſen um ſeine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die ſchöne Gräfin, und wie kam ſie dazu? Hat ſie den grauen oder ſchwarzen Staar? Hat ſie ein Fell oder Flecken im Auge? Iſt ſie blind geboren? Iſt das Uebel nach einem Nervenfieber, oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das Alles nicht. Sie hat ſich um ihren verſtorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig das iſt romantiſch, welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, ſie war der Neigung ihrer Jugend ſtets treu geblieben, der junge deutſche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat ſie ſich um ihren Gatten blind geweint? Das iſt unglaublich! Ei, es muß wohl wahr ſeyn; ſie ſelbſt und ihr Vater erzählen es. Der Marcheſe ſagt ſeinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das ſein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unſere Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich ſucht' es Deiner Mutter zu verbergen;
Denn ſie lag damals mit Dir an den Blattern
Darnieder; aber ſie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur ſpärlich zugemeſſen waren,
Doch war ſie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem ſcharfgeſalz'nen Thränenquell
Des Grams verloſchen ihre ſchönen Augen.

Und die Gräfin ſagt von ihrem verſtorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löſchten wohl der Augen ſchwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der erſten Liebe.

Sie, Marquis, haben ihre Sache gut gemacht; Sie wußten ihrem Mährchen einige Wahrſcheinlichkeit zu geben. Indem ſie erzählten, die ſcharfgeſalzenen Thränen des Grams hätten die ſchönen Augen Ihrer Tochter ausgelöſcht, ungeachtet ſie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie ſelbſt, wie unglaublich das ſey, und da haben ſie, anſcheinend ganz abſichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur ſelben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieſes ein feiner ophthalmologiſcher Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübniß Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in ihrem Sinne annehmen, ſie ſey von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, ſchöne Gräfin, haben ſich gewaltig verſchnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht ſtark genug geweſen waren, die geheime, mächtige Flamme ihrer erſten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht ihrer Augen auszulöſchen, und ſie ſagen uns das in vier aufeinander folgenden Zeilen, damit der Widerſpruch recht handgreiflich werde? Geben Sie uns, Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie haben ſo etwas von einer Wittwe zu Epheſus. Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um ſich das Anſehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten ſich um ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geſchichte. Maler Spinaroſa wird von dem Marcheſe aufgefordert, ſeine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß ſie davon wiſſe, denn ſie habe ſich immer geſträubt, einem Pinſel zu ſitzen. Spinaroſa wird in das Zimmer ſeiner Geliebten geführt. Er erkennt ſie zwar nicht, und ſie weiß nichts von ſeiner Gegenwart. Aber das in unſern neuern Tragödien ſo beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetiſche Sympathie, das ſchwermüthige Weſen, die ſauerſüße Empfindung, wobei einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt ſich alsbald verſpüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und ſchwül, ſie bekommt das Aſthma und muß in's Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwiſchen. Um den langen ungewiſſen Zuſtand zu verkürzen, ſage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Geſellſchafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten ſeine Hoffnung mittheilt, jetzt die Geliebte heirathen zu können, daß dieſe ihm ſagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marcheſe ſey ein ſtolzer Mann.

Jetzt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache, und außer Zuſammenhang die Geſchichte erzähle, ſo iſt das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Epiſoden, die ihr an Bedeutung nicht nachſtehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis ſechs Tragödien. Die Perſonen laufen verwirrt durch einander, zerſtoßen ſich die Köpfe und verſperren ſich wechſelſeitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte ſie ihm ehemals als Braut zugedacht, ſeine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, dieſem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheſerkreuz genommen. Da jetzt Camilla Wittwe, denkt er ſich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauſchen, und nachdem er ſich vom Pabſte die nöthige Diſpenſation verſchafft, entdeckt er dem Marcheſe ſeine alte Neigung zu Camilla und bittet um ihre Hand. Dieſer willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die ſeine Tochter für einen deutſchen Maler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er ſpricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geſtändniß, daß ſie ihren Lenz nie vergeſſen werde. Der Graf erfährt von Spinaroſa, daß Lenz lebe, und daß dieſer ſein Freund ſey. Der Graf iſt hochherzig, er ladet Spinaroſa ein, ihn nach Deutſchland zu begleiten, um Lenz aufzuſuchen. Er will ſeinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und ſeitdem ſpricht ſie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marcheſe, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinaroſa, er ſolle vorgeben, ſein Freund Lenz wäre kürzlich geſtorben, wie er ſo eben aus einem Briefe erfahren. Dieſer jammert, in Dialogen und Monologen, ob ſo grauſamer Zumuthung; endlich verſpricht er's zu thun, und nimmt ſich vor in nächſter Nacht heimlich das Schloß zu verlaſſen, um ſeiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den

Kaſtellan, ihm Nachts verſtohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergallerie des Schloſſes zu führen, weil er ſeine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten, und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Kaſtellan verſpricht es zu thun. Nun erinnere man ſich, daß dieſer alte treue Diener ſich ſeit vielen Jahren in den Kopf geſetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verrätheriſchen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Camilla's das nämliche Monogramm, und ſchließt daraus, daß Spinaroſa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umſtand, daß dieſer ſich heimlich aus dem Hauſe ſtehlen wolle, beſtätigt ihn in ſeinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er ſich entdeckt glaubt. Dem Marcheſe wird die Sache mitgetheilt, und beide nehmen ſich vor, den Maler in der Bildergallerie zu belauſchen, zu überfallen und zur Rede zu ſtellen. Um Mitternacht wird Spinaroſa von dem Kaſtellan in die Gallerie gelaſſen. Dort ſpricht er eine Zeit lang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth. Er zieht den Degen und ſtößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Konterfei des von ihm gemalten Grafen Nord, der ihm ſeine Geliebte entzogen, und ihn ſo ſchnöde behandelt. Sollte ihn dieſer Anblick nicht in Wuth ſetzen? In dem nämlichen Augenblicke ſtürzt der Marcheſe und der Kaſtellan herein. Das an den Galgen geſchlagene, von dem Kaſtellan dem Galgen abgeſtohlene und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinaroſa herabgeworfen. Das iſt lautes Bekenntniß ſeiner That. Der Marcheſe zieht den Degen, und da ſich der Maler ihm nicht entgegenſetzen will, durchſtößt er ihn.

Dies geſchah um Mitternacht. Wie ſchafft man ſogleich Camilla herbei? Dieſe hatte ihrer Geſellſchafterin geſagt, ſie wolle dieſe Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Gallerie, weil dann Geiſter dort herumwandeln ſollen, und ſie wolle hören, was Wahres daran ſey. Auf den Mordlärm eilt ſie herbei. Sie ſieht den blutenden Geliebten. Sie ſieht ihn, denn in dieſem Augenblick erhält ſie das Geſicht wieder, der Wahnwitz überfällt ſie, und ſie ſinkt todt hin. Der Maler ſtirbt auch, und der Marcheſe bedauert ſeine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler ſterben laſſen können!

Und käme nun der Dichter dieſer Tragödie und ſpräche: Herr Recenſent, Sie wollen ſchlau ſeyn, aber wie haben Sie ſich ertappen laſſen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernſt geweſen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein Bild über die dramatiſche Charlatanerie und Kinderpoſſenreißereien der deutſchen Poeten habe luſtig machen wollen? Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich ſchämen. Man hat die Sprache in dieſer Tragödie gelobt, ſie ſoll blühend, bilderreich ſeyn; aber gar Manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung ſo wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der *Caſtellan* beginnt das Stück mit folgenden Worten:

Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu
Als ſey das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dem Spektakel faſt der Mund
Erſtaunend offen ſteht, ſo ſperrt die Burg
Auch ihre längſt verſchloſſ'nen Thore auf.

Die Thüren *zureißen* iſt falſch. *Reißen* heißt gewaltſam *trennen*; wenn aber die Thüre heftig zugeſchlagen wird, ſo wird ſie gewaltſam mit dem Thürpfoſten *verbunden*. Will der Caſtellan ein Maul haben wie ein Thor, ſo habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund *faſt* offen ſteht, das heißt nur halb, ſo kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäſte *ganz* geöffneten Thore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen: wenn der Caſtellan ſchlecht ſpricht, ſo beweiſ't das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Palaſte iſt die Bedientenſtube ſchlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrſchaft. Freilich ſpricht der Caſtellan ſo pretiös, ſo ſententiös, daß man ihn mit ſeiner Herrſchaft verwechſeln könnte.... Der junge *Leonhard* in der Unterredung mit dem Caſtellan ſagt:

Was du die Welt nennſt, liegt mir noch verborgen,
Doch hat die Kunſt mir eine aufgethan:

Da ſteht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meiſter ſeit Jahrhunderten
Geſammelt — —

Einem Knaben, wie Leonhard, iſt allerdings die Welt verborgen, allein er iſt ſich deſſen nicht bewußt. Der muß die Welt ſchon viel kennen, der es weiß, daß er ſie nicht genug kennt. Ueber den Unſinn dieſer Rede will ich mich nicht weiter verbreiten: daß es der junge Menſch, als Maler, an eitlem Kunſtgeſchwätz nicht wird fehlen laſſen, das läßt ſich denken, ſo wie auch, daß er ganz unausſtehlich altklug ſpricht. In unſern neuen Tragödien geberden ſich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachſene. Der kleine Otto in der Schuld iſt hierin mit ſeinem Beiſpiele vorausgegangen. Der ſanfte Raphael, wenn er den Kunſtſchüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Kloſterbruders, hätte ſprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit ſeiner derben Fauſt dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite, Burſche, und raiſonnire nicht! . . . Der Marcheſe, in der Erzählung, die er ſeinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, ſagt:

Und weil Dein Vater, der Verſchwörung Haupt,
Zum Tod verurtheilt worden war, ſo hing
Man wenigſtens von ihm ein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war,“ — überhaupt alle dieſe Verſe, ſind doch etwas zu bürgerlich und herablaſſend.

„Wenigſtens," hat etwas Trolliges. In den beiden letzten Verſen herrſcht Unſinn. Der Verbrecher wird **in contumaciam**, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Perſon gehängt. Um ein Bild **in contumaciam, in effigie** aufzuhängen, müßte man ſeine Copie an den Galgen ſchlagen. So hängt in manchen Bildergallerien ein Raphael, ein Titian **in contumaciam**, das heißt nicht, das Original, welches nicht zu haben war, ſondern die Copie. Der Ausdruck: „**in contumaciam**," ſteif, hölzern, übeltönend wie er iſt, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozeſſes, aber in kein Dichterwerk. Das hängt ſich centnerſchwer an den Flügel des Pegaſus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule" nennt, kommt in dem Bild ſo häufig vor, und macht auf ſelbſt ehrliche Ohren einen ſo unangenehmen Eindruck, daß in der Handſchrift dieſes Drama's, deſſen ſich die hieſige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere, poetiſchere Hochgericht dafür geſetzt wurde.

In der erſten Scene des dritten Akts ſpricht der Caſtellan mit dem Grafen Nord von ſeinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf ſucht ihn zu beſänftigen, und ſagt:

> — Blinde Rach' iſt eine gier'ge Wölfin,
> Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleiſcht
> Indeß ſie ſelbſt mit Reue ſchwanger geht.

Alſo die Rache iſt eine Wölfin. — Das läßt ſich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleiſcht — mag hingehen, ob zwar die Naturgeſchichte nichts davon ſagt; denn wie iſt es denkbar, daß ſich die alte ſtarke Wölfin von ihrer ſchwächern Tochter ſollte beißen laſſen? Aber freilich dieſe Tochter iſt ſo ſchwach und jung nicht mehr, denn ſie iſt ſchwanger, ſo daß, indem ſie von der Mutter frißt, und das abgeriſſene Fleiſch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit iſt die Wölfin ſchwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht ſich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue ſchwanger, ſo iſt dieſe ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in ſtyliſtiſcher Beziehung. Will man einen Begriff durch Verſinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen anſchaulicher machen ſo muß man bei der Natur des Vergleichenden ſtehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landſchaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beiſpiel anführen, wie man einen ſolchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem ſchönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und ſeidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes ſchriftlich oder mündlich ſagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen," das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht iſt: denn man ſieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen ſind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei ſeidene mit Franzen gerändete Vorhänge herabhängen." Das wäre falſch, denn über der Sonne befinden ſich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber ſagt: „Deine Augen ſind zwei kriſtallne Fenſter, über welchen Vorhänge mit ſchwarz ſeidenen Franzen hängen," ſo iſt das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinaroſa kein anderer als Maler Lenz ſey. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach ſeinem wahren Namen. Spinaroſa ſagt:

Gibt euch mein Name
Von unſerm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenloſe Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgeſehen von der Gemeinheit dieſes Wortſpiels, ſo liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenloſe Blumen trägt der Lenz." Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, ſie will ihn ſticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn ſie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?" ihn unter die Rippen ſtößt? —

Es iſt von dem ſchändlichen Mordmaler die Rede. Der Marcheſe ſagt:

O ſchändlicher Verrath! Den Böſewicht,
Der hier aus Gift und Rache Farben miſchte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte dieſen Pinſel
(an den Degen faſſend)
In ſeines Herzens rothen Farbentopf,
Bleich wie die Wand ſein Angeſicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben miſcht." Dieſe Miſchung taugt nichts: Gift iſt eine Subſtanz, und Rache ein Begriff. Es iſt gerade ſo, als wollte man Mehl und Unſchuld unter einander miſchen. Das Schwert einen „Pinſel" zu nennen, iſt nur einem betrunkenen Huſaren im Wirthshauſe erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf" zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu malen? Das iſt ein Taſchenſpielerſtreich!

Nennt der Marcheſe das Schwert einen Pinſel, ſo macht dagegen Leonhard den Pinſel zum Schwerte:

Wer könnte wohl die Kunſt ſo tief entweihen
Und ſeinen Pinſel zu dem Richtſchwert machen?

Bei eben dieſer Gelegenheit läßt ſich der Kaſtellan, wie folgt, vernehmen:

Der Meuchelmord
Iſt nicht ſo ſchändlich: 's iſt ein einziger Stoß
In Haß und Wuth geführt . . . .
Allein der Maler ſaß, und malt', und [illegible]
Beſonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege
Daß es im luſtigen Saft dort gedeihe
Wo es von fremder Gift und Leben fraß. . . .

Die Schandthat iſt ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es gibt ſich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu ſeinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Koſt gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es iſt wahr, zweckmäßig iſt, ſie hoch zu ſtellen, damit ſie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr und Leben gefüttert, ſtatt mit Gerſte. Das iſt unerhört. Oder iſt es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Iſt die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, ſo muß ſie als Huhn leben und ſterben, und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber dieſe Kritik hat ſich ſehr ausgedehnt, daß ich die Leſer bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

LXVI.

Nachtrag zu vorſtehender Kritik,

veranlaßt durch das Tübinger Literaturblatt, herausgegeben von Müllner.

* Das erſte Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitſchrift, der Wage, wird in der genannten Beilage zum Morgenblatte (12. Dezbr. 1820, Nr. 104) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erſtern bin ich vollkommen einverſtanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe ſagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter *) hat ſich geäußert: bei mir überwiege der Witz die Urtheilskraft: und an einer andern Stelle: ich hätte mehr Witz als Urtheil. Eigentlich wäre dieſes kein Tadel; denn da es

nicht zwei Dinge in der Welt gibt, die gleich groß oder gleich ſchwer ſind, ſo muß auch nothwendig von verſchiedenen Geiſtesgaben, die ein Menſch vereinigt, die eine ſchwerer oder größer ſeyn als die andere. Ich dürfte mich alſo des erhaltenen Lobes freuen, und dem freundlichen Spender dafür danken. Es iſt aber eine eigene Erſcheinung, daß, wenn einem hochſtehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt, wie eine Schneeflocke ſo leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge ſtürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, ſobald ſie aber das Literatur-Blatt geleſen, erzählten ſie, es ſtünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies ſey wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt geleſen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und ging fort. Da nun kein Richter abgeſetzt werden kann, außer im Falle eines überwieſenen Verbrechens, alſo auch kein Kunſtrichter, ſo muß mir viel daran gelegen ſeyn, meine Unſchuld darzuthun, damit ich mein Kunſtrichteramt nicht verliere. Ich werde alſo beweiſen, daß das Literatur-Blatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wohl Urtheilskraft ohne Witz, aber nie dieſen ohne jenen haben kann. Freilich werden es die Leſer unſchicklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Menſch ſeinen guten Magen, ſein gutes Herz, ſein gutes Gedächtniß und ſeine Geliebte öffentlich loben; ſeinen Geiſt, ſeinen Witz und ſeine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch dieſe Anſtandsregel nicht. Ich behaupte blos, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Literatur-Blatte zugeſprochen, ich auch Urtheilskraft beſitzen müſſe.

---

*) Rezenſent iſt ein helles und heiteres Wort, das ſeinen nächtlichen Sinn falſch bezeichnet, es dringt luſtig in's Ohr, wie Schalmeien-Klänge aus dem ſonnigen Thale herauf. Buchrichter aber iſt grauenvoll und maleriſch, es tönt faſt wie Blutrichter. Als Verſuch will ich in dieſer meiner kunſtgerichtlichen Einrede ſehen und zeigen, wie es ſich ausnimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das iſt unſere Beute aus dem Befreiungskriege der Deutſchen!

Die Monarchen U und W des Converſations-Lexicons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfaſſung meines Kopfes umgeſtoßen, indem ſie ihm die geſetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen, und nur den Hofprunk des Witzes gelaſſen, ihren Beiſtand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verſtärkt mich wenig. Meiſtens ausgediente Soldaten, noch von der Kantiſchen Kriegsſchule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit ſo großem Gepäck beladen, daß ſie nicht von der Stelle können. König U ſchickte mir: „Urtheilskraft (judicium) iſt die zweite Handlungsweiſe des Verſtandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verſtand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geiſtes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere, und Unterordnung des Beſondern unter das Allgemeine zu beſtimmen.“ Dieſe ſchweren Reiter werden wenig ausrichten, ſie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzen. Ferner: „Die Urtheilskraft iſt das Spezifiſche des Mutterwitzes.“ Ungeübtes Fußvolk — ſchade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber *Mutterwitz* iſt nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinnſte, auf Zahlen, die ſie *blind* gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urtheilskraft iſt eigentlich das, was man *Dummheit* nennt, und einem ſolchen Gebrechen iſt gar nicht abzuhelfen.“ Dieſe unglückſelige Artillerie weiß nicht, wo der Feind ſteht, und richtet ihr Geſchütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jetzt nicht alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, ſo bin ich ganz verloren, ich bleibe *dumm* und komme nie wieder auf die Beine. Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Muſterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz und ſtellte es in den Hinterhalt; denn ſeine Aeußerung: „Witz iſt eine *ſpielende Urtheilskraft*,“ ſchien mir ein Einverſtändniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. *Urtheilen* heißt: eine wirkliche Sache, oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—*theilen*, ſie in ihre Ur-Theile zerlegen, ihre Grundſtoffe auseinander ſondern, um ihr inneres Weſen, ihre Beſchaffenheit kennen zu lernen. Es gibt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn ſie ſich an den *Pforten* des Geiſtes melden, äußerlich an Geſtalt, Größe und Farbe, ganz gleich erſcheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es gibt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem innern Weſen nach übereinſtimmen. Das Urtheil iſt daher entweder *trennend* oder *bindend*; jenes ſtraft die äußere Uebereinſtimmung, dieſes die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das

Eine Scharfſinn, das Andere Witz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, ſondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollte; denn es gibt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verſchieden iſt. Aber nicht einmal darin verſchieden iſt der Witz, welcher blos ein ſchnelles Urtheil iſt. Wie die Voltaiſche Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zerſetzt, während die gemeine Chemie ſich auf troknem und naſſem Wege erſt abmatten muß, ſo entdeckt der Witz bald und leicht die Grundſtoffe einer Sache, die das Urtheil nur langſam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterſcheidet ſich von dem blos Urtheilskräftigen wie der Reiſende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwiedern: „Das eben iſt es! an dem vornehmen Reiſenden gehen Landſchaften, Städte, Dörfer und Menſchen eilig vorüber, er kann die Gegenſtände weder kennen lernen, noch genießen; der beſcheidne Fußwanderer aber hat Zeit, Alles genau zu unterſuchen.“ Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zweck des Reiſens war oder das Ziel? Beim Urtheilen aber iſt der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung nicht die Art des Theilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menſchen-Hände dazu. Der Witz iſt nicht ſo belehrend, als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren, er ſpricht nur für Ausgelernte, und erinnert ſie an das, was ſie ſchon wiſſen. Jede Sache, jedes Verhältniß hat eigene Geſichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer innern Natur entſprechen; der Witz kennt dieſe Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete ſelbſt ſehen; jener errathet, wozu dieſer erſt die Beweiſe ſucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er ſchält die Rinde ab, er ſpaltet das Holz, er ſteckt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-Syſtem bekannt iſt, er wirft einen Blick auf die Blüthe und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieſer iſt Witz, jener Urtheil. Die Ausſprüche des Witzes verdienen ſo ſtarkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber ſie erhalten es nicht; denn der letztere beweiſt, und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche ſollte, gibt Gründe an, der Witz aber verdammt oder ſpricht frei, ohne ſich zu erklären. Man ſpricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es gibt allerdings eine ſolche, aber ſie liegt nicht in ſeiner Natur, ſondern in ſeinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil gibt. Ich glaube alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Witz nichts anders als das geflügelte Urtheil iſt; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem ſie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, ſo verdanke ich den Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich Uhuſchen, noch die Königlich

Webeiſchen Truppen, ſind ein einziges Mal zum Schuſſe gekommen. *

Das Literatur-Blatt ſagt von mir: (ich erzähle es mit ſichtbarem aber ungeſehenem Erröthen allen Nicht-Leſern des Morgenblattes) „Hr. B. ſcheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu ſeyn: ganz geeignet, unterhaltende Recenſionen zu ſchreiben... was aber die ächte Kritik betrifft, ſo dürfte ihm — vielleicht der Umſtand im Wege ſeyn, daß der Witz die Urtheilskraft überwiegt. Dieſe Vermuthung beruht hauptſächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerſpiel, das Bild, geliefert hat. Er hat ſcharfſichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden, und mit anziehender Leichtigkeit anſchaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geſchlagene Bild eines Verfolgten täuſchend ähnlich gemalt, und dadurch dieſen in's Verderben geſtürzt haben ſoll, in folgenden Bildern ſpricht:

> Beſonnen brütet' er die Schandthat aus,
> Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege
> Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
> Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

ſo iſt darinnen mehr Witz — tragiſcher nämlich, Witz des Pathos —, als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert.

ſtatt mit Gerſte!“ Hr. B. hat hier offenbar überſehen, daß die poetiſche Diction nicht füglich nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden kann.“ Dieſes ganze richterliche Verfahren enthält eine Nichtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literatur-Blattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entſcheidungskunde geſchrieben hat, ſelbſt bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urtheil: die Ausſage des Zeugen aber auf Mangel an Witz. Die Behauptung des letztern mag wahr ſeyn, indeſſen bin ich nicht darüber vorgeladen worden. Auch iſt der geführte Beweis falſch. Ueberſehen habe ich nicht, daß die poetiſche Diction nicht nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, ſo war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter ſpricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unſichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anſchaulich machen: er will ein unbekanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden laſſen. Dann muß aber, ſoll der Zweck der poetiſchen Diction erreicht werden, das vorgeſtellte Bild wirklich in der ſinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt ſeyn. In der bemerkten Stelle wollte Houwald ſeine Empfindung, wie ſich Saat, Wachsthum, Frucht und Aerndte einer Uebelthat zuſammengeſellten, bis endlich das beſtimmte Opfer vergiftet hinſtürzt, den Leſern durch ein

Bild verſinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menſchen ſich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der ſchweren Laſt unbegreiflicher Weiſe ganz bleibt, ausbrüten. Dieſes iſt weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man ſagt zwar bildlich: der Menſch brütet über eine Schandthat, aber die Sache ſelbſt, das Original darf man ihn nicht verrichten laſſen. Nun iſt das Küchlein auf der Welt, es ſoll leben, aber all' ſein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen iſt, was Naturgeſchichte oder Landwirthſchaft rückſichtlich des Federviehs verfügt haben. Das Küchlein darf alſo weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr und Leben, am wenigſten aber mit fremder Ehr und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe beſtraft, würde es ſich gar nicht ſchicken, ſelbſt zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerſtreuung leicht und oft in ſolche falſche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme ſeiner Empfindung den Mangel an Aufmerkſamkeit entſchuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und dieſem kömmt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der beſprochenen Stelle, da er vom Freſſen der Ehr' ſprach, ganz das Küchlein vergeſſen und ſich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entſtand die fehlerhafte Miſchung von Kunſt und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr geſagt habe, einen gemalten Baumſtamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieſes, als wie wenn ein Ueberſetzer, wo ihm die verdolmetſchenden Worte mangeln, die Worte der Urſprache einmiſchen wollte. Hätten übrigens die vier beſprochenen Verſe auch nicht gegen die poetiſche Diction gefehlt, ſo hätten ſie ſich doch immer gegen die poetiſche Kunſt vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt ſeinen Quintilian vergeſſen, und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garſtige Geſichter — aber auf der Bühne darf ſie es nicht; dort müſſen ſelbſt die Krämpfe der Seele ſich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (der Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperſon in der Tragödie u. a. aus dieſem Grund tadelt: „Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? Wir haben unſere gute Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen“ u. ſ. w., ſo hat er nicht nur den Oedip in Kolonos vergeſſen, ſondern auch den Umſtand überſehen, daß bei jedem Zuſchauer wenigſtens ſoviel Phantaſie vorausgeſetzt werden muß, als nöthig iſt, um ſich mit ſehenden Augen in den Zuſtand eines Blinden zu verſetzen. Wird wohl irgend einer am Schluſſe des Wallenſtein das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von ſich ſcheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe kein

Gift im Leibe?“ Der Grund freilich iſt nicht feſt genug, ob zwar auch nicht ganz ſo locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit ſehenden Augen ſich in den Zuſtand des Blinden verſetzen, aber nicht in alle Folgen dieſes Zuſtandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Geſicht des Schmerzes, welches die unglückliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tauſend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine beſondere Thräne. Wir ſchenken ihm eine runde Summe des Mitleids, und haben uns dann abgefunden. Gegen dieſen Grund, warum tragiſche Perſonen nicht blind erſcheinen dürfen, läßt ſich, wie auch geſchehen iſt, Einwendung machen; ich habe aber beſſere Gründe theils dargereicht, theils angeboten. Ich ſagte, es dürfe kein tragiſches Geſchick in einer Krankheit des Leidenshelden ſeine Quelle haben. Die Urſache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwiſchen der Freiheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und chriſtlicher geſprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt iſt es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit ſeyn, welche ſtritt und unterlag, nicht die gefeſſelte Sklaverei. Der kranke Menſch jedoch iſt ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Geſunden — weil er die Waffen nicht zu führen verſtand, wir aber werden uns zu vertheidigen wiſſen. Kann der tragiſche Dichter dieſe Hoffnung des Siegs aufkommen laſſen, wenn er dem unbezwingbaren Geſchicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, ſie als ſolche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, ſie war die Folge ſeiner That und ſeines Mißgeſchickes. Nicht ſeine Blindheit, ſeine Selbſt-Blendung rührt uns, und ſie macht die höchſte tragiſche Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängniſſe nicht entgehe, indem man die Werkzeuge ſeiner Rache meidet; denn weichen wir dieſen aus, ſo muß unſere eigene Hand die Strafe des Geſchickes an uns ſelbſt vollſtrecken. Bei Oedip erſchüttert uns der boshafte Witz, das grauſame Vorſpiel des neckenden Schickſals: Er ſah, ſo lange er blind war, und ward blind, ſo bald er ſah. Daß es nicht das Blind-ſeyn, ſondern das Blind-werden iſt, was für Oedip aufregt, kann man leicht verſuchen, wenn man beide Tragödien dieſes Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es iſt — ich kann kein anderes Wort finden — es iſt ekelhaft, den alten augenloſen Bettler zu begleiten, zu ſehen, wie unbehülflich er iſt, wie ihm ſeine Tochter beiſtehen muß, wenn er ſich ſetzt oder aufſteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeſchlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beiſpiel der Terzky am Schluſſe des Wallenſteins iſt nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, ſo haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich ſind. Auch iſt es nicht das Gift, die Vergiftung iſt es, die tragiſch auf uns einwirkt. Es entſteht nicht der Wunſch in unſerm Herzen: möchte doch eiligſt ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kömmt, die Gräfin einſtweilen Oel oder Seifenwaſſer trinken! Nein, ſie mag ſterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauſes. So ſehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der ſie herabſchüttelt.

* Es iſt mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abſchreibers oder des Schauſpielers zu ſetzen geweſen wäre. Ich muß dieſen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unſchicklichen Rüge gekommen, begreife ich ſelbſt nicht; doch war es nur Vergeſſenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne ſo wenig den Dichter als ich die Dichtkunſt übe, und ſo oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenſchaft. Zwar äußert ſich das Literatur-Blatt: ich möchte wohl bei der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleien“ ein wenig gereizt worden

ſeyn; allein dieſes ſollte gewiß nicht heißen, empfindlich gemacht, ſondern veranlaßt, und ich muß geſtehen, daß es ſich wirklich ſo verhält. Jede Kritik ſollte nur auf eine ſolche Veranlaſſung geſchrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder ſonſt ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beifall findet, iſt es dann nicht eine abſcheuliche zweckloſe Grauſamkeit, es öffentlich herabzuſetzen, und einen Schriftſteller, der, ſey er noch ſo beſcheiden, für ſeine Erzeugniſſe immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber ſobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine ſchlechte dramatiſche Dichtung den Geſchmack des Leſers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß ſie, indem ſie dem verdorbenen Geſchmacke huldigt, dieſem geſetzliche Herrſchaft und Erblichkeit gibt, und daß man ſolchem verderblichen Einfluſſe begegnen müſſe. Ich habe Houwalds Bild von keinem tadeln, von vielen preiſen hören. Auch Böttiger in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein ſo kenntnißreicher Beurtheiler! was ſoll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwiſchen der Erklärung: ich habe den Verſtand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erſtere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre ſehr zu tadeln! Ich bin ſo glücklich, keine Freunde zu haben, die ſchlechte Bücher ſchreiben; aber hätte ich ſolche — nun freilich, ich würde ſie auch nicht tadeln, ich ſchwiege. Weiter darf ſich die Nachſicht nicht erſtrecken; man kann ſich ſelbſt, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anſpruch.

Einige Bild-Verehrer haben mich als einen Ikonoklaſten feindlich behandelt, und den Bilder-Sturm abzuſchlagen geſucht. Die in Frankfurt erſcheinende Iris ſagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie, „mißverſtehend den tiefen Sinn der Dichtung, ſtreng getadelt: aber der reine Geiſt, der darin waltet, iſt unverwundbar.“ Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich ſehr, daß ſie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wiſſen ſollen, daß Karl der Große ſelbſt ſchon vor länger als tauſend Jahren gegen die Bildverehrung geſchrieben, und daß eine damals in unſerer Vaterſtadt gehaltene Kirchen-Verſammlung ihm feierlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meinung ſeyn, ſo hätte ſie wenigſtens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung wiederlegen ſollen. — Die der Ikonolatrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Waſſer und zu Lande (in Proſa und Verſen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (ſogenannt, weil ſie Briefe gegen Geld wechſeln), ſchrieb nach nach Dresden: „Houwald's ſchöne Dichtung hat in Hrn. Börne, der in zwei neuen Heften ſeiner Zeitſchrift (die Wage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr iſt, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach ſeinem Ausſpruche taugt der Plan nichts, die Sprache iſt unpoetiſch, und es findet ſich ſogar — man höre! — ein Verſtoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem Edelmanne, Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht beſſer um. Da entſtand denn in einem Kreiſe billiger Kunſtfreunde, welche Hrn. Börne's Ausſprüche nicht billigen konnten, folgendes Diſtichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag ſeyn! Dahin reichet dein Maßſtab.
Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der ſteht dir zu hoch!
Nimmſt du gar Houwald's ſo treffliches Bild auf die richtloſe Wage,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. —“

Die billigen Kunſtfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Diſtichon in ihrem Kreiſe entſtand. Es iſt mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind ſey, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht iſt er mir nur aus metriſchen Gründen zugethan. Den Schwung, das Maleriſche des Diſtichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab!“ iſt wahrhaft plaſtiſch; ich fühlte die Hand des Polizei-Dieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaars bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter ſagen:

ich ſey ein Galgenſtrick? Ich wollte ihm nicht rathen, dieſes gemeint zu haben. Das wäre ſchlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenſtrick, und hat er mich wirklich einen Galgenſtrick genannt, und ich bringe heraus wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdner Polizei.

Mit dem Proſaiſten aber bin ich nicht zufrieden, das iſt ein grober Menſch. Warum beleidigt er mich? Wozu ſagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr ſey? Mich ärgert das ſehr. Solche Grobheiten beluſtigen weder, noch belehren ſie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte dieſe Kränkung nicht aufnehmen ſollen. Das Blatt iſt ſonſt immer ſein, immer wohlriechend; wahrſcheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieſes brenzliche Oel in die Lampe gegoſſen. *

LXV.

Abällino, der große Bandit.

Trauerſpiel von Zſchokke.

Wir haben den Geſchmack, ſelbſt an großen Spitzbuben, durch Ueberſättigung verloren, und es iſt nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr * * *, als Abällino, hat die Koſt etwas zu würzen verſtanden. Ein Schauſpieler von Einſicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines ſo abgeſchmackten und lächerlichen Stückes zu ſehr herausheben wollen. Als Anbeter der Roſamunda war Herr * * * weicher, als ein ſo tapfrer Jüngling ſeyn dürfte; ein gewiſſes ſchmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes ſteht zu unmännlich an. — Frau * * *, als Roſamünde, hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anſtande einer Nichte des Dogen zu verbinden geſucht. — Herr * * * ſpielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher ſeine Nichte ausgeſetzt war, das Erſcheinen des ſchrecklichen Abällino im Garten, der Tod ſeiner beiden Freunde, die Ueberraſchung Roſamundens in Flodoardo's Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthſels —

nichts von allen dieſen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Faſſung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürſtliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmſten der Stadt ein Feſt gab, war mit großer Einſicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erſcheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. —

LXVI.

Die Braut.

Luſtſpiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieſer Stoff in Luſtſpielen behandelt wird, ſo mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Iſt ein ſolches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen ſollte? Man denke ſich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schickſal im Luſtſpiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menſchen werden ſolle, und das Freche und Unbehagliche in dieſem Wettſtreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodiſche Verſe zeichnen übrigens auch dieſes Scherzſpiel Körners vortheilhaft aus.

LXVII.

Hamlet,

von Shakſpeare.

Unter den Schauſpielen des brittiſchen Dichters, die ſich nicht in der Geſchichte oder Fabel Englands bewegen, iſt Hamlet das einzige, das nordiſchen Boden und nordiſchen Himmel hat. Der naturkundige Shakſpeare verſtand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichſten ſey für jede ſeiner Menſchenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entſchiedenen Leidenſchaft, der hellen, ſcharf umgrenzten That gab er den blauen ſonnigen Süden, wo die Nacht nur ein ſchlafender Tag iſt; den wehmütigen, brütenden, träumeriſchen Hamlet verſetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düſtern Himmel, wo der Tag nur eine ſchlafloſe Nacht iſt. Gleich dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieſes Trauerſpiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenſtrahl, der durch einen Riß der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geſchieht, wir das warme Wort Rom, und das helle Frankreich darin vernehmen.

Die genaueſten Schätzer, wie die wärmſten Freunde des Dichters, haben Hamlet als ſein Meiſterwerk erklärt. Wir müſſen die Grenzen dieſer Meinung ſuchen. Hamlet iſt nicht das bewunderungswürdigſte Werk Shakſpeare's; aber Shakſpeare iſt am bewunderungswürdigſten im Hamlet. Nämlich: erſtaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geſchieht es nicht, wo ihre Wirkſamkeit beginnt, ſondern wo dieſe aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unſere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakſpeare mußte ſich verdoppeln, mußte aus ſich heraustreten, ihn zu ſchaffen, er hat darin ſich ſelbſt überholt. Aber dieſes iſt nicht geſagt in der redneriſchen Sprache der Lobpreiſung, ſondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet iſt eine Colonie von Shakſpeare's Geiſte, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat und von ganz andern Geſetzen regiert wird als das Mutterland.

Shakſpeare iſt ein Naturgläubiger, ein Naturweiſer. Sein Gott iſt ein offenbarter Gott, die Abſpiegelung der Welt im menſchlichen Geiſte iſt ſeine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erſcheinen, als freundlichmenſchliches Geſicht. Alles athmet, Alles lebt, und der Tod iſt nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet: da iſt alles myſtiſch. Ueberall ſonſt tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet ſteht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da iſt die Nachtſeite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebährende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonſt überall bei Shakſpeare erſcheint die Philoſophie und geſtaltet ſich als Erfahrung; im Hamlet verſchwindet die Erfahrung und ſteigt als Dunſt der Philoſophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andere Charaktere des Dichters ſind convex und bilden Brennpunkte; Hamlet iſt der einzige concave Charakter, deſſen Strahlen divergiren. Alles ſonſt, auch das Furchtbarſte, das Gräßlichſte erſcheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erſchreckt ſelbſt der Scherz, denn ihn bleicht der Mondſchein. Nicht der Geiſt des ermordeten Königs iſt das ſchlimmſte Grauen; er zeigt ſich in der Nacht, in dieſer dunkeln Wohnung der Geiſter, wo wir nur ſchüchterne Gäſte ſind. Der Geiſt bei Tage in unſerm eigenen Hauſe — Hamlets Geiſt iſt viel entſetzlicher.

Shakſpeare iſt König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein anderer, dürfte man ſagen: Hamlet iſt ein lyriſcher Charakter, der aller dramatiſchen Geſtaltung widerſtrebt; Hamlet iſt das Un-Ding, ſchlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es iſt Shakſpeare! — wir müſſen gehorchen und ſchweigen.

Ueber dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der

Flor iſt ſelbſt gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes erſetzen. Werfen wir zuerſt einen Blick auf die Umgebungen unſeres Leidenshelden. Hamlet iſt nicht der Mittelpunkt, wir müſſen ihn dazu machen; wir wollen erſt ſeinen Kreis bilden und ihn dazu hineinſtellen. Doch vor Allem rüſten wir uns männlich gegen den Irrthum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, ſo oft beſiegt. Im Leben beurtheilen wir die Menſchen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargeſtellten, ohne zu unterſuchen, Alles, was die Tugendhaften im Schauſpiele von ihnen ſagen und denken. Das iſt nicht die rechte Art: wir müſſen ſie ſelbſt beobachten und prüfen. Hamlet iſt gar nicht ſo edel und liebenswürdig, wie er ſeinem Mädchen erſcheint; der König iſt lange nicht ſo nichtswürdig, wie ihn Hamlet läſtert. Ja, wir müſſen uns ſehr vorſehen, daß wir den böſen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz iſt ein nordiſcher Hof, halb gekleidet im wilden Eiſen der alten Zeit, halb im Tuche unſerer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn ſchneiden. Der Roſt der Politik fing ſchon an, den kriegeriſchen Stahl fleckig zu machen. Gradſinn und krumme Wege ziehen neben einander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen ſich. Die Hofleute haben ſchon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wiſſen, wo der Haſe im Pfeffer liegt. Verſtand gewahren wir genug; aber nicht

Geiſt, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, ſind Orakel, und ihre Gelehrſamkeit wird angeſtaunt. Der Scherz iſt etwas plump und unzüchtig; die Sylbenſtecherei gehört zu den Turnierübungen der ſchönen Geiſter jener Zeit. Das Volk iſt ſtörrig — „Ihr falſchen Dänenhunde," ſagt die Königin.

Der König hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Wittwe geheirathet und ſich die Krone aufgeſetzt. Er iſt verſchloſſen, wir können ihm nicht in die Bruſt ſehen; aber es ſcheint, er iſt der Königin ernſtlich zugethan und wir dürfen glauben, daß ſeine Liebe älter ſey, als ſein Ehrgeiz und ſein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat ſich den unterirdiſchen Mächten verkauft; doch ſeine Rechnung iſt ihm klar, er weiß, was er ausgegeben und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Böſewichtern Shakſpeare's, die, es in guter hausbackenen Meinung zu ſagen, der Sittlichkeit gar nicht heilſam ſind. Man kann Shakſpeare's Böſewichtern nicht recht gram werden; ſie ſind nicht ſchlimm für eigene Rechnung allein, ſie bilden Gattung, ſie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menſchheit, das nicht verantwortlich iſt für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach ſeiner großen Schuld, thut nicht mehr Böſes, als nöthig iſt zu ihrer Benutzung und ſeiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und ſeine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbſt arg, quält ihn doch der Argwohn nicht.

Er iſt ſehr nachſichtig, ſehr langmüthig gegen Hamlet, deſſen wahre Stimmung er, und er allein, durchſchaut, ſobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er iſt ein vornehmer Geiſt, dem ſein untergebenes Gewiſſen nur in der ſtillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überraſcht, und er ſeine ſtarken Kniee vor Gott beugt, ſind wir bewegt und es ſchmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er iſt ein ſtattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und dabei ſtaatsklug, beredtſam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius, mit ſchonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einſchmeichelnder Aufmerkſamkeit. Er iſt zechluſtig, wie ſein Land; er iſt es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlet's Schauſpiel plötzlich verließ, geſchah es nicht, weil er ſeine innere Bewegung nicht bemeiſtern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erſte Eindruck ihn am meiſten überraſchen mußte. Er entfernt ſich nur, ſich zu retten, denn er fürchtet, das Spiel könnte ernſthaft endigen und auf Hamlet's peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein ſtarker Mann der einmal feſt beſchloſſenen That nie eine Drohung vorausſchickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an der Spitze einer empörten Rotte in den Palaſt dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von ſeiner Seereiſe zurückkehrt und den Plan vereitelt, nicht als die Königin vergiftet niederſinkt, deren Ohnmacht er für Nervenſcheu vor Blut erklärt; ſelbſt nicht, als er ſelbſt unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und ſendet nach Hülfe. In dieſem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menſchen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu vertheidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menſchen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu ſeyn, war es nicht ſeines, ſondern das ſeines Volks.

Die Königin iſt ſchwach, ſie iſt Hamlet's Mutter. Ihr Theil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; ſie iſt Hehlerin, kauft wohlfeil geſtohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebſtahl geſchehen. Des Königs männliche Art hat ſie überwältigt; ihres Sohnes Gewiſſens-Lampe, erſt um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen und ſie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlet's Altersgenoſſen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunſt dem Königsſohne zur Seite geſtellt, daß ſie Licht werfen auf ſeine Schatten. Fortinbras ſtreckt mit ſchöner Keckheit ſeine Hand aus nach Hamlet's künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er ſich ruhig zu eines Andern Taſche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlet's ſtillen Schlaf, und als dieſer ausgeträumt und ſtirbt, iſt er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu beſteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufſchleichen wollen. Laertes, der leichtgeſinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod ſeines Vaters zu rächen, und iſt ſehr bereit, ſich die Zinſen ſeiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen — und der ernſte, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geſchlichen von dem keuſchen Wittenberg her und ſchleicht fort, und träumt und beſinnt ſich, und vollbringt nichts. Mit Laertes lauter Trauer um Ophelia ſucht er zu wetteifern; ſeinen ſtillen Schmerz um ſie theilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg ſtudirt und kam mit ſtarkem Geiſte und ſchwachem Fleiſche von dort zurück. Er iſt ein ganzer Lateiner geworden, und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäſar. Die jungen Hofleute werden ſich wohl im Stillen über ihn luſtig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, ſagt Horatio: er wäre kein Däne, ſondern ein alter Römer, und er wolle ſeinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es ſchön bleiben. Hamlet brauchte ſeinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur ſelbſt hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in ſeiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne iſt ſein Verſtand zu ſchwer geworden und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut ſich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnſinn und Schwärmerei verſteht er ſich zwar nicht viel; denn dieſe Krankheitsfälle ſind ihm in ſeiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch verſteht er ſich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe ſich für die Biederkeit ſeines Königs todt ſchlagen. Die ſchöne Erfahrung, die das Alter verſchafft, beſitzt er im hohen Grade. Er gibt ſeinem Sohne ganz vortreffliche Reiſeregeln; er iſt ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute ſind. Seiner Tochter macht er zwar ernſte, doch zugleich milde und freundliche Vorſtellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältniß zu unterhalten, das ſeiner Staatsdienerpflicht als unſchicklich erſcheint. Und doch wäre dieſes Verhältniß nicht ohne Hoffnung geweſen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte ſie eine Verbindung zwiſchen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius iſt ein treuer Diener ſeines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlet's launiſcher Meteorologie ſchmeichelt, ſo geſchieht es nicht aus alberner Kriecherei, ſondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann ſtirbt, und daß er den Untergang des Königshauſes und ſeines eigenen nicht ſieht.

Ophelia iſt gut und auch beſchränkt wie ein Bürgermädchen: der Hof hat ſie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte ſie und bemerkte nicht eher, was ſie verloren, bis ſie mit dem Mörder ihres Vaters es unerſetzlich verloren. Zum Glück für ihre Jugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zu Hülfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine ſtand gerade in einem Fußtritte des weit dahinſchreitenden Schickſals: die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Iſt der Geiſt wirklich ſo erhaben, als er ſchon oft geſchildert worden? Er tritt geharniſcht auf: aber, wie mir ſcheint, iſt nur ſeine Hülle umpanzert, ſeine innere Seele aber iſt weich und bloß. Die Familienähnlichkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne Hamlet iſt gar nicht zu verkennen. Er iſt ein ſchwacher, philoſophiſcher, geflügelter Geiſt, der in der Luft zu Hauſe iſt. Weſen ſolcher Art ſingen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlet's Vater ſpricht gern, viel und kunſtredneriſch: man könnte glauben, einen verklärten Schauſpieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verſtattet, iſt ſo ſehr kurz, und er verliert ſie faſt unbenutzt. Statt mit dem Wichtigſten, mit den Thatſachen, mit ſeiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerſt von ſeinen Höllenqualen und zeigt die größte Luſt, eine große dichteriſche Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichſten, mit dem Brudermorde endigen: das iſt aber hier ein Fehler. Das Schauerlichſte an einem Geiſte iſt, daß er erſcheint und ſpricht; was er thut und ſagt, und wäre es das Schrecklichſte, iſt nach dem Andern Kinderei. Auch ſcheint der Geiſt in jener Welt ſeine Menſchenkenntniß nicht verbeſſert zu haben, ſonſt hätte er jeden Andern eher als Hamlet zum Vollſtrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Abſicht ſeiner Erſcheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, ſich einen Rächer zu ſuchen; unglücklicher Weiſe aber war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geiſt iſt ſo beſorgt, Horatio und die andern Zeugen ſchwören zu laſſen, daß ſie nicht reden wollten von dem, was ſie geſehen, verſäumt aber, was viel nöthiger war, ſeinem Sohne Verſchwiegenheit zu empfehlen. Dieſer plaudert und verplaudert Alles und vereitelt dadurch den Wunſch ſeines Vaters und ſein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder ſeines Bruders, ſondern als der Mörder ſeines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieſes Land, an dieſen Hof, unter dieſe Menſchen kommt Hamlet ganz warm von Wittenberg zurück, erkältet ſich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen ſo ſehr oft leiden. Aus dem Treibhauſe der Schule wird er in die freie Welt geſetzt und verkümmert. Ein Königsſohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er ſich in Wittenberg, wilde Theſes zu beſtreiten und haſenfüßige

Sophiſmen aufzutreiben. Zwar wird die ſchwere deutſche Philoſophie zur Grazie in dem geiſtreichen Fürſtenſohne; aber deſto ſchlimmer — die geſchmeidige dringt in die feinſten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege verſperrt. Das Einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, ſeine Fechtkunſt, auf die er ſo eitel iſt, gereicht ihm zum Verderben. Er iſt weitſichtig, ſieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er ſieht nicht die ſcharf geſchliffene Degenſpitze, die nur einen Finger weit von ſeinen Augen blinkt. Hamlet iſt ein Feiertags-Menſch, ganz unverträglich mit dieſer Werkeltags-Erde. Er verſpottet das eitle Treiben der Menſchen und dieſe tadeln ſeinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn Andere ſchlafen und Nichts von ihr wiſſen wollen, und ſchläft, während Andere wachen und geſchäftig ſind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als ſein Ich ſetzen. Er lebt in Worten und führt als Hiſtoriograph ſeines Lebens ein Schreibbuch in der Taſche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen ſollte. Er kennt die Menſchheit, die Menſchen ſind ihm fremd. Er iſt zu ſehr Philoſoph, um zu lieben und zu haſſen. Die Menſchen kann er nicht lieben, den Menſchen kann er nicht haſſen; darum iſt er ohne Theilnahme für ſeine Freunde und ohne Widerſtand gegen ſeine Feinde. Muth, dieſer Bürge der Unſterblichkeit — wer hätte Muth, wenn er ſich nicht unſterblich glaubte? — er hat ihn nicht, der Königsſohn. Weil er in jedem Menſchen das übergewaltige Menſchenvolk erkennt, iſt er furchtſam, was Andere nicht ſind, die mit ihren kleinen Augen im Einzelnen nur den Einzelnen ſehen. In der Schuld ſeiner Mutter ſieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen ſeines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, dieſen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Muth des Geiſtes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgibt; ihm fehlt der Muth des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum iſt er kühn in Entwürfen und feige, ſie auszuführen. Zum Uebermaſſe des Verderbens kennt ſich Hamlet ſehr gut, und zu ſeiner unſeligen Schwäche geſellt ſich das Bewußtſein derſelben, das ihn noch mehr entmuthigt.

Hamlet iſt ein Todesphiloſoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, ſteht er unentſchloſſen, unbeweglich da; ſind ſie hell, iſt es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügeriſchen Lichte. Das Leben iſt ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum iſt der Kirchhof ſeine Welt, da iſt ſein Reich, da iſt er Herr. Wie liebenswürdig erſcheint er dort! Ueberall betrübt, da iſt er heiter; überall dunkel, da iſt er klar; überall verſtört, da iſt er ruhig. Wie treffend, geiſtreich und witzig zeigt er ſich dort. Sonſt betrübend durch ſeine

Todesgedanken, wird er uns tröſtlich zwiſchen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verſpottet, ſpottet er den Tod auch zu nichts. Da iſt er nicht ſchwach — wer iſt ſtark im Angeſichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Werth, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungeſcholten den Befehl ſeines Vaters vergeſſen, da braucht er deſſen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüſt ſchleppen? Wie grauſam! Umbringen im Angeſichte des Todes — wie lächerlich, welch' eine kindiſche Ungeduld! Es iſt, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieſer ſchnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend ſeyn, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlet's Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein ſo zarter Jüngling mit ſeinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshauſe gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelſtolz der hochgebornen Seelen und er kann ſich zu keiner niedrigen Natur herablaſſen. Geiſtreich und feingeſittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er ſich trüb geſtimmt und ſchwärmeriſch, wird er verachtet und verſpottet werden; wenn heiter, wird er ſelbſt ein Spötter ſeyn, was keiner ungeſtraft iſt, an einem Fürſten aber, dem gleiche Waffe ſich nicht offen entgegenſetzen darf, ſich im Verborgenen am gefährlichſten rächt. Hamlet tadelt die Zechluſtigkeit des Hofes, macht Polonius geſchäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim iſt ihm unleidlich und er würde ihn haſſen, auch wenn er nicht der Mörder ſeines Vaters wäre. Der Geiſt ohne Charakter ſteht dem Charakter ohne Geiſt und jener dieſem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt ſich überwältigt von der ſtillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünſte ſind, die ihn abhalten: aber er kann ihnen nicht begegnen, er ſelbſt hat dieſe Künſte nicht geübt und dieſes gibt ihm jenen heftigen Groll, der ſelbſtbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber iſt er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das ſich um ſein Herz gelagert, tritt ſelten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet ſo viele zählt, den friedlichen König herauszufodern. Wie froh wird Hamlet ſeyn, wenn er erfährt, daß ſein Oheim ein Böſewicht iſt; wie wird er ſich erleichtert fühlen, wenn ſein Haß einen Grund bekommen, wenn ſeine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters iſt nicht Hamlet's Schmerz, er iſt nur das Gefäß ſeiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer geweſen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirath der Mutter bekommt er drein in ſeine Trauer. Hamlet weiß beſſer als Einer, beſſer als Etwas, daß Menſchen ſterblich ſind. Aber daß auch Empfindungen ſterblich ſind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabſteigen könne — das überraſcht ihn ſchmerzlich, das verwirrt ihn, für dieſe neue Erfahrung iſt ſelbſt ſein weiter Kreis der Troſtloſigkeit zu eng. Hamlet's Einbildungskraft iſt kühn, ſie wirft alles vor ſich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen ſeiner Mutter — er hat Vortheil gezogen von dem Tode ſeines Vaters — er hat dieſen todt gewünſcht — er hat ſeinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geiſt entdeckt. Dieſer erſcheint, ſagt laut, was ſich der Sohn leiſe geſagt, und fordert ihn zur Rache auf. Hamlet entſetzt ſich — nicht über den Mord; er entſetzt ſich, daß er ihn rächen ſoll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewieſen, ſoll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchſichtig geſchaffen und er ſoll auf Liſte ſinnen und ſie verdecken; er iſt zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwiſchen dem heiligen Gebote ſeines Vaters und den ſtrengen Verboten ſeiner Natur wird er bald hier fort, bald dort zurückgeſtoßen, verliert alle freie Bewegung, und ſo ſehen wir ihn hingeſchleppt von Entwürfen, die ſeiner Ohnmacht ſpotten, von Verſuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und ſo ſehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge ſchimpflich umkommen und Alle, die ihn umgeben nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schickſals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde iſt da, wo Hamlet den Geiſt ſeines Vaters ſehen ſoll. Und hätte er tauſend Seelen, ſie dürften ſich nicht bewegen; und hätte er tauſend Herzen, ſie müßten ſtill ſtehen und horchen. Aber in dieſer Bangigkeit, wo wir ſelbſt, gleichgültige Hörer eines Mährchens, taubes Ohr, blindes Auge ſind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropologiſche Vorleſung, ſpricht, wie ein Prediger, von häßlichen Gewohnheiten, welche die ſauberſten Tugenden beſchmutzen, und ſtellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geiſt ſchreckt ihn auf, er hatte ihn ſchon ganz vergeſſen. Der Geiſt ſpricht Feuerworte, Hamlet brennt — es iſt Zunder. Eine Minute, und es iſt verglommen und die Aſche ſeiner Begeiſterung fliegt in den Wind. Er will raſch ſeyn zur ſchönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaſte iſt ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat ſchon Mittel gefunden, die Rache mit ſeiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit ſeiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verſtand unternehmen, nur der Muth vollführen kann. Er will es fein machen, will politiſch ſeyn, ſich toll ſtellen. Was denkt er ſich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erſchweren. Soll ſie den König einſchläfern? Sie wird ihn nur wachſamer machen. Will er ſeine Schwermuth vermummen? Er ſoll ſie heilen, er ſoll ſie rächen. Stellt ſich Hamlet toll?

Er iſt es. Es gibt Wahnſinnige, die lichte Zeiten, es gibt Andere, die lichte Räume haben, in welche ſie zu jeder Zeit ſich ſtellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnſinn beobachten können. Zu den letztern gehört Hamlet. Er glaubt mit ſeinem Wahnſinne zu ſpielen, und dieſer ſpielt mit ihm.

Hamlet beginnt ſein tolles Spiel, und prüft deſſen Wirkſamkeit zuerſt an der Unſchuldigſten in ſeinem Kreiſe, an der liebend-gläubigen Ophelia. Es iſt eine unbeſchreibliche Häßlichkeit in dieſem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle ſeines Geheimniſſes machen ſollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerkſame König ſchickt Roſenkranz und Güldenſtern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund ſeines Trübſinnes zu erſpähen. Hamlet iſt eitel; er verſtellt ſich, will aber zugleich ſeinen klugen Kopf zeigen und merken laſſen, daß er ſich verſtellt. Er läßt ſich nicht ausforſchen, bekennt aber, daß er ein Geheimniß habe. Die Spione müſſen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil ſie Höflinge ſind, die ſich auf Schwärmereien nicht verſtehen. Hamlet beharrt in ſeiner ſchmählichen Unthätigkeit, ſtatt anzugreifen, verſchanzt er ſich gegen Angriffe. Wenn auch Menſch und Sohn, durfte er darüber den Fürſten nicht vergeſſen; er mußte in dem Mörder ſeines Vaters auch den Mörder ſeiner Krone beſtrafen. Nicht meuchelmörderiſch ſoll er den König tödten, er ſoll das Verbrechen laut verkündigen und ſich an die Spitze des Volks ſtellen, das ja, wie

Laertes Beiſpiel gezeigt, dem Könige ſo ungewogen und ſo leicht zu lenken iſt. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauſpieler gemeldet, er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunſt verſteht er ſich, er liebt ſie. Einer der Comödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet ſich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt ſich beſchämt, überhäuft ſich mit Scheltreden und betrinkt ſich in Worten, um Muth zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet ſich wieder in Zweifel, um die That verſchieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückiſcher Geiſt betrogen, vielleicht iſt ſein Oheim unſchuldig. Er will ihn prüfen durch pſychologiſche Mittel, er will einen chemiſchen Verſuch anſtellen, die Schauſpieler ſollen des Königs ächte Farbe darthun. Er gibt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargeſtellt wird, er macht ſelbſt Verſe dazu, und mehr als für ſeinen Vater zeigt er ſich beſorgt, daß ihm die Schauſpieler durch ſchlechten Vortrag ſeine ſchönen Verſe verunzieren möchten. Er unterrichtet ſie mit einer Ruhe, mit ſolchem Bedachte und mit ſolcher Umſtändlichkeit, als habe er ſein gutes Auskommen und ſonſt keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet iſt ganz vergnügt, daß ihm ſeine Liſt gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält ſich lange im Vorzimmer auf; dort philoſophirt er. Er hält den ſchönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürſten ſich ſo häßlich ausnimmt. Das Leben iſt ihm verhaßt: aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, ſich vor den Plagen der Welt zu ſchützen, als Flucht, Selbſtmord; der Tod ſoll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn tödten; aber er betet. Hamlet will grauſam ſeyn, er will ihn betrunken zur Hölle ſchicken. Jetzt ſpricht er mit ſeiner Mutter; da iſt ihm wohl und behaglich, da vertragen ſich Pflicht und Neigung. Der Geiſt ſelbſt hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt ſich etwas hinter dem Vorhange, Hamlet hat Muth, er ſieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wahrloſen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlets Wahnſinn ſteigt; die Maske der Verſtellung, halb fällt ſie, halb läßt er ſie ſinken. Der König wird zum Aeußerſten gebracht, er muß ſelbſt zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beſchließt er, ihn nach England zu ſchicken, zu ſeinem Untergange. Er gibt ihm ganz freundliche Rechenſchaft von der Nothwendigkeit ſeiner Entfernung. Hamlet iſt es gleich zufrieden, das Wörtchen nein ſteht nicht in ſeinem Wörterbuche, er ſagt gut und läßt ſich ſchicken. Er denkt an nichts, er entfernt ſich von Allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenſtück, begeht eine ſchimpfliche feige That, gegen ſeine Begleiter Güldenſtern und Roſenkranz. Dieſe jungen Leute wollten ihr Glück machen, ſie zeigten ſich dem Könige gefällig; aber ſie durchſchauen ſeine Tücke nicht und wiſſen nichts von der Botſchaft, die ſie nach England bringen. Hamlet ſchreibt wie ein Gauner falſche Briefe, ſchiebt ſie den ächten unter und bringt ſeine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm ſelbſt geſtellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachſucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie iſt ihm eine That gelungen, er will ſich einmal etwas zu Gute thun, er will ſich mit einem klugen Streiche bewirthen. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf Etwas ſinne, läßt er nicht errathen. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugeſagt, wird es ihm übel um's Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn ſchon krank. Er wird handeln, er wird ſterben. Vorher verſöhnt er ſich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt ſich rein von dem Schmutze dieſer Erde. Hamlet ficht, wird tödtlich verwundet und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Muth mehr braucht, bringt er den König um. Es iſt die Keckheit eines Diebes, der ſchon unter dem Galgen ſteht und Gott, die Welt und ſeinen Richter läſtert. So endet ein edler Menſch, ein Königsſohn! Er, der Wehe über ſich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt, wie ein blindes Pferd, das Rad des Schickſals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitſchenhieben ſeiner Treiber unterliegt!

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakſpeare's Ironie geſprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verſtanden, was man darunter verſtanden: aber ich habe Ironie überall vergebens geſucht. Ironie iſt Beſchränktheit, — oder Beſchränkung. Für letztere war Shakſpeare zu königlich, für erſtere hatte er eine zu klare Weltanſchauung: er ſieht keinen Widerſpruch zwiſchen Seyn und Schein, er ſieht keinen Irrthum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verſtellten, doch nie ſpottend des Lebens lächerlichen Ernſt. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der Dichter, der uns immer ſo freundlich belehrt, uns alle unſere Zweifel löſt, verläßt uns hier in ſchweren Bedenklichkeiten und bangen Beſorgniſſen. Nicht die Gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein ſchlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört ſich gegen ihren Schöpfer und ſiegt; der Augenblick iſt Herr und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit iſt dem Raume, die Ewigkeit iſt der Zeit unterthan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böſe ja nicht zu achten, weil es ſtark, das Gute nicht zu verſchmähen, weil es ſchwach iſt; wir glauben unſern Augen mehr. Wir ſehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet iſt ein chriſtliches Trauerſpiel.

Die Welt ſtaunt Shakſpeare's Wunderwerke an. Warum? Iſt es denn ſo viel? Man braucht nur Genie zu haben, das Andere iſt leicht. Shakſpeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, ſproßt, wächſt empor, bringt Blätter und Blüthen und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht ſie. Er hat ſich um nichts bekümmert. Luft und Sonne ſeines Geiſtes haben Alles gethan, und die Art iſt ſich treu geblieben. Aber den Hamlet ſtaune ich an. Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachſehen, ihn nicht zurechtweiſen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergeſſen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn Nichts und Alles ſeyn zu laſſen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer ſich bewegen und nie fortkommen zu laſſen! Ihn immer ſich als Kreiſel drehen laſſen, ohne daß er ausweiche! Das war ſchwer. Und Shakſpeare iſt ein Britte! Hätte ein Deutſcher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutſcher brauchte nur eine ſchöne, leſerliche Hand dazu. Er ſchreibt ſich ab, und Hamlet iſt fertig.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite 31 Zeile 3 von oben muß heißen: unſerer Leidenſchaften auf die Bühne kommen.
„ 47 „ 1 „ „ ſtatt „ſchafloſen“ ſoll heißen „ſchlafloſen.“
„ 132 „ 3 von unten ſoll heißen: geben uns ihr freiwillig hin.
„ 218 „ 3 „ „ ſtatt „Unthätigkeit“ ſoll heißen „Unterthänigkeit.“
„ 289 „ 7 „ oben „ „reinſprechenden Perſon“ ſoll heißen „reinſprechenden auftretende Perſon.“
„ 302 „ 13 „ „ „ „von ſeiner Liebe hinabſtürzt“ ſoll heißen: „von ſeiner Höhe hinabſtürzt.“
„ 343 „ 5 „ „ „ nie magnetiſche — die magnetiſche.
„ 377 „ 5 „ „ „ ihn dazu hineinſtellen — ihn dann hineinſtellen.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1840.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

II.

Vermiſchte Aufſätze. Erzählungen.
Reiſen.

Inhalt.

	Seite
Bemerkungen über Sprache und Styl	1
Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens. 1823.	12
Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechsten Zinsthalers in Deutſchland. Eine Novelle.	28
Die Göttinger Unruhen. 1818.	34
Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik. 1826.	45
Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen. 1818.	80
Monographie der deutſchen Poſtſchnecke. 1821.	[illegible]
Ankündigung der Wage. 1818.	104
Vorwort zur zweiten Auflage der Wage. 1819.	126
Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt. 1819.	128
Der Roman. 1823.	132
Altes Wiſſen, neues Leben. 1823.	157
Der Janus-Tempel. 1823.	180
Die Kraniche des Ibykus. 1823.	195
Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden. 1823.	200
Ueber den Umgang mit Menſchen. 1824.	204
Ueber das Schmollen der Weiber. 1823.	212
Der Gott in Hoflingen. 1823.	217
Die große Verſchwörung. 1819.	221
Die Carbonari und meine Ohren	228
Ueber den kritiſchen Lakonismus. 1824.	241
Ankündigung der Zeitſchwingen. 1819.	248
Das Teſtament der Zeitſchwingen. 1819.	255
Denkrede auf Jean Paul. 1825.	259
Faſtenpredigt über die Eiferſucht	271
Dioptrik	279
Honeſtus. 1824.	286

Seite
Die Freiheit der Preſſe in Baiern. 1818. 301
Die Mieneen. 1826. 312
Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel. 1823. 349
Vorrede zu dem Buche „die Spende“ 356
Für die Juden. 1819. 365
Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur. 1819. 373
Der Eßkünſtler. 1822. 424
Der Narr im weißen Schwan. 438

Vorwort.

* Einer von den hundert Philiſtern und Ludimagiſtern — es iſt der fünfzigſte — welche die Blätter für literariſche Unterhaltung ſchreiben, ſchrieb neulich darin, die Ankündigung meiner Schriften habe ihm nicht gefallen; er habe Anmaßung darin verſteckt gefunden; er begreife nicht, wie ich hundert und zwanzig Bogen ſammeln könne, ſoviel hätte ich ja gar nicht geſchrieben; es wäre zu wünſchen, daß ich das Verletzende in meinen Aeußerungen, zumal ſie oft nur vorübergehenden Erſcheinungen gälten, beſeitigen möchte; übrigens denke er, daß mir ſeine Bemerkungen nicht ſchaden werden; übrigens meine er es gut mit mir; übrigens gehöre er „Schreiber dieſes“ zu meinen Verehrern. Was nun das wieder für eine hausväterliche Art zu kritiſiren iſt! Spricht man ſo mit den Leuten, wenn man gedruckt redet? Daß dem Herrn Fünfzig meine Ankündigung

nicht gefallen, macht mir Verdruß; daß er die darin verſteckte Anmaßung gefunden, beweißt ſein Talent zur Polizei und Diplomatie; wenn Schreiber dieſes beſorgt iſt, ich möchte keine hundert und zwanzig Bogen zuſammenbringen, ſo bitte ich ihn ſich zu beruhigen — der die Raben ſpeiſt und die Lilien auf dem Felde kleidet wird auch mich nicht verlaſſen; wenn er hofft ſein Tadel werde mir nicht ſchaden, ſo hoffe ich das ſelbſt: daß er es gut mit mir meint, freut mich, und daß er ſich zu meinen Verehrern zählt, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft — ich wünſchte, er wäre hier auch der Fünfzigſte. Aber was geht das Alles den Leſer an? Das hätte mir mein Verehrer in einem frankirten Brief ſchreiben ſollen. Der Leſer hält ſich an die Werke eines Schriftſtellers, oder iſt er zu beſcheiden oder zu unkundig, ſie ſelbſt zu beurtheilen, hält er ſich an die Kritik. Ob aber der Kritiker es gut mit einem Schriftſteller meine oder nicht, ob er ihn verehre oder nicht, das iſt dem Leſer ganz gleichgültig, man kann ein ſehr verehrlicher Menſch ſeyn und doch ein ſehr langweiliger Schriftſteller dabei. Was aber den Rath des Herrn Fünfzig betrifft, das Verletzende in meinen Schriften, das vorübergehenden Erſcheinungen galt, daraus zu entfernen, darüber muß ich einige Worte ſagen. Ich hätte es auf jeden Fall hier an dieſer Stelle gethan: da mir aber zufällig einer meiner Verehrer auf meinem Wege begegnete, ſo nahm ich ihn aus Freundſchaft mit. Uebrigens, was ich auch wegen meiner alten verletzenden Aeußerungen beſchließen möchte, ſo verſpreche ich dem Herrn Fünfzig, daß, ſollte ich je ihn ſelbſt, oder einen der Seinigen, oder eines ſeiner Werke verletzt haben, mir, wenn er ſich mir zu erkennen gibt, dieſe vorübergegangne Erſcheinung ſoll vorübergegangen bleiben, und daß ich ſie nicht zurückrufen werde, ſie zum zweitenmale zu verletzen. Ein Mann, ein Wort!

---

* Ergänzung aus der Handſchrift des Verfaſſers.

Wer ſich in Deutſchland mit allen Erſcheinungen herumzanken wollte, der würde ſich ſchon im erſten Vierteljahre zu Tode ärgern. Nein, ſo dumm war ich nie; ich habe beſſere Diät gehalten. Ich ſah nur immer auf den Grund der Erſcheinungen, auf den breiten Grund, der hundert Gattungen und tauſend Arten und Spielarten verſchiedener Früchte trägt. Wäre nun auch eine Erſcheinung vorübergegangen, was änderte das, ſo lange der Grund geblieben? Die Früchte, die ein Baum im vorigen Jahre getragen, trägt er freilich in dieſem Jahre nicht: aber es iſt die nämliche Art, es iſt die alte Wurzel und der alte Stamm, und alte Klagen brauchen darum nicht zurückgenommen zu werden. *

Man wird in dieſem und in dem folgenden Theile meiner geſammelten Schriften Aufſätze politiſchen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem ſie geſchrieben worden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, um ihr Alter, ſondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie ſind noch ganz ſo blank, als wären ſie erſt geſtern aus der Gedankenmünze gekommen. Denn politiſche Wahrheit geht in Deutſchland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beſchmutzt und vergriffen — nein, ſie liegt ruhig und ſauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung ſtirbt! Mit der Weisheit unſerer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unſerer Großväter laſſen wir unvermehrt zurück. Wir ſind eiſernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie ſie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unſere Pächter ......

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politiſchen Blattes, ſo glücklich, unter der pädagogiſchen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Zenſors zu ſtehen. Ich war damals, was ſich von ſelbſt verſteht, jünger als jetzt, ſtand in den Flegeljahren der Schriftſtellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieſer glücklichen Gemüthsſtimmung ließ ich drucken: „die Engländer ſind Spitzbuben.“ Der Herr Polizeidirector ſtrich ganz gelaſſen dieſen Satz aus der Weltgeſchichte und bemerkte mir freundſchaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht ſchade, daß ich meinen Geiſt nicht auf etwas Solides legte. Sehr beſchäftigt, wie er war, wartete er nicht erſt meine Erkundigung ab, was er unter Solides verſtehe, ſondern fügte von ſelbſt hinzu: in der deutſchen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiederte hierauf:

dieſes Feld wäre allerdings ſo angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an ſeine Spaziergänge oder ſonſtige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Unterſuchungen über die deutſche Sprache beſchäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen ſollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zenſurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: das iſt unſere Sorge; Sie aber ſollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er ſagte: Sie aber ſollten Ihre glückliche Sorgloſigkeit gehörig benutzen, über unſere Mutterſprache Forſchungen anzuſtellen. **Beatus ille qui procul negotiis** — ſetzte er mit klaſſiſcher Bildung hinzu. **Atque emolumentis?** frug ich ſatyriſch. Aber er hörte dieſe Frage nicht, oder wollte ſie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das **Imp.**, das er im nämlichen Augenblicke niederſchrieb, die Abbreviatur von Impertinenz oder von Imprimatur war. Indeſſen verſprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernſtlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich ſuchte, hab ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon ſagte: **le Style c'est l'homme.** Büffon hatte einen ſchönen und glänzenden Styl, und es war alſo ſein Vortheil, dieſen Satz geltend zu machen. Iſt aber der Satz richtig? Kann man ſagen: wie der Styl ſo der Menſch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, ſo das Buch — wäre falſch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Doch die Behauptung: der Menſch iſt wie ſein Buch — iſt noch falſcher, und die Erfahrung ſpricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zarteſten Lieder, und iſt der erſte Grobian von Deutſchland; der Andere macht Luſtſpiele, und iſt ein trübſinniger Menſch; der Dritte iſt ein fröhlicher Knabe, und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen, ſo daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten, was ſie ſprachen, und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben. Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht, und ich wünſche ſehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftſtellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darſtellung von dem Dargeſtellten, den Ausdruck von dem Gedanken ſondern. Aber dieſes wird zu oft mit einander verwechſelt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterſchieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteriſtiſche des Styls. Man kann ſehr ſchön ſchreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne ſchön zu ſchreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge ſchließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Geſicht mit ausgeſprochenen Zügen ſelten ein ſchönes, und ein Mann von Charakter ſelten ein liebenswürdiger iſt. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, ſondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftſtellers mehr vom Charakter als vom Geiſte, mehr von ſeiner ſittlichen, als von ſeiner philoſophiſchen oder Kunſtanſchauung des Lebens ab. Cicero ſchreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäſar. Die Franzoſen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich ſchreibt, ſchreibt wie die guten franzöſiſchen Schriftſteller, oder ſchreibt ſchlecht. Vergleicht man Rouſſeau mit Voltaire, ſo findet man zwar beider Styl ſehr von einander verſchieden, doch ſind ſie es nur ſo lange, als ſich beider Anſichten von einander unterſcheiden. Wo Roſſeau denkt wie Voltaire, ſchreibt er auch wie er. Die deutſche Sprache hat — der Himmel ſey dafür geprieſen — keinen Styl, ſondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es ſo wenige deutſche Schriftſteller, die das ſchöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weiſe darzuſtellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht iſt Leſſing der Einzige, von dem man beſtimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß ſo viele deutſche Schriftſteller ſo ſehr ſchlecht ſchreiben? Vielleicht kommt es daher, weil ſie ſich keine Mühe geben, und ſie geben ſich keine Mühe, weil ſie, als Deutſche treu und ehrlich ſich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie anſehen, den Ausdruck ſchöner zu machen, als der Gedanke iſt. Entſpringt die Vernachläſſigung des Styls aus dieſer Quelle, ſo iſt zwar die gute Geſinnung zu loben; doch iſt die Sittlichkeit, von der man ſich dabei leiten läßt, eine falſche. Wie man ſagt: der Gedanke ſchafft den Ausdruck, kann man auch ſagen: der Ausdruck ſchafft den Gedanken. Worte ſind nichtswerthe Muſcheln, in welchen ſich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man ſoll darum die Muſcheln nicht verſchmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man ſelten. Der geiſtreiche Schriftſteller unterſcheidet ſich von dem geiſtarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, ſchon vorhandene Ideen, deren Daſeyn jener gar nicht merkt, aufzufaſſen und ſich anzueignen vermag; aber neue ſchafft er nicht. Der menſchliche Geiſt müßte eine ungeheure Umwälzung, eine ſolche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſich bedeutend erweitern ſollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menſchheit erlitten, war das Chriſtenthum, und doch kann man nicht ſagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd geweſen. Freilich erklärt ſich dieſes dadurch, daß auch ſchon vor Chriſtus chriſtliche Weltanſchauung, wenn auch nicht in ſolcher Ausbreitung als jetzt, geherrſcht hat. Kann aber der Schriftſteller keine neue Ideen ſchaffen, ſo vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Geſtalt iſt, welche in der Weſenkette ein Geſchöpf über das andere ſtellt, ſo wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargeſtellt — und der Pflegevater iſt auch ein Vater.

Die ſchlechte Schreibart, die man bei vielen deutſchen Schriftſtellern findet, iſt etwas ſehr Verderbliches. In Büchern iſt der Schaden, den ein vernachläſſigter Styl verurſacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen geleſen, die eine umſchloſſene oder geſicherte Bildung haben, und der ſittliche und wiſſenſchaftliche Werth dieſer Werke kann ihren Kunſtmangel vergüten. Zeitſchriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks ſeine Bildung, wenigſtens ſeine Fortbildung ſchöpft, ſchaden ungemein, wenn ſie in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Die wenigſten deutſchen Zeitſchriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es iſt aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von ſolcher Art iſt, daß ſie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtſamkeit geſchrieben hätten, die zu befolgen Pflicht iſt, ſobald man vor dreißig Millionen Menſchen ſpricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunſttalent müſſe angeboren ſeyn. Dieſes iſt aber nur in einem beſchränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, ſo iſt es das des Styls. Man nehme ſich nur vor, nicht alles gleich niederzuſchreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu laſſen, wie man es niedergeſchrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich ſehr lächerlich) iſt das Ueberſetzen, beſonders aus alten Sprachen. Ich meinerſeits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Ueberſetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutſchen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, ſondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateiniſchen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutſchen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abſchrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu überſetzen ſey, und erſt am neunten kritiſchen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutſche Journaliſten werden es einſt bereuen, daß ſie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbeſſerung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römiſchen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausſprechen darf, iſt man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die ſchönſten Stellen des Tacitus ſind, wo er von der alten Freiheit ſpricht, weil er dieſes verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiſer, aber doch unter einem Alleinherrſcher lebte. Unſere Zeit auch verſtattet nicht, alles frei herauszuſagen, und durch dieſen Zwang befördert ſie ſehr den guten Styl. Man möchte von Conſtitution, von Spanien, von Italien ſprechen, aber es iſt verboten. Was thut ein erfinderiſcher Kopf? Statt Conſtitution ſagt er „Leibesbeſchaffenheit," ſtatt Spanien „Iberien," ſtatt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen," und gebraucht für dieſen und jenen Gedanken dieſen und jenen dichteriſchen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht verſteht. Denn darauf kommt jetzt Alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, ſondern fühle, was wir gewollt. Die deutſchen Journaliſten müſſen ſich aber eilen. Sie ſollen nicht vergeſſen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenſchlage zwölf, die Zenſur in Deutſchland aufhört. Wenn ſie alſo bis dahin ihren Styl nicht verbeſſert, werden ſie mit ihrem ſchlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in ſo freundſchaftlichen Unterhaltungen begriffen ſind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu überſetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Inſel Elba zurück. Wir deutſchen Zeitungsſchreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus

Liebe für die korſiſche Geißel — bewahre der Himmel! — ſondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfriſchende Nachrichten zugekommen. Ich ſchrieb hurtig einen ſchönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, ſondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu geſtehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und ſehr dumm, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geſchrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch geſtrichen. Den andern Tag fragte ich deſſen Secretair, warum es geſchehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menſchheit Krieg führten? Dieſer antwortete mir: „Wind iſt Wind, ob er nach Oſten oder Weſten bläſt — gleichviel. Er ſoll gar nicht blaſen, wir wollen Ruhe haben.“ Alſo, wie geſagt, mein Artikel wurde geſtrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er ſeine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich ſetze mich hin, und überſetze daraus die Ode: **Nunc est bibidum**, und bringe das naſſe Manuſcript zum Zenſiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector ſaß. Dieſer las es, und ſprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut überſetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicateſſe, welches attiſche Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieſes Salz ein Regal iſt!)

Und welche Philoſophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!“... Als ich Horaz wegen ſeiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, ſtreckte feierlich wie ein Geſpenſt meine Rechte aus, und ſprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann ſeyd mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! 'Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäſar rauben, als ich Octavius ſtehlen ſah, gab ich die römiſche Freiheit verloren — erſt dann weinte ich um ſie, als ich Horaz geleſen. Er, ein Römer, ihr Götter! und ſeine Kinderaugen haben die Freiheit geſehen — er war der erſte, der ſich am Feuer des göttlichen Genius ſeine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth ſeyn. Was ſingt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unſterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu ſcherzen, 'daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, ſeinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — ſo leicht macht' er ſich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?“.... Ich ſagte noch mehrere ſolche, theils fürchterliche, theils heidniſche Dinge. Der Polizeidirector entſetzte ſich, trat weit, weit von mir zurück, und ſah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er iſt doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Anſteckung!

11

❋ Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich **Nunc est bibendum** gut verdeutſcht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und ſo habe ich nach und nach faſt den ganzen Horaz überſetzt. Da liegen ſie nun, die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen ſoll. Sollte ein unglückſeliger Zeitungsſchreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, ſo ſtehen ſie ihm zu Gebote. Briefe werden poſtfrei erbeten. ❋

II.

Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

Ich erinere mich mit Entzücken jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar iſt die Jugend jedem ſchön, wo und wie ſie ihm auch vorüber gehe; aber akademiſchen Jünglingen iſt ſie es doppelt. Es iſt der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernſt begegnen, und die ſchmerzliche Wahl zwiſchen Luſt und Mühe iſt ihnen erlaſſen; die Andern aber ſtehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſt bewegtes wiſſenſchaftliches Leben. Göttingen war, was es immer geweſen, was es noch iſt: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wiſſens, ein hochgeachteter Adelſtand, reich an feſten, ſichern, unveräußerlichen Grundbeſitzungen. In Halle aber herrſchte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthſchaft des Geiſtes, und die Lehre wie das Gelernte ging raſch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weiſe und gütige Sorgfalt der preußiſchen Regierung hatte einen Verein von akademiſchen Lehrern gebildet, die, ohne ſich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. **Wolf**, deſſen Ruhm nicht größer iſt, als deſſen Verdienſt, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. **Schleiermacher** lehrte die Theologie, wie ſie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Chriſt geweſen. In ſeinen Vorleſungen über die Ethik betrachtete er das ſittliche, das wiſſenſchaftliche und das bürgerliche Leben der Menſchen. Sein Hörſal vereinigte nicht blos die akademiſche Jugend, ſondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Univerſitäts-Prediger, und ſeine Zuhörer wurden um ſo andächtiger, je bedächtiger ſie wurden; denn Schleiermacher ſchiffte, mit dem Compaſſe des Wiſſens verſehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, ſicherer, zweifelloſer Richtung. **Reil** war als Menſch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von anſehnlicher, Achtung gebietender Geſtalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter ſeinen Schülern, die ihn eben ſo ſehr liebten als bewunderten, ſo konnte man ſich leicht in die Akademie von Athen verſetzen. er wußte ſeinen Kranken und deren Angehörigen ein unerſchütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermiſchte ſeine Vorleſungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köſtlichen Früchte ſeiner Forſchung waren unter Blumen verſteckt. Wer nur den erſten Stunden ſeiner halbjährlichen Vorleſungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Profeſſor der Moral oder der Aeſthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wiſſen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geiſtes ihr ſchwaches Haupt zur Erde niederſenken, und dieſes nothwendigen Naturgeſetzes ſich bewußt — äußerte Reil im engen Kreiſe von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchſt liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geiſtes verlieren. Um ſich gegen dieſen Verluſt zu ſchützen, war er immer darauf bedacht, ſich mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte ſich die Lehren Cüvier's angeeignet, und brachte die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geiſtreiche Art mit den unmündigen Geſchwiſtern des Menſchen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menſchlichen Organiſation an den Unvollkommenheiten der thieriſchen nach. Er war ein ſo höchſt beſcheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein ſo lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Reſultate ſeiner Forſchung die Wege und Berechnungen mitzutheilen verſäumte, über und durch welche er zu dieſen Reſultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademiſche Jugend zur höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphiloſophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphiloſophie zu lächeln. Es hätte immer geſchehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über ſeine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphiloſophie vergeſſen, wie ſie eigennützig über den ſpendenden Herbſt den Frühling vergeſſen, welcher zugeſagt! Sie denken nicht daran, daß wenn ſie die Naturphiloſophie entbehren gelernt, dieſe ſelbſt es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß ſie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er ſie des längern Bedürfniſſes der Wohlthaten überhob. Die Naturphiloſophie iſt der Schlüſſel zum Himmel wie zur Erde: wer den Schlüſſel für den Schatz genommen und ſtatt Gold Eiſen gefunden — der hat ſich ſelbſt anzuklagen.... Steffens iſt ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle ſein Lehramt begann, der deutſchen Sprache, wenigſtens der deutſchen Ausſprache noch nicht ganz mächtig. Dieſes gab ſeinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades ſo wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geſchöpft, reichte er friſch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erſt am Ufer fing er zu überlegen an.

Von ſolchen Lehrern angetrieben, ſtrömte der akademiſchen

Jugend das Blut raſcher und feuriger durch alle Adern des Geiſtes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geſelliges Leben war wilder und rauher als es je geweſen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantiſch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern, und von unten deutſchen Poſtillionen. Brach aber aus dieſer rohen Hülle die wiſſenſchaftliche Begeiſterung hervor, ſo war ſie um ſo rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauſe, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Geſellen über die Schellingſche Naturphiloſophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten ſie ſich über die Polaritäten verſtändigt, über den Indifferenzpunkt aber ſich entzweit. Der Eine ſagte dem Andern, er habe dumm geſprochen. Das war eine Herausfoderung, und zwei Tage ſpäter floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie iſt die deutſche akademiſche Jugend ſo glücklich! Verdorren möge die erſte Hand, die dieſes ſchöne Leben beſchmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geſchlagen, die Franzoſen kamen, und die Univerſität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geiſt fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle ſich ja kein Anderer mit dieſer Sympathie brüſten! Napoleon zertrat den Geiſt nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn feſt, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und ſchwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verſtanden, wie viel nöthiger ſey, die Füchſe als die Löwen einzuſperren.

Reil iſt geſtorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens iſt in Breslau. Von dem Letztern hat man ſeit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern ſagen — er habe ſich von der Naturphiloſophie „ermüdet abgewendet,“ (das ſind ſeine eigenen Worte), und ſey ein Gläubiger geworden (ſo ſprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erſcheinung iſt nicht neu, und ſie thut auch nicht ſo wehe. Die Irrthümer eines großen Geiſtes ſind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn ſie den Weg verfehlen, haben ſie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geiſtreiche oder ſonſt bedeutende Männer in Deutſchland die gewohnte Lebensbahn verlaſſen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan, und ſich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräuſch und ſind zum Katholizismus übergetreten. Es iſt wohl erſprießlich, daß wir uns über ſolche Erſcheinungen zu verſtändigen ſuchen. Zuvörderſt aber iſt hierbei Eines zu beſeitigen. Man ſchämt ſich faſt davon zu ſprechen! Iſt aber hiebei Etwas, deſſen man ſich zu ſchämen, ſo fällt es auf die zurück, deren kindiſche Fehler die kindiſche

Zurechtweiſung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdiſchen Vortheil gefunden, und da war man — ſoll ich ſagen ſo frech, ſoll ich ſagen ſo wahnſinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entſpringen — man war ſo unbedacht zu ſagen, den Vortheil, den ſie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten ſie geſucht. So wunderlich iſt der Menſch, daß er ſich bald zu den Göttern erhebt, und ſich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und ſich bald zum Viehe erniedrigt, und ſich einer Verworfenheit beſchuldigt, die außer ſeiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Menſch ſeine Meinung ſeinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieſes ſey geſchehen, da iſt es keine wahre, keine Herzens-Meinung geweſen, die ſie hingegeben. Auch der gleichgültigſte Menſch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häuſern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war es ihm noch ſo lieb und bequem. Wohnſt Du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in Dir, dann gibſt Du ſie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl iſt es ſchmerzlich zu ſehen, daß der Geiſt, wenn auch nur in ſeinem Wahnſinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen in den Sold der Dummheit und des Laſters tritt! Es iſt eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, ſie glaubten etwas: um ihr Wiſſen zu verbreiten, um ihren Glauben auch Andern einzuflößen, hielten ſie für recht und klug, ſich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verſtanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geiſt ſich zu gemeinſchaftlichen Zwecken mit der Maſchine verbindet, die Maſchine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geiſt iſt gebrechlich, er wird müde, krank, er ſtirbt; aber die Maſchine wird nicht müde, denn die Hände, die ſie in Bewegung ſetzen, wechſeln ab, die verdorbene Maſchine kann ausgebeſſert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue erſetzt werden. So hatten ſie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wiſſe: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geiſt, ſelbſt wenn er ihr dient, als ſie die andere Dummheit haſſet und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber ſteht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur geſtehe) die Naturphiloſophie, von der er ſich ermüdet abgewendet, hat ſich von mir abgewendet; ich habe ſie vergeſſen. Vieles lernt der Deutſche, und vieles vergißt er; der Franzoſe lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das geſellige Leben täglich die ſchläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren ſo angenehm iſt. Das Leben aber, das der Deutſche in ſeinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Eſſig eingemachten Frucht; oder er verduftet ſeinen Geiſt in Caſſinos und Theaterklatſchereien. iſt eine Blume, wenn er viel iſt, ſättigt nicht und wird nicht ſatt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird geſagt haben, was ſeine Glaubensgenoſſen früher geſagt. Seine geiſtige Bekehrung iſt mir nur aus Kritiken ſeiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung ſeiner neueſten Schrift „von der wahren Religion und der falſchen Theologie,“ die im Literatur-Blatte abgedruckt ſtand, hat ſie mir in Erinnerung gebracht. Ueber ſolche Erſcheinungen will ich gemeinſchaftlich mit den Leſern eine Belehrung ſuchen, die ich zu bringen weder Andern, noch mir ſelbſt verſpreche.

Der Menſch hat einen Körper, eine irdiſche und eine himmliſche Seele. Der Körper dient der irdiſchen Seele zur Hülle, dieſe der himmliſchen. Sinnlich beginnt der Menſch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieſes iſt der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung ſtreben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reiſe iſt erſt dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit dieſem Gefühle erwacht das Leben; dann fragſt du: wer bin ich? dann fragſt du: was war ich? was werde ich? Du darfſt aber über die erſte Antwort nicht vergeſſen, was du ohne Frage ſchon gewußt, du darfſt über die zweite Antwort die erſte Frage nicht vergeſſen! Vergebens ſagt man dir, wer du biſt, wenn du nicht mehr fühlſt, daß du biſt; vergebens haſt du gehört, woher du kommſt und wohin du gehſt; wenn du nicht mehr weißt, wer du biſt! Dein Verſtand iſt ſchwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube iſt dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdiſche Seele iſt ſelbſtſüchtig, ſie nimmt die Welt in ſich auf; die himmliſche Seele iſt allliebend, ſie löst ſich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen iſt, faßt ſie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erſcheinungen, ſo iſt dein Glaube bedingt, löſeſt du dich nicht ganz mit deinem Geiſte und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbſtzernichtung iſt die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder Alles wollen, Nichts oder Alles haben, das iſt ganz Eins; Alexander wollte Diogenes ſeyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du ſagſt: *ich denke nicht, ich glaube*. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die ſich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkſt, ſo denkſt du dieſes Wiſſen — doch dies ſey dir überſehen. Aber was machteſt du mit deiner Vernunft? Du haſt ſie zerſtört oder zurückgelaſſen, du haſt alſo nicht Alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, iſt Gott außer deinem Gedanken; ſind deine Sinne außer deinem Geiſte, iſt dein Geiſt ſinnlos. Du ſagſt: ein kindlich Herz iſt Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du haſt Recht. Nahſt du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, ſondern an dein volles Herz ſich werfen; kommſt du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibſt du, an deiner Freundſchaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du ſagſt: „ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beſeligt in dieſem Gefühle überſchwenglicher Gewißheit.“ Wir wollen ſehen, welche Ruhe es iſt, die du gefunden, und wir fürchten ſehr, es iſt „die Ruhe des Kirchhofs,“ wie ſie Marquis Poſa in Don Carlos nennt. Du wurdeſt von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da ſuchteſt du den Schwerpunkt deines Lebens und fandeſt ihn nicht. Du fandeſt ihn nicht, weil du ihn ſuchteſt. Er iſt in dir, er iſt überall, wo du biſt, du magſt dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinſtellen. Aber du ſuchteſt ihn im Norden und im Süden, im Oſten und im Weſten, und als du ihn nicht gefunden, haſt du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannſt du nun nicht mehr verlieren, aber haſt du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeſchickte Baumeiſter nicht aufzurichten wußte; da liegt ſie — und freilich ſie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, haſt du dich in die Feſte des Glaubens zurückgezogen; du haſt nicht geſiegt, du haſt dich nur gegen deine Niederlage geſichert. Weil du lahm biſt, haſt du dich in dein Bett gelegt — biſt du weniger lahm, ſeit du deine Füße nicht mehr gebrauchſt? Dein Geiſt war krank; ihn von ſeinen Schmerzen zu heilen, haſt du ihn getödtet. Immerhin! genügt dir dieſe Geſundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weiſe heilen!

Welche Philoſophie iſt die wahre? Welcher Glaube iſt der rechte? Das will ich dir ſagen, Leſer. Die Philoſophie iſt die wahre, die, daß ſie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu ſtrafen. Der Glaube iſt der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen iſt, einen andern irrgläubig zu finden. Ich ſage Dieſes, du ſagſt Jenes, ein Anderer ſagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht gibt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findeſt, in einem Menſchen oder in einem Dinge, wandelſt du im Dunkeln. Lächelſt du über deinen eigenen früheren Wahn, wirſt du ſpäter über deinen jetzigen lächeln; bereueſt du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereuſt. Du kommſt nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir ſelbſt leuchteſt. Ragſt du mit deinem Geiſte noch ſo hoch empor, verſchmähſt aber das Thal zu deinen Füßen und füllſt es aus: dann haſt du mit dem Thale auch dich vernichtet du haſt dich ſelbſt abgetragen. Warum ſchmähſt du deine ehemaligen Kinderſpiele nicht? Du biſt gewachſen, deine Puppen ſind gewachſen: dort war Ernſt, oder hier iſt Spiel. Du fragſt: was iſt Wahrheit? Frage: was iſt Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn ſie ihren giftigen Saft bereitet?.... Die Erde bebt, die erſchrockenen Menſchen ſtürzen bleich aus ihren Häuſern und höhere Geiſter lachen, wie wir ſelbſt lachen, wenn die geſchüttelte Mücke eilig von der nieſenden Naſe wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben ſie nicht verſtanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß ſie hinaus geſchifft nach fremden Welttheilen? Hatten ſie nicht Geiſt, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? Vielleicht hatten ſie nicht Geiſt genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geiſt, oder für Geiſt und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben ſie alle Saiten, die ſie nicht übereinzuſtimmen vermochten, zerriſſen, und nur eine Saite übrig gelaſſen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daſeyn beherrſcht, auch das unſere beherrſchen will. Es gibt eine Schwelgerei des Geiſtes, wie es eine Schwelgerei der Sinne gibt. Daran litten jene Männer; ſie hatten einen Durſt des Wiſſens, der um ſo heftiger ward, je mehr ſie ihn ſtillten. Nun iſt zwar dem Menſchen Erkenntniß genug verſtattet; aber ſein Geiſt hat nur eine Pforte, nur Eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirthe ſind aus ſich ſelbſt geſtürzt, die Schaar der Gäſte vor der Thüre zu empfangen. Da ſind ſie betäubt worden im Gedränge und im Getöſe; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Fauſt, ſich dem Teufel verſchrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man ſeine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem böſen Herrn diene, man hat ſeine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber, ſoll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und ſich ſelber: denn Alles, Alle und wir ſelbſt ſind in Gott, und Gott iſt in Allem, in Allen und in Uns. Gott iſt überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht ſieht. Unter Menſchen gibt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet: Gott aber kennt und liebt alle ſeine Kinder, auch die verlorenen.

Auf zweierlei Weiſe zerfällt der Menſch mit ſich, und kommt ſo zur Sünde, ſo zur Buße, ſo zu Bußpredigten, Unſchuldigen gehalten. Entweder er entzweit ſich in ſich ſelber, und opfert die eine oder die andere Hälfte ſeines Daſeyns auf, um fortzubeſtehen; oder die Zeit zerfällt mit ſich, und theilt die Unentſchloſſenen, die nicht wiſſen, ſollen ſie drüben bleiben, ſollen ſie herüberkommen. Sie ſtehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wiſſen nicht, wohin ſie ſich zu wenden, unter ihnen flutet ſchäumend die Geſchichte, reißt früher oder ſpäter die Ufer ein, auf deſſen Rande jene fußen, und ſchwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geſchah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geſchieht in unſerer. Wenn die Erde bebt, ſchwärmen die Menſchen. Dann kommen die klugen Leute — ſo oder ſo klug — und ſagen: das

Comité Directeur oder die apoſtoliſche Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es iſt ihr einziger Troſt, zu glauben, daß Alles durch Menſchen geſchähe, die man ſchrecken, köpfen oder beſtechen kann. Auch haben ſie Recht; gibt es einen Gott, ſind ſie verloren.

Ich habe früher geſagt: „du irrſt, ſo lange du einen im Irrthume findeſt,“ und doch habe ich geſagt, daß Steffens mit ſeinen Glaubensgenoſſen irrt! Ich habe es geſagt, ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer liest, aber ich will nicht betrügen. Der Geiſt iſt ſtark, das Fleiſch iſt ſchwach. Eines aber entſchuldigt. Der Menſch ſoll Alles dulden — aber auch die Unduldſamkeit? Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer; verſuche es jeder mit ſeiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der ſchwerſten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um ſo leichter.

Der Beurtheiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falſchen Theologie“ hat geſagt: das Werk ſey *unheilbringend*. Das war ein böſes und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr iſt; kein Buch, nur Schweigen iſt unheilbringend. *Unklug* — weil es nicht klug iſt zu ſagen, was manche Menſchen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler ſprach von Inquiſition, von Scheiterhauſen, und anderm hergebrachten Jammer, wozu Steffens' Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das iſt das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen ſucht. Als die Inquiſition wüthete, ſchrieb man keine Bücher, ſie zu vertheidigen, und jetzt, da in keinem Staate mehr politiſcher Deſpotismus herrſcht, erſcheinen täglich Werke, die den Deſpotismus anpreiſen. Es iſt ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird: denn entweder es iſt todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechsten Zinsthalers in Deutſchland.

Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich ſehr dafür, daß der deutſche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu ſeyn. Die Sache iſt von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutſche Akademie hatte beſchloſſen, ihre philoſophiſche Klaſſe aufzuheben, weil das ſchwere Gepäck der Philoſophie ſie am ſchnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philoſophie im Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das Eine lobenswerth, das Andere natürlich; ſondern über Folgendes: Ein deutſcher Gelehrter, der die Sache erfuhr und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes ſo ſchön, daß er ſich darüber wunderte. Dieſer Gelehrte iſt kein Träumer, kein Nachtwandler, ſondern ein ſehr heller, ſehr wacher Kopf; er iſt ein guter Rechner, hat ſich oft als tapferer Degen gezeigt —

und doch hat er das nicht verſtanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verſtanden. Er wußte ſehr wohl, daß in Deutſchland die Philoſophie einſchränken, Nichts Anderes heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philoſophie erweitern, Nichts Anderes, als die Freiheit einſchränken — und was er wünſche und wie er geſinnt ſey, darüber hat er in ſeinen vielen Schriften viel geſprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beiſpiel. Ein Diplomat ſchrieb einem Profeſſor, er möchte ihm einen Hofmeiſter für ſeine Kinder verſchaffen: es müſſe aber ein ordentlicher Menſch ſeyn und kein liberaler. Der Profeſſor ſchrieb zurück, daß er bedaure, nicht dienen zu können, denn in unſeren Tagen wären alle ordentliche Menſchen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgeſprochen. Wäre aber der Profeſſor ein Spitzbube geweſen, wie es ſich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgeſucht, ihn dem Diplomaten zugeſchickt, und dieſem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Menſch, wie er beſtellt worden, ein Muſter von jungen Menſchen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geſchmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten ſtreuen können in ſeine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten ſelbſt umgewandelt. Warum denn nicht? Iſt das ſo unmöglich? Iſt ein Diplomat nicht auch ein Menſch?

Was nützt euch eure Geradheit, eure Härte? Könnt ihr etwas damit faſſen, etwas damit feſthalten, euer Glück, Anderer? Macht euch weich an einem Ende und ſchmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr ſie fort, und man weiß es, ihr werdet ſie zum Guten ziehen. Wollt ihr böſe Grundſätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind beſiegen, von dem man aus Haſſe ſich entfernt hält? Will der Verſtand auf den Unverſtand wirken, muß er unverſtändig ſeyn an beiden Ecken. In der Mitte ſeyd klug. Ein harter Körper ändert keinen flüſſigen; umgekehrt: der flüſſige löst den harten auf. Werdet flüſſig, Profeſſoren! Seyd nicht ſo ſtolz, macht euch klein, ihr großen Geiſter, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältniſſen dieſes ſandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz findet hinter der Unwiſſenheit, findet bei uns den nämlichen Schutz auch hinter der Gelehrſamkeit. Dieſe bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwiſſenheit aus, mit dem, was ihr von der Gelehrſamkeit abtragt; thut das und ihr werdet ſehen, wie bald ſie kapituliren. Lernt von den Jeſuiten, die das Regieren gut verſtanden, wie man ſolchem Regieren widerſteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelſtand des Geiſtes duldeten ſie nicht.

Seht Voltaire, ſeht Rouſſeau! der eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen; der andere war ein edler Mann und wurde für einen Schurken gehalten und ſein ganzes Leben verhöhnt und verfolgt. Wo entſprang dieſe Verkehrtheit? Gegen das Böſe ſtritten, das Gute wollten beide Männer: aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rouſſeau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt, wie ſie da iſt, ſuchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht: Rouſſeau wollte die alte Welt verjüngen und glaubte kindiſch ihr die Unſchuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rouſſeau nicht gewirkt auf ſeine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täuſchung; er dachte und fühlte, wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber dieſe wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf ſeine Zeit, und ohne ihn wäre erſt ein ſpäteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rouſſeau führte das Schwert — ein Arm, ſo tapfer er auch ſey, wie wenig vermag er! Voltaire verſtand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewiſſen Morgenſchein vor ſich. Er liebkoſte die goldnen Gewitterableiter, ließ ſich folgſam von ihnen leiten und ſchlug zwiſchen Menſchenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rouſſeau, ein freier Blitz, ſchlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire ſchmeichelte den Großen — glaubt Ihr, daß er ſie liebte? Er ſchmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren ſchmeichelt, ſie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindiſchen Mund mit Zuckerwerk füllte, er ſprach, ſie hörten. Rouſſeau gab ihnen bittere Wahrheit und ſie wandten ſich von ihm. Voltaire verfolgte die Jeſuiten mit Haß und Leidenſchaft, und er nahm einen Jeſuiten unter ſein Dach, an ſeinen Tiſch. Das hätte unſer Voß nimmer gethan! Der Jeſuit hieß Adam, und Voltaire ſtellte ihn jedem Beſuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le prémier homme du monde. Der Jeſuit ſtellte ſich dumm und verſtand den Spott nicht, ſpielte Schach mit Voltaire, der es ſchlecht ſpielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jeſuit war Jeſuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Leben. Getrennt werden ſie beherrſcht und nicht von euch; getrennt iſt die Wiſſenſchaft blaß, die Kunſt mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, ſoll der Tiſch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die franzöſiſchen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mably nicht gründlich, darum, weil ſie die Gläſer aus Flaſchen füllten, nicht aus Brunnen? Waren ſie nicht Gold, weil ſie glänzten, und nicht alles Gold iſt, was glänzt? Könnt ihr nicht geiſtreich ſeyn, weil ihr tiefſinnig ſeyd? Morgens verſteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wiſſenſchaft dienen, ſie ungefällig machen? Fällt euch das Denken ſo ſchwer, daß ihr euch davon erholen mußt, ſo denkt nicht. Das Leben iſt Arbeit dem geſunden Geiſte, die Wiſſenſchaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte ſich nicht von der Philoſophie bei Aſpaſia, von Aſpaſia erholte er ſich bei der Philoſophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, ſucht die Kreiſelung des Quadrats: ſeyd nicht viereckig, liegt nicht ſo feſt auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unſere großen Dichter, und nur unſere, immer aus ſo großen Bechern tranken? Woher, daß ſich Mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantaſie, wenn ſie ermüdet war, fand in dieſem ſandigen Lande keinen grünen Hügel, ſich auszuruhen, und ſie mußte ſich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüſte. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in ſeinem Phöbuswagen über das ſchlechte Pflaſter und die Miſthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne ſeines Geiſtes niederſank, ſie, ſtatt in die friſche Fluth zu tauchen, nur umſchattet wurde vom Pfeifenqualm der Caſinos, und wie nur Philiſter ſeine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geſelligkeit hinauf, wo man die ſchweren Sorgen, den Dunſt und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verſchuldet? Ihr, eure

Gelehrſamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudeſuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden ſtolz und unzugänglich gemacht. Sie verſchmähet euch, wie ihr ſie verſchmäht. Die wahre Philoſophie erhebt das Handwerk zur Kunſt — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunſt zu ſich. Aber das vermag eure nicht, eure macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariſer Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondriſch war, und dieſer eine beſchäftigte ſich mit deutſcher Philoſophie. Er war der edelſte, gutmüthigſte, eingezogenſte, furchtſamſte Menſch von der Welt. Einmal reis'te er in Deutſchland — ich muß lachen, wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während ſo vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geſchah. Seht ihr? Eure Philoſophie führt zur Hypochondrie, dieſe zur Demagogie, dieſe zur Pandantrie — freilich Andrer — und dieſe führt auf die Feſtung. Aergert euch nicht, und geſteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, verſäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einſatz iſt nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geſchmeidiger, als das. Doch, wohlverſtanden, daß ihr ſie betrügt. Geſchähe auch, daß euch die Sache Ernſt würde und euch der Teufel holte — was liegt daran, wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philoſoph ſeyn, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jeſuiten; jene bemüht ſich doch nur für dieſe.

Ihr ſeyd nicht ſcharf genug, ihr gleicht den Lichtſcheeren in deutſchen Gaſthöfen, die, wenn dort auch ſonſt Alles gut iſt, nie recht ſchneiden. Gebt eurer Feder Federkraft, ſchnellt empor; doch ſeyd artig und nett dabei. Leſet fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutſcher Gelehrter, wie er ſeyn ſoll, trägt ein feines ſchwarzes Kleid, die allerfeinſte Wäſche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweſte, und einen großen Siegelring an der Hand. Um ſeinen geſunden Magen tändelt eine Lorgnette. An ſeiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erſte Zahn der Sonntag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neumann, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — Alles in Gold gefaßt — ein Cryſtallfläſchchen voll Diplomatenthränen und andere ſolche artige Sachen. Iſt der Gelehrte alt, ſo daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt ſich immer in Sporen, trägt eine blonde Perrücke, läßt ſich ſeine Hefte von einem Bedienten auf das Katheder bringen, riecht ſehr gut — kurz iſt ein Narr. Auf der Reiſe iſt der Gelehrte ſplendid, verzehrt viel, befiehlt ſtark, und gibt ſtarke Trinkgelder. Bei Tiſche ſteht eine Flaſche mit langem Stöpſel vor ihm; beim Deſſert ſchenkt er ſeinen Nachbarn Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Eſſen lächelt er und hat Geheimniſſe mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, ſpringen zwölf Kellner hinaus: ſie hören ſchon am Knallen des Poſtillons, daß ein deutſcher Gelehrter kommt..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundſätze gewinnen, macht ſie glauben, ſie wären ſchon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd in's Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz geſinnt ſey, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Nichts iſt ſchmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein ſtarkes Herz habe und zugleich die Macht, es zu bändigen; man ſey ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, ſcheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit euren Edelſinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euren Worten und ſtolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr ſchreibt. Die Schrift iſt ſtreng, feierlich für die Welt; das Wort iſt mild, alltäglich für das Haus. Die Uebel der Menſchheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch ſchmerzt; die Schwächen der Menſchen muß man mit Nachſicht behandeln. ſie beſprechen und ſtreicheln.

Verſchwiſtert die Wiſſenſchaften zu ſolcher Einigung, daß keine mehr weiß, was ſie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und Jedes allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie, wenn man ſich hingeſetzt euch anzuhören, und ſagt nie, was man erwartet. Kein Eſſen ſchmeckt beſſer, als das zur ungewöhnlichen Zeit; der Magen iſt froh, von dem Zwange der Etiquette erlöſt zu ſeyn. Sprecht vor allen Dingen da, wo ſie nicht hingehören: in der Religion von den Jeſuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutſchen Prozeſſe erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Cenſur; lehrt bei der Polizeiwiſſenſchaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechſelfieber vom hohen deutſchen Adel. Seht! ich bin kein trockner, heuchleriſcher Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern gibt, ich begleite meine Moral mit Beiſpielen aus meinen eignen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte ſprechen, wären die ehrlichen deutſchen Gelehrten davon gelaufen, um ſich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich ſtehen laſſen, um ſich bei alten, ihnen längſt bekannten Geſchichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den ſchönen ſechsten Zinsthaler, die Andern durch eine artige Novelle, und ſie ſind gekommen, und jetzt werden ſie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr ſcheltet die Reichen, die im Ueberfluſſe ſchwelgen, und ſeyd von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet ſo ſchön und geberdenvoll gegen die im Feuer der

Ueppigkeit geſtählten Herzen! Seyd ihr denn beſſer? Ihr wißt Alles und euch umſtehen Menſchen, die nichts wiſſen; ihr ſeyd ſo gelehrt und euch umgibt ein geiſtarmes Volk. Schämt euch! Iſt es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg ſo viele Menſchen gibt, die nicht leſen und ſchreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe Dummköpfe gibt? Iſt es nicht eine Schande, daß der Landmann in ſeinen Feierſtunden keine geſunde und angenehme Geiſtesnahrung findet, und er in Branntwein die läſtige Zeit ertränken muß? Befördert den wechſelſeitigen Unterricht, ſchreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfſchiffe, die Dampfkutſchen, die Dampfmaſchinen aller Art. Hört ihr's! das iſt die Hauptſache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, ſeit die Geſchichte ſpricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar Vieles mit euch zu ſprechen; aber — doch ſtill — ſtill — ich habe einen Gedanken — o, er iſt himmliſch — das Herz lacht mir in der Bruſt, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen ſich die ſchönen Geiſter, nur in Deutſchland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zuſammen kommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen, uns kennen zu lernen, uns umarmen, küſſen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obſcurus Knopfdiſtel, wer biſt du?

Ach wie ſehnt ſich mein Herz nach dir! Die franzöſiſchen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Conſtant Villemain, Thiers, Couſin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remuſat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang iſt ſchwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — deſto beſſer, dann gibt es kleine Zeitgenoſſen. Wir wollen zuſammen kommen, wie die Naturforſcher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographiſch und mit Verſtand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philoſophen, Hiſtoriker, Politiker, Novelliſten, Humoriſten, Aeſthetiker, Journaliſten, Kritiker! Wir leſen uns unſere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoriſtiſche Aufſätze, Buntes aus dem Leben, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Tragödien, Comödien, Poſſen, dramatiſche Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauſpiele ſeines Wohnorts und von den Leiſtungen der dortigen Künſtler, ſeit dem Sturze Robespierre's. Wir ſind unſerer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das ſchadet nicht; jeder fängt nur ſeinen Artikel an, die Fortſetzung folgt im nächſten Jahre. Kommt, kommt! Wir eſſen, trinken, ſcherzen. Nach Tiſche prügeln wir alle Rezenſenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das ſind dumme Menſchen und ſie ſind doch nicht zu beſſern — wir prügeln und belehren nur die Andern. Gibt es etwas Himmliſcheres? Um Reiſegeld brauchen wir nicht beſorgt zu ſeyn, wir reiſen ja, wir können unſere Reiſen beſchreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden ſie die tauſend Colliſionen vermeiden? Wir ſind unſerer tauſend und beſchreiben jeder dieſelbe Reiſe. Es iſt eine Erquickung! In den nächſten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort iſt der Geiſt, der Witz, der gute Humor zu Hauſe. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen ſtreuen. Im geräumigen Marſtalle wird uns der Tiſch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben koſten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit ſeinen Liebkoſungen. Doch ſüß iſt der Tod, den die Liebe gibt. Laßt uns Hannover ſehen und dann ſterben — Vedere Annovera e poi morire.

Seyd Spitzbuben und befördert die Dampfmaſchinen, dann braucht ihr es nicht länger zu ſeyn. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind geſprochen. Sie werden ſagen: *ein humoriſtiſcher Aufſatz*. Mit dieſen Menſchen iſt gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutſche, wie die Natur, ſchätzt wenig die *Arten*; nur die *Gattungen* der Dinge ſind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze ſammeln, ohne ſie zu gebrauchen, ſo häufen die Deutſchen Grundſätze auf, ohne ſie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgeſetze abzufaſſen, wie ein deutſcher Bundestag anzuordnen ſey, das mögen ſie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer beſprechen, aber ob das badiſche Ständeweſen tauglich, wie die Preßfreiheit eines beſtimmten Staates beſchaffen ſey, was die Bundesverſammlung zu Frankfurt thue oder unterlaſſe, dieſem nachzuforſchen, ermüden ſie gar bald. So ſind die Ereigniſſe zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug beſprochen worden. Jetzt darf man den ſchönſten und gelehrteſten Abhandlungen über die akademiſche Freiheit, deren Urſprung aus dem Mittelalter, über die Erſprießlichkeit ihrer

Fortdauer oder Einſchränkung mit Gewißheit entgegenſehen. Die vaterländiſchen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunſt hinaufſteigen, aber Göttingen darüber vergeſſen; und darüber zu fodern verſäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit ſo wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat beſtraft und die durch franzöſiſch-weſtphäliſchen Witz nur gelenker gemachte ſteife Herrſchbegierde der hannöveriſchen hochadligen Beamtenſchaar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die ſechszehnendigen Hirſche, nachdem ſie lange ſich furchtſam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutſchen Volkes von Neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn ſie auch wirklich gefehlt, Tadelnswürdigeres, als was ſchon hundertmal geſchehen? Oder haben die vorſichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfeſtes gefürchtet und frühzeitig das Hochgefühl freiheitsbegeiſterter Jünglinge zu demüthigen geſucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder ſollten geduldige Deutſche als Heloten zur Schau geſtellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit ſtolzer Britten daran erſtarke? Iſt es nicht derſelbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine ſo weichherzige Spießbürgerſeele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morſcher

Selbſtling, deſſen Geiſt nicht über den Augenblick hinausragt und frage: wozu Verfaſſungen? Sind unſere Fürſten nicht herrlich, iſt ihr Wille nicht gut? Wohl ſind ſie es, wohl iſt er es, aber was eine Conſtitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne erſetzt werden könne, das mag euch das hier beſprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein ſchlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach ſeinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt, die Gewalt zu gebrauchen gegen ſeine eignen Unterthanen, die er hier gegen ſchuldloſe Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutſches Blatt ſpricht mehr von dieſer Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäiſche Adelsbund, wird den Gegenſtand nach Aachen ziehen und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutſcher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademiſche Freiheit zu vernichten ſuchen, und — Dank der waltenden Vorſehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle euch bei, daß die Hochſchüler in England ein dumpfes, trauriges Leben zwiſchen Mauern eingeſchloſſen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerloſeſten Vögel ſind. Die Freiheit der deutſchen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildeſten Burſche waren die zahmſten Spießbürger geworden

Sind die Ueberſchlauen am Steuerruder toll und verblendet genug, die deutſche wiſſenſchaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigeſetze zu beugen, zwingt man ſie, die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft, die ſie in zweckloſer Luſt und beſinnungsloſem Toben vergeudet, in ernſte Thaten zu verbrauchen, dann dann iſt ſie geſprengt die Kette.

V.

Einige Worte

über die angekündigten

Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik,

herausgegeben

von

der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin

(1826.)

Was dieſe meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwiſſende Gott jetzt ſchon; ich aber weiß es noch nicht. Nur ſo viel ſehe ich in die Ferne, daß, was ich auch ſagen dürfte, der Leſer ſich doch immer meine Angſt, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfaſſer dieſer Blätter vielleicht mehr gedacht als geſagt, und welche Abſicht hatte er, als er ſie geſchrieben? Um dieſe zu erfahren, darum ſchreibe ich ſie eben; der Leſer ſoll mir ſagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und ſpotte keiner hierüber! Sage mir Leſer, wenn Dir träumte, Dein Freund ſey in Gefahr und jammere nach Deiner Hülfe, würdeſt Du nicht aufſpringen von dem weichen und warmen Bette und zum Beiſtande des Freundes eilen? Und wenn unter tauſend Traumgeſtalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erſchienen — würdeſt Du kalt die tauſend Täuſchungen berechnen, und eitel die kleine Gefahr, verlacht zu werden, mit der des Freundes meſſen? Nein, das thäteſt Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen ſolchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich geleſen, es gäbe Menſchen mit ſo reizbaren Nerven, daß ſie eine Wolke am heitern Himmel, die ſie nicht ſehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es ſteht eine Wolke am reinen Himmel der deutſchen Wiſſenſchaft; ich ſehe ſie nicht, aber ich empfinde ſie. Den Vorwurf, daß ich kränklich ſey, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich ſage.

Deutſche Rezenſionen laſſen ſich in der Kürze mit Nichts treffender vergleichen, als mit dem Löſchpapiere, auf dem ſie gedruckt ſind. Ach, man kennt ja dieſes Löſchpapier und das, was darauf ſteht! Es löſcht den Durſt nicht, es iſt ſelbſt durſtig. Und doch rühmen ſich die Deutſchen, die beſten Kritiker zu ſeyn! Sie ſind es auch, nur daß ſie nicht wiſſen, ſich als ſolche geltend zu machen, wie ſie überhaupt nicht verſtehen, zu zeigen was ſie haben, und zu ſcheinen was ſie ſind. Die Natur hat die Deutſchen zum Denken und nicht zum Schreiben beſtimmt, und blieben ſie ihrer Beſtimmung treu, würden ſie ihre Gedanken roh ausführen und ſie von Franzoſen und Engländern verarbeiten laſſen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken ſich immer ſchön und ſauber kleiden und darum Zutritt in guter Geſellſchaft finden, hüllen ſich die reichſten deutſchen Geiſter in Lumpen ein, finden alle Thüren verſchloſſen und werden von jedem unverſchämten Hofhunde angebellt. Der Deutſche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es ſeyn ſoll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun verſuche man es mit einem deutſchen Werke, ob man ohne das Titelblatt ſeinen Inhalt und ſeine Beſtimmung errathen kann. Es ſind Baumaterialien, die beſten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Cryſtallſpiegel, ſchöne Gemälde; aber es iſt kein fertiges Haus. Und iſt ja ein Haus daraus geworden, und es iſt wohnlich und bequem, ſo hat man die Außenſeite vernachläſſigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu ſehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf ſeidenen Polſtern, während Pariſer Lumpengeſindel durch hohe Marmorportale zu ſeinem Strohlager trippelt. So ſchlimm iſt es mit Büchern; mit Zeitſchriften, alſo auch mit kritiſchen iſt es noch ſchlimmer. Es gibt kein kritiſches Blatt in Deutſchland, das verdiente, ſein eigner Gegenſtand zu werden. Woher das Uebel? Der deutſche Gelehrte betrachtet ſich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher ſind ihm Akten, ſeine Studirſtube iſt ihm eine Kanzlei, ſeine Wiſſenſchaft ein Geheimniß. Er hat es geſchworen, den Verſtand zu Hauſe zu laſſen, ſo oft er ausgeht; nämlich, ſo oft er ſchreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verſtand zu ſchreiben, macht er es eben, wie jene Beamte, welchen er gleicht. Dieſe haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, ſtehen ſie unbehülflich da, grinſen, wenn ſie bitten, ſind ohne Grazie, wenn ſie ſchmeicheln, und lächerlich, wenn ſie rühren wollen. Die deutſche gelehrte Welt iſt ein Freiſtaat und ſie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freiſtaate weder monarchiſcher noch ariſtokratiſcher Einfluß geſtattet iſt, ſo bleibt denen, welchen die Natur ſelbſt den Herrſcherſtab in die Hand gegeben, nichts Anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß ſie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beiſpiel zu leiten ſuchen. Aber dieſes zu thun unterlaſſen die vornehmen deutſchen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Andern aus Feigheit. Sie fürchten das literariſche Volk und verachten es. Aber indem ſie es fürchten, machen ſie es furchtbar, indem ſie es verachten, verächtlich. Darum iſt in Deutſchland der literariſche Pöbel ſo herrſchend, darum füllt er mit ſeinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit ſeinem Geſchreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es iſt die Schuld derer, die durch ihre eitle Abſonderung das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutſchland nehmen die beſſern und beſten Köpfe keinen Theil an Zeitſchriften. Warum thun ſie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der ſo geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum ſie nicht ſchon früher kritiſirt? ſie verſprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu ſchreiben; dieſe hätten hingereicht, allen ſchon beſtehenden kritiſchen Zeitſchriften einen Werth zu geben, die ſchlechten Kritiker ins Dunkel zu ſetzen, ſie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beiſpiel ſie zu beſſern. Ob aber durch eine geſchloſſene Societät, ob durch den Glanz einer kritiſchen Reſidenz das arme platte Land der deutſchen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt unterſuchen.

Ich haſſe jede Geſellſchaft, die kleiner iſt, als die menſchliche. Unterwirft man ſich dem Staate, ſo iſt dieſes eine traurige Nothwendigkeit; aber man ſoll ſich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts iſt betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Luſt, welche beſonders die Deutſchen haben, ſich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den ſeltenen Wölfen ſich täglich den Launen des Schäfers und ſeinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutſchen Gelehrten — und das gereicht ihrem

Geiſte und ihrem Herzen zu Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verſtanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder herrſch- noch ſchutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Geſellſchaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geſchadet. Die Wiſſenſchaft haben ſie aufgehalten, und den Leidenſchaften freien Lauf gelaſſen. Nicht den edlen Leidenſchaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung raſcher machen; ſondern den unedlen, narkotiſchen, die betäuben, verwirren, einſchläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerſtören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe legen, lacht der Teufel: denn mit einem Griffe holt er ſie dann alle hundert. Eine ſolche Geſellſchaft hat ſich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; ſie hat ſich angekündigt. Man täuſche ſich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literariſchen Unternehmungen vorausgeſchickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfniſſe redet, wo man auch verſpricht, dem Bedürfniſſe abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung iſt ſehr bedächtig, in ſehr abgemeſſenen Reden abgefaßt, und es iſt eher zu fürchten, daß ſie mehr, als daß ſie weniger halte, als was ſie verſprochen, und daß der Vortheil die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, ſie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu ſagen ich fürchte, die Berliner Geſellſchaft möchte die bisherige Freiheit der deutſchen Kritik und als Folge, die der Wiſſenſchaft überhaupt, gefährden, und vor dieſer Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenſchaft ablegen. Aber was enthalten dieſe Statuten? Warum werden ſie nicht bekannt gemacht? Moſes auch hatte ſeine Geſetzestafeln von dem Wolkengirkel des Berg Sinai's herabgebracht und keiner wußte, von wem er ſie erhalten: aber er machte den Inhalt der Geſetze bekannt, und ſo konnte jeder urtheilen, ob ſie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden, ſich ihr anſchließen? Sie werden eine Art dienender Brüder ſeyn, die nicht Alles wiſſen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwiſſenden befördern ſoll. Zu wiſſenſchaftlichen Zwecken verbundene Männer ſollen nichts gemeinſchaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem ſie drucken laſſen. Was ſie noch außerdem verbindet, iſt als Freiheit beſchränkend zu verwünſchen, und es wird, nach innen auf die Geſellſchaft, nach außen auf die Wiſſenſchaft verderblichen Einfluß haben.

Leiſe, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgeſprochen, den die in Deutſchland übliche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik iſt eine Frucht der Wiſſenſchaft und jede Veredlung, die man beabſichtige, müſſe mit letzterer anfangen. Was fehlt dieſer nun? Nichts als friſche Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgeſtorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anſtand, Muth und Gegenwart des Geiſtes. In Deutſchland ſchreibt jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht ſchreiben kann, rezenſirt. Nichts iſt verzeihlicher als das, es iſt jeder berechtigt, über Alles, was Alle angeht, ſeine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu ſammeln wären, daß man ſie zählen könne. Dieſe herbeizuſchaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abſtimmung zu leiten, dazu ſollte ſich eine Geſellſchaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeſchloſſen, umregelt und monarchiſch wie ſie iſt, und mögen noch ſo viele, noch ſo achtungswürdige Männer ſich ihr anſchließen, wird das kritiſche Geſchrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannichfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuſchen.

Die Societät will nur ſolche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend ſind und eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen.“ Durch dieſes

Verfahren würde künftig jedes neue Werk ſchon durch die bloſe Anzeige in den Berliner Jahrbüchern ſich ausgezeichnet, ſchon durch deren Stillſchweigen ſich zurückgeſetzt ſehen — eine ſchnelle aber ſcharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit ſolcher Urtheilsſprüche fordern, die kein Entſcheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte ſie, wären die Mitglieder, die ſie bilden, frei; da ſie es aber nicht ſind, ſondern, wie wir ſchon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchiſchen Regel unterworfen — ſo kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens iſt es ſehr zu fürchten, daß wenn nur ſolche Werke beurtheilt werden ſollen, die eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen, die verſprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die *Geſchichte* der Wiſſenſchaft, das heißt ihr *Wachsthum*: aber die deutſche Wiſſenſchaft iſt ausgewachſen, ſie wächſt nur noch in die Breite, und da ſie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu ſich nimmt und ſich gar keine Bewegung macht, ſo iſt wohl zu beſorgen, daß ſie einmal in ihrem Lehnſtuhle der Schlag rühren möchte, und daß ſie das viele ſchöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben

Unſere kritiſchen Hauptſtädter wollen ſich in Klaſſen theilen, je nach den Fächern der Wiſſenſchaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulaſſung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klaſſe erhalten und mit dem Namen des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Ich geſtehe es frei — früher konnte ich es nicht geſtehen, da es mir während dem Schreiben erſt ſelbſt klar geworden — daß dieſes der Punkt iſt, der meine Gefühle aufgeregt, und ſie gegen jene Anſtalt ſo feindlich geſtimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erſt ſpäter geſucht und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutſchen Gelehrten Männer zu finden, die ſich einen ſolchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte ſie ſie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuverſicht. Die Mitglieder jener Societät haben ſich nicht genannt; doch ſind es ganz gewiß ſehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, ſich unter den fremden Gelehrten nur gleich begabte, gleich geſinnte, zuzugeſellen. Iſt dieſes aber geſchehen und ſind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorſicht, wozu jene Freiheit beſchränkende Cenſur? Sie ſagen, es geſchähe: „damit Willkühr und Nebenrückſicht ausgeſchloſſen bleibe.“ Allein wenn zu wählen iſt zwiſchen der Willkühr eines Einzelnen und der Willkühr einer Klaſſe, ſo iſt die erſtere zu wählen. Der Einzelne hat ſeine Leidenſchaften, aber ſie wechſeln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geſchieht. Aber die Leidenſchaften einer Klaſſe wechſeln nicht. Der Eigenſinn einer Geſellſchaft thaut niemals auf, und da ſie, wie den Gewinn, den ſie beabſichtigt, auch die Schuld unter ſich theilt, die auf ihr liegt, ſo hat ſie kein Gewiſſen, und ſie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler ſind unverbeſſerlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn ſie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen laſſen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darſtellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrſchſüchtiger Regel nicht zuſagende, Art der Darſtellung, warum die Anzeige zurückgewieſen worden. Man weiß ja, wie eine Geſellſchaft gleich der, von welcher wir hier ſprechen, ſich bildet. Der ſchaffende Gedanke entſpringt aus einem Kopfe: es wird ein guter, ein encyclopädiſcher Kopf ſeyn, einer der das ganze Reich der Wiſſenſchaften überſieht, und jeder Einzelnen Lage und Gränzen kennt. Aber mit dieſem encyclopädiſchen Kopfe wird auch ein encyclopädiſches Herz verbunden ſeyn, das zwar alle Tugenden in ſich ſchließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenſchaften enthalten kann. Ein ſolcher Stifter wählt ſich gleichgeſinnte Anhänger, dieſe wählen andere, und ſo wird es ein Gedanke, der alle beherrſcht, und dem Alle, die ſich dem Kreiſe anſchließen, ſich unterwerfen müſſen.

Jede Kritik ſoll mit der Unterſchrift des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Warum dieſer Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geſchähe. Ich habe nie begreifen können, wie man ſchreiben, wie man kritiſiren mag, ohne ſich zu nennen. Es iſt ſo etwas Unbehagliches, ſo etwas Geſpenſtiſches darin. Ach ich habe auch geſchrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtſamkeit, meinen Namen verſchwiegen, ging ich immer ſchwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht Jeder iſt ſo frei, viele deutſche Gelehrte leben in Verhältniſſen der Dienſtbarkeit, ſie haben Familien, und keiner iſt verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als ſich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutſche Schriftſteller ſich nennen müßte, würde Manches verſchwiegen bleiben, was, kund geworden, ſehr erſprießlich geweſen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen ſich auch nicht, ſie müſſen es wenigſtens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Iſt Furcht etwa keine ſo gute Entſchuldigung als Schaam es iſt? Wenn es geheime Diener des Böſen gibt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es iſt Alles bedacht, Alles beſtimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden ſoll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wiſſenſchaft angemeſſen ſeyn.“ Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Vierviertelakt, von dem wir nur ſchon zu viel ausgehalten? Thut eine ſolche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten preſto preſto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutſchen Federn den ſchleichenden Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wiſſenſchaft! Nun freilich, Würde ſoll ſie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht ſie nur der Werth, den ſie hat, nicht der Schein, den ſie annimmt. Ernſt ſoll die Wiſſenſchaft ſeyn, und das Leben auch; aber nicht ernſthaft. Nur zu ernſthaft iſt ſie in unſerm Vaterlande, und es wäre gut, ſie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe ſeines Werthes geht darin auf, daß er ſeine lächerliche Erſcheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wiſſenſchaft zu iſoliren gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuſchung groß und ihre Enttäuſchung würde bitter ſeyn. Wahr iſt es, die deutſche Wiſſenſchaft konnte ſich nur darum zu ſolcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil ſie einſam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt ſie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von ſich fern. Aber die Noth der Zeit hat ſie ins Freie gerufen, ſie hat ſich im

Felde des Lebens verſucht, man lernte ſie kennen, fürchten und haſſen. Nun hofft ſie vergebens, wenn ſie das Feld räume und in ihre vorige Einſamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird ſie bis in ihre Feſte verfolgen, und nur erſt auf deren Trümmern wird der Argwohn ſeinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe ſie den Feind, ihn zu beſchwichtigen, iſt zu ſpät geworden.

Die kritiſche Geſellſchaft, ſpricht am Schluſſe ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auſpicien aufblühende Anſtalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verſtärken.“ Ich denke, damit iſt München gemeint, und wünſche mich zu irren, wenn ich dieſes denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anſtalt nicht ihren eigenen Weg einſchlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Profeſſoren werden ſich bedenken, ſie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhauſen nachgeſtellt. Dieſer band einen guten Biſſen an eine Schnur: die erſte Ente verſchlang den Biſſen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von ſich. Die zweite Ente verſchlang den nämlichen Biſſen und machte es weiter ſo. Dann kam die dritte, die vierte Ente; ſo eine nach der andern. Nachdem die letzte angebiſſen, zog der kluge Jäger die Schnur an ſich, hockte die ganze Heerde auf ſeinen Rücken, und trug ſie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da ſchnatterten ſie — zu ſpät, ſie hingen, ſie hatten ſich feſt gefreſſen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verſtand, und, ehe ſie nach einer Lockſpeiſe ſchnappen, ſehen ſie zu, ob kein Bindfaden daran befeſtigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen.

(1818.)

Im deutſchen Bundes-Parlamente ſtellt Oeſtreich das erhaltende Prinzip (die Pairskammer), Preußen das ſchaffende Prinzip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes iſt das bindende Azot, dieſes das frei machende Oxygen in der politiſchen Atmoſphäre Deutſchlands. Aus ihrer gehörigen Miſchung allein entſteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrſchte, würde das deutſche Gemeinweſen ein ſieches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraſchen Athemzügen ſich verzehren.

Oeſtreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geiſt und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablaſſende Theilnahme an den frohen Lebensſpielen des deutſchen Volks mußte um ſo mehr überraſchen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernſten Mannes kommt. Preußens Wirkſamkeit war freilich ſeelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat that es, nur aus Luſt und ſeinem Naturtriebe folgend, was Oeſtreich mit Verſtand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verſpotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geiſt der Zeit ſeine Freude findet.

Die öſtreichiſche Regierung fürchtet jede Volksbewegung und iſt folgerecht genug, auch keine ſolche zu dulden, die zu ihrem eigenen Beſten thätig iſt. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, ſie war die einzige Macht, die eine Volksbegeiſterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen laſſen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutſchen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur ſpielend ſich zeigte, hätte geehrt werden ſollen, lächerlich gemacht.

Oeſtreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ſtändiſchen oder freien Munizipal-Verfaſſungen, die dort noch ſtattfinden, dienen nur, ſie wirkſamer zu machen, indem ſie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geiſt des Staatskörpers iſt in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit, worin der Geiſt der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der

Fremde herkommende Meinung und Anſicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verſtattet wird, oder die gänzliche Gedankenſperre ausländiſcher Erzeugniſſe — alles dieſes war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilſam. Joſephs II. allzuraſche und darum mißlungene Verſuche mochten es billig ſchüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und in der Lage der Dinge, die man mit dem Namen franzöſiſche Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an ſich erwünſchte Freiheiten, da ſie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf geſetzlichem Wege zufließen zu laſſen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man ſich nicht abtrotzen zu laſſen ſich ſtark genug gezeigt hatte. Daß das öſtreichiſche Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an ſeinen Fürſten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfaſſung, ſondern die des Fürſten und der Verwaltung. Aber Letztere ſind ſterblich, während Erſtere dauert. Weder Liebe noch Furcht iſt jetzt mehr ein ſicheres Band zwiſchen Volk und Herrſcher, ſondern Achtung allein; denn die Völker ſind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren unüberſteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath ſuchend.

Man mag ihr immer eine heilſame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu ſchwächen, aber aufhalten läßt ſie ſich nicht, ſie zerreißt die Kette und zieht jeden, der ſie gewaltſam zurückhält, mit ſich hinab.

Oeſtreich iſt das europäiſche China, ein ſtill ſtehender, ausgewachſener Staat. Er treibt ſeine ſtarken Wurzeln weit über ſeinem eigenen Gebiete unter dem Boden anderer Länder fort. Dieſe ſtarke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, ſchwerer iſt, es zu lieben. Es mag zu ſeinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geiſtreiche Männer für ſich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben geſinnt ſey, ſpricht ſich in dieſen ſeinen Verfechtern am deutlichſten aus. Verſpottet und gehaßt, führen ſie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die, gut oder ſchlecht, ſtets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen ſiegt das letztere; darum wird auch Oeſtreich kalt, beſonnen und lieblos, wie es iſt, dem Geiſte der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm ſtiftet.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oeſtreich nicht entbehrt, und deſſen gutmeinender Fürſt nicht unwillig ſind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber ſie geben zu langſam in dieſer eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer ſtille ſteht, nicht, wer ſich bewegt. Es iſt eine überkluge Staatskunſt in einer Zeit der Neuerungsſucht, und eben weil ſie ſo beſchaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorſicht iſt nöthig, aber ſchleichen heißt nicht behutſam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man ſchnell zu kommen ſuchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr ſelbſt verringern.

Es gibt politiſche Gebrechen, die für den einen Staat, als in ſeiner Organiſation gegründet, nothwendig und daher auch heilſam ſind, für den andern aber, weil ſie ſeiner Natur widerſprechen, verderblich werden, und ihn früher oder ſpäter entweder zu einer Umänderung oder zur Zerſtörung führen. So iſt die Schuldenlaſt Englands ſowohl die Stütze ſeiner innern Freiheit, als die Bürgſchaft ſeiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schickſal anderer Staaten an ſeine eigene Fortdauer knüpft. Für Oeſtreich hingegen iſt die Zerrüttung des Finanzweſens, an der es leidet, ein Uebel ohne Erſatz. Ohne dieſes Gebrechen wäre es ein unabhängiger geſchloſſener Staat. Sein Finanzweſen widerſpricht durchaus ſeinem angenommenen Regierungsſyſteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider ſeinen Willen mit dem liberalen Geiſte unſerer Zeit zuſammen, da es genöthigt ſeyn wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, ſich den übrigen deutſchen Staaten in Einführung freiſinniger Verfaſſungen anzuſchließen.

Aber ſo mußte Oeſtreich beſchaffen und mit dieſen Fehlern mußte es begabt ſeyn, um Europa's Retter zu werden. In unſerer ſturmbewegten Zeit war dieſer Staat der einzige Felſen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere ſich vereinten. Die europäiſchen Fürſten erkennen es nicht genug, wie viel, ja, daß ſie Oeſtreich Alles zu verdanken haben Es kämpfte fünfundzwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürſtengeſchlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geiſt der Zeit — beſiegt nicht, aber aufgehalten, für ſo lange, als das Schickſal es in der Menſchen ſchwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oeſtreich ſich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenſtellte, auch da war es Rettung bringend, wo es beſonnen den Lauf der Dinge anſcheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden ſchloß. In unſern Treibhauszeiten, wo jede That, von der Glut einer wahnſinnigen Sehnſucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht hervorbringt, iſt die langſame nüchterne Kraft, die ſich nie ganz verbraucht und darum aushält, die wirkſamſte und nützlichſte. Mit dieſer hat Oeſtreich geſtritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene, faſt bewußtlos handelnde Staatsklugheit unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geſchäftigkeit. Gleich dieſer Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleoniſchen Herrſchaft, da ſie noch in ihrem Jugendfeuer war, ſich unverſöhnlicher entgegengeſetzt hätte. Oeſtreich hat Napoleon's Macht, vielleicht nicht abſichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener ſie zu befeſtigen gedachte, und die Welt ſelbſt ſie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louiſe. Halb Frankreich und viele ſeiner Anhänger außer ihm hatte ſich der franzöſiſche Kaiſer hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieſer Verbindung mit einer legitimen und die Grundſätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerſtören und unterdrücken. Daß er dieſe Furcht einflößte, ohne ſie zu rechtfertigen, war um ſo gefährlicher für ihn, denn Oeſtreich und die alten franzöſiſchen Ariſtokraten ſahen ſich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikaniſchen Franzoſen hörten darum nicht auf, beſorgt zu ſeyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oeſtreich keinen Feind mehr in ſeinem Wirkungskreiſe zu ſcheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn ſicherte, und indem er, Rußland bekriegend, ſich mit ſeiner Macht zu ſehr hinnüber neigte, ſtürzte er von ſeiner Höhe herab. —

Preußen kann in ſeinem langgeſtreckten Gebiete ſich nur mühſam bewegen; ſeine Gränzen ſchlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachſen das Kleid auszufüllen ſuchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen ſie einverleibt worden ſind, wohlthätig wirken, indem ſie ihnen die unter der franzöſiſchen Herrſchaft errungenen, neuen und heilſamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man ſich aber dieſer Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geiſt der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiſerlichen Regierung das franzöſiſche Volk der *Gleichheit* ſich erfreute, die man ſchmerzlicher vermißt, als ſelbſt die Freiheit, und daß, wenn ſie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geſchah, um ſie ſelbſt zu unterjochen, als um ſie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freiſinnigen Regierungslehren ſeiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es beſſer, dieſe Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schleſien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrſche! Oeſtreich hat darum ſo feſt und ungeſtört ſeine Staaten jeder Zeit zu beherrſchen gewußt, weil es jedes Land nach ſeiner eigenen Weiſe, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen iſt keine *europäiſche* Macht; nicht ſeiner Größe und ſeinem Gewichte, ſondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die ſeiner Stimme im Rathe der mächtigſten Fürſten gegeben wird. Aber Preußen iſt eine *deutſche* Macht, und da es die einzige reine iſt, ſo iſt Deutſchland nur in Preußen. Das deutſche Gemeinweſen findet allein im preußiſchen Könige ſeinen aufrichtigen Freund, die andern Fürſten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil ſie es als Mittel zu *ihren* Zwecken gebrauchen wollen. Dieſes

Bewußtſeyn, die Dankbarkeit des deutſchen Volkes zu verdienen, kann allein Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutſchland bei ſeinen ausgedehnten Gränzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen, und der iſt's, der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutſchen Poſtſchnecke.

Beitrag zur Naturgeſchichte der Mollusken und Teſtaceen.

(1821.)

Es iſt ſehr einfältig, daß ich gleich vorn ſage: ich werde mich in dieſer Abhandlung über vaterländiſche Poſtwägen ſatyriſch auslaſſen; denn indem ich durch dieſes Geſtändniß die Ueberraſchung ſtöre, übertrete ich die heilſamſten Polizei-Geſetze der Redekunſt. Aber kann ich anders? Iſt nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberſchrift werde alle Leſer abſchrecken, wenn ſie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz geweſen? Sie ſollte aber keinen abſchrecken als den Zenſor, zu ſeinem und meinem Vortheile, und da dieſer jetzt ſchon getäuſcht iſt, und der falſche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, ſo iſt längere Verſtellung unnöthig. Wahrlich, Menſchenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie ſtärker, als wenn ich an einen Zenſor denke, der beſſer iſt als ſein Amt. Leidet er nicht an den ſchmerzlichſten aller Plagen, an ſolchen die man gibt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs **XIV**. aller engliſchen Freiheit in Reden und Gärten gram erſcheinen, und, ein Schüler des Le Nötre, jeden überrankenden Zweig mit der Scheere abſchneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als ſolche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße überſäet ſind? Hat er nicht die vollſten, kühnſten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgeſtalten umzuſtutzen? Muß ihm nicht ſelbſt oft wehe ſeyn, bei ſeiner Aufſicht über die ſchnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftſteller danken, der, gleich mir, ihn überliſtet, unter einer naturgeſchichtlichen Ueberſchrift über die öffentlichſte aller Staats-Angelegenheiten, über Poſtwägen, ſchreibt, und erſt, nachdem ſich die betaſtenden Finger entfernt haben, ſeine Fühlfäden aus dem Schneckenhauſe ſtreckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Poſtwägen aber habe ich ſchon auf früheren Fahrten die beſten ſatyriſchen Einfälle gefunden, doch ſie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin iſt zu klein, und gibt mir keinen Platz, um Gedanken-Ernten, die ich nicht gleich verzehre und niederſchreibend verarbeite, aufzuſpeichern. Gedanken über Poſtwägen konnte ich aber nie gleich aufſchreiben, da der Stoß dieſer mit dem Anſtoße zu jenen immer zuſammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt ſah ich, wie einem **Commis-Voyageur**, der während des Fahrens einen badiſchen Kupfer-Kreuzer, den er durch den

Schlag einem Bettler zugeworfen, ſeinem Prinzipale zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens ſo ſtark die Hand ſchwankte, daß das 1 ſtatt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Menſch ganz untröſtlich war; denn, ſagte er, es ſey nicht mehr zu ändern, da er ſich durch Radiren bei ſeinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits ſatyriſch geweſen. Es wäre Unverſtand von mir, wenn ich das langſame Fahren der Poſtwägen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in ſeinem Buche über den Umgang mit Menſchen das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich ſagt, in Städten ſolle man ſchnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches ſey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Poſtillone können hinlänglich beweiſen, daß ſie jenes Werk über feine Lebensart niemals geleſen haben; vielmehr ſind die Vortheile dieſes langſamen Fahrens auffallend. Nach den Fenſtern guter Freundinnen kann man oft und lange zurückſehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reiſender vergeſſen, ſeine Rechnung im Gaſthauſe zu bezahlen, ſo kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereiſt wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde ſich getröſtet und gedacht haben; jetzt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun und mich den Eindrücken der ſchönen Natur hingeben, ſobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langſame Fahren hätte der mitreiſende Franzoſe niemals ſeinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er ſagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechſeln laſſen, und ſey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte ſo gut ſeyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich ſey kein Handelsmann, erwiederte er in logiſcher Zerſtreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdſtöße, die unter dem Himmel der Poſtwägen ſo häufig ſind, und ſchleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzoſe ſtieg aus, und hatte ſchon nach fünf Minuten den letzten Groſchen von der Fahrgaſſe wieder aufgeleſen, worauf er dem Poſtillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er ſich einbildete, man hätte ſeinetwegen ſtill gehalten, welches gar nicht der Fall geweſen.

Schwerer aber iſt zu entſchuldigen, daß das langſame Fahren auch auf der Landſtraße fortgeſetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechſel der Schritte, von langſamen zu geſchwinden und umgekehrt, iſt den Pferden, wie bekanntlich, ſehr ſchädlich. Da nun nach Obigem in Städten und Dörfern langſam gefahren werden müſſe, und das ganze Land zwiſchen Frankfurt und Stuttgart ſo geſegnet und bevölkert iſt, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, ſo könne man nie dazu kommen, raſch zu fahren. Denn habe man, an einem Orte kommend, den langſamen Schritt eine Viertelſtunde fortgeſetzt, ſo müſſe man ihn wegen des nächſten Ortes, zur Vermeidung des ſchnellen Wechſels, von neuem anfangen und ſo immer weiter. Dem iſt allerdings ſo; doch der Grund gegen das langſame Fahren auf der Landſtraße iſt von größerem Gewichte. Menſchen- und Pferdekenner wiſſen, daß langſames Gehen am meiſten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Poſtillon und Pferde bald ſo abgemattet, daß ſie ſchon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um ſich zu ſtärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge ſchöne Frau, die mir im Wagen gegenüber ſaß, die Neuvermählte ihres Begleiters ſey, der ſie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereiſt war, um ſie nach Trieſt in ſein elterliches Haus zu bringen. Er hatte ſich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten, als der Poſtwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo viel glücklicher ſey, als andere Neuvermählte, weil ſie, ſtatt der üblichen Flitterwochen, ſich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erſte häusliche Zwiſt kann nur zu Hauſe, aber in keinem Poſtwagen entſtehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie ſehr die ſchlechten Herbſtwege die Fahrt verzögern müſſen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Trieſt nicht blos eine geliebte Schwiegertochter, ſondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küſſen können.

In Langen, als der erſten Station oder Bettfahrt, dachte ich gar nichts, ſondern ſchlief während dem Umſpannen der Pferde ſanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abſchieds-Zeche verſäumt hatte. Wir kamen um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erſt um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlaſſen, und mich, der ich in eben ſo viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel ſchwerer aber ein beladener Poſtwagen fortzubringen ſey, als ein 120pfündiger Doctor, bedenke man gehörig! In Darmſtadt hatte ich ſowohl am als im Darmſtädter Hofe — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gaſthauſes heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine ſchönere Zeit, da man nicht mehr die ſchlechten Menſchen zu geheimen Aufſehern über die guten beſtellt, ſondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel beſſer es alsdann ſeyn würde, wenn lohnſüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürſten und Völker mit Argwohn erfüllten und ſie ängſtigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundſchafter gebrauchen, und irgend ein unſichtbarer Ober-Tugend-Direktor gibt mir den Auftrag, Deutſchland zu durchreiſen, um die Stimmung des Volks zu unterſuchen und zu erforſchen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe ſich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligſt von Frankfurt abgereiſt, und hätte aus dem Darmſtädter Hofe zu Darmſtadt Folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

„Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Poſtwagen abgegangen und um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienſteifer zu erregen, ſo würde ich ſogleich wieder zurückreiſen, da der Zweck meiner Sendung ſchon vollkommen erreicht iſt. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen böſen Geiſte der Einwohner, ſondern im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber ſind mir die ſtärkſten Beweiſe geworden, daß der nämliche gute Geiſt das ganze deutſche Volk beſeelt. Der Poſtwagen überzeugte mich davon. Poſthalter, Conducteurs, Poſtillone, Wagenmeiſter, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchfahrende Perſonal, geben bei ihrem Geſchäft mit ſolcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl ſieht, es ſind gute, ruhige Bürger die Deutſchen, die nichts Gewagtes unternehmen.

Desgleichen die Paſſagiere, deren keiner über das langſame Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja ſelbſt der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwiſchen Frankfurt und Darmſtadt ſich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speiſen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht ſchon das häufige Trinken die beſten Geſinnungen? Menſchen, die verdächtige Gedanken hegen, ſind auf ihrer Hut und trinken Waſſer, weßwegen auch die Diligencen-Poſtillone im revolutionsſüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit ſie nicht verſucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, aus dem Geſagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutſchland Alles ruhig iſt und bleiben wird; denn ſie ſind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine ſolche Ausnahme iſt mir allerdings aufgeſtoßen. Unter den Paſſagieren war Einer, der durch ſeine Unzufriedenheit mit der beſtehenden Ordnung der Poſtdinge deutliche Spuren neologiſcher Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, ſchnalzte mit den Fingern und geberdete ſich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Poſtillonen zu, ſie ſollten doch ins Teufels Namen nicht ſo raſch fahren, er verliere den Athem, er werde ſchwindlich und die ſchönſten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Paſſagier auf der Station Langen zum Poſtillon ſagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch ſo ſehr munter und rüſtig ſeyd! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, ſondern noch 2 weitere, und macht euren jüngſten Enkeln, die noch unverheirathet ſeyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug geſpottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu ſich nahm, ſpottete er noch offener, und ſagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Poſtwagen ein Hochfürſtlich Turn- und Taxiſches Stückfaß geſtellt würde, damit das fahrende und gefahrene Perſonal daraus zapfen und trinken könne, ohne ſich aufzuhalten, und eine vollſtändige Reſtauration der Poſtwägen ſey noch wünſchenswerther. Dieſer gefährliche Paſſagier hat noch auf andere Weiſe ſeine verdächtigen Geſinnungen an den Tag gelegt. In Darmſtadt machte er beim Ausſteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar ſehr bequem hätte durchgehen können. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen geſucht. Bei ſolchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Paſſagier ſtets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten laſſen. Ich bin ſo gewiſſer, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich ſelbſt dieſer Paſſagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Verſicherung meiner Hochachtung.“

Ich wollte eben den Brief verſiegeln, da trat der Conducteur in die Gaſtſtube des Darmſtädter Hofes und lärmte ſtark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wiſſe, daß ich auf einem Poſtwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich ſolle eilen, denn er könne ſich nicht länger aufhalten, als bis er ſeinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm ſo eben hätte vorſetzen laſſen. Nach einer halben Stunde gingen wir beide ans Poſthaus, und wirklich war der Sattelgaul ſchon vorgeſpannt. Ich erſchrack; wie leicht hätte ich zu ſpät kommen können!

Von der Nacht habe ich Nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergſträßer Freudenſtation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem feſteſten Schlafe, da die Räder ſtillſtanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Poſthalterei — eines Dorfes, wie ich dachte, denn das Haus lag abgeſondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, ſtieg eine Treppe hinauf, und öffnete raſch und gebieteriſch die Stubenthüre. Nichts anderes ſuchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen ſtädtiſch geordneten Abendtiſch ſaßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere ſchöne), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtſeyn meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochſentreiber ſah ich nicht ſowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, ſondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Poſtwagen nämlich hatte gleich einem jungen muntern Kater ſeine Freude daran, mit der Mütze zu ſpielen, er machte häufige Sprünge und warf ſie in die Höhe: da mußte ich ſie feſtbinden. Eine angeſchneite Halsbinde hing als gewäſſertes Ordensband in weiten Kreiſen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein ſchäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten ſchnell Mütze und Tuch vom Kopfe und ſagte halb fragend halb poſitiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Poſtmeiſterin ſagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem ſie den nahe am Tiſche ſtehenden leeren Stuhl etwas zurückſchob. Dieſe Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannſtrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder ſey in jedem häuslichen Kreiſe, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht ſtöre, wo er kein Glück zu ſtören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tiſche kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhniſch: Kleider machen Leute, und ſchlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Geſellſchaft den eleganten engliſchen Frack darunter ſähe, wie ihn wohl kein Ochſentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückſeliger hatte vergeſſen, daß ich in Darmſtadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelangezogen, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zuſammengeſetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte, das Befeſtigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böſer Geiſt verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und ſo machte ich mir, als wollte ich die ganze Poſt verhöhnen, eine lange baumwollene Naſe, deren Spitze die hundertäſtige Quaſte bildete. Jetzt konnte es der Poſthalter nicht länger aushalten, das Lachen ſtand ihm ſchon an der Unterlippe; er ergriff ſchnell ein Glas und trank, aber das Weinwaſſer war zu ſeicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glaſe wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte ſich meiner ein Engel in der höchſten Noth, die Tochter des Poſthauſes. Ihre zwei dunkelblauen italieniſchen Nachthimmel ſtrahlten die ſüßeſten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens ſaß, und zur Guitarre ſingend mit fröhlichen und ſchmachtenden Liedern in das Herz und Auge der ſeligen Braut einzog. Das ſeidenumſponnene Köpfchen lag auf ſeiner Schulter, und ihr Arm war zwiſchen dem ſeinigen, und von dem rothen Bande der Guitarre umringelt gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm,“ ſprach ſie, ſanft ſeine Hand und das Spiel hemmend, „ſo einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen laſſen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem ſchüchternen Katzenfelle durch Erwähnung ſeiner vornehmen Verwandten Muth einſprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reiſe, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme ſchmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punſche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tiſch, und pries zum erſten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde ſchlich diebiſch-leiſe vorüber. Ich ſtieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erſt am Morgen an den ſteinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, ſechs Profeſſoren, den Schloßgarten und die nächſten Umgebungen der Stadt zu beſuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzoſe einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „**la police dévoilée par Manuel**“ und die „Briefe eines reiſenden Franzoſen über die geheime Polizei in Wien“ geleſen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, ſtarker, zerlumpter Kerl, der ſich für einen reiſenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte ſeinen Flaſſan im Kopfe ſo gut als Einer, und ſprach von der Politik des **Duc de Choiseul**, als wäre er deſſen geheimer Sekretair geweſen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzoſe und erhob die Deutſchen über ſeine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablöſende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorſtellen, die nach Lauſanne, ihrem Geburtsorte, reiſte. Im Poſtwagen nahm ſie ihren Platz und die Paſſagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei ſchwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er ſchwieg und wenn er ſprach. Sie warf ein breites Netz aus, deſſen Maſchen ſehr eng waren. Von einem Schreinergeſellen, der aus Paris kam, ließ ſie ſich ein deutſches Zettelchen überſetzen; der Schreiner leimte mühſam, aber ſtolz und zufrieden, die Worte zuſammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm ſie ein, indem ſie gegen ihren Gemahl einſylbig war, und dieſen gewann ſie durch verſtohlenes Treten der Fußzehen. Ich ſelbſt betete ſie ſchon aus Dankbarkeit, obzwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Tintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Franzöſin zu einem künftigen Oſtern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich ſchöpfte. Sie ſetzte ihre feine Aufmerkſamkeit ſogar fort, wenn wir Paſſagiere des Nachts ſchliefen, und fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichſten Theilnahme: warum er ſo ſtille und zerſtreut ſey. Unter allen Paſſagieren war ſie gegen mich am artigſten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man ſie für Nieten hält.

Obige Gouvernante iſt für unſere Naturgeſchichte von der äußerſten Wichtigkeit: denn ſie ſagte über die Phyſiologie der Poſtwägen die frappanteſten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd ausſteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte ſie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden ſollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannſchaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Poſtwägen die Ballen höher ſchätze, als die Menſchen, und jedes gefühlvolle Paſſagierherz müſſe darüber ſeufzen. Ein Paſſagier, er möge noch ſo ſchwer ſeyn, brauche für ſeine Perſon kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koſte ihr kaum ſechs Gulden, und ſie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieſer Tarif beleidige die Würde der menſchlichen Natur auf das Gröblichſte. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängſtlichſten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man ſich verſichert, daß keines fehle. Um die Paſſagiere aber bekümmere man ſich nicht, und ſobald der Conducteur ſich ſatt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben ſeyn, wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur in **concreto**, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und ſagte (als Rheinländer und recitiver Patriot): ja, **ci-devant**, werde **Mademoiselle** mit 4 Einquartierungspferden **dans une voiture générale** bequemer gefahren ſeyn, das habe ſich aber jetzt geändert. Er wollte ſagen, in einem Generalswagen. Die Franzöſin verſtand ihn aber nicht, und fuhr in der Weiſe des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte ſie es ärger und hielt an der Wirthstafel öffentliche ſatyriſche Vorleſungen über unſere vaterländiſchen Poſtwägen. Sie frug, warum ſo ein **lourd animal, diligence** hieße, und nicht, was richtiger wäre, **paresse** oder **négligence**? Man ſolle ihr Kamillenthee machen, ſie ſey von dem ſtarken Schaukeln ganz ſeekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die ſteilen Wogen durch ausgegoſſenes Oel breche und hierdurch dem Schiffe einen ſanften Weg bahne; warum man Achſen, Federn und ſonſtiges Eiſenwerk des Poſtwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geſchmeidiger zu machen ſuche? Die langſame Fahrt des Poſtwagens habe ihr ſchon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie ſey nämlich unter ſehr vortheilhaften Bedingungen von Stralſund nach der Gegend von Halberſtadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre ſie auch ſchon im Poſtwagen geſeſſen. Als ſie aber an Ort und Stelle gekommen, habe ſie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte ſich das Fräulein in einen jungen Huſaren-Offizier verliebt, und denſelben, nach langem Widerſtande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte ſie ihre Reiſekoſten wieder erſtattet bekommen. Einen reiſenden Flötiſten an der Wirthstafel fragte ſie, ob er niemals auf die vielen Inſtrumente Acht gehabt, die alle der Poſtwagen ſpiele? Sie habe ſich erſtaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechſelnd, während des Fahrens von ſich gebe. Er ächze, ſeufze, ſtöhne, klappere, grunze, ſchnurre, raſſele, ziſche, maue, belle, knurre, ſchnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, ſchluchze, ſinge, klage und ſchmolle. (Die muntere Franzöſin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akuſtiſch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von ſich. Sie habe im Sächſiſchen vier und zwanzig ſolcher Jammer-Tonarten gezählt und auch durch fleißiges Nachforſchen jedesmal deren Entſtehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenſter in ſeiner Fuge, bald raſſelte die Kette des Hemmſchuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grauſamen Drucke ſeiner ſechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe ſie einen gewiſſen Tongrund unergründlich gefunden, durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern ſey von zwei ſechspfündigen Vorhängeſchlöſſern entſtanden, welche die Packete in dem Sitzkaſten des Poſtwagens ängſtlicher ſchützten als nöthig war. Dieſes mörderiſche Geklapper ſey ihr ſo läſtig gefallen, daß ſie auf der nächſten Station, nachdem die übrigen Paſſagiere ausgeſtiegen waren, vermittelſt eines Fadens die Schlöſſer geſchickt befeſtigt habe, damit ſie ſich nicht mehr rühren konnten. Ueber dieſer Arbeit habe ſie der Conducteur ertappt und ſie als Poſtdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem ſie vorgeführt, hätte ſie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er geſagt, er wiſſe recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß ſie vermittelſt eines Zwirnfadens die feſteſten Vorhängeſchlöſſer öffnen könnten. Sie ſey damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem ſie, den reichſten und mächtigſten Fürſten gleich, vor einem gefallenen Napoleon ſich zu bücken verſchmähte und kaum hinab ſah, den Richter von ihrem Ueberfluſſe und ihrer Unſchuld zu überzeugen. Während der Unterſuchung ſey der Poſtwagen abgefahren und habe einen Vorſprung von zwei Stunden gewonnen, weßwegen ſie genöthigt geweſen, mit Extrapoſt nachzueilen, und ob ſie zwar ſchon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt und die Extrapoſt zurückgeſchickt habe, hätte ſie doch die ganze Station zahlen müſſen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Franzöſin auf gemeldete Weiſe länger als zwei Stunden ironiſch war. Hatte ſie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Poſtwagens verſchaffte ſie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was ſie über verwandte deutſche Angelegenheiten pythiſch ſprach (der Glühweinnapf gab die delphiſchen Dünſte), verſchweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geſchicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelſtunde früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber ſein Herz machte als blinder Paſſagier noch die ganze Nachtreiſe mit. Er hatte bald in den Geſichtszügen der ſchönen Franzöſin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit ſeiner Braut gefunden, und ſeine Blicke ſangen unter vollſtändiger Seufzerbegleitung die rührendſten Liebeslieder. Deutſche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine beſſere Probe ſtellen, als wenn ſie ſie eine fünfzig Meilen weite Reiſe auf einem vaterländiſchen Poſtwagen machen und ſie nach der Rückkunft ſchwören ließen, daß auf dieſer Ulyſſesfahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn ſie nicht falſch ſchwören, dürfen ſich die guten Mädchen wenigſtens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde ſtill. Die Thüre wurde haſtig aufgeriſſen, und eine fürchterliche Geſtalt in langem Barte und Schwert an der Seite drohte einzuſteigen. Der Neuvermählte ſchrie: Herr Jeſus! Seine Frau wollte ſchnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da, lieber Herr! ſo fürchterlich in's Ohr, daß ich ſpäter mein zaghaftes Schreckgeſchrei verſchönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Franzöſin ſagte gelaſſen: Hätten wir nur eine Laterne (ſie hoffte, der Räuber würde ſie ſchonen, ſobald er ſie ſähe); der Schreinergeſell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einſteigen, weil es ſchneie. Der Fußgänger, der, wie ſich ſpäter ergab, um ſich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigamsplatz an der Seite der Franzöſin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er ſich erſt vor Kurzem aus einer Turnpflanzſchule geriſſen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er ſich nach Ludwigsburg zu verſetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Franzöſin ihre Sprache, die ſie keineswegs verloren, ſondern nur verſteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnſetzling das Wagenfenſter nieder und ſagte, er müſſe Luft ſchöpfen. Es werde ihm immer engbrüſtig, ſobald er die Sprache des Erbfeindes höre. In ſeiner baldigen Erziehungsanſtalt werde er, zum Nutzen ſeiner Zöglinge, die das Franzöſiſche unglücklicher Weiſe früher kennen gelernt als ihn, eine falſche franzöſiſche Grammatik und ein desgleichen Wörterbuch drucken laſſen, damit ſie es daraus wieder verlernten. Auch dürften ſie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrſchaft ſtärker ſchütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der franzöſiſchen Sprache ſey Jedermann hinlänglich bekannt: der der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zuſammen kommen könnten: Darum wären auch die Soldatenhälſe am engſten zugeſchnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verſtändiger: ſie hätten ſtets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen *).

Die Franzöſin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (ſie verſtand das Deutſche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Laſtern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Paſſagiere alle hatten uns aus Rückſicht ihrer auf der ganzen Reiſe des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erſte Pfeife geſtopft, wußte ſie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Huſten geſchickt nachzumachen, und ſagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr,“ hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verſtehen, wie man bemerken kann, daß ſelbſt ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes ſagt. Aber es half mir nichts. Sie ſagte, als Franzöſin ſey ihr Vaterland überall, und wie ich wiſſen werde, ſey das Rauchen ausländiſchen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte ſich nicht darum und dampfte. In Beſigheim auf der Station führte die Franzöſin Klage beim Poſthalter und berief ſich auf ihren Heidelberger Poſtzettel, worin es heißt: das Rauchen iſt unterſagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Poſtzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach

---

*) Der Turn-Pedant urtheilt falſch. Die Orientalen, die immer deſpotiſch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

Heidelberg ausgefertigt worden und worin es Art. 15 heißt das Rauchen aus wohlverſchloſſenen Pfeifen ſey erlaubt: nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg ſey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Poſthalter wagte weder das badiſche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt ſich der Entſcheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernſt vor den Turner hin und ſprach: Wandersmann, die alten Deutſchen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an ſeine Bruſt und ſprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aſchenkrug, der auf dem Leichenfelde der zwei und zwanzigſten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus ſchenkte er mir Meth in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundſchaftſtiftenden Poſtſtationen hoch leben. Kurz vor dem Einſteigen ſagte ich dem Teutonen: Bruder, du biſt ein Narr! Dir es mündlich zu beweiſen, iſt jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber ſchriftlich in meiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke darthun. Er wolle ſich gedulden, ſagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg fragte ich den Conducteur: warum der ſchwerbeladene, nur mit zwei Pferden beſpannte Beiwagen dem mit vieren beſpannten Poſtwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieſes ſey nothwendig, die Hochfürſtlich Turn-

und Tariſchen fahrenden Poſtpferde hätten zu viel Feuer und würden, um den Peitſchenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießruthenlaufen, ein gelaſſenes Hinderniß vorangeben ließe. Dieſes erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorſätzlich aus unverzeihlicher Trägheit ſo langſam, und ich wollte in meiner wahrſcheinlichen Satyre über die vaterländiſchen Poſtwägen den Rath ertheilen, man ſolle den Gäulen vor dem Anſpannen einige Originalfläſchchen von den ſo beliebten als magenſtärkenden **Diabolini**, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt beſtens verſehen iſt, verſchlucken laſſen, damit ſie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber ſind ſie überflüſſig, der Teufel und der Rath. Allerdings ſind ſie das, erwiederte der verſtändige Conducteur. „Sie glauben nicht,“ fuhr er fort, „welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raſchen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr ſelbſt thut, den Mißbrauch der thieriſchen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier ſah ich den Wagen- und Paſſagier-Aufſeher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorſichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der Einzelnen, ſondern auch mit ſteuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Poſtwagen würde in Trümmer gehen wenn man den vorgeſpannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die ſchwerfälligſten Poſtwägen ſey dieſer zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, ſobald er durch einigen Gebrauch abgeſchliffener, geſchmeidiger und leichter geworden wäre, ſogleich ab- und dafür neue alte angeſchafft würden, wie Sie ſich am nächſten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürſtlich Turn- und Taxiſche Haupt-Expedition fahrender Poſten im Ramhofe zwei für den Dienſt nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meiſtbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratification einer hochpreißlichen General-Poſt-Direction, wird verſteigern laſſen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an Nichts, als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutſche Nachzügler und Spätturner ſeinen Platz Nr. 6. einem Manne ein, der ſehr niedergeſchlagen ſchien, und in der hohen Poſtwagenverſammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erſt eine Stunde ſpäter munterte ihn die Präſidialſtimme (die der Franzöſin) zum Reden und Klagen auf. Er ſey ein Hutmachermeiſter, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten ſey er von der Wanderſchaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meiſterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfeſt gegeben und die feinſten, gebildetſten Honoratioren, als ſtarke Hut-Conſumenten, dazu eingeladen. Die Gäſte, als ſie ſpät am Morgen weggegangen, hätten ihren

Dank nur ſtammeln können, ſo voll ſey ihnen Kopf und Herz geweſen. Zwei Tage ſpäter ſey ihm dieſer und jener der Hochzeitgäſte auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er bald mit mehr Verdruß als Erſtaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchſtens habe man mit einer leichten Handbewegung ſeinen Gruß erwiedert. Darüber ſey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf ſeiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn ſie es auch nicht immer verſchmäht, ſich mit den Geringern gemeinſchaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Geſinnung doch jedesmal wieder zum Vorſchein komme, ſobald die Weinüberſchwemmung abgelaufen ſey. Er für ſeine Perſon habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht und, ſeines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen ſie verdoppelt, indem er ſeinen Hut als ſein ambulantes Waarenſchild und Muſter, ſtark vor ihnen geſchwenkt. Eines Tages, da er dieſen vor einem Gerichtsaſſeſſor, der auch bei ſeiner Hochzeit geweſen, beſonders tief geneigt, ſey jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt geſprochen: „Wie können Sie ſich unterſtehen den Hut vor mir abzuziehen? Sie ſind ein Flegel, wiſſen Sie das?“ Er, Hutmachermeiſter, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgeſehen, und einer ganzen Viertelſtunde bedurft, um von den Straßenſteinen wieder los zu frieren. Selbſt ſeine Frau, die den

Aſſeſſor als einen ſonſt lieben Menſchen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinſtube oft geſeſſen, habe geſagt, ſie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe ſich das Räthſel gelöſt. Die Hutmacher-Geſchwornen hatten auf den Abend ſämmtliche Meiſter zuſammenberufen laſſen, und ihnen vorgeſtellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetſten Stände der Stadt hätten ſich nämlich vereinigt, gemeinſchaftlich grob zu ſeyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, ſondern ſich beim Begegnen blos ſtarr anzuſehen. Was in dieſer Noth zu thun ſey? Aber Keiner habe Rath gewußt. Wie nun ſeitdem das Nichthutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und ſechs brod- und hoffnungsloſe Meiſter hätten ſich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Paſſagier, reiſe nach Stuttgart, um ſich einen Paß zu holen.

Die Franzöſin hörte dieſer Erzählung um ſo aufmerkſamer zu, je weniger ſie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verſtand. Ich aber ſchämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetſcher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeiſter aber tröſtete ich. „Beruhigen Sie ſich, lieber Freund,“ ſagte ich, „unſere deutſchen Landsleute ſind glücklicher Weiſe keine chroniſche Narren, ſondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hauſe zurück, doch wollen Sie ſich von Ihrem Auswanderungsvorhaben nicht abbringen laſſen, ſo eilen Sie ſich wenigſtens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutſchland wandern, ſondern fahren Sie lieber im Poſtwagen, und ehe Sie die deutſche Grenze übertreten, wird ſich die Geſinnung der groben Geſellſchaft gebeſſert haben.“ Meine Zuſprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeiſter aufmerkſam machte, wie ſehr durch das Rütteln des Poſtwagens die Hüte gequetſcht und abgenützt würden, man habe ſie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße, oder oben im Netze, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, und er ſagte, er bemerke dieſes mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Peſtbeulen für ſie, woran ſie ſterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſtpaſſagier kein Mittel gebe, ſeinen Hut unbeſchädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich ſolle ihn auf den Boden des Wagens ſtellen und abwechſelnd den rechten und linken Fuß hineinſetzen, wodurch nicht allein der Hut unerſchütterlich, ſondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug ſorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironiſchen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ ſie frei ihre Jammertöne über vaterländiſche Poſtwägen in der Trinkſtube ausbrummen. „Herr Major,“ ſagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine äſthetiſchen Flüche gehörig zu unterſtützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. In der Paſſagier ein Narr jedes Poſtmeiſters, Conducteurs und Poſtillons, und muß er liegen bleiben, ſo oft es dieſen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuſchenken? Kommt man in ein Neſt, und trägt nicht Luſt, im Poſtwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unſern ſchlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tauſend Fragezeichen im Geſichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Paſſagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets eſſen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit iſt es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Alſo kaum 40 Stunden! und auf dieſem kurzen Wege, haben wir 15 Stunden Raſt gehalten *). Ich bin von Straßburg nach

---

*) Damit ſich die Leſer überzeugen können, daß ich mir keine größere poetiſche Freiheit genommen, als billig iſt, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwiſchen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebſt Benennung der Orte, wo dieſes geſchah, folgen laſſen. Aus dieſer Statiſtik (Stillſtandslehre) des Poſtwagens wird ſich ergeben, daß ich noch nicht zwei Procent gelogen, indem auf 15 Stunden die Uebertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
In Sprendlingen	—	12
„ Langen	—	50
„ Darmſtadt	—	45
„ Bickenbach	—	30
„ Heppenheim	1	15
„ Weinheim	—	30
„ Heidelberg	3	15
Transport	7	17

Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereiſt und hatte kein Sohlleder unter mir, ſondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf dieſen beiden Reiſen, zuſammen, hat ſich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Iſt das nicht zum toll werden, nämlich das Erſtere? Iſt es nicht Schimpf und Schande, daß das Zuſammentreffen der Poſtwägen auf den Kreuzwegen ſo ſchlecht eingerichtet iſt, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt ſchon, Herr Major, ob es mir zwar erſt acht Tage ſpäter auf meiner Rückreiſe begegnen wird — daß ich in Bruchſal 24 Stunden liegen bleiben und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum gibt man den Reiſenden nicht wenigſtens Wartegeld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis ſie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer erſtattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Poſtpapier, die ich in Bruchſal zu dieſer Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze dieſe Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier ſo

	Stunden.	Minuten.
Transport	7	17
In Neckargmünd	—	15
Wieſenbach	—	12
Sinzheim	1	15
Fürfeld	—	30
Heilbronn	3	10
Beſigheim	1	5
Ludwigsburg	1	—
Summa	14	44

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

uneigentlich Poſtpapier? Ich weiß nicht, ob ſie die Abendzeitung leſen, Herr Major? dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33. dieſes Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereiſt ſey. Auf dieſen Reiſen (wird erzählt), die er ſtets mit Extrapoſt machte, verurſachte ihm aber nichts ſo viel Aerger, als die Poſtmeiſter, Poſthalter und Poſtillone, und wenn er auf dieſe zu ſprechen kam, ſo war er unerſchöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langſamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieſer Antagonismus ſprach ſich auch in ſeinem letzten Willen aus. In ſeinem Teſtament hatte er Nachſtehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche ſeine Leiche zur Ruheſtätte begleiten ſollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Perſonen in mit Extrapoſtpferden beſpannten Wagen meiner Leiche folgen ſollen, und ſind die diesfälligen Koſten aus den zu meinem Begräbniß ausgeſetzten Summen zu beſtreiten; denn da es der Anſtand erheiſcht, daß ein Leichenzug feierlich und langſam vor ſich gehen muß, ſo werden die Poſtillone das Letztere unfehlbar am beſten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung geleſen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man ſollte nicht die Leidtragenden, ſondern die Leichen ſelbſt auf Hochfürſtlich-Thurn- und Taxiſchen fahrenden Poſtwägen zum Begräbniſſe führen, damit ſie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Aſche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müſſe. Wäre dieſes nicht eine ſehr gute ambulante Todtenſchau?

Nachdem ich mich auf dieſe Weiſe ſchlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligſt auf mein Zimmer, um Alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

„Herr geheimer Ober-Jugend-Director!

„Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmſtadt ſogleich wieder umgekehrt bin, ſie wäre ſelbſt umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt, und halte ſämmtliche Verſchwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht laſſen, da ich ſeit jener Turnübung, wovon ich Ihnen früher berichtet, ſonſt keine verdächtigen Geſinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, ſondern höchſt wahrſcheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauſchte ich ein Geſpräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich ſtellenweiſe hierherſetzen will. Ich: Welche Zeit iſt es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht ſchlagen hören. Ich: Wo iſt Ihr Herr? Kellner: Er ſitzt dort am Tiſche und trinkt rothen Wein. Ich: Wo iſt der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und ſchläft. Ich: Wo kauft man Apfelſinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner:

Die letzte Kohle iſt ausgelöſcht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule... Der Herr, der Blut trinkt — der ſchlafende Knecht — der reiſende Wolf in den Apenninen — die ausgelöſchte Kohle — Keule — Carbonarie... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchleriſchen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonariſchen Umtriebe beſtätigte ſich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten laſſen, berichtete mir, der Poſtwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Haſtigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logire jedesmal im römiſchen Kaiſer und werde auch dieſesmal dort logiren, ich laſſe nicht vom römiſchen Kaiſer. Sie werden, Herr geheimer Ober-Jugend-Director, von ſelbſt daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutſche Reichsverfaſſung und das ehemalige Reichsoberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecheriſchen Wunſch, die Einheit Deutſchlands wieder hergeſtellt zu ſehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tiſche mit einem Franzoſen ſehr eifrig von jambon de Mayence geſprochen, und es wäre leichtſinnig geweſen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſer Napoleoniſche Präfekt nicht geſtorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten geſucht, ſondern präfektirt in Mainz heimlich fort.

„Da ich auf dieſe Weiſe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war ſo glücklich, die wichtigſten Entdeckungen zu machen. Die **alta vendita** der deutſchen Carbonarie iſt in Ludwigsburg, und bereits hat ſie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöſchten Kohle haben ſie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und ſie nennen ſich *Brüder vom ſtandhaften Hute*. Ihr geheimer Zweck iſt: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber ſind ſie grob, und ſtellen ſich fremd gegen einander, um ſich nicht zu verrathen. Ihr Grundſatz iſt, *die Welt ſey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt*, worunter ſie ſinnbildlich verſtehen, die Völker ſeyen nicht wegen der Regierungen geſchaffen; denn da der Kopf den Menſchen beherrſcht, ſo ſind die Hüte die Reſidenzen und Hauptſtädte der Menſchheit. Sie grüßen ſich nicht durch Hutabziehen, ſondern auf militairiſche Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer ſolchen Verbindung ſtimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Jugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die ſoldatiſche Begrüßungsweiſe iſt nichts als eine verſteckte Waffenübung, und es iſt klar bewieſen, daß die Brüder vom ſtandhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es iſt dringend, dieſen carbonariſchen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutſchland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

„Ich muß eiligſt den Bericht ſchließen: denn man meldet mir ſo eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige.“

„Nachſchrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, ſo habe ich mir auf meine Koſten mehrere Male Wein vorſetzen laſſen, und bin ſo frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überſchicken.“

Auf meiner Rückreiſe von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen ſatyriſchen Feldzug wieder einſtellen, dieſen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er ſollte die Feinde dafür beſtrafen, daß ſie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weiſe wurden zu Bruchſal die verſäumten Verſäumniſſe nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifeſt ergehen und rückte vor. Dem Turner aber ſchrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübſal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Beſigheim verſprach ich, dir ein anderes Mal zu beweiſen, daß du ein Narr biſt, aber du mußt dich gedulden, denn ich bin gegenwärtig ſehr beſchäftigt, da mein Vortrupp noch in dieſer Stunde ins Tariſche einrückt. Nur ſo viel ſey dir geſagt: Du biſt kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das iſt ſchlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein ſchreibendes Hauptquartier aufgeſchlagen habe, heißt Bruchſal, aber mir iſt er ein Trübſal und Scheuſal. Wenn die Verzweiflung Witz gibt oder nimmt, ſo werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genuß, mich durchzulaſſen, da ich ganz geſchwollen bin vor Wuth. So einen geſchlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünſche habe ich jetzt. Erſtens wünſche ich, daß zehn tauſend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Neſt ſchlügen, und zweitens wünſche ich das Nämliche noch einmal.

Ich gehe zu ſtreiten für die gute Sache. Falle ich, ſo laſſe deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbetage einen Burzelbaum über meinen Grabeshügel ſchlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitſchrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigſte Leſer nicht, wenn er ein Deutſcher iſt. Denn *dieſem* erſcheint das lange Ausſprechen über vaterländiſche Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines geſunden freien Geiſtes, ſondern als das Stöhnen einer beengten Bruſt, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich iſt. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältniſſe überziehen, dünken dem Deutſchen nur der Schimmel zu ſeyn, der ſich unſern verdorbenen Einrichtungen angeſetzt hat und die als Werk der Fäulniß ſeine Trauer erregen. Den Leſern ſolcher Geſinnung ihren Wahn zu entziehen, als ſolle eine Zeitſchrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk ſelbſt, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortſchritte abmißt, — dieſes zu thun wird ein künftiges Beſtreben der hier angekündigten Blätter ſeyn. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Luſt und Würde des freien Wortes beſſer erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachſen ſehen, weil deren nur wenige von der breiten ſtaubigen Landſtraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wenn die auf einem Wege, aber nach entgegengeſetzter Richtung Wandernden ſich begegnen und die Köpfe aneinander ſtoßen. Mit dieſen Letztern möchte ich mich ſogleich verſtändigen und darzuthun ſuchen, daß eine Zeitſchrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der ſchon Beſtehenden, dennoch von Erſprießlichkeit ſey.

Und wahrlich ſo iſt es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch ſie große und mannigfaltige Kräfte ſich verkünden, ſo zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtauſche der Gedanken, wenn ihrer freien und ſchnellen Mittheilung viele Wege offen ſtehen.

Wenn ein Zeitſchriftſteller auch nur der Fuhrmann der Wiſſenſchaft und der Geſchichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er iſt mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich iſt, um an der Quelle der Wahrheit für den Durſt des Augenblicks zu ſchöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wiſſenſchaft durch mühſame Forſchung aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Beſitzer ohne Luſt und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und ſo geſchieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfniſſen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wiſſen iſt nicht mehr als das Metall, womit ſich das Leben bezahlt; für ſich ungenießbar, gibt es nur Anweiſung auf Genuß, und erſt durch Hingeben empfängt man ſeinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geiſt in großen Werken niedergelegt, ſind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfniſſe der Unbemittelten damit zu vergelten. Dieſe Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wiſſen.

Die Zeitſchriften ſind es, welche dieſe Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten ſie den Wechſelverkehr zwiſchen Lehre und Ausübung. Nur ſie führen die Wiſſenſchaft in's Leben ein und das Leben zur Wiſſenſchaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgeſinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingeſtehen, daß Zeitſchriften ſo wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimiſchung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt.

Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, iſt mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermiſcht ausgebreitet werden kann, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil ſich knüpft, ſo wird doch endlich das Untaugliche zu Boden ſinken, und das Gute allein ſich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutſchen ſich nur an einem ungebührlichen Haſſe gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die ſchöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der ſchmutzige Schwamm, der ſie erzeugte, ſchon längſt verglommen iſt?

Im deutſchen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menſchen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speiſe gab, und die Kunſt war eine Blumenflur, die nur das Aug' ergötzte. Reicher an Quellen des Wiſſens iſt wohl kein anderes Land und dennoch dürſtet das Volk; denn die Wünſchelruthe, welche jene zu Tag bringt, iſt in den Händen der ſchuldbewußten Furchtſamen, die in den ſturmbewegten Wellen, welche das ſchlechtgeſteuerte Schiff verſchlingen, und in dem Labetrunke im Becher nur die anverwandten Waſſertropfen ſehen. Wenn Kinder glücklich ſind, die, im engen Gehäuſe der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich iſt, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er ſie nicht ſieht; wenn der Buchgelehrte glücklich iſt, den in ſeinem Treibhauſe der Wiſſenſchaft die kalte friſche Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutſchen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich iſt, der alle Kräfte, die er ſich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menſchen immer den Blick richten, und wenn es Zeit iſt, auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich iſt, der wie in einer Uhrwerkſtätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — ſo waren es die Deutſchen auch nicht.

Sie ſind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geſchichte arbeitet, weiß keiner vorher zu ſagen, aber wer am meiſten dabei gewann, für den hat ſie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unſer Vaterland, das am meiſten zu erwerben hatte, weil es am wenigſten beſaß?

Die Ausſagen der Zeit zu erlauſchen, ihr Mienenſpiel zu deuten und beides niederzuſchreiben, wäre ein ehrenvoller Dienſt, ſelbſt wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieſes iſt, vermehrt ſeinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer ſolchen Lockung zu widerſtehen. Die Menſchen haben Furcht, als wären ſie Geſchöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt ſo vieles Gute, in Worten, wie in Thaten.

Zu jenem Dienſte ſind noch lange nicht genug berufen, und doch iſt ſo Vieles daran gelegen, daß die Zeitſchriften ſich vermehren; ja oft wäre zu wünſchen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geſchehenen nicht zu häufig werden. Die Entwicklungsſtufe, über welche jetzt die Menſchheit ſchreitet, bringt Verborgenes hervor, das ſich ſchnell wieder bedeckt, ſo bald die Stufe erſtiegen iſt, und erſt nach Jahrhunderten des Stillſtandes, wenn das Menſchengeſchlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erſcheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, ſeine Geheimniſſe hervorſpringen und in den Erſcheinungen der Krankheit ſich uns die Geſetze des Wohlbefindens offenbaren, ſo müſſen wir an den Gebrechen dieſer Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Geſellſchaft zu erforſchen, ſchnell, ehe ſie ſich ſchließen, durch ihre offenen Wunden ſehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, ſoll nichts unbedacht laſſen, was die Theilnahme der Verſtändigen und Gefühlvollen beſitzt oder verdient. Sie wird beſprechen: das bürgerliche Leben, die Wiſſenſchaft und die Kunſt, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des erſten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten vermag für ſich allein die Menſchheit zu beſeligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das iſt's, was das gegenwärtige Geſchlecht an Glück und Bedeutung über das vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Luſt und Luſt nicht mehr ſo feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menſchen und das Hausgewand des ruhenden Vaters ſeyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menſchliche Daſeyn zur Knechtarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſey, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieſes bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher aller dieſer Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu ſagen wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man ſich verſtändlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erſcheint, iſt uns das Heilige zum Spiel herabgeſunken. Das glücklichſte aller Völker, bei dem jene düſtere Lebensanſicht am wenigſtens vorherrſcht, und das den alten Griechen am meiſten gleicht, iſt das franzöſiſche. Wer in ſeinen Zeitſchriften lieſt, wie auf derſelben Blattſeite Talma's Spiel auf der Bühne und das der Miniſter in den Kammern, beides mit gleichem Ernſte und gleicher Heiterkeit, beſprochen wird; der Deutſche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorſprung die Franzoſen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Geſundheit aus dem umſchloſſenen gewärmten Tempel der Kunſt in die kalte Zugluſt des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die **Kunſt**, welche das Geſchöpf zum Schöpfer erhebend, und indem ſie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Weſen, die ſie beſeelt, Unſterblichkeit gibt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit ſchon längſt ſich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden beſaßen, hatten ſie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben ſich entfaltete, und die Nacht des Wiſſens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunſt da gedeihen, wo Philoſophie mit dem Glauben kämpft? Die deutſche Dichtkunſt liegt im Dämmerſcheine: ob es Morgen- oder Abenddämmerung ſey — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunſt iſt die einzige, deren die Deutſchen Meiſter ſind, und worin ſie den übrigen Völkern es zuvorthun. Den Verſtand der Franzoſen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, iſt die deutſche Muſik plaſtiſch und maleriſch. Geiſt und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genuſſe nicht dem Himmel um der Erde willen zu entſagen. Könnten die Deutſchen in Tönen reden und nach dieſen Worten auch handeln, ſie wären das erſte aller Völker, und würden vielleicht ſich ſelbſt achten. Da Werke auch verſchiedener Künſte wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darſtellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinſchaftliche Streben Aller iſt, ſo mag die deutſche Tonkunſt ihren Mozart kühn an die Seite Raphael's, Shakſpeares und Canova's ſtellen.

Dieſen Künſten ſoll in der Wage ein Platz angewieſen werden, welcher der Würde, die ſie im öffentlichen Leben der Deutſchen genießen, angemeſſen iſt.

Die Schauſpielkunſt zeigt jetzt in Deutſchland einen raſchen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient ſie eine hohe Aufmerkſamkeit. Deren Gänge und Halte wird dieſe Zeitſchrift nie aus dem Blicke verlieren. Es iſt nicht blos der Kunſtſinn und das Gefühl für's Schöne, die ſich an der Beurtheilung dramatiſcher Werke und ihrer Darſtellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme feſſeln. Das ſtehende Schauſpiel eines Orts iſt ſelten beſſer, nie ſchlechter als die Zuhörer darin, und ſo wird es die höflichſte Art, einer lieben Bürgerſchaft überall zu ſagen, was an ihr ſey, daß man über ihre Bühne ſpreche.

Die Wiſſenſchaft, dieſes Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küſtenſtriche der menſchlichen Wohnſtätten beſpült und das große Feſtland trocken gelaſſen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unſerer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Waſſerzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean ſelbſt haben fruchtbare Inſeln ſich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutſche Wiſſenſchaft glich auch darin dem Meere, daß ſie geſalzen und ungenießbar war: doch haben wir in unſern vielen Nöthen die Deſtillation des Meerwaſſers für den Trank etwas erlernt, und ſeitdem ſind unſere Fahrten fröhlicher geworden. Man ſagt, die Wiſſenſchaft in Deutſchland habe an Tiefe verloren: es mag ſeyn, aber ſie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrſamkeit der Kunſtgärtnerei zieht den Blick nicht ſo heiter an, als die ins Freie gepflanzte Wiſſenſchaft, durch deren Zweige der friſche Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichniſſe, dem ſchönſten unter allen in Deutſchland erſcheinenden Büchern, erſieht man mit Freude, wie der vaterländiſche Sinn immer mehr und mehr heranwachſe, und ſelbſt die entfernteſten Wiſſenſchaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unſerer Zeitſchrift ſollen die vorzüglichſten Werke der vaterländiſchen Wiſſenſchaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einſeitigkeit der Kritik ſich geltend machen könne, wird man die Ausſprüche von Männern *verſchiedenartiger* Anſichten zu erlangen ſuchen.

Auf das *bürgerliche Leben* endlich, in welchem die verſchiedenen Kräfte der menſchlichen Natur ſich vermählen und fruchtbar werden, wird unſer Blick und Sinn, wie die

Zeit ſelbſt es thut, am häufigſten gerichtet ſeyn. Hätten die, welche alle Macht beſaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht ſo lange verwehrt, dann wäre dieſer geſunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen ſie denn ihre unbeſchreibliche Angſt als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philoſophen hatten das Menſchengeſchöpf ganz drollig in ein dreiſtöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeiſter dieſen willkommenen Plan ſchnell und ſchadenfroh ausgeführt. Unten ſolle das Vieh wohnen, über ihm der Menſch, nächſt dem Dache der Bürger. Dieſe verſchiedenen Bewohner Eines Hauſes lebten lange in ſtiller Feindſchaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeſchoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm ſich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke verſteckte ſich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die ſchlaue, immer wache und lauernde Zwingherrſchaft benutzte dieſen Streit, um jeden allein nach ſeiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab ſie zu eſſen oder machte es durch Hunger zahm; den Menſchen umhüllte ſie mit den Wolken des Aberglaubens, dieſe für den Himmel erklärend; den Bürger ſchreckte ſie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Menſch mit ſich ſelbſt zerfallen war. Da geſchah es zu unſerer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauſes Feuer ausbrach, und deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigte nun das Thier und den Bürger zum Menſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und ſeitdem wohnen ſie zum Aerger der Böſen friedlich in einer Stube beiſammen.

Der Zwiſt der Hausgenoſſen iſt geſchlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieſer Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es iſt ſonſt nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich beſänftigt fortfließen, liegt in der Ordnung der Dinge, und beſſer iſt es, daß die überſpannten Gemüther durch mäßige Anſtrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abſpannung überſpringen.

Wie die Zeitſchriftſteller dieſen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und ſeinen abwechſelnden Erfolg zu berichten hätten, darüber iſt mehr geſprochen als gedacht worden. Eine falſche Anſicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrſche, von den Schriftſtellern ſelbſt erſt angefacht, dann unterhalten, dann beſchrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne ſie. Es iſt als ſage man, der kranke Menſch werde von allen ſeinen

Schmerzen geheilt, ſo bald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem ſolchen Wahnwitze gegenüber ſtill zu ſchweigen, iſt leichter als nur gelaſſen zu eifern. Doch auch zu Letzterm iſt hier der Ort nicht, und es ſoll nur geſagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel ſchon hat diejenigen getroffen, die über unſere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich ſprachen. Die Schriftſteller, diesmal im Beſitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die ſie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit iſt nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterſpruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben ſelbſt auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entſcheidung hierüber. Sie bleibe dem Leſer überlaſſen, und zu deſſen Richtſchnur werde Einiges hier mitgetheilt von dem, was dieſe, und von dem, was jene ſagen.

Man kann von dem Schriftſteller nicht fodern, daß er ohne Haß und ohne Liebe ſey, und über alle Wolken der Selbſtſucht erhaben die Gewitter nur *unter* ſich wahrnehme. Wie ſollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Geſetze ſeines eigenen Vortheils die Regel der Weltordnung zu ſehen glauben? Aber *das* mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflußes ſich bewußt bleibe, und nicht keck und unbeſonnen auf die Unfehlbarkeit ſeiner Anſichten trotze. Daß er ſie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen ſuche, iſt nicht unrühmlich, weil es für den Ernſt der innern Ueberzeugung ſpricht. Aber, wer den Fehdehandſchuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweiſen, und, wie es oft geſchieht, ſeine aus ſelbſtbewußter Schwäche entſpringende Furcht hinter eine angenommene Geringſchätzung verbergen. Es gibt in Deutſchland auch nicht eine Zeitſchrift, welche ſo unparteiiſch wäre, daß ſie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn ſie erprobt hat, daß ſie ſie ſchlagen werde, ſondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben iſt. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahleriſcher Großmuth gaſtlich auf. Der Sklave ſeiner eigenen Meinung trägt auch ſchimpfliche Ketten; man ſoll nicht der Diener der guten Sache, ſondern ihr Freund ſeyn. Es gibt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitſchrift müßte jeder Anſicht offen ſtehen, und einer ſchädlichen oder dafür gehaltenen den Plaz zu verſagen, iſt eben ſo unverſtändig, als es wäre, aus der Naturgeſchichte die Lehre der Giftpflanzen und biſſigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage ſoll jede Anſicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen iſt, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja ſie ſoll ſehr willkommen ſeyn, weil am Widerſpruche die Wahrheit erſtarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gaſtfreundſchaft anſehen, wenn der Wirth ſelbſt das, was ihm an ſeinen Gäſten nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geſchehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verſchiedenen Zeiten nicht unedle Menſchen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unſerer Tage gern und oft: daß das Wiſſen ſeine Wendekreiſe habe, über welche hinaus Geiſt und Herz verkohle, und daß die glücklichſten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht iſt Wahrheit in dieſer Lehre, denn auch in den ſchönſten Sonnentagen der Geſchichte haben Prieſter und Tempel ein noch ſchöneres Licht ſtets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wiſſens iſt noch jetzt die europäiſche Menſchheit, und wie lau und ſanft iſt all ihr Wollen und ihr Thun. Darum ſey man unbeſorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrſchaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkoſend die frierenden Bürger in der Staatskinderſtube zurück gehalten hat, und die verdunſtete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht geliſpelt wird, wie ein Donner aufſchreckt. Sie ſagen Euch leiſe, ganz leiſe ins Ohr: es wäre freilich nicht Alles wie es ſeyn ſollte; aber ſie bäten höflichſt keinen Lärm zu machen, der ſtillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längſt die Sitte auch für die Meinungskriege an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anſtändiger Kunſtwaffen geſetzt! — So reden ſie. — Aber wißt Ihr, welche am meiſten ſich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigſten an dieſer Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menſchlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anſtand verſtecken. Es iſt wahrlich gut, daß der Geiſt des Menſchen ſeine urſprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückiſchen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr iſt's, auch im Streite der Meinungen gibt es Waffen, deren Gebrauch in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es gibt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Fauſtkampf der Gemeinheit durchfechten. Dieſen nicht gleich zu ſeyn, iſt nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird ſich ernſtlich bemühen, die Wärme der Leidenſchaft ohne ihre Ungebührlichkeit ſich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieſes Beſtreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verſchieden ſind die Deutungen der Menſchen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch ſie vermeiden iſt gut, ſie entſchuldigen iſt beſſer, und das Beſte ſie ganz unſchuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn ſie ſteif wie Wachskerzen um den elterlichen Tiſch ſaßen, und Meſſer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garſtigen Raupe die ſchönſten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man ſey dieſer Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutſchen Volke aus Grämlichkeit und mißverſtandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beſte Schule für den männlichen Ernſt ſind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, ſey mir noch ein freundlich ernſtes Wort verſtattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindiſche Geiſterſcheu nie Eingang fand, und welche kein Rauſchen der Blätter erſchreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutſchen dem öffentlichen entwöhnt, und das beſtändige Tragen von Schaafs- oder Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengſtlichkeit, den Gegenſtand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind ſie etwas betrunken, dann machen ſie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickſte Gefahr hinein, und ſagen — Herr Eſel! Aber, Herr Sempronius Eſel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch ſelbſt der heldenmüthige Ankündiger dieſer Zeitſchrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuſchreiben, als bis er ſich überzeugt, daß er nicht im Kalender ſtehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei ſeinem Vornamen zu nennen, ſondern höchſtens deſſen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Eſel ſehr groß iſt, ſo werden die Tadler bei ihrer Vorſicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebeſſert und Alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen verſteht. Wer ſich einer Tugend bewußt iſt, ſpricht den Tadel ohne Aengſtlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei ſelbſtbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man ſich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und ſagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne wehe zu thun, man möge lehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es iſt ſchwer ſie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit ſtrauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Veſtris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die ſchon ſeit vielen Jahren ſchwindelnd ſchnell um die ganze Windroſe kreiſt, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß ſie ſich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß ſie behutſam zwiſchen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leiſe anklopfen ehe ſie ſie öffnen? Beſcheidenheit und immerfort Beſcheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne ſingt der Schmerz in A moll.

Wenn es Männer gibt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geſchmückt und unter ſüßen Flötentönen die ernſte Schlacht beſtehen, ſo ſind ſie wahrlich vor Allen zu ehren. Aber ſo hochbegabt mögen nur wenige ſeyn, und der Herausgeber dieſer Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunſt, die der Verfaſſer des Buches „Welt und Zeit“ beſitzt: die Bäume hinter dem Walde zu verſtecken, ihm eben ſo fremd iſt, als der Wunſch nach ihr. Wer ſeine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unſchuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftſteller, als ſolche angeſehen, wenn ſie nur der geaichten Maaße ſich bedienen, ſind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana, welche die öffentliche Meinung ſiech und welk macht, und deren Gift weder durch Geſchmack noch Farbe, noch ſchnelles Wirken eine rettende Warnung gibt. Indem ſie Fürſten und Völkern zugleich ſchmeicheln, durch das zur Hälfte zugeſprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieſer auf Freiheit, machen ſie die Einen lüſtern, die Andern ſchlaff und verderben beide.

Noch ſo Manches wird, verſchuldet oder nicht, den Zeitſchriftſtellern, die nicht ſind, wie die obenerwähnten, als Vergeben angerechnet. Aber, da es in unſern Tagen leichter iſt, Andere als ſich ſelbſt betrügen, ſo mögen die ſchlauen

Eiferer, wenn ſie allein ſind, und ſie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und ſich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geſchichte ein Wort ſtammelnd auseinander, aber es ſollen die Zeitſchriftſteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereigniſſe, ſondern das ganze verſtändliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, dieſe Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo ſie geſammelt werden müſſen: doch gelingt es nicht immer, ſich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geſchieht, daß die Zeitſchriftſteller bald den Baum der Geſchichte zu frühe ſchütteln und ihren hungrigen Gäſten unreifes Obſt vorſetzen, bald es zu ſpät thun, wann die Früchte ſchon faul und ungenießbar geworden ſind.

Der Herausgeber dieſer Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfter als es geſchieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitſchriftſtellern gefodert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Foderung, ſtets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre ſo leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt ſo ſchön plattirte Lügen verfertigt, daß ſie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterſcheiden ſind. Man ſey doch nachſichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben ſuchen oder finden, für die Zeitgeſchichte nicht minder wichtig ſind als wirklich geſchehene Dinge, weil ſie am deutlichſten ausſprechen, was die öffentliche Meinung wünſcht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitſchrift wie eine Poſtkutſche an beſtimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, dieſe Einrichtung iſt ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe laſſen es wenigſtens an blinden Paſſagieren niemals fehlen. Aber da es ſolcher Anſtalten ſchon ſo viele gibt, ſo iſt ihre Vermehrung unnöthig. Die *Wage* wird ſich erſt dann in Bewegung ſetzen, wenn Geſchichte oder Wiſſenſchaft ſie befrachtet hat, und ihre Erſcheinung kann daher an keine beſtimmte Zeit gebunden ſeyn.

Sie hätte wohl gewünſcht ihre Anſichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leſer auch das kleinſte und flüchtigſte Ereigniß erſtehen mögen; aber die Erfüllung dieſes Wunſches blieb verſagt. Cäſar, heißt es, habe den hagern Caſſius geſcheut, doch bei dem beleibten Antonius ſei ihm wohlgemuth geweſen. Die Herrſcher wechſeln und die Herrſchſucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geiſt gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man ſich ſicher. *Große* Schriften ſind ungehinderter in ihrem *Laufe*, die *kleinen* bleiben manchmal *hängen* — Dat veniam corvis, vexat *Censura* columbas. — Darum, o werther Leſer, findet Ihr künftig, daß in unſern Reden nicht Alles Geiſt und Blut iſt, ſondern auch unnützes Werg darin ſteckt und Tagblättergedanken mit Wulſt umgeben erſcheinen, ſo wißt Ihr warum es geſchah; ſie haben ſich nicht ausgeſtopft, um ſich zu brüſten: ſondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geiſt des öffentlichen Lebens erfriſcht noch lange nicht genug alle Glieder des deutſchen Staatskörpers, am wenigſten in jenen Landſtrichen, die in der Mitte zwiſchen ſüd-deutſcher und nord-deutſcher Geſinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländiſche Dinge; unter ihnen iſt es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren. Für ſie thut es am meiſten Noth, daß die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geiſtreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem ſo edlen Vorhaben ſich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuverſicht auf ihren Beiſtand zählen?

Gefährlich iſt nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene iſt nie vergebens. Es iſt Täuſchung oder Schwachſinn, zu wähnen, die Rede ſey ja fruchtlos geweſen. Was die öffentliche Meinung ernſt fordert, verſagt ihr keiner; was ihr abgeſchlagen worden, das hatte ſie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erſt fünf Hefte dieſer Zeitſchrift ſind bis jetzt erſchienen; aber der Beifall, der mir zu Theil ward, hätte der Lohn ſeyn dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre Dieſes Schwäche oder Selbſtgenügſamkeit? In unſern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher ſteht und glücklicher iſt als der Mann, weil jenes ſeine Beſtimmung erfüllen darf, dieſer aber nicht; in unſern Tagen, wo die zufriedenſten Bürger, auch der vollkommenſten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergeneſene ſind, die in einem Krankenhauſe, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch ſchwach und in frommen, kindiſchen und ſinnlichen Wünſchen befangen, daherſchleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt als Muſik, wohlgefällig, wenn ſie ſchön iſt, aber auch verhallend wie dieſe — welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verſtanden, empfunden und für Worte ohne That mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menſchen mir gegönnt, hat mich erfreut, aber in Verwunderung geſetzt, angetrieben und zurückgeſchüchtert, geehrt und beſchämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit geſagt, wohl öfter wegen ihrer ſelbſt, als wegen des Gegenſtandes, an dem ſie ſich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte, und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit ſich ſo mancher Gedanke dort verſteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit erſprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüſſig, ſobald man ohne Gefahr die Wahrheit ſpricht.

Aber da das Herz weniger rechnet, als der Kopf, und weniger berechenbar iſt, ſo werde ich fortfahren, und verſuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl beſſere Männer als ich, die früher für das deutſche Volk geredet, ſchweigen jetzt; das Vaterland hat ſie nicht auf immer verloren, oder es hat Nichts an ihnen verloren. Was ſie abgeſchreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widerſacher. Edlen Menſchen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbiſſe zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld ausſaugt, und die tauſend Nadelſtiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil ſie keine Narben zurücklaſſen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen: wer nicht Alles thut, hat Nichts gethan, wer nicht Alles hingibt, hat Alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819.)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutſche Ueberſetzung derſelben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt ſich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Geſinnungen, die flüchtig umherirren und ein dunkles Obdach ſuchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es iſt edel, der verfolgten Unſchuld, aber es iſt mitverbrecheriſch, dem Verbrechen eine Freiſtätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutſchlands hat mit ſo wenig Scham, als das genannte, ſpaniſcher Ruchloſigkeit, jeſuitiſcher Hinterliſt und ariſtokratiſchem Hochmuthe das Wort geredet, verroſtete Grundſätze ſo emſig geſcheuert und ihnen den verlornen Glanz wieder zu geben geſucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk, daß auch ſie wohl ſelbſt des Wahnes fähig ſind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie ſie

Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich ſehe ſie gern dem Sturme preisgegeben: ſie ſoll ihm widerſtehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widerſprechenden Geiſtes ſcheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins iſt, das mich ſchmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entſpringe aus wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſen, daß einzig unter allen deutſchen Blättern die Zeitung der freien Stadt Frankfurt alle unfreiſinnigen Anſichten aufnimmt und verbreitet. So iſt es nicht, und etwa einige alte Baſen ausgenommen, finden zu Frankfurt die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätſchelten Grundſätze ſo großen Spott und Tadel, als ich ſelbſt ihn wahrlich nicht auszuſprechen gedenke. Ich habe dieſes Blatt früher ſelbſt geſchrieben, und dieſes allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich ſeiner fehlerhaften Richtung entgegenzuſetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geſchehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Geſinnung nicht fortgeführt zu ſehen. Dem Vorwurfe der perſönlichen Befangenheit entgeht man in Deutſchland ſchwer. So wenig wurden wir zugelaſſen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu ſo zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrſchaft gemacht, daß die politiſchen Schriftſteller der entgegengeſetzten Anſichten darin übereinkommen, ſich wechſelſeitig vorzuwerfen, ihr

Eigennutz ſey ihnen das Höchſte, und die einträgliche Sache ſey ihnen die gute. Den Liberalen ſagen ihre Gegner, ſie ſuchten Verwirrung zu ſtiften, um wie Diebe im Gedränge zu ſtehlen; den ſervilen Schriftſtellern wird zugeläſtert, ſie wären beſtochen durch Geld oder Eitelkeit, und ſie wären nichtswürdige Spione. Dieſe begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute aus reiner Liebe für Freiheit und Recht ſtreiten könne; und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven gibt, die nicht, weil ſie ſich einem Herrn verkauft, ſondern aus Herzensneigung knechtiſchen Geſinnungen huldigen.

Die reinlichſten Gaſſen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja ſie werden zu jenen erſt durch dieſe. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um ſich lauter zu erhalten, eines freien Abfluſſes ſchmutziger Geſinnungen bedürfe. Doch unterirdiſch und im Dunkeln ſey ihr Weg, und ſie ſollen in der Nähe menſchlicher Wohnungen nicht erſcheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutſchen Vaterlandsfreundes, in einem Freiſtaate, im Angeſichte der Stellvertreter unſerer Fürſten, in Frankfurt, Grundſätze ausgeſprochen zu ſehen, wie ſie das bezeichnete Blatt ſo oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von ſeinen Anſichten trenne, dieſes iſt eine ſo verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbſtmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Geſichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebiſches Gefolge nachzieht — dieſe muß bekämpft werden. Nicht das Dunkle bedarf der Beleuchtung, um als ſolches erkannt zu werden, ſondern die falſchen und ſchmutzigen Farben. Und ſolcher gleisneriſchen Zuſammenſetzung, ſolchen betrüglichen Gewebes, wo mit den beſſern Fäden auch die ſchlechten, als Kette und Einſchlag ſich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, iſt dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt in ihrem 233ſten Blatte unter Deutſchland mittheilt. Da wird von dünnem Eiſe geſprochen, auf das man ſich gewagt, von der Zeit der Reiſe, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben paſſen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politiſchen Wieſen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeſchmackten Mährchen vorgeſungen, mit welchen man die Völker, als ſie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da ſie erwachſen ſind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es ſey ſehr beklagenswerth, „daß durch ſolche Erſcheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's) die Nachbarn Deutſchlands hinlänglichen Stoff zu eben ſo bittern, als die Ehre des deutſchen Volkes kompromittirenden Betrachtungen erhielten.“ Wollte der Himmel, es wäre Euch ſo viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles beſſer werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzoſen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutſche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in ſolche tolle Lüſte ausbrechen müſſe; ſie haben gezeigt, wie die myſtiſche Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze ariſtokratiſchen Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratiſche Ausſchweifungen zu begehen; und ſie haben gezeigt, auf welche liſtige Weiſe Ihr die freche That Eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuſchränken. Daß Ihr ſo unklug ſeyd, auf unſere Nachbarn hinzuweiſen! Es iſt zum Lachen. Sollen wir ſie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichſte erkämpft, mit Blut, mit tauſend Verbrechen erkämpft, und Euch ſelbſt die Einrede benommen, daß nie ein ſchlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz ſich ſagen, daß man ſich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen ſcheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war.“ Heuchleriſche Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde geſetzlicher Freiheit vorwärts machen, Ihr das Ziel weiter hinausſteckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links ſchiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, Ihr nicht. Deſſen Bewegung läßt ſich freilich nicht ſo lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalſtock, wie die eines Dutzends gehorſamſter Beamten durch Tabellen und Weiſungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt ſind wegzuräumen, und bei dieſer Arbeit ſind Haſt und Fleiß das Erforderlichſte. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Riſſe zeichnen und beſprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht ſo viel Zeit fordern, als das eingeſtürzte Gebäude geſtanden hat, deſſen Schutt weggeführt werden ſoll, und nicht die Langſamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden iſt.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freiſinnigkeit in Wort und That müſſen dem kalten, unparteiiſchen Beurtheiler wie Kinder erſcheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis ſich wagen... Mit ihnen zugleich wird die ſchönere, beſſere Idee zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar geweſen ſeyn und herrliche Früchte getragen haben würde." Das ſind von den überreifen

Früchten, die von dem Baume der böſen Erkenntniß ſo reichlich abfallen: das ſind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer ſucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freiſinnigkeit als Kinder erſchienen, die Ihr täuſchen könntet, dann wären ſie Euch ſehr willkommen. Weil ſie aber klug und beſonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Eurem Sinne, da ſie den eigenen Vortheil vergeſſen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr ſie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung zugleich mit Eurer Liſt. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters ſey da, und man müſſe abwarten, bis Alles feſt zuſammengefroren ſey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freiſinnigen wiſſen, daß der Frühling gekommen iſt, und wollen das noch nicht ganz geſchmolzne Eis aufhauen, damit der Strom um ſo früher luſtig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat ſie zu beſtimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutſcher einige Höflinge ſich allein vermeſſen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte ſind noch nicht reif,“ das iſt eine ſchlechte Vogelſcheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Wächter des Staates zurufen: „jetzt rückt zu!“ kämen wir viel zu ſpät, denn ſie hätten dann alle Bäume ſchon kahl geſchüttelt. Auch iſt von Früchteſammeln, von Ernte unter uns noch keine Rede.

ſondern nur vom Säen, und je mehr man ſchreit, der Boden ſey noch nicht urbar, je emſiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! ſie reden von „*vorzeitiger That*“ als handelten hier nicht auch Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, ja oft beſſere. Seyd ihr ſo große Künſtler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geſchichte auf die Minute zu ſtellen, die Euch beliebt, und ſie ſchlagen zu laſſen, wann es Euch gelüſtet? Aber, um dieſes Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langſamern Weg und laßt das Volk ſeinen ſchnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk iſt der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch raſcher umlaufe, ſo verfolgt er doch gleiche Bahn. Es iſt leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haſpelt ſich ſo weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache ſchadet, ſondern man ſcheint auch daran, ob ſolche Ideen in das wirkliche Leben paſſen, nicht gedacht zu haben.“ Und jetzt wird geſagt, was *Lüders* geſagt hat! daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was *wirklich erreichbar* ſey, nimmer aber eine ſogenannte *höchſte Idee*, die niemals mit der Praxis des eigentlich politiſchen Lebens ſich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunſt ſey jede Speculation zu verbannen; und was dergleichen

Göttinger Hofrathstheſen mehr ſind. Solche Redensarten zeigen nun zum tauſendſten Male ſeit ſechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der ſtehenden Geſinnungen, die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und ſie werden darum, ſey es in gerechten oder ungerechten Kriegen, ſtets von jenen geſchlagen werden, ſo wie die franzöſiſchen Volksheere die ungelenke Taktik aller europäiſchen Feldherrn zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln ſich hinter ihren gothiſchen Grundſätzen, legen die ganze Macht ihrer Beredſamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeſchickten Ausfall und meinen, das ſey die rechte Art, die feindlichen Anſichten zu bekämpfen. Indeſſen ſpottet man ihrer Feſtungen, hungert ſie gelegentlich aus, umgeht ſie und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht in's Leben paſſen, Speculationen, Träumereien, mit denen ſich ein ächter Staatsmann nicht befaſſen mag! Reden dieſe politiſchen Marktſchreier nicht heute noch, als ſey die Regierungskunſt noch immer ein Kabinetsgeheimniß und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Beſtandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann iſt, wer die Ideen ſeiner Zeit aufzufaſſen und anzuwenden verſteht; wer dieſes nicht vermag, taugt ſelbſt zum Gehorchen nicht, um ſo weniger zum Geſetzgeber. Man nenne uns doch die politiſchen Schwärmereien, denen ſich „die Vertheidiger der Freiſinnigkeit“ hingegeben! Es iſt wahr, irgend ein junger Mann hat eine Aller-Deutſchen-Stadt bauen und in einem prächtigen Dome die Reichsverſammlung halten laſſen wollen. Das iſt aber das Aergſte, was an den Tag gekommen. Die Franzoſen im Anfange ihrer Revolution, hatten ſchlimmere Träume, aber ſie ſind, nachdem ſie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freiſinnigen Ideen, ob ſie ſie zwar anfänglich mißbraucht, ſind dennoch nicht untergegangen und auf ein „ſpäteres Jahrhundert hinaus, zurückgeworfen“ worden. Sie hatten eine konſtitutionelle Monarchie gefordert; da widerſetzte ſich der Adel, und zog den Thron mit in ſein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, ſie mit einer konſtitutionellen Monarchie zufrieden zu ſtellen. Haben den Franzoſen ihre Ausſchweifungen geſchadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten: ſie ſpielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländiſchen Herd ſo ſicherer zu behaupten. Die deutſchen Schriftſteller, welche die gute Sache verfechten, ſollten ſich freilich etwas beſtimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, ſie wüßten eigentlich nicht, was ſie für's deutſche Volk verlangten. Sie ſollten ſagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren ſich die Franzoſen erfreuen, als da ſind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einfluſſe; Volksvertretung durch jährliche Parlamente: Schutz und Heiligkeit der Perſonen: Freiheit des Handels und der Gewerbe: Aufhebung der Zünfte: Aufhebung der

Privilegien: Gleichheit vor dem Geſetze: gleichen Schutz allen Religionen: Oeffentlichkeit der Juſtiz: Geſchwornen-Gerichte: Preßfreiheit: Verantwortlichkeit der Miniſter und der untern Beamten. Und wenn ſie dieſes forderten, könntet Ihr wohl ſo unbeſonnen ſeyn, zu antworten: Das ſind wahrlich gute Dinge: aber *nur nach einer Revolution*, die Alles über den Haufen wirft, können ſolche eingeführt werden. Könntet Ihr mit ſo plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

„Man übereile ſich und die Sache nicht, und verfehle dabei nicht die *Manier, die ſchicklichſte Art und Weiſe*; man überhebe ſich nicht über ſeinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde: man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundſätze, aber man thue dieſes nur auf dem einfachen Wege der *Volkserziehung*, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben beſtehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, oberſten Behörden kompromittire. Dieſe *dürfen* ſolches nicht dulden, und indem man dadurch ſie zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen gleichſam ſelbſt zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem *einſt* ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit, zum Opfer!“ Daß es Gecken gibt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede iſt, von *Manier* ſprechen.

mit der man für die gute Sache zu ſtreiten habe, und etwa gar fordern, man ſolle den Tanzmeiſter und den Hofmarſchall dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das ſchadet nicht. Aber anderer Rathſchläge ernſterer Art mögen ſie ſich enthalten! Wie ſchlau! Die einmal beſtehenden Mißbräuche ſoll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erſt für beſſere Einrichtungen empfänglich machen! Daß dieſe Erziehung den Jeſuiten anvertraut werden müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Unterdeſſen und bis die Kinder die Schule verlaſſen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu verſehen, die Vorrathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen und dann lacht man aller liberalen Grundſätze. Die oberſten Behörden dürfen durch Tadel nicht „kompromittirt“ werden. Schon einmal kam dieſes Wort vor, und dieſer elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier beſtrittene Aufſatz ein Konverſationsſtück iſt, von der feinſten Theegeſellſchaft gelegentlich abgeſchnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde die Regierungen „zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen“ gezwungen werden. Dieſes iſt gar nicht ſchlau; denn welcher liberale Schriftſteller wird ſich abſchrecken laſſen, wenn man ihm mit ſcheinbaren Gewaltſtreichen droht? Aber das Eine iſt wahr und man muß es zugeben: So lange die Machthaber die Freiheit der Geſinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, ſo lange ſind ſie berechtigt, es zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente ſie nicht zu erreichen. Hier iſt der Beſitz ganz der Maßſtab des Rechts.

XI.

Der Roman.

(1823.)

1.

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüſterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern ſchweben — nicht ſo viel! Sie ſtand von dem Stickrahmen auf, ſetzte ſich auf den entfernteſten Stuhl im Zimmer und ſchmollte. Wie unartig biſt du wieder — rief ihr die Mutter zu — und ſieh nur, wie du den Oberſten verſtimmt haſt! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Geſichter, das ſind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? . . . . entgegnete Karoline, und ſchüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen . . . . das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geſchickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei du liebe Unſchuld, wo haſt du denn das gelernt? Du ſprichſt ja wie eine moraliſche Erzählung von Marmontel! Sey geſchickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen — Sie geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Iſt das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß ſie ſie nicht alle leſen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wiſſen, Karl hat mir einen Roman verſprochen, worin er mich ſchildern wollte, ich freute mich ſo ſehr darauf. Das ſind nun ſechs Wochen, und ſo oft ich ihn daran erinnere, ſagt er morgen, und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachparade bei ſeinen garſtigen Schnurbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberſt ſchien gekränkt und ſchwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde ſeyn, ſey nicht böſe, lieber Karl! — Sie ſtreichelte ihm die Haare von der Stirne.... Wo war es, wo du dieſe Wunde bekamſt? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abſcheulichen Koſaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine ſchmerzlichſte Wunde nicht. — Du biſt ja heute ſehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen.... Sie legte die Hand auf ſeine Bruſt; der Oberſt drückte ſie mit Heftigkeit in ſeine Arme... Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unſterblich iſt jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann ſie tödten. Sie ſchlummert nur, wie im Sarge, ſo im erkalteten Herzen unter der Winterdecke, um mit der Frühlingsſonne friſcher und grünender zu erwachen. Die Stunde iſt die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben ſich ewig, die ſich auch nur eine Stunde geliebt. — Was ſagſt du, Karl? . . Der Oberſt zog ein Heft aus ſeiner Taſche, und überreichte es lächelnd ſeiner Braut. — Hier, Karoline, iſt der verſprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigſten Liebkoſungen das längſt erwartete Geſchenk. Aber, warte — ſagte ſie mit drohendem Finger — jetzt ſehe ich, wie du dich verſtellen kannſt! Dachte ich doch, du ſeyeſt fürchterlich böſe auf mich, weil ich dich an dein Verſprechen erinnert, und — nicht wahr, du haſt nur ein ſo ernſthaftes Geſicht gemacht, um mich zu überraſchen? Doch, wie heißt dein Roman, ich ſehe ja keine Ueberſchrift? — Wie du willſt, liebes Kind! — Wie endigt die Geſchichte, iſt ſie traurig oder luſtig? — Wie es kommt, Karoline. Nun, ſetzt euch jetzt, Karl ſoll uns ſeinen Roman vorleſen. Und du, Fritz, ſprach ſie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit ſchweren Tritten das Zimmer erſchütterte, ſtöre uns nicht mit deinen Sporen, mache dirs in dieſem Seſſel bequem, aber rühre dich nicht. Hörſt du?

Die kleine Familie ſetzte ſich um den Tiſch. Der Oberſt legte das aufgeſchlagene Heft vor ſich, ſtützte den Kopf auf ſeine Hand... Friede des Kriegs, o ſüße Ruhe der Schlachten — ſprach er leiſe vor ſich hin. — Du mußt lauter reden, flüſterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich ſonſt nicht verſtehen.

„Die Winterſchule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöſcht, die Fenſter geöffnet, muntere Sonnenſtrahlen erheiterten die düſtere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tauſend Spielen.“.... „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufſprang, und den Oberſten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß ſchon die ganze Geſchichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein beſonderer Baum, und darunter ſitzt Rinaldo und ſeufzt oder flucht.“... Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat ſchon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und ſehen, was deinem Freunde fehlt. — Nein, erwiederte der Hauptmann, ſich niederſetzend — ich will ruhig zuhören: aber ihr werdet ſehen, daß ich recht habe. Rinaldo ſitzt unter einem Baume und ſeufzt oder flucht.

Der Oberſt fuhr fort. „Knaben und Vögel jubelten: glückliche Liebe lächelte und ſchwieg, die unglückliche weinte heißer, aber ſtiller. An einem dieſer ſchönen Tage gingen Auguſt und Klara den Hügel hinauf, von dem ſie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäſte ſehen konnten, die eingeladen waren, Auguſts Geburtsfeſt zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hauſe, in das er als Kriegsgaſt gekommen, eine ſchwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus ſeinem Fieberſchlummer geneſen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara die ſchöne Tochter ſeiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeſchlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das ſich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das ſich der Dankbarkeit geöffnet, ſchlich die Liebe ein. Sie erriethen ſich bald; Klarens Eltern ſahen froh dieſe Wechſelneigung entſtehen. Auguſt war Sekretär bei einem franzöſiſchen Prinzen und Marſchall, und hatte Gelegenheit gefunden, ſich dem Kaiſer bemerklich zu machen. Er ſchritt auf dem Wege des Glücks raſch und raſcher fort. Klarens Hand wurde ihm zugeſagt.

„Die Liebenden ſaßen oben auf der Moosbank in ſüßen Geſprächen verſunken. Auguſt erzählte von ſeinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erſchienen ſey, der ihm Geneſung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengſten, von ihren durchweinten Nächten. So ſäuſelte eine Paradieſesſtunde vorüber. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er ſich noch zu ſchonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gäſten empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Bruſt ihrer Mutter. Auguſt, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu ſprechen wünſchte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich aber wunderlich gekleidet und geſchmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. Auguſt ſtürzte in ihre Arme . . . Meine

Mutter!... Mein Sohn!... Nun Gott ſey Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und geſund finde. Jetzt will ich gern ſterben. — Welche Ueberraſchung! — Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt ſchreiben ließeſt, reiſte ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich ſelbſt ſchwach, und mußte acht Tage liegen bleiben.... Theure Mutter!... Biſt du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert haſt! Und ein vornehmer Herr biſt du geworden, dein Vater ſelig hat es immer geſagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du haſt ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfſt du ja nicht tragen!... Liebe Mutter, erwiederte Auguſt lächelnd, es iſt kein Kreuz, es iſt ein Stern.... Ja, es iſt wahr. Schau, was das koſtbar iſt! Aber wie leicht kannſt du das verlieren: laß es dir feſt nähen.

„Unterdeſſen waren die Gäſte, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angeſehen, herbeigekommen. Klara hielt neckiſch das Schnupftuch vor den Augen und ſprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Böſewicht, haſt dein Mädchen betrogen, liebſt eine Andere! — Klarens Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, ſauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit.... Ah! Frau Rachel — ließ ſich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein

Wechſelchen? Machts chriſtlich.... Auguſt wandte ſich dem Spötter zu und ſprach mit flammendem Geſichte und drohendem Blicke: Sie iſt meine Mutter!“...

Ein Schmerzensſchrei, den die Gräfin ausſtieß, unterbrach hier die Vorleſung. Karoline und ihr Bruder ſprangen erſchrocken auf.... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen. Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, bat den Oberſten, morgen fortzufahren, der Kopf ſchmerze ihr. — Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß Auguſt ein Jude iſt? fragte Karoline den Oberſten. Das werden wir morgen hören, erwiederte dieſer. — Das iſt eine Teufelsgeſchichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume ſeufzt, iſt ein Hebräer. Muß doch morgen unſern Haus-Jud fragen, ob ſich ein Hebräer verlieben darf, nach Moſis Geſetz. — Es iſt wahrlich eine verdrießliche Geſchichte, fiel der Oberſt lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein ſolches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte ſich nach ihrem gefallenen Taſchentuche. — Und ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiederte der Hauptmann, mit den Füßen ſtampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen ſolchen Streich ſpielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh ſchreien ſoll, wenn ihm ſo plötzlich ein ſchwerer

Klotz in den Schoos fällt.... Und du — und Sie, Fräulein? .... fragte der Oberſt Karolinen. Dieſe machte einen tiefen Knix. Bedanke mich ſchön für das Kompliment, Herr Oberſt. Wahrhaftig, Sie ſind ein artiger Herr. Wie kannſt du dir nur denken, Karl, daß ich einen ſchwarzen, ſpitzbübiſchen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es gibt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberſt. — Es iſt freilich ſchlimm, es iſt ſehr traurig, nachdem man ſich geliebt und geküßt hat, ſich wieder zu verlaſſen. Aber was iſt zu thun? — Du würdeſt alſo deinen Geliebten verſtoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdiſcher Mann dürfte ja nicht einmal ins Caſino gehen. Aber ſie muß es geſcheidt anfangen, wenn ſie ihn fortſchickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam ſagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es iſt wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närriſches Mädchen geweſen — aber lieber Herr Schmul, ſeyn Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Seyn Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: ſehen Sie, ich ſchenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, ſind viel Geld werth, Sie können gute Geſchäfte damit machen auf der Braunſchweiger Meſſe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! ſprach der Obriſt mit bebender Stimme, und ſtürzte wie im Wahnſinne fort.

2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit geſtohlen, Ihr ſchlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den ſüßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückiſche Verläumdung und den albernen Spott hingeſtellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdroſſen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geſchaffen aus dieſer lebensvollen Bruſt. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, ſie zu züchtigen! Ich kann ſie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie immer, wird das ſchlaue Vieh. . . . Ach, dieſer ſchöne Sonnentag, wie ſchnell ging er vorüber! Da ſind ſie wieder, die alten Fledermäuſe, die mir ſo lange um Stirn und Ohren ſchwirrten; da biſt du wieder höhniſches Geſpenſt, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber! . . Verloren, verrathen, betrogen! . .

In dieſen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens ſuchte Karl ſich ſeines Grams zu entladen. Corre, ſein treuer Freund und Waffenbruder, ſtand ihm längſt zur Seite. Bravo! — rief dieſer, in die Hände klatſchend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Haſt Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie iſt aus, erwiederte Karl. — Schon geſchehen? Schade, wäre gern dabei geweſen. Haſt Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippſchaft dich gelobt? Hat die hohe Götterſchaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibſt mir noch. — Karl ſank mit thränenden Augen an die Bruſt ſeines Freundes. — Was iſt das, Charles, was bedeutet das? Das iſt nicht Spiel, rede, was iſt geſchehen? — Karl ſprach und weinte ſich aus. — Das iſt Alles? Weil du ein Jude biſt? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott ſey Dank! mein Name ſteht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die ſich geduldig ſchlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen: ich gehöre beſſer zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerriſſen. — Alles, ſeufzte Karl, Alles iſt verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und dieſe Narbe iſt dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du ſie trägſt, rechneſt du für Nichts? — Mit tauſend Herzen habe ich das Märchen geliebt, und ſo zurückgeſtoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles, du haſt ein Mädchen verloren und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir ſprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges ſeyn, was meinen Charles beſiegte. Doch hätteſt du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die ſchielende Alliſon, die liebliche Tochter unſerer Marketenderin geweſen; ich hätte Mondnächte mit dir durchſeufzt und durchwacht und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeſchlecht iſt meiner Seele verhaßt. Du kennſt ſie nicht, Charles, ich kenne ſie beſſer. Den Hund verachten wir nicht ſo, wie ſie uns verachten. Die Uebermüthigen Verdorbenen, ob ich ſie kenne! Sie haben uns alle unſere Siege vorgebahnt. Fürſt und Land und Volk haben ſie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen beſiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieſes Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeiſtert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgeſtoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, ſtürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erſt an ſeiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, ſpitzbübiſcher Jude! Hab ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieſer ſuchte ſeinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er ſich an Corre, ihm den ſeinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre ſtieß ihn zurück. Wag' es nicht, ſagte er; dieſer Degen iſt mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — ſchrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zuſammen, das ſteht Eines für das Andere. — Zieh'! ſchrie Corre, wahr' dein Roſenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange ſtürzte der Hauptmann nieder und badete ſich in ſeinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, ſprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergeſſen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück iſt mir nur mein Leid geblieben, und das iſt leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Geſtern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter geſtorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltſam den ſchlummernden Zorn in ſeiner Bruſt auf; am Abend warf er Blut aus und war ſehr krank. Ach wie ſchrecklich ſind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu haſſen. Es iſt keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Troſt entgegen kam, ehe ich ihn ſuchte. Die Stichwunde, die er in der Bruſt erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unſere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberſt getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlaſſen. Nachdem uns das Unglück getroffen, ſahen ſie uns mit ſchadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einſam iſt doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen ſtets engern, einen ſtets ſüßern Kreis um Sie ſchließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, ſich ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Oberſten habe ich nichts gehört. Neulich ſagten ſie, er ſey in Gefangenſchaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchſte Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Menſch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er iſt ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anſtalt zu kommen ſuchen. Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder ſehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern geſellen, denken, ſie wären auch verlaſſene Waiſen, und ihre ältere Schweſter ſeyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

4.

Oberſt W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreiſe. Aber jedem Andern würde ich ſagen: Du liebſt die Freiheit, und kannſt der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebſt du ſie. Brutus hat den Blödſinnigen geſpielt — ich vermochte mehr als dieſer. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, ſtecke Gold ein wie ein Bube, und ſchließe mit allen Kutten Brüderſchaft. Wohl manchmal am Abend ſinken mir die Knie von der Arbeit des Tages! dann laſſe ich mich in das Meer hinausſchiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre geſtärkt nach Hauſe. Du fragſt mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht geſehen. Wo Kerker ſind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond iſt mir ſo nah wie Deutſchland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieſes umpanzerte Herz geöffnet, und da haben ſie mich ſchnell und gut getroffen. Es geſchieht nicht wieder.

Alles iſt gerüſtet, die Winde ſind günſtig, in wenigen Tagen wölbt ſich ein ſchönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu ſprechen, aber wiſſe, der Tag, an dem Du dieſen Brief erhältſt, war der glücklichſte in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wiſſen, neues Leben.

(1823.)

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Aſtronom, der Philoſoph und der Weiſe — hat geſagt: „Vieles beſitzt der Menſch, Vieles begehrt er: aber unter allen Gütern des Lebens ſind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Geſellſchaft und alte Bücher zu Leſen. Das Uebrige iſt Lumperei.“ Da jede wackere Hausfrau weiß, daß dürres Holz beſſer als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer als junger mundet, und dieſer wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — ſo wollen wir blos von alten Büchern ſprechen.

Es iſt eine anerkannte Wahrheit und die oft genug ausgeſprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt: wahrſcheinlich gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geſchieht, geſchieht zum wiederholten Male: was gedacht wird, wurde früher ſchon gedacht:

was geſagt, geſchrieben wird, haben ſchon Andere geſagt und geſchrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden ſie auch nur — ein Anderer hatte ſie verloren. Wir entdecken ſie, wie wir Amerika entdeckt, und ſo wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erſtenmal beſchreibt, geſchaffen hat, ſo wenig haben wir die neuen Ideen geſchaffen, mit welchen wir zum Erſtenmale unſere Zeitgenoſſen bekannt machen. Da ſich nun dieſes ſo verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, iſt die Frage: Soll man dieſe Belehrung mehr aus alten oder mehr aus neuen Büchern ſchöpfen? Wohl iſt das Erſtere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wiſſenſchaft nicht getrennt, ſie dachten ihr Leben und lebten ihre Gedanken, und dieſen, da die ganze Fülle des Daſeyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Miniſterium des Herzens und aus der geheimen Kanzlei des Geiſtes. Aber die Philoſophen und Staatsmänner unſerer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen und einen ſehr großen nicht offiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdießlichen Amtsſtunde gethan und geſchrieben wurde, in einer Stunde der Zerſtreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch iſt zu bedenken, daß viele neuere Schriftſteller, die wiſſentlich von den Alten Ideen genommen, und ſie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebſtahl zu verheimlichen, das Zeichen an den geſtohlenen Ideen vertilgt und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit ſich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftſteller; woher entſtand dieſe Einfachheit und dieſe Klarheit? Die Alten ſuchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß ſie beſcheidener geweſen, als wir ſind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht ſo groß, als es jetzt iſt, und man hatte, um ſich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu ſchreien und zu blenden. Die Alten hielten ſich an der Sache, an der Wahrheit, ſie gebrauchten keine ſchmetternden Worte, keine ſchimmernden Redensarten; ſie begnügten ſich, von ihren Anſichten ſcharfe und genaue Umriſſe zu geben. So ſind ſie der neuen Zeit zugekommen; es iſt aber mit den Gedanken, dieſen Abdrücken des menſchlichen Geiſtes, wie mit den Kupferſtichen; die Abdrücke vor der Schrift ſind die beſten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei ſind die Anſichten der Alten ſehr vervielfältigt, ſehr verbreitet, aber auch ſehr geſchwächt worden. Ueberdies ſind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtſamkeit, Ungeſchicklichkeit, oder weil es ſchwer iſt, den Pinſel immer feſt und genau zu führen, oft rechts und links ausgeſchweift ſind, haben wir die Contouren verwiſcht, und man kann von unſerer neuen abgebildeten Wiſſenſchaft ſagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückſelig iſt dieſes Ueberſchreiten! Um einer Wahrheit Daſeyn wird ſelten geſtritten, auch nicht zwiſchen den feindlichſten Geſinnungen; gekämpft wird nur um die Gränzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unſerer und früherer Zeit. Wie ſchlimm! Als Chriſten können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perſpektive nicht entbehren. Jeder Grundſatz iſt uns nur ein Vorhang, den wir wegſchieben, um das zu ſehen, was dahinter iſt; da aber das Hintere auch ein Vorhang iſt, werden wir nicht fertig. — Jede Wiſſenſchaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu ſteigen, und ſind wir oben, oder glauben, oben zu ſeyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, ſo bald wir ihn erreicht. zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwiſcht und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter ſind wir freilich als die Alten, wir ſind aber ſo weit gekommen, daß wir unſere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreiſe ihres Wiſſens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unſern weiten Fahrten in Angſt und Sorgen den Kompaß um die ſchwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wiſſenſchaften gedenken — es ſind freilich ſolche, die das ganze menſchliche Daſeyn umfaſſen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums iſt uns zu enge geworden, wir ſind ihr entwachſen; die Sittenlehre des Chriſtenthums iſt uns zu weit, wir füllen ſie nicht aus, und ſo leben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menſchlichen Natur, daß nicht Wahnſinn, nicht Bosheit und Gewalt ſie zu zerſtören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzſichtig; ſie ſahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verſchwender vergeudeten ſie des Lebens Reichthum in wenigen irdiſchen Jahren: aber ſie ſtarben ſatt, in Unſchuld und Unwiſſenheit, wie die Kinder, und die Kinder ſind es, die am nächſten ſtehen Gottes Throne. Die Chriſten ſind weitſichtig, ſie erkennen das Leben nicht: ſie vermögen nur zu leſen, was mit Sternen am Himmel geſchrieben: eine Schrift mannigfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen ſie Schätze auf Schätze, Zinſen auf Zinſen, ſterben im und am Hunger, mit Sünden belaſtet und dieſer Bürde ſich bewußt; aber verloren iſt, wer ſich aufgibt: ſchuldig iſt, wer ſich ſchuldig fühlt: dort oben gibt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen ſich ſelbſt gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geſchaffen, die ſie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müſſe, wolle man mit dem andern es halten! Man müſſe unglücklich ſeyn, um ſelig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde ſich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So ſtehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben und nicht den Muth zu ſterben. Freilich ſind wir beſſer, als wir denken, ſind glücklicher, als wir zu ſeyn glauben: aber unſere Seele iſt hypochondriſch — nicht krank genug, am Uebel zu ſterben, nicht geſund genug, ſich wohl zu fühlen. Jede natürliche und geſunde Neigung halten wir für eine Leidenſchaft, jede Leidenſchaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, ſie werde uns in die Hölle ſtürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückſelige, die wir ſind! Der uns erlöſt, den haben wir gebunden, und ſo harren wir des neuen Meſſias, der den Erlöſer erlöſe; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiſt verſöhne. Kommt dieſe Zeit des dritten Teſtaments, dann wird der glückliche Menſch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbſte verbinden, zugleich Chriſt und Heide ſeyn — und dann wird der Himmel ſeyn überall, wo ein klares Auge iſt, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre iſt es noch viel ſchlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, ſo haben wir doch wenigſtens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, ſondern auch keine Staatskunſt. Der Beweis für dieſe Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweiſe weniger wären; man muß ſich aber durch das Gewühl der neuen erſt durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen ſind. Seit der Wiederbelebung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa haben alle Menſchen, jeder in ſeinem Kreiſe, die Erfahrung benützt. Aerzte, Naturforſcher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte ſich vorzüglich daran, daß ſie mühſam ihren Scharfſinn vergeudeten, die Verſchiedenheit der geſchichtlichen Verhältniſſe aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten und verfuhren darnach, wie ein Menſch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie ſterben, denn von allen Menſchen, die je geſtorben, hat keiner völlig meine Geſtalt gehabt. Hätte man den Anſtiftern und Lenkern des dreißigjährigen Krieges geſagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe: erinnert euch, was Luther dem Churfürſten von Sachſen geſchrieben: „Ew. churfürſtliche Gnaden wiſſen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz andere als zu Nürnberg über dieſe Sache beſchloſſen iſt.“ . . . Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — ſie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg geſprochen und nicht von Prag.“ Wie iſt mit ſolchen Leuten fertig zu werden? Büſchings Geographie iſt gar dick. Und hätte Luther von Prag geſprochen, ſo hätte er nicht von Leipzig geſprochen; und hätte er von Leipzig geſprochen, ſo hätte er nicht von Magdeburg geſprochen; und hätte er von Magdeburg geſprochen, ſo hätte er nicht von Nördlingen geſprochen, und von welchem Orte er alſo geſprochen hätte, er hätte vergebens geſprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geſchichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeſchichte, und man regierte Europa, indem man höchſtens ſechs Menſchen leitete. Dieſes iſt ſo wörtlich wahr, daß, ſo bald in einem Ereigniſſe der ſiebente Mann hinzutrat, ſie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die engliſche und die franzöſiſche Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man ſagen: „Das lag außer dem Kreiſe menſchlicher Macht!“ — aber verſucht haben ſie es doch, und wer das Unmögliche verſucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die

Experimental-Phyſik: ſie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erſcheinungen der Geſchichte zu erklären, die Elemente und Miſchungen der menſchlichen Verhältniſſe den Sinnen darzuthun, aber ſie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Phyſiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektriſche Funken herausziehen, galvaniſche Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darſtellen: aber das Wetter, das Klima, zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen ſie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Beſten unter ihnen den Lehrſatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber ſie hatten den Satz umgekehrt und geſagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eiſen: was das Eiſen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach hatten ſie gegen kranke Zeiten zuerſt Kanonenfeuer gebraucht: half dieſes nicht, operirten ſie die Köpfe, und half auch dieſes nichts, fingen ſie über innere Mittel zu ſinnen an. Aber dann war es zu ſpät, der Kranke war geſtorben und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eiſen überſtanden, ſo zwangen ſie ihm nicht blos die bittere Arznei, ſondern auch den Löffel auf, worin ſie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erſtickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menſchen!

Die heutigen Spanier, ſo ſchlimm ſie auch ſeyn mögen, ſind lange nicht ſo hartnäckig, als das jüdiſche Volk geweſen — denn dieſes konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moſes mit ihm fertig geworden! Wie mächtig haben Seſoſtris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben ſie ihre Völker umgeſchmolzen! Ihr ſagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten ſie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ .... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts Anderes hören wollen! Ausgebildete Völker ſchmilzt auch kein Moſes um, und ſtünden ihm alle egyptiſchen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunſt haben? Zu dieſer Unterſuchung iſt hier der Ort nicht, und ſie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es ſoll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine ſolche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wiſſenſchaftliche Bildung der Zeitgenoſſen, ſondern auch auf das wirkliche und allſtündliche Leben von unausſprechlich wohlthätiger Wirkung ſeyn. Was die Kämpfe unſerer Tage ſo ſchrecklich macht, iſt nichts Anderes, als die Ueberraſchung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erſcheinungen der Geſchichte entgegentreten. Ueberraſchung aber gebiert Schrecken, Schrecken iſt der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung iſt blind. Wir alle, verſchiedenen Geſinnungen zugethan, ſind im Wahne, es geſchähe Neues; neue Laſter, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entſtanden. Aber die Tyrannei iſt alt, und die Freiheit iſt alt, und der Kampf zwiſchen beiden iſt alt. Weil wir den Umlauf der Menſchheit nicht kennen, verwechſeln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln Dieſe und trauern Jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen Jene und jauchzen Dieſe: der Frühling komme; und ſo tritt nach jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Beſiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüſſe gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufſperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der beſten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, ſo geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr verſehen, wird man nie einen Ort in Europa ſuchen, der in Amerika liegt. Manche Menſchen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil ſie glauben, daß ſie unterm Drucke leben; kennten ſie aber die Lage, worin die alten Völker geweſen, ſie würden ihre eigene beneidenswerth finden.

Sie würden einſehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlſtand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie beſaßen; daß dieſe ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almoſen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrſcht, und von ihnen zum erſten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Ariſtokratie des Geiſtes herrſchte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil ſie ſich auf Wenige erſtreckte, und viel entmuthigender, weil ſie Keiner, dem ſie die blinde Gunſt der Natur verſagte, je verdienen oder erſchmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikaniſcher Regierungsverfaſſung weniger ſchwärmen, wenn er wüßte, daß die erſten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfaſſung den Vorzug gegeben, in der eine ſtarke Miſchung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigſten Staatsverhandlungen ſeine Stimme geben oder verſagen, Krieg und Frieden beſchließen, verdammen und freiſprechen, beſtrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz ſo gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu ſchlagen, ſtoßen, tödten, ſchreien, ſchimpfen, zu plündern verſtattet, die aber Alles, was ſie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, ſondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Menſch findet es beſchämend, daß er den Lohn für ſeine Verdienſte nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wiſſe aber, daß es ſonſt viel ſchlimmer war; daß man ſich jetzt bei den Großen wenigſtens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine geſetzliche Herrſchaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältniſſen äußerſt drückend war. Und wenn Dieſes auch nicht ſo, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich ſchlimmer wäre, als die der Alten war, ſo würden die, die für eine Verbeſſerung dieſes Zuſtandes kämpfen, ihren Streit beſonnener und milder führen, wenn ſie das Alterthum beſſer verſtünden; ſie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geſchäftigkeit fruchtlos verſchwenden. Wiſſen wir nicht, wie ſich eine Freiheit ausbildet, ſo wiſſen wir doch, wie eine Freiheit zerſtört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang geſehen, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geſchichte Roms von der Zerſtörung Karthago's bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer verfolgt, braucht, um die Zukunft zu beſtimmen, dieſe Geſchichte nur zurückzuführen: denn die Vorſehung heilt die Krankheiten der Menſchheit, wie die Natur die Krankheiten der Menſchen heilt, die, wenn ſie in Geneſung übergehen, mit ihren letzten Erſcheinungen zuerſt, und mit ihren erſten zuletzt verſchwinden. Auf dieſe Weiſe würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den ſtrebenden

Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, ſey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerſtreben, ſo würden ſie ſchneller und ſicherer ihren Zweck erreichen, wenn ſie, ſtatt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taſchenſpieler waren, ſich Mäcenas zum Muſter nähmen; ſie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Auguſtus beſſer lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrauſche begegne, als aus der ganzen Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Halle's Magie der Staatskunſt," da dieſe jetzt in Jedermanns Händen iſt, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erſtaunen ſetzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Iſt denn die klaſſiſche Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unſer Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen ſehen, wie es ſich damit verhält. Zuvörderſt iſt zu bedenken, daß nur die Gelehrten und die höhern Stände ſich einer klaſſiſchen Bildung erfreuen: daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, ſondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das geſellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes ſoll dadurch nicht herabgeſetzt werden. Er bildet das Magazin der Wiſſenſchaft, aus dem man ſich für die täglichen Bedürfniſſe verſorgt; aber eben an dieſer Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern ſchützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim

Bäcker ſtillt den Hunger des Augenblicks. In Deutſchland ſind die Wege, die von der Wiſſenſchaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und ſie ſind unfahrbar. Der wiſſenſchaftliche Reichthum der Franzoſen iſt vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutſchen, er wirkt aber eben ſo ſtark: denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgeſetzt wird, geſchieht es in Deutſchland nur einmal. Der Franzoſe weiß freilich nicht mehr, als was er geſagt und geſchrieben: aber Alles, was er weiß, ſagt und ſchreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutſchland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutſche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorſehung, was ſie thut und geſchehen läßt: vielleicht hat Deutſchlands Schutzgeiſt auch ſeinen Traum gehabt von den ſieben magern Kühen, und ſorgt für die Zukunft. Aber die Abſichten der Vorſehung können wir nicht durchſchauen, und wir müſſen das Unſrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt ſich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutſchen Wiſſenſchaft zurückhalten, daß Hagelſchlag und Heuſchrecken deren Fluren zerſtören werden: Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologiſcher und politiſcher Beziehung für unſern Welttheil iſt: der feſte Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberſchwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrſchaft ſichert — das iſt Deutſchland für Europa in ethiſcher Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der

Beweglichkeit des Sürens ab, daß weder Deſpotismus noch Anarchie Alles überſchwemme. Würde die Neutralität der deutſchen Wiſſenſchaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr iſt zu groß, als daß ſie zu befürchten wäre.

Der vorausgeſetzten Einwendung des Leſers: daß die Kenntniß der klaſſiſchen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erſtens dadurch zu begegnen geſucht, daß daran erinnert wurde, wie ſich dieſe Kenntniß nicht auf alle Stände erſtrecke. Jetzt aber iſt noch darzuthun, daß ſelbſt jene Menſchen, auf deren Erziehung das klaſſiſche Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen ſind, daß man eine ſonderliche Wirkung auf das geſellige Leben dabei ſpüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verſtehen wir mehr als Worte? Iſt ein Knabe fähig, den Zuſammenhang der alten Religionen, Sitten, Philoſophien und Staatsverfaſſungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demoſthenes, Plato verſtehen? Er wird nicht einmal fähig ſeyn, die Schönheiten Homers und Virgils zu faſſen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klaſſiker zurück, um ſie ſelten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigeſtellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unſern Geiſt, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere ſo ſehr vergeſſen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleichſeitiges Dreieck mehr zu conſtruiren wiſſen. Diejenigen, welche das Studium des klaſſiſchen Alterthums fortſetzen, die Philologen, halten ſich aus Neigung und Beſtimmung mehr an der Form, an Buchſtaben, und ihnen gilt das ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg" nicht blos zum Troſte, ſondern auch zur Aufmunterung — ſie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann alſo höchſtens ſagen, daß wir mit dem klaſſiſchen Alterthum *bekannt* ſind, aber *befreundet* ſind wir nicht mit ihm. Nur in England iſt Dieſes beſſer: man merkt es aber auch den brittiſchen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß ſie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß ſie häufiger an das alte zerſtörte Karthago, als an die ſchönſten neuen Coloniſirungs-Syſteme denken.

Es gibt zwei Mittel, den Einfluß der klaſſiſchen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenoſſen zu vermehren: *Ueberſetzungen* und *Kritik*. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch dieſe in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutſchland weniger als jedem andern Lande an guten Ueberſetzungen, aber das Bedürfniß iſt noch lange nicht befriedigt. Der Mangel entſpringt daher, weil es meiſt Philologen waren, welche jene Ueberſetzungen verfaßten, aber auch die genaueſte Kenntniß der alten Sprachen eben ſo wenig ausreicht, um in den Geiſt der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der

Mutterſprache genug iſt, uns jedes Buch, das in ihr geſchrieben iſt, verſtändlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Cicero's Buch von den Pflichten, vortrefflich im Deutſchen überſetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platoniſcher Geiſt und hier ein tugendhafter Mann geweſen, der das Werk unternommen. Von manchen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Ueberſetzungen. Ein Conrektor in ſeinem glücklichen beneidenswerthen Stillleben iſt nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Ueberſetzungen müßte ſich die Kritik geſellen, welche die Aufmerkſamkeit des lebenden Geſchlechts zu den alten Schriftſtellern hinleitet, und deren Werth beſtimmt, und zwar *in der Münze unſerer Zeit berechnet*. Durch eine ſolche Kritik würde nicht blos die klaſſiſche Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, ſondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir ſind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß ſich die meiſten Ideen der neuen Denker auch ſchon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Anſicht der Kritik unterwerfen, ſo verfährt man viel vorſichtiger und ſchüzt ſeine eigene Rechtlichkeit viel beſſer, wenn man dieſe Anſicht aus einem alten, als wenn man ſie aus einem neuen Schriftſteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenoſſen oder gleichzeitig geltender Anſichten muß nothwendig *perſönlich* in der Art werden, daß die Perſönlichkeit des Kritikers zum Vorſchein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem ſie der

Kritiker, will er ſeine eigenen Ideen aufſtellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber ſind unter der Erde; ſie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können ſie daher beſtehen laſſen, ohne unſerm eigenen Urtheile zu ſchaden. Wollten wir uns z. B. über die jeſeitigen Vorzüge einer monarchiſchen, ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Verfaſſung ausſprechen, und zu dieſem Zwecke ein Werk in Unterſuchung nehmen, worin jener Gegenſtand behandelt worden, ſo würden wir allerdings in Benjamin Conſtant's und in den politiſchen Werken anderer neueren Schriftſteller alle die Anſichten finden, die Cicero und Ariſtoteles hatten, und vielleicht mehrere und beſſere; der Unterſchied iſt aber, daß wir die erſtern als Gegenſtände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturweſen ganz ſo, wie dem Naturforſcher die Geſchöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erſcheinen, die er mit gleicher Treue und Unpartheilichkeit beſchreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder geſund, die Blume ſchön oder unanſehnlich ſeyn. Man denke ſich, es erſchiene heute ein geſchichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten Kaiſer iſt. Das Buch iſt in einem elenden langweiligen Kanzleiſtyle geſchrieben. Der Verfaſſer erlaubt ſich nie ein Urtheil; wahrſcheinlich hatte er keines. Er hört nichts und ſieht nichts und ſtellt den ungehörten Schall und die ungeſehene Farbe den Sinnen der Leſer zur beliebigen Aufnahme vor. Er ſpricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiſer. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimſten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, ſondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen, wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erſchiene jetzt ein ſolches Werk, würde es ſicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringſchätzung behandelt werden. Sie würden ſagen: „Der Herr Verfaſſer hat einen ſchlechten Styl; es fehlt ihm an hiſtoriſchem Forſchungsgeiſte; er macht Sittenloſigkeiten bekannt, die beſſer verheimlicht worden wären; die Geſchichte iſt keine Spinnſtube.“ Weil aber das Buch alt iſt, ſind wir im Stande es unparteiiſch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichſten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es iſt wahr, Sueton hat keinen ſchönen Styl; aber um ſo weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geſchichte. Er hat kein Urtheil; deſto unbefangener kann der Leſer urtheilen. Er ſpricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiſer Rom, und das Laſter den Kaiſer beherrſchte, ſo war die Welt im kaiſerlichen Schlafzimmer, und die Weltgeſchichte in den kaiſerlichen Sünden.

Dieſe Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte ſich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beſchränken, ſie müßte auch auf die ältern Werke der ſpätern Völker ausgedehnt werden: auf die der Engländer, Franzoſen, Spanier, auf die der Deutſchen zumal. In Frankreich iſt das literariſche Fürſtenthum erblich. Corneille und Racine ſind heute noch ſo angeſehen, als ſie es ehemals waren; in Deutſchland aber ſind die Geiſtesfürſten Wahlfürſten, und es iſt daher in jedem Jahrhundert neu zu unterſuchen, wer zu herrſchen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Leſern des Morgenblatts kennen Leſſing, Klopſtock — was man kennen heißt, wie ſie Göthe und Schiller kennen? Die Anſichten älterer Schriftſteller ſind aber oft lehrreicher als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenoſſen ſchöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verſtorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelsſohn, der von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardſon, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldſmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verſchlingen würde, wären die Biſſen nicht zu groß und wären ſeine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharſis auswendig, wie das Einmaleins — eine Kenntniß, die Jeden in dieſen Tagen allſtündlich erquicken würde? Sie ſind in Erinnerung zu bringen und anzupreiſen. Ja es iſt zu vermuthen, daß die Bibel ſelbſt, die das ſchönſte aller Bücher wäre, wenn ſie auch nicht das heiligſte wäre, Weltleuten von Geſchmack ſehr gefallen würde, kämen ſie nur erſt dazu, ſie zu leſen. Aber ſie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis ſie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet ſteht, „die wirklich fertig geworden ſind," und ſie leſen ſie nicht eher, als bis ſie in einem beliebten Literaturblatte gelobt werden. Auch noch Anderes iſt zu bedenken. Es gibt Schriftſteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verſtanden worden, weil ſie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat ſich die Pflicht herabgeerbt, ſie in ihre angeborne Würde wieder einzuſetzen. Es gibt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geiſt keinen Stoff vorfand, ſich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beſchäftigung zu geben. Als Luther lebte und ſchrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luthers Feinde wie ſeine Freunde ſuchten und fanden in ſeinen Werken nichts Anderes als Waffen zu ſeiner Vertheidigung oder zu ſeiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenoſſen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiſte in Luthers Schriften bekannt zu machen. Leſſing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Ambos ſchlug; denn zu ſeiner Zeit hatten die Deutſchen weder Theater noch Literatur und der Hammer fand kein Eiſen zu ſchmieden. Wir aber ſollten die Werke der ſpätern Schriftſteller dem ſtrengen Urtheile jenes unterirdiſchen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt ſchon dem zweiten Geſchlechte, und er ſteigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenoſſen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er ſpäter unſchuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und ſich der Theilnahme der Menſchen erfreut; doch das alte, förmlich ausgeſprochene Urtheil iſt nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre ſchön und erſprießlich, die Kritik jener ältern deutſchen Philiſter, die Jean Paul in ſeinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutſch-bibliothekariſche Menſchen“ bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und ſie umzuändern. Voltaire's Flammengeiſt droht zu verlöſchen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuſer, alle die Zwingburgen, die er angezündet, ſind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am beſten wäre, für die Kritik älterer Schriftſteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Converſationslexikon, das ſonſt viele Vorzüge hat, iſt darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftſteller ſo ſo beurtheilt, die ältern aber nicht einmal ſo ſo. Von Fielding, Richardſon und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß ſie ſelbſt bei dieſem oder jenem jungen Herrn Hofmeiſter geweſen, und daß ſie am Schlage oder am Podagra geſtorben. Eine Zeiſchrift erwähnter Art wäre ſehr erſprießlich; das alte Wiſſen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wiſſen verjüngen.

XIII.

Der Janus-Tempel.

(1823.)

„Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“ ... So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unſere Freundſchaft, er iſt ſo alt — dieſen ſelbſt gezogenen Spruch herſagt, macht er ein gar närriſches Geſicht dazu, und ſchüttelt ſich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Waſſer kommt. Neulich beſuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf die linke Hand geſtützt; in der rechten hielt er eine Feder, und ſchien in das vor ihm liegende Papierheft geſchrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du ſiehſt ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“ erwiederte er, und begleitete ſeine Worte mit einem langgehaltenen Vierviertel-Seufzer. — Wo iſt deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er ſprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb ſind ſie alle, bis man ſie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erſchallen. ... Eheliche Leiden! Das iſt prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen. ... Ich ſetzte mich in den weichſten Seſſel, ſchlug die Beine über einander, und ſtrich mir behaglich den Magen. . . . Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen!

„In meiner ſechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich ſchon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt und habe ſchon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In ſechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, ſieben und zwanzig Tage, eilf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden aſtronomiſche Trauerzeit beträgt.“ — Wahr, ſehr wahr, Fritz! Die Ehe iſt ein mathematiſches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher ſtirbſt, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.“ — Darüber ſey unbeſorgt, Fritz, ich werde dir dieſen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge ſeyn, über die ihr euch entzweit! Das ſind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe; ſie gehen vorüber. — „Ja, ſieh nur ſelbſt, wie ſie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit meſſingnen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er ſtand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche

Anſehen eines Altars. Ueber der Platte erhob ſich eine meſſingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehſt du das offne Thürchen?“ — Du wirſt doch nicht einheizen wollen? Es ſteht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es ſteht an meinem Himmel. Schon zwei Tage ſteht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, ſeit deiner Heirath biſt du ganz paraboliſch geworden: du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln gibt ſie dir großmüthig baare Geſchichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erſtenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden ſchloſſen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, ſagte ich, hier der Ofen ſey unſer Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willſt du Frieden kannſt du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu verſöhnen.“ — Das haſt du gut gemacht, Fritz. Man ſollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Geſichter; er öffnet und ſchließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das iſt der Mann: und in der linken einen Schlüſſel: das iſt die Frau. Haſt du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja; aber ſie wußte es ſchon. Der Himmel weiß, woher ſie das erfahren hat, denn ſie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.“ — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den beſten Juriſten auf. — „Der Scherz half: meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen ſehen. Wenn ſie einige Stunden geſchmollt hat, ſchließt ſie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir ſind ausgeſöhnt.“ — Und was iſt es, worüber ſie jetzt ſo hartnäckig zürnt? — „Du ſollſt es erfahren, Karl, ich will dir es vorleſen.“ — Wie, du führſt ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetiſch unſere Faſti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieſes Papierheft voll iſt, es drucken zu laſſen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“ — Sey klug, Fritz, laſſ dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftſteller. Fange nur zu leſen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erſtenmale aus einander gekommen

„Mittwoch, den 25. Juni. . . .“ — War nicht an dieſem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. . . . O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunſt! Welch ein Geiſt! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erſt ſelbſt klar geworden; ſie hat meine ſchlummernde Seele mit Saitenſpiel aufgeweckt. Wie zart faßt ſie Alles! Sie gibt mir Beſſeres, als den ſchönſten Rath: ſie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unſchickliches geſagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünſche, ſie weiß neue in mir zu erregen, um ſie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfſchmerzen bekomme.“ — Fritz, das iſt gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindeſten gelegen iſt. — „Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es iſt ja deine einzige Freude, mich glücklich zu ſehen, und dieſe Freude ſchaffſt du dir ſelbſt!“ — Willſt du mich zum Beſten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.“

„Abends zehn Uhr.“ — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!“ — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warſt, riefſt du die Götter an, und erſt als du Abends in Unglück kamſt, wurdeſt du ein guter Chriſt, und wendeteſt dich zu Gott. Du biſt ein arges Weltkind! — „Wir ſaßen in der Laube und laſen Romeo und Julie. Wie viel werther iſt mir Sophie geworden, ſeit ich weiß, daß ihr Shakſpeare werth iſt. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eiferſucht anwandeln, denn ich argwöhnte, ſie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an Nichts: ſie hatte ja Thränen in den Augen.... Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggeſellen-Herberge hatte herholen laſſen. Sophie ging mit naſſen Augen hinaus, ſie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdeſſen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich ſchickte nach ihr: das Mädchen ſagte, Madame wäre beſchäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anſtrengung, vor einem großen Schranke ſtehen. Sie hatte meine Wäſche und meine Kleidungsſtücke, nach Schnitt und Farbe, ſyſtematiſch geordnet, das Beſchädigte in große Globen zuſammengebunden, aus Allem ein tabellariſches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an die innere Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, ſagte ſie mir ſchwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären ſind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte ſie freundlich: Aber, Sophie, wie konnteſt du um einer ſolchen Bettelei willen mich und Shakſpeare auf länger als zwei Stunden verlaſſen? Das verdroß ſie, ſie machte ein trübes Geſicht, und ſagte, ſie hätte Kopfſchmerzen.“ — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie ſchmollte, und legte ſich um neun Uhr zu Bette.“ — Du mußt auch nicht Alles gleich ſo übel deuten, Fritz.

„Samſtag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbeſuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort ſchrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber ſie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, ſtand ſie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Geſellſchafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erſt recht an! Eine Viertelſtunde ſprachen ſie innerhalb der Thüre, eine Viertelſtunde vor der Thüre draußen und eine Viertelſtunde auf der Treppe." — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Poſtſcriptum ſchreiben, noch einen Beſuch ohne Poſtdictum entlaſſen. Sind die ſich Beſuchenden wahre Freundinnen, dann iſt die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden iſt. Sind ſie ſich aber ſpinnefeind, iſt es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß ſie ungern fortgeht, und die Entlaſſende, daß ſie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiſerlichen Poſtulate von den böhmiſchen Ständen, die wichtigſten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — „Beim Abendeſſen bat ich Sophie, ſie möchte doch künftig nicht ſo lange auf der Treppe ſprechen, ſie könne ſich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es ſey ihr Grundſatz, ſich in alle Leute zu ſchicken. Denk' nur, Karl, Grundſätze hat ſie auch! Sie fing zu ſchmollen an, und ſprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, ſchon ganz frühe, ſchloß ſie den Janus-Tempel; ſie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen.“

„Donnerſtag, den 3. Juli. Als ich nach Hauſe kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und ſagte: Sieh nur, Fritz, wie hübſch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erſchrak aufs Heftigſte; ſie hatte meine Bücher ſo in Ordnung geſtellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Ueberſetzung des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuches ſtand neben Winkelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdoſe, die ſie für ein Buch angeſehen, hatte ſie neben Rouſſeau's Heloiſe geſtellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat ſie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte ſie, und um einer ſolchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!“ — Fritz, mein Profeſſor der Mathematik pflegte zu ſagen: Die Ehe iſt die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur ſeiner häuslichen Zufriedenheit vergebens geſucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis ſie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Proffeſſor wohl recht froh?“ — Ach nein: er weinte, und ſtarb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein

Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenſter, und ſagte mit gedämpften Ernſte: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! . . . Karl, theurer Freund, haſt du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von geſetztem Charakter!“ — Alter, willſt du ſagen. — „Nun meinetwegen, wenn du willſt, Alter. Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“

„Montag, den 14. Juli. . . .“ — Deine Montage ſind nicht blau, wie es ſcheint. — „Meine Sophie iſt aber auch gar zu furchtſam! Einige Aengſtlichkeit ſteht dem Weibe gut; ein muthiges Weib iſt ſo häßlich, als ein furchtſamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtſamkeit nicht ſeyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund ſtrecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog ſie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward ſie. . . .“ — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich ſagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verſchweigen muß, Karl.“ — Behalte ſie für dich, wenn du Verſchwiegenheit geſchworen. Freimaurer-Geheimniſſe, die jeder erwachſene Menſch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun ſchon dreißigſtündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgeſtern brachten wir den Tag auf unſerm Landhauſe zu. Vor dem Eſſen gingen wir ſpazieren. Da ſah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warſt dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Weſtphalen geſchlagen; aber wenn ich Frau Marthe ſehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetoriſch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauſes, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was ſeit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn ſie fertig iſt, verdreht ſie die Augen, und ſagt, das Beſte, nämlich das Schlimmſte, verſchweige ſie aus Menſchenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei ſo viel Geiſt und Herz, an einer ſolchen Läſterzunge Wohlgefallen finden kann!“ — Und das begreifſt du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geiſtreichſten wie in der dümmſten, ein Gänschen ſteckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Stael mit ihrem Kammermädchen ſympathiſirt. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den ſich mehrere Wege bogen. Ich ſchlug den Weg ein, auf dem ich ſie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein ſchlechter Taktiker, denn als wir aus dem Hohlwege kamen, ſtießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erſt wurden weibliche Küſſe gewechſelt, dieſe geheimen Ordenskennzeichen der Schweſterſchaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Studenin einer Mühle geſchlafen; aber wenigſtens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter ſchön. Doch Frau Marthe iſt häßlich wie die Nacht.“ — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich iſt, iſt das Freundſchaftsbündniß gar nicht aufzulöſen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennſt dieſe Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich ſechszig Schritte um meine Sophie, während ſie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht faſſen, die ich erſt empfände, wenn ich ſtarken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte!... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unſern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat ſie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe ſchlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie ſpricht mit ihrer Flötenſtimme: Beſte, Sie haben uns nach Hauſe begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hauſe begleiten. **Wir**, hat ſie geſagt, als wär' ich der Kometenſchweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich ſtieß meine Frau leiſe an. Da trennten ſie ſich. Ich ſchöpfte freie Luſt; auch hatte ich ſie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte ſich wie ein Alp auf meine Bruſt und erdrückte ſie faſt. Sie ſagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob geweſen, und ſie ſelbſt hätte ich geſtoßen. Ich ſchwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Roſenfingern hätte ſie nicht zarter berühren können. Aber ſie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und ſie ſagte, ich wäre ein Bär.“ — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich ſeit vorgeſtern von ihr gehört.“ — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da ſollte doch lieber … Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechiſch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden ſehen, ſo wäre ſie auch fähig, dich zu vergiften. Laſſ' dich von ihr ſcheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung geleſen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdroſſelt, geviertheilt, erſäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich ſchlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben ſie kein Wort geſagt; von dem Verbrechen, einem menſchlichen Weſen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Geſetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor ſich ließen oder wegſchickten, empfingen oder verabſchiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten ſo wenig daran, eine Strafe auf dieſes Verbrechen zu ſetzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Iſt Langeweile verurſachen nicht ein wahrer Elternmord? Iſt nicht die Zeit unſer Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele. — „So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnſchmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die iſt ſtärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verurſacht zu haben, vermehrt ſie noch dieſelbe, indem ſie ſchmollt, und mich ſeit zwei Tagen allein gelaſſen hat.“ — Führe mich zu ihr, Fritz: ich will ihr den Kopf zurecht ſetzen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, ſey nicht grob.“ — Laſſ' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat ſchon in zwanzig Fällen gute Dienſte geleiſtet. In zehn Minuten haſt du ſie wieder-gewonnen, oder du haſt Nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer ſeiner Frau. Das liebe Weibchen ſaß ganz vergnügt an einem Tiſchchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft lag vor ihr aufgeſchlagen. Als wir eintraten, wollte ſie fortgehen; ich bat ſie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu ſagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, ſondern gleich ganz erſchrecklich, wie die Ouverture zur diebiſchen Elſter.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geſchnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürſtlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Froſt die Flur,
Entſtellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und iſt durchaus nicht hübſch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Moraſtig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das iſt, nicht der Durſtigſte
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rühret ihn an.
Dein Eh'mann iſt dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürſt, dein Oberhaupt; er ſorgt für dich
Und deinen Wohlſtand; er gibt preis den Leib
Mühſamer Arbeit, rings zur See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm und Tag in Froſt,
Weil du daheim liegſt warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er ſonſt von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgſamkeit:
Zu kleine Zahlung für ſo große Schuld!
Was ſchuldig iſt der Unterthan dem Herrn,
Das iſt die Frau auch ſchuldig ihrem Mann.
Und iſt ſie kopfſtarr, launiſch, düſter, ſau'r,
Unfolgſam, ſelbſt dem billigſten Gebot,
Was iſt ſie, als aufſätzige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber ſind ſo dumm,
Krieg ſuchend, wo man ſollte knie'n um Frieden,
Erſtrebend Herrſchaft, Macht und Tyrannei,
Wo beſſer ziemt Gehorſam, Lieb' und Treu.
Warum iſt euer Bau ſo zart, fein und ſanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein ſanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll ſtimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen ſpöttiſchen Mund; dann lächelte ſie; dann ward ſie ſtill; dann wurde ſie ernſt; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entſtürzte ihnen ein

Strom von Thränen; dann ſchlüpfte ſie hinaus, ſchloß den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne ſchluchzend um den Hals. Shakſpeare's Geiſt lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

(1823.)

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du biſt der Mann, biſt fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du biſt ein Mädchen, dein Herz iſt zehn Jahre älter, als das meinige, an dir iſt es, anzufangen. — Sey mein Meiſter, Karl, gebe mir mit deinem Beiſpiele vor, ich werde dir folgen. — Es ſoll geſchehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner älteſten Liebe. Nie haben dieſe Lippen einer Andern den Schwur der Treue beſiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erſte volle Lied meines Herzens. Was früher ſonſt ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten: Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war .... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schweſter wurde jeden Abend von einer Freundin beſucht, die ich nach Hauſe begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing ſchüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre ſagte ſie mir:

Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte ſie nicht und antwortete: Ich wünſche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiſelle! Aber ſobald ſie hinein war, ſetzte ich mich auf eine Thürſchwelle gegenüber und wartete, bis Licht im dritten Stock erſchien. Sie ſtreckte die Arme weit heraus, die Fenſterladen zu ſchließen; ich verbarg mein Geſicht mit den Händen, ſah zwiſchen den Fingern hinauf, taumelte ſelig nach Hauſe und träumte manchen ſchönen Traum. — Kinderſpiele, Karl! Weiter. — Ich ſollte die Schule verlaſſen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen beſuchte ich meinen Conrector; er war nicht zu Hauſe. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studirzimmer ihres Vaters und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf ſeinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierſtreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden ſollten und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Bin ich Ihnen nicht ſehr gut, lieber Herr Karl? Gut war ſie freilich, aber ſie war häßlich . . . — War ſie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Univerſität lernte ich die ſchöne Nichte meines Profeſſors der Geſchichte kennen. Er trug viermal wöchentlich Nachmittags zwei Uhr die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die weſtphäliſchen Friedensverhandlungen fielen in die heißeſten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten und ſchlief ein. Da blieb ich aus der Vorleſung weg und ſchlich mich ein Viertel nach zwei mit der Mappe unter dem Arm in des Profeſſors Garten, wo die ſchöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach. — War dir die franzöſiſche Freiheit lieber als das deutſche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man ſetzte mir den Doctorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philiſterland zurück. Die Schweiz und Frankreich ſah ich vorher. An einem rheiniſchen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechſelten traulich tauſend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens ſtanden die Alpen. Ich reiſte am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geſchöpf bald vergeſſen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Iſt das Alles, Karl? — Das iſt Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich ſchwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich ſieben Jahre alt war . . . — Sieben Jahre? Du beſchämſt deinen Meiſter. — Der wilde Knabe ſprang über die Mauer, die unſere Gärten ſchied. Es war Herbſt. Wir warfen uns mit Kaſtanien, von welchen der Raſen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte . . . — Du weinſt noch, Julie? — Ach der arme Knabe iſt todt! —

Iſt er gewiß todt? — Ja, er ſtarb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum erſtenmal ein Herr in unſer Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erſt fünfzehn. Er verliebte ſich heftig in mich und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußteſt du, daß er ſchon dreißig Jahre alt war? — O, er mußte noch älter geweſen ſeyn. — Weiter, Julie! — Vor zwei Jahren reiſte ich mit der ſeligen Tante in's Bad von ... — Wie alt war deine ſelige Tante, als ſie ſtarb? — Achtzig Jahre. — Dann war ſie ſchon fünfzig Jahre auf Erden ſelig. — Spötter, du zeigſt mir meinen Himmel ſehr nahe! ... Die Tante legte ſich ſchon um neun Uhr zu Bette und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine ſüße, warme Nacht. Die Sterne ſahen hell und freundlich auf die ſchlafende Erde herab, der Strom blinkte die ſilbernen Strahlen des Mondes zurück. Johanniswürmchen funkelten im Laube, ſüß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Geſang und Saitenſpiel näher und näher kommen. Es war eine Geſellſchaft von ältern und jüngern Perſonen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenſter und luden mich zu ſich ein. Ich fürchtete, ſie möchten die Tante wecken, ſchlich mich hinab, verſchloß leiſe die Thüre und geſellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einſiedler,“ rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu. „hier iſt eine Einſiedlerin: Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unſere Julie.“.... Du biſt zerſtreut, Karl? — Nein, ich höre ſehr aufmerkſam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir ſtiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir ſprachen von Muſik, vom Tanz, von der Freundſchaft, von Tod und Unſterblichkeit, von Shakſpeare, Göthe und Jean Paul — mein Lieblingsſchriftſteller und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Graſe. „Liane!“ liſpelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde ſchwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelſten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küſſend.“ ... „Selten — ſagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber iſt Zögerung Sünde“ — und er raubte mir einen Kuß. — Karl ſprang auf und ſprach im komiſchen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwiſchen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, beſann ſich, lächelte, erhob ſich raſch und ſprach mit froher Haſt: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken: Du warſt der Räuber! — Karl ſchlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie! ſüße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, ſüßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten ſanken ſich an das ſchlagende Herz.

XV.

Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden.

(1823.)

Es gibt Menſchen und Schriften, welche Anweiſung geben, die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei ſogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftſteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch iſt es ſo leicht! Man hat Nichts dabei zu lernen, ſondern nur Vieles zu verlernen; Nichts zu erfahren, ſondern Manches zu vergeſſen. Wie die Welt jetzt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleien eines Mönchs erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken, und weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt eine ziemlich richtige Anſicht von dieſer Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Geſtalt, was ſie ſind, erſcheinen ſie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerſtrauchs, einer Roſe eine wahre Anſchauung haben, der nur eine Rebhuhnpaſtete, Himbeerſaft und Roſenöl kennen gelernt? So iſt es aber mit den Wiſſenſchaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiſte und nicht durch die Sinne auffaſſen: zubereitet und verwandelt werden ſie uns vorgeſetzt, und in ihrer rohen und nackten Geſtalt lernen wir ſie nicht kennen. Die Meinung iſt die Küche, worin alle Wahrheiten abgeſchlachtet, gerupft, zerhackt, geſchmort und gewürzt werden. An Nichts iſt größerer Mangel, als an Büchern ohne Verſtand, an ſolchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl origineller Schriftſteller, und die beſten unterſcheiden ſich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer ſchleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu ſeinem Zeile; aber Ziel und Weg iſt Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einſamkeit; wie gewinnt man aber die Einſamkeit? Man kann die Menſchen fliehen, dann ſteht man auf dem geräuſchvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus ſeinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntniſſe, die der Unterricht hineingebracht?

In der Kunſt, ſich unwiſſend zu machen, iſt die wahre Kunſt der Selbſterziehung die nöthigſte, die ſchönſte, aber die am ſeltenſten und am ſtümperhafteſten geübt wird. Wie es unter einer Million Menſchen nur tauſend Denker gibt, ſo gibt es unter tauſend Denkern nur einen Selbſtdenker. Ein Volk iſt jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Feſtes findet ſich nur an der Scharre, in der unterſten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausſchöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtſchaft aufgehoben.

Das wahre wiſſenſchaftliche Streben iſt keine Columbiſche Entdeckungsreiſe, ſondern eine Ulyſſes-Fahrt. Der Menſch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath ſuchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken iſt das Herz; an dieſer Quelle muß ſchöpfen, wer friſch trinken will; der Geiſt iſt nur Strom, Tauſende ſind daran gelagert, und trüben das Waſſer mit Waſchen, mit Baden, mit Flachs röſten und andern ſchmutzigen Hanthierungen. Der Geiſt iſt der Arm, das Herz iſt der Wille; Kraft kann man ſich anbilden, man kann ſie ſteigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, ſie zu gebrauchen? Eine ſchimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender, als die Zenſur der Regierungen, iſt die Zenſur, welche die öffentliche Meinung über unſere Geiſteswerke ausübt. Nicht an Geiſt, an Charakter mangelt es den meiſten

Schriftſtellern, um beſſer zu ſeyn, als ſie ſind. Aus Eitelkeit entſpringt dieſe Schwäche. Der Künſtler, der Schriftſteller will ſeine Genoſſen überragen, überholen: aber um einen zu überragen, muß man ſich ihm zur Seite ſtellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftſteller ſo Vieles mit den ſchlechten gemein: im guten ſteckt ganz der ſchlechte; nur iſt er etwas mehr; der gute geht ganz den Weg des ſchlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme ſeines Herzens hört, ſtatt auf das Marktgeſchrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der iſt immer originell. Aufrichtigkeit iſt die Quelle aller Genialität, und die Menſchen wären geiſtreicher, wenn ſie ſittlicher wären. Und hier folgt die verſprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und ſchreibt drei Tage hinter einander, ohne Falſch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch ſelbſt, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngſten Gerichte, von euern Vorgeſetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

(1824.)

Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Ihm iſt die Welt gegeben; was er nicht hat, iſt er. Nichts iſt herrenlos auf dieſer Erde, nicht einmal der Herr; nichts iſt frei, nicht einmal die Luft — man kann ſie dir nehmen. Gelüſtet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem ſie wachſen, iſt einem Menſchen eigen. Suchſt du Weisheit: der Menſch lehrt ſie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willſt du in den Himmel: Petrus hat den Schlüſſel. Biſt du arm, brauchſt du Menſchen, die dir geben; biſt du reich, brauchſt du Menſchen, welchen du gibſt. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt, du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt. Dein Glück auch in der Einſamkeit zu finden, mußt du heilig ſeyn, und das biſt Du nicht, wenn du willſt; Wenige ſind auserkoren. Was dir Menſchen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du haſt, oder theurer, mit dem, was du biſt. Auch Freundſchaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichts. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Erſatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen; ſchwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen: wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben: wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenſchaften ſchwimmen — das lernen wir nicht. Ihr ſagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künſte und andere Fragen. Doch ſoll man um den Menſchen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuſchen? Soll man ihm ſchmeicheln? Du kannſt noch viele ſolche Dinge fragen, und findeſt keine Antwort darauf. Und wäreſt du der klarſte Geiſt; und das tugendhafteſte Gemüth, du wüßteſt nicht, was recht iſt. Glücklich auch hier, daß du nicht frei biſt; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenſchaften gegeben oder verſagt, die dich auf dieſen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl erſparen. Biſt du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens; und Meiſter zu thun, was du willſt: ſo wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menſchen führen: du mußt ſie lieben oder haſſen, hochſchätzen oder verachten, ſie als göttliche Weſen oder als Sachen anſehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge ſich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig biſt, wirſt du geliebt; wenn man dich liebt, wirſt du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, iſt leicht, ſchwer iſt nur, daß uns Andere gefallen. Hier iſt die Kunſt, mit Menſchen umzugehen! Du ſagſt: „Ich verabſcheue jenen Menſchen, er iſt ſchlecht.“ Nein, er iſt krank. Gewährſt du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und ſind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichſten? „Aber er iſt frei, er kann ſich beſſern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth haſt, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen dieſe Laſt auf. „Er iſt ein Wütherich, ein Attila.“ Er iſt ein Bliß. Bewunderſt du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigſten Gewürm? „Er iſt dumm.“ Er iſt nur ein dummer Menſch, aber das klügſte Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er iſt ungeſellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinſtock gibt dir ſeine Früchte, die Eiche ihren Schatten; haſt du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinſtocke begehrt? „Er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er iſt ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrſt. Ein Rieſe iſt nur zweimal ſo groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg iſt ein halber Rieſe. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meiſten Menſchen gegeben. Hier bildet ſie ſich zum Geiſte, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Geſundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Gold wittert. Ohne alle Gabe iſt ſelten Einer. „Aber er iſt einer dieſer Seltenen; er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigſtens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbſt dieſe iſt ſchlecht.“ Dann wird er wenig eſſen und trinken; lobe ſeine Mäßigkeit, mache aus ſeiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht ſchmeicheln; ſchmeicheln iſt ſündlich.“ So liebe ihn! Liebe iſt eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachſenen, Guten wie Böſen — und ſie iſt auch Gott gefällig.

Du haſſeſt Könige, wenn ſie raſen — raſeſt du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber ſie ſollen nicht trinken, ſie ſollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber ſie ſind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man iſt nur Herr, ſich den erſten Becher zu verſagen, nicht den zweiten. Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für ſich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn ſein Recht auch nur ein Geſchwür wäre, er ſtürbe daran, wenn man es öffnete. Doch ſein Beſitz iſt edler, tauſendjährig, und ſeine Vorfahren haben ſich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er ſelbſt hat kein Verdienſt!“ Biſt du beſſer? Verſchwelgſt du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit ſaurer Mühe erworben? Biſt du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht iſt wie Reichthum. . . Du Ultra verfolgſt den Liberalen — warum verfolgſt du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will ſie nur mit dir theilen, er iſt ein Menſch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Beſitz.“ Deſto ſchlimmer für dich, du biſt ihm auch die Zinſen ſchuldig. „Aber er iſt ein Schwärmer, den man ſchrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerſtörſt, was gewinnſt du? Der Geiſt bleibt, der Geiſt hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er ſpottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tauſend fanatiſche Menſchen hinrichten läſſeſt, haſt du darum den Fanatismus zerſtört? Glaubſt du das, dann biſt du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei iſt wie eine Tontine, der Antheil der Verſtorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrſt, haſt du Nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Alſo — ſprecht ihr und ihr — ſollen wir die Hände in den Schooß legen, und gelaſſen mit anſehen, wie uns unſere Feinde bedrohen, uns berauben, in unſer Gebiet fallen?“ Nein, das ſollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Biſt du ein Krieger, fechte; biſt du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche ſchone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menſchenliebe, der auch den Mörder ſchützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menſchen lieben, ich will Jedem zu gefallen ſuchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Böſen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Haſt du einen hohen Geiſt, bückſt du dich vergebens; ſo dumm iſt die Dummheit nie, daß ſie nicht die krumme Linie zur geraden umzumeſſen wüßte. Du mußt klein ſeyn, willſt du kleinen Menſchen gefallen. „Doch ich lebe unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſeyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und gibt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich oder verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beiſpiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — ſuchte ich von einem Großen etwas zu erſchmeicheln. Es iſt ſchon lange her, und es geſchah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Miniſter auf dem Blocksberge in Göthe's Fauſt geſungen:

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Cheſterfield gelehrt, wählte ich das Schönſte und Beſte, band es zierlich zuſammen, und überreichte den Blumenſtrauß. Aber ich war falſch: mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Miniſter — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

(1823.)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte iſt, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böſe auf ſie bin, einen gefallenen Engel, iſt das Ehewetter aber heiter, einen geſtuzten. „Warum geſtuzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum erſtenmale dieſes Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verſtellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen ſey, und wie ohne dieſen Lichtſchirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — ſagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den ſie ſehr liebt, in den Purpurmund ſteckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas geſtuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest“.... und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimath iſt — wollte ich höchſt poetiſcher Weiſe hinzuſetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchteſt alſo, ich konnte dir untreu werden?“ fragte ſie, wartete aber auf keine Antwort, ſondern nahm ihr Geſicht zuſammen, verſchloß den Mund und ſchmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen ſogar, ſie ſchmollte fort. Ich ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik iſt keine Bewegung geſchildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darſtellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine ſprach kein Wort. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und ſeitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigſte Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebſes trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollſtuhl, dann nahm ſie einen Schmollwinkel ein, ſpäter verſchloß ſie ſich in ein Schmollkämmerchen, bis ſie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hauſe zu ſchmollen.

Ich habe mich in der theoretiſchen wie in der praktiſchen Philoſophie etwas umgeſehen, Metaphyſik, Logik, Anthropologie, empiriſche Pſychologie ſind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unſtreitigen Grundſätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; ſie ſind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere iſt) fragen ſich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwiſſenheit! Nur wer nicht verheirathet iſt, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es beſtimmt, daß die Franzoſen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber iſt nichts als ein Guerillaskrieg, den ſie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem ſie immer ſiegen. Was nützt euch eure ſchwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, ſtechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttauſend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten ſie mit dem Böſen ein Bündniß geſchloſſen, ſind gründefeſt, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichſte Waffe iſt der Mund, ſie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden ſie, und ihr habt viel Verſtand und Geduld, dann könnt ihr ſie zuweilen zum Schweigen bringen; ſchweigen ſie aber (welches in der häuslichen Kriegskunſt Schmollen heißt), iſt alle Mühe vergebens, ſie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und ſchließt um jede Bedingung einen pyrenäiſchen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigſtens mit dem Kopfe über die Wolken ſeines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter ſeinen Füßen; die Frau aber ſteht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finſteres Geſicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer

Viertelſtunde wieder verſöhnt ſeyn werde. Mein ſchmollender Engel aber hat gar keine Vorſtellung davon, daß ſie mir je wieder gut werden könnte. Ein komiſches Mißverſtändniß trägt gewöhnlich dazu bei, ſie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber ſo oft ſie zankt, rufe ich ſie Minchen. Dieſes Wort macht ſie nur unverſöhnlicher, denn ſie wähnt, ich bediene mich der liebkoſenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich ſie, wenn ſie ſchmollt, nur darum Minchen nenne, weil ſie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — ſo geſchickt weiß ſie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau ſchon oft vorgeſchlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns beſſer ſtehen; aber ſie wollte von einem ſolchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schluſſe des Jahres fällt die meteorologiſche Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch ſeltſameres und traurigeres Anſehen gibt, iſt, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu ſchmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo ſie zu ſchmollen aufgehört. Sie vergrollt ſo leiſe und allmählig, daß nicht zu beſtimmen iſt, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verſchallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wiſſen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber ſo machten, die, wenn ſie ihr ſtillſtehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rückeſchlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe ſtände. Sie müßten das ſo machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradieſe, das ſie mir ſelbſt geſchaffen, auf Stunden und Tage hinaus ſchmollt, ſo iſt das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbeſonnen meiner häuslichen Verfaſſung die Fehler der ſpaniſchen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur *eine Kammer*, und ſo muß denn geſchehen, was in ſolchen Fällen immer geſchieht: das demokratiſche Princip gewinnt die Herrſchaft über das ariſtokratiſche. Das weibliche Herz iſt ein athenienſiſcher Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumenſträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geiſt, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geſetzgebung weiſe in *zwei Kammern* getrennt iſt, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bairiſcher Pair unvergleichlich ſchön geſungen hat, die Wogen der Demokratie ſich an den Felſen der Ariſtokratie brechen, auf welchen Felſen der Thron gebaut iſt und der Frieden!

XVIII.

Der Gott in Höflingen.

(1823.)

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leſer anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer ſpotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernſt gemeint, voller Angſt zu ſeinem Arzte ſchicken und dem herbeigeeilten ſagen wird: „Medizinalrath, ich bin ein Mann und zittere vor dem Tode nicht, darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, iſt die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beiſpiele von deren glücklichen Heilung? Was halten ſie von meinem Zuſtande?“ Ja, Herr Hofmarſchall! Sie ſind ſchwärmeriſcher als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantaſtiſcher als Jakob Böhm: Sie leben in einer luftigen Ideenwelt und ſind gar nicht praktiſch. Aber beunruhigen Sie ſich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran ſterben!... Ich ſage: das iſt allein der Spaß: im Uebrigen aber, wird man den heiligen Ernſt nicht verkennen.

Jener Haushofmeiſter eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Feſtmahle, das er für ſeinen Gebieter angeordnet, ſich den Degen in das Herz ſtieß und ſtarb, weil auf dem Tiſche eine Schüſſel Stockfiſche gemangelt — gemangelt ohne ſein Verſchulden, (der Eilbote war damit eine Stunde zu ſpät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, ſeinem Künſtlerauge, nicht den Gäſten und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeiſters, werdet ihr ihn verſpotten? Thut das nicht, nur ſeiner Zeit dürft ihr lachen. Gibt es einen himmliſchen Lohn für jede irdiſche Hingebung, dann wird auch der Haushofmeiſter ſeine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen ſchweben, aber ſie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel ſeine Spiele hat, werden ſie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeiſter wird mit ſeinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäſar ſtehen, und die Majeſtät wird ſeine Kunſt loben, und an Stockfiſchen wird's nicht mangeln!... Racine, welcher krank ward und ſtarb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — Er ſtarb nur *ſeinem* Gotte, doch er ſtarb dem Göttlichen. Der Himmel hat tauſend Pforten, die Hölle hat nur eine, und ſeltner als man denkt, gelingt es Menſchen und ſchwerer als man glaubt, ſich verdammen zu laſſen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet;

die Eitelkeit iſt der Mond dieſer Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Waſſer, auch verdünnt von ſeiner Kraft. Der Menſch, ſo gemein auch ſein Treiben ſey, lebt in Ideen, bis in den Sumpf ſpiegelt ſich der Himmel ab. Der Höfling, der ſich alle ſeine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln ſeines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und iſt es ſein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenoſſen ſummt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den ſie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der ſich ſo gern an den Pranger ſtellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunſt, die in alter oder neuer Zeit dieſem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eiferſucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und ſchöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl iſt es größer und ſchöner, den nach Bewegung lechzenden Geiſt auf weiter See ſchiffen zu laſſen, und das glühende Herz an Meeresſtürmen abzukühlen, als ſich auf einem Gartenteiche zu ſchaukeln und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfriſchen: aber hier und dort iſt Wind und Waſſer, iſt das göttliche Element, woraus Jeder ſchöpft nach Vermögen, mit kleinerem oder größerem, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann ſpottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er ſich ſelbſt nicht kennt. Nachdem er ſeinen Hunger geſtillt und ſeinen Durſt gelöſcht, wofür bemüht er ſich? Für ein Gedankenbild; er ſchwärmt ſelbſt. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten dieſe zurück, ſie würden uns mehr bewundern, als wir ſie. Was iſt leichter, im Rauſche der Begeiſterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen und mit klopfendem Herzen ängſtliche Blicke rechts und links auf die Balancirſtange der Liſt zu werfen, um keinen andern Lohn, als ſich von kindiſchen Zuſchauern begaffen und beklatſchen zu laſſen? Was iſt gewinnſüchtiger, ſchnödes Geld gegen Freiheit eintauſchen — oder eine eiſerne Kette ſchleppen, ſich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder haſſen, belehren und belächeln ſoll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung ſpotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über ſie ſelbſt hätte, würde ſie zu ihrer Beſchämung dahin bringen, daß ſie mit Füßen treten, was ſie früher angebetet, und anbeten, was ſie früher mit Füßen getreten. Alle Menſchen aller Zeiten wurzelten in dem ſchmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben ſie ſich über die Erde und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachſend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder ſüßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsſtrich und Pflege — aber alle nach dem Himmel ſtrebend.

XIX.

Die große Verſchwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es ſey, mit vielen Worten Nichts, als mit wenigen Worten Viel zu ſagen, hat die preußiſche Staatszeitung in ihrem zweiten Bülletin der großen Polizei-Armee abermals bewieſen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth ſchon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verſtand mangle, um eine Hofzeitung gehörig ſchreiben zu können. Man muß ſelbſt befangen ſeyn, um das Urtheil Anderer zu verſtricken, man muß ſelbſt glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt ſich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunſt nie erſetzt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verſchwörungstraume und deſſen abergläubiſcher Deutung die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karrikatur davon zeichnen können, als die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenſeits der Spott zugleich grauſam iſt.

Gleich anfänglich wird der gegen die ſchwarzen catilinariſchen Burſche mit ſo großer Uebereile und fürchterlichem Gepraſſel unternommene Krieg als eine bloße polizeiliche Maßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verſtehen habe, zumal in Deutſchland, wo mit der ſchnödeſten Willkühr, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafte Ungeſchicklichkeit verbunden iſt, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunſtgeübter und erfahrner iſt, beſitzt ſie eine Art Zuverſicht, die ſie vor unbeſonnenen Schritten bewahrt. Allſehend, allwiſſend, die Fäden der Ereigniſſe nie verlierend, iſt ſie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und ſchüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden ſind. Die Berliner Polizei aber hat in einen ſauern Apfel gebiſſen: ſie geſteht es nicht ein, doch ihre Geſichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute und weiß, was ſie zu thun fähig ſind. Darum erbiete ich mich kühn, ſelbſt als Verſchworner angeſehen und als ſolcher beſtraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben ſich am Ende der Unterſuchung auch nur ein Einziger finden ſollte, über den die Geſetze das Schuldig ausſprechen werden.

Die Staatszeitung verſichert, es beſtünde eine durch mehrere deutſche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutſchland in eine Republik umzuſchaffen. Sie ſagt ferner, um dieſen Entwurf zu bearbeiten, beſtünden an vielen Orten eigene Vereine, theils förmlich konſtituirt, theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen. Sie ſagt ferner, die Freiheits-Apoſtel zögen in Deutſchland herum, um den Saamen der Unzufriedenheit unter das Volk auszuſtreuen. Angenommen nun, dieſes ſey Alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Beſorgniß nicht zu weit getrieben, ſo iſt hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten ſtrengen Maßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erſt bearbeitet, Saamen der Unzufriedenheit, welcher erſt ausgeſtreut werden ſoll, das bildet wahrlich noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verſchwörung. Höchſtens hatten einige akademiſche Milchknaben ſich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeſchwindelt, die ſie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erſtehen wollten, und da ſtrauchelten ſie, und da fiel der Topf, und — was ward verſchüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero ſeyn in Deutſchland und meine Krone in den nächſten Strom werfen, und den gefährlichſten ſchwarzen Bruder herbeirufen und ihm ſagen: apporte! und der treue Pudel ſpränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

„Theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen“ ſollen die zum Umſturze der deutſchen Staaten ſich gebildeten Vereine beſtehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieſes ſtrafrechtlichen

Grundſatzes, oder die Naivetät bewundern ſoll, mit der man ſich zu ihm bekennt. Wenn Geſinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz? .. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgeſprochen. Es gibt wirklich eine Verſchwörung, die nicht blos in Deutſchland, ſondern in ganz Europa verzweigt iſt. Die Verſchwornen kennen ſich nicht, ſie ſehen, ſie ſprechen ſich nicht, ſie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch ſind ſie verbrüdert — durch die Geſinnung nämlich. Aber dieſer Bund iſt nicht gegen die fürſtliche Gewalt, ſondern gegen deren Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, ſie iſt gegen den geſetzloſen Zuſtand, gegen jede Willkühr gerichtet, und er wird trotz allen Polizeien ſeinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die preußiſche Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beſchlag genommenen Handſchriften gezogen, ſo beweiſt deren hochtrabende, ſtolzirende, tragiſch-komödienhafte Abfaſſung, daß ſie nichts Anderes als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Geſtikuliren und Rühren ſchön verfertigt. Man gebe ſie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbeſſert zurück und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutſchen Reformationsprojekte, die ich bisher geleſen habe, waren übrigens ſehr trocken, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein naſſes gefunden hat.

In der Behauptung, es wären nur ſehr wenige Individuen verhaftet worden, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verſchwörung wirklich ſo ausgebreitet war, als man vorgibt, wenn die Unterſuchung bereits ſehr erhebliche Reſultate geliefert hat, warum hat man ſo wenige Verdächtige gefunden, die ſich zur Verhaftung geeignet hätten?.. Noch wunderbarer iſt das Eingeſtändniß der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts bei Mehreren die Papiere in Beſchlag genommen, um ſich der Beweiſe gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. Man braucht gerade kein Rheinländer zu ſeyn, um dieſes Verfahren nicht ſehr angenehm zu finden. Unſchuldige Menſchen in Schrecken zu ſetzen und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der ſich etwa in einem Winkel verſteckt haben könnte, hervorkäme und ſich fangen laſſe — die Rechtlichkeit dieſer Polizei-Maßregeln iſt ſicher „einem Jeden bekannt.“ Das inquiſitoriſche Verfahren in Braſilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxiren zwingt, damit ſie die etwa verſchluckten Diamanten wieder herausgeben, iſt wenigſtens ſpaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht verſichert, die Verhafteten größtentheils Ausländer waren, die auch in Preußen das demagogiſche Gift zu verbreiten geſucht hätten, ſie aber auf das brave, verſtändige und treue preußiſche Volk wenig gewirkt haben, ſo möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erſtens, warum die preußiſche Regierung zu gleicher Zeit, indem ſie alle Nicht-Preußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die ſie ja ihren Reden nach ſo wenig ſelbſt berührt, mit ſo vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigene, und warum ſie die Erforſchung, Unterdrückung und Beſtrafung der ſtaatsverrätheriſchen Umtriebe nicht den Regierungen überlaſſe, auf deren Verderben es abgeſehen iſt? Zweitens, in welchem deutſchen Staate des Auslandes die Mutterkirche des neuen politiſchen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe geſtiftet werden ſollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens; warum man in Süddeutſchland, wo durch die freiere Preſſe und die Ständeverſammlungen demagogiſches Gift leichter zu verbreiten geweſen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen und andern Maßregeln der Strenge durchaus Nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Unterſuchung wird zwar jetzt noch polizeilich, jedoch von einer aus Rechtsverſtändigen beſtehenden Kommiſſion geführt,“ können auch ſo gedeutet werden: „Die Unterſuchung wird von Juſtizperſonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verſtattete,“ und dieſe

Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Juſtiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beſchlag genommenen Papiere eingegangen ſind, dann auf dem völlig geſetzlichen Wege eine unparteiiſche Unterſuchung Statt finden werde, ſo liegt in dieſen Worten zugleich das Geſtändniß, daß die Unterſuchung, wie ſie bisher geführt, auf keinem völlig geſetzlichen Wege und nicht unparteiiſch geführt worden ſey.

XX.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrſchte dort eine ſichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhniſch, achtſam, ſtreng; das Geſindel freute ſich auf die kommende Verwirrung; und manche angeſehene Bürger ſahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Geſicht machen. Ich hatte in Mailand italieniſche Sprache gefunden, aber keinen italieniſchen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieſes zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper Othello von Roſſini. Da mir die abgöttiſche Verehrung bekannt war, die man in Mailand wie in ganz Italien vor Roſſini hegte, mußte meine Verwunderung groß ſeyn zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darſtellung nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man lachte, ſchwazte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfriſchungen, und der Himmel weiß, vor wem ſich die

Sänger und Sängereien eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallklatſchen empfangen. Sie verneigte ſich dreimal, zuerſt vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die ſie zu ſingen hatte, es trat, ſobald ſie erſchien, die größte Stille ein. Sie ſang eine tödtliche Viertelſtunde: der Hals war mir wie zugeſchnürt, und es ward mir erſt leichter, als ich an den Schnörkeln und ſchnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß ſich die Cavatine dem entſcheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Breſche, die ſie in das Herz der Zuhörer geſungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapferer Triller drängte ſich voraus — man hörte keinen Athemzug ...... da fiel ein Kanonenſchuß. Ich ſprang erſchrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entſtand im Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man ſich in das Ohr flüſterte: *bis morgen ſind ſie hier.* Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmliſche Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde ſteht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir ſelbſt zu ſprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief ſo vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: *es leben die Carbonari! es lebe Italien!*

Zitto! quiekte ein Sopranſtimmchen hinter mir; ein anderer feiſter Herr ſah mich mit Verwunderung an; eine ſchöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrühriſchen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten ſollen, wahrſcheinlich, weil man den Sinn der deutſchen Worte nicht verſtanden. Ich ſelbſt aber hatte ſie nur zu gut verſtanden, und als der Begeiſterung Ueberlegung und Kopfſchmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältniſſe gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomiſchen Gerichten, ſchon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halſe nehmen, und wollte ich noch ſo gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Unterſuchung und eine lange Gefangenſchaft nicht erlaſſen, und meine verzagte Hoffnung ſchmeichelte ſich nichts Größeres, als daß ſie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abſcheulichen Ollmütz einſperren würden. Ach, ſeufzte ich, ſäßeſt du jetzt an einem Froſchteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem ſüßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende iſt, kommt die Wache und holt dich!..... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren abſingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet ſollte folgen. In der ſtillen Zwiſchenzeit trat ein junger Menſch in meine

Loge, der zuerſt mit dieſem und jenem ſich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überraſcht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich ſeiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verſchiedenen Geſellſchaften geſprochen, murrte ich zum tauſendſten Male über mein ſchlechtes Gedächtniß für Namen und Geſichter. „Ich wundre mich,“ ſagte der junge Menſch, „daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierſeyn erzählt hat.“ — Wie! rief ich, S. iſt hier? — „Und das wiſſen Sie nicht? dort in der Loge ſitzt er. Ich will Sie hinführen.“ Ich, ſehr vergnügt, einem meiner älteſten Freunde ſo unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienſtwilliger Herr verſchwand, und acht Soldaten ſarmatiſchen Anſehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachſtube des Opernhauſes. Dort durchſuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taſchen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig iſt,“ ſagte der Polizei-Commiſſair; ich folgte ihm. Vor dem Hauſe hielt eine Kutſche, man hieß mich hineinſteigen, der Commiſſair ſetzte ſich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenſtimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich geſprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch ſelbſt mein unſterbliches Ich iſt voller Schauer, wenn es von einer

Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war ſo niedrig, eng und ſo feſt verſchloſſen, daß ich zu erſticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondſchein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angſtvoll zappelte. Mein Wächter neben mir ſprach kein Wort, er war vielleicht beſchäftigt, meine Seufzer zu überſetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelſtündigen Fahrt hielt der Wagen ſtill. Ich hörte ein ſchweres Thor hinter ihm zuſchlagen. Die Kutſche wurde geöffnet, ich ſtieg heraus, und ſah mich in einem, mit hohen Mauern umſchloſſenen, und mit zahlreichen Wachen beſetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Paſſe zu geſchehen ſcheint. Meine Namensunterſchrift mußte ich auch hineinſetzen. Numero vier — ſagte der Polizei-Commiſſair dem Gefängnißwärter. Dieſer, ein alter Mann mit eſſigſauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte ſeine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commiſſair wünſchte mir gute Nacht und flüſterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird ſo ſchlimm nicht werden. „Aennchen, leuchte dem Herrn," rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie ſich's bequem, ſagte mir dieſer, indem er ein Zimmer aufſchloß: wenn Sie das Nachteſſen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort und ich war erſtaunt, daß die Thüre von außen nicht verſchloſſen wurde. Meine Verwunderung ſtieg, als ich mich im Zimmer umſah und die bequemſte und ſchönſte Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiſerne Maske konnte es nicht beſſer gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieſes Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör ſo gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geſchichte von der romantiſchen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendeſſen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und ſchnitt mir die Speiſen vor. Ich bekam nur einen Löffel: der Gefängnißwärter entſchuldigte ſich mit der eingeführten Ordnung. Das Eſſen war gut, der Wein noch beſſer. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zuſammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentiſche lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünſchte mir wohl zu ſchlafen. Als ſie fort war, verſchloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber Nichts darin. Ich kleidete mich aus, und ſchlief dieſe Nacht ſanfter, als man in meinen Verhältniſſen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Feſtungswerke meiner Unſchuld, unterſuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verſtärkte die ſchwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühſtück und ſie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erſt die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtſam vorüber gegangen war. Aennchen ſtand in der Zauberſtunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen gibt. Roſen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines ſchlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde ſeiner eignen Laſt, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten ſie als ihre Schweſter geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anſchauen verloren, ſprachlos vor ihr ſtand, da zuckte etwas über ihr Geſicht, das ſie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verſtand. Aennchen durchſuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte ſie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete ſie dieſe und ſchüttelte ſie. Ich fragte ſie, was ſie ſuche? Sie trat mir näher und ſprach ſchnell und ängſtlich: „Mein Onkel iſt ein harter Mann, und viel zu ſtreng. Neulich hatten wir einen Gefangenen, der unſer Dienſtmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ungeachtet ſie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf dieſe Weiſe unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich ſelbſt die Gefangenen bedienen, und genau nachſehen ob ſie nirgends was Geſchriebenes verſteckt.“ Ich fragte Aennchen, ob ſie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und ſah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! ſagte ich, Mädchen, ſo jung, ſo ſchön . . . . „guter Landsmann,“ liſpelte ſie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter . . . . „ſo ſchön, ſo jung, und ſchon ſo ſchlecht!“ Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich ſank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entſtürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen naſſen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commiſſair, mein Begleiter des vorigen Abends, ſtand vor mir. Er ſah meine Bewegung, und dieſe mißdeutend ſprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie ſich doch, es kann ja nicht unſere Abſicht ſeyn, Sie unglücklich zu machen. Wir ſind ja alle Deutſche . . Verführung . . Leichtſinn . . Schwärmerei . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können ſich um die Regierung noch Verdienſte erwerben. . .“ Ich ſchüttelte den Kopf — das iſt es nicht, ſagte ich; doch laſſen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unſerer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen protocollführenden Secretair zur Seite, ſaß da ſchon in Bereitſchaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reiſe, meine Bekanntſchaften in Mailand .... Kurz, man kennt ja dieſes Treibjagen einer grauſamen Polizei, wo das Geſtändniß eines Angeſchuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreiſe getrieben wird; bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort geſprochen. Endlich kam die entſcheidende Frage: Was war ihre Abſicht, als Sie geſtern im Theater es leben die Carbonari rieſen? Und, es lebe Italien — ſetzte der Secretair hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber ſo räthſelhaft iſt die menſchliche Natur, ſo mannigfaltig ſind die Schwächen und Eitelkeiten des menſchlichen Herzen, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen laſſen, oder die Wahrheit geſtehen und mich lächerlich machen ſollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig,“ erwiederte ich. „Setzen ſie ſich doch gefälligſt,“ ſagte der Secretair ſehr leiſe, und ohne mich anzuſehen. Ich wollte dem ſchlauen Herrn ſeine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und ſetzte mich. Sie ſind alſo harthörig? — ſchrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich ſagen, ich war es bis geſtern. — Nun? — der

Secretair verſammelte alles, was Spitziges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze ſeiner Naſe, und paßte ſehr auf. Ich fuhr fort . . . „Als die Nachricht von der neapolitaniſchen Revolution nach Deutſchland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . .“ Der Secretair war wie ein Geier hinter dieſe Worte her, und ſchrieb ſie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm geſprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich ſetzte meine Rede fort: „den Wunſch Italien zu ſehen hatte ich ſchon längſt, ihn auszuführen ſchien mir jetzt die gelegentlichſte Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel beſuchen . . Feſtlichkeiten . . Sicherheit der Wege; kurz ich beſchloß die Reiſe zu machen. Aber unglücklicher Weiſe verſtand ich kein Wort italieniſch. Ich nahm mir vor, noch ſchnell in dieſer Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und ſo viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich iſt. Ich las von Morgen bis Abend italieniſche Bücher und Zeitſchriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erſcheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich ſchon viele Jahre litt. Das Mittel beſtand darin, daß man beim Tabakrauchen den angezogenen Rauch, ſtatt ihn gleich weg zu blaſen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Naſe dabei feſt verſchließt. Nach wenigen Wochen dieſes Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein ruſſiſcher

Graf, der dieſes Mittel empfahl, behauptet, daß ſich deſſen Wirkſamkeit ſchon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beſchloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorſchrift, ohne Beſſerung zu ſpüren. Geſtern in der Oper ſchmerzten mich die Ohren ſehr. Die Urſachen dieſer Schmerzen wurden mir erſt ſpäter klar, und ich konnte dann auch erſt begreifen, warum mir der Geſang aller Mitſpielenden ſo abſcheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenſchuß zu hören. Ich erſchrack, entdeckte aber bald zu meiner unausſprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern ſah (ſehr poetiſch! — brummte der Secretair) lag jetzt nah und ſonnenhell vor mir. Ich hörte das leiſeſte Geflüſter in den entfernteſten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie ſonderbar Großes und Kleines in der Welt zuſammenhängt, und daß ich eigentlich der Verſchwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — der Secretair ſprang wüthend auf, und ſprach: Herr, wollen Sie uns zum Beſten haben? Herr Director, ſagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, iſt lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeſchmackt. Sie werden mich nicht für ſo dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für ſo unverſchämt, daß ich es wagen ſollte, Ihnen ſolch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entſcheidung meines Schickſals ab. Aennchen ließ ſich nicht wieder ſehen, und der Alte, der am erſten Tage meiner Gefangenſchaft mich freundlich behandelt hatte, betrug ſich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich Manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man ſich von meiner Unſchuld überzeugt hatte, ob ſich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was ſonſt meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardiſch-venetianiſchen Königreiche war keiner froher als ich. Selbſt meine erlittene Gefangenſchaft ſchien mir ein Gewinnſt, denn ich ſah ſie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Eſſen nimmt — und ſtand nicht ein herrlich gedeckter Tiſch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüſſel, blinkte nicht das Meer in kriſtallener Flaſche? — Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vier und zwanzig Stunden

Mailand zu verlaſſen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — ſchnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemäſtet — Marſch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht ſo leicht entwiſcht.“ — Bei dieſen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Naſe: „da leſen Sie!“ der Paß war nach Tyrol und der bairiſchen Gränze viſirt, und ſtand darin: „hat ſich Signaliſirter bei Vermeidung gefänglicher Haft nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen,“ gleich einem Blitzſtrahle fuhr dieſes Gebot durch mein Herz; entſeelt ſtand ich da. Wie ich nach Hauſe gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erſt in München kam ich zur Beſinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philiſterland! Italien, Wunderinſel meiner Träume, ſo habe ich dich geſehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balſam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warſt es, Phantaſie, himmliſche Tröſterin, die den Hungrigen in der Wüſte mit Manna ſpeiſt, die aus Baumrinden Brod bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

XXI.

Ueber den kritiſchen Lakonismus.

(1824.)

Es gereicht Rezenſenten, ſie mögen nun Bücher, Menſchen oder Verhältniſſe beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn ſie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld beſitzen und ſchwarze Suppen eſſen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er ſonſt nichts braucht, und nur wer die Menſchen entbehren gelernt, darf ſie belehren. Aber ſchreiben dürfen die Rezenſenten nicht wie Spartaner. Sie ſind Richter: ſie müſſen alſo freiſprechend oder verdammend ihre Entſcheidungsgründe angeben, und das klar und umſtändlich. Thun ſie dieſes nicht, begnügen ſie ſich zu ſagen: das iſt gut, das iſt ſchlecht — ſo kann ihnen jeder Leſer mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das ſagt mir mein Gefühl; du aber ſollſt mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieſes gut, warum dieſes ſchlecht ſey. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieſer Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unſerem Wege liegt. Sie verdienen um ſo mehr Vorwürfe, da Schriftſteller in unſern Tagen gar nicht nöthig haben, ſo ängſtlich auf Kürze bedacht zu ſeyn; für das Erfoderliche hierin ſorgen ſchon andere Leute.

Da ſind zuerſt die Kritiker der Büchertitel. Manchmal ſteht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroſkopiſche Rezenſenten bemerken dieſe Mängel und ſchieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutſam in ein Parentheſen-Futteral geſteckt, damit die koſtbare Verbeſſerung nicht beſchädigt werde. Wie kann ein Rezenſent, der nur etwas menſchliches Gefühl hat, ſo hart ſeyn, den Titel eines Buches zu kritiſiren? Iſt er nicht ſelbſt Menſch? Iſt er nicht ſelbſt Schriftſteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeſchrieben? War er nicht ſelig an dieſem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauſcht: heute habe ich auf meinen Todesfall geſorgt, heute habe ich meine Unſterblichkeit in die Wittwenkaſſe gebracht? War er an jenem Tage fähig auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Rezenſent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, ſo verbeſſere er es im Stillen; der Schriftſteller wird dann den beſcheidenen Vorwurf gerührt annehmen und dem Rezenſenten bei nächſter Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt iſt es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftſteller grammatiſch richtig zu ſchreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es ſind aber nicht immer die ſchlechteſten Werke, die in der Eile geſchrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verſtorbene berühmte Phyſiker Ritter eine ungeheure hohe galvaniſche Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutſchland hätte ſanguiniſiren können. Ritter brachte aber nur Krebſe und Fröſche in ihren Wirkungskreis und ſtellte Verſuche an. Zu gleicher Zeit ſchrieb er ſeine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, ſtand ein kleiner unterſetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule und wartete auf's Manuſcript. Daß Ritter, wie es die Phyſiker manchmal thun, die Natur auf die Folter geſpannt und ihr Bekenntniſſe abgepeinigt, die ſie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur ſo viel iſt daraus zu entnehmen, daß unter ſolchen Umſtänden Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritiſche Lakonismen ſind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezenſenten und Redakteure zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften und in die Aufſätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezenſent oder ein Redakteur ſich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann ſoll er dieſes deutlich herausſagen und es nicht blos pantomimiſch zu erkennen geben. Ein ſolches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienſte ſeines in die Schenke deſertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezenſent darf ſich aber nicht auf ſeinen Spieß verlaſſen, ſondern er muß ſelbſt Wache halten und jeden Einpaſſirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geſchäften? oder was ſonſt ein Literatur-Wächter zu fragen hat. Das Schlimmſte hierbei iſt, daß die Leſer nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redakteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwiſchen geſetzt, ſondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müſſen ſich dann ſehr verwundern, daß der Verfaſſer ſich über ſeine eigenen Behauptungen wundert und einen Satz, den er eben erſt mit Beſtimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel ſtellt. Dieſe Verwirrung kann aber einem Schriftſteller nicht gleichgültig ſeyn. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen, drucken zu laſſen: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreute ſie“ — wenn er befürchten muß, daß ihm ſeine gute Geſinnung vergiftet werden könne, indem der Rezenſent oder der Redakteur ein arſenikaliſches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur ſeine Verwunderung oder ſeinen Zweifel nicht unterdrücken, ſo bringe er ſeine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo ſie als Oppoſition hingehören. Er darf alſo nicht ſchreiben: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite (!) ſie;“ ſondern er muß drucken laſſen: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite *) ſie.“

---

*) ! ! !.

Anmerkung des Redakteurs.

Ohe jam satis est! ..... ich ſage das nicht: bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieſes auf eine feinere Art zu verſtehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es gibt aber Rezenſenten, die wenn ſie nichts mehr zu ſagen wiſſen, oder müde ſind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: **Ohe jam satis est.** oder: **Eheu jam satis est!** Aber ohe und eheu und alle ſolche Interjektionen (oder Empfindungslaute, wie man ſie während des Befreiungskrieges in den deutſchen Frauenvereinen nannte) ſind ſehr, ſehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der ſchlechteſte Schriftſteller nicht verdient. Man ſoll zwar einen ſchlechten Schriftſteller nicht ſchonen, man ſoll ihn tödten — ſothaner Schaden iſt nicht groß; aber man ſoll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein ſolcher gefühlloſer Empfindungslaut iſt auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezenſionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabſtufungen des sic ſtehen, der kann ſich freilich erklären laſſen, was der Rezenſent in jedem einzelnen Falle unter sic verſtand; wer aber auf dem Rigi eine deutſche Rezenſion lieſt, wie ſoll der ſich helfen? das sic iſt oft räthſelhaft. Alſo keine sics, ſondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutſchen Manne geziemt. Man kann wohl lateiniſch beten, denn der liebe Gott verſteht alle Sprachen, aber lateiniſch kritiſiren ſoll man nicht.

Endlich ſind auch die kritiſchen Motto's zu rügen, die ſybillenartig in Verſen ihre Meinung ſagen. Es gibt nämlich deutſche Tagsblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erſcheinen. Das Motto iſt gleichſam die Aurora, die jeden Morgen und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Beſtimmung dieſer Motto's iſt, mit den Aufſätzen, welche zu oberſt im Blatte ſtehen, in Verbindung zu treten. Sie müſſen alſo im Geiſte dieſer Aufſätze gewählt ſeyn. Die Redaktionen aber vergeſſen dieſes oft und erlauben ſich in den Motto's Aufſätze zu kritiſiren. Dieſes mag lobend oder tadelnd geſchehen, ſo iſt es immer zu rügen. Das Motto ſoll nicht wie ein Portier ſeyn, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt iſt. Der Redakteur darf ſeinen Finger nicht zwiſchen den Baum und die Rinde ſtecken, das heißt: er darf ſich nicht zwiſchen den Leſer und den Mitarbeiter ſtellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Anſichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverſtanden iſt; aber darum darf ſie ſich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, ſie darf ihn nicht als Probierſtein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eigenen Geſinnung darzuthun; ſie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweiſen. Gibt es denn etwas Komiſcheres, als wenn das Motto gerade das Gegentheil ſagt, als der Aufſatz, zu dem es gehört — wenn es gleichſam vorausläuft und den Leſern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt So habe ich neulich in einem ſolchen Blatte einen Aufſatz geleſen, deſſen Verfaſſer ſich die undankbare Mühe gab, den Deutſchen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu ſagen. Das Motto zu jenem Aufſatze lautete (in Verſen) ungefähr: „Vernichtung nur iſt euer Loos. Frieden iſt euch hienieden nicht beſchieden.“ Wäre ich der Verfaſſer jenes Aufſatzes, hätte ich der Redaktion geſagt: mit dieſem Motto bin ich gar nicht zufrieden und von nun an ſind wir geſchieden. Ein gewiſſenhaftes Motto darf kein Gewiſſen haben; es muß heute demokratiſch, morgen ariſtokratiſch geſinnt ſeyn. Ein weltkluges Motto muß ſich zum Motto wählen: **Vive le roi! Vive la ligue!**

XXII.

Ankündigung der Zeitſchwingen.

(Juli 1819.)

Der Herr Verleger dieſer Blätter, ein erfahrner Mann, lachte ſehr, da ich traurig und beſorgt wegen der verſprochenen Ankündigung der Zeitſchwingen, die voller Anpreiſungen ihrer künftigen guten Eigenſchaften ſeyn mußte, vor ihm erſchien. Weiß es nicht Jedermann, ſagte ich, daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber ſchmieriges? So wahr es auch iſt, daß dieſe Blätter einem dringenden Bedürfniſſe unſerer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es verſichere? Jener aber meinte, die Deutſchen wären es noch lange nicht müde, an Verſprechungen zu glauben, und ſie hätten dafür ſchon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich ſolle darum ganz kühn verſichern, die Zeitſchwingen würden ſich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunſt würden auf das Anmuthigſte abgehandelt, und Alles auf das Gründlichſte beſprochen werden.

Auch wären mit allen Hauptörtern Europa's Correſpondenzen eingeleitet, und der neueſten und gewiſſeſten Nachrichten könnten die Leſer verſichert ſeyn.

Auch iſt es vertragsmäßig feſtgeſetzt, daß ich mich ſelbſt loben ſoll. Mir fällt dieſes leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden ſeyn könne, der ſeine Fehler offen eingeſteht? Einige meiner ſchriftſtelleriſchen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich ſie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die ſogenannte *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* (man ſieht, daß es der deutſchen Sprache an keiner Art Biegſamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verſtehe) theils geſchrieben, theils abgeſchrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geſchlagen, und mir die Fortſetzung jenes Blattes unterſagt. Nämlich, nicht die Zeitung, ſondern ich wurde unterdrückt. Dieſe wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, *erſtens*: weil ich mich als einen geſchmackloſen Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen gezeigt, und *zweitens*: weil ich dem „*gemeinen Weſen*“ jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leſer der Zeitſchwingen können alſo leicht denken, daß ich, durch dieſen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeſchreckt, mich künftig eines mäßigen, beſcheidenen und ehrſamen Tones befleißigen werde. Mit dem *gemeinen Weſen* des deutſchen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beſchäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern ſuchen. Ich will zwiſchen freiſinnigen und knechtiſchen, zwiſchen herrſchaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatiſirten Anſichten bekennen. Zu mediatiſirten? Dieſes Verhältniß, wird Mancher ſagen, gibt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut iſt. Ich ſage es ſelbſt.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutſchen keinen Spaß verſtehen. Ich habe auf meiner kurzen literariſchen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugeſpitzt: wie werden Dieſe lachen, wie werden Jene ſich ärgern, dachte ich. Aber was geſchah? Jene lachten nicht, und dieſe ärgerten ſich nicht; und hatte ich behauptet: zwei mal zwei ſey fünf, ſo ſchalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung ſo verbreitet zu finden.

Die Zeitſchwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutſchen Volkes fliegende Blätter. Dieſes Spottnamens geſchieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutſchen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch beſitzt, werden täglich enger zuſammengeheftet. Die ſchöne ſchweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit ſtarken

Schritten zurück. Ein großer Gelehrter ſtudirte ſeine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer ſagte ſeinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über ſeinem Kopfe brenne, kalt und zerſtreut: „Geh' er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthſchaft." Der denkende Theil des deutſchen Volkes wird ſich bald wieder dem Studiren ergeben — auf dem Bauche liegt er ſchon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgibt, wenn die emſigen Spritzen ihm den warmen Kopf waſchen, wenn Seelenhandelsverträge geſchloſſen und die deutſchen Schaafe an England verkauft werden, um ſie abwechſelnd zu ſcheeren und einzuwollen — ſagt er ganz gelaſſen: „Was geht's mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirthſchafts-Angelegenheiten; das iſt die Sache meiner Regierung." Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Leſern!

Die großen Herren lieben es ſehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anſtellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlaſſen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdiſchen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraiſche Aufgaben löſen, während ſie den geldbaaren Vortheil einſtreichen. Weil ſie es wünſchen, kann es nichts Gutes ſeyn. Wie ſo viele wohldenkende und verſtändige Menſchen laſſen ſich hierin zum Beſten haben. Die Gewaltigen im

Lande donnern ihnen ſeit dreißig Jahren zu: „ſie möchten ſich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verſtatteten, und unſere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundſätze, und verwickeln ſich um ſo enger in das Netz, das man über ſie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdeſſen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde geprieſen, weil er die Philoſophie vom Himmel herab geholt, und ſo ward er ein Lehrer der Menſchheit. Wenn wir beglücken wollen, müſſen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird geſtillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geſchaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brod für die Zeitgenoſſen. Nur der gute Heinrich konnte ſich ohne Schwärmerei dem ſchönen Traum von einer europäiſchen Republick und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den ſchönern hatte, von dem ſonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundſätze läßt ſich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verſtand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein Syſtem der Meteorologie läßt ſich ſtreiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn ſie Kälte oder Wärme, Näſſe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menſchenglück verbreiten, dann müſſen wir mehr des Lebens Erſcheinungen als deſſen Regeln beſprechen. Erſt an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt Laßt uns der athmenden Bruſt Erleichterung geben.

Darum ſoll man (ich werde es) öfterer des Volkes Entbehrungen beſprechen, als ſeine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfaſſungen, mehr die täglichen Erſcheinungen des Bürgerlebens, wie ſie im häuslichen Kreiſe und auf dem Markte ſich zeigen, als die Grundſätze der Geſetzgebungen und die großen politiſchen Verhältniſſe.

Wie im Familienleben, wie in der ſtündlichen Noth oder Luſt des Menſchen eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung ſich ausſpreche; dieſes ſetze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen ſo aufzuzeigen, daß es dem Verſtande eines Jeden faßlich werde. Das deutſche Volk hat noch zu wenig politiſche Aufklärung. Es kennt den Zuſammenhang nicht zwiſchen einer repräſentativen Verfaſſung und ſeinem Magen. Es ſieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das in dem hundertſten Folgegliede entſtandene Butterbrod in den Mund ſteckt. Man muß es von ſeinen ſinnlichen Wahrnehmungen zu den oberſten Grundſätzen hinauf leiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es ſchmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wiſſenſchaft ſich vom Leben ſchied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, ſo werde ich mich jener ſo viel als ausſührbar enthalten. Ich will lieber nützen, als geprieſen werden; Troſt gibt der Himmel, von dem Menſchen erwartet man Beiſtand.

XXIII.

Das Teſtament der Zeitſchwingen.

(September 1819.)

Ein vorſichtiger Zeitungsſchreiber denkt jetzt ſchon auf gute Surrogate, womit er ſeinen Leſern den Morgenthee verſüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental-Gedankenſperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren ſollte. Er legt ſich auf ſolide Wiſſenſchaften. Er treibt Aſtronomie, mit Ausſchließung der Kometen, weil dieſe Krieg und Noth bringen: Geographie, mit Ausſchluß der Kurörter, weil dort die Kongreſſe gehalten werden: Algebra, doch ohne **plus** und **minus**, da dieſes zum Finanzweſen gehört; Pſychologie, ohne Hofſeelen-Lehre; Theologie, mit Weglaſſung der heiligen Allianz: Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausſchließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten iſt; Philoſophie, ohne Einſchränkung; die nützliche Lehre von der Keilſchrift, den Kegelſchnitten, und den Wurzelwörtern der deutſchen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil dieſe allein der Regierung zukömmt. So bald jener Zuſtand der Dinge eintritt, werden die Zeitſchwingen ihre Flügel ſinken laſſen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jetzt ſchon verkündige, um alle Kolliſionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieſer Titel iſt ungemein buchhändleriſch und zieht ſtark.

Der Menſch muß klug ſeyn, und ſich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß ſchicken. Es iſt freilich eine betrübte Wahl. Erſt geſtern ſagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 ſanft geſtorben, ſtatt daß ich an dieſem Tage erſt geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammergerichts-Kopiſt geworden, und hätte ein ſeliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Iſt es zu bezweifeln? Hätten nicht erſt meine Urenkel den Urtels-Exekutions-Gipfel der ägyptiſchen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libellabſchreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menſchengeſchlechter meine Schriften geleſen, ſtatt daß jetzt ſelten mehr als vier Menſchen ſie leſen, nämlich ich, der **Setzer**, der Drucker und **Corrector**?

Der Menſch ſoll beſcheiden ſeyn, aber die Sache iſt ſchwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es iſt zu ſpät, die Verführung iſt ſo groß, als die Liederlichkeit; wohin man ſeine Blicke wendet, iſt man von Kupplerinnen und lockenden

Schonen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntniſſes gekoſtet, und Gutes vom Böſen zu unterſcheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten geſtellt? Warum habt Ihr uns in Verſuchung geführt? Was ihr jetzt thut, iſt Alles vergebens: Ihr mögt es verſuchen — gelingt es Euch, ſo ſeyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufſicht, Zenſur, gemeinſchaftliche Maaßregeln! Und ich ſollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, dieſe Rieſenblätter, dieſes Buch der Könige von den neunziger Jahren, auch von der napoleoniſchen Zeit, auch von den Koſaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geſchenkt — und ſo was verſchenkt man! Fürſten ſollten ihn um Millionen kaufen, und für dieſe einzige Ausgabe mag geſchehen, daß ſie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich leſe darin ſelten, denn es ergreift mich zu ſehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht iſt mir nicht bange. Auch ich bin ein vorſichtiger Runkelrübenmann, der ſich auf ſurrogirende ſolide Wiſſenſchaften legt, wie Ihr gleich ſehen werdet. Mit der Pſychologie beginne ich, eine angenehme Wiſſenſchaft. Sie heißt auf deutſch: Seelenlehre, iſt unſchädlich und zenſurfrei, denn der Miniſter kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unſre arme Seele.

Was ſie leidet, wie ſie gemartert wird in ihrem Hauſe, bis ſie ausgeht, das iſt gar nicht zu beſchreiben. Keine unglücklichere, zänkeriſchere, feindlichere Ehe gibt es, als die zwiſchen dem Körper und der Seele, und ſie iſt unauflöslich! Keine Gemeinſchaft der Güter, nur die der Uebel iſt zwiſchen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verſchuldet, bald wird jener beſtraft, für das, was dieſe beging. Waſſer in einem Gefäß, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und ſchlecht geworden, man nur verſchütten kann durch Zerſchlagen des Gefäßes — das iſt die Seele. Ein Henkerſchwert zerſchlägt den guten Topf verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht iſt unſere Gerechtigkeit! Schwäche der Menſchennatur — es iſt nicht zu ändern; nur ſollte man wiſſen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Läſterung.

Iſt es ſo recht? Ein anderes Mal mehr davon, und pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern iſt untergegangen und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Erſatz geweſen und uns nun unerſetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat ſeine eiſerne Kraft; der kränkelnde Süden ſeine goldene Sonne; das finſtere Spanien ſeinen Glauben; die darbenden Franzoſen erquickt der ſpendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfeſſelte

Rede. Das iſt der Stern, der untergegangen: Der himmliſche Glaube, der in dem Erloſchenen uns geleuchtet. Das iſt die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrſchte, der ſie getragen, wie Alle, die ihm unterthan geweſen. Das iſt das Schwert, das gebrochen: Der Spott in ſcharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das iſt der hohe Prieſter, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er iſt dahin geſchieden und unſere Andacht hat keinen Dolmetſcher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt ſeiner Liebe; er führt ſie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geſchmacks, in den Palaſt des hohen Albano: die Unverwöhnten aber in ſeines Siebenkäs enge Stube, wo die geſchäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutſche Schüſſeln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechſelt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters ſteigen auf und ſteigen nieder. Nichts iſt dauernd als der Wechſel, nichts beſtändig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend. Der Dichter iſt der Tröſter der Menſchheit; er iſt es, wenn der Himmel ſelbſt ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott ſein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um ſchnöden Botenlohn die himmliſche Botſchaft bringt. So war Jean Paul. Er ſang nicht in den Paläſten der Großen, er ſcherzte nicht mit ſeiner Leier an den Tiſchen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Mögen wir der ſtolzen Glocke, die an ſeltenen Feſttagen majeſtätiſch ſchallt, unſere Ehrfurcht zollen — unſere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsſchlag unſers Herzens begleitet, die jede Viertelſtunde unſerer Freude nachtönt, und alle unſere Schmerzen, Minute nach Minute von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Paläſte; in den Häuſern ihre Herren; im Volke die Kameradſchaften; in dieſen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkoſt; der Wanderer ſtaunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preiſen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachſene

Pfade ſuchte er das verſchmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, ſie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmſte Dichter, und ſchlotterte ihm nur eine Saite noch auf ſeiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen. Jean Paul wartet dieſe heilige Flamme, bis ſie mit dem Tode verliſcht. Bei jeder goldenen Hochzeit iſt er der trauende Prieſter, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod ſie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeſchneite Häuschen eines Dorfſchulmeiſters, die Chriſtnachtfreuden ſeiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen beſingt er die königliche Luſt, auf den Wonne-Inſeln des Lago Maggiore; aber mit leiſern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutſchen Jubelſeniors und die Freuden eines ſchwediſchen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ſteht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch, als unſern Haß, ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes, all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort beirrocken werden, erlogene Aufmerkſamkeit ſchenken! Wir ſcheinen gelaſſen und ſind bewegt, ſcheinen ernſt und ſind weich, ſcheinen wach und ſind von ſüßer Luſt gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unſer Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwiſchen den Blumenbeeten unſerer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantaſie zu den rothen Abendwolken unſerer hinabgeſunkenen Jugend. Wie ängſtlich lauſcheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer deiner Bruſt vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und ſagt dir leiſe und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgſt deine Freuden, weil ſie dir zu kindlich ſcheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichſt deine Schmerzen, weil ſie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verſtohlene Luſt und ſpricht: „Komm, ſpiele mit mir!“ Er ſchleicht ſich in die Kammer, wo du einſam weineſt, wirft ſich an dein Herz und ſagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Bruſt, und ſie erwacht, ſteht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur ſeine Lieder, die dein Herz in ſolchen Schlaf und in ſolche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, ſpürt er nach den verborgenen Einöden im menſchlichen Herzen, er ſucht darin die verſteckten Paradieſe auf. Er löſet die Rinde von der verhärteten Bruſt und zeigt den weichen Baſt darunter; und in der Aſche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er ſeinem Volke wohlgethan, darin war er ſein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutſcher Jüngling, wenn er liebte, zu ſagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und beſcheiden wie er war, ſagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, ſeinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf: er zuerſt wagte, das jedem Deutſchen ſo grauſe Wort Ich auszuſprechen, und wenn die Freiheit nicht darin beſteht, daß man ohne Geſetze lebe, ſondern daß Jeder ſein eigner Geſetzgeber ſey, ſo war es Jean Paul, der für unſere Enkel die Saat der deutſchen Freiheit ausgeſtreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die ſchönſte und erhabenſte Weiſe, wie man dieſes Wort nur deuten mag. Einſt in ſeiner Jugend hatte er folgenden Eid geſchworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer ſchweren es auch ſpreche, und will dich nie verkennen, du magſt wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magſt den Menſchen Frühlinge ſchenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunſch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geſchworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was iſt Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen ſchenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Prieſter des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem ſie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein ſittlicher Sänger. Nie ſchmückte er häßliche Sünde mit den Blumen ſeiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde ſeiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit ſeinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuſchmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er ſtritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens ſündlich heilloſes Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Troſtbedürftigen zu tröſten und als befruchtender Himmel dürſtende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht geſendet. Er ſoll auch der Richter der Menſchheit ſeyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunſt und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er ſtrafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer ſeinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Rieſe Hochmuth ihm noch ſo keck entgegen, ſeine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch ſich die Schlauheit in ihrer dunkelſten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte ſich ſelbſt überliefern. Sein Geſchoß war gut, ſein Auge beſſer, ſeine Hand war ſicher. Er übte ſie gern, ſeinen Witz hinter Höfe und hinter Deutſchland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüſtete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüſtungen ſchützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch laſſen wir uns zu keinen Jagdgeſchichtchen verlocken, in dieſer ſehr guten Hegezeit, wo ſchon ſtrafbar gefunden und beſtraft wird, nur die Büchſe von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Chriſtenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und geſungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Beſitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geſchmeichelt. Der Humor iſt keine Gabe des Geiſtes, er iſt eine Gabe des Herzens, er iſt die Tugend ſelbſt, wie ein reichbegabtes Herz ſie lehrend übt, weil es ſie nicht übend lehren darf. Der Humoriſt iſt der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer ſchlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humoriſt löst die Binde von den Füßen des Saturns, ſetzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das ſaturnaliſche Feſt, wo der Geiſt das Herz bedient und das Herz den Geiſt verſpottet. Einſt war eine ſchönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnſucht kannte. Das Leben war ein olympiſches Spiel, wo Jeder durfte ſeine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel verſperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias ſeines gefangenen Volkes. Die Klage iſt verſtummt, das Leid iſt geblieben. Denn jene falſchen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir ſeiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken ſich frei, weil ſie mit ihren Ketten raſſeln; kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen, und man ſieht ſie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen

Die Bewunderung preiſt, die Liebe iſt ſtumm. Nicht preiſen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüſterne Gaſt vergißt über dem Mahle den Wirth, der herzloſe Kunſtfreund den Künſtler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genoſſenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarſte iſt, der die Wohlthat vergißt, ſich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des ſeligen Geiſtes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unſere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht ſie ſchätzen. Die Schätze, die er hinterlaſſen, ſind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelſteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweiſt; aufgeſpeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die ſpäteſten Enkeln ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung geſcholten, Freigebigkeit als Verſchwendung! Weil er ſo viel Gold beſaß, als Andere Zinn, hat man als Prunkſucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat ſeinen Irrthum verſchuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geſchlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genuſſes; die Fülle wird geordnet; Alles an ſchickliche Orte geſtellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geſchmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überraſcht, dem es die nackten Wände zauberſchnell mit hohen Pfeilerſpiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fäſſer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauſcht ſich im Becher der Freude, theilt unbeſonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er iſt geblendet. Ein ſolcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von ſeinem Volke nicht geerbt. Der Himmel ſchenkte ihm ſeine Gunſt; das Glück ſtürzte gut gelaunt ſein Füllhorn um, und überſchüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er ſah und zeigte ſie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzſtufe, nur von Wenigen erkannt, und die Faſſung der Edelſteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo ſeine Aſche ruhe? Vom Himmel iſt er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unſer Herz iſt ſein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen ſeiner Kindheit, von den Träumen ſeiner Jugend, von ſeinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Guſtav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr ſeine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr ſie. Kein Held, kein Dichter hat von ſeinem Leben ſo treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geiſt iſt entſchwunden, das Wort iſt geblieben! Er iſt zurückgekehrt in ſeine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in ſeiner Verklärung ſeine traute Erde nicht vergeſſen, nicht ſeine lieben Menſchen, die mit ihm geſpielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Faſtenpredigt über die Eiferſucht.

Das Scharlachfieber füllt im Converſations-Lexikon mehr als ſechs Seiten an, die Eiferſucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menſchlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den ſanften Kindertod, wenn die Natur unverſöhnlich iſt. Die Eiferſucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, verſengt, vergiftet, ſie grauſam verfolgt, und die geängſtigte flüchtige Empfindung aus dem verborgenſten, dunkelſten Winkel hervorholt, ſucht vergebens Troſt und Beiſtand, ſie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und ſelbſt der eigene Wunſch, zu geneſen, bleibt ihr verſagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menſchen eingehaucht, ward an einen Felſen geſchmiedet, wo ein ſchrecklicher Geier an ſeinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe iſt jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eiferſucht iſt der freſſende Geier, der den Diebſtahl furchtbar rächt.

Die Eiferſucht der Männer muß von der Eiferſucht der Frauen geſondert werden, ſie haben eine gemeinſchaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die ſie beſpülen, ſind ſo unendlich verſchieden, als es ihr Ausfluß iſt, wenn ſie dieſen erreichen und ſich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt ſeine Nebenbuhler nicht, das Weib verabſcheut ſeine Nebenbuhlerinnen. Die Eiferſucht des Mannes iſt ein ſtürmiſches Meer, das Alles überſchwemmt, Alles, was feſt an ihm iſt, niederreißet und verſchlingt, das alle ſeine Tiefen ausfüllt, alle Ströme ſeiner Empfindung aufnimmt und ſeinen Geiſt zerſtört. Die Eiferſucht des Weibes iſt ein ſchmaler, reißender, tückiſcher Strom, der ſeine Tiefe verbirgt und an dem die ſtillen Ufer um ſo ſchärfer und höher hervorragen; ſie erhöht ſeine Empfindungen und ſtärkt ſeinen Geiſt. Der eiferſüchtige Mann iſt ein zorniger Löwe; er iſt edel und nur der Hunger zwingt ihn ſeine Beute zu zerreißen. Das eiferſüchtige Weib iſt eine erboſte Schlange, ſie iſt eitel, und die Lüſternheit allein verführt ſie zum Stechen. Die Erbitterung des eiferſüchtigen Mannes iſt gegen den geliebten Gegenſtand gerichtet, und ſie unterbricht ſeine Liebe; die des eiferſüchtigen Weibes wendet ſich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eiferſucht macht den Mann dumm, lächerlich und ſetzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht ſie geiſtreicher, liebenswürdiger, und ſie ſteigert die Empfindung des Mannes. Die Eiferſucht iſt ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtſinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuſchneiden; es verletzt oft damit ſelbſt einen geliebten Mann, um ſich an ſeinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verſchmäht dieſes grauſame Mittel, ob es zwar ſelten ſeinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die ſchlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geſtändniſſe zu bringen, oder ſelbſt die nicht beſtehende zu ſchaffen.

Die Freude iſt gleichförmig, weil ſie den ganzen Menſchen ausfüllt. Denn jede Luſt, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens ſie auch einkehrt, iſt nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann ſich weiter führt, um im menſchlichen Herzen, dieſer großen gemeinſchaftlichen Werkſtätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüſſe, ſo verſchieden auch ihre Beſtandtheile ſind, werden, wenn ſie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum iſt die Freude ſo einfach und ohne Wechſel, und daher iſt Entbehren die große Bedingung unſeres Glückes, weil man das geſättigte Herz nüchtern machen muß, um ſeine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz iſt tauſendfältig, denn das auflöſende Herz weiſt ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlaſſen, die er peinigt, und wird in jedem derſelben beſonders empfunden. Doch einen Schmerz gibt es, der mit der Freude die ſchreckliche Gemeinſchaft hat, daß auch er den ganzen Menſchen ausfüllt und in's Blut des Lebens verwandelt wird — es iſt die Eiferſucht. Wie Muſik eine überirdiſche Luſt iſt, und der Menſch, der ſie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, ſo iſt die Eiferſucht ein unmenſchlicher Schmerz, und die Bruſt, die ſie erfüllt, fühlt die Leiden aller erſchaffenen Dinge. Verſchmähte Liebe iſt Tod. Eiferſucht iſt mehr, ſie iſt die Furcht des Todes.

Frauen verſtehen die Liebe der Männer nicht zu ſchätzen. Weil ſie Alles, worüber ſie ſchalten können, dafür hingeben, glauben ſie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es iſt ihre ewige Täuſchung, daß ihre Liebe größer ſey, denn ſie wähnen zu geben, wenn ſie empfangen. Das Weib lebt nur wenn es liebt, es findet ſich erſt, wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt den Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern iſt voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun ſeine Liebe verſchmäht oder verrathen, ſo findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er iſt von Allem entblößt. Wohin ſoll ſich der Unglückliche wenden? Soll er ſeinen Schmerz in den Taumel der Sinne verſenken — die grauſamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er ſich im Thun des Geiſtes zerſtreuen. Aber er hat auch den Geiſt der Geliebten geopfert. Er kann ſich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann ſich nicht verblenden, denn ſeine Augen ſind geſchloſſen. Dem liebenden Jüngling iſt die ganze Menſchheit nur eine Sache. Die Welt iſt ihm leblos und entvölkert, ihre Pulſe ſtocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört, für ihn zu ſchlagen.

Jedes Seelenleid hat ſeine warmen Thränen, die manche ſtechende Eiszacke der Empfindung wegſchmelzen, nur die Eiferſucht hat ſie nicht, und das trockne, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat ſeinen Schlummer, der ihn in Vergeſſenheit wiegt, nur der Eiferſüchtige wacht immer, und kein ſchmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leiſes körperliches Mißbehagen ſeinen Arzt, und ſchon die üble Laune eines Freundes ihren Tröſter, warum bleibt allein das furchtbarſte aller Uebel ohne Hülfe und Beſchwichtigung? Warum findet der Eiferſüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eiferſüchtigen drohend und verderblich iſt: wo er weilt, da hauſen Schlangen unter den Roſen der geſelligen Freude. Der liebende Mann hat ſein ganzes Daſeyn auf das Herz eines Weibes geſtützt, wankt und bricht nun dieſe Säule unter ihm, dann ſtürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er iſt, je mehr Tugenden er beſitzt, deſto gewichtiger iſt ſein Fall und deſto gefährlicher wird er Jedem, dem er in ſeinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenſchwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laſter, ja eine ſchlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil dieſe nur ein Glied ſeines Weſens verderben, und die Freundſchaft oder die Achtung in ſeinen übrig gebliebenen geſunden Theilen Erſatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eiferſucht krank liegt, deſſen ganze Natur iſt zerrüttet und, gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinſten Theil der gerechten Foderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachſicht fordern, der ſelbſt Liebe für Keinen hegt, weil er die ganze Summe ſeines Herzens einem einzigen Weſen hingegeben hat? Seine Seele iſt eine Waſſerwüſte; vergebens ſchickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, ſie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Feſtem, Lebendigem bezeuge.

Eiferſucht iſt der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten ſtärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weiſe, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerſtört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenſpeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Uebel, die kein Gut begleitet, ſo ſehen wir in der Erinnerung jeder überſtandenen Noth eine ähnliche Schweſter der Freude. Aber die Eiferſucht iſt eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr iſt das ſchreckliche Nichts. Sie macht nicht ſtark, nicht weiſe, ſie beſſert, ſie reinigt nicht, ſie erwirbt nicht fremde Liebe, ſie befreit nicht von der eignen, und endet ſie, ſo endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieſer Qual, wie traurig iſt ſie! Der Leidende fühlt ſich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresſtrand geworfen; das Leben iſt gerettet, aber das Fahrzeug, das alle ſeine Güter trug, haben die Wellen verſchlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum iſt das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne dieſen furchtbaren Schmerz einflößt, ſo empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menſchen, an dem Himmel und Erde zuſammentreffen. Engel und Teufel vertragen ſich in ihm, wie ſonſt nirgends. Die ſanfteſte, edelmüthigſte Frau beſitzt von der Hölle wenigſtens ein volles Kohlenbecken, und es iſt keine ſo ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieſes in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchſte Würde, da iſt ihre niedrigſte Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, ſo hat es einen Schemel von ſchlechtem Holze unter ſeinen Füßen. Man muß ſie haſſen, damit man ſie ja nicht liebe, ſie verachten, um ſie nicht anzubeten, ſie beherrſchen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe iſt ihre Angel, die ſie ernährt und ergötzt. Die großen Fiſche tödten, mit den kleinen ſpielen ſie. Es gibt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfiſchchen in einer Waſſerglocke iſt ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzuflößen iſt das unaufhörliche Beſtreben der Weiber. Sie wünſchen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber, gleich Helden, ſuchen ſie nur den Kampf und verſchmähen die Beute. Nicht das Herz, das ſich ihnen ergibt, das widerſtehende achten ſie. Darum hat der Eiferſüchtige kein Mitleid zu erwarten; er iſt abgethan. Der Gleichgültige beſchäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünſche; ſie haben keine Thränen für die Wunden, die ſie ſchlugen, aber ſie küſſen die Hand, die ihnen Wunden ſchlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbſt gekommen, und Eiferſucht iſt die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird geſpalten, und die ſchönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterſtuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die eure: wollt ihr euch gegen Eiferſucht ſchützen, erregt ſie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn ſie reißenden Thieren begegnen, werfen ſie ſich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen, ohne ihn zu verletzen, vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küſſen euch dann, und zerfleiſchen euch nicht.

— — —

XXVI.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die ſchönſten und ſtolzeſten Leſerinnen der Iris nicht wiſſen, was Dioptrik bedeutet, und genöthigt ſind, der Ueberlegenheit männlicher Einſicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort: denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blaſende Herolde und aufgeblaſene Manifeſte vorauszuſchicken, den Krieg, mit einem Schuſſe, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlſeyn, um den Schlaf, das Herz, die Eßluſt und den Verſtand betrogen, der wird es kindiſch finden, daß ich ſo ſtark tobe, da ſie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft iſt, ſchmerzt weniger die erlittene That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, ſondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgiſchen beſtmöglichſt erwärmten Saal, um die königlichen

Transparentgemälde zu ſehen. Ich ſah aber gar nichts, aus den einfachſten optiſchen Gründen; denn die dort aufgeſtellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhniſcher Dame ſagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht ſeyn: ſie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigſtens 12,873 Fuß über dem mittelländiſchen Meere erhoben ſeyn mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch iſt, ſaß gerade vor mir, und vertheidigte die ſchweizeriſche Freiheit gegen mein Augennetz, worin ich ſie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder ſchwarzen Staar verurſachte, konnte ich nicht unterſcheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt, im Dunkeln anderthalb Stunden lang aus Verzweiflung ſatyriſch zu ſeyn. Ich bedauerte ſehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Fauſtpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verſchreiben, was heißt: ein liegendes Grundſtück geweſen, dann hätte ich vielleicht noch einen ſchmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber ſo war gar nicht daran zu denken. Die ſchöne weibliche Himmelskugel bewegte ſich unaufhörlich, und da ich ſtets auf die entgegengeſetzte Seite ausbog, ſo bildeten unſere Köpfe die ſich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhrperpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind geſezt, welches die Obſcurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, ſie würde ſich oft niederbücken es zu liebkoſen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und ſie ließ nur ſelten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich ſah alſo nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinſel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen deſſelben durch die Zweige der Hutfeder, welches ſchauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzerſee gingen mir verloren, und in meinem Verdruß konnte ich den mörderiſchen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anweſenden Weiberhüte darin und brennten! Am meiſten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintrittspreiſes zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schauſtücke ſehen konnten, da ſie noch tiefer im Rieſenſchatten der Weiberhüte ſaßen, als wir Erwachſene. So ging ich unbefriedigt nach Hauſe und murrte ſehr über das böſe Geſchick; doch bald mußte ich beſchämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorſehung mit Candide ausrufen: Die Welt iſt doch die beſte, trotz ihren dioptriſchen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der ſeit drei Tagen ſo ſteif war, wie der kuhſchnappeliſche Kanzleiſtyl, ſich wieder frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrſcheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht jeder, der ſo unglücklich iſt, hinter einem Federhute zu ſitzen, zugleich das Glück hat einen ſteifen Hals zu haben, ſo darf ich dieſem zum Schaden nachfolgende Betrachtungen nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hinderniſſe geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauſpielen entgegenſetzten, und Vorſchläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen ſey. Der beſte unter den Vorſchlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden ſollten. Dieſes hätte allerdings ſeinen Vortheil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläſer ſo zu ſchleifen und zuſammenzuſetzen, daß ſie den männlichen Zuſchauern als Perſpective dienen könnten, ſo wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß ſolche Hüte ſehr gebrechlich ſind, und daß, wenn auch der Anſtoß von Außen vermieden würde, die Bewegung, die ſo ſtark in Weiberköpfen ſtattfindet, dieſelben leicht beſchädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir beſſer ſcheinen.

Mein erſter Vorſchlag, die Hutfinſterniſſe, welche die Frauen bei Schauſpielen verurſachen, künſtlich zu erhellen, beſteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verſtatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer ſo leichtſinnig ſeyn mögen, ihre Weiber die Komödie, dieſe Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenſchule, täglich einige Stunden beſuchen zu laſſen. Lernen auch die guten nichts

Böſes darin, ſo lernen doch die ſchlimmen das Böſe geräuſchlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanſtalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt ſind, die Taſchen zu leeren; ſie müſſen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie iſt ein ähnliches Inſtitut, worin das Frauenzimmer lernt, ſeine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszuführen. Wenn man ſich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlaſſen darf, ſo ſoll man doch nie vergeſſen, wie groß ihre reine Liebe zur Wiſſenſchaft iſt, die ſie ohne Einmiſchung alles Eigennutzes beſeelt, und daß ſie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Luſt finden, ob ſie zwar das erlegte Wild verſchmähen, es verſchenken oder liegen laſſen. Man ſollte ihnen daher den Beſuch der Schauſpiele höchſtens während der erſten Scenen verſtatten, wo Kammermädchen und Bediente die Zimmer reinigen und ſich über die Herrſchaft luſtig machen, die noch im Bette liegt, oder während des letzten Aktes, wo Alles an den Tag kömmt und auch die Liſtigſte überführt wird. Sie würden auch mit dieſer Einrichtung wahrſcheinlich zufrieden ſeyn, da ihnen beim Theaterbeſuche an der Feſtlichkeit des Kommens und Gehens am meiſten gelegen iſt.

Mein zweiter Vorſchlag iſt: ſie ſollen keine Hüte aufſetzen. Gibt es etwas Größeres als deren Geſchmackloſigkeit? Außer der Kühnheit dieſes zu ſagen, gewiß Nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben ſo viel Eckiges, Geſchnörkeltes, Buntſcheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothiſches, daß man ſie für die ſtärkſten Stützen des häuslichen Feudalweſens und der geſelligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber anſehen kann. Nehmt ſie ihnen und die natürliche Geiſteigenſchaft ſo vieler Männer wird aufhören. Es iſt mit den Geſetzen der Mode wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie dieſe für die Ruchloſen gemacht, und die ſchönen Weiber wie die guten Bürger müſſen ſich ihnen, um der Ordnung willen, mit unterwerfen. Anders läßt ſich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Geſicht zu verbergen hat, mit einem ſolchen Regen- und Sonnenſchirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß iſt. In einem ſolchen Hute, mit ſeinen Höhen und Tiefen, mit ſeinen Böſchungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anſtrengung der Einbildungskraft, ſämmtliche Theile einer Feſtung, Graben, Wälle, Baliſſaden, Baſtionen, Courtinen und Schießſcharten wahrnehmen. Und ſo angeſehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die ſie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Feſtungswerke bekanntlich eine große Beſatzung erfordern, ſo ſetzen jene dieſe voraus. Aber Männer ſetzen ſie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute iſt gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz iſt ein heiliges Jericho im gelobten Lande, deſſen Mauern vom Schalle einſtürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann, ſo wie ein ſtummer Mann keine Liebe einflößt, eine ſtumme Frau aber um ſo leichter. Wie iſt es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieſes vom hohen Hute geſchützt wird? Deſertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hutfeſtung und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, ſo würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojaniſcher Krieg und die ſchöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorſchlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauſpiele ihre Hüte an die Wand hängten und mit großen Buchſtaben, etwa transparent in Brillantfeuer, ihre Namen darunter ſetzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn ſehen und ſich beneiden zu laſſen, ſo reichte ja ſchon hin, daß man die Beſitzerin deſſelben erführe. Ja die Weiber könnten oft gar zu Hauſe bleiben und nur ihre Hüte in's Theater ſchicken.

XXVII.

Honeſtus.

(1824.)

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunſt. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Laſters, doch nie beſchmutzte er ſein Herz, und dann geſchah, daß er den Verworfenen auf eine kurze Stunde den Schmerz und die Luſt der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düſtere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft ſtürmte Oscar zu ſeinen Freunden, und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speiſen, köſtliche Weine wurden aufgetragen: aber Oscar genoß mäßig aus der Schüſſel, und nippte nur am Glaſe — der Becher ſeines Lebens war mit glühendem, ſchäumendem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegoſſen machte ihn überſtrömen. Eines Tages eilte Oscar zur italieniſchen Oper, Mozarts Don Giovanni zu ſehen. Das Haus war noch geſchloſſen, und die wartende Menge war groß. Oscar miſchte ſich in das Gedränge und zog einen Thaler aus der Taſche, um, wenn die Kaſſe geöffnet würde, gleich bereit zu ſeyn. Es ſtieß ihn einer an, das Geldſtück entfiel ſeinen Händen, und rollte weit über die Gaſſe weg. Er ſuchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran und überreichte ihm das verlorene Geldſtück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — ſprach Oscar — für eure Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieſer; es iſt zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und ſchnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umſtehenden über der Liſt ſeines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit ſtarken Schritten kehrte er nach Hauſe zurück. Als er dort ankam, ſah er den alten Bettler vor der Thüre ſtehen, der ihm entgegen rief: Ihr ſeyd ſehr ſchnell, junger Herr! — Und Ihr noch ſchneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, ſprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oscar ſah ihn verwundert an … doch — ſagte er — wohl bekomm euch, Alter, die Bequemlichkeit! Er wollte in ſein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht ſo ſchnell von mir eilen. Ihr dürft nicht ſchlimm von mir denken, daß ich mir von eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, betteln ſey leicht? Verſucht es einmal. Geben iſt ſchwer, nehmen iſt noch ſchwerer, aber am ſchwerſten iſt fordern. Oft wenn ich einen reichen Lüſtling, dem ich mit dieſer Krücke den hohlen Schädel einſchlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch' eine ſaure Mühe das Betteln iſt! Geſtern ſah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in ſeinen Mantel gehüllt, aus dem Hauſe eines ehrlichen Bürgers kommen, deſſen Tochter er verführt. N'oubliez — pas le garçon! flüſterte ich ihm zu, und ſtreckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Böſewicht lachte, und gab mir ein Goldſtück. Ach, das Betteln iſt ſchwer! Wie manchmal habe ich mir ſchon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit iſt eine verführeriſche Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag ſie in verzärtelnde Luſt umzuwandeln.

Oscar ſtand mit verſchränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr ſprecht ſehr klug, Alter; Ihr habt euch gut geübt. Nun, ſchlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr ſollt noch nicht gehen. Ihr habt euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend iſt lang, kommt mit mir; ich will euch ſchöne Geſchichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich ſehe das Schild, ſprach Oscar, aber nicht, was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht ſelbſt, wie alt und ſchwach ich bin? — Weil Ihr alt und ſchwach ſeyd, darum fürchte ich euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an ſein Haus, deſſen Thüre ſich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar ſah ſich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfniſſen wohlhabender Leute verſehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, ſagte Oscar. — So, ſo! erwiederte der Bettler. Aber nichts geſtohlen, alles ehrlich zuſammengebettelt, und nebenbei — ſetzte er leiſe und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von euren Zauberkünſten Einiges ſehen. — Iſt es euer Ernſt, junger Herr? Wollt Ihr Beweiſe? Traut Ihr euren Sinnen? Nein! rief der Jüngling mit Haſt. Ich traue meinen Sinnen nicht, ſie betrügen, denn ſie werden betrogen, ſucht euch einen Andern für eure Gaukelkünſte! — Nun, nun, ſeyd nur nicht gleich ſo wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaſchen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! ſprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie ſind alle für euch, und vielleicht reichen ſie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte ſchenkte ein. Oscar's Blicke waren feſt gebannt auf das Glas. Wie geſchmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein ſchönes Mädchenauge. Oscar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer raſcher trank Oscar, immer ſchneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut ſtürzte wüthend durch die Adern, ſein Herz pochte laut, ſeine Lippen bebten. —

„Graukopf, dein Wein iſt gut!“ Nicht wahr, mein Bübchen? Er iſt am Indus gekocht, und ich habe noch beſſern. Her damit, luſtiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erſt meine ſchönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauſchte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte ſich ein kryſtallener Saal, der im Wiederſchein tauſend unſichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menſchen kunſtreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelſteine bedeckten den Boden; tauſend Kleinodien und Gefäße ſtanden umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitſcherten und ſangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz ſeine dürſtenden Blicke an, bald ſenkten ſich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heiſere Stimme: nimm mich, nimm mich. Oscar ſah hin, und gewahrte einen Staar, von deſſen Halſe an einem ſeidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin ſchmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog dieſes Kleinod Oscar's Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar! Alter! ſprach Oscar, dieſes Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr ſeyd nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja ſo viel. — Nein, Herr, wählt euch was Ihr wollt, nur dieſes nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiſerer der Staar. Oscar ſtreckte ſeine Hand nach dem Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar ſtieß ihn zurück; der Alte hob drohend ſeine Krücke auf. Der Jüngling ſtürzte den Greis zu Boden, der mit ſeiner letzten Kraft ſich ſträubte. Nimm mich! nimm mich! friſch der Staar. Da ziſchte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und ſtieß ihn dem Alten in die Bruſt, der ohne Laut leblos zu Boden ſank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar ſchneller und ſchneller. Oscar löſte das Dreieck vom Bande und ſuchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar ſah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greiſes. Da rieſelte Entſetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesbläſſe bedeckte ihn, ſeine Knie ſchlotterten und brachen zuſammen. Mörder! Mörder! heulten tauſend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Bruſt des Todten und zückte nach ſeinem eigenen Herzen. Er fühlte ſeinen Arm zurückgehalten. Der Greis ſtand vor ihm, aber ohne Krücken. Ein ſchneeweißes Gewand floß von ſeinen Schultern, ein langer Bart wallte über ſeine Bruſt herab! — Oscar! ſprach er lächelnd, deinen Sinnen wollteſt du nicht trauen, doch deinem Herzen trauteſt du wohl? Edler Jüngling, du haſt dich berauſcht, du haſt geraubt, du haſt gemordet — glaubſt du nun, daß ich zaubern kann? — Oscar, von Beſchämung und Ehrfurcht niedergedrückt, ſank zu den Füßen des Alten. — Vergib, mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du haſt nichts begangen; nur im Traume warſt du ein Miſſethäter. — O mein Vater, zaubere dieſen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die ſchauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verſchwand, und Oscar ſah ſich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor ſeinen Augen auf dem Tiſche. — Bann auch dieſes weg! flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte ſich in einen Blumenſtrauß. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm dieſe Blumen, Oscar, ſprach der Greis. Unſchuld iſt die Lilie, Demuth das Veilchen, Geſundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; ſo lange ſie blüht, blühen auch die andern. Geſundheit iſt das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieſes, kannſt du keine faſſen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geiſter, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honeſtus; gewöhnlichen Menſchen bin ich auch ein gewöhnlicher Menſch. Schon zweitauſend Jahre wandle ich über der Erde und ſuche die Tugend. Ich habe ſie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das ſchmerzte mich in der tiefſten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin ſchalten. Da wurdeſt du unter einem ſchönen Geſtirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du biſt gut, Oſcar, und du biſt froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen: aber kleiden will ich deine Jugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm dieſe Pergamente, Oſcar. Weisheit ſteht auf dem einen geſchrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfſt du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oſcar's luſtzitternde Hand faßte die Pergamente und das Herz ſchwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei ſchalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerſt hervor, und ſchon zuckte ſeine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geiſt zurück, und er beſann ſich. — Iſt Weisheit begehren nicht auch eine Habſucht, die an Sättigung ſtirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird ſie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als Andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten ſahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht ſchon einſam genug? Nein! Weisheit iſt ein tückiſches Geſchenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oſcar warf die Weisheit von ſich weg. Honeſtus drückte gerührt den Jüngling an ſeine Bruſt, und ſprach zu ihm: den ſchwerſten Kampf haſt du beſtanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jetzt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelaſſen zu ſeinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrſchen! Millionen Menſchen beglücken! Millionen Herzen ſich gewinnen! Die Guten belohnen, die Böſen züchtigen! Ja, ſchön iſt die Macht, ſchön wie eine Roſe. Doch ihre Dornen! Und unter der Roſe lauſcht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht beſſer zu ſeyn, als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verſchmähen ... und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunſch. Der Greis ſprach ſtreng und ernſt zum Jüngling: wie, Oscar? Biſt du glücklich, daß du es biſt? Biſt du zufrieden, daß du Nichts wünſcheſt? Iſt Oscar allein auf dieſer Erde? — der Jüngling erröthete. Und ſie kamen Alle herbei, die ſeinem Herzen theuer waren. Sein Vater und ſeine Mutter zuerſt, dann Bruder und Schweſter, dann die Freundin, dann der Freund; zu dieſem geſellte ſich ein Anderer, und noch Einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher ſchwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward ſeine Bruſt, bis ſie die ganze Menſchheit umſchloß. — Was wählſt du für Andere? fragte Honeſtus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach' alle Menſchen glücklich! Honeſtus lächelte. Was du begehrſt, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar ſank zu den Füßen des Greiſes, und hob flehend ſeine Hände auf. So mache ſie tugendhaft, daß ſie glücklich werden! Mache die Menſchen alle gut, mache ſie alle glücklich! — Honeſtus erbleichte und ſprach mit leiſer, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht verſagen, doch fordere es nicht! Sünde iſt Fäulniß und Fäulniß iſt die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rauſche ſeiner Menſchenliebe, vernahm die Worte des Greiſes nicht. Er umklammerte ſeine Knie und flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gib den Menſchen die Tugend, gib ihnen das Glück. — Fordere es dreimal, Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling ſeine Bitte. — Es ſey! Bald ſchlägt die Stunde der Mitternacht: in dieſe Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Honeſtus ſtreckte ſeinen Zauberſtab nach Oſt und Weſt und Nord und Süd, und ſprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab ſäuſelten ſüße Harfentöne; von der Erde herauf ſchallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwiſchen Entzücken und Entſetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiſer Stimme, das iſt der Geiſt der Schadenfreude, reiz ihn nicht. Ueber dieſen habe ich keine Gewalt. Komm in's Freie, daß wir unſer Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine ſtille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick zum geſtirnten Himmel empor. Gerührt ſprach der Greis: labe dich noch einmal an dieſer ſüßen Nacht; ſie iſt die letzte dieſer Erde. Nacht iſt Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düſtere Gaſſe, und ſahen eine Leiter an einem Hauſe gelehnt und einen Mann hinaufſteigen, der ſich ſchüchtern umſah. Läßeſt du es geſchehen? fragte Oscar, vielleicht mordet er den ſorgloſen Schläfer. — Sey ruhig, mein Sohn. Der Diebſtahl war ſchon vollbracht, die Mitternachtsſtunde gab dem Böſewicht die Tugend zurück, und er bringt das geſtohlene Gut wieder hinauf. — Honeſtus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, Alles ſehend, nirgends ſichtbar. — Welche Stimmen ſind es, die dort weinen in jenem großen Gebäude? — Es ſind Räuber und Mörder im Gefängniſſe; ſie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein ſchönes Weib lag mit aufgelöſten Haaren auf den Knieen vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das ſchlummernde Kind und weinte über ihm. Unter der Thüre ſtand ein Mann, der ſtreckte erröthend ſeine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer ſind dieſe, Honeſtus? — Dort der Mann iſt der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib ſeines Freundes gerufen. Mein Zauberſtab war ſchnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das ſie am Vater begangen, und der Verführer ſcheidet weinend von der ſchönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häuſern ſtürzten Tauſende von Menſchen; und Soldaten eilten herbei. Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöſe, Geſchrei und Verwirrung überall. — Was iſt geſchehen? fragte Oscar. — Die aus den Häuſern dort kamen, das ſind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Jugend aus ihrer Verborgenheit geſcheucht: und die Macht, der Jugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgeſendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren raſſelte über die Gaſſe, kein Bauer ſchrie, kein Hammerſchlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum dieſe Stille, Honeſtus? — Die Menſchen haben keine falſchen Begierden mehr, ſie ſind genügſam und ruhen. Vor dem Hauſe eines Bäckers ſtanden jammernde Menſchen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all ſchon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer ſind dieſe Unglücklichen, Honeſtus? — Das ſind Spione, die lieber Hunger ſtarben, als ſich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Palaſt des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, ſeit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorſaal, wo ſich die Höflinge verſammelten, und ſie ſahen naſſe Augen.

Ein Greis warf ſich jammernd zu den Füßen eines Jünglings und ſprach: vergib mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königsſaal. Der König ſaß auf ſeinem Throne, und ein Weib ſtürzte kreiſchend durch die Menge, warf ſich nieder und rief: halte dein Schwert zurück, er iſt unſchuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte und ſprach: ich auch, o Herr, habe dich betrogen. Und der König ſtieg weinend von ſeinem Throne herab.

Honeſtus und der erſchütterte Oscar eilten aus dem Palaſte. Sie gingen den Strom entlang; da ſtießen ſie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte ſein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! ſprach Honeſtus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unſchuld geraubt, und verzweifelt über den Verluſt ihrer ſchönſten Habe ſuchte ſie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort ſtand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war ſo jammervoll; doch ſein Auge war trocken. Oscar fühlte ſich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer iſt dieſer Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! ſchrie Honeſtus mit der Stimme des Entſetzens, und weine, Oscar, daß du ein Menſch geworden! — O weile, mein Vater; ſprich, wer iſt dieſer leidende Jüngling? Tritt näher, Oscar! Sieh dieſe Wangen, wie bleich ſie ſind! Einſt hatte er ſie purpurroth, und ſie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh dieſe Arme, wie mager und ſchlaff ſie ſind! Einſt waren ſie ſtark und geſtählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieſes ausgebrannte Auge hinab! Einſt leuchtete es, vom Himmel ſelbſt angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war ſo feſt und gut; aber wer iſt dem Verführer zu feſt und zu gut? Die ſchlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im ſchuldloſen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges iſt, miſchten ſie in ſeine geſunde Seele. Da gab er ſich hin um ſchnödes Gold und um ſchnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtſinn, von Leichtſinn zur Falſchheit, von Falſchheit zu Verbrechen. Dieſes Ohr, ſonſt nur der Stimme der Tugend geöffnet, ſchlich diebiſch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieſes Auge, ſonſt nur Liebesblicke wechſelnd, ſuchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorgloſen. Dieſe Zunge, die ſonſt nur Liebe und Freundſchaft ſang, ward eine Natter und ſtach. Da verrieth er den treuen Freund, der geſtern auf dem Blutgerüſte ſtarb. Des Bethörten letzten Kuß empfing der Verräther, und: räche mich! lispelte der Verurtheilte ihm in's Ohr. Der Teufel ſah ihm hohnlächelnd nach und ſchwelgte am Abende vom Lohne ſeiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geſchenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer . . . ich räche dich! ſchrie er in Verzweiflung und ſtürzte zur Brücke. Seit Mitternacht ſucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden und ſucht ihn wieder. — Der blaſſe Jüngling ſah jezt ſtarrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zurück, Honeſtus, rief der ſchaudernde Oscar; es iſt zu fürchterlich, mit ſolcher Schuld vor den Richter zu treten. — Oscar! ſprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde iſt von ihm gewichen, die Reue iſt zu ihm gekommen; was er verſchuldet, will er büßen. — Oscar ſtürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gib ihm die Sünde zurück und nimm ihm die Reue! Gib den Menſchen allen ihre Begierden wieder! Gib ihnen ihre Laſter zurück! Gib allen Menſchen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte . . . ſie hatten ſie wieder.

XXVIII.

Die Freiheit der Preſſe in Baiern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geſchichte iſt nicht zu unterſcheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel ſey: Alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu ſich ſelbſt zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menſchengeſchlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geiſt der Zeit. Die unſere iſt bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft anders zu geſtalten, und ſie ſtrebt vor Allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrſchers dadurch zu ſichern, daß ſie die Fürſten der berathenden und geſetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widerſetzt ſich vergebens dem ſtarken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung, die unbeſiegbar iſt, und welcher das ſtehende Heer der Regierungsgedanken früher oder ſpäter unterliegen muß.

Alleinherrſchaft kann nur beſtehen, ſo lange das Volk in Stände zerfällt, welche in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die feſten Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Dieſe dauern nur ſo lange, als Familien und Körperſchaften ſich an Macht und Reichthum einander überragen und Macht und Reichthum, ſey es als erworbener oder als ererbter Beſitz, folgen allein der Geiſtesthätigkeit. Sobald, wie in unſerer Zeit, die Bildung des Geiſtes ſich durch die ganze Geſellſchaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Anſprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden ſind — und ein Wunſch iſt ſchon der halbe Beſitz — ſobald eine ſolche Gleichheit eingetreten iſt; da kann auch die Vorherrſchaft irgend eines Standes nicht länger mehr beſtehen und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das iſt der Geiſt des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten iſt. Ihn abläugnen, bedrohen oder ſchelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und verſöhnen. Das Mittel hierzu iſt einfach und alleinig.

Reichthum und Macht ſind beſchränkt in ihrem Maße; es kann nicht Jeder Alles haben; das erkennt auch der einfältigſte und eigenſüchtigſte Menſch. Aber es bedarf auch nicht des *Beſitzes* eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beſchwichtigen, ſondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu *ſtreben*. Es iſt eine große Lehre der Regierungskunſt der Menſchen: hoffnungsloſe Bürger ſind gefährlich, denn ſie ſind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Throne erſchütterten, hatten wie Erdbeben in ſtarken Trieben und Kräften ihren Urſprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen ſie eingeſchloſſen waren, ſich zu befreien ſuchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß Jeder wie ein Baum feſtgewurzelt ſtand, von Geſchlecht zu Geſchlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch ſein Grab finden ſollte. Dem Adlergeiſte wurden die Flügel beſchnitten, daß er ſich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringſchätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng: nur immer Einer konnte nach dem Preiſe des Zieles rennen, der zufällig vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunſch nach Veränderung des Beſitzes der Lebensgüter mußte alle beſeelen, ſobald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieſes Wunſches ſich als möglich zeigte.

Um die Fürſten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiſte des Mißvergnügens und der Habſucht entſpringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menſchen die lang verſchloſſene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geiſteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieſes kann nur geſchehen durch Gewährung der Redefreiheit der mündlichen in volksvertretenden Verſammlungen und der ſchriftlichen durch die Preſſe. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine ſittliche Demokratie, wodurch die Entſtehung der ſo gefährlichen, unheilbringenden, numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält Viele ab, dieſe Abſicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingeſtehen, während die Sünder, weil ſie ſolche ſind, heucheln müſſen.

Die öffentliche Meinung iſt der beſtehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um ſo nöthiger. Die öffentliche Meinung iſt ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, ſo lange ſteigt, bis er ſchäumend über ſeine Schranken ſtürzt, das Land überſchwemmt und Alles mit ſich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben iſt, da zertheilt er ſich in tauſend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land ſtrömend, es bewäſſern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die ſie verbreiten, ihnen läſtig ſind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuſchließen, um nicht geſehen zu werden. Fruchtloſes Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch deſſen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geiſter der ermordeten Gedanken ängſtigen den argwöhniſchen Verfolger, der ſie erſchlug, nicht minder, als dieſe ſelbſt im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, deſſen Wellen die Tagesſchriften ſind, iſt der deutſche Rubikon, an welchem die Herrſchſucht weilen und ſinnen mag, ob ſie ihn überſchreiten, und das theure Vaterland und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob ſie ſich ſelbſt beſiegen und abſtehen ſoll. Cäſars Schatten zeigt warnend nach der Bildſäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutſchen Bundesfürſten, man weiß es, ſind jetzt ernſt darauf bedacht, ein gemeinſchaftliches Preßgeſetz für alle deutſche Staaten auszuſinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeſchichte ſeyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr geſagt, oder ob der, wegen ſeiner Blutſchuld wild umhergetriebene Geiſt endlich, um der Tugenden ſeiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe ſeiner Aſche fand.

Gleichförmig ſoll dieſes Geſetz ſeyn, und das iſt wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker ſich befreunden, ſo lange ihre Köpfe auseinander ſtehen? Zur Erhebung gehört eine Geiſteskraft, welche die Gunſt der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablaſſung vermag ſich jeder anzueignen. Oeſtreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Naſſau und Frankfurt haben verſchieden geſtaltete Preßgeſetze. Dieſe ſollen alle in dem Bette des Procuſtes ſich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die ſchmerzlichſte achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieſes hat Baiern kund gethan, indem es in ſeinem neuen Preßgeſetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verſtümmelung geſucht hat.

Man kann ſich die traurige Betrachtung nicht aus dem

Sinne ſchlagen, daß Baiern wohl unterrichtet geweſen ſeyn müſſe von den ſchon im Stillen gereiften Beſchlüſſen, welche die Bundesverſammlung über die Freiheit der Preſſe faſſen werde, und daß es in ſeine eigene Geſetzgebung Nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorſtehenden allgemeinen Anordnung im Widerſpruche ſtünde. Darum eile Jeder, der ſein Vaterland liebt, auszuſprechen, was er für die Freiheit der Preſſe wünſcht und fürchtet. In wenigen Wochen iſt vielleicht jede Klage ſtraffällig und fruchtlos. Wir müſſen denken, es ſtünde unſerem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten ſchnell, ehe die Thore geſchloſſen werden, noch einmal im freien Felde friſche Luft einathmen.

Das bairiſche Edikt über die Freiheit der Preſſe verläugnet ſtandhaft ſeinen eigenen Namen; denn von *Freiheit* iſt darin nirgends, ſondern überall nur von *Beſchränkung* die Rede. Es iſt, was in der würtembergiſchen Verordnung geſchehen, durchaus nicht beſtimmt worden, wie und über welche Gegenſtände man frei ſeine Meinung äußern dürfe, ſo daß es ganz der Willkühr überlaſſen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten ſey. Die für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit kann nicht als eine ernſte Huldigung unſerer Zeit angeſehen werden, denn dieſe hat, Oeſtreich ausgenommen, ſchon früher in ganz Deutſchland beſtanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts ſchwebt etwas Schwüles, das uns ängſtlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfaſſer

Buchhändler und Drucker, ihre Schriften keiner Zenſur zu unterwerfen hätten, „wenn ſie nicht allenfalls bei koſtbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, ſelbſt darum nachſuchen wollen." Es iſt ſo leicht furchtſame Menſchen zu ängſtigen, daß ſolche Einladungen zu einer freiwilligen Zenſur von Erfolg ſeyn müſſen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche, den Ruhm und den Eifer des Schriftſtellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf dieſe Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Preſſe herbeigeführt werden, die, weil ſie verdient, um ſo verderblicher wäre. Iſt endlich dieſe für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Leſebibliothek-Inhaber und Vorſteher der Leſe-Inſtitute, bei einer großen Geldſtrafe verpflichtet ſind, ihre Kataloge der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufſicht ſie im Allgemeinen geſetzt ſind, zu übergeben, welches nur eine Zenſur unter einer andern Form iſt? Die Vorſchrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufſicht untergeordnet ſind, iſt an Strenge ohne Beiſpiel in Deutſchland.

Und ſelbſt von dieſer trügeriſchen Freiheit ſind alle politiſche Zeitungen und periodiſche Schriften politiſchen oder ſtatiſtiſchen Inhalts ausgenommen. Dieſe ſollen einer dafür angeordneten Zenſur unterworfen bleiben.

Wenn die Zenſur der Zeitſchriften ſich darauf beſchränkte, nur ſolche Aeußerungen zu unterdrücken, die, würden ſie verbreitet, den Verfaſſer nach dem Geſetze ſtrafbar machten, dann wäre ſie vielleicht zu dulden. Aber ſie begnügt ſich damit nicht, ſie ſchreitet Stunden lang vor dem Geſetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Alſo iſt ſie verdammlich, denn ſie verbietet, was, iſt es einmal geſchehen, die Geſetze nicht beſtrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben iſt, da beraubt ſich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die Beamten verſchulden. Sie beraubt ſich des Vortheils, den ſie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter ſolchen Verhältniſſen, in den Zeitſchriften noch ſo viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eigenem Antriebe verfechten, ſo wird ſich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten laſſen, ſondern überall die Bauchrednerei der Miniſter zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verſchiedenen nachgeahmten fremden Stimmen ausſprechen.

Preßfreiheit iſt ein bedeutungsloſer Schall, wenn die Zeitſchriften von ihr ausgenommen ſind. Will man der öffentlichen Meinung ernſtlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, ſo muß ein freies Urtheil über Geſetzgebung und Geſetzgeber, das ſich ausſpricht, ehe noch die Geſetze unabänderlich geworden ſind, verſtattet werden. Dieſes ſtets geharniſchte Wort muß aber täglich die Runde machen.

und alle Poſten und Schildwachen der Staatsverwaltung unterſuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem ſchwerfälligen Buche langſam umherreiſt, dann kömmt es zu ſpät, und ſein Thun iſt fruchtlos.

Die Beſtimmung des bairiſchen Edikts, daß periodiſche Schriften, ſelbſt blos *ſtatiſtiſchen* Inhalts, einer Zenſur unterworfen ſind, enthält einen Zuſatz von Beſchränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Geſetzgeber auch nur gehabt haben *könnten*, durchaus irre führt. Eine Regierung mag *ihre* Gründe haben, die öffentliche Meinung ſo zu regeln, daß ſie mit ihren Anordnungen im Einklang ſtehe, es liegt dieſes im Begriffe der Alleinherrſchaft: ſie mag daher den Tadel beſtehender Einrichtungen unterſagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Preſſe, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch *ſtatiſtiſche* Nachrichten ohne Zenſur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht, ſeine Meinung über Thatſachen zu äußern, ſondern auch die Kenntniß dieſer Thatſachen ſelbſt entzogen werden, und alle Staatsverhältniſſe zu Kabinetsgeheimniſſen gemacht werden ſollen; ſo bedauert man ſchmerzlich die unabänderlichen Verhältniſſe, welche die ſonſt ſo freiſinnige bairiſche Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das ſie in der *Ausübung* wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Geſetze zu erheben, und der Nachkommenſchaft als ein ſchönes Recht zu überliefern.

In dem würtembergiſchen Geſetze über die Preßfreiheit ſind die von den Landſtänden veranſtalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckſchriften aller Zenſur ausdrücklich entzogen worden. Das bairiſche Edikt hat dieſe Beſtimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der bairiſchen Stände wird man, es iſt dafür geſorgt, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorſchrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geſchäftskreis ſie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, iſt nichts einzuwenden. Es iſt dieſes ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemeſſen. Nur ſollten Männer, denen ſolche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener ſondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüſſig wäre eine Rüge deſſen, was in dem bairiſchen Geſetze wegen der Unterſuchung und Beſtrafung der Preßvergehen beſtimmt worden iſt. Dieſe ſeine Schwäche iſt nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfaſſung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feſte Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geſchwornengericht, dieſe einzige Bürgſchaft eines über Leidenſchaften und Schwachſinn erhabenen Richterſpruchs, iſt im Allgemeinen verſagt geblieben: wie hätte man es in einzelnen Fällen verſtatten können? In der Unterſuchung der Preßvergehen iſt der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigenſucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter ſind die nämlichen. Die Beamten, welche, zwiſchen Fürſt und Volk in der Mitte ſtehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwiſchen beiden entſtehen zu laſſen, und darum die öffentliche Meinung, dieſe erhabene Sonne und unbeſtochene Wächterin, die Alles an den Tag bringt, haſſen und verfolgen, dieſe nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und ſtrafen ſie zugleich.

So wäre denn das deutſche Volk abermals in ſeinen Hoffnungen getäuſcht worden, und deſſen biedere Fürſten hätten ihren ſchwer erworbenen Gewinnſt aus dieſer geſchäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XXIX.

Die Meneen.

(1826.)

Es iſt ſehr betrübt, daß ſich die gebildeten Stände ſo wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntſchaft mit demſelben iſt ſo groß, daß nur wenige Leſer wiſſen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meiſten glauben möchten, es werde ihnen unter dieſer Ueberſchrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, ſelbſt nachdem ſie dieſe gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, ſie hätten einen Roman geleſen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit ſchelten, dürfen wir uns über dieſe Unwiſſenheit wundern? Nein, es iſt nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten ſo ungelehrig ſind. Die deutſche Gelehrſamkeit hat eine Sprache, die ſehr unverſtändlich iſt, und, die verſtändlich zu machen, man ſich ſo wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden überſetzt, aber eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen in's Deutliche ſuchen wir vergebens. Ich trete mit einem erſten Verſuche hierin ſchüchtern hervor, und ich bitte um Nachſicht. Ich will die Leſer des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Ueberſetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erſtaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfaſſer iſt der Herr Profeſſor Franz von Paula Gruithuiſen in München, und ſie ſtand vor einiger Zeit in Naſſe's Zeitſchrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es Mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitſchrift für die Anthropologie gerathen: doch er leſe ſie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müſſen, daß Herr von Gruithuiſen, einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung iſt bezeichnet: „Philoſophiſche Reflexionen über die naturgeſetzlichen Mutabilitätsverhältniſſe verſtändiger Weſen auf dem Monde." Das heißt: Philoſophiſche Betrachtungen über die verſtändigen Weſen auf dem Monde, und wie ſie nach den Naturgeſetzen waren, ſind, und ſeyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Anſichten des gelehrten Herrn Verfaſſers nicht immer theile. Ich darf mir ſchmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu ſeyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigen Erſtaunen betrachtet, ich habe Manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuiſen entgangen, ich habe Manches anders geſehen, als er. Indem ich daher ihm für ſeine vielen, wichtigen, und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen

Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieſes immer mit der gehörigen Beſcheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beiſpiel von derjenigen Artigkeit aufſtellen, die deutſche Gelehrte immer gegen einander beobachten ſollten.

Herr von Gruithuiſen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, iſt eine Reihe von Mög- Beobachtungen ſpricht.“ Die europäiſchen Gelehrten mögen dieſe herrlichen Worte leſen und wieder leſen, und ſich ſchämen und wieder ſchämen. Während ſie ſo oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklich- das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Beſcheidenheit und die zu bewundern wäre, würde ſie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und ver- So gewiß er auch ſeiner Sache ſey, denn er habe ſein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforſcht und Verſuche angeſtellt, ſo hoffe er doch nur Solchen ſeine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Geſinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuiſen theilt alſo nicht die kecke Zuverſicht anderer Schriftſteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leſer zu ihrer Meinung herüber zu führen: er weiß vielmehr, daß er Dieſes nicht vermag und daß er nur ſolchen Leſern ſeine Geſinnung einflößen werde, welche dieſe Geſinnung ſchon früher gehabt. Aber auf dieſe Gleichgeſinnten baut Herr von Gruithuiſen feſt: für dieſe, ſagt er, werde ſeine Mondgeſchichte mit der von Moſes vorgetragenen Geneſis gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeſchichte weiter zurückgehe, von Moſes ab; doch in andern Punkten ſtimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moſes,, den Leſern keine Langeweile zu machen, ſich wie Moſes kurz faſſen.

Welches war der Urſtand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Beſondern? Die Frage iſt etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löſcht ſie die alten klaſſiſchen Handſchriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu ſchreiben — ſo ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar May in Rom nach: ſie kratzen die neuen Handſchriften wieder ab, um die alten Verloſchenen darunter zu leſen. Herr von Gruithuiſen ſagt: die Entſtehung eines großen unorganiſchen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Anſammlung von außen ſich bilde. Es habe ſich den Naturforſchern unſerer Zeit mit einer eiſernen Gewalt die Anſicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper das Ergebniß eines Niederſchlags aus dem Aether ſeyen, und daß man ſich den Akt dieſer Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweiſe die neue Lehre vom Sonnenſtaube und die ältere von den Meteormaſſen, als kosmiſcher Körper. Wir wollen uns von keiner eiſernen Gewalt abſchrecken laſſen, ſondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich mit den Herren Naturforſchern nicht darin überein, daß die großen unorganiſchen Körper durch Anſetzung von außen entſtünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederſchlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganiſchen Körper dieſem Niederſchlage ihr Daſeyn zu verdanken haben; ich ſehe und erkenne nirgends in der Natur *unorganiſche* Körper. Der Menſch nennt diejenigen Weſen unorganiſch, die zu weit unter, oder zu hoch über ihm ſtehen, zu welchen er mit ſeinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber Alles iſt belebt, Alles lebt. Sonne, Mond und Sterne ſind Thiere, wie wir auch; die Erde iſt auch eines. Das zeigen ihre organiſchen und ſentimentalen Verrichtungen: ihr Einſaugen und Ausſcheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten ſogar. Es iſt nur ein ariſtokratiſcher Stolz, der dem Menſchen den Wahn eingeflößt, er ſey der Herr der Schöpfung und die Erde ſeine Wohnung. Der Menſch iſt nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelſtes Organ, das Gehirn des Erdkörpers ſeyn. Einiges ſpricht für dieſe

Vermuthung. Wenn wir Menſchen aufrichtig ſeyn wollen, müſſen wir geſtehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geſchöpfen die verrückteſten ſind. Beweis, daß wir den Verſtand vorſtellen; wir ſind der Verſtand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten laſſen und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Menſch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, ſondern ein ſelbſtſtändiges Weſen ſey: ſo können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß ſich der Menſch für das vollkommenſte Geſchöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel ſteht zu hoch über der Erde, der Menſch ſteht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwiſchengeſchöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er ſeinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menſchen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenſchaften, Grundſätze nennt, das ſind ſeine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir ſehen einen Menſchen ertrinken: aber wir ſehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organiſchen Körper erklären, geſchieht dem Niederſchlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieſer Niederſchlag iſt die Nahrung der Erde, die von dieſer aſſimilirt und ſo zur Ernährung wird: aber die Erde wächſt von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menſchen ſehen wir Luft, Waſſer, Wein, Brod, Ochſenzungen und Rebhühner niederſchlagen, und wir ſagen darum doch nicht, er ſey ein unorganiſcher Körper, der von außen anwachſe, ſondern wir nennen jene gutgemeinten Niederſchläge und den freundlichen Empfang derſelben, eſſen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenſtaube betrifft, ſo war dieſe Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieſes Zuwachſes meiner Kenntniſſe freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht nur wenige Tage früher dieſe Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erſt in der vorigen Woche ſchalt ich mein Stubenmädchen aus, weil ſie zum hundertſten Male übertreten, was ich ſchon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenſter zu öffnen, ſo oft ſie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hauſe und roch den Staub, ich ſchmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenſter ſey offen geweſen, und ſie ſähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beſchienen, ſie verſtummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der beſonnte Staub war Nichts als Sonnenſtaub, ein Niederſchlag aus dem Aether, und die kosmiſchen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenſter nicht geöffnet geweſen.

Es ſind aber nicht blos ſolche kleine, leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, ſondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derſelben fallen auf die Erde herab. So ſind, wie Herr von Gruithuiſen behauptet, einſt die Inſel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß ſagen, das iſt ein harter Niederſchlag, das iſt eine ſehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es iſt doch gewiß ſehr traurig, wenn wir nicht mehr ſpazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was ſoll uns dagegen ſchützen? Erfinde einer *Böhmen-Schirme*! Da hält kein Taffet und kein Fiſchbein Stich. Zwar ſagt Herr von Gruithuiſen, die Sache wäre nicht ſo gefährlich, als ſie ausſehe. Nicht blos die Geſchöpfe jener aus der Luft geſtürzten Weltkörper blieben beim Leben, ſondern auch die Erdbewohner ſolcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften ſie nicht ſo unglücklich oder ſo *ungeſchickt* ſeyn, gerade in die Verſenkungsſtufen zu gerathen. Herr von Gruithuiſen, wie man ſieht, ſpottet unſerer Angſt. Nicht jeder iſt ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer iſt flink genug, einer Inſel Ceylon, einem breiten Neuholland mit ſeinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit ſeinen derben Gebirgsknochen auszuweichen? Herr von Gruithuiſen hätte wahrlich beſſer gethan, ſeine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Iſt es nicht ein unverzeihlich grauſamer Scherz, wenn er uns tröſtet: nach einem ſolchen Länder-Regen würde jeder Menſch fortdauern, „ſofern er nicht überhaupt in der Kataſtrophe ſelbſt den

Tod gefunden?“ Ein ſchöner Troſt, wenn mir Einer ſagt: Du wirſt beim Leben bleiben, wenn du nicht ſtirbſt. Herr von Gruithuiſen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menſchen ſind Ureinwohner der Erde; Alles, was um den Aequator und den Wendekreiſen wohnt, iſt der Erde fremdartig “ Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die franzöſiſchen Gelehrten Dieſes nicht wiſſen. Eben jetzt wird dieſer Miniſter, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's Heftigſte beſtritten; Alles wird hervorgeſucht, dieſe Maßregel als verderblich darzuſtellen, aber auf den ſchlagendſten Einwurf iſt Keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menſchen, ſondern ein Niederſchlag aus dem Aether ſeyen.

Wo kommen die Menſchen her? Wo iſt ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein *Vaterland*, ſie haben nur ein *Vaterwaſſer*. Die Menſchen ſtammen aus dem Meere, ſie und alle Landthiere ſind einſt Seethiere geweſen, und ſind erſt nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das iſt Alles, was wir gewonnen, nach ſo vielen vielen Jahrtauſenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menſchen herkommen, ſagt man ihnen, ſie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe ſie. Die Kinder ſind glücklich, ſie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachſene aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres, als die Vorſtellung: die Menſchheit ſey mit Salzwaſſer ſtatt Ammenmilch geſtillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menſchen ſchmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, ſondern von einem Wallfiſche herzuſtammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtauſende älter, ſie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auſter zur Wehmutter, einen Stockfiſch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuiſen wenigſtens, was er behaupte nicht auch bewieſen, hätte er uns den Troſt des Zweifels gelaſſen. Aber nein, er beweiſt, daß wir einſt Seethiere geweſen, und verſperrt uns jeden Weg, wo wir vor dieſem Gedanken entfliehen könnten. Er ſagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ Die erſte Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuiſen hienieden übergehe ich, um das Erſtaunen des Leſers auf eine wichtigere Sache zu ſchonen. Die zweite Merkwürdigkeit iſt, mit Herrn von Gruithuiſens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menſchen und vieler Thiere zum Meerſalze und zum Waſſer. Die Liebe zum Meerſalze deutet auf das Urmedium, auf die omniſche Urflüſſigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere ſind in Landthiere verwandelt worden. Menſchen und Vögel baden ſich gern. Warum iſt der Appetit der Menſchen nach Fiſchen ſo groß?“ ... Mit dem Salze hat es ſeine Richtigkeit. Der Menſch lag einſt im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt ſich auch die Erſcheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe verſalzen. In ſolchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menſchen zum Salze hinführt, durch die erotiſche verſtärkt, und die Salzluſt muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalſuppen mit Quellſalz — geſalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn ſie glauben, daß die Menſchen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweiſt nichts gegen Herrn von Gruithuiſen. Iſt Quellſalz etwas Anderes als civiliſirtes Meerſalz? Was das Baden betrifft, ſo könnte man zwar glauben, daß die Menſchen Bäder gebrauchen, weil ſie Hufeland in ſeiner Makrobiotik empfohlen; doch vergeſſe man nicht, daß ſich die Menſchheit ſchon mehrere Jahrtauſende vor Hufeland gebadet. Es bleibt alſo nichts Anderes übrig, als ſich dieſe Waſſerſucht zu erklären wie Herr von Gruithuiſen gethan: es iſt eine Art Heimweh, die Menſchen baden ſich aus Patriotismus. Der Anſicht des Herrn von Gruithuiſen über den großen Fiſch-Appetit der Menſchen, ſo geiſtreich ſie auch iſt, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beiſtimmen. Daraus, daß der Menſch gern Fiſche ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil ſchließen, nämlich daß der Menſch nicht aus dem Waſſer herſtamme, denn kein Thiergeſchlecht verzehrt ſeine eigenen Geſchwiſter. Uebrigens ißt der Menſch nicht blos Fiſche, er ißt noch gar Mancherlei gern. Der Menſch ſteckt wie ein Kind Alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart iſt, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Haſen, aus Ländern und Spargeln bereitet ſich der Menſch ſeinen Chylus. Eben ſo gern, ja oft lieber als Fiſche, ißt der Menſch Rindfleiſch;

dürfte man daraus folgern, daß der Menſch von Ochſen herſtamme? Daraus wenigſtens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fiſchen wirklich ſo groß, wie Herr von Gruithuiſen behauptet? Es gibt viele Menſchen, welche die Fiſche nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforſcher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fiſchen gar nicht von dieſen ſelbſt, ſondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fiſche zubereitet ſind. Auch bedarf es der Fiſche gar nicht, um zu beweiſen, daß die Menſchen einſt Fiſche geweſen. Herr von Gruithuiſen hat dieſes ſchon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er ſagt, „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich iſt, ſehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich“ — wird ihm jeder vernünftige Leſer darin beiſtimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerſt die Erde, unſere Wohnſtätte von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beſchäftigten. Wie die Erde beſchaffen, das wiſſen wir jetzt, es fragt ſich nun, wie iſt der Mond, wie war er beſchaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuiſen hierauf antwortet, müſſen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er ſie ſtellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falſch: ſondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem

Herrn von Gruithuiſen mit ſeiner ganzen Mondgeſchichte nur Scherz geweſen. Er wollte ſich nur über die Naturforſcher luſtig machen. Dieſe nämlich öffnen nicht die Augen, um zu ſehen, wie eine Sache iſt, ſondern ſie beſchließen vorher, wie ſie ſeyn ſoll, und ſehen dann ſo lange an der Sache herum, bis ſie ihnen ſo erſcheint, wie ſie es wünſchen. Die Natur iſt die arme Inquiſitin, gegen welche ſich die Naturforſcher, als die Inquiſitoren, verbotene Suggeſtionen erlauben. Um dieſe Weiſe zu verſpotten, fragt Herr von Gruithuiſen nicht: wie iſt der Mond beſchaffen? — er fragt: wie muß der Mond beſchaffen ſeyn, damit er ſo beſchaffen ſey, wie wir glauben, daß er beſchaffen ſey? Das Geheimniß dieſer herrlichen Ironie ſey aber den Leſern nur im Vertrauen mitgetheilt, ſie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem ſeinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anſtellen, als ſey es dem Herrn von Gruithuiſen mit Allem, was er ſagte, völliger Ernſt geweſen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt. „Was konnten nach den Naturgeſetzen auf dem Monde für Ereigniſſe ſtattgefunden haben, damit ſie mit den Beobachtungsreſultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf dieſe Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den Grandioſen beſchäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, iſt die Erde ein, aus verſchiedenen kosmiſchen Stiften gebildete Moſaik, und die Menſchheit ein Lumpengeſindel, das aus dem Abfall ausländiſcher Himmelskörper zuſammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile ſind aus verſchiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob dieſe Coloniſten herabgefallen ſind oder herabgeſtürzt worden, ob ſie ausgewandert oder ob man ſie verbannt hat, darüber hat ſich Herr von Gruithuiſen nicht geäußert. Es iſt aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das böhmiſche, nicht blos mit Haus und Hof, ſondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof ſtehen, ihre Heimath verlaſſen; ja wie wir ſpäter erfahren werden, nehmen ſolche Auswanderer ſogar die heimathliche Luft mit, ſo daß ſie Nichts verändern als den aſtronomiſchen Platz im Himmelsraume. Durch dieſe Lehre von dem Niederſchlage aus dem Aether wird freilich eine gänzliche Umgeſtaltung der irdiſchen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Fauſtpfändern und Hypotheken, haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er geſehen, daß Neuholland ſich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr geſtiftet werden, und das neue Erſtgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt ſterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter ſcheint man ſchon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutſchen Geſchichte viele Beiſpiele von verpfändeten Provinzen und Völkerſchaften, welches nicht hätte geſchehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angeſehen. Einige frühere hieher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuiſen, die wir anzuführen vergeſſen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, dieſem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, ſagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menſchen, woran die kometariſch urſprünglich erweiterte Bruſt noch nicht ganz verſchwunden iſt.“ Wir verſtehen nicht recht, was damit hat geſagt werden ſollen, doch der Ausdruck kometariſche Bruſt iſt ſo wahr als dichteriſch, und auch auf jede weiße Bruſt anzuwenden. Das Herz des Menſchen iſt ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylons, dieſer „kleinen in die Erde verſenkten kosmiſchen Weltkugel,“ bemerkte Herr von Gruithuiſen: dieſes Beiſpiel gibt ſchon zu erkennen, daß faſt der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, ſich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimiſchen Boden verbleiben, ja ſogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ ſchiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen.“ Jetzt erklärt ſich das Räthſel von den bekannten ſchiefen Thürmen zu Bologna. Die Reiſebeſchreiber haben ſich lächerlich darum geſtritten, ob der

Baumeiſter ſie vorſätzlich ſchief gebaut, oder ob ſie im Verlauf der Zeiten ſich geneigt haben; es iſt aber weder das Eine noch das Andere geſchehen. Die Bologneſer Thürme ſind gar nicht von Menſchenhänden gebaut worden, ſie ſind ein Niederſchlag aus dem Aether, und haben durch den Fall eine *relativ ſchiefe Stellung* erhalten.... doch wir ſind ja vom Monde wieder abgekommen! Man iſt freilich zu entſchuldigen, wenn man, ſo zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, etwas den Schwindel bekommt, und hinſchwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde feſt anklammern, und ihn nicht eher wieder loslaſſen bis wir ihn rundum genau unterſucht haben.

Der Mond iſt bewohnt, und zwar wie die Griechen ſagen von Meneen, und wie der Deutſche ſpricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt iſt, von Mondbewohnern bewohnt iſt, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuiſen ſtreitig machen. Eher möchten manche andere ſeiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond ſoll entſtanden ſeyn, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entſtanden ſind, nämlich durch Zuſammenſetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond ſtürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen *zahlloſe Beiſpiele*.“ Gegen Beiſpiele läßt ſich nichts einwenden, beſonders wenn ſie zahllos ſind. Nach Herrn von Gruithuiſen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie, ſie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weiſe.

Leſer, die natürlich ſind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können ſich den Mond und die Erde nicht anſchaulicher machen, als wenn ſie ſie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verſchiedenen Farben bunt zuſammengeſetzt iſt; nur mit dem Unterſchiede: daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verſchiedenen Lichtgrade ſeiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verſchiedenen Wärmegrade ſeiner Stücke entſteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, ſondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgeſtimmt wird. Daher die verſchiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man ſchon mit freien Augen ſehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwieſenen — nicht von mir dem Ueberſetzer, ſondern von Herrn von Gruithuiſen erwieſenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuiſen hätte noch Mehreres von der Mond=Botanik mittheilen ſollen. Die lunariſchen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltſame, daß ſie keine Staubfäden haben, ſo daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu ſeyn ſcheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft“ nicht kennen, darum wollen wir ſie nicht beneiden. Haben ſie einen Kummer weniger, als wir Menſchen, ſo werden ſie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es iſt Nichts ganz in dieſer zuſammengeflickten Welt, und was auch aus dem Aether niederſchlage, es iſt immer mit Kummer vermiſcht.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt ſich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet und endlich ein Satellit der Erde, was er noch iſt. Als Komet lebte der Mond im rohen Zuſtande der Natur, ſtreifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte Keinem, und that, was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß und verdarb ſich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte ſich ſeiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zenſur leitete ſeinen Verſtand, die Finanzkammer verwaltete ſein Vermögen, und die Juſtiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menſchheit, und er hat gar nicht Urſache ſich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuiſen, Rouſſeau's grämlicher Lebensanſicht huldigend, behauptet, den Mond habe ſeine Bildung unglücklich gemacht. Er ſagt: „die Meneen hatten es, als ſie Bürger des freien Kometen waren, beſſer, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles ſeines Waſſers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht ſeyn, ſich vor dem großen Wechſel der Hitze und Kälte zu ſichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verſchweigen, daß ich in dieſen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Geſinnungen erkenne. Zu ſagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen beſſer gehabt, als unter dem ſanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Inſurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, iſt denn das ſo ſehr zu bejammern? Wenn jeder Menſch auf der Welt durch ſein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine ſchöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um ſich für die Erziehungs- und Regierungskoſten zu entſchädigen, die ihnen der Mond verurſacht, einen Waſſerzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuiſen berauben. Nur ein Liberaler kann ſo ſprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt beſteuern. Auch die Menſchen müſſen Abgaben entrichten, ſo gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Waſſer nicht beſteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölniſche, aber der Wein wird beſteuert, das Obſt, das Getraide, Häuſer, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reiſen, das Nichtreiſen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggeſellenſtand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tauſend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne iſt je in den Sinn gekommen, dieſes berauben zu nennen. Herr von Gruithuiſen ſelbſt bemerkt, daß die

Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht ſeyn müſſen, ſich künftig gegen die Kälte zu ſchützen: er verkennt alſo die heilſamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß ſie den Gewerbfleiß befördern; er weiß, daß das Steuerſyſtem eine Hunger-Kur iſt, die alle Organe des Menſchen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieſes Alles, und dennoch klagt er! Wenn ſogar die Aſtronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann iſt es wahrlich hohe Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun und auch den Himmel zu zenſiren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um ſich gegen den großen Wechſel von Kälte und Wärme, den das Büdget der Erde über den Mond gebracht, zu ſchützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieſes ſcheinen ſie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu ſeyn.“ Die Leſer werden mit Wohlgefallen bemerken, daß ſich Herr von Gruithuiſen, bei Aufzählung ſeiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären Decimalſyſtems bedient. In der That, Natur und Kunſt, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jakobs, die 12 Apoſtel, die 12 Pairs Karls des Großen, die 12 Spielhäuſer in Paris und die 12 Bände des Converſationslexicons, empfehlen das Dutzendweſen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt geſehen. Herr von Gruithuiſen will dieſes nicht abſprechen, doch hat er ſeine Gründe zu glauben, daß „von dieſen Gebäuden nur die troglodytiſch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern zur heißen Tageszeit *von Reiſenden benutzt werden*, um Schatten und Ruhe darin zu finden.“ Bei Gelegenheit der Reiſen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Päſſen gehalten wird. Zwar iſt gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reiſen Päſſe brauchen — dieſes iſt ein Urgeſetz der Natur und gehört zum Aggregationsſyſtem — die Frage iſt nur, ob den Meneen die Päſſe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob ſie, da der Mond ein Satellit der Erde iſt, von der irdiſchen Ober-Regierung die Päſſe fordern müſſen? Freilich hat man auf der Erde von ſolchen Päſſen nach dem Monde nie Etwas gehört, doch kann es immer ſeyn, daß dieſes zum Wirkungskreiſe der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuiſen Sommer-Gebäude im Monde geſehen; auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer ſind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;“ auch hat er den Schatten von Gaſſen geſehen. Ueberhaupt unterſchied Herr von Gruithuiſen *drei verſchiedene Bauſtyle* im Monde; doch da wir nicht blos für Architekten ſchreiben, ſondern für gebildete Stände überhaupt, ſo wollen wir dieſes nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuiſen *Ruinen der Ureinwohner* des Mondes. Die Ruinen habe ich auch geſehen; doch daß ſie von den Ureinwohnern des

Mondes herrührten, widerſpricht meinen Beobachtungen. Dieſe Ruinen ſind künſtliche Ruinen, wie wir ſie in unſern engliſchen Gärten haben.

Sind die Meneen Menſchen? fragt Herr von Gruithuiſen. Hat gut fragen, wer die Antwort ſchon in der Taſche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was iſt der Menſch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Alſo, *Frage*: ſind die Meneen Menſchen? *Antwort*: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, ſtimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwiſchen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu löſen iſt.“ Lieber Leſer, jetzt müſſen wir uns zuſammennehmen, um dem Herrn von Gruithuiſen nachzukommen: er iſt ſehr raſch. Wir können wie der Mohr in Fiesko ſagen: unſere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuiſen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten ſie Menſchen ſeyn. Aber beſteht denn das Weſen nichtmenſchlicher Geſchöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere gibt es gar nicht auf der Erde, das garſtige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite gibt es ſehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menſchen ſind: wie die Vögel, die Fiſche, die

Inſekten und andere, die man in Raff's Naturgeſchichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig ſind, müſſen ſie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben ſo gut den Schluß machen: dieſer Mann iſt weder eine Million reich, noch iſt er ein Bettler: alſo iſt er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tauſend Gulden im Vermögen haben, zweitauſend Gulden, zehntauſend Gulden, hunderttauſend Gulden; zwiſchen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil ſie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu ſeyn. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tauſend Füße und gar keine Hände. Und woraus ſchließt Herr von Gruithuiſen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verſtändigen Weſen auf dem Monde Vierfüßer ſeyn, ſtehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerſpruch, da deren Erbauung ohne geometriſche Kenntniß gar nicht möglich iſt.“ Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunſtfertigkeit, und nicht in dieſen allein. Der Biber baut ſeine unterirdiſche Wohnung, der Vogel ſein Neſt, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur ſelbſt, welche die vollendetſten Kunſtwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit ſtreitet die auf dem Monde ſichtbare, 60 bis 70 geographiſche Meilen lange Straße und der erſt neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerſt reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt." Auch die Gültigkeit dieſes Beweiſes können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chauſſeen ſeine vollkommene Richtigkeit, ja man kann ſogar mit guten Fernröhren die Inſchriften auf den Meilenzeigern leſen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu ſchließen, iſt ſehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen ſie die Landſtraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chauſſeen gar nicht von verſtändigen Weſen befahren, ſondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweiſen eben ſo wenig. Vielleicht ſind es keine Wandergewölbe, ſondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen ſie weder zum Gehen, noch zum Kriechen, ſondern zu Waſſerleitungen oder Kloaken: kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt ſich durchaus Nichts mit Beſtimmtheit ſagen.

Doch ganz anders verhält es ſich mit dem Kopfe: den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichſten Qualität. Herr von Gruithuiſen meint: „unſer Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verſtandskultur höher zu ſetzen, als wir ſtehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß ſo etwas zu vermuthen ſtünde." Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menſchen in dieſem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht ſtolz: die Meneen geniren mich nicht im Mindeſten, und ich räume ihnen überall den erſten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — ſagt Herr von Gruithuiſen — nur Andeutungen zu Conſequenzen geben, die auf die Vermuthungen führen müſſen, die Meneen ſtünden auf einer hohen Stufe von Kultur, ſowohl der Kunſt, als der Wiſſenſchaft.“ Es iſt ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuiſen hier, gerade hier, wo er die ſtärkſten Beweiſe hat und gibt, ſich ſo behutſam ausdrückt, warum er, ſtatt zu ſagen: *ſo iſt es*, nur von *Andeutungen* zu *Conſequenzen* ſpricht, die zu *Vermuthungen* führen? Doch laſſen wir das gut ſeyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Conſequenzen, und von den Conſequenzen zu den Vermuthungen führen zu laſſen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewiſſen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen beſtehendes Gebilde, welches einem Kometenſchweif ähnlich iſt. Da Schröter vor 1788 dieſes Gebilde nicht wahrgenommen, ſo muß es erſt um jene Zeit zwiſchen den Jahren 1788 — 96 entſtanden ſeyn. Solche regelmäßige

20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, ſie müſſen ein Werk der Kunſt ſeyn. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines ſolchen ungeheuren Kunſtwerks ſeyn? Es laſſen ſich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weiſe auf einen hohen Grad von Verſtandskultur ſchließen laſſen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichenſprache anbinden oder ſie haben die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darſtellen wollen. Sie haben es darauf abgeſehen, uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetariſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben. Wäre dieſes, ſo müſſen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unſerer Verſtandeskräfte haben, wenn ſie wüßten, daß wir Erdenbewohner erſt im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernſte an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Phyſiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenſchweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpaſſend, ungereimt oder wohl gar lächerlich iſt.“

„Wenn nun auch dieſes wahrſcheinliche Kunſtgebilde der Meneen nicht abſolut darauf hindeutet, daß dieſelben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darſtellen wollen, ſo hat es dennoch ſehr viel für ſich: gleichwie dieſelben Gedanken entſtehen müſſen, wenn man aufmerkſam die Erſcheinung zerlegt, die Eiſenhard am 25. Juli 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir ſcheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel ſchon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künſtlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat ſich damals ein Kaiſer oder ein König im Mond krönen laſſen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium geſchah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne.“

Es iſt ſehr zu loben, daß Herr von Gruithuiſen als ein ehrlicher Mann überall ſeine Meinung frei herausſagt: aber die Freiheit, die er ſich ſelbſt nimmt, ſollte er auch Andern verſtatten. Es iſt daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphiloſophiſch erklärt, er jede andere, von der ſeinigen verſchiedene, Erklärungsart zum Voraus verdammt und ſie matt, unpaſſend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unſchuld muß viel leiden in dieſem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir ſchmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuiſen umzuſtoßen, ſcheint mir ein Leichtes, da ſie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerſt wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichenſprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubſtummen Verhältniſſen, worin Meneen und Menſchen gegen einander ſtehen, bliebe ihnen freilich nichts Anderes übrig, als ſich durch Zeichen verſtändlich zu machen, ſo oft ſie ſich mit einander unterhalten wollten; aber wie kann dies geſchehen, wenn ſie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen ſind Nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenſtriche, wobei Jeder ſich denken kann, was er will. Oder es ſind Notenlinien, mit Feuerdinte gezogen; aber wo ſind die Noten, wo iſt die Melodie, wo der Text? Es iſt alſo Nichts, gar Nichts mit dieſer Zeichenſprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzuſtellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zuſammentrifft, ſo mag dieſes einen gräulichen Lärm verurſachen, und ſolche Schrecken zu verſinnlichen, wären akuſtiſche Zeichen, Pauken und Poſaunen, Kanonendonner, Jammergeſchrei viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorſtellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man ſich gar denken, daß die Meneen mit ſo großem Koſtenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben ſollten, blos um uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetiſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben? Wie kann den Meneen ſo viel daran gelegen ſeyn, was wir von ihren aſtronomiſchen Kenntniſſen halten. Aber Herr von Gruithuiſen meint, ſie hätten ſich über die Agilität unſerer Verſtandeskräfte luſtig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären ſie es ja, fänden ſie keinen beſſern und reichern Stoff für ihre Satyre? Iſt es denn unſere größte Dummheit, daß wir erſt im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben ſo unzuläſſig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination iſt die Weiſe, wie eine andere ähnliche Erſcheinung, die Eiſenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals ſollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer *vierfachen* Illumination verbunden haben! Wahrlich, wäre dies geſchehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuiſen ſo hoch ſtellt, ſehr wenig äſtetiſches Gefühl, dann müßten ſie ſich auf optiſche Vergnügungen ſehr ſchlecht verſtehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben ſo lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf dieſe Weiſe hatte ſich einſt Raynal abgeſchmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen von Rieſenalpen umſchloſſenen Schweizerthale einen lächerlichen Zahnſtocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eiſenhard'ſchen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaiſers oder Königs veranſtaltet worden wäre, hätte zwar in ſich nichts Verwerfliches, doch hat ſie den Fehler, daß ſie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerſpruche ſteht, — und das iſt ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geſchah zur Feier der amerikaniſchen Revolution. In dieſem Jahre föderirten ſich die dreizehn Provinzen Amerika's und fielen von England ab. Zwar geſchah dies erſt am 5. September und die Illumination fand ſchon am 25. Juli ſtatt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieſes merkwürdige Ereigniß einige Wochen vorherzuſehen. Die andere Illumination, die Schröder von 1788 an bemerkte, war zur Feier der franzöſiſchen Revolution veranſtaltet. Sie begann gleich nach der Zuſammenberufung der Generalſtaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Dieſe meine Auslegung lobt ſich ſelbſt und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, ſo war Herr von Gruithuiſen früher der Meinung geweſen, daß die Meneen dem Sterndienſte ergeben wären, und er hatte jenes obenbeſprochene kometenſchweifartige Gebilde damit in Bezug geſetzt. Er iſt aber nachher, aus guten Gründen, von dieſer Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuiſen ſagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerſt ſchon darum ganz unmöglich ſeyn, weil wir nicht wiſſen, ob es nicht bei ihnen eine eben ſo auffallende Verſchiedenheit von Völkern gibt, wie auf der Erde, bei welchen man doch meiſt völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Univerſum mit auf die Erde herabgebracht haben.“ Herr von Gruithuiſen glaubt alſo, die Religionen wären auch ein Niederſchlag aus dem Aether, ſie wären zugleich mit den Prieſtern, die ſie lehren, aus verſchiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närriſchen Sterne mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südſee-Inſulaner, herabgepurzelt ſeyn? Doch dieſes zu unterſuchen iſt jetzt nicht Zeit: es warten unſerer noch einige ſehr wichtige Kapitel.

„Sind die Meneen im Stande, dereinſt Erdbewohner zu werden?“ — fragt Herr von Gruithuiſen, und er antwortet: „Ja. Da wir ſie mit den Menſchen vergleichen, müſſen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menſchen organiſirt ſey. Hätten ſie aber auch einen eigenen Lungenbau, könnten ſie immerhin mit einer ſonſt ſtarken Körperkonſtitution auf der Erde fortleben.“ Frage und Antwort ſind gleich überraſchend. Nachdem Herr von Gruithuiſen die Meneen hoch über die Menſchen geſtellt, und das mit allem Rechte, denn ſie veranſtalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, ſie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und ſie ſind, was „ausgemacht“ iſt, „größer als wir, vielleicht wahre Rieſen“ — nach dem Allen bereitet er ihnen keine ſchönere Zukunft, als daß ſie auf unſere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Pritaneum des Verdienſtes iſt, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, ſo werden Künſte und Wiſſenſchaften aufgemuntert, ſo wird es den Meneen gedankt, daß ſie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über ſolche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine ſehr einfache Art: Der Mond bringt ſie herab. „Bis ſich der Mondkörper in die Erde verſenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;“ ſagt Herr von Gruithuiſen, und dann ſpricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verſchiedene Mittel bedacht ſeyn müſſen, um zu ſchützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und ſich allmählig die kometariſche Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch Alles erfinden müſſen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und waſſerleerer werdenden Weltkörper in derſelben Gemächlichkeit fortleben zu können! .... Wenn der Mond ſich nun in die Erde verſenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort, wo er ſich an ſeinem Aequator verſenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treſſen. Alle organiſche Weſen vom Monde und von der Erde werden abgeſpült, und was ſich nicht abſpülen läßt, geräth in die Einſenkungsfugen und wird zermalmt. Was ſich aus der Kataſtrophe rettet, *lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat*, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieſer Begebenheit in den Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirgsformationen deponirt, die ſich dortherum neu bilden." Daß der Mond einſt zur Erde herabkommen wird, hat Oſſian ſchon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem ſeiner Geſänge ſagt er: „... auch du wirſt fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlaſſen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — ſie, die jetzt noch deine Gegenwart beſchämt, ſie werden frohlocken!" Ob aber die Menſchen frohlocken werden, iſt ſehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, ſo bin ich ruhig; ich habe eine ſchwächliche Konſtitution, und fürchte nicht das ſchreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die ſtarken und geſunden Leſer des Herrn von Gruithuiſen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schickſal ſteht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder ſie dauern fort, weil ſie eine kräftige Natur haben, und dann werden ſie von den Meneen, die ausgemachte Rieſen ſind, wie Kinder mit Geringſchätzung behandelt werden, oder ſie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgeſpült, oder ſie gerathen in die Verſenkungsfugen und werden zermalmt, oder ſie werden in die ſtaubigen Archive der

Flötzgebirge als Actenſtücke niedergelegt, oder müſſen, als Wachsſiegel in dunkeln Kapſeln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigſte diplomatiſche Loos, das ſich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuiſen malt den Mondfall anders und ſchöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Geen und Meneen bei dieſer Kataſtrophe thun und leiden?“ weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresſtrömungen heftiger, das Meer ſteigt. Das rothe Meer bricht periodiſch in das Mittelländiſche, das Mexicaniſche zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müſſen wohl von dem bevorſtehenden Mondsfalle noch Nichts wiſſen, denn wie man gehört, haben ſie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama mit großer Mühe und vielen Koſten zu durchſtechen.) Die Molucken und Sundainſeln werden immer mehr zerfreſſen, und die meiſten, zwiſchen den Tropen gelegenen Inſeln des ſtillen, indiſchen und atlantiſchen Meeres unter Waſſer geſetzt. Man wird ſich von den Inſeln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten .... Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin iſt, wo ſich der Mond in die Erde ſenkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß dieſe Begebenheit nicht möglich ſey, während die Aequatorsbewohner ſich allmählig immer näher gegen die gemäßigten

Zonen flüchten müſſen, und ſo wird es fortgehen, bis die Inſeln und niedrigen Tropenländer menſchenleer ſeyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, ſpäter auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegeriſch, *weil nur die klügern fortgehen und die minder klugen bleiben werden* ... Nun wird man mit gewöhnlichen Taſchenfernröhren ſchon die Kunſtwerke der Meneen eben ſo ſehen und bewundern, *wie ich ſie mit ſtarken Achromaten ſah und bewunderte*, aber man wird ſie leer finden (die Kunſtwerke?) denn die Meneen ſind allmählig aus Mangel an Waſſer, und aus dem Beſitze der Kunde von dem, was da kommen ſoll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte deſſelben eingenommen .... Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Kataſtrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einſinken des kleinern in den größern, und ſieht ſich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewäſſer alle vorüber ſind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographiſchen Handbücher und Landcharten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu ſtark zu machen. Gleditſch Erben in Leipzig werden die Vorſicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß ſie ſich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, dieſe bis zum Buchſtaben L umzuarbeiten.)

Große Erſchütterungen haben die Meneen der Kataſtrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, ſtets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechſel, rafft tauſende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpaſſende Generation der Gemeneen entſteht.... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Beſuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette: die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erſte Viſite machen.) Austauſch der Geſchichte, Begriffe, Naturalien und Kunſtwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht ſich geſchwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer ſehr geiſtreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikaniſche Syſtem alle die heilloſen Revolutionen unſerer Zeit herbeigeführt: denn, bemerkte er ſehr richtig, da die Erde ſich bewege, wäre es den Geſchöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn ſie dem gegebenen Beiſpiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde ſich einſt noch ſchneller drehen und, was noch ſtabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmoſphäre der Erde dichter und darum wärmer: mit einem Worte, es wird eine neue Erde ſeyn. Selbſt die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organiſation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlaſſe ich jedem Andern zur Unterſuchung...

„Solche Ergebniſſe konnten nur durch philoſophiſche Reflexionen gewonnen werden. Sie waren beſtimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob ſie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.“

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorſtehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, iſt umſtändlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das Programm ſchweigt; aber das müßte ein ſehr ungelehriger Schüler ſeyn, der nicht in der Prophetenſchule des Herrn von Gruithuiſen gelernt, die Zukunft vorauszuſehen und ſie ſich ſelbſt zu deuten.

XXX.

Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel.

(1823.)

Lieber Herr! Sie ſelbſt werden es ſehr gut verſtehen, warum ich Sie einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel nenne: weil Sie nämlich ſieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leſer mußte ich dieſes erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberſchrift zu erhalten, dieſe Sprachfreiheit nehmen müſſen: denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit octroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten ſpreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimniſſe zu ſchreiben und daher nicht Gelegenheit habe, die ſchöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu ſichern: es beſteht darin, die Briefe drucken zu laſſen und gar nicht zu verſiegeln. Vielleicht wundern Sie ſich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte und nicht abſcheulich, wie andere Publiciſten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen

Anſicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorleſungen mehr eine mediciniſche Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beiſpiele genug, daß Menſchen gleich nach Empfang eines Briefes krank geworden oder gar geſtorben ſind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die ſich in lang verſchloſſenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorſicht eingeathmet hatten. Um dieſe Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute mediciniſche Polizei die Briefe auf verſchiedenen Poſtſtationen und erneuert die darin enthaltene Luft? Sieht das einer Abſcheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu deſſen erſtem Theile. Ich habe im literariſchen Converſationsblatte mit vielem Vergnügen einen Bericht geleſen, den Sie über den letzten Ausbruch des Veſuvs eingeſchickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. Statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt ſchließen, daß Sie den empfangenen Eindruck ſogleich zu Papier, und daß die italieniſche Poſt das Papier ſogleich nach Leipzig gebracht. Aber erſt am 23. April v. J. ſtand Ihr Bericht abgedruckt; alſo ganze ſechs Monate ſpäter. Die Lava, ſo langſam ſie auch ſchleicht, hätte ſie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erſchienen als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, ſich mir anzuſchließen, damit wir gemeinſchaftlich darüber nachdenken, wie die beſchwerliche und langſame Verdauung der deutſchen Buchdruckereien zu heilen ſey. Sollte ſie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geſchrieben und gedruckt, und dennoch erſcheinen die Bücher ſo ſchnell. Von den Ueberſetzungen der Scottiſchen Romane werden in Paris ſämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutſchland erſcheinen ſie aber in großen Zwiſchenräumen, ſo daß ich von vier Scottiſchen Romanen nur die erſten Theile geleſen, weil, als die folgenden erſchienen, ich das Geleſene wieder vergeſſen hatte und es mir verdrüßlich war, um den Zuſammenhang der Geſchichte zu gewinnen, eine gemachte Lectüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die ſich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, ſondern von Halbjahr zu Halbjahr. Aus Ihrer Darſtellung, wertheſter Herr, ſieht man, daß Sie ein geübter Schriftſteller ſind, und es Ihnen alſo weniger Freude als Ihren Leſern macht, ſich gedruckt zu ſehen. Wenn dieſes aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftſteller wären — in Neapel ſind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenſchaften ſchneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht geſtorben ſeyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literariſchen Converſationsblatte geſehen? Zu den ſechs Monaten, die der Druck erforderte, müſſen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege ſchloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutſchen Fuhrleute war mir immer ſehr poetiſch erſchienen, und ich wollte dieſes Deſert meiner akademiſchen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die ſaure Arbeit ginge. Aber ſo ſehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleichen Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelſtunde wieder umkehren, ſo daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adreſſirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adreſſe, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutſche! — dachte ich, ihr macht nicht blos lebendigen Geſchöpfen Komplimente, ſondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entſpringt Schmeichelei aus ſo edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann iſt ſie als Tugend ſehr zu preiſen!... Einige Wochen ſpäter aber fiel mir bei, daß, wenn in dem Packete Klüber's Staatsrecht des rheiniſchen Bundes gelegen, das ſich ein Leipziger verſchrieben, das Buch bei ſeiner Ankunft für den Beſteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdeſſen die deutſchen Fürſten zur guten Sache übergetreten waren und der rheiniſche Bund aufgelöſt worden.

In Ihrem Berichte, wertheſter Herr, (und das iſt meines

Anliegens anderer Theil) beſchrieben Sie das vom Veſuv herabwogende Feuermeer ſchön und ſchauerlich, und dann ſagten Sie Folgendes: „In ſolchen Augenblicken ſcherzen zu können, beweiſt wenigſtens ein fühlloſes, wenn nicht ein geradezu ſchlechtes Herz. Und doch geſchah es! Wir trafen viele Zuſchauer beider Geſchlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutſcher — trieb es ſo weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er ſagte, ſich vorgenommen habe, im Angeſichte der Lava eine Partie Whiſt zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutſcher ſo entſchloſſen, ihm die Karten wegzureißen und ſie in die glühende Lava zu ſchleudern — und das von Rechtswegen.“ — Zuvörderſt erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem letzten Satze Etwas fehlt. Den Worten: *ſo entſchloſſen*, ſcheint ein Sätzchen folgen zu müſſen, das mit daß anfängt, etwa: *daß die Whiſtpartie unterblieb*. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden iſt, muß man ſich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geſchlechter und die verſchiedenen Nationen, die auf dem Veſuv witzig waren, gegen ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie ſagen: wer auf dem Veſuv Witz zeige, müſſe ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus ſchlechtes Herz haben. Ein ſo ungerechtes Urtheil hatte das franzöſiſche Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgeſprochen!

Den Deutſchen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß ſie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber iſt gar nichts hierüber zu ſagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angſt waren ſie witzig, wie es die Menſchen gewöhnlich ſind, wo ſie ſich in Geſellſchaft fürchten. Wer der Gefahr ſpottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch iſt ein Herz darum ſchlecht, weil es furchtſam iſt? Was aber jenen Deutſchen betrifft, der auf dem Veſuv eine Partie Whiſt ſpielen wollte, ſo hätte ich ſelbſt zwar ein ſolches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whiſt verſtehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angeſicht der Lava“ eine Partie Piket zu ſpielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, ſo würde ich, wie folgt, zu ihm geſprochen haben, und wäre dabei ſo in Eifer gerathen, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Ausſprache höre, ein Würtemberger biſt, ich aber ein Naſſauer bin; ſondern weil deine Geſinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd ſind. Du drohſt, meine Whiſtkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieſer groben Koketterie zu täuſchen — ich durchſchaue dich, Fremdling, du ſchmeichelſt dem Veſuv, weil du vor ihm zitterſt, und du zitterſt vor ihm, wie du vor dem Geheimenrathe in deiner Kreisſtadt zitterſt. Du findeſt es kleinherzig, Whiſt zu ſpielen im Angeſichte dieſer erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag' mir, Fremdling, haſt du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenſtern des Caſſino's, wo du ſpielteſt, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelſt Morgens beim Frühſtücke mit deinem Weibchen und haſt noch die Zeitung in der Hand, die dir vom ſpaniſchen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht *ein* Veſuv Flammen ſpeit, ſondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willſt, du tanzeſt über Gräbern; ſinge, wann du willſt, Thränen begleiten dein Lied; ſiedle dich mit deinem Glücke an, wo du willſt, die Trauer iſt deine Nachbarin. Kennſt du den Scherz nicht, kennſt du den Ernſt nicht; denn der Scherz iſt der Staubfaden des Ernſtes, ſein Geſchlecht anzeigend. Schau her, Fremdling: Ich ſelbſt werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du aus Kriecherei. Gib mir deine Hand, Würtemberger: dort liegt die Aſche meines Zornes."

XXXI.

Vorrede

zu dem Buche:

Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. ſ. w. Herausgegeben von **Bernhard Reinwald**. Offenbach, 1823.

Die Beſcheidenheit des Herrn Herausgebers dieſer Sammlung: zu verſchweigen, daß er ſie veranſtaltet, mit dem Geldertrage derſelben den Armen ſeines Wohnortes beizuſtehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich erſuchte, eine Vorrede dazu zu ſchreiben. Ich ziehe dieſe weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel ſelbſt nicht wiſſen, deſſen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm ſeit zweitauſend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel ſeyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erſcheint jeder unanſehnlicher Geſtalt, der, für die Armen nur ſprechend, ſich dem zur Seite ſtellt, der für ſie handelt. Aber in unſern heißen Tagen iſt die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pauſe zwiſchen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch ſelten mehr ſpricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und beſtreben uns nicht, und verſtehen es nicht, ſie zur ſchönern Kunſt zu erheben. Das beweinenswürdige Geſchlecht! Es iſt tugendhaft im Schweiße ſeines Angeſichts, und ſpielend ſchlecht, ſtatt daß den glücklichern Menſchen einer beſſern Zeit die Tugend eine feſtliche Freude war, und das Laſter der Wochentage ſauere Mühe. Der Eigennutz iſt der Dünger unſerer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber iſt, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und ſobald er ſtill iſt, regt ſich nichts mehr in uns. Unſere Wohlthätigkeit iſt nur eine beſſere Polizei, und man iſt noch nicht gut, wenn man beſſer iſt, als die. Wohlthaten ſind jetzt ſo unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erſt die Freude beginnt, mit der Noth aber unſer Erbarmen endet. Wir ſind nur der chriſtlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die ſchönere der Mitfreude iſt uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergeſſen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber ſiebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich **IV.** zum beſten aller Könige? Daß er nicht gewünſcht, alle ſeine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, ſondern ein Huhn einmal jede Woche. Dieſe engherzige Zeit hat es als eine ſchöne Erfindung der Menſchenliebe geprieſen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordiſche Suppen daraus bereitet! Fromme Chriſten, wenn ſie ihre Erben beneiden, laſſen Spitäler bauen, und ſorgen dafür, daß jedes ſieche Daſeyn gefüttert und gefriſtet werde, damit ja kein raſcher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauſpielhäuſer zu errichten, damit das arme Volk eine geiſtige Freude habe, worin es ſeine trockne Kruſte tunke, das ſiel noch Keinem ein! Glücklich nur iſt in unſern Tagen, wer courfähig oder ſpitalfähig iſt; wer aber mit unbiegſamen, doch geſunden Gliedern in der Mitte wandelt, ſucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man ſpendet ihm erſt getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben friſten, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Broſamen der Hofluſt zu verzehren. So gemein proſaiſch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geſchmack, und es iſt wahrlich gut, daß der Himmel die Almoſen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben ſelbſt belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben ihm die Großen Kinderſpiele und ſüße Leckereien und nahmen ſich den Ernſt und die ſauere Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philoſoph leben, deſſen Vormünder aber ſpielen und eſſen Zuckerbrod. Einem Handwerksmann des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und ſäße auf der Dreibatzengallerie unſerer Theater, müßte zu Muthe ſeyn, wie einem Flibuſtier, der, nachdem er ſich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingſtmontag für zwei Kreuzer über den Main zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich ſchlagen unſere wohlerzogenen, weichen, furchtſamen, polizeikommiſſariſchen Herzen ſehr ſtark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Veſpaſians neunzigtauſend Zuſchauer unentgeldlich geſeſſen, und daß es unter dieſen Umſtänden faſt nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientaliſchen Majeſtät requirirte Reiſende nach beendigtem Schauſpiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unſerer ſchönern Zeit, wo über je drei Menſchen vier Aufſeher geſetzt ſind, und wo nur noch Seelen in der Einſamkeit zerquetſcht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Chriſtenthum rühmt ſich, die Sklaverei abgeſchafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die ſich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt Alles eine Haut wie Sammt ſo weich, und fleckenlos wie Schnee und darunter ſitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menſchen des Alterthums nicht glücklicher als die geiſteigenen unſerer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindſchaft, aber ſie genoßen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt: dieſe, verwaiſt und frei aller verwandſchaftlichen Bande, ſind verlaſſen und der launiſchen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigſtens lebendigen Geſchöpfen unterthan, dieſe ſind lebloſen Sachen unterworfen, ſie ſind Sklaven ihrer Beſtimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder ſonſt eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie ſonſt ihre Patrone, bei denen ſie in Sorge und Noth Rath und Beiſtand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und deſſen Gabe beſchämt, weil ſie durch Liebesdienſte dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verſchenken — *aller Segen kommt von Oben!*

Man wähnt, der Menſchheit wäre das Glück zugemeſſen und zugezählt, und über dieſes Maaß und dieſe Zahl hinaus werde Nichts bewilligt, und darum hätten die Menſchen ſich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müſſe der Andere entbehren. Dieſer Wahn entſpringt aus der ſchwachen und eiteln Geſinnung unſeres Geſchlechts. Millionen Menſchen müſſen ſo viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die ſie genießen, ſie nur dann genießen, *wenn* Millionen ſie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre iſt die Folie, die der Loge Glanz gibt, und jeder Caſinoball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei ſeyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu beſcheinen, und leuchtet ſich nicht aus, wenn noch Milliarden Menſchen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unſere Wohnungen Fenſter haben. Wollt ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiſte Freiheit herrſcht, hat man die Wahl, taub, ſtumm oder blind zu ſeyn, aber alle ſeine Sinne zugleich zu gebrauchen, iſt nur denen erlaubt, die ſich Alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle ſteht und das Glück erwartet, geht dieſes auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schickſal neckt ſich gern mit einfältigen Menſchen: den Füchſen unter ihnen ſetzt es das Glück in enger Flaſche, den Störchen auf flacher Schüſſel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menſchen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüſtet ſey und nie verdurſte: doch dieſe angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das iſt die Quelle der Armuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatsſophiſten prahlen damit, wie ſich der menſchliche Geiſt ſo herrlich hoch hinaufgeſchwungen und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menſchen arbeiten.

Die Unglückſeligen wiſſen nicht, daß darum auch jeder Gewinnſt von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menſchen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menſchen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Feſttage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unſer geſellſchaftliches Leben iſt ein Schachſpiel: Könige wie Bauern ſtehen hölzern auf dem ihnen angewieſenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeſchriebenen Wege, und ſind ſich einander gleich an Dienſtbarkeit, noch ehe ſie der Tod in ſeine Schachtel wirft. Frei ſind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe ſpringen und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieſer Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden ſeyn, der ſelbſt ein Ritter iſt; aber kein Bauer kann es, kein König ſollte es ſeyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Götterſucht dieſes Zwerggeſchlechts gebracht! Sie haben die Menſchen unter einander geſtaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht ohne Dach und Fach, die zu Nichts führt. Und nachdem ſie damit fertig geworden, haben ſie ſelbſt die lebloſen Dinge unter einander geordnet und eine Ariſtokratie der Sachen eingeführt. Selbſt die alte, ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben ſie abgeſchafft, weil ihnen dieſe noch zu republikaniſch geſchienen, und haben nur das Feuer monarchiſch beſtehen laſſen, ihm aber Luft, Waſſer und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur Linken hinüber ſieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrſchen. Dieſe Verhältniſſe aber ſind zu unnatürlich, als daß ſie ohne Kunſt zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß ſie fortbeſtehen, die Liſt zur Gewalt geſellt, und haben den Bürgern, denen ſie jedem einen kleinen Lebensring angewieſen, vorgelogen, dieſer Ring ſey ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menſchen ausreiche; darum möge ſich ja keiner zerſtreuen und über die Grenze ſchweifen, ſondern jeder ſoll in ſeinem Gebiete bleiben und es benutzen und ſein Geſchäft zur größten Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Die leichteſten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anſtrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären ſie die ſchwerſten Verrichtungen des menſchlichen Geiſtes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, ſich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geſelle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meiſterrecht, eine Semmel zu backen, wird erſt nach längern Prüfungen zugeſtanden, als man ſonſt zu dulden hatte, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geiſtes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt ſich füttern und lebt vom Schweiße des

Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbſe aufzuziehen. und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenſchule noch bei Fellenberg erzogen worden, ſchritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geiſtreichſten Bürger, wenn ſie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegeſellſchaften und am Spieltiſche zu verwenden, und finden nicht Zeit, ſich menſchlich auszubilden.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit ſollte ich ſagen; aber verſtünden das die Menſchen, dann wäre keine Noth und es bedürfte der Rede nicht.

Weil ſie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiſte, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe iſt, ſtraucheln und fallen ſie bei jeder Bewegung, führt ſie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht ſie jede Erfahrung unerfahrner, iſt ihnen jede Erſcheinung fremd und erwachen ſie jeden Morgen neugeboren. Weil ſie den Bau der Menſchheit nicht kennen, erſcheint ſie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil ſie den Bau des Staates nicht kennen, iſt ihnen dieſer nur ein Haufen von mannichfaltigen Anſprüchen und Gelüſten, die alle nach Vorherrſchaft ſtreben und ſich befeinden. Darum verwirrt ſo Vieles die Sinne dieſer armen Menſchen, und faſt zu grauſam iſt die Vorſehung, daß ſie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geſchlechte aufbürdet.

Unſer Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an: aber ſo groß iſt die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünſchen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgeſinnten verderben am meiſten. Jene ſehen ſchadenfroh dem Uebel zu und thun oft nichts Schlimmeres, als daß ſie deſſen Verlauf der Natur überlaſſen. Dieſe aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwiſſend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben ſie für jedes und für jeden Schmerz eine beſondere Heilungsart. Sie ſind ſo toll, daß ſie auf den fieberhaften Puls ein Pflaſter legen, ihn zu beſänftigen, als ſäße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht ſo? Kennet Ihr den Blutlauf des Volkslebens und hätte ich nicht erſt um Verzeihung zu bitten, wenn ich von ſo weitausſehenden Grundſätzen zu den Juden — hinabſteige, wie Ihr ſagen werdet? Von den Haſſern jener unglücklichen Menſchen rede ich nicht; ſondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Dieſe Judenverfolgung, mögen ſie denken, das ſey keine vaterländiſche Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küſſenswerth dünken; aber Heilkünſtler ſollten wiſſen, daß ſie von böſen Säften zeuget.

Will man reden von dem unverſöhnlichen Haſſe, der ſchon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, ſo darf man nicht von dem Geſchehenen reden, ſondern von dem, was geſchieht und geſchehen ſoll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit iſt nur in der zu vollbringenden. Was die Menſchen verſchulden, nicht was die Menſchheit verſchuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der faſt zweitauſend Jahre gedauert, ſteht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geiſt hoch und ruhig ſchwebt über Nebel und tobende Gewäſſer, über Leidenſchaften, über verwirrende Verhältniſſe, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, ſo dürfen die niederſtehenden, gemeinen, ruchloſen und wahnſinnigen Menſchen dort oben keine Rechtfertigung ſuchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde ſich um ihre Achſe dreht, indem ſie die Sonnenbahn durchwandelt, ſo hat auch der Menſch eine doppelte Bewegung, eine beſondere und eine allgemeine. Dieſe reißt ihn unaufhaltſam fort; es iſt ſein Schickſal. Jene wird von ſeinem Willen beſtimmt; es iſt die Freiheit.

Worin das böſe Verhängniß der Juden beſteht, iſt ſchwer zu erfaſſen, weil es ſeine Laufbahn noch nicht vollendet hat und erſt im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung ſich offenbart. Es ſcheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entſpringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Geſpenſt, wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, das Chriſtenthum von ſeiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabſteigen zu den freien Handlungen der Menſchen, tief hinab zu der ſumpfigen Gegend, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das böſen Dunſt verbreitet, ſo vielen unſchuldigen Geſchlechtern das Daſeyn verpeſtet und ſie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieſes unmenſchlich war, kann es nicht menſchlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war ſtets der Lohn der prieſterlichen Dienſte. Aber jetzt, da auch der ruchloſeſte Heuchler nicht zu ſagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beſchönigt? Sonſt, dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man ſie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man ſie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der ſchamloſeſten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügneriſche Behauptungen mit ſolcher Keckheit geführt, daß ſelbſt Gutgeſinnte dadurch getäuſcht werden, weil ſie nicht glauben können, daß man ſie ſo plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven und den Böſewichtern in's Angeſicht leuchten. Sie werden lärmen und ſchwirren wie die aufgeſchreckten Nachteulen. Die hochweiſen regierenden Knechte werden ſagen: man ſolle die Gemüther nicht aufreitzen durch Reden. Sie meinen, wenn Alles hübſch dunkel bliebe, dann ſähen ſich die Feinde nicht und ſie müßten Ruhe halten. Aber beſſer iſt's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn ſie iſt reizend; aber ſie erbittert nicht. Das Gefühl der Beſchämung ſchmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einſehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu ſeinem eigenen Vortheile beging, ſondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unerſättlichen Ariſtokraten überlaſſen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um ſagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig ſey, und daß man es zum Gefängnißwärter der Juden beſtellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlaſſen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang verſperre, eine weniger, das iſt der Unterſchied: unfrei ſind ſie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehn vor der franzöſiſchen Revolution wurden von deutſchen Staatsgelehrten, wie für die Geſetzgebung überhaupt, ſo auch für die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden menſchlichere und verſtändigere Grundſätze aufgeſtellt, und die Franzoſen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß ſie dieſe Grundſätze in's Leben einführten. In Weſtphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutſchen Ländern, wo zur Zeit der Napoleon'ſchen Herrſchaft franzöſiſche Regierungsart ſich geltend gemacht, wurde die

Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfaſſungsmäßig aufgenommen. Es geſchah dieſes ohne Widerſetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutſchland wurde frei. Alſobald erhoben ſich im nördlichen Deutſchland einige Schriftſteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das ſiebenſchläferige Frankfurt beſonders, ſuchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtloſen Zuſtand aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es iſt zu unterſuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entſprang.

Bei den Deutſchen, welche alle Tyrannei, unter der ſie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es iſt ein verführeriſcher Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu ſehen), ſchmolz Freiheitstrieb und Franzoſenhaß in ein Gefühl zuſammen. Und wie man ſelbſt das Gute verkennt oder verſchmäht, was Feindeshände darbieten, ſo verkannte oder verſchmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der franzöſiſchen Geſetzgebung in's deutſche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzoſen hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geſchenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der franzöſiſchen Herrſchaft hielt, weil ſie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutſchen, gedrückt, doch allein für die Noth einigen Erſatz gefunden. Es iſt verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unſerer Leiden Vortheil ſchöpfen — ich meine, es iſt eine verzeihliche *Schwäche*.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutſche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was ſie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerſtückelt war. Die Einheit der Herrſchaft konnten ſie nicht herſtellen, ſo wollten ſie wenigſtens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geiſt, gleiches Herz und gleiche Nahrung für beide. Dieſe Nahrung aber, urtheilen ſie, müſſe der kindlichen Natur und Schwäche der deutſchen Freiheit angemeſſen ſeyn, einfach und leicht aufzulöſen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeſchloſſenen Bildung, erſchienen ihnen zu ſelbſtſtändig, um mit der allgemeinen Freiheit aſſimilirt werden zu können, ſie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speiſe. Dazu kam noch allerlei theatraliſcher Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, ein uniſones und uniformes Chor; man wollte nur Deutſche, wie ſie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die ſchwarzen Juden ſtachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erſt jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutſchen Volks gegen die Ariſtokratie gerichtet ſeyn müſſe, dieſer war es auch, welcher die Schriftſteller gegen die Juden feindlich ſtimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrſchaft, das heißt dingliche und perſönliche Ariſtokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalſyſtems. Sie halten feſt zuſammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, ſuchen Schutz bei den vornehmen Herren, und dieſe, von der Gleichheit geſchreckt, ſuchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne ſie, indem man den Juden die Beſchützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdiſchen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können und unter Vormundſchaft der bewilligenden oder verſagenden Volksvertreter geſtellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeſchreies, keines Allen kenntlichen, Allen ſichtlichen Paniers mehr bedarf, und ſeit alle Deutſchen wiſſen, um was ſie kämpfen und um was ſie ſich zu verſammeln haben, hat der Franzoſenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja freundlich ſind wir dem franzöſiſchen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und geſündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ernten, was mehr als eine verbrecheriſche Hand ſäen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit ſey und wie man ſie verdient und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem ſind auch die Lehren des Judenhaſſes verſtummt und die Schriftſteller, die jene ſchädlichen Lehren zu verbreiten ſuchten, ſchweigen jetzt. Ihr Irrthum iſt ihnen zu verzeihen, da ſie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint und die Wahrheit iſt nie zu theuer erkauft, auch wenn man ſie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beſchaffenheit der Menſchen und der Dinge in der bürgerlichen Geſellſchaft, wo jede Arbeit ohne Luſt, und jede Luſt ohne Würde iſt, bringt es Gefahr, ſeine Leſer zu ergötzen: es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geiſt, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verſtand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von ſich ſtößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geſchäftsmann willkommen heißt. Von Deutſchen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung ſelten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach dieſem ſtrebte, dem lag an der Wahrheit nicht, ſondern daß er gelobt werde — ſo urtheilen ſie. Aber was mich jetzt zu dieſen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß iſt es die Eitelkeit nicht: ich hätte dann nicht ſo offen davon geredet und hätte ſchlauer mein Inneres hervorgeſtellt. Aus einer reineren Quelle entſpringt meine Beſorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu beluſtigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernſt anſprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt: in Milch habe ich ſie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine ſchwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener geſcholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens ſeyn, *es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, keine Satyre zu ſchreiben!*

Zenſur! Das iſt ein Wort, womit man den leichtſinnigſten, gedankenloſeſten, heiterſten Schlemmer in Trübſinn, ernſtes Nachdenken in Schrecken und Staunen verſetzen, oder den düſterſten Murrkopf zum unauslöſchlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppiſch, bewunderungswerth und abgeſchmackt zugleich iſt. Es iſt das Eine, wenn damit das Große erſtrebt und erreicht, es iſt das Andere, wenn damit nach Kindiſchem gezielt, und nicht einmal dieſes erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauſcht das bewegte Meer des losgelaſſenen Geiſtes der Menſchheit in hohen und ſtolzen Wellen daher, und ſchwemmt die ſandigen Ufer weg. Und da ſehen wir ein Land, das ſich kühn und kräftig dem anſtrömenden Ozean entgegen ſetzt, das ihn mit eiſernem Strande abhält, ſo daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer ſpritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur ſo viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wäſſern; vom Geiſte der Zeit nur ſo viel geſchöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig iſt. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen ſich frei und glücklich, weil man ſie keine größere Freiheit wünſchen lehrte, als die ſie beſitzen, und kein höheres Glück als deſſen ſie theilhaftig werden können. Nun gibt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen laſſen, damit er ſpärlicher fließe; wo ſie ſich mit Schneeballen gegen Kanonenſchüſſe wehren, und beim Nordlichtſchein mit Spritzen zu Hülfe eilen, weil ſie die Helle für eine Feuersbrunſt halten. Dort wird die Stillung des Durſtes verwehrt, aber das Eſſen geſalzner Speiſen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verſtattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geiſtesdruck geübt, der um ſo grauſamer iſt, weil er nur ſchmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber ſelber Nichts gewinnen. . . . Es iſt klar, daß ich von der Oeſtreichiſchen Zenſur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entſtehen ſolcher Bedürfniſſe, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verſtand. Die inländiſche Zeitungszenſur hat nichts Auffallendes; ſie übt keine fruchtloſe Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen, einer Zenſur unterliegen, und weil bei der Beſchränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgeſetzt wird. Aber in Frankfurt ſind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zenſur unterworfen, alle ausländiſchen ſind davon frei; dieſe liegen in hundert Leſegeſellſchaften, Kaffee- und Gaſthäuſern auf den Tiſchen. Wozu nützt alſo die Zenſur, die ſolche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutſchen Blättern ſtehen? Frankfurt, deſſen Gebiet nur wenige Viertelſtunden zählt, will es mit ſeinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebſamkeit ſtrebend, ſich die Finger zerquetſchen laſſen? Frankfurt, welches ſeyn ſollte eine Freiſtätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gaſtlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrſchaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten, wie mag es ſich herabwürdigen laſſen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die ſie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langſamer vorſchreite; ſich herabwürdigen laſſen, eine Zugbrücke zu ſeyn, die den freiſinnigen Anſichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutſchlands, oder zurück, den Weg verſperre? Kann eine freie Stadt ſich beſſer ſichern, als wenn ſie überall die Freiheit gegen Jeden, der ſie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder beſtünde die Freiheit unſerer Verfaſſung etwa nur darin, daß abwechſelnd jeder Bürger dazu kommen kann, dieſe Freiheit beſchränken zu helfen?

Man ſucht die Ausübung einer ſo ſtrengen Zeitungszenſur mit der Anweſenheit der Bundesverſammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beſchönigen wollen. Wie, die Bundesverſammlung, die Stellvertreterin aller deutſchen Mächte, von denen die meiſten Preßfreiheit, manche Zenſurfreiheit in ihren Staaten haben, ſollte verlangen, daß in einem unabhängigen, republikaniſchen Staate, nicht geſchehen dürfe, was bei ihnen ſelbſt zu Hauſe geſchieht? Welche Geſandtſchaft könnte ſich über eine freimüthige Sprache in den hieſigen Tagesblättern beſchweren? Wir wollen ſie alle herrechnen, und man wird ſehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie ſie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oeſterreich hat zwar eine ſehr beſchränkte Preßfreiheit und eine ſtrenge Zenſur; allein, es iſt nicht ſein Vortheil, dieſe Grundſätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeiſt ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit angenommen hat, und mündig geworden iſt. Es iſt nicht das Syſtem der öſterreichiſchen Regierung, die öffentliche Meinung für ſich zu ſtimmen, ſondern ſie erkennt gar keine ſolche an, und ſie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgeſprochen, eben ſo unwillig zurückweiſen, als einen Tadel. Dieſes iſt ſehr folgerecht. Die öffentliche Meinung iſt eine Macht im Staate; um ihre Gunſt buhlen, das heißt ſie anerkennen, und ſie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr beſtehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch ſie anerkennen, und wenn man in einem ſolchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, ſo verliert man mit dem Beſitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oeſtreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg ſo gefährlich iſt als Niederlage. Seinen ſtarken Einfluß, den es auf die deutſchen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieſes um ſo weniger, je mehr ihm daran gelegen iſt, das in ſeinem eigenen Staate beſtehende Regierungsſyſtem unangefochten fortbeſtehen zu laſſen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Feſſeln anlegen wollen; es würde ſein Lebensprinzip zerſtören, wenn ihm ſein Beſtreben gelänge. Ohne geographiſchen, ohne politiſchen, ohne den innern Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur ſeine Stütze in der öffentlichen Meinung, ſeinen Schutz in der Liebe ſeines Volkes, ſeinen Einfluß in der Achtung deutſcher Bürger. Die preußiſche Regierung täuſche ſich nicht; ſie ſucht aufrichtige Liebe, unerſchütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutſchen Hofe vergeblich; man iſt ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des deutſchen Volks ausgegangen iſt; man wird ſie verlaſſen in der Noth, und dann würde ihr das deutſche Volk allein Schutz gewähren, wenn ſie ſeine Dankbarkeit dadurch feſſelte, daß ſie es, wie ſie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die ariſtokratiſchen Anfechtungen des ſüdlichen Deutſchlands kräftig ſchützt.

Von der bairiſchen Regierung läßt ſich am wenigſten erwarten, daß ſie durch ihre Geſandtſchaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängſtlich ſollte bewachen laſſen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird ſich finden, daß die meiſten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, aus bairiſchen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumſchränkte Preßfreiheit und keine Zenſur; alſo von dieſer Seite kann nie ein Reklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. ſ. w. iſt eben ſo wenig zu beſorgen.

Die Geſandten von Frankreich und England, werden ſich wohl nie herablaſſen, über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten ſelbſt, die ſie vertreten, völlige Preßfreiheit herrſcht, und es lächerlich wäre, wenn ſie fürchteten, der Meinung, die man von jenen Ländern in Deutſchland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falſche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmſten Dank des deutſchen Volkes ſich erworben, weil es ihm ſo treulich beiſtand, den Tyrannen zu ſtürzen. Um ſo mehr läßt ſich von ihm erwarten, daß es den Deutſchen auch behülflich ſeyn werde, alle Tyrannei zu zerſtören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Ariſtokratie nämlich, die nicht durch Tauſende von Bajonetten ſondern nur durch die Freiheit der Preſſe, durch die Oeffentlichkeit beſiegt werden kann.

Man ſieht, daß es kein Intereſſe irgend einer der Mächte, die ſich in Frankfurt durch einen Geſandten vertreten laſſen, ſeyn kann, die hieſigen Zeitungen unter ſtrenger Zucht zu halten. Es iſt hier nämlich von einem wirklichen Staatsintereſſe die Rede; denn was etwa ſonſt die miniſterielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatiſche Kanzleiverfahren, und der zarte Hofton dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräſentirten Staaten oder Fürſten angeſehen werden, und verdient nicht die geringſte Berückſichtigung. Man darf ſich keine Artigkeiten auf Koſten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Geſetzgebern und Regierungsbeamten eines Freiſtaates ſtünde ein gewiſſer Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt ſich nur für große Staaten, weil ſich dieſe hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen ſeinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten ſeit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von ſeinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unſere epidemiſchen Feinde, die Franzoſen, weniger Millionen Brandſchatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die ſchonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hieſigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unſere Köpfe flogen und unſere Häuſer anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unſere Selbſtſtändigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig ſtolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener ſchönen Leichenrede unſerer Freiheit nicht die größte Bürgſchaft ihrer einſtigen Auferſtehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken laſſen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuſtrömen; jeder gute, jeder nachſinnende deutſche Bürger zürnt und weint, wenn er ſieht, welchen Jammer ungeſchickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die ſich der Freiheit des Volks entgegenſetzte, dann könnte man ſagen: wir wollen ſie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir ſagen: wir wollen ſie bemitleiden und belehren. Aber die Philiſterei iſt's, dieſe widerliche abgeſchmackte Miſchung von Engherzigkeit und Geiſtesflachheit, der nicht beizukommen iſt als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner, der ſich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leſer des bisher Geſagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch geſtellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die

Freiheit zu ſchreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Conſtitution die Hoheit in der ganzen Bürgerſchaft ruht, nicht geringer ſeyn könne als in monarchiſchen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein ſo iſt es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hieſigen Bundesſtadt obwaltende geſellſchaftliche Verhältniſſe billige Rückſicht genommen, und keine größere Preßfreiheit verlangt, als ſie in ſolchen deutſchen Staaten beſteht, wo noch Zenſur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumeſſen, wie viel bei der Zenſur, wie ſie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zenſor und wie viel der Behörde zuzuſchreiben ſey, welcher derſelbe für ſeine Amtsverrichtungen verantwortlich iſt; aber nach welchen Grundſätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundſätze dieſe Zenſur verfahren ſey, wird man aus Nachfolgendem erſehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einſichtsloſer wird wohl in ganz Deutſchland keine Zenſur verwaltet als die hieſige. Ihre Strenge hat mich nie ſo erbittert, als es ihre Nachſicht that, weil ſich aus dieſer ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkühr war. Es wurden Zeitungsartikel geſtrichen, die in den Reſidenzen der Regierungen oder Fürſten, von denen ſie handelten, ſelbſt gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Iſt es nicht die billigſte Forderung von Preßfreiheit, daß ſie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen ſprechen, in einem ſolchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate ſelbſt über ihn geſagt werden dürfte! Alſo (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abſtrakte Rede verſteht nicht Jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen geſagt werden dürfen über Baiern, ſo viel in München ſelbſt, über Frankreich, ſo viel in Paris, über Würtemberg, ſo viel in Stuttgart zu ſagen erlaubt iſt, und iſt es nicht die größte Feigheit, die Rückſicht für eine Regierung ſo weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen ſie in ihren eigenen Staaten freien Lauf laſſen muß. Die meiſten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, waren aus deutſchen, ſchon einmal zenſirten Blättern, entnommen. Da die deutſchen Zeitungen ſich wechſelſeitig abſchreiben und die meiſten derſelben unter Zenſur ſtehen, ſo gibt es nichts Spaßhafteres, als dieſes vielfache Deſtilliren eines Artikels, und wie ſolcher, bis er dem durſtigen Leſer zu Munde kommt, durch zwölf Zenſurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geiſt herausgearbeitet iſt, nicht um ihn zu trinken, ſondern um ihn wegzuſchütten, und nichts als das lymphatiſchſte Waſſer übrig zu behalten.

Wo die Zenſur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut ſie, was ihr obliegt, und man weiß, woran man iſt; aber das Recht zu begnadigen, ſollte ſie nicht haben, dieſes macht ihre Gewalt nur noch tyranniſcher, indem es ihr die Freiheit gibt, nach Willkühr zu verfahren, und zu tödten oder leben zu laſſen, wie es ihr beliebt. Dieſes Begnadigungsrecht hat die hieſige Zenſur zuweilen und unter ſonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot ſich manchem Zeitungsartikel einen Reiſepaß auszuſtellen, doch müſſe er ſich legitimiren, *woher er käme*, das heißt die *Quelle* des Artikels müſſe angegeben, es müſſe bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen ſey. Man denke ja nicht, daß hier von *Thatſachen* die Rede geweſen ſey, wo die Zenſur, wenn die Thatſachen auffallend ſind, vielleicht manchmal mit Recht nach einer authentiſchen Quelle fragen dürfte, ſondern *Meinungen, Anſichten* betraf es. Waren ſie aus einer andern Zeitung genommen, ließ ſie der Zenſor ſtehen, erſchienen ſie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerſt, oder waren ſie aus franzöſiſchen Blättern überſetzt, dann wurden ſie geſtrichen. Darf ein Frankfurter nicht ſo gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum ſoll hier die Geiſtesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geiſtesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verſtattet ſeyn? Der Zenſor hat mich mit ſeiner Vorſchrift: *Angabe der Quelle*, oft in Verzweiflung geſetzt. Wer gab mir Wünſchelruthen genug, alle die Quellen zu entdecken? *Quelle, Quelle*, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Zenſurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte ſie rauſchen. Hatte ich eine Pariſer Nachricht, die dem Zenſor etwas geſpenſtiſch ausſah, ſo ſchrieb er vor: *gute deutſche Quelle* oder d. (der

Tod). Wie iſt es nun möglich, daß eine franzöſiſche Geſchichte eine deutſche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute? . . . Das iſt eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß ſie wähnen, Meinungen, die ſie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzuſtopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündfluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottloſen; die Gerechten werden ſicher ihre Noahs-Arche finden.

Ich will die loſeſten Zenſurſtreiche in chronologiſcher Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, wie ſehr meine Beſchwerden über den erlittenen Druck gegründet ſind.

Erſter Fall.

In einem Artikel von der niederländiſchen Grenze, 22. Dec., worin von der in Brüſſel vorgefallenen angeblichen Verſchwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle geſtrichen:

> „Unter den Verhafteten will man ſelbſt fremde Agenten bemerken, die wohl nur ſo pro forma verhaftet wurden. Bei der bei dieſer Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzoſen hat man ſich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke ſeyenden Verſchwörung nur dazu benutzt worden ſey, Perſonen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es ſcheint im Intereſſe gelegen zu haben, einen großen Verſchwörungsplan, der von den Niederlanden aus über Frankreich und Italien bis nach

St. Helena verzweigt ſeyn ſollte, wahrſcheinlich zu machen, und dies iſt auch für den Augenblick gelungen.“

Dieſer Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wiſſen, im Königreiche Baiern. Wenn die Vorzüge eines Freiſtaates gegen eine Monarchie nur in einer ſtrengeren Zenſur beſtehen, ſo werden wohl viele Jene wünſchenswerther finden. Was lag in dieſem Artikel Gefährliches, was im Geringſten zu einer Beſchwerde hätte Anlaß geben können? Alle deutſche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es iſt gut, wenn man den Fürſten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Ariſtokraten ſo oft benutzt worden, um ſie im wechſelſeitigen Mißtrauen zu erhalten, ſo viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfriſchen, aller deutſchen Schnürbrüſte ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutſchen hätten bis jetzt noch nicht gelernt, etwas beſtimmt „und nachdrücklich“ zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zenſur ausgeſtrichen. Es iſt traurig, wenn ein Zenſor eine dichteriſche feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fordern gleich an die Stürmung der Frankfurter Baſtille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier dieſe

Aengſtlichkeit? So viel bekannt, beſchäftigt ſich der Bundestag damit, den Deutſchen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zenſur hätte wiſſen ſollen, daß hierbei nur vom typiſchen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede iſt und ſeyn konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leſer, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und ſie nachzuleſen, um zu verſtehen, wovon hier die Rede ſeyn wird. Dieſes Blatt war faſt ganz durchſtrichen. Ich, der ich mir dieſes Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die geſtrichenen Artikel doch ſtehen zu laſſen. Ich bitte meine Frankfurter Leſer noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzuſehen, um ſich zu überzeugen, auf welche Art die Zenſur hier verwaltet wird. Da iſt zuerſt ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgeſetzte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung iſt. In dieſem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dies in vielen Pariſer Zeitſchriften mit weit ſtärkern Ausdrücken geſchieht. Dem Artikel wurde von der Zenſur das Todesurtheil geſprochen, und das Leben ſollte ihm nur dann geſchenkt werden, wenn er nachweiſen könne, daß er eine gute deutſche Zeitung zur Mutter habe. Nun, ſagt mir Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariſer Nachricht urſprünglich in einer deutſchen

Zeitung ſtehen, und was heißt eine gute Zeitung? Alſo die Zenſur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezenſentin, von deren Ausſpruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten ſey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre ſchrecklich-ſpaßhaft, wenn in dem bevorſtehenden Preßgeſetze für die deutſchen Bundesſtaaten, die Beſtimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was ſchon in einer andern guten deutſchen Zeitung geſtanden habe, und als gute wären anzuſehen: der Oeſtreichiſche Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum ſoll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen über franzöſiſche Angelegenheiten, was die Pariſer Zeitungszenſur ſelbſt zu ſagen erlaubt?

Die Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatt, beide aus der in Augsburg erſcheinenden allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch geſtrichen. Die darin herrſchenden Grundſätze ſind freilich gefährlich, durch die Wachſamkeit der hieſigen Zenſur wird aber dem böſen Geiſte der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederurſel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederurſel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspeſt fortwüthen. Darum Alles vergebens. Man vergeſſe doch nicht, daß Revolutionen konzentriſch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Heſſen-Kaſſel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt: aber ich muß geſtehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von deſſen Verbreitung war, daß an dem Tage, wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutſchlands ſeine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weiſe am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde Alles in blutige Verwirrung gekommen ſeyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer iſt ein Stück Franzoſenland geweſen und kann nie mehr ſelig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten, von der Zenſur geſtrichenen Artikel dennoch ſtehen gelaſſen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rthlr. herabgeſetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correſpondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

> „Vom Main, 3. Januar. Von der deutſchen Bundesverſammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgeſetzt wird, erwartet man in dieſem Jahre noch weit erfreulichere Reſultate, als in dem vorhergehenden Jahre.“

Geſtrichen. — Es iſt hart, daß einem Freunde ſeines Vaterlandes verboten ſeyn ſoll, der deutſchen Bundesverſammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen Venetianiſchen Staatsinquiſition ſtreng beſtraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zenſor hat ſich unmöglich dieſes Beiſpiel zum Muſter nehmen können, ohne ſich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutſchen Fürſten ſchuldig zu machen, und ohne ſeine Unbekanntſchaft mit dem deutſchen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftſteller in Deutſchland geſtraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil, es gibt Fälle genug, daß ſolche wegen tadelnder Aeußerungen beſtraft worden ſind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweiſt dieſer, welch eine ſchreckliche Sache es um die hieſige Zenſur iſt, welche Willkühr dabei herrſcht und wie man der Leidenſchaftlichkeit unbarmherzig hingegeben iſt. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfaſſungsmäßiger geſetzlicher Regierung ſich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie ſich die Beamten dieſes Staates in kleinen Fällen betragen. Sind ſie zur Willkühr geneigt, pflegen ſie ſie zu üben, dann kommt es bei ſolchen kleinen Anläſſen an den Tag, weil ſie ſich dabei nicht ſcheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu laſſen, was ſie bei bedeutenden Sachen, die Aufſehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unſinnigen! Sie meſſen die

Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beſchädigen, um einen Schritt den Weg verſperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen ſie, ſei bedeutungslos. Da iſt keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Geſetze wie eine Million genießt, und wo in ſtreitigen Sachen der Richter über einen ſchmalen gedruckten Papierſtreifen nicht eben ſo ernſt und nach den Geſetzen Recht ſpricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar ſtand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht, aus welchem Blatte entlehnt:

> „Vor einem guten Flaſchenſtöpſel (ſchreibt Jemand) habe ich immer allen Reſpekt, und er verdient ihn. Denn ein ſolcher Stöpſel iſt ein ordentlicher Vorgeſetzter, Leib- und Halsherr der Flaſchen, ein Zunft- und Stuhlmeiſter, ein Feſtungscommandant und Grandmaitre, der um ſo mehr auf unſere Achtung Anſpruch zu machen hat, je mehr er nach ſeinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit beſitzt, allen Druck geſchmeidigt anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorſteht oder oben ſitzt, alle champagnermäßige, luſtige Auf- und Ausbrauſungen zurückzuhalten: daher auch, ſobald ein zuverläſſiger, wohlgeſchnitzter und geſcheiter Stöpſel ſeine Schuldigkeit thut, aus ſeinem gläſernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geiſt oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpſeln!“

Dieſen Artikel .... hatte ihn die Zenſur geſtrichen? Nein, ſie hatte Schlimmeres gethan als das; ſie hatte dabei bemerkt: „*Paſſirt ohne Anſtand.*“ Der Zenſor glaubte wahrſcheinlich, dieſer Artikel ſey darum aufgenommen worden, weil er auf Zenſurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte ſich daher gedrängt, einen Beweis ſeiner Hochherzigkeit zu geben und merken zu laſſen, daß er zwar die Beziehung verſtanden habe, ſich aber darüber hinausſetze, und dem Artikel freien Lauf laſſe. Nie hat mich ein Druckverbot ſo ſehr empört als dieſe Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zenſur ein Amt ſey, das ohne Leidenſchaftlichkeit, oder wenigſtens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Aengſtlichkeit und Strenge der hieſigen Zenſur, wie es die Behörde, die ſie ausübt, offen erklärt, nur die Anweſenheit der Bundesverſammlung zur Quelle hat, ſo mag es erklärlich ſeyn, warum man einem Journaliſten in Frankfurt verbieten mag, freiſinnige, der Ariſtokratie mißfällige Anſichten aufzuſtellen. Wenn aber dieſe Anſichten aus andern deutſchen Blättern entnommen ſind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen ſie nicht haben? Werden Artikel aus der allgemeinen Zeitung, welcher doch Jedermann Mäßigung, wenn auch nicht *nachrühmen*, aber doch *nachſagen* muß, weniger verbreitet, wenn ſie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht ſagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem Grunde überhaupt, ſey er auch aus einer falſchen Anſicht hervorgegangen, wird Stellen, wie folgenden, von der Zenſur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar wurden von einem der allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: *Aus Deutſchland*, 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte geſtrichen:

> „Wir eben ſo wenig, wie die Franzoſen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — ſofern wir ſie noch nicht haben — vorenthalten laſſen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Geſetz, Gleichheit der Anſprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finſterniß religiöſer und ariſtokratiſcher Vorurtheile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite — das ſind die Lockungen, die auch unſere Nation auf dem Scheidewege zu ſchöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und geſetzlicher Ordnung führen, *oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen ſtürzen können! Wir fürchten dieſes Schreckbild nicht, wo es durch weiſe Regierungsanſtalten, durch offenes Fortſchreiten mit der Kultur und den Bedürfniſſen des Volks frühzeitig gebannt wird.*

Weiſe Regierungsanſtalten, Fortſchreiten mit der Kultur, Bedürfniſſe des Volks, ſind das Schreckbilder, welche die Zenſur einer freien Stadt bannen ſoll?

— In dem nämlichen Blatte ward in dem Artikel *Stuttgart* 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im

Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erſcheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle geſtrichen:

> „Der kategoriſche Imperativ in der Philoſophie eines Mandeville „nach der Gunſt der Staatsregierer, als nach dem Höchſten zu trachten,“ und ſo nicht nur mit Regenten, ſondern auch mit Miniſtern ꝛc., oder gar mit Mätreſſen Abgötterei zu treiben; dieſe feine Religion ſoll noch heute viel Anhänger haben.“

Beim Himmel, man kann es bei tauſend Gelegenheiten erfahren, wie es war iſt, was Leſſing irgend Einen ſagen läßt: „Wenn man über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, ſo hat man keinen zu verlieren.“ Alle Bürger und Beiſaſſen der vierzehn Quartiere unſerer Vaterſtadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Miniſter noch Staatsmätreſſen gibt, nicht obige Stelle ſoll drucken laſſen dürfen, da es doch in einer Königsſtadt geſchehen durfte? Aber da iſt die Alles zerſtörende Beamtenwillkühr, die ſich auf der Wachparade des bürgerlichen Dienſtes im und am Kleinen übt, um bei ernſtem Treffen gewandt und fertig da zu ſtehen. Da iſt der unſelige, Alles verwirrende Geiſt der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Geſetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, ſie väterlich zu regieren, und die ſo oft die ſchlechte Regierungsthat mit dem guten Willen beſchönigt. Zu ſo unbedeutenden Dingen, als das

Druckverbot einiger Zeilen iſt, wähnt man keine Vorſchrift der Geſetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als ſey in der bürgerlichen Freiheit Etwas unbedeutend, und als ſey es nicht eben ſo verdammlich, wenn ein Beamter der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers *unberechtigt* ſich in den Weg ſtellt!

— In dem nämlichen Blatte ſteht folgender Artikel:

> *Frankfurt*, 16. Jan. — Die heutige Ober-Poſtamts-Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beſchaffenheit des hieſigen Irrenhauſes, welcher mit folgenden Worten ſchließt: „Im Irrenhauſe wird Niemand in den Sack geſteckt, oder ihm der Mund geſtopft, völlige Rede- und Gewiſſensfreiheit herrſchet da. *Das Haus iſt demnach vor oder hinter dem Zeitgeiſte.*“ *O trauriges Geſchick, daß man den Verſtand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.*

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Ich möchte ſehr gern einmal den Verſtand verlieren, um dem Herrn Zenſor ſagen zu dürfen, was ich von ſeiner Zenſur denke; aber dann freilich fände ich wahrſcheinlich Nichts zu ſagen, ſondern würde Alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demſelben Blatte, freilich ironiſcher Weiſe, von dem *verdorbenen, verſtockten und verdammten* Frankreich geſprochen. Dieſe Worte wurden geſtrichen. Wahrſcheinlich hatte der Herr Zenſor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris ſelbſt, täglich in weit härteren Ausdrücken, von Frankreich und ſeiner Regierung geſprochen wird, ſonſt hätte er wohl dem Einwohner einer deutſchen freien Stadt dieſe Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre ſehr gut, wenn der Herr Zenſor zuweilen nach dem Datum ſeiner Inſtruktionen ſähe. Es ſcheint manchmal, daß er die aus den Napoleoniſchen Zeiten zur Richtſchnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies ſo viel Geld koſtet, ſo ſollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariſer Journale nicht ſcheuen, und den Zenſor verpflichten, ſie zu leſen, damit er den Geiſt der franzöſiſchen konſtitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hieſigen franzöſiſchen Geſandten, Artikel ſtreiche, die in Paris ſelbſt nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel *vom Rhein 9. Jan.*, aus der allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultra's, ſpricht. Am Schluſſe deſſelben heißt es:

> „ . . . Es handelt ſich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konſtitutionell-monarchiſchen Inſtitutionen Frankreichs, an welche ſich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergeſtellt und erhalten, oder ob der Volksgeiſt niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückſchnellen dieſer ewig elaſtiſchen Feder, *mithin neue Revolutionen*, verbreitet werden ſollen.

Die Völker wollen ſie nicht, aber halbe Maßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren: wohin ſie führen, hat Napoleons Beiſpiel gezeigt.“

Die herausgehobenen Worte ſind geſtrichen worden. Alle europäiſchen Miniſter können ruhig ſchlafen, die Frankfurter Zenſur wacht für ſie; fielen auch dieſer einſt die Augenlieder zu, dann ſtünde es ſchlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wiſſen, ob das Verfahren der Zenſur in der Willkühr, Laune und in den eigenthümlichen Anſichten des Zenſors gegründet ſey, oder ob derſelbe nach Vorſchriften der oberen Behörden handelte. Um dieſes ausfindig zu machen, verſuchte ich einige Male bei dem Vorgeſetzten des Zenſors Abhülfe gegen die Beſtimmungen des letztern zu erhalten, und fand ſie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich, ließ, ſo oft ich mich bei ihm beſchwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zenſur geſtrichen hatte, freien Lauf. Allein macht dieſe Erleichterung den Druck nicht nur noch ſchmerzlicher, da ſie beweiſt, daß der Druck unnöthig, ungeſetzlich war, und daß der Zenſor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben dieſe Bemerkung machte: Der Herr Zenſor habe nicht gewagt, dieſen oder jenen Artikel auf ſich zu nehmen. Allein iſt denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zenſor ſich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um ſicher zu ſeyn, das, was er ſeine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als ſeine Pflicht und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beſchränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den ſtärkern oder ſchwächern Nerven des Zenſors, und von ſeiner daraus hervorgehenden, größern oder geringern Aengſtlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zenſur der zweiten Inſtanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan. war ein Artikel aus den Rheiniſchen Blättern, die Bittſchrift des Grafen Las Caſes an das brittiſche Parlament, wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena, betreffend, aufgenommen. Die Zenſur ſtrich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Caſes für ſeinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrſcheinlich richtete ſich der Zenſor nach den Inſtruktionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich geſagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeſchrieben worden ſeyn, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu laſſen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutſchen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber ſeitdem haben ſich die Verhältniſſe geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne ſich gegen die Erben ſeiner Grundſätze zu verſündigen. Dies hätte der Herr Zenſor bedenken ſollen, und dann würde er jenen Artikel nicht geſtrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector deſſen Verfahren nicht zu billigen, und ſchrieb auf das Zenſurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchſtrichenen Zeilen.“ Die durchſtrichenen Zeilen lauteten alſo:

> „. . . . ſo ſehr man auch einen großen Theil ſeines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln.“

Was dieſer Satz für die Ruhe der europäiſchen Monarchien Gefährliches enthält, ob deſſen erſter oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich ſage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbé Galiani aufgenommen:

> „Die moderne Theokratie fängt damit an, daß ſie die Menſchen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Iſt man an das Höchſte von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papſt, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeiſter, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem ſo zahm gemachten Weſen kann er Alles machen, was er will.“

Dieſe Stelle ſtrich die Zenſur unbegreiflicher Weiſe, da wir in Frankfurt weder einen Papſt, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeiſter, noch einen

Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch ſah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zenſors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Miſſionäre im ſüdlichen Frankreich und von den Wundern, die ſie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen geſtrichen:

> „Die Barmherzigkeit Gottes beſchränkte ſich aber nicht auf die Katholiken allein: ſelbſt die Proteſtanten konnten ſich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben ſich wenigſtens 25 bekehrt.“ ...... „Am nämlichen Abende kamen 5 Proteſtanten, worunter einer von 22 Jahren ſich zu meinen Füßen warf und ſagte: Mein Vater, ich bin Proteſtant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken.... Man ſegnete 47 Ehen ein.“

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Oppoſitionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zenſur erzählt war. Die Frankfurter Zenſur ſtrich den Streich ihrer lieben Schweſter. Auf Beſchwerde darüber beim Herrn Polizeidirector erlaubte dieſer die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zenſurblatt ſchrieb, dem Artikel vorausgeſchickt werden

„Das Oppoſitionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch ſeine lächerliche Uebertriebenheit ſich ſelbſt widerlegt, und den wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entſteht.“

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zenſur geleſen hat, wird nicht ſagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beſchuldigung **lächerlich übertrieben** ſey; auch hat ſie ſich weder ſelbſt widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es iſt weiter nichts daraus entſtanden, als daß die Redaktion des Oppoſitionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverläſſigen Berliner Korreſpondenzen berichtigen zu wollen. Indeſſen habe ich ſpäter den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verſchaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebſamen Handelsſtadt, jeder ſeine ſchlechte Waare lobt, um ſie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsſchreiber ſeine gute Waare tadeln muß, um ihr Abſatz zu verſchaffen. Den ſchönſten, beſten, edelſten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeſchickt, und dieſes Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Paſſe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar ſtand von Paris aus „Das Miniſterium, ſagt man, iſt gut, **aber ſchwach**.“

Aber ſchwach, wurde geſtrichen, und nur der Vorderſatz blieb ſtehen. Beim Himmel, wenn erſt der hieſige Zenſor die zu Paris erſcheinende **Minerve Française** und den **Conservateur** zu ſtreichen hätte, da blieb kein großes und kleines Abc darin ſtehen, ſo viel als man braucht, um Kinder leſen zu lehren. Dieſe Sachen klingen alle ſo fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zenſur ſchreiben wollen und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt ſoll man nicht ſagen dürfen, das franzöſiſche Miniſterium ſey ſchwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariſer Zeitungsſchreiber es nur dann bewenden laſſen, wenn ſie höflich ſeyn wollen und eine Anſtellung ſuchen! — In dem nämlichen Blatte ſtand:

> „Auf den Pariſer Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werthers parodirt. Man ſieht, daß die Franzoſen um vierzig Jahre in der Geſchichte der Deutſchen zurück ſind, ſonſt würden ſie ganz andere Leiden zu parodiren finden."

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Allein indem der Zenſor dieſes that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutſchen Blättern folgenden Artikel nachgeſchrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöverſche Bundes-Geſandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darſtellung der vorigjährigen Ereigniſſe unter den Studirenden zu Göttingen an die anderen Herren Geſandten vertheilen laſſen, und denen die ſolchen Staaten angehören, worin Akademien ſich befinden, in einer Note den Wunſch ausgedrückt, daß man ſich über allgemeine Grundſätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen.“

Geſtrichen. Der Iſis-Schleier der Bundesverſammlung wäre durch dieſe Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 2. Februar hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikaniſche Freiſtaaten.

Die Emigranten, ſo aus Europa ankommen, belaufen ſich im Durchſchnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.“

Der Zenſor unterdrückte dieſe Nachricht. Meine Leſer ſind wohl müde geworden, zu fragen: warum? Wer kann das errathen? Aber dieſen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Poſtamtszeitung aufnehmen. Man ſieht, wie die Zenſur nur nach Anwandelungen verfährt: denn enthielte jener Artikel Etwas, was ihn nach irgend einer Anſicht ſchädlich machte, wie konnte dieſe Schädlichkei dem Zenſor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe dieſen Fall wegen ſeiner Merkwürdigkeit ſchon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, ſo viel ich weiß, meine liebe Vaterſtadt in keinem Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt iſt, in welchem Falle ſie das Preiſen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht unterſagen würde: ſo kann der Zenſor bei ſeinen Ungedankenſtrichen keine andere Abſicht gehabt haben, als dem Geſchichtſchreiber von Kuhſchnappel etwas Angenehmes in ſeinen Zettelkaſten zu werfen und Jean Paul, lieſt er dieſes, nimmt gewiß eine ſaubere Feder und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte und mit verdienter Zierlichkeit.

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja ſogar des Manzanares, mir zu ſagen, was ſie vielleicht ſonſt denken von der Sache. Hat ſich aber Jeder ſatt erſtaunt über dieſe wahrhaftige Geſchichte, dann wird noch ein kleines ſüßes Wunder als Deſert aufgetiſcht. Es beſteht in Folgendem: An dem nämlichen Tage nämlich am Dienſtage, dem 2. Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zenſor die angeführte Stelle geſtrichen hatte, ſtand dieſe nämliche Stelle geſund und friſch in der Frankfurter Ober-Poſtamtszeitung. Da nun alle Zeitungen in derſelben Stunde und vom nämlichen Zenſor durchgeſehen werden, ſo müſſen nothwendig binnen fünf Minuten, als ſo viele Zeit zwiſchen der Zenſur des einen und des andern Blattes verfloſſen ſeyn kann, die auswärtigen Verhältniſſe der Stadt Frankfurt ſich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehr Beſtändigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen laſſen.“

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei ſogar auf das bekannte Champ d'Aſile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der zur Unterſtützung jener franzöſiſchen Flüchtlinge zu Paris eröffneten Subſcription durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieſer Nachricht ſorgfältig dabei ſetzte: die Zenſur ſchrieb mir dieſes ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zenſur geſtrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht ſelbſt willkommen geweſen ſeyn, da ja ihr Dienſteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen ſchien? Es iſt mir unerklärlich, warum ihr dieſes zuwider war und warum ſie bei dem Polizeiamte das Verbot, ſolche Punkte zu ſetzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine ſchriftliche Verordnung zugeſchickt, worin mir bei Strafe alles Punktiren unterſagt worden. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen ſolchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da ſpäter mehr hiervon geredet werden ſoll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum

bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Jannar 1819.

„Von Seiten der hieſigen Zenſur geſchah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden ſeit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zenſur geſtrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchſchoſſen, um dadurch das Publikum aufmerkſam zu machen, daß an dem durchſchoſſenen Raum eine Stelle von der Zenſur geſtrichen worden. Da nun dieſes Verfahren gegen alle Ordnung verſtoße, ſo halte die Zenſur ſich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Reſolution darüber zu veranlaſſen, worauf beſchloſſen wurde:

u. ſ. w. u. ſ. w.

4) Die etwa durch die Zenſur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen werden, vielmehr muß der Satz ſo zuſammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes ſichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieſes befolgt worden, am Ende des Blattes ſelbſt ein leerer Raum übrig bleiben, ſo muß ſolcher entweder mit Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt ſind, oder mit ſolchen politiſchen Artikeln, die kurz zuvor in andern hieſigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion iſt verbunden, zu dem Ende ſtets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertiſſements oder Artikeln zu ſorgen."

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorſchrift zur Unterſuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutſchen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel überſchrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle geſtrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beiſpiel von der … Zenſur erzählen."

„Ich war im vorigen Herbſte in Aachen, und da alle Leute ſich wunderten, daß die Aachener Zeitungen ſo ſchlecht waren und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, ſo ſchrieb ich im deutſchen Beobachter einen Aufſatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsſchreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieſes rühre lediglich von der Zenſur her, welche es ſich zum Geſetz gemacht, Alles zu ſtreichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinanderſetzung mit den andern Kabinetten der Zeitungen wegen habe: denn ſobald Zenſur vorhanden, ſey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüſſeler Zeitungen alles ſchreiben konnten, rühre daher, daß ſie keine Zenſur hätten und alſo keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsſchreiber die abgeſchloſſene Konvention früher als die Pariſer, ſie durften ſie aber nicht eher drucken laſſen, bis ſie im Moniteur geſtanden. So ſeyen heute (ſo hieß es weiter in dem Aufſatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Caſtlereagh wären gehalten worden, — allein ein ſolches Factum dürfen die Aachener Zeitungen ſchon nicht berichten, weil die Politiker hieraus ſchon auf eine Verlängerung des Kongreſſes ſchließen würden und die Zenſur es deswegen nicht durchlaſſe.“

„Der .... Zenſor fand aber auch die Sache zu bedenklich und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zenſur ſtecken, ohne daß ſie weiter zum Vorſchein gekommen wären.“

„Im Juni 1817 ſtrich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die ſcharfe Unterſuchung wegen der Verſpätung des Oſtſeegetreides befohlen worden, obſchon dieſe ſichtlich zur Bekanntmachung beſtimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch ſtand ſie nachher in allen Zeitungen.“

„Um dieſelbe Zeit ſtrich er einen Aufſatz über die Kornlieferungsgeſchichte, der ganz zu Gunſten des preußiſchen Miniſteriums geſchrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten geſehen. Der Zenſor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüſſe verborgen liegen möchten, und fand es am ſicherſten, ihn zu ſtreichen.“

„In einem Aufſatze von **Westphalus Eremita** ſtrich er neulich ſo viel, daß dieſer ihn im Herrmann aufs Neuabdrucken ließ und die geſtrichenen Stellen mit Curſivſchrift. Der Bürgermeiſter von Hagen (der Zenſor des Herrmann), obgleich ein preußiſcher Unterthan, hatte alſo mehr politiſchen Muth.... Der Artikel betraf nämlich Preußen.“

„Die Urſache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Geſandten. Dieſe glauben, daß ſie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn ſie die Zeitungen, ſo in dem Orte erſcheinen, wo ſie reſidiren, nicht gehörig leſen und auf alle Kontrebande merken, da ſie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn dieſe nun ſo etwas finden, ſo beſcheiden ſie den armen Zenſor zu ſich ad audiendum verbum, und den andern Tag ſtreicht er die halbe Zeitung, um nur ſeinen guten Willen zu zeigen.“

„In Darmſtadt hatte auch neulich ein Geſandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm ſehr anſtößig ſchien und wegen deſſen er bei Hofe eine ſcharfe Verfügung verlangte. Abgeſchlagen und zur Juſtiz verwieſen.“

Das überraſchte mich nun weiter nicht: denn ſchon war ich an den türkiſchen Druck ganz gewöhnt und davon abgeſtumpft worden, und ich hätte ſo geduldig wie ein Lamm ſelbſt meinen Hals dem Zenſor hingereicht, um mich aus dem Verzeichniſſe der Lebenden zu ſtreichen. Auch ließ ich die geſtrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorſchrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgeſtrichenen Stellen entſtandenen Lücken mit mehreren ſchönen Bekanntmachungen aus, ſo daß, beſonders ſcharfſinnige Leſer wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zenſur wieder einige, den Landfrieden ſtörende, Redensarten habe hinrichten laſſen. Ich that es pour égayer la matière:

aber die Polizei fand dieſes gar nicht luſtig und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zenſur Genugthuung zu geben, zur Unterſuchung und Strafe, wie ſich aus nachſtehendem Polizeigerichts-Protokolle ergibt:

Auf Anzeige der Zenſur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieſer Zeitung unter der Aufſchrift „Bremen“ enthaltenen Artikel, welcher zum Theil geſtrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelaſſen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieſes Artikels eingeſchoben habe, wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beſchluß sub. membr. 4. verſtoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieſer Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm beſtimmt gegebene Weiſung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er ſich genöthigt geſehen, die zwiſchengeſchobenen Artikel, von welchen ſchon der Satz fertig geweſen, als der Bremer Artikel von der Zenſur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo ſie wirklich ſind, ſtehen zu laſſen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug geweſen, dieſe zwiſchengeſchobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu ſetzen, indem er ſelbſt bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei geweſen wäre; endlich habe er in der Meinung geſtanden, daß ſolche Einſchiebungen dem 4. und 5. membr.

des polizeiamtlichen Beſchluſſes vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte, Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen, und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.

In Unterſuchungsſache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zenſur-Vorſchriften iſt der

Beſcheid:

Da dieſes wiederholte Zenſurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weiſung membr. 4 und 5. unterſagt iſt, mithin die angeführte Entſchuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, ſo wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Unterſuchungskoſten belegt, auch angewieſen, ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärferen Einſehens zu halten. **Decretum** Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieſes Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich laſſe die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beſchwerde-Ausführung hier nachfolgen.

Die hier lebende und wirkende Zeitungszenſur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, deſſen Name, deſſen Herkunft, deſſen legislative Urheber man nicht kennt: weit entfernt durch ein kluges, ſittliches und beſcheidenes Betragen ihre Herſtammung vergeſſen zu machen, und nach der Achtung zu ſtreben, die der Bürger ſonſt nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten geſetzlichen Einrichtungen gewährt, iſt ſtets bemüht, der Weiſe jeder uſurpatoriſchen Herrſchaft gemäß, das was ihr das Recht verſagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung, die ſie niemals findet, ſich durch Furcht, die ſie einzuflößen ſucht, ſchadlos zu halten.

Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweiſe der Zenſur bisher gemacht habe, und die das oben ausgeſprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil ſie es als zu gelind hervorſtellen, nicht zur Unterſtützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, ſo geſchieht's, weil ich erſt verſtärkt durch tauſend Stimmen der öffentlichen Meinung meine Beſchwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beſchränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

Die Zenſur, wie ſie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt ſeit dem erſten Tage ihres Erſcheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beſchreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmt werden. Sie befolgt keine Grundſätze, weder des Rechts, noch der

Billigkeit, noch der Klugheit; ſie hat keine Regel, weder erhaltene Vorſchrift, noch Konvenienz, noch eigene Anſicht. Es iſt Nichts dauernd an ihr als ihr Wechſel, Nichts beſtändig als ihre Unbeſtändigkeit. Hätte ſie nur wenigſtens ihre eigenen Vorſtellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtſchnur für den Redakteur gegeben. Aber ſo wurde geſtrichen, was 24 Stunden ſpäter ſtehen bleiben durfte; ja es iſt geſchehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels unterſagt wurde, der am nämlichen Tage in der Poſtzeitung ſtand. Heute wurde ein Nadelſtich mit der größten Aengſtlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zenſur geſchehen, daß man die empfindlichſten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald ſuchte ſie Gift, wo keines war, und verſperrte allen Regierungen ſehr willkommenen Grundſätzen den Weg; bald ließ ſie den vermeintlich verderblichſten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zenſur war eben ſo überraſchend, wo ſie gewähren ließ, als wo ſie dazwiſchen trat; eben ſo bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubniſſen, als Druckverboten. Mit dem bisher Geſagten ſoll keineswegs über das regelloſe Verfahren der Zenſur eine Beſchwerde beabſichtigt (dieſes wird an einem andern Orte erſchöpfender geſchehen), ſondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundſätze oder Launen der Zenſur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem beſten Willen zur Folgſamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderſtehliche Uebermacht, nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zenſur die Druckerlaubniß unterſagt wurde.

Das zenſirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was ſchwer ſcheint) das Drückende dieſer ganzen Zwangsanſtalt nur noch ſchmerzlicher macht, erſt Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen iſt, wird ſie ſo ſpät noch dem Redakteur in's Haus gebracht, der ſie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es iſt alsdann nicht möglich, die durch das oft ſo freigebige Streichen entſtandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchſtrichene Artikel ſind die herausgeriſſenen Sätze und Worte, wodurch der Zuſammenhang verletzt, unſinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage verſetzt wird, in die Regalien mancher Polizeiſtelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines ſchlechten Styls ſich anzumaßen.

Der Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt hat, wenn ſolche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsſchreibern, wo Zenſur iſt, offen gelaſſen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenſtriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelaſſen werden müſſen, und ſo die Ehre ſeines Verſtandes und ſeiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch freigenannten, Stadt Bremen beweiſen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie verſagt war.

Die Zenſur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht ſtehen bleiben zu dürfen: ſie verfolgte die ihr mißfälligen Anſichten, nachdem ſie ſie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie ſchlug meine Gedanken todt, und unterſagte mir zugleich, ihnen Leichenſteine ſetzen zu laſſen. Daher erwirkte ſie bei dem Polizeiamte, mit welchem ſie ſo eng verbunden iſt, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zenſirten Artikel zu ſetzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu laſſen.

Wenn die hieſige Polizei berechtigt iſt, Geſetze zu machen, dann vereinigt ſie alle Gewalten, die im Staate vertheilt ſind, und getrennt bleiben müſſen, wenn nicht die perſönliche Freiheit zu Grunde gehen ſoll. Nach der beſtehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugniſſe: 1) Sie macht den Antrag zu einem Geſetze. 2) Sie entwirft dieſes Geſetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufſehende verhindernde Macht aus, daß das Geſetz nicht übertreten werde. 4) Sie unterſucht ein Ueberſchreiten deſſelben. 5) Sie ſetzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollſtreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht erſonnen werden! Auf dieſe Weiſe iſt die hieſige Polizei eine wahre Encyklopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unſere ſtudirende Jugend, ſtatt ſie auf Univerſitäten zu ſchicken, wo ſie über zehn verſchiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorleſungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen laſſen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civiliſtiſcher und ſtaatsrechtlicher Lehren praktiſch beizubringen.

Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zenſur geſtrichenen Stellen zu unterſagen, und ob ſie zwar um ſo mehr hätte eingedenk ſeyn ſollen, daß im Staate Alles, was nicht verboten, erlaubt iſt, da ſie ſich ſelbſt ſogar erlaubt, was verboten iſt: ſo hatte ich doch die mir zugekommene Weiſung befolgt, geſchreckt durch die ſchrankenloſe Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um ſo furchtbarer erſchien, da ſie, wie es in der erwähnten Zenſurverordnung der Fall iſt, die Strafe, die ſie auf die Uebertretung derſelben ſetzte, nicht einmal beſtimmt angab, ſondern nur äußerte, daß dieſe Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach ſich ziehen werde." Unfehlbare Ahndung! Iſt das die Sprache eines Strafgeſetzes? Wenn die Geſetzgebung ſelbſt die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht beſtrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes die Strafe beſtimmt ausdrückendes Geſetz vorhanden, wie iſt es möglich, eine unbedeutende Uebertretung zu beſtrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

Aber die Polizei, ſich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeſchränkt zu haben, wie ſie nirgends durch keine Zenſur in Deutſchland eingeſchränkt iſt, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Unterſuchung genommen und beſtraft.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Februar war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerſtörung durch den feindlichen Einfall der Zenſur übriggeblieben waren, noch zu ſehen ſind. Das zenſirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeſchriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zenſur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen“ und nach Nr. 5. „am Ende des Blattes“ keinen leeren Raum übrig gelaſſen, der auszufüllen geweſen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entſtand, füllte ich ſie mit „Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt hatten,“ aus. Dieſe Operation hatte mich bis Mitternacht beſchäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorſchriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchſtaben der Verordnung befolgt, und die Polizei ſelbſt wird wohl nicht ſagen können, daß ich den Geiſt derſelben verletzt habe. Ich wurde zur Unterſuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweiſt. Aber Manches, wovon es nicht ſpricht, muß ich hinzufügen.

Ich wurde zum Herrn Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler ſprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Abſicht geweſen, die Verordnung der Zenſur zu übertreten, noch auch, daß ein abſichtsloſes Vergehen Statt fände. Wir ſetzten unſer Geſpräch freundſchaftlich fort, und erſt ſpät bemerkte ich, daß der Sekretair des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieſes beunruhigte mich um ſo weniger, da der Herr Senator ſtehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entſchuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretair ausdrücklich vorſchrieb, er möchte Dieſes und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernſtes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden ſollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In dieſem Falle hätte die Unterſuchung von einem Polizeigerichts-Aſſeſſor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müſſen.

Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und adminiſtrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'ſchen Unter-Unter-Unterherrſchaft noch bekannt war, und ich ſcherzte einverſtanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geſchloſſen war, und ohne daß es mir vorgeleſen wurde. Dies war am 16. Februar geſchehen. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Aſſeſſor *** geladen und mir der dem Unterſuchungsprotokolle als Fortſetzung deſſelben beigefügte polizeigerichtliche Beſcheid, der mich zu 10 Thlr. Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt, vorgeleſen wurde.

In dieſem Vernehmungsprotokolle, deſſen Inhalt ich bei dieſem Anlaſſe zum erſtenmal erfuhr, heißt es am Schluſſe: „Herr Doctor Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte: Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.“

Dieſe in Form eines Beſcheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erſt die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe: wie konnte ich nun alſo jetzt ſchon wegen Uebertretung eines Geſetzes, deſſen Undeutlichkeit der Geſetzgeber ſelbſt einräumte, beſtraft werden? Wie konnte dieſes ſo ſpät hinterdrein geſchehen? Da nach der Organiſation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächſten oder höchſtens zweiten Beſcheidstage, deren wöchentlich wenigſtens zwei zu halten ſind, unmittelbar auf die Unterſuchung folgen muß: hier aber zwiſchen der

Unterſuchung und dem Beſcheide vierzehn Tage, alſo wenigſtens vier Beſcheidtage vorübergegangen waren? Die wohlthätige Vorſicht einer weiſen Geſetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieſer Beſtimmung, wo ſie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil ſchnell auf die Unterſuchung folgen müſſe. Denn hier tritt der Fall ſehr häufig ein, daß eine ſehr unſchuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich ſo gefunden worden, erſt lange hinterdrein von dieſer beſtraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weiſe eine wahrſcheinliche Abſicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verſpotten, und man ihm dafür eine abſchreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem ſolchen Verfahren Leidende, er mag noch ſo gut wiſſen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande ſeyn, einer oberrichterlichen Stelle dieſes darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweiſen fehlt; und *wahrſcheinliche Abſichten* zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zuſteht.

In dem Vernehmungsprotokoll heißt es; der Appellant habe die entſtandene Zenſurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „*wahrſcheinlich* um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen." — Kann man ſeinen Augen trauen, wenn man dieſes lieſt? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngſte des allwiſſenden, allmächtigen Gottes ſelbſt iſt, eine wahrſcheinliche Abſicht beſtrafen? Die hieſige Polizei hat ungeheure Fortſchritte gemacht: einige Jahre früher, da ich ſelbſt ſie in der Nähe beobachtete, war ſie oft nicht im Stande, die klarſte verbrecheriſche Handlung zu deuten und ſie ließ ſich kranke, das Bett hütende Menſchen, huſch! wie ein Schnupftuch aus der Taſche ſtehlen, und jetzt bricht ſie in den dunkelſten Herzenswinkel eines ſchuldloſen Menſchen und beurtheilt und beſtraft deſſen wahrſcheinliche Abſichten bei einer unſchuldigen That!

Der polizeigerichtliche Beſcheid ſchließt mit den Worten: Appellant werde angewieſen, „ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärfern Einſehens zu halten.“ Wenn ich recht verſtehe, was ſchärferes Einſehen heißt, und dieſes nicht etwa ſchärfere Einſicht bedeutet, welche bei der Polizei ſehr willkommen wäre: ſo hat damit geſagt werden ſollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verſtärkt werden ſolle. Die Polizei ſteht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometriſcher Progreſſion ſteigen müſſe, ſo daß Jeder, dem das furchtbar ſchnelle Anwachſen einer geometriſchen Progreſſion aus der Mathematik bekannt iſt, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsſchreiber in Frankfurt, der heute ſein erſtes Blatt herausgibt, ſchon in vier Wochen wegen wiederholter Zenſurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erſte Strafe nur drei Batzen betragen hätte. Das iſt ſehr traurig!

Wenn jede Polizei aller Orten wegen ihrer böſen Natur, wegen ihres nervenſchwachen, hypochondriſchen Zuſtandes nach Willkühr, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf dieſe Weiſe, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie ſie ſo oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daſeyn einer ſolchen ſogenannten Convenienz; im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weiſe für eine oberrichterliche Stelle ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, ſo findet doch hier nichts dergleichen ſtatt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei wegen der dabei obgewalteten wahrſcheinlichen Abſicht in ein freundlicheres Licht ſtellen könnte. Denn der große Gegenſtand, um den es ſich hier handelt, der geſtrichene Bremer Artikel, deſſen weltgeſchichtlichen Einfluß, ſelbſt wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, ſteht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch Nichts ſagen, denn Mancher ſcheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchiſchen Staaten, aber nicht in Republiken erſprießlich ſey. Indeſſen enthält der erwähnte Artikel Nichts, was ihn für unſere hieſigen Verhältniſſe bedenklich machte. Herr Senator ***, an den ich mich noch Abends, als das Zenſurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den

Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es und ſchickte dem Herrn Zenſor die ſchriftliche Weiſung, den Artikel paſſiren zu laſſen. Dieſer aber blieb bei ſeinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hieſigen Zeitung (nämlich im deutſchen Journale) bereits geſtrichen hätte. Alſo weiß die Polizei ein geſchehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem ſie es wiederholt. Alſo weil die Zenſur einmal gewaltſam in das Geiſteseigenthum eingegriffen hat, mußte ſie es noch einmal thun. Iſt das Recht? Iſt das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entſpringt, nicht einmal zu reden, iſt es nicht wirklich eine ſtrafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftſtellers, wenn man den Ertrag ſeines Nachdenkens und ſeines Fleißes boshaft zerſtört? Die hieſige Zenſur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geiſteseigenthum beſitzen könne; dieſe ihre Unwiſſenheit wird Jedem, der ſie kennt, erklärlich ſeyn, aber ſie wird dadurch nicht verzeihlich.“ — — —

Dieſe Berufung hatte aber keinen günſtigen Erfolg; es wurde mir vielmehr wegen meines ſchlechten Styls eine weitere Strafe von 5 Thalern zuerkannt.

XXXIV.

Der Eßkünſtler.

Ein artiſtiſcher Verſuch.

(1822.)

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht: denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſey, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockener Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach Nichts, hörte auf keine Anrede... bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf ... ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreife friſiren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte ſich Alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drei Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beiſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſiognomie ein ausgezeichneter Menſch ſeyn müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in ſeiner Kunſt unentgeldlich öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beiſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſeyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines blos thieriſchen Triebes, wurde mir klar durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis ſich das Orcheſter verſammelt hat, und das Stimmen zu Ende iſt; dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff, durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten, er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benutzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt, und der ſie nicht blos zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung: die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert: er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eßinſtruments ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zuſammenrückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwei Perſonen ſaß. War dieſes Alles geſchehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte, und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich, während die andern verwirrt ihre Plätze ſuchten und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſey, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen. Einen ſo hellſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfsleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bei allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exerzitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beieſſen, von welchem das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da: aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieſſen Simultanſpeiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte

Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senf und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wußte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beieſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſey, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war ſo heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen ſah, bei Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die größte Wuth verſetzte, und er ſchwatzte nicht blos für die Freiheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freiheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten: denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen ließen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eßkünſtler ſolcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den

Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Pöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, die ſogenannten Beilagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bei der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit, vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen, anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu, und fragte einen öſtreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſetzte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen: doch wie natürlich verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüſſel Aepfelkompott als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freien Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien: aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Hallers Phyſiologie gelernt, ſondern an mehreren europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchließen, oder, was in der Berechnung auf Eins herauskommt, wo ſie nur wenige Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während eines Donnerwetters ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt ward frei. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Fluth empor. Während des Eſſens der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Pudding-Portion verzehrt (denn er theilte ſeine Speiſeportionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen), dann ließ er ſich zum zweitenmal die Schüſſel reichen, was gerade nichts Beſonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er Liſt und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehreren ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen mußte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jetzt nicht, aber ſpäter, mein Freund! ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwiſchen dem Braten und dem Deſſert noch einmal Suppe vorgeſetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſetzt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die großen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen ließen — er nahm die kleinen auch. . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht... Einen Prachthecht von ſeltener Größe nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über den Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß gerade dieſe Art Speiſen bei wahren Kennern in großem Anſehen ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andere nach. Wie geſagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſeres Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daß die falſche Anſicht vom Deſſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagsſtunden, und traf ſeine Maßregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Anſicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes muß bedauern, daß dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung kam und daß ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Wörter über den Rhein zurück, und ſelbſt das ſanfte *Deſſert* konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen: er ſagte dafür *Nachtiſch, Nachtiſch*! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heißt *Nachtiſch*? Nachtiſch heißt dasjenige Eſſen, welches nicht *bei* Tiſche, ſondern *nach* Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweiten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtiſch *nach* Tiſche. Um aber die neue Inſtitution ſo feſter zu begründen, gab er ihr eine hiſtoriſche Baſis. Er aß daher, gleich den übrigen Gäſten, ſein Deſſert noch bei Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweitenmale mit Kuchen und Früchten an und ließ dieſes durch den Kellner auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter ſich zuſammen, und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus, und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daß er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter dem Kinn feſt band, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Manne ließ ſich nichts Anderes erwarten, als daß er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während des Gedränges des Eſſens herabfiel, zur Zeit wenn das Deſſert kam und die andern Gäſte ihre Serviette zulegten, von Neuem unter dem Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtack wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zuletzt gar nicht mehr darauf ſahen. Kam nun das Deſſert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß.

Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paßte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art practicirte er einige Birnen in die Taſche; jedoch hat man dieſes letztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frei davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſey eine Frau noch ſo kluge Wirthſchafterin, ſie verſteht nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande.“ Dieſe Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein

Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen mußten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder

Die deutſchen Zeitungen.

(Die erſten Kapitel eines größern Werkes.)

Erſtes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem ſüdlichen Deutſchland, ſollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geſchwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, alſo ſchädlich überhaupt wären. Er übernahm dieſes Geſchäft mit dem größten Vergnügen und als er auf ſeiner Reiſe durch Frankfurt kam, wo ich wohne, beſuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reiſen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog geweſen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Ariſtokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam, und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntſchaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften, denn ich verſtehe die Kunſt, weniger zu gefallen, als ſie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei ſich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenſtiefels, und er pumpte ſo fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr ſprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war ſehr unterhaltend, lehrreich, faſt liebenswürdig. Als es zehn Uhr geſchlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenſtand, über den wir fünf Stunden geſprochen, noch zu keiner Entſcheidung gebracht, und wir rieſen beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung geleſen, wie aus einem Munde aus: die Fortſetzung folgt. So leicht begegnen ſich ſchöne Geiſter, und ſo viel leichter iſt es, ſeiner Ketten zu ſpotten, als ſich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in ſeinem Gaſthauſe zu eſſen und ich nahm dieſe Einladung um ſo lieber an, da ſie auf einen Donnerſtag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrauts wegen, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft findet. Das Sauerkraut iſt ein ächt deutſches Eſſen: die Deutſchen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher ſie fähig ſind. Wenn Luden in ſeiner vortrefflichen deutſchen Geſchichte von unſerm Vaterlande ſagte: es gehöre „zu den ſchönſten Ländern, welche „die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. Köſtlich für

„den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth. „bringt Deutſchland Alles hervor, was der Menſch bedarf „zur Erhaltung, und zur Förderung des Geiſtes“ — ſo dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus ſagen ſollen: denn weil er es nicht gethan, haben Viele dieſe Stelle gar nicht verſtanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Eſſen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn ſehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer geſtört, die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Dieſer habe bis nach Mitternacht geſchwatzt, geſchrieen, geſeufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel beſeſſen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römiſche Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Beſtimmungen enthalte, worauf ein deutſcher Reiſender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenoſſen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbſtgeſpräche im Schlafe geſtört? Er antwortete: Zehn für eine. Dieſe Antwort war mir nicht unerwartet, und ſie ſollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römiſche Recht luſtig zu machen, ſowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur ſubſidiariſch gebraucht wird. Die Deutſchen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subſidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege, ſich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer ſich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und ſtöhnte, und ſprach ſo laut mit ſich ſelber, daß wir manche Worte und Redensarten, die ſchlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüſſelloch der Thüre zu ſchlürfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimraths-Waiſe! . . ach, Ihr gemüthlichen Bären! . . Garteninſpector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes blödes Vieh! . . .“ Die letztern Worte ſprach er mit bewegter, faſt mit weinender Stimme. Darauf ſchmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Taſſe oder Flaſche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen gerieth außer ſich vor Zorn, ſprang auf, und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich ſuchte ihn zu beſänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens: er wollte ſich nicht abhalten laſſen und war ſchon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich beſtürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund, und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verſtehen, wir ſollten leiſe ſprechen und der Fremde ſey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich ſey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne ſchon ſechs Wochen im Hauſe und ſey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erſtaunen. „Sie ſind wohl nicht von hier?“ — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen

Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr ſpräche ſelten und mit Wenigen, finge er aber einmal zu reden an, ſo geſchähe es laut und anhaltend. Er ſey freundlich, gutmüthig, betrage ſich überhaupt wie jeder vernünftige Menſch, nur zuweilen bekomme er ſeinen Anfall. Dieſes ereigne ſich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittageſſen und ſehr oft Abends, wenn er aus dem Caſino nach Hauſe komme. Ich war ſehr begierig, einen Menſchen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig ſey, und bat den Kellner, uns bei Tiſche in ſeine Nähe zu ſetzen. Der Kellner ſagte, er thue dieſes gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünſchten, denn er wiſſe gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn ſetzen ſolle, weil viele Gäſte ſich ſeine Nachbarſchaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde keinem zu nahe träte. Es müſſe aber etwas Beſonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fiſtel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiſerliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm geſagt, der Fremde ſey ein gefährlicher Menſch, und er ſolle achtgeben auf Alles, was er ſpreche und thue und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich ſeyn.

Der Bericht des biographiſchen Kellners beſtand aus zwei unterſchiedenen Theilen, aus einem klaſſiſchen und einem romantiſchen. Der klaſſiſche Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närriſchen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerkſamkeit des Hofraths, der romantiſche aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengeſetzte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir ſprachen mehr mit uns ſelber, als mit einander. Ich benutzte dieſen Umſtand, nachzuholen, was ich den Tag vorher verſäumt hatte; ich war ſehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen ſanften Schlummer. Dieſer vormittägliche Schlaf war nach einer ſo unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und ſehr zu verzeihen. Er ſchläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanſchreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit ſie lernen, wie ein Mann von Erfahrung ſich beträgt, wenn eine Hauptperſon der Geſchichte eingeſchlafen iſt. Sie aufzuwecken, damit die Geſchichte fortgehe, wäre nicht bloß in dieſem Falle gegen alle Menſchlichkeit, ſondern auch in jedem andern Falle gegen alle epiſchen und dramatiſchen Geſetze. Wenn der Held einer Heldengeſchichte, und eines Trauerſpiels ſchläft, ſo hat er ſeine Urſachen: er iſt ſchläfrig; die Natur hat gewiſſe Abſichten mit ihm; die Kunſt alſo, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeſchlafen. Freilich ahmt jeder Künſtler die Natur nach, wie ſie ihm erſcheint, und ſie erſcheint ihm, wie er fähig iſt, ſie nachzuahmen; aber nachahmen muß er ſie immer. Wenn

Herr von Lieberchen acht Tage ſchliefe, ich wäre viel zu äſthetiſch, daß ich ihn ſtörte; ſondern ich ginge unterdeſſen leiſe im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und ſchriebe ſie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taſchenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Leſern mittheilen: nicht ſo wie ich ſie damals niedergeſchrieben, ſondern wie ich ſie ſpäter aus dem Bleiſtifte in Dinte übergetragen. Leſer, die mich nicht kennen, und nicht wiſſen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwiſchenſpiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber ſie irren ſich. Zwar iſt mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erſt mit dem zwanzigſten Bogen mündig wird, weil man in der politiſchen Toxicologie annimmt, daß die literariſche Subſtanz gleich den homöopathiſchen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geſchah nicht deswegen. Ich fürchte die Zenſur nicht; denn ich wäre im Stande, ſo ſchreckliche Dinge zu ſchreiben, die jeden deutſchen Zenſor dergeſtalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Alſo nicht aus Hinterliſt theile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, ſondern weil ich ſie wirklich gehabt. Aber der erſte Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken laſſen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken?

Ich habe die Wahl, ich kann ſie nennen: Gedanken, Miscellen, Ekrota, Apophthegmen, Häckerling, geſammelte Blättchen, Hobelſpäne, Collectaneen, Witzſpiele, Potpourri, Aus Leben, Kunſt und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenſpäne, Leſefrüchte, eingemachte Leſefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverſe, Anſchauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoſcop, Fragmente, Myriomorphoſcop, Einſchiebſel in das Journal und in die Köpfe, Findlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Moſaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denkſprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenſpiele, Gloſſen, Blüthchen und Blätter aus dürrem Holze und friſchem Reis, Arabesken, Erleſenes, rhapſodiſches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsproſa, fliegende Blätter, Excerpte des **Dr.** Lenksloß aus ſich ſelber, — aber alle dieſe Namen ſind ſchon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geſchmückt mit fremden Verdienſten erſcheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln

Zweites Kapitel.

Schrecklich iſt die Eiferſucht eines Liebenden, aber die einer Regierung iſt ſchrecklicher. Eine eiferſüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, verſagt ſich die nöthige Ruhe und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meiſter zu werden, täglich ſtärkere Reizmittel. Dieſes macht ſie ſchwach, verdrüßlich, zänkiſch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank ſind, müſſen die Völker das Bett hüten. Eine ſeltſame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beiſpiel iſt Man kann im Diodor leſen, daß wenn auf der Inſel Corſica die Weiber niederkommen, ſich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbeſuche annehmen. Wie klaſſiſch ſind Miniſter!

Die Bibel iſt die Conſtitution des chriſtlichen Staates, daher der Widerwille der geiſtlichen Oligarchie, ſie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen ſie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten ſie zuſehen, wie ſie mit dem Himmel fertig werden, wir Menſchen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir ſo Vieles verlieren und ſie ſo Wenig gewinnen, daß ſie uns mehr Brod nehmen, als ſie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß ſie unſere ſchönſten, theuerſten Güter zerſtören, nur daß wir nicht froh werden; daß ſie uns den Frühling mit ſeiner Luſt, den Sommer mit ſeinem vollen warmen Leben, den Herbſt mit ſeinen Früchten rauben und durch böſen Zauber den Winter ewig bannen, und dieß Alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das ſchmerzt zu tief, das empört den friedlichſten, das macht uns unverſöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis du ſie gewinnſt, und ergibt ſie ſich endlich, ſeyd Ihr beide alt geworden und Ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutſchland ſind die Menſchen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und ſchweren ſtehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß ſich bücken, einen Foliomenſchen, man muß ſteigen, eine Duodez=Seele zu faſſen. Die deutſchen Oberen ſind ſchön gebunden und haben goldene Titel, die Unteren ſind auch gebunden, aber wie die Schweine und haben kein Anſehen.

Das Geheimniß jeder Macht beſteht darin: zu wiſſen, daß Andere noch feiger ſind, als wir.

Der Deutſche liebt beſcheidenes Rechten, mäßiges Fordern, ſanften Tadel, ſtille Vorwürfe. Darum muß man, um auf ſie zu wirken, durch Rede und Schrift anmaßlich ſtreiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweiſen. Denn mäßigt euch, wie Ihr wollt, der deutſche Leſer mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilſchen nicht laſſen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen Alles übertreiben, ſie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen ſie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen ſtoßen.

Armuth iſt eine Sandbank, Reichthum ein Felſen im Meere des Lebens. Die Glücklichen ſchiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben iſt ein Strom und der Schlaf ein jenſeitiges

Leben. Hätte ich eine himmliſche Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menſchen im Schlafe belohnen oder ſtrafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu ſpät.

Ueber Vieles habe ich aufgehört, mich zu verwundern; aber daß ſich zwei Diplomaten anſehen können, ohne zu lachen, darüber erſtaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordſchein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kaſſirer eines Bankiers; er hat den Schlüſſel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung ſo lange, bis es Schaum gibt; dann meinen ſie, ſie hätten ein volles, überſtrömendes Herz. Es iſt aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, ſtehen blieb — ſonſt wär' er Gott.“ — So ſpricht der kecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Miniſter, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verſtand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrathe.

Duldſame Menſchen ſind die Ungeduldigſten und geduldige die Unduldſamſten.

Miniſterialismus wird Royalismus genannt, und

Prieſterherrſchaft Theocratie, und wer die Bettdecke von der ſchlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruheſtörer.

Die Geſchichten der Völker und Staaten haben den Geſchichtſchreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was ſie ſonſt noch genützt das weiß ich nicht.

Der gefährlichſte Menſch iſt ein furchtſamer; er iſt am meiſten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geſchworen, hielt er ſeinen Schwur: der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich geſehen, daß die Sonne am erſten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den ſie noch nicht erlebt, und da meinen ſie, das ſey doch ein ganz anderer Fall, und weil ſie das meinen und ſo klug unterſcheiden, halten ſie ſich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlornen Einſatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnſt ſteigt nicht mit der Gefahr des Verluſtes und am folgenden Tage kommt er doch wieder und geht endlich mit leeren Taſchen weg.

Wenn das Schickſal ruft: le jeu est fait, messieurs! ſo achten das die Wenigſten, erſt wenn ſie hören: rien ne va plus! bekommen ſie Luſt, aber zu ſpät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinets in

Europa, — ich würde freich horchen, aber nicht aus Neugierde, ſondern nur um mich zu beluſtigen.

Es gibt keinen Menſchen, der nicht die Freiheit liebte, aber der Gerechte fordert ſie für Alle, der Ungerechte nur für ſich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für aſtheniſche erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speiſen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für ſtheniſche und man gibt ihnen Waſſer, Eſſig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt ſie auf eine andere Weiſe. Das iſt das Browniſche Syſtem der Politik, weiter haben ſie es noch nicht gebracht und zu der Falſchheit des Grundſatzes geſellt ſich zum größern Verderben noch die Falſchheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Aſthenie.

Wer das Naturgeſetz auch in der Geſchichte kennt und anerkennt, der kann prophezeihen; wer nicht, weiß nicht, was morgen geſchieht und wäre er Miniſter.

Dem Sturme, und kommt er noch ſo plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher; aber wie ſchützt man ſich gegen die Launen der Weiber?

Unſere Zeit iſt der Wiſſenſchaft nicht günſtig; man hat ſo viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur ſo viele Geſetze, als der Staat, Gott ſelbſt könnte ſie nicht regieren.

Es läßt ſich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Geſellſchaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie ſpielen Politik und wiſſen nicht, was Trumpf iſt: Die Jeſuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf iſt; die Andern fragen gar nicht darnach und ſind ganz verblüfft, wenn der Bube den König ſticht.

Man weiß recht gut, daß es ſie friert; aber die alten Gecken meinen, weil ſie Sommerbeinkleider tragen, werde man ſie für jung halten.

Um zu erproben, welch ein läſtiges Geſchenk des Himmels der Verſtand ſey, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen und am Ende des Jahres die unvorhergeſehenen Regentage zählen.

Hätten ſie die alte Zeit in Zucker eingemacht, ſtatt in Eſſig, welches ganz dieſelben Dienſte geleiſtet, man ließ ſie ſich vielleicht ſchon gefallen. Aber gut, daß ſie dumm waren, und daß ſchon früher der Geſchmack zurückweiſt, was ſpäter das Urtheil verwirft.

Die meiſten Menſchen ſind unzufrieden, weil die wenigſten wiſſen, daß der Abſtand zwiſchen Eins und Nichts größer iſt, als der zwiſchen Eins und Tauſend.

Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Unſere heutigen Staatsmänner, die ſo ſeltſame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beſchwichtigen, ahmen hierin nur die franzöſiſche Geiſtlichkeit des Mittelalters nach, die einſt, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Faſten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das ſchöne unſterbliche Leben; die Alten zählt man, und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich ſeyn? Biſt du glücklich, wenn du dein Glück gemacht? das iſt zu unterſcheiden. Ueberlege. Kannſt du nicht gut ſeyn, ſündige — noch im Hohlſpiegel der Sünde erſcheint der Zug gotterſchaffenen Geſchlechts — doch ſündige für deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verſchwelge deine Tage, ſpiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der Frechheit den Uebermuth anſtaunen. Ergebe dich dem Teufel, daß er dir zugleich Sättigung und Unerſättlichkeit der Sinne gewähre, daß er dir die Quelle öffne, die den unauslöſchlichen Durſt des Wiſſens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geiſter und führe ſie an, erſtürme das Heiligthum frommer Geſetze: werde ein Straßenräuber, wenn du arm biſt; beſtehle dein geiziges Schickſal, deine Mutter, die Natur, wenn ſie mit Affenliebe deinen ſchlechtern Bruder umſchlingt und dich verſtößt. Gebrauche deine Kräfte, mißbrauche, vergeude ſie — Gott iſt ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrſt du reuig zurück, vielleicht verzeiht er dir und ſtattet dich von Neuem aus. Aber *gebrauche* deine Kraft, verſchmähe, zerſtöre ſie nicht, deine und andere. Sey kein Lohnmörder kein ſchnöder Giftmiſcher. Wie! Du ſchlägſt einen Gedanken nieder, um ſo viel Thaler, mordeſt deine eigene Empfindung, die ſchöne Geburt der ſchönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthſt den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf ſilberner Schüſſel, um einen goldgeſtickten Rock, um eine Achtel-Elle ſeidenen Bandes, das du beim Krämer könnteſt um zwei Groſchen kaufen? Du biſt ein Thier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein Wolf, du biſt ein Hund. Und was gewinnſt du? Zeige mir den Bettler, der ſich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürſtenhut auf dem Kopfe eines verrätheriſchen Schurken. Und du taumelſt nicht im Uebermaaße edlen Weins, und wankſt und fällſt, und verwundeſt dich, und gehſt weiter, ruhig und ſingend deinen Weg — du biſt vergiftet und weißt, daß du es biſt; du ſtammelſt, wenn eine offene Frage dich überraſcht; du möchteſt dein Herz bändigen und vermagſt es nicht; du athmeſt ſchwer; du erblaſſeſt, wenn das klare Auge eines fleckenloſen Menſchen dir dein verzerrtes Bild zurückſtrahlt; du haſt Gott verlaſſen und fürchteſt den Teufel: du ....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Perſonen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunſtrednerei — daher das ſtille natürliche Sprechen in unſern guten deutſchen Muſterromanen, wo der Held furchtſam iſt und die Welt eine Beſtie — und ich hätte gewiß das ganze Gaſthaus zuſammendeklamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöſe meiner Conſonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausſchweifungen Einhalt gethan. Er ſprang in die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt ſich der Narr wieder? Nein, antwortete ich ſanft, ich war's. Darauf ſetzte er ſich nieder und gähnte ſehr.

Lieber Leſer! Sollte dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe ſo etwas — und du wollteſt mir es aus Artigkeit verſchweigen, wahrlich ich dankte dir für dieſe Schonung nicht; denn dieſes wäre eine Gefälligkeit, die ich dir nie erwiedern könnte. Laß uns immer offen gegen einander ſeyn. Ich geſtehe es dir frei, daß mir ſelbſt der Hofrath aus dem mittäglichen Deutſchland ſehr läſtig iſt, denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen ſoll. Er gehört zu den Menſchen, von welchen man zweifelt, ob man ſie in den Faſten genießen darf oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn geſäugt, wie uns auch; aber ſein rothes Blut iſt kalt, und ſtatt Knochen hat er Gräten, die ſehr biegſam ſind, aber auch ſehr ſtechen. Ich wage es nicht ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen ſchon wegſchicken, und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reiſen laſſen. Wie gut iſt es den Romanſchreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen ſie her, wer ihnen läſtig iſt, den ſchicken ſie fort. Brauchen ſie Geld — mit einem einzigen Federzuge ſchaffen ſie ſich Millionen; ſie machen ſchönes Wetter, belohnen treue Liebe, und ſchaffen ſich einen Nebenbuhler auf die ſchönſte Art vom Halſe. Bei allen Feſten finden ſie ſich ein; Jammer und den grauſeſten Schlachten ſehen ſie ſicher und bequem aus ihrem Fenſter zu. Daraus lerne, lieber Leſer, daß um glücklich zu leben, man ſein Leben als einen Roman betrachten müſſe. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken ſie dich weniger; dann haben ſelbſt die Thränen ihre Luſt, ſelbſt die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch ſo ſchlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten Blatte, das dir dieſe Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Eſſen, und mein Vorſchlag, die Börſe zu beſuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, ſah ich vor mir, aus dem Gaſthofe kommend, eine lange hagere Geſtalt ſchreiten, die mir bekannt ſchien; ſie machte große Schritte, und ich mußte eilen, ſie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eſelsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an ſein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den ſeinigen ſchimmerte Etwas; aber wer mochte entſcheiden, was es war? Die herben und die ſanften Züge dieſes ſonderbaren Menſchen waren wie Eſſig und Oel immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung ſie einmal vermiſchte, ſo dauerte es keine Minute, und ſie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in ſeiner großen verſteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erſtes und letztes Wort iſt der Teufel, und in der Mitte ſeiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte ſich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genoſſen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterſtadt gefragt. So oft ich aber dieſe Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutſcher, und erſt ſpät merkte ich, daß er damit ſagen wollte: ein platter Deutſcher. Ja, als der Orientaliſt Langlès in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er ſei, hörte ich ihn antworten: **Je suis du pays des philistins**, und der artige Franzoſe lächelte, als hätte er ihn verſtanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und ſtaubigem Pflaſter, das keine Gieskanne erfriſchte — die Polizei … war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener ſchönen friſchen Tage in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Core, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutſcher Säure, franzöſiſchem Zucker und engliſchem Geiſte uns ein Geſpräch bereitet, das uns wie Punſch erwärmte und belebte.

Wir ſprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börſe iſt ſchon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und ſie hielten, wie Räder (Räder ſind ſie auch, nur nicht am Wagen, ſondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlaſſend. Welch ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das ſie nicht auf freier Straße vor aller Ohren verhandelten. Und welch ein gründliches Volk! Nichts iſt belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen, und wünſchte ihnen Glück. Sie dankten, ſchmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaſchen. Waller wollte wiſſen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünſcht. Ich erzählte ihm, ſie hätten geſtern die lang erſehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. „Wie — fragte Heinrich — wollten ſie denn in verbotenen Graden heirathen?“ Nein, erwiederte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — „Wird ihnen denn dieſe Erlaubniß zuweilen verſagt?“ — Geſetz iſt, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das iſt ſchändlich, das iſt ja ein wahrer Bethlemitiſcher Kindermord.“ — Nicht doch!

Freuen wir uns vielmehr, daß die Menſchlichkeit ſo große Fortſchritte gemacht; ſelbſt die Henkerkunſt hat ſich veredelt. Gibt es denn eine ſanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es ſind noch keine viertauſend Jahre, da hatte ein Aegyptiſcher Pharao auch den ſtaatswirthſchaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Chriſtenthum hat ſanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — „Das Chriſtenthum? Seyd Ihr Menſchen, ſeyd Ihr Chriſten?“ — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Proteſtanten, die, weil ſich unſere Bürger im Vauxhall beluſtigen, alle Stunden für dieſe Stadt das Schickſal von Sodom und Gomorha fürchten, und welche die katholiſche Kirche mit der Babyloniſchen Hure vergleichen, weil ſie verſtattet, an Feiertagen Kirſchen zu verkaufen. Auch ſind fromme Katholiken unter uns, die ſich für Heilige halten, weil ſie ſich von der Vernunft erlöſt fühlen. — „Und das Recht, die Menſchlichkeit?“ — Recht und Menſchlichkeit, guter Waller, ſind weltliche Dinge, von denen ſich ächte Chriſten, die nach himmliſchen Gütern ſtreben, nicht zerſtreuen laſſen. — „Und die Juden, dulden ſie dieſe Mißhandlung ohne Murren?“ — Ihre Metalliques und Bankaktien werfen ihnen fünf Procent ab, und die unverzinsliche Ehre iſt ihnen ein Wiſch.“ — Wie der Herr, ſo der Diener — ſagte Heinrich, ballte die Fauſt und rief: o Gott, o Gott! — Ich kannte dieſes bewaffnete Gebet. . . Wir hörten die Tiſchglocke läuten. Aleph. Beth. Sammet.

Kuf und noch viele andere Juden, fanden ſich mit im Schwane ein, ſie kamen auch des Sauerkrauts wegen. Dieſe edlen Gäſte lieben das Solperfleiſch ſehr: ſie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, ſie verzehren das verſäumte Schweinefleiſch für ihre frommen Voreltern mit — ein ſchöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freute mich ſehr auf das Eſſen; das war ein langer Vormittag! Ich ſetzte mich bei Tiſche zwiſchen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwiſſenſchaften ſtudirt, und ſich zum geſchickten Polizei-Künſtler ausgebildet. In weniger als einer Stunde hatte er von Wallers Lebensverhältniſſen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ ſich nicht dadurch vom Ausforſchen abhalten, denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverſchloſſenen Schränken am ſicherſten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr, als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum ſtörte ich das Frag- und Antwortſpiel. Uns gegenüber ſaß der Legationsrath von Füſtel, den ich ſehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßſtunde hundert verſchiedene und beſtimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu ſagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller ſchienen ſich zu kennen, und grüßten ſich freundlich: doch Heinrich grinſte etwas dabei. „Der Teufel ſoll ihn holen“ — murmelte er mir in's Ohr, und ſetzte dann nach und nach, vermiſcht mit mehreren Gläſern Wein, Folgendes hinzu. „Ich ſollte ihm zwar gut ſeyn, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung: aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, ſo drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch ausſieht, wie ein Menſch. Iſt er denn einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen, ſteht hinter dem Stuhle ſeines Herrn, macht ſich hinter ſeinem Rücken über ihn luſtig, und hat ſeine eigenen Gedanken. Aber ſo ein diplomatiſcher Lakai! Alle ſeine Eingeweiden ſtecken in Livree, wie er ſelbſt; ſein Kopf und ſein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand: was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verſchweigen ſoll, Alles iſt ihm vorgeſchrieben. Wenn er nieſen will, muß er nachſehen in ſeiner Inſtruktion, was darüber beſtimmt iſt. Geſtern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothſchild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt ſprach von dem Kourier. „So! iſt ein Kourier angekommen?“ fragte der Legationsrath. Das war ſeine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie geſtern bei dem ſchrecklichen Donnerwetter? — er hätte, ſtatt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und ſein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Conſonanten ſo weich zu bekommen! Er ſpricht ſo leiſe, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er geſagt hat. **Ce language desossé** macht mir ganz übel: das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören, hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute ſchöne Wort: Donnerwetter. Ich war erſtaunt, erfreut und verſöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtſtich, der ihn außer Faſſung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tiſche, und er mußte acht Tage das Bett hüten.“

„In welchen Dienſten ſteht der Herr Legationsrath?“ fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letztern gegenüber liebte ich ſelbſt zu diplomatiſiren, und ich antwortete ihm: in Schen-Dienſten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verſchluckt hatte. — „In welchen Dienſten.“ — In Schen-Dienſten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erſcheinung eines ungeheuren Rehbratens allgemeines Erſtaunen erregte, und am ganzen Tiſche alle Geſpräche in Stocken brachte. Während der Ferien-Minuten, da ich Nichts zu hören, Nichts zu ſprechen und Nichts zu eſſen hatte, fiel mir der fremde Narr von dieſem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei, und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da ſitzt er ja, antwortete er mir leiſe. Ich ſah umher und gewahrte nur bekannte Geſichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen! — Wie! rief ich erſtaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich Herr Waller iſt's. — Das iſt himmliſch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Waller's Jubel, wenn ich ihm ſeine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht ſtören, ich ſah ihn im Leſen der Poſtzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufſparen bis zum Nachtiſche.

Der Kellner, der mir den Narrenbeſcheid gegeben, war gerade mit Abräumen beſchäftigt, als ich ihn hergerufen, und ſo geſchah es, daß er durch meine Fragen zerſtreut, eine der ſechs Schüſſeln, die er unerklärlicher Weiſe in einer Hand getragen, vorwärts neigte, und ihren Inhalt, den Reſt einer köſtlichen Puddings-Sauce von Arrak, über Waller's Kopf ausgoß; ſie ſtrömte auf die Poſtzeitung herab und würzte dieſe ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo iſt naß, der ganze Popo iſt naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie ſo? Selbſt der Legationsrath lachte und fragte. Wie, Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernſthafteſten Miene von der Welt — und das wiſſen Sie nicht? Sie wiſſen nicht, daß der ruſſiſche Kaufmann Popo Commerzienrath geworden. Da leſen Sie. — v. Fiſtel, nachdem er geleſen, legte ſein Geſicht in ehrerbietige Falten und ſagte: freilich, das iſt wichtig, das iſt ſehr löblich; zur Ermunterung des Handelsſtandes iſt der Kaufmann Popow — ſo heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden —

Nun, Popow oder Popo, erwiederte Waller, die Gläſer vollſchenkend, er ſoll leben! Der Semipalatinskiſche Stephan Popow ſoll leben! Und der Schewskiſche Jakob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, ſoll auch leben! Jetzt noch eine Geſundheit, meine Herren! Der Gerbergeſell aus Caſſel ſoll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Waſſer gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig?— ſagte der Legationsrath, ſich die Stirne reibend — die Familie ſollte mir bekannt ſeyn. — Bemühen Sie ſich nicht — bemerkte Waller — es iſt keine Frau von, ſondern eine aus Mutzig, nur eine Wäſcherin. Da leſen Sie. — „Eine Wäſcherin zu Mutzig iſt in die Brauſch gefallen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn ſie nicht ein Gerbergeſelle aus Heſſen-Caſſel aus dem Waſſer gezogen.“ .. Und was ſagen Sie dazu, daß der Garten-Inſpektor in .. wo ſteht es doch? .. nein es ſtand geſtern darin... Nun gleichviel: ein Garten-Inſpektor iſt Hofrath geworden. Er ſoll leben, meine Herren! Aber welche ſchöne Neuigkeiten lieſt man alle Tage in Eurer Poſtzeitung, wie belehrend iſt ſie! — Ja wohl — ſagte der Legationsrath — ſie iſt mit großer Umſicht geſchrieben. — Mit Umſicht und Einſicht, und Nachſicht und Vorſicht und Rückſicht, bemerkte Waller. Geſtern ſtand darin ... Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Meſſing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäſte (die Tafel war aufgehoben) ſtellten ſich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdiſchen Gäſte waren geſpannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen ſagen, wie hoch die Darmſtädter Looſe ſtehen?“ — Fünf und dreißig, antworteten ſieben Juden zugleich, mit ſeltener Uebereinſtimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten ſpöttiſch die Achſeln und gingen fort. Waller ſetzte ſich nieder, breitete die Zeitungen vor ſich aus und ſprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerſpruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruheſtörer, und, nach Umſtänden, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich ſehe, Sie ſind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich ſelbſt wundert, daß ich noch nicht Miniſter geworden bin. Sie ſind auch ein Mann von Verdienſt, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchſte Stufe der Ehre noch nicht erreicht, ſo weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt ſchon verachten und meiner beſonderen Meinung ſind, daß am Tacitus nicht viel iſt, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen ſeine Germania — wie wird ſie geprieſen! Nun was iſt's? Hier, meine Herren, hier die Poſtzeitung, das iſt die wahre Germania. Beſſer und ſchöner als Tacitus unterrichtet ſie uns von der Deutſchen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfaſſungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Poſtzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, ſein Deutſchland zu beſchreiben, dieſe braucht oft nur ein Wort dazu. Geſtern erzählte ſie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verſtorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen Vater- und Mutterlos geweſen, nicht, daß ein edler Mann ihr ſein Vermögen hinterlaſſen, bewegte die Poſtzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaiſe iſt, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaiſe! Liegt nicht Deutſchland, wie es war und iſt, in dieſem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, meine Herren, daß ich die Deutſchen in zwei Klaſſen theile: in Hofräthe und in ſolche, die es ſeyn möchten. Aber es iſt betrübt: wie Wenige ſind Hofräthe und wie Viele möchten es ſeyn! Ach, wenn ich ein deutſcher Fürſt wäre, es ſollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte ſie alle zu Hofräthen ernennen; wenigſtens zu Hofräthen. Und ohne Unterſchied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geſchlechts, der Bildung und des Alters: ſie müßten alle Hofräthe ſeyn.

Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen Einer ſtirbt, — und es geſchieht oft, daß Einer nur darin ſtirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doktor, und hatte ſonſt noch einen und den andern Titel: ſo vergißt das Wochenblättchen nie, dieſe Titel alle herzunennen, und man hat kein Beiſpiel ſeit Carls des Großen Zeiten, daß je einer vergeſſen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Menſch überhaupt, und ein Zeitungsſchreiber insbeſondere, für ein ſündliches, gebrechliches und vergeßliches Weſen iſt, und ſetzt darum in ſeinen Todtenliſten den Titeln der Verſtorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menſchen haben Titel? In Deutſchland höchſtens der zehnte Menſch. Wenn ich aber Fürſt wäre, dann ſollte es anders werden, dann müßte es eine Luſt ſeyn, in Deutſchland zu leben und zu ſterben. Dann würde man im Wochenblättchen leſen: „Am 13. dieſes, ſtarb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre ſeines thätigen Lebens.“ Wie würde dieſes zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutſche, daß man ihm wohlthue nach ſeinen Wünſchen? Zeigt ſeine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorſames Volk iſt, das mehr, als Reichthum und Schönheit, und

Jugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen ſchätzt, die es ſeinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigſten Volke herab iſt die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, ſo wird Ihnen doch ſicher bekannt ſeyn, daß er Hofrath geweſen. Dieſer Schwärmer und Hofrath Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode ſeiner Gattin Prorektor der Univerſität Marburg. Da beſuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruheſtätte ſeiner geliebten Selma zeigen. Er führte ſie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längſt Verſtorbenen und ſagte feierlich: „Hier ruht die ſelige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Proreftorin Jung." Einen ſo ſchönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Geſinnung — ſucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Poſt durch Leipzig, und während man die Pferde wechſelte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienſtmädchen nach einem Laden. Dieſe führte mich in's Paſſagierzimmer und ſagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpoſt-Koffer-Trägerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Reſidenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tiſche gebeten, ſtellte ich mich etwas zu frühe ein, und beſchäftigte mich unterdeſſen, die Namen der Gäſte zu leſen, die, auf Karten geſchrieben, auf den Tellern lagen. Wir ſaßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Kriminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeiſterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeiſter, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempeldirectorin, Herr Ober-Kriminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Oberſteuereinnehmer, Frau Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Direktor, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei-Gerichts-Aſſeſſorin, Herr Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen-Inſpectorin, Herr Salinen-Inſpector, Frau Oberſteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsaſſeſſorin war Wittwe; ich aber ſaß himmliſch zwiſchen zwei ſchönen Frauen. Die Frau Oberkriminalräthin war das ſanfteſte, lieblichſte Geſchöpf von der Welt, und die Frau Oberſteuereinnehmerin war ſehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, ſo liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen anſehen, ſie waren die einzigen ohne Titel; doch tröſtete ich mich damit, daß ſie geborne Franzoſen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum gibt — doch als Chriſt, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — ſo gibt es nach der deutſchen Naturkunde keinen titelloſen Raum. Die feine, unſichtbare, ätheriſche Titulatur-Subſtanz durchdringt alle geſchaffene Weſen, ſie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unſeres Seins; Geiſt und Herz, Denken und Empfinden, Wünſche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unſerer Sprache, man findet ſie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpoſitionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutſche Volk breit, man ſollte es ein hohes nennen, es erhöht Alles. Es dehnt ſich zwar auch in die Breite aus und ſagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erſt, wenn es bis in den höchſten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber ſo lange als möglich erhöht es das Wirthſchaftsgebäude ſeiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menſchen, hohe, höchſte und allerhöchſte Perſonen ... Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Miniſterium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es ſpricht von hochderſelben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzeſſin nimmt den Eiſenhammer in hohen Augenſchein. Bei Hofe geſchehen hochwichtige Ereigniſſe, und werden hochfeſtliche Tage gefeiert; fürſtliche Perſonen ſind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's

Jubeltag geſchlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wiſſen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Perſon iſt. Wiſſen Sie aber, warum Göthe eine hohe Perſon genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, ſondern weil er Miniſter iſt. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung — ſagen Sie nicht, meine Herren, daß ich ſpät zu ihr zurückkehre, denn ich habe ſie keinen Augenblick verlaſſen; konnte ich ſie ſchöner loben, als indem ich Deutſchland lobte? — die Oberpoſt-Amts-Zeitung nennt ſich nur ſo aus Beſcheidenheit, ſie iſt aber eigentlich eine Ober-Amts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt ſie in einem ſchönen breiten Strom, der den Deutſchen heilig iſt und den ſie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liſte von Standeserhöhungen iſt ihr eine Geneſis, das erſte Buch Moſis; ein Steckbrief iſt ihr eine canoniſche Schrift, und ſie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inſeratgebühren, in ihren Text auf. Was aber ſonſt gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menſchheit, das erzählt ſie, wenn ſie Luſt und Laune hat, in wenigen apokryphiſchen Zeilen. Wird die Oberpoſt-Amts-Zeitung verſäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menſchheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, ſie kennt zu gut ihre hohe und ſchöne Beſtimmung. Hier, meine Herren, leſen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren

Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liſte von ſieben und achtzig Ruſſen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liſte von ſieben und ſechszig Namen. Wie ſchade, daß alle dieſe Namen ſo unausſprechlich ſind, und dem Gedächtniſſe zarter deutſcher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger lieſt: Der Fähnrich Tſchawtſchawadſew, der an der perſiſchen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen: wenn der Bauer im Schwarzwalde lieſt, der Podolier Priſcherakowiſkji habe „für ſeine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuſchrecken“ den St. Annen-Orden dritter Klaſſe erhalten, ſo freut ſie das gewiß, es entzückt ſie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß ſie nicht wiſſen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuſchrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeiſter auch nicht ſagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtſchule zu Linz zum Direktor des Gymnaſii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmeſaniſcher Baron den Leopolds-Orden, und hier, daß der Oberſtkammerjunker eines kleinen deutſchen Staates das Prädikat „Excellenz“ bekommen. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung erſpart den Leuten von Stande das Porto, und ſie brauchen ſich ihre Familienereigniſſe nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Kourier, dann würden meine

Freunde aus der Poſtzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereiſt und ſie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpoſt-Amts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, ſo umgibt ſie ihn mit einem ſo großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie ſie geheißen, als ſie noch lebte. Wir leſen: „Heute Morgens um 6 Uhr ſtarb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienſtordens, Präſident des Appellationsgerichts im Regenkreiſe, Abgeordneter zur Ständeverſammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. ꝛc., Freiherr von“ . . . jetzt halten wir am Namen, wir ſind geſpannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Beſuch in's Zimmer treten und uns ſtören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich geſtorben. Das mildert freilich die Trauer. Es gibt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung bürgerlich-romantiſch begraben laſſen; aber die beleidigte Natur rächt ſich immer, man ſoll nie gegen ſeinen Genius, gegen die Stimme des Gewiſſens handeln. In ſolchen Fällen bekommen wir zu leſen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Beſuchsreiſe zu ſeinen Geſchwiſtern, den treuen, liebevollen Vater“ — ſo ſchnell geht Verachtung der Titel in Gotteslaͤſterung über! Die Oberpoſt-Amts-Zeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangeliſt, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzeſſin den Namen Maria, Auguſte, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziſka, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen ſich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in ſolchen häufigen Fällen wird, wo ſie viele Zeilen ſparen können, und kürzere Zeit eingeſperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpoſt-Amts-Zeitung mit Unrecht vor, ſie verbreite manchmal ſogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundſätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe ſich das verhüten! Wäre ich ein Fürſt, ſo ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzeſſinnen das ganze Land Gevatter ſtehen, ſo daß der neue Prinz und die Prinzeſſin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, ſechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiſer von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürſten würden meinem Beiſpiele folgen, und dann wollte ich doch ſehen, wo die Poſtzeitung Raum fände, revolutionäre Grundſätze zu verbreiten. Auf dieſe Art könnte eine weiſe Staatsverfaſſung die Preſſe lenken, ohne zur verhaßten Zenſur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, ſcheint Ihnen nicht auch, daß hier unſer Poſtgaul vorwärts möchte, der Poſtillon aber immer zurückhält, ſteht und bläſt? So iſt es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus ſchließen wollten, das Pferd habe mehr Verſtand, als ſein Reiter, ſo würden Sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verſtand haben, als ſein Reiter, und ein geſchickter tüchtiger Reiter will ſeinem Pferde nicht allen Verſtand rauben, ſondern nur den größten Theil davon. Iſt es nun auch ganz offenbar, daß unſer Gaul in die Zukunft galopiren, unſer Poſtillon aber ſich in die Vergangenheit retiriren möchte, ſo iſt dieſes doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, ſondern — von Seiten des Pferdes, ein Phantaſiren, und von Seiten des Reiters, ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antiſtimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch laſſen wir uns zu keinen Ausſchweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menſchheit vergißt die Oberpoſt-Amts-Zeitung die kleinen der Menſchen nie; denn ſie ſchreibt nicht blos für Thron und Altar, ſondern auch für die Küche. Nachdem ſie uns mit den Namen aller neu geborenen Prinzen und Prinzeſſinnen, nachdem ſie uns mit allen neu geſchaffenen Ordensrittern, mit allen friſchgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Juſtizräthen, nachdem ſie uns mit den Reiſen aller Kouriere, und mit der Zahl der Poſtpferde aller hohen Reiſenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht: nachdem ſie alle Revüen aller ſtehenden Heere, Compagnie nach Compagnie, vor unſern Augen vorübergeführt: nachdem ſie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt und zwar zu beſſerm Verſtändniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beſchreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, ſo Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem ſie dieſes Alles gethan, erzählt ſie auch die mikrokosmiſchen Ereigniſſe der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schleſiſchen Barons ein Kürbis wachſe, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt, und 78½ Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächſiſchen, weil ſeine Henne auf die Gaſſe gelaufen, 21 Groſchen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardiſchen Truppe in Cöln die Deſertion überhand nehme, der Tenoriſt *Ulrich*, die ſolideſte Stütze der Oper, ſich entfernt habe, und ſelbſt die liebliche Mamſell *Peche*, was faſt unglaublich ſcheine, ihr untreu geworden ſey. Aber am liebſten und wärmſten verweilt die Poſtzeitung bei Jubelfeſten. Wenn ein Ehepaar ſeine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzeliſt, nachdem er fünfzig Jahre abgeſchrieben, ſeinen Dienſtjubeltag feiert und ein Belobungsſchreiben erhält, erzählt uns dieſes die Poſtzeitung in Thränen, und ſie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine ſolche Feierlichkeit „*gewiß eine ſeltene*“ zu nennen; aber ſie ſpricht nur ſo aus Beſcheidenheit, ihr eigenes Verdienſt zu ſchmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß ſie uns nicht eine ſolche ſeltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die ſogenannten Original-Artikel und Privat-Correſpondenzen betrifft, mit welchen ſich andere Blätter eitel ſchmücken; ſo hat die Oberpoſt-Amts-Zeitung ſich von ſolchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie iſt vorſichtig, ſie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und ſie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn ſie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch gibt es allerdings Fälle, wo die Poſtzeitung ſchaffend hervortritt, und alle europäiſchen Zeitungen, bei welchen ſie das ganze Jahr zu Gaſte geht, ſelbſt bewirthet. Dann iſt ihr Gaſtgebot reich und prächtig, und ſie zeigt, was ſie könnte, wenn ſie wollte. Solcher wichtigen Fälle ſind vier an der Zahl. Sie ereignen ſich, erſtens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürſtlicher Perſonen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt officiell mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die engliſchen und franzöſiſchen Poſten in Frankfurt ausgeblieben; dieſe Nachricht theilt die Poſtzeitung zuerſt mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Poſtzeitung, als erſte Beiſitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen ſie erſcheinen, ſind wahre Feiertage für den Cenſor, denn er braucht ſie gar nicht zu leſen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entſtehen werden, daß er nichts darin geſtrichen. Als die vierte Originalität iſt die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten.

die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchſt originellen Berichte von den Fäſſern, die auf dem gefrornen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein ſolcher Froſtjubel ſich in jedem Jahrhunderte nur einmal begibt, ſo verdienen dieſe Säkularfäſſer, ob es zwar Jubelfäſſer ſind, keine Berückſichtigung. Die leichten Franzoſen verflüchtigen Alles, und machen Alles beweglich: wir ſtandhafte und vollwichtige Deutſche aber, verdichten Alles und machen Alles nagelfeſt. Die Franzoſen können auf Pfänder borgen, ſie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutſche aber können hypothekariſche Schulden machen, wir haben Grundbeſitz. Doch baares Geld iſt leider ſelten bei uns. Unſere Wechſel à dato hundert und fünfzig Jahre ſind die beſten Effecten von der Welt; unſere Wechſel à dato drei Monate aber, ſind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich ſehr ausſchweife und mich verirrt habe, und es thut mir leid, daß ich Ihnen ſo ſtreng unterſagt, mich zurecht zu weiſen. Aber Ordnung muß ſeyn. Den Franzoſen iſt ein Buch faſt nur ein Ereigniß, eine politiſche Schrift iſt ihnen eine politiſche That; den Deutſchen iſt jedes Ereigniß ein Buch, und eine politiſche Handlung eine politiſche Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montloſier gegen die Jeſuiten war eine franzöſiſche Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutſche Rezenſion mit Blut geſchrieben. In dieſem ſchönen vaterländiſchen Geiſte denkt, fühlt und handelt — nämlich ſchreibt — die Oberpoſt-

Amts-Zeitung. Eine geſchehene Geſchichte iſt ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geſchichte iſt ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtauſende, alte, mittlere und neue Zeit; ſie theilt die Geſchichte nicht in Epochen, Völkergeſchichte, Staatengeſchichte, Kriegesgeſchichte, Kirchengeſchichte, Handelsgeſchichte, ſie theilt die Wiſſenſchaft nicht in Mathematik, Politik, Aeſthetik, Theologie, Philoſophie; ſie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüſſe, Meere — ſondern ſie theilt Welt, Zeit, Geſchichte, Wiſſenſchaft, und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geſchehen, wann, wie und wo es geſchehen, und ob es wirklich geſchehen, oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erſcheint, in welcher der Bericht des Geſchehenen ſteht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht ſehr bei Verſtande ſind, und dieſe Theorie der Poſtzeitung gar nicht faſſen mögen. Ich will darum Ihrer Faſſungsſchwäche mit einigen Beiſpielen zu Hülfe kommen. Wenn die allgemeine Zeitung eine amerikaniſche Geſchichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, ſo ſchreibt die Poſtzeitung: Augsburg, den 12. März 1827, und unter dieſer Rubrik berichtet ſie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie ſchreibt: Aus Thüringen. Herr von Gruithuiſen in München habe berechnet, daß der Mond in 30.000 Jahren auf die Erde fallen werde, und aus Franken: Mamſell Sontag habe in Berlin ein Concert gegeben, und Madame Beſpermann ſei in München geſtorben. Warum ſchreibt ſie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erſcheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, leſen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London geſtorben, unter Aachen; hier unter Berlin, 9. November den preußiſchen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollweſen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinſchaftliches? Sie verbindet der vaterländiſche Geiſt, der die Poſtzeitung beſeelt, und den ſie Allem einhaucht, was ſie berührt. Hier finden Sie unter Darmſtadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Altheſſen in Neuheſſen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung geſetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die ſich durch warmes Waſſer von der Gicht heilen wollte, an dem Verſuch geſtorben ſey. Hier leſen ſie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnaſio zu Wetzlar iſt zum Director dieſer Anſtalt ernannt worden.“ und gleich darunter: „In dem bei Voigt in Ilmenau erſchienenen: Geheimniß ſich beim ſchönen Geſchlecht beliebt zu machen, ſeine Gunſt und den Sieg über daſſelbe zu erlangen, wird als das vorzüglichſte Mittel ein aufwärtsſtrebender Leibesſchnitt empfohlen.“ Hier können Sie leſen: Augsburg, den

16. Auguſt. „Ein ruſſiſcher Kourier, der in Bukareſt angekommen, hat ausgeſagt: Ibrahim Paſcha ſey gefangen“ . . „Der Einſiedler gibt es wohl mehr, als man glaubt.“ Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Geſetzentwurf über das Gewerbsweſen verworfen. Dann folgt: ein humoriſtiſcher Aufſatz über die phyſiologiſche Bedeutung der Füße. Hier Cöln: Die alten Landesſcheidemünzen von Cöln, Trier und Aachen ſollen aus dem Cours geſetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitſchrift Merkur, die in Dresden erſcheint. Hier: Bonn . . . Was wird uns die Poſtzeitung aus Bonn berichten? Wird ſie von der Univerſität ſprechen? Vom botaniſchen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von ſolchen Dingen berichtet ſie nichts. Sie ſchreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfaſſer der **Stapelia mixta** hält dem Tanze folgende Lobrede . . . „Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Poſtzeitung, meine Herren, auf dieſe Weiſe, ein ſchönes Band um Alles ſchlingt, um Gott, Natur, Geſchichte, Menſchheit, Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt, Ernſt und Scherz; indem ſie Alles in Einem ſieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt ſie jenes gottſelige Leben, welches Thomas a Kempis ſo ſchön in den Worten ſchildert: **Cui omnia unum sunt, et omnia in uno videt, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et pacificus in Deo permanere**; welchen Satz,

Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flaſſan's Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie umſtändlich erläutert finden. So, meine Herren, iſt die Oberpoſt-Amts-Zeitung! Soll man ſie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der ſie geſchrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem dieſe Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in dieſem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?“ ... Nach dieſen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menſchenhand, er ſah nicht, wem ſie gehörte, er hielt ſie für die meinige — und ſprach mit leiſer flehender Stimme: „O Karl, gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott, gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja ſo wenig; gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!“ ... Dann warf er ſich auf einen Stuhl, verhüllte ſich das Geſicht und weinte heftig. Alle Anweſenden ſahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere ſagte: es iſt doch Schade ... Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gäſten, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein ſtattlicher alter Mann, der ſich uns ſchon bei Tiſche bemerklich gemacht hatte. Er aß und ſprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte ſeinen blühenden Kopf, und man hätte nicht zu unterſcheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die friſche Jugendkraft ſich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und ſchweren Arbeiten gewinnt, und das Maaß und die Ordnung in allen ſeinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren ſtand. Der Rechtbewaffnete, ſonſt unbekümmerte Waller hatte ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und ſeinen Beifall zu verdienen geſucht: denn ſo unbedacht er auch ſprach, ſo beſonnen ſprach er doch zugleich, und wenn er auch ſeine wilde Phantaſie nicht einzuhalten vermochte, ſo wußte er ſie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte Alles, was ſich rechts und links auf ſeinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ ſich nicht prüfen. Doch einmal geſchah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es ſey, und als dieſer geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal, und ſtrich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkaſten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anweſenden und ſeinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich ſchlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkaſten unter den Arm, ihn auf ſein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu laſſen, und ſich die Treppen zu erſparen, fragte er bitter: ſoll ich unſer theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geſchähe dieſes denn das erſtemal? erwiederte ich: ſo ließ er ſich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher, wie finſtere Wärter, unſere ſchöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirthe an deren Eingang ſtehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten ſüß, und mit ihren Blättern buhlte die ſchmeichleriſche Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unſere Freude ſtörte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards, wo mehr Kutſchen fahren, als hier Fußgänger ſind, wird man vom Staube nie beläſtigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Waſſer begoſſen. Hier aber, wie überall in Deutſchland, wendet die Polizei ihre Aufmerkſamkeit mehr auf Perſonen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgeſellen, die Dienſtboten, die Schriftſteller, die Reiſenden beaufſichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erſcheint. Jetzt fühlte ſich Heinrich auf die Schulter geklopft: er ſah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, ſprach er, Ihr thut wohl, euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm iſt das Leben. — Der freundliche Mann ſchloß ſich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte ſie, wohin er wollte. Eine

Nachtigall im nahen Gebüſche ſang ihr ſchönes Lied. Wir blieben ſtehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jetzt, dem Geſange einer Nachtigall gelauſcht, und wie die vielen tauſende Franzoſen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeſte gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle ſo von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tauſende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der ſüßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutſche allein ihren ſüßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche anſahen, und wie ſie neugierig waren, was uns ſo feſt gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unſer Begleiter, die Nachtigall ſingt dem Deutſchen am ſchönſten, ſie ſingt deutſch, ſie iſt ein deutſcher Vogel Heinrich bemerkte: ſie iſt ein Zugvogel und ſie kommt aus Aſien. — Das hat ſie mit jener Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Aſien kommen die Deutſchen auch. — Heinrich ſagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht, als die Kaſtenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, ſprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieſer fromm geſtorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geſchieden in die thieriſche Hülle eines

Bürgers ohne Titel. — Der Alte ſagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath; doch, lieber Freund, ich wünſchte ſehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath: Sie ſind zum rechten Ziele aber auf falſchem Wege. Doch — es ſcheint mir, daß Sie dieſes Land der Hofräthe, und dieſe Stadt, worin die hochedle Poſtzeitung erſcheint, nicht gar zu ſehr haſſen; ich ſehe Sie ja ſchon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris, und reiſe nur jährlich auf wenige Monate nach Deutſchland: ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu ſtärken. — Daran thun Sie ſehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er ſich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu ſeinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte ſich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und ſprach: Ich bin ein Deutſcher und bin ſtolz darauf, es zu ſeyn; doch immer erröthe ich deſſen, wenn ich höre, daß Deutſche ſelbſt ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geſchichte ſo ernſt und heilig knüpften, und, um die ſchnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das ſüße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einſchloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird ſeinen Vater ſchelten: und kann er ihn nicht lieben, ſo wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, ſo wird er ihn doch ehren, und wird jeden ſtreng zurückweiſen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich ſtellte ſich mit verſchränkten Armen vor den alten Prediger und ſagte: Vaterland! Vater! Wir? Unſere gute Mutter, ſagen böſe Leute, wäre ſehr zerſtreut geweſen und wir hätten viele Väter. Sollen wir ſie alle oder welchen ſollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwiſſenden Kinde erzählte man, ein Erzbiſchof ſey ſein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er ſey ein freier franzöſiſcher Bürger. Dem Jünglinge ſchlug doch das Herz, wenn die Heere ſeines großen Kaiſers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann ſein Herz verſchloß, und ſeinen Verſtand aufthat, und umherblickte, ſah er ſich im Darmſtädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterſtadt ſpazieren, bin ich rechts ein Oeſtreicher und links ein Preuße. Wen, was ſoll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein ſtolzer Republikaner ſeyn? Soll ich nach Frankreich hinüber ſchauen? Soll ich als braver Darmſtädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags ſprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwiſchen Stadt und Feſtung theilen? Soll ich öſtreichiſche Geſinnungen, ſoll ich preußiſche Gefühle hegen? Oder ſoll ich ein deutſches Bundesherz haben? Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, ſollte ich alle meine Väter ehren, ſollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Waller's Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, ſo wollen wir alle lieben, die unſere Mutter geliebt, und ſie gewiß, denn ſie iſt gewiß nur eine. Sie hat uns geſäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter, Gott lallen und alle die ſchönen ernſten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unſere kleinen Wünſche kund thun, unſere Nahrung fordern, unſere Schmerzen klagen und unſere Freude jubeln. Sie beantwortete die erſten Fragen unſerer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachſenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die ſüße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmey die frohen Tage unſerer Heimath zurück, und flötend begleitet ſie uns durch das ganze Leben, über Luſt und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat ſie auch ſich vergeſſen, doch nie uns vergaß — die Sprache, ſie iſt unſere Mutter, wir wollen unſere Mutterſprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke, und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geſchieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, ſammelt auch nie ein gemeinſchaftlicher Saal uns zur ernſten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder ſind. Welche Sprache darf ſich mit der deutſchen meſſen, welche andere iſt ſo reich und mächtig, ſo muthig und anmuthig, ſo ſchön und ſo mild, als unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Noth, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich, wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dolmetſcherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Waſſer ſprechen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwatzt und die ſchweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und ſilbern malt und was der ernſte Herrſcher auf dem Throne des Gedankens ſinnt; was das Märchen plaudert, die ſtille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philoſoph ſein ſchweres Ich ſetzt und ſpricht: Ich bin Ich — Alles, Alles überſetzt und erklärt ſie uns verſtändlich, und jedes anvertraute Wort überbringt ſie uns reicher und geſchmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer ſchnarrt, der Franzoſe ſchwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutſche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unſere Sprache iſt herrlich! Aber — ſetzte er leiſer hinzu — wir dürfen ſie nicht gebrauchen. — Wir dürfen ſie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Haſſe ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das ſanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann biſt das ſtarke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen ſchrecken. Die Sprache iſt die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein ſpottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eiſen ſteckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man ſie Kindern in die Hände gibt. Man beluſtigt ſich an unſerm Spielen, lacht über unſere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernſt treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patſcht unſere Tapferkeit und ſtellt uns hinter den Ofen. Wir ſind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht ſich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuſchen wir. Nein, nie wird mir dieſes Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in dieſem Lande, mit ſeiner launiſchen Luft, ſeinem zänkiſchen Himmel, ſeinem weinerlichen Frühlinge und ſeinem verdrüßlichen Herbſte. Wo ſind unſere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und ſandig ſind? wo iſt der Reigen, der im Gekreiſche der Welt uns zurücklullt in frohe ſtille Tage? Wo iſt der heimathliche See, der in unſere Schmerzen lächelt? Wo iſt der Puls des Volkes, an dem man die Schläge ſeines Herzens fühlt? Wo ſind die Denkmäler unſerer Geſchichte? Welche Großthaten haben unſere Voreltern hinterlaſſen? Das Wenige, was ſie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erſtgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürſtet nach ſo vielen geſalzenen Tagen, und wir ſuchen einen friſchen Trunk an der Quelle unſerer Zeit: wenn uns heiß iſt in der dürren Gegenwart, und wir ſuchen Schatten unter den Bäumen deutſcher Geſchichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In ſandiger Mark „trockenes Brod und ſaures Bier“ und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen“ ſteht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze raſcheln. Wir ſuchen Wein und finden Bier, ſuchen kühlen Wald, und finden Stammbäume nackt und kahl. Dieſe Herrenhuterſtille des Volks, dieſe Magiſterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenſtolz der Reichen, der düſtere Hochmuth unſerer Großen, das linkiſche Weſen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo ſind die Liebeszeichen vergangener ſchöner Stunden? Säuſelt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, ſeht Ihr eine Harfe ſtimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreiſcht, und die Zukunft gellt. Wir waren Nichts, wir ſind Nichts und wir werden Nichts. Wir ſind ein ſchwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes

Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, ſagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unſerm ſo geduldigen Vaterlande brachte, iſt mir der letzte als der ungerechteſte erſchienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutſchland; dieſes wurde nur zu feſt, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunſt wurde unterirdiſch vergeudet; an einem Dache fehlt es unſerm Vaterlande .... Und an Schornſteinen — fiel ich ein; darum ſchlägt der Rauch der Klagen ſo beißend zurück ... Zank iſt der Rauch der Liebe ... Ja, doch nur die Wärme ſoll man feſthalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürſt ohne Freiheit der Preſſe ſeyn; doch ſie als Unterthan entbehren, iſt noch erträglich. Wer würfeln muß zwiſchen Noth und Sünde, iſt glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein meine Freunde, Ihr tretet euch ſelbſt zu nahe. Wollt Ihr unſer Vaterland kennen und lieben lernen, reiſt in fremde Länder. So vieles Gute, was euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermiſſen, und ſelbſt des Schönen, das euch in der Fremde neu erſcheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutſche ſeyd, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte iſt nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzoſe nur Franzoſe; Menſch, iſt der Deutſche allein. Shakſpeare, Calderon, Voltaire, ſie ſind unſer. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, ſie ſind unſere Landesgenoſſen, ſind unſere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, iſt die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meiſten daran, daß ſie geübt werde, der Starke ſchützt ſich ſelbſt. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein beſcheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde … Unſer Land iſt herrlich, ſeine Luft iſt mild, uns allein ward der ſchöne Wechſel zwiſchen Entbehren und Genuß, der der menſchlichen Natur ſo wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längſten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen ſind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutſchen gegeben. Fragt nicht nach unſerer Geſchichte, nach den Denkmälern unſerer Vorzeit; wir ſind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer iſt glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geſchichte ſeines Lebens — er ſieht euch mit ſeinen großen blauen Augen an, hüpft fort und ſpielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechſeln, würden wir nicht froh unſere ſichere Vergangenheit für ſeine unſichere Zukunft geben? Wir ſind Kinder, und es iſt wahr, wir werden ſtreng erzogen; aber wer tauſchte nicht gern die

Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menſchen haben keine Feierſtunde — wir ſind ein beneidenswerthes Volk. Unſere Hofmeiſter altern und wir wachſen heran: laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutſchen Landes wird einſt vollendet werden — und dann, auf Jahrtauſende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einſt haben die Deutſchen das Weltreich Rom zerſtört, einſt werden ſie ein ſchöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden ſtiften, den edle Fürſten gehofft, und von dem andere geträumt, er ſey ein Traum geweſen; und dann wird man die guten Ahnen ſolcher guten Enkel ſegnen. — Ja, gut ſind wir, ſagte Waller; aber ich will nicht gut, ich will beſſer ſeyn. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unſer Herz iſt warm, aber es glüht ſtill und düſter und ſchlägt nie in ſchöne helle Flammen aus. Wir ſind keiner Begeiſterung fähig, die den Menſchen zum Gotte erhebt, das Geſchöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhauſe angeſchlagen ſtehen, daß wir um vier Uhr Nachmittags uns begeiſtern und jubeln ſollen, und dann ſind wir begeiſtert und jubeln zur beſtimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unſere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Weiſen, unſere Wohlthäter des Volkes — wir Mundſchmeichler nennen ſie hochgefeiert; aber wir feiern ſie nicht hoch und laſſen ſie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgeben, für Webers Wittwe und Waiſen eine Vorſtellung zu geben, und nur wenige deutſche Bühnen ſind dieſem Beiſpiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen geſehen. Er hatte hundert Fürſten, dreißig Millionen Landesgenoſſen, und er war arm! In der „Kunſt und Wiſſenſchaft kräftig fördernden Kaiſerſtadt“ wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven ſchon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmoniſche Geſellſchaft in London erfuhr, beſchloß ſie, ihm Alles zu geben, was er brauche und wünſche, und ſie ſchickte ihm ſogleich tauſend Gulden. Gerechter Gott! Tauſend Gulden ſchickten ſie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier für die ſchnöde Luſt einer einzigen Nacht dreißigtauſend Gulden verſchwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit ſeidner Schnauze, wie Metaſtaſio geweſen, und er mag wohl ein Ketzer ſeyn, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich ſchaudert und mich ekelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht ſeine Werke liebt! — Waller, beſter Waller, rief ich, wie bin ich erſtaunt, Sie das ſprechen zu hören. Der Deutſche iſt frei; unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Schriftſteller, ſie ertragen kein Joch: nur eines müßten Sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seyen wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene iſt die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutſche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen: wer ſein Herz feſſelt, hat ſeinen

Geiſt gefeſſelt. Laßt uns darben und frei ſeyn. Göthe ſchrieb ſeinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweiſen, woran ſein Herz geſtorben — denn ſeine Jugend hat ſeine Freiheit nicht überlebt — ſo weiß man es doch. — Und was iſt jene Begeiſterung? ſetzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den ſpärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutſche liebt das ganze Jahr mäßig, aber immer ſatt. Die Britten, die Franzoſen, ſie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutſche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht Alles lieben, was wir bewundern, nicht Jedem wohlthun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben Eins, das uns Alles erſetzt: *die Freiheit des Gedankens* ... Heinrich lachte ... Ja die Freiheit des Gedankes! Was nützt den Franzoſen ihre freie Preſſe? Sie dürften es ſagen, daß deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt hoch über franzöſiſcher ſtehe, daß Shakſpeare mehr ſey als Corneille; aber ſie ſagen es nicht, ſie vermögen es nicht zu *denken*. Was hindert uns Zenſur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beſchränkt; aber ſo gewiß der Schatten dem Lichte folgt, ſo gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein iſt. Was wir wollen, wird geſchehen, früher oder ſpäter, wenn wir das Rechte und wenn wir es ſtandhaft wollen. Das engliſche Volk, ſo edel es auch iſt, wagt nicht gerecht zu ſeyn: wir haben den Katholiken Irlands ſchon längſt Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbſt mächtige Fürſten bedenken ſich, was ſie über Griechenland beſchließen ſollen: wir haben ſie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrießlich aus: Und ſey dieſes Alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunſt und Wiſſenſchaft in verſchloſſenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienſt ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh ſeyn, ich will es genießen. Ich will ſagen, was ich denke, thun, was mir recht ſcheint, abwehren, was mir mißfällt, und ernten, was ich geſäet. Wie langweilig ſind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns iſt die ſchöne Geſelligkeit der Franzoſen, wo bei uns vereint ſich Kunſt und Wiſſen, Herz und Geiſt, Gefühl und Witz, uns eine ſchöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verſchaffen? — Beneiden wir ſie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köſtlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verſchwendung wohl gefallen laſſen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wiſſen vergeudet der Franzoſe in dem Geſpräche einer Stunde; aber weil er Alles ſpricht, was er weiß, ſagt er mehr, als er weiß, und macht Geiſtesſchulden. Der Deutſche denkt mehr, als er ſpricht; aber er reicht aus und man ſieht nie den Boden ſeines Wiſſens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müſſen heimkehren, ſagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend iſt ſo ſchön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran? bemerkte Waller. Denken wir, wir gingen noch länger ſpazieren. — Ja, das wollen wir denken: erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: dieſe Trommeltyrannei iſt hart und lächerlich — dann endet ſie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu ſagen, daß er ſich unſerer Bekanntſchaft freue, und wir ihn auf ſeinem Zimmer Nr. 13 morgen beſuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und ſprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hauſe gekommen, erkundigte ſich Waller, wer Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Rubdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präſident. So! — murmelte er. — Baron! Präſident! Hofrath! Darum alſo ſo zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite 27 Zeile 1 von oben ſtatt „in keinem Staate“ ſoll heißen „in keinem chriſtlichen Staate.“
„ 65 „ 14 „ „ ſoll heißen: „Blüthe und Frucht zugleich hervor bringt.
„ 105 „ 10 „ „ „ und mit den Köpfen an einander ſtoßen.
„ 121 „ 13 „ „ ſtatt „lehren“ ſoll heißen „belehren.“
„ 205 „ 8 „ „ „ Erſatz — Einſatz.
„ 232 „ 17 „ „ „ ſcheint — pflegt.
„ 279 „ 3 „ „ ſoll heißen: „die erlittene böſe That.“
„ 284 „ 4 „ „ ſtatt „die natürliche“ — „die unnatürliche.“
„ 340 „ 16 „ „ ſoll heißen: „in der Bildung ſo hoch ſtellt.“
„ 377 „ 10 „ „ „ in einem fremden unabhängigen.
„ 465 „ 3 von unten ſtatt „Hofrathen“ — „Hofräthen.“

In der Vorrede des erſten Bandes:

Seite XXI Zeile 10 von oben ſtatt „um ſo weniger trauriger“ ſoll heißen „um ſo trauriger.“

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

[illegible]

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Dritter Theil.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1840.

[illegible]

III.

Kritiken. Fragmente und Aphorismen.

Inhalt.

Seite

La Morale appliquee a la Politique. Par **Jouy** 1

Ariſtokratismus 10

De la peine de mort en matiere politique. Par **Guizot** 17

Coopers Romane 21

Nouvelles lettres Provinciales 28

Die Fahrt nach dem Uglei über Hamburg u. ſ. w. von **Stille** . . 46

Zeitgenoſſen 50

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf 57

Die gute Sache, von **Steffens** 61

Lettres sur la Suisse. Par **Raoul-Rochette** 69

Les Cabinets et les peuples. Par **Bignon** 79

Les Loisirs d'un Banni, par **Arnault** 82

De l'Education, par Madame **Campan** 85

Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Von **Jouane** 90

Humoral-Pathologie 95

Gelaſius, von **Maltitz** 103

Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben 115

Irländiſche Erzählungen 118

1. Resume de l'histoire d'Espagne, par **Rabbe**. 2. Resume de l'histoire d'Espagne, par **Simonot** 121

Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg 131

Histoire de la Revoltion Helvetique, de 1797 a 1803; par **Raoul-Rochette** 133

Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels 141

Iſlaor, oder der chriſtliche Barde. Von **Salvandy** 143

L'exalte. Par **Picard** 146

Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. Von **Pouqueville** . . 151

Der ewige Jude 157

Seite
Les Pyrenees et le midi de la France. Par **Thiers** 214
L'art de faire des dettes 216
Ueber Etwas, daß der Heilkunſt Noth thut. Von **Windiſchmann** . 218
Lettres sur la toilette des Dames. Par Mad. **Voiart** 228
Die Serapions-Brüder. Von **Hoffmann** 237
Resume de l'histoire de France, par **Bodin** 246
Voyages des freres Bacheville 250
Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft, von **Stiebel** 253
Histoire de la Revolution Française, par **Thiers** 257
Les diners du Baron d'Holbach. Par Mad. **de Genlis** 265
Fragmente und Aphoriſmen 276

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Miniſter, geheime Legations-Räthe, Geſandtſchafts-Secretäre, diplomatiſche Perſonen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menſchenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande, und lobten immer noch dieſes Buch, auch nachdem ſie ſchon den ganzen Titel geleſen hätten; ſo ſehr gefiele ihnen das Geſicht des Verfaſſers, welches aus dem beigefügten Kupferſtiche zu erſehen iſt! Dieſe feinen feſtgeſchloſſenen Lippen, welche die Zunge ſo klug bewachen; dieſe ſpitzbübiſche Naſe, welche durch zwanzig Thüren die heutige Laune des gnädigſten Herrn wittert; dieſe ſchelmiſchen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterſchaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verſtehen uns; dieſe heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geſchrieben ſteht; dieſe zierlich gekrauſten Haare; dieſe Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Geſicht könnte, ohne Lavater zu beſchämen, einem Hofmarſchalle angehören, der als Kunſtkenner, und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar über Moral verſtändig urtheilt, ſie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinſel, ſelbſt ausübt. Wenn aber jene Herren ſich verlocken ließen, das Buch wirklich zu leſen, wie wären ſie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigſten Ohrfeigen in ſeidnen Handſchuhen aus, und iſt ſo grob, als ein Mann von Welt in franzöſiſcher Sprache nur ſeyn kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfaſſers kennt, **l'Hermite de la Chaussée d'Antin**, womit er mit vieler Grazie die Pariſer Sitten beſchrieb, und faſt zu ſanft über die Schwächen der Menſchen hinſtreichelte, iſt man angenehm verwundert, daß dieſer Mann ſo warm werden konnte, und, nicht wie ein chineſiſches Feuerwerk, ſondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, ſeinen Gegenſtand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben ſieht, beſtehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünſten, und ſo lange ſie dauern, ſcheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürſten ſind gleicher Beſtandtheile, und ſo umgeben, werden dieſe nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünſte zu zerſtreuen, gibt es kein beſſeres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Abſicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes, und ließ die Moral durch alle Regierungskammern ſtreichen. Von

Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geſchrieben, und als König manchmal nach deſſen Vorſchriften gehandelt, ſagte Voltaire: er ſpucke in die Schüſſel, um Andern die Eßluſt zu vertreiben. Schöner und maleriſcher kann dieſe Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber wohl anders. Die Großen machen es, wie jener Bachusverehrer mit ſeinem beſten Weine: er ſchrieb Gift auf die Flaſchen, um die Lüſternen abzuſchrecken, er ſelbſt aber trank und lachte. Die Schwerkraft der ſittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, ſondern auch der Sterne am Thronhimmel, ſoll noch ein anderer Newton geltend machen. Es iſt höchſt wunderſam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben ſo addirt, ſubtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemeſſen, wie Ackerſtücke!

Es iſt wahr, Herr Jouy iſt ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberſchriften ſeiner Kapitel lieſt. Von der Moral der Staatsbeamten; von der miniſteriellen Moral; von der Moral in den diplomatiſchen Verhältniſſen; von der Moral in dem Finanzweſen — und manchmal noch närriſcher iſt das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In ſolchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu ſagen: aber was früher gedacht worden iſt, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy ſchon bekannte Dinge vorſetzt, hat er wenigſtens ein ſchmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geſchrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war ſehr erſprießlich. Denn ſo lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren ſinnbildlich dargeſtellt wird, iſt für die gute Sache kein entſcheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in dieſen Tagen ungeneckt erſcheinen durfte, darüber mag man ſich billig wundern. Aber die Gedankenwächter ſind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederſchauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können, die Herren haben ganz ihren eigenen Verſtand.

Um die Leſer mit dem Geiſte und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus ſeinem Werke mittheilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatiſchen Verhandlungen, iſt auch von den Griechen die Rede. Der Verfaſſer drückt ſich wie folgt aus: „Religion und Menſchlichkeit rufen den Fürſten Europa's zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die, welche ſich vertheidigen, werden erwürgt, auch die wehrloſeſten Geſchöpfe, Greiſe, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einſtürzenden Dächern ihrer Häuſer zermalmt.... Sachte, ſachte, hätten ehemals barbariſche Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir ſie erobert, auch behalten wollen, müſſen wir alle Keime des Widerſtandes ausrotten laſſen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus ſeiner Aſche erſtehe, muß erſt dieſer neue politiſche Körper ſo erſchöpft ſeyn, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unſers Ehrgeizes irgend ein Hinderniß in den Weg ſtellen könne..... Aber unterdeſſen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überſchwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbſt Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Chriſten des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr ſie retten könntet!... Sachte, ſachte, hätten andere Diplomaten geſagt, es muß erſt ausgemacht ſeyn, welch ein Maaß wir von der Aſche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themſe geſagt. Dieſe Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Helenen verſchwinde, denn im Aegeiſchen wie im Joniſchen Meere ſollen nur brittiſche Segel wehen.... Die Griechen ſind arm, die Türken haben noch etwas Geld;

für Mahomet gegen Chriſtus kämpfen, iſt baarer Gewinn.“ — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm ſeine Schwärmereien hingeben laſſen. Er hat nie einen diplomatiſchen Poſten bekleidet, und kann daher keine Vorſtellung davon haben, wie verwickelt die griechiſche Sache iſt, und mit wie vieler Delikateſſe ſie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Verſprechungen und Schwüren iſt Folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu leſen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es ſich ſonſt beziehen könnte. „So bald in einem Lande die Freiheit gegründet iſt, ſind deren wohlthätige Folgen ſo groß, daß ſie unter den Völkern, welche ſie genießen, die leidenſchaftlichſten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen ſie mit aller Macht ihrer geheimen Wünſche herbei und begrüßen ſie mit Jauchzen. Die Fürſten ſelbſt ehren und fürchten ſie. Wenn die Hand der erzürnten Götter ſchwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen ſie das Volk zu Hülfe. Da ſie Alles von ihm empfangen, haben ſie ihm Nichts zu geben, was ihm nicht ſchon gehörte; aber von ſo vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, iſt die Freiheit das Einzige, welches es bedauert; auch iſt es immer die Freiheit, welche die Fürſten dem Volke zurückzugeben verſprechen, ſobald ſie in der Gefahr um ſeinen Beiſtand flehen. Aber iſt die Gefahr vorüber, dann richten die Miniſter der Könige Verordnungen und Proſcriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung ſo heiliger und ſo neuer Verſprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinaus zu ſchieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines ſo großen Unternehmens, daß ſeine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntniſſen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit, anvertraut werde, und man kann nicht vorſichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um ſich in der Wahl ſolcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen ſcheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald ſind es die Staatsbedürfniſſe, bald eingetretene Verhinderungen und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geſchäften nöthigen. Unterdeſſen vergehen Monate, vergehen Jahre, und ſtatt der ſo feierlich verſprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Despotismus zu der Kette, welche die Völker feſſelt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Verſprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen ſuchte, werden endlich ohne Scheu und Schaam zurückgenommen. Diejenigen, welche in den erſten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, ſahen ſich anfänglich ſanft abgewieſen; dann ſagten ihnen ſtille Winke, daß ein neuer Verſuch läſtig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beſchworene Wort in Anſpruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumſchränkte Gewalt ging unterdeſſen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von Neuem zwiſchen Sklaverei und Aufruhr geſetzt, müſſen entweder die alten Ketten der Dienſtbarkeit noch einige Jahrhundert länger ſchleppen, oder, ſie ſelbſt zerbrechend, ſich unverdient Aufrührer ſchelten laſſen."

Auf einen der Fußwege der jetzigen franzöſiſchen Regierung wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir ſahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anſtalten entſtehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer ſollte es glauben? Faſt alle jene Induſtrie-Schulen, faſt alle jene Beſſerungshäuſer, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, ſind geſchloſſen worden, oder haben ihre Beſtimmung verändert Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergeſtellt werden müſſen, um das Werk der gothiſchen Wiedergeburt, an welchem man ſeit einigen Jahren ſo eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Beſſerungshäuſern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unſere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das iſt eine der Kokettterien unſerer heutigen Frömmlinge und ihrer Miſſionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philoſophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche, bedürftig zu ſeyn, um auf das Mitleid jener

Scheinheiligen Anſprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolge zu betteln, muß man erſt beweiſen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren ſind die gutdenkenden Armen an ihren ſchriftlichen Zeugniſſen unpatriotiſcher Geſinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen ſie, der Forderung gewiſſer Frömmlinge gemäß, verſehen ſeyn müſſen. Trug und Lug ſind die Rechtserforderniſſe der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigſten, aber nicht der ſchlechteſten Art, tragen die privilegirten Bettler Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die ſie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüſten ſich in der Livree des Elendes, und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit, die ſie beſoldet, einen Tauſchhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen.“

II.

Ariſtokratismus.

(Artikel im Converſationslexikon.)

Wir Deutſche (ich rede nur von uns Plebejern) ſind keine Staatsmänner vom Leder, ſondern von der Feder. Aber das iſt auch etwas: Die Gänſe des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigſten höher geprieſen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man ſingen — haben das Capitol vertheidigt, dieſe aber es erobert. Darum ſollten die politiſchen Schriftſteller ſtets darauf bedacht ſeyn, ſich ihrer hohen epiſchen Beſtimmung würdig zu zeigen, ſie ſollten gute Waffen, und dieſe gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern, und kann eines Hektors entbehren, und unſer Lager iſt offen; Paris liebkoſt die ſchöne Helena und hat keine Langeweile, wir aber ſitzen am Ufer der ſtürmiſchen See und frieren, und unſere Penelope wird alt darüber.

Auf dieſe kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken, hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbefliſſener und ſeit Jahren gewohnt iſt, jeden Tag, wenn er ſeine Poſt gemacht hat, das Converſationslexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Menſch in alphabetiſcher Ordnung zu leſen. Vor zwei Monaten hatte er die erſte Lieferung des Converſationslexicon angefangen, und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra über das darin befindliche Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche, ärgerlich den Kopf geſchüttelt — als Inhaber zweier Rothſchilder-Looſe ſich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette ſich gewundert, daß deſſen Verfaſſer Bedenken getragen, deren Fortdauer zu geſtehen, da doch jeder, der nicht taub iſt, ſie alltäglich könne raſſeln hören — endlich zum Artikel Ariſtokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weiſe nicht verſtanden. Er bat mich daher, als ſeinen gelehrten Freund, ihm denſelben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen, und hatte ſchon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leſer, ſtehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verſtand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verſtand ihn wieder nicht. Da ſezte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verſtand ich ihn; hatte aber ſtarke Kopfſchmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfaſſer des genannten Artikels wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es iſt immer die Schuld eines Buches, wenn deſſen Leſer Kopfſchmerzen bekommen. Man kann nicht ſagen, dieſes läge an dem Unverſtande des Leſers, denn, wer keinen Kopf hat, den kann er nicht ſchmerzen. Aus Furcht mißverſtanden zu werden, ſind die deutſchen politiſchen Schriftſteller oft unverſtändlich; nicht an Geiſt fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, ſie rappieren blos, und die Spitze ihres Eiſens iſt auf's Vorſichtigſte mit einem ledernen Wulſt umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da iſt kein Licht. In der bürgerlichen Welt ſtreitet man ſich jetzt Tag und Nacht um die Herrſchaft, und da kommen friedliebende Vermittler und ſagen: vergleicht euch und laßt Dämmerung ſeyn! Der Verfaſſer erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht ſich unparteiiſch zu urtheilen, aber das iſt die Unpartheilichkeit des Königs Salomo, der den ſtreitigen Gegenſtand wollte durchſpalten laſſen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Ariſtokratie, keine Ariſtokratie — dieſe Streitſache läßt ſich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfaſſer erklärt ſich mit Beſtimmtheit gegen die Adels-Ariſtokratie, vertheidigt mit Wärme die Geiſtes-Ariſtokratie, und mit Hitze die Beamten-Ariſtokratie. Dreifach iſt ſeine Schuld. Die Geburts-Ariſtokraten ſind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfaſſungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegentheile, ſie befördern dieſelben. Denn in ihrer großen Noth begehen ſie täglich den Fehler, ſich mit Geiſtes-Ariſtokraten aus dem Bürgerſtande zu verbinden. Dieſe aber wohl einſehend, daß man ſie, wenn die Gefahr vorüber iſt, wieder zum Teufel jagen wird, ſuchen dieſe Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen

Regierungen, die ſich bei ihrer oberſten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meiſten Fehler begehen, und daß alle ihre Maßregeln, ſtatt die Unruhe ihres Volkes zu beſchwichtigen, ſie nur noch wilder machen. Eine Herrſchaft der Geiſtes-Ariſtokratie, welcher der Verfaſſer das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichſte von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verſtand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tauſend Menſchen unangenehm, aber Millionen ſehr willkommen iſt. Doch die Geiſtesariſtokraten, wenn ſie zur Herrſchaft kämen, würden uns zwingen, klug zu ſeyn, und auf ihre Art klug zu ſeyn — wäre das zum aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philoſophen auf dem Throne! Die Menſchheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Miſchung von Dummheit, wie die Luft eines Beiſatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menſchheit iſt um der Menſchen willen da. Den Individualitäten die möglichſt größte Freiheit der Entwicklung zu verſchaffen, ohne daß ſie ſich wechſelſeitig hindern — das iſt die Beſtimmung der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich bin die Welt, kann jeder Menſch, und mit größerem Rechte ſagen, als Ludwig **XIV**. ſein **l'Etat c'est moi** geſagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landſtraße, man muß Feldwege öffnen. Beſtaubt, geſtoßen, gequetſcht, ſteigen wir arme Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlaſſen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu *viel regiert* — hier iſt das Uebel. Der Verfaſſer des Artikels *Ariſtokratismus* ſah dieſes ſo wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Geſellſchaft leidet, aus einer Aſthenie der Regierungen erklärte, da ſie doch offenbar in einer Hyperſthenie derſelben ihren Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterſchied: Monarchien, Ariſtokratien, und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfaſſer ſagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geiſtigen die Herrſchaft über dem Materiellen verſchafft werde, ſo muß auch eine jede ihrem innerſten Weſen nach ariſtokratiſch ſeyn.“ *Erſtens* hat die Menſchheit keine andere Beſtimmung, als ſich ihres Daſeyns zu erfreuen. *Zweitens* ſoll das Geiſtige nicht herrſchen über das Materielle, ſondern ſich mit ihm verſchwiſtern. Was heißt Geiſt, was Materie? Das ſind lauter fixe Ideen. *Drittens*, die Beſtimmung der Menſchheit ſey, welche ſie wolle, es iſt nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menſchheit ihrer Beſtimmung zuzuführen. Die Regierung iſt nur etwas Negatives, ſie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, ſondern daſſelbe nur vom falſchen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung iſt alſo ihrem Weſen nach *demokratiſch*. Ferner heißt es: „Es iſt einer der größten und gefährlichſten Irrthümer unſrer Zeit, daß die Staatsregierung dienend ſey und den

Geſammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtſchnur nehmen müſſe, wie ſelbſt Zachariä behauptet.“ Zachariä hat Recht und der Verfaſſer hat Unrecht. Der Geſammtwille des Volkes iſt der Fürſt von Rechtswegen, jede andere Regierung iſt nur eine factiſche. Und wenn Sokraten und Platone den Scepter führten, ſie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger ſo denken und handeln ſollen, wie ſie, denn verſchieden ſind die angebornen Neigungen und Gaben der Menſchen, und dieſe Verſchiedenheiten aufheben wollen, das iſt die Tyrannei, der ſich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., ſchuldig gemacht. Leben und leben laſſen — in dieſem Grundſatze können Moral, Politik und Egoismus ſehr friedlich neben einander beſtehen. Uebrigens ſoll man nicht von Irrthümern der Zeit ſprechen; die Zeit irrt nie, und ſie weiß immer am beſten, was ihr gut iſt. Nur muß man gehörig erforſchen, ob es auch wirklich die Zeit iſt, welche wünſcht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menſchen in einem Staate. Das iſt der lächerliche Eigendünkel der Geiſtesariſtokraten, daß ſie glauben, das Volk ſey dumm und müſſe wie das Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verſtand, nur beſteht ſein Geiſtesreichthum nicht wie der unſere in geprägter Münze, ſondern im Grundbeſitze, der jenem vorzuziehen iſt, denn er iſt dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom Miniſter bis zum Pedell herab, iſt, daß das Regieren ein großes Geheimniß ſey, welches dem Volke zu ſeinem Beſten verſchwiegen werden müſſe. Thorheit! Die Lehre des alleinigen Gottes iſt jetzt durch alle Klaſſen verbreitet, und die bürgerliche Geſellſchaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtauſende lang haben ägyptiſche, indiſche, griechiſche und römiſche Prieſter gemeint, die Ruhe und das Glück der Menſchheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu laſſen. Die Herrſchſucht verkleidet ſich in tauſend Geſtalten, es ſind aber immer die nämlichen Augen, die durch verſchiedene Masken ſehen. Es iſt hohe Zeit, daß die Faſtnacht endige und daß wir zur Beſinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris. 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Luſt zu überſchreiben, aber ein ſolcher Ausdruck darf erſt nach ſeiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verſchwor ſich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Bruſt. Auf dem Wege zum Richtplatze ſagte er zum Volke, welches, es lebe der Kaiſer, ſchrie: „ja, laßt nur euren Kaiſer leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder ſetzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit ſeiner Verſchwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy, und wie die Andern alle hießen, auch von Rechtswegen erſchoſſen. Ihr Tod war nicht des Schuſſes Pulver werth. Zwölf Monate ſpäter wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgeſängen herumgetragen;

— **Moutarde après diner!** Die Verſchwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, ſie ſitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem **cordon sanitaire** der Hals zugeſchnürt von Rechtswegen. Deren gute Freunde haben ſich die Rache vorausgenommen, und die Offiziere der königlichen Leibwache, die ſich am 7. Juni gegen die Cortes verſchworen, von Rechtswegen erſchießen laſſen. Jetzt ſammeln gute Royaliſten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue.... Vielleicht findet man, daß ich zu ſcherzhaft von ſolchen fürchterlichen Dingen ſpreche: aber unſere jetzige Welt iſt zu erhaben, um nicht lächerlich zu ſeyn. Und dann fordere ich Jeden, ſogar jeden Deutſchen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphyſik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich ſchreibe in Paris) in den erſten drei Tagen pragmatiſch, ja ſogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorſichtig iſt... Seit dreißig Jahren mußten ſo viele tauſend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernſthaften Grimaſſen, mit denen man dabei zu Werke geht. Iſt der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwiſchen Nova-Zembla und Liſſabon von Hütte zu Hütte, von Palaſt zu Palaſt: jeder Bettler, jeder Fürſt wird euch ſagen: ja, der Raubmord iſt ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen ſey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen.

Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — ſo werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menſchen verſchiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen ſey, was *vollendet*, mit einer Lorbeerkrone, *verſucht*, mit einer Dornenkrone, vergolten wird. Aber das iſt außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Geſtern haben ſie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verſchwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird ſie rächen; denn was dieſſeits der Pyrenäen Laſter, wird jenſeits Tugend genannt. Hier wie dort rufen die ſchnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler leſen den Schlachtopfern ihrer Selbſtſucht oder ihrer Dummheit das Todesurtheil mit *gerührter* Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit! ſeufzen die ſpaniſchen Conſtitutionellen, und nach wenigen Wochen kann ſich zeigen, daß die Nothwendigkeit ſo nothwendig nicht geweſen. *Traurige Nothwendigkeit* — rufen die franzöſiſchen Royaliſten. Dieſe letztern haben gewiß Recht. Dieſe beſcheidenen Menſchen verlangen kein Morgen-, ſie wollen nur die Ueberreſte des Mittageſſens am Abende verzehren, und dann ſich ſchlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menſchheit nur noch Einer übrig bleibt, dann habt ihr beide euern Willen: die abſoluteſte Monarchie und die reinſte Republik — einen König ohne Geſetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenſtand gründlich beſprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen.

IV.

Coopers Romane.

Es ſind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannsſohn Wilhelm Meiſter mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an ſein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals ſo hoffnungsfroh, die Deutſchen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was ſind unſere Hoffnungen, was iſt aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meiſter aus den Lilienhänden der ſchönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geſchrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerſtäuben. Wenn Göthe's Grundſatz wahr iſt: der Held eines Romanes müſſe ſich ſehr leidend verhalten, müſſe ſich Alles gefallen laſſen und dürfe nicht muckſen — warum haben wir keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanenhelden ſind? Wir haben keine, *weil* der Grundſatz wahr iſt. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müſſen gehen, daß uns etwas begegne.

Wir einregiſtrirten Menſchen aber, wir Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Edelgebornen und dienſtgebornen Menſchen, welchen das Herz klopft, ſo oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unſerem Gefach-Leben, verlaſſen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unſerer Eltern geſtanden, und Stände und Zünfte ſind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und ſie ſind unkünſtleriſchen Stoffes. Weil wir unſeren Lebenskreis nicht überſchreiten, erfahren wir auch nicht, was ſich innerhalb des Kreiſes begibt; denn man muß Andere kennen lernen, ſich ſelbſt zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zuſammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber ſie ſind noch zu neu, dieſe Poſtmuſen ſind noch zu jung, und immer noch iſt zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane ſchreiben werden, als die ehrlichen Deutſchen. Wir haben keine Geſchichte, kein Klima, keine Volksgeſelligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu ſagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und ſey es noch ſo klein, bringen wir in die Weltgeſchichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiſer Auguſtus der Schelm ſagte, als er einſt bei

Tiſche zwiſchen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüſtigen Virgil geſeſſen: da ſitze ich zwiſchen Thränen und Seufzern. Ganz ſo kaiſerlich ſpeiſen wir auch, ſo oft wir Deutſche Romane leſen. Rothe Augen, kurzer Athem und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatiſcher Seelen! Der Tod ſo weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menſchen. Ernſthaftigkeit ohne Ernſt, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Fauſt-Wehen, die Künſtler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anſtalten, welche Zurüſtungen, es herauszuſtellen, daß ein ſchlapper Wilhelm nicht bei Troſte geweſen! Und eine Männerwelt ſitzt kindiſch auf niedriger Schulbank, und buchſtabirt jedes Wort ihres Meiſters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutſcher Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handſchriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzoſe oder Engländer. Wie ſollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geſchichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und iſt er es geworden, was hat er zu denken? Er iſt unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts iſt ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend iſt ein Verbrechen, und das Alter ein Verdienſt. Kein anderer Jubel als Dienſtjubel. Sind ſie recht alt, mager und zähe geworden, dann ſpickt man ſie mit Nadeln für das Nachteſſen der Würmer und umflechtet ſie mit der Peterſilie deutſch-vaterländiſchen Ruhms. Adelige Dichter ſind herablaſſend, und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeiſter; die Glocken läuten, die Thürmer blaſen, die Gaſſenbuben jubeln, im Deckelglaſe grinſt ſauerer Wein, die Aemter ſind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Bruſt, weint Freudenthränen, und ſtirbt am Wonne-Schlag. Pfui! lieber eine alte Maus ſeyn, als ſolch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt ſo wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeiſchaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es iſt Nichts kindiſcher als Vaterlandsliebe. Die ganze Menſchheit iſt ein Volk, die ganze Erde iſt ein Land; Gaben, Müben und Genüſſe ſind vertheilt — die Engländer ſchreiben Romane, und wir leſen ſie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger ſeyn als die, und immer noch viel. Daß aber ſelbſt die Amerikaner es uns zuvorgethan, ſo ein junges Volk, das kaum die ſchwäbiſche Reife erlangt, das beſchämt, das entmuthigt. Waſhington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künſtler, wie Walter Scott es iſt, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er ſpringt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunſt des Himmels noch der Menſchen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten auf verdienten Lohn: die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber iſt Cooper nicht. Manche Deutſche kommen ihm gleich an Kunſtfertigkeit: er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner iſt — verſteht Ihr? daß er ein Amerikaner iſt. Das haben auch die deutſchen Ueberſetzer ſeiner Romane gefühlt, und ſie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgeſetzt. Es iſt ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten ſie geſchrieben: „Seine Excellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper“ — man hätte es gern geleſen, und haßte man auch noch ſo ſehr die Titel. Ein Freiherr iſt er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der Erſtere ſteht ſo weit über dem Andern in ſittlicher Beziehung, als er in künſtleriſcher unter ihm ſteht. Scott iſt ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künſtler, lieben das Gewordene, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meiſel ſtill hält: ſie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Beſtehenden. Darum haſſen ſie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerſtrebende, denn ſie haſſen den Kampf; darum haſſen ſie die Freiheit. Man ſage nicht, Walter Scott wäre unparteiiſch. Er iſt es freilich, ſo bald er einmal den Gegenſtand der Darſtellung gewählt; ihm liebe Verhältniſſe und Menſchen verſchönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er iſt parteiiſch in der Wahl der Gegenſtände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit. Cooper aber — iſt ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln friſche, jungfräuliche Menſchen, friſch und jungfräulich wie ihre Natur es iſt. Sie haben ihre Schwächen und Laſter, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden ſind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenſchwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältniſſe ſind klar und heiter, nicht als athmeten ſie im Roſenſchimmer unvergänglicher Freuden; ſie kennen den Schmerz wie wir; aber Luſt und Trauer, Licht und Finſterniß ſind geſchieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu, wie in unſern Romanen. Darum werden dem Leſer geſunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morſchen Thränenfiſteln ſickern. Dort ſind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten ſich froh bewußt; denn ihre Pflichten ſind auch ihre Rechte. Das Geſetz des Bürgers und des Staates iſt dort blank, ſtark geprägt und ſcharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beſchmutzt von den Händen beſtochener Richter, nicht vergriffen und beſchnitten von den tauſend Fingern der hundert Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verſtändige Leſer ſchon alles von ſelbſt herausfinden, und iſt er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825.

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenſchaft gebe, und man fragte ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes ſey? — würde er berichten, was ihm ſeine Augen erzählt. Er würde ſagen, die feindlichen Heere ſuchten ſich wechſelſeitig aufzureiben, oder ſich einzuſchließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck ſey, jenen Hügel zu erſtürmen, dieſes Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu beſetzen, dieſe Feſtung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er geſehen, hätte Nichts falſch geſehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret: denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechſelt. In einer ähnlichen, doch in einer weit ſchlimmern Lage befindet ſich derjenige, der die Meinungskämpfe unſerer Zeit betrachtet. Hier vereinigt ſich Alles, ihn zu täuſchen und irre zu führen. Die Leidenſchaftlichen in ihrer Haſt wiſſen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wiſſen nicht zu handeln. Die Einen täuſchen ſich über das, was ſie wollen, die Andern ſich über das, was ſie können. Die, welche die Macht beſitzen, rechten, und die, welche das Recht beſitzen, kämpfen; es iſt als ſtritte Jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für ſchwach gehalten, weil ſie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil ſie ihre Kraft verbrauchen und man nicht wahrnimmt, daß ſie das Kapital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anſtrengung ihre Schwäche ſteigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geſchlagenen tönt wie Siegsgeſchrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Beſiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So iſt Alles verwirrt und verwirrend und erſt der Friede wird uns belehren über das, was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwiſt auch entſproſſen ſeyn mag, der die bürgerliche Geſellſchaft des europäiſchen Feſtlandes theilt: es ſey Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenſchaft — es muß eine höchſte Leidenſchaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen und eine höchſte Vernunft, in der alle guten Geſinnungen ſich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft ſey, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es iſt eine

Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft gibt. Was für vernünftig zu halten, wird erſt unterſucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an ſein Recht, ſo lange er in friedlichem Genuſſe, wie Keiner an ſeine Geſundheit, ſo lange ſie ungeſtört iſt. Der Spruch des Richters folgt dem Widerſpruche der Parteien und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen ſagen: es werde geſtritten für oder gegen die Unbeſchränktheit der Herrſchaft. Aber wenn es dieſes wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeſchickt erklären. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß Regierungen mit der Ariſtokratie und der Geiſtlichkeit, mit Körperſchaften gemeinſchaftliche Sache machen, die, jede für ſich, die Alleinherrſchaft an ſich zu ziehen, und wo ſie dieſes nicht vermögen, ſie wenigſtens zu theilen ſuchen. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß die Feinde unbeſchränkter Regierungen gegen Ariſtokratie und Geiſtlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinſchaftlichen Feind, den Miniſterialismus ſchwächen zu helfen. Man hört die Andern ſagen, es ſtreite ſich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrſchſucht noch der Freiheitsliebe Bürgſchaft. Frankreich unter ſeiner jetzigen monarchiſchen Verfaſſung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genoſſen und die Regierenden in einigen ſchweizeriſchen Freiſtaaten haben größere Gewalt, als ein König von England ſie hat. Kann nun die Herrſchaft in Freiſtaaten, die

Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, ſo kann es die Regierungsform nicht ſeyn, die der Gegenſtand des Kampfes iſt. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit, und ſie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit beſtehen, und nur dieſe beglückt. Die Franzoſen genoſſen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der franzöſiſchen Revolution, das jetzt noch forttönt: Die Herrſchaft der Menſchen ſolle aufhören, die Herrſchaft der Geſetze ſolle ſeyn. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Geſetze, wo die Menſchen herrſchten? Nicht einmal früher war eine ſolche Klage mit Recht zu führen. Die **Lettres de Cachet** waren geſetzlich von dem eingeführt, von dem damals alle Geſetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer geſetzlich gehangen. Was gewinnen ſie dabei? Iſt es oft nicht wünſchenswerther, der Willkühr eines Tyrannen preisgegeben zu ſeyn, der doch als Menſch zu erweichen iſt, als in die Gewalt unerbittlicher Geſetze zu fallen? Endlich iſt es die Volksſouveränität, von der man ſagt, ſie ſey hier behauptet, dort beſtritten, der Gegenſtand des bürgerlichen Zwiſtes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſeyn, iſt es beſſer, ſie iſt in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, beſſer, ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechſele. Nähme das ganze Volk an der

Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigener Tyrann ſeyn und es iſt es oft geweſen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenſchaften und alle guten Wünſche entſproſſen, die ſich ſeit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle ſeyn, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entſpringt. Wir wollen dieſe aufſuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie iſt nicht zu entdecken, ſie iſt nur wieder zu finden; ſchon Montesquieu hat ſie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in ſeiner Zeit noch nicht wie in ſpäterer zum breiten, Alles verheerenden Strome fortgewachſen, nicht von gleicher Bedeutung erſcheinen, als ſie uns erſcheint, und eine Wahrheit, welche erſt durch die Reibungen unſerer Zeit durchſichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie ſchüchtern gedacht, ſo nur leiſe ausgeſprochen, in dem kurzen Satze: **il ne faut pas trop régner**. Aber dieſe ſechs Worte löſen alle Räthſel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeſchränkt oder beſchränkt ſeyn müſſe: ob ſie den Händen eines Einzigen oder Vieler anvertraut werde, ob ſie beharren oder wechſeln ſolle, nicht, ob die Geſetzgebung von dem Fürſten oder von dem Volke oder von deſſen Stellvertretern ausgehe: nicht, ob die freie Willkür der Herrſcher oder das Geſetz ſolle walten; nicht, ob Gleichheit oder Vorrecht ſolle ſeyn: nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu ſuchen — ſondern das iſt die Frage: iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Urſprüngliche, iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Bedingende anzuſehen? Iſt der Menſch frei geboren und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck oder der Menſch in ihm?

Als Ludwig **XIV**. ſagte: **L'état c'est moi!** war nicht ſein größter und gefährlichſter Wahn, daß er ſich für den Staat angeſehen — es war ſein größter und gefährlichſter, daß er den Staat für das Höchſte angeſehen. Aber dieſen Wahn theilte der König mit ſeinen Unterthanen, ſeine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, ſie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte und die Meiſten unſerer Zeitgenoſſen theilen ihn noch. Der Staat iſt das Bett des Prokruſtes, worin man den Menſchen ausreckt oder verſtümmelt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menſchlichkeit, iſt ihr Sarg geworden. Der Staat iſt zugleich Gott und Prieſter, und für den Gott werden ſcheinheilig alle

Opfer gefordert, nach welchen dem Prieſter gelüſtet. Dieſer Aberglaube erbt ſich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die ſpartaniſche Verfaſſung lieben. Doch würde den Beſſerwiſſenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgeprieſene Sparta geweſen, oder unter der vermaledeiten Herrſchaft des alten Venedigs — ſie bedächten ſich gar nicht. In Venedig war wenigſtens der halbe Menſch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja, ſie wurde von der Regierung kuppleriſch begünſtigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie ſie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinſchaftlichen Magen, wie ſie Herz und Geiſt gemeinſchaftlich beſaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat ſchlief, ſchnarchten alle Bürger. Und das preiſt man? War Lykurg beſſer als Robespierre? Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen, Lykurg die Menſchlichkeit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der Republikaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Beſſeres gethan. Beide kämpfen für die

Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde: beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebe, ſey es das Volk, ſey es der Fürſt.

Es braucht nicht unterſucht zu werden, was die Menſchen gewollt, als ſie in bürgerliche Geſellſchaften zuſammentraten: ſie haben es nicht gewollt, ſie haben es ohne Bedacht gethan, ſie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der ſittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterſcheiden: die Ueberzeugung folgt erſt auf die That. Es iſt zu unterſuchen, was die Natur gewollt, als ſie die Menſchen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Geſellſchaft ihren Theilnehmern oder ſollten dieſe jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder ſollte der Körper die Glieder tragen? Man iſt hier im Wahne, wie man ſich immer getäuſcht, indem man glaubte, die Natur ſorge nur für die Gattung, die Einzelweſen dem Triebe ihrer Selbſterhaltung überlaſſend. Die Sorge der Natur für die Gattung iſt nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung iſt die unendliche Reihe der endlichen Weſen: die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen. Es iſt der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menſchen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß ſie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger ſich aller erfreue und alle genieße.

Aber des Menſchen Thaten überdauern ſeine Thätigkeit; der Menſch ſtirbt, ehe alle ſeine Früchte gereift und ehe er alle ſeine Erzeugniſſe genoſſen. Daß die Hinterlaſſenſchaft nicht ungebraucht verderbe, beerbt der Ueberlebende den Todten. Er ſpinnt den Faden fort, der dem Geſtorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunſch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieſes fortdauernde Stellvertreten, dieſe Erblichkeit aller menſchlichen Kräfte und Erzeugniſſe iſt es, was wir Menſchheit nennen. Aber wie im Raume nur das Beſtehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr iſt, ſo bleibt der Menſch, welcher *iſt*, alleiniger Zweck der Natur, und die Menſchheit, welche nur *war* oder *wird*, iſt ihr blos Mittel. Daß ferner *alle* Kräfte *aller* Menſchen zur Entwicklung kommen, daß keine Kraft durch verſchwenderiſchen Gebrauch ſich ſelbſt verzehre, keine die andere verſchlinge, daß kein Menſch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menſchen beſchränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechſelverhältniſſe der Menſchen unter ſich mußten geordnet werden. Dieſes wurde erreicht durch bürgerliche Geſetze und dieſen geſetzlichen Zuſtand nennt man den Staat. Auf welche Weiſe der Staat jede einzelne menſchliche Natur beſchränkt, iſt bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrſchaft iſt man gewohnt auf Treu und

Glauben anzunehmen: nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweiſe durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Geſetze ſind es alſo, welcher ſich der Genius der Menſchen bedient, ſeine Schützlinge zur höchſten Vollkommenheit zu bringen: denn die Freiheit wird nur beſchränkt, daß ſich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menſchheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein ſolches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für ſeine einſtige Entbehrlichkeit Bürgſchaft leiſtet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für ſeine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Geſetze müſſen fähig ſeyn, ſich überflüſſig zu machen oder ſie ſind es immer geweſen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weiſe können die Geſetze überflüſſig werden, da ja die Freiheit immer wird beſchränkt ſeyn müſſen? Dieſes wird dadurch möglich, daß die Geſetze den Bürger zur *Geſetzlichkeit* erziehen; daß ſie ihm ſchöpferiſch einbilden, was ſie ihm früher nur künſtlich angebildet; daß ſie ihn lehren, ſeiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und ſeinen Willen zu beſchränken, wie er vorher nur ſeine That beſchränkt. Je näher die Bürger dieſem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Geſetze müſſen an Macht verlieren, was die Geſetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierungen ...... doch wir vernehmen Waffengetöſe! Wir ſind auf dem Schlachtfelde unſerer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geſchrei der

Kämpfenden, gegen das ſtille Wort friedlicher Unterſuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit ſeinem düſtern Blicke, der Blödſinn mit ſeinen verbundenen Augen, die Herrſchſucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müſſen wir leiſen Ganges gehen, müſſen ausweichen, über Abgründe ſpringen; müſſen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäcke guter Gründe zurücklaſſen, damit wir nur ſo ſchnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müſſen wir nur froh ſeyn, wenn einige Verſtändige unſere Unverſtändlichkeit verſtehen.

— — Die Völker könnten Doktoren ſeyn und ſie ſitzen noch immer in der Klaſſe der Quartaner. Doch iſt es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundſchaft, nachdem dieſe rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuſchreiben. Die Völker dulden ſie gerne, ja, ſie haben ſie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menſchen. Wir haben alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, ſtürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und ſichere Häuslichkeit. Aber ſind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, iſt die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur Einem mundet und die die Selbſtſucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren

Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So ſind die Völker auch! Nachdem ſie die Bande ſtrengen Gehorſams abgeworfen, nachdem ſie das freie Leben verſucht, nachdem ſie in die Breite gewachſen, ſind ſie üppig, ſchlaff und faul geworden, und ſind früher in die Haft zurückgekehrt, als ſie ſie einſt verließen. Doch ſo ſoll es nicht ſeyn! Der Menſch ſoll lernen ſeine Kraft gebrauchen, er ſoll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Geſetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir ſchlafen, ſchlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Miſſethäter eingeſchüchtert. Zum Stehlen findet ſich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute faſt verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Läſterers zurückzuweiſen oder den Arm aufzuheben, um eine lüſterne Katze von ihrer Schüſſel wegzujagen. Selbſthülfe iſt verboten — ſie klagen.

— Gleich thöricht und ungerecht iſt der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert? Nur Freiheiten wurden verlangt und nur dieſe wurden bewilligt oder verſagt. Kein Volk in Europa iſt frei. Selbſt in der engliſchen Staatsverfaſſung wird nicht, wie es ſollte ſeyn, die Freiheit von der Herrſchaft, ſondern die Herrſchaft wird von der Freiheit beſchränkt; der Herrſchaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das brittiſche

Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber ſind die gültigſten Beweiſe für die Herrſchaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten ſprechen und ſieht ſie das Wort Freiheit ängſtlich meiden. Sie ſpricht von freien Inſtitutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt und doch iſt nur die Herrſchaft eine!

— Am traurigſten iſt, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beſchimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preiſen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten ſeyn, jede Zeit war gut. Alles war gut zu ſeiner Zeit; kein Uebel war urſprünglich ein ſolches, es iſt nur immer eins geworden. Die verſchiedenen Neigungen wären leicht zu verſchmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anſpruch, den das Mögliche macht, und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Geſellſchaften ſind entſtanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Geſellſchaften ſich bilden ſehen. Sie haben das alle mit einander gemein, daß ſie ſich kämpfend gebildet, daß ſie alle bei ihrer Entſtehung Hinderniſſe zu beſiegen fanden, welche ihnen die Verhältniſſe oder die Menſchen entgegengeſtellt. Die Zünfte und Innungen haben ſich im Widerſtreite der Landbeſitzer gebildet; der Adel, als urſprünglich der Beſitzer des Geiſtes, der Tugend, des Reichthums, bildete ſich im Kampfe gegen den Unverſtand, gegen niedrige Geſinnung und gegen die

Unbegüterten. Die chriſtliche Kirche, als Gemeinde, bildete ſich im Kampfe gegen das Heidenthum und die Regierung endlich, als die Beſchützerin des Rechts, war im Widerſtreite der Gewaltthätigkeit, der Habſucht und der andern Leidenſchaften der Menſchen entſtanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geiſt, Tugend und Reichthum ſind durch alle Stände verbreitet und die Ariſtokratie dauert fort! Aber das Heidenthum iſt beſiegt und die Geiſtlichkeit beſteht noch immer als geſchloſſene Körperſchaft! Aber die Menſchen ſind rechtlicher Geſinnung, ſie ſind zur Geſetzlichkeit erzogen und das ſtrenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäiſchen Regierungen ſind in ihrem alten Kriegszuſtande geblieben, und handeln, als belagerten ſie oder als wären ſie belagert. Will man es ſich anſchaulich machen, wie die Staaten in Europa beſchaffen, ſo betrachte man die Städte, die älter als hundert Jahre ſind. Die Häuſer ſind regellos untereinander geſtellt. Das eine Haus iſt ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine ſteht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen ſind krumm, winklig, ſo eng, daß man ſich nicht ausweichen, oder ſo breit, daß man ſich nicht begegnen kann; ſie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter ſich; ſie ſind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinſtrömt, ſtehen in Winkeln, Märkte werden in ſchmalen Gaſſen gehalten und was verſteckt ſeyn ſollte, ſteht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen und ſchwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinſtern, faule Waſſergräben verpeſten ſie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverſtand, was ſonſt Häuſer und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und ſchönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt: aber wie iſt den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuſer und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug beſitzt, die Hauseigenthümer zu entſchädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen iſt höchſtes Geſetz. In dieſer Beziehung iſt die Entſchädigung der Emigranten in Frankreich, wie ſie auch immer von den Liberalen beſtritten worden iſt, aus welchen unedeln Gründen auch ſie von den Ariſtokraten mag gefordert worden ſeyn — ſie iſt immer ein großer und herrlicher Fortſchritt, den die Menſchheit und die Staatskunſt gemacht. Kann aber die Verbeſſerung nicht auf einmal geſchehen, ſo führe man ſie nach und nach ein. Iſt ein Haus eingefallen, iſt es abgebrannt oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, ſo befolge man bei dem Wiederaufbau die neue beſſere Ordnung. So werden endlich die Straßen, ſo werden endlich die Städte verſchönert. Doch wie, wenn Brandſtifter aus wahnſinniger Neuerungsſucht, oder Verbeſſerungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuſer angezündet — ſoll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man beſtrafe die Brandſtifter und thue, was ſie gewollt. Thut man es aber nicht, weil ſie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unſchuldigen beſtraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts thut, iſt nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung, die Rückſchritte macht, iſt immer ohne Nachſicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgeſprochenen Grundſätze auf das Werk an, das unſere Betrachtungen hervorgerufen, ſo müſſen wir das Urtheil fällen, daß deſſen Verfaſſer weder den Urſprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht ſo weit zurückgehen und darüber dürfen wir mit keinem Franzoſen rechten. Als ſolcher ſteht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat ſein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweiſen. Er ſagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.“ Das iſt wahr und ſchrecklich, daß es wahr iſt. Der Verfaſſer läßt ferner einen Liberalen ſagen: „. . . tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.“ Das iſt ſehr naiv! Freilich, wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte

Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meiſten Franzoſen liberaler Geſinnung ſind, würde es wohl etwas beſſer werden, wenn Männer dieſes Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, geſtört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieſer oder jener Hand ſich befinde: die Macht ſelbſt muß vermindert werden, in welcher Hand ſie ſich auch befinde. Aber noch kein Herrſcher hat ſich die Macht, die er beſaß, und wenn er ſie auch noch ſo edel gebrauchte, freiwillig ſchwächen laſſen. Die Herrſchaft kann nur beſchränkt werden, wenn ſie *herrenlos* — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieſer Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Geſicht nicht abwenden, weil ſie ſo traurig iſt. Wir müſſen als Männer der Gefahr feſt in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Meſſer des Wundarztes. *Freiheit geht nur aus Anarchie hervor* — das iſt unſere Meinung, ſo haben wir die Lehren der Geſchichte verſtanden. Möge jeder Andere ſeine andere Meinung ſagen. Doch wir alle, ſo gut wir auch geſinnt, ſo klar auch unſer Blick ſeyn möge: wir müſſen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben, und müſſen uns die Empfänglichkeit für jede beſſere Belehrung bewahren, dieſe mag von Menſchen oder von der Geſchichte kommen. Mit einer guten Geſinnung erhebt man ſich leicht über den Schmuz der Erde; doch über die täuſchende Atmoſphäre, die alles irdiſche Daſeyn umgibt — auch mit der beſten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w.

von

Sigismund Stille.

Hamburg, 1820. Bei Perthes und Beſſer.

Unſere Landsleute wandern jetzt viel: ein Beweis mehr, daß ſie die Lehrjahre überſchritten haben. Und verſchmäht ja nicht einen Beweis mehr: denn für die Ränkevollen, die euch das beſte Recht abſtreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutſchen Geſellen gehen fröhlich ihren Weg, mit beſſerer Kundſchaft als Baarſchaft verſehen. Doch haben ſie immer Ehre im Leibe: ſie fechten nie, vielmehr werden ſie angefochten von jeder kritiſchen Polizei, der ſie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher,“ ſagt die kritiſche Ober-Vormünderin, „enthalten eure Perſonal Beſchreibungen ſehr genau, und ſie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüſten ſollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch ſteht darin, wo und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegeſſen, getrunken, geſchlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiſet, iſt wenig zu leſen. Man vergleiche damit die Reiſen der Engländer und Franzoſen." Die kritiſche Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn iſt, anderer Meinung zu ſeyn, als eine durchlauchtige **Princesse du sang**. Die Engländer, ehe ſie ins bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, ſtatt gleich uns ſich examiniren zu laſſen, ob ſie zu irgend einem Frohndienſte auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg ſpringen ſie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft ſchon vor dem dreißigſten Jahre Calcutta geſehen. Da lernen ſie nun wohl unterſcheiden, was die verſchiedenen Länder und Städte Gemeinſchaftliches, und was ſie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reiſebeſchreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reiſen erſt, wenn wir unſer Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den erſten Jahren nach unſern beſten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unſerer Jugend nie weiter waren, als bis Eppſtein und Wilhelmsbad, ſind wir eine halbe Stunde drüber hinaus ſchon ſehr erſtaunt, ſtehen vor jedem neu angeſtrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verblüfft ſtill, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baſchkiren mit Pfeil und Bogen, unſere Päſſe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich iſt doch Gottes Welt, wie mannigfaltig ſind die Sitten und Gebräuche der Menſchen, und bei uns zu Hauſe in den deutſchen Bundesſtaaten iſt doch Alles anders! Sind wir nach zehn Tagen heimgekehrt, und die reiſetrunkene Gattin iſt mit Kopfſchmerzen aus ihrem Rauſche erwacht, packt ſie den Koffer aus, überzählt die zuſammengekommenen Stücke ſchwarze Wäſche, und das daraus entſpringende Waſchgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthſchaftſumme. Was bleibt uns dann übrig als unſere Reiſe zu beſchreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beſchreiben, als unſere Verwunderung, d. h. uns ſelbſt?

Aber dieſe Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reiſe nicht. Das iſt ein gutes Buch, um ſo beſſer, da es klein, oder wahrer: um ſo kleiner, da es gut iſt. Der Verfaſſer iſt ein Schulrector, oder will dafür gehalten ſeyn — gleichviel: er iſt ein gemüthlicher und verſtändiger Mann. Seine Gefühle ſind ſchön, ſeine Gedanken kräftig, und ſeine Schreibart beides zugleich. Er reiſt, um ſich von ſeiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondriſten haben als Reiſebeſchreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, deſſen ſich andere Menſchen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergeneſung. Da nun ihre Reiſen ſtets mit einer ſolchen glücklichen Zeit zuſammen fallen (denn ſie führen ſie herbei), ſo ſind ſie, wie alle Wiedergeneſenen offenen Geiſtes und Herzens.

empfänglich für alles Schöne und Gute, und ſie trinken, was ihnen Natur, Kunſt und Menſch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille ſcheint ein Fünfziger zu ſeyn, und hätte ſich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn ſo lange Jahre an ſeinem Schreibtiſche umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, ſich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante ſo aufmerkſam, zu ſterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will ſich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreiſt er das Legat. Es iſt doch gar zu kläglich! In Deutſchland gibt es wenigſtens zehntauſend hypochondriſche Beamte und Gelehrte, die krank geworden ſind, weil ſie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen gibt es wenigſtens eben ſo viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn dieſe Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, ſo gäbe das zwanzigtauſend glückliche Menſchen. Aber es geſchieht nicht, die Welt iſt gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenoſſen.

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von ſolcher Gediegenheit hat das deutſche Bücherweſen nicht vorzuweiſen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Friſche gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeſchreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältniſſe zu der Bedeutung der dargeſtellten Männer ſteht, ſo daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, ſie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenoſſen die Einheit der Haltung und das Auffaſſen des rein geſchichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Geſichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieſer Schrift, von deren Herausgeber ſelbſt vorgeſchrieben iſt, nicht ſelten vermißt wird — wären dieſes Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menſchen ſpricht ſich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geiſtiges ſpiegelt ſich allein in der Geſinnung ab, welche ſie von ſich und ihren Thaten den Zeitgenoſſen oder

Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeſchreibung iſt ein doppeltes Gemälde: das des Malers und des Bildes. Bei Zeitgenoſſen zumal, deren Geſchichte in das Daſeyn der Mitlebenden eingreift, iſt ein reines Auffaſſen ihrer Natur, das von dem Einfluſſe der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, faſt unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieſer Schrift bekannt ſind, werden es einſehen, denn ſie müſſen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeſchreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenoſſen bald durch kühle, berechnete Kunſt, bald mit unbewußter leidenſchaftlicher Wärme, der Anſicht des Leſers eine beſtimmte Richtung hat gegeben werden ſollen. Dieſes wird beſonders ſichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geſchah, das Leben eines Zeitgenoſſen von verſchiedenen Erzählern wiederholt dargeſtellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebniſſen der Anſichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menſchen nicht blos durch ſein äußeres geſchichtliches Wirken, ſondern auch durch die Anſchauung des Beobachters ſeinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft iſt eines der vorzüglichſten unter den bisher erſchienenen, und die Darſtellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenſtände nie zurück. Die ſchöne Reihe der Zeitgenoſſen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geſchäften, muthig in Gefahren, betriebſam in Unternehmungen, im Ausführen ſchnell, bedächtig im Rathe — ſo war Albini, eines Deutſchen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerſt gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre ſpäter, Deutſchland ſeine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geſchlecht, wie ſchon jetzt die Einrichtung ſelbſt, ſo damals deren Urheber vergeſſen. Durch ſechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menſchen, und der Menſch ſtarb am Höfling. Wie bedaurungswürdig, daß ſelbſt ein ſolcher Mann die Geringſchätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringſchätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung ſeines Gehaltes, die Geſchäftsloſigkeit, der man ihn hingab, untergrub ſeine Geſundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, ſo oft eine bürgerliche Geſellſchaft ſich umgeſtaltet, als Opfer ſchwachſinniger und von kindiſchen Trieben beherrſchter Kleinbürger fallen, weil ſie, muthige und ſtarke Männer, die auch in einer ſchlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angeſehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menſchen ſolcher Art werden zum Uebergange aus einer ſchlechten Vergangenheit in eine beſſere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie dieſe, dabei mit Füßen getreten. Das Bild iſt hart, aber das Vorbild iſt noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneiſenau. „Bis zum ſechs und vierzigſten Jahre ſeines Alters war Gneiſenau Hauptmann in der preußiſchen Armee.“ So beginnt dieſe Lebensbeſchreibung: man könnte die neue Geſchichte der Deutſchen damit beginnen: in dieſen Worten läge ihre Quelle.

In der Darſtellung des genannten Helden liegt eine ſeltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede iſt raſch, ſcharf und treffend, faſt wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernſt iſt manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzeſſin von Wales. — Mit dem kunſtgewandten Pinſel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargeſtellt. Keiner wird ohne bald freudige bald ſchmerzliche Rührung, das Erzählte leſen. Wenn Charlotte, als ſie noch lebte, über das Weib die Fürſtin vergeſſen machte, ſo muß ihr ſchneller Tod um ſo trüber und ſtärker die Erinnerung wecken, wie viel England an ſeiner künftigen Königin verloren. Denn ſie allein, eine andere Eliſabeth, hätte vermocht, das Reich von ſeinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem ſie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfaſſung zugewendet ſind, ſich ſelbſt angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutſcher Jüngling, dem das ſeltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürſtin wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das ſeltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unſerer Zeit, den Anfang überall, die Conſequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder ſich vertheidigen will, gibt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die Freiheit deſſelben zu retten: fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, gibt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poeſie und Proſa rühmt man Menſchenliebe, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., aber ſchicke den Bettler vor dieſes Apoſtels Thüre, er — weiſet ihn an die Polizei: ſtelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menſchenwürde) um einen Grad tiefer ſtehſt, als er, an ſeine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet ſich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, ſpiele in Schauſpielen mit der Weihe und den heiligen Geheimniſſen der Religion, ſprich in Romanen von beſchaulichem Leben und Gebet, — man iſt entzückt, man preiſet und bewundert dich, aber ſpotte mit einem Leben voll niedriger Ausſchweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn ſonſt — ſpottet man deiner. — Als der Myſtizismus, der in Werners Gemüthe lag, ſich erſt durch Wort und Schrift ausſprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende: als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüſtes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und ſich auch im äußern Leben zu erbauen ſuchte, was ihr in ſtillen Träumen vorgeſchwebt, da — war man überraſcht, und alle Welt ſchrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener.“

Wirkſamer als die Inbrunſt, von welcher der Verfaſſer dieſer Lebensgeſchreibung voll iſt, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung ſeyn, um noch viele, ſo wie ſie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Anſicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude“ und die geſunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding“ ſey. Dieſe Frau iſt eine erhabene Naturerſcheinung, die mit Entſetzen, — nicht eine freie ſittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe, die ſie lehrt, das iſt die Fäulniß. Nur wer krank iſt an Geiſt und Leib vermag, das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Urſprung einet. Der ſelbſtſtändige Menſch gibt ſich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in ſich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß ſie Noth thun, ein noch ſchlimmeres von dem Siechthume der europäiſchen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer liſtigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der ſtets in meinem Sinne mit Spott dieſer Romanenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks ſelbſt nur ihres geſchriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es ſeyn müſſe, wenn die Macht des Glaubens ſich mit der Macht des Schwertes verbände. und wie es für die Menſchheit wünſchenswerther wäre, daß in jenem *heiligen Bündniſſe* nur Lüge und Falſchheit möchte ſeyn, als Wahrheit, Treue und ernſter Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.

Frankfurt a. M. Andreä'ſche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunſt bis auf unſere Zeit beſtand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er ſey ſehr ſchwach und krank und könne kaum auf den Beinen ſtehen, und wenn er glaube, ſeine Nachbarn würden ihm helfen, ſo irre er ſich, denn dieſe wären auch alleſammt blind und lahm. Er ſähe nun ſelbſt ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu dieſem Zwecke habe man mild und weiſe eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da ſie blos zu ſeinem Beiſtande da wären, bezahlen müſſe. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläſerne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, ſie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitſchte das deutſche Volk; es lief, ſah mit Verwunderung, daß ſeine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern iſt dieſe Heilung, die ſie außer Dienſt ſetzt, nicht willkommen, und darum bemühen ſie ſich, dem Volke wieder ſeine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüſtern. Das Turnen, welches keine neue Kraft gibt, aber den Beſitzern der Kraft den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum ſehr verhaßt und ſie eiferten dagegen. Die ſcheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunſt werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfſinn und mit einer Menſchenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiſte jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur feſten Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derſelben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.“ .. „Der Furchtloſe weigert ſich weit ſeltner des Gehorſams, als der Argwöhniſche, der immer den Kürzeren zu ziehen beſorgt.“

„In unſern Tagen wittert die Politik hinter jedem Buſch einen Revolutionsſüchtigen.“ ... „Nicht der Uebermuth der Jugend, nicht der Volksdespotismus, der Gelddespotismus iſt den Thronen gefährlich. ... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten ſich zu erheben geſucht — durch den Handel, wenn er ſich zu einem Verein geſtaltet, werden ſie untergehen.“ Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe.

Ein Ehrengericht ſoll entſcheiden, ob der Zweikampf zuläſſig ſey, und dieſer dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel ſcheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unſern ſtrengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte noch ahnte, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürſten bezeichnet. Das iſt die Ehre. Wer dieſer beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth und muß ſich jeden Augenblick von Neuem ſchätzen, wiegen und prüfen laſſen. Darum iſt das Gepräge der Ehre im geſelligen Umgang von ſo großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beſchwerliche vorgängige Unterſuchung, nach Maß unſers innern Gehaltes, angenommen und geſchätzt werden. Die Verletzung dieſer Ehre iſt daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, ſo wäre es grauſam, das Heilmittel zu unterſagen, ſo lange man nicht verſteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieſes anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle ſeine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes iſt vielleicht manchem Leſer unbekannt, ſo wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, ſeine

Güter fallen dem Staat anheim; iſt er verehelicht, muß er ſich ſcheiden laſſen, hat er Kinder, ſo bekommen ſie Vormünder, ſteht er einem Amt vor, iſt er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtſame, die ihm bisher in Anſpruch zu nehmen vergönnt war, iſt er für verluſtig erklärt.“ Dieſes Geſetz mag wohl ſelten in ſeiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika ſehr häufig ſeyn ſollen.

IX.

Die gute Sache,

von

Henrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu ſagen, was ſie ſey, an Alle, die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers letzte Begegniſſe in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wiſſen meinen! Es ſcheint in dieſen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es ſcheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift ſelbſt geführt wird, hat nicht den leiſeſten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. Die Begegniſſe in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweiſe der alten unzerſtörbaren deutſchen Pedanterie. Es hängt dieſen armen Menſchen Blei an den Füßen. Die Schlechten ſind ſklaviſch geſinnt, und wollen nicht von der Stelle; die Beſſern ahnen, was Freiheit ſey, und ſind lüſtern darnach, aber plump und ſchwerfällig, erheben ſie ſich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieſelben!

Mögen ſie bei Hofe an einem Gallatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es iſt der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie ſie an todten Formeln, an mathematiſchen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für ſie zu einem gemeinſchaftlichen Ziele auch nur *einen* Weg gibt! Wie ſie um die Mittel den hohen Zweck vergeſſen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache eine ſoldatiſche Zucht eingeführt, und üben ſtrenges Kriegsrecht aus. Begegnen ſie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeſchrei nicht kennt, ſo ſtoßen ſie ihn ſogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes geweſen ſeyn, als ein *Spion*? Und wäre dem auch ſo: wer beſonnen iſt und gerüſtet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und *betete* für die Streiter. Iſt er darum der Fahne untreu geworden? Er *glaubt*, Ihr *handelt*: *ſein* Reich iſt im Himmel, das *Eure* auf Erden. Jedem, was er will, ſo lange er den Willen Anderer ehrt — das iſt die *Freiheit*. Warum läſtert Ihr ihn, warum ſcheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es ſtark); aber was Irrthum ſcheint dem befangenen Blicke, das iſt Wahrheit dem Weltgeiſte; die Leidenſchaften der Menſchen bilden die Vernunft der Menſchheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenſchein zur Befruchtung der Erde gebraucht: ſo dienen der Geſchichte, wenn ſie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laſter nicht weniger, als Verſtand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falſches in ſeiner Schrift geſagt haben mag, verdient er ſchon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, iſt ſelten ſo fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun ſtreben.“ Darum muthigen Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünſchung: nur die Schwäche gebraucht ſie.

Was iſt die gute Sache? Ein Jeder hält die Seinige dafür. Das iſt verzeihlich, ſo lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutſche, wohl gar nur eine preußiſche; und dazu gehörte, daß die Franzoſen ihre Heloten ſollten ſeyn. Von dieſer Thorheit ſind ſie wohl zurück gekommen, und es iſt ihnen jetzt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders ſey, als die Freiheit aller Völker, und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußiſchen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtiſche“ (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die franzöſiſche Revolutionsgeſchichte und der deutſche Befreiungskrieg demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philoſophie; ſo fertigt ſie in der Literaturzeitung ab, und miſcht Euch nicht in die Händel der Welt. Selbſt die Ultras in Paris lachen Euch aus, und können Euch nicht brauchen, denn ſie wiſſen beſſer als Ihr, was ſie zu tadeln und zu ändern haben an dieſer Zeit.

Steffens ſagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts ſchon lange erkannt," und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieſes zu beweiſen, führt er eine Stelle aus ſeiner Schrift über die Idee der Univerſitäten an, worin er der Jugend unter Anderem ſagt: „Nicht in der Uebereinſtimmung mit der äußern Welt, ſondern in der Uebereinſtimmung mit Euch ſelbſt, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daſeyns, und mit dieſer die Freiheit." Man muß geſtehen, daß in der Schule des Verfaſſers herrliche Volksvertreter, und die den Miniſtern Stand halten können, gebildet werden müſſen! Wer ſich um die äußere Welt nicht bekümmert, der iſt allerdings frei, aber es iſt die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (ſagt der Verfaſſer), der über das Weſen des Staates Unterſuchungen anſtellt, Sorge macht, iſt ..... jenes irdiſche Streben, das Heiligſte durch äußere Mittel zu erlangen." Ein akademiſcher Lehrer, dem jedes irdiſche Streben Sorge macht, ſollte über das Weſen der Staaten keine Unterſuchungen anſtellen, ſondern Profeſſor der Theologie ſeyn. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt eine irdiſche Anſtalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann ſich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adeliche, Polizeidiener und Soldaten gibt?

Der Verfaſſer bemüht ſich, in kurzer Sätzen darzuſtellen, was *ihm* die gute Sache ſey. Denn (ſagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes ſchwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu ſteigern.“ Aber das, was Dieſe und Jene die gute Sache nennen, ſey nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorſam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit, eine Auflöſung aller geſelligen Bande befürchten, nennen das, was ſie erhalten wollen, die gute Sache, wie *ſie es an und für ſich allerdings iſt*.“ (Wirklich? Alſo *Zucht*, welche eine, aus Furcht vor *Züchtigung*, befolgte ſittliche Lebensweiſe iſt, die Erhaltung dieſer gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen dieſe die gute Sache.... Aber beide ſehen nur *ihre* gute Sache, ſie ſehen ſie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rückſichtsloſigkeit entſpringende, nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befeſtigende, vielmehr als eine ſolche, die der *irdiſchen, kümmerlichen Sorge unterliegt* und furchtſam herumſpähen und horchen muß.“

Ich will nicht darauf ſinnen, wie ich dieſe ſchwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfaſſer von unſerer handfeſten guten Sache gibt, beſtreiten ſoll, dieſes würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen.

Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologiſchen Anſichten des Bürgerlebens, iſt nicht ſowohl das darin enthaltene Falſche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthſelhaften Worten verkündigt, hierdurch der ſchlichte Menſchenverſtand irre geführt und beſorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege ſey. Wenn das die gute Sache nicht iſt, welche der irdiſchen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtſam herum ſpäht und horcht, ſondern jene, welche nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten und zu befeſtigen iſt; warum bemühen ſich die Gläubigen, die Ungläubigen zu beſtreiten? Iſt dieſes Beſtreben nicht auch eine irdiſche kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfaſſers, worin er ſeine Anſicht der guten Sache ausſpricht, will ich einige mittheilen, ſie theils beſtreitend, theils dem Urtheile der Leſer überlaſſend.

„Der Grundirrthum aller herrſchenden Anſichten vom Weſen des Staates, iſt der, daß die Menſchen urſprünglich ein gleiches Recht auf die irdiſchen Güter haben.“ Mir ſcheint dieſe Anſicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu ſeyn. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und ſie können es nicht werden: denn die Natur ſelbſt ſtattet die Menſchen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geiſtes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird alſo hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte beſteht darin, daß jeder ſeine Kräfte ſoll gebrauchen dürfen, um ſeinen Beſitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Geſtellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerſtand, ohne unveränderlichen, perſönlichen Beſitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen perſönlichen Beſitz, weil es keinen Bürgerſtand und keinen Adel geben ſoll. Alle Staatsbewohner müſſen gleich ſeyn. Man durchwandere die ganze Weltgeſchichte und ſehe, ob die Zwingherrſchaft, welche bald von den Fürſten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verſchiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Zenſur iſt Leibeigenſchaft des Erkennens, Beſchränkung des heiligſten Eigenthums, abſolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.“ In Kuhſchnappel lacht man über ſolche Reden.

„Ein jeder nicht konſtitutionelle Staat iſt ein interimiſtiſcher.“ Es iſt ungemein erfreulich, daß es der Verfaſſer durch ſolche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt ſeyn könnten, einige ſeiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat iſt ein religiöſes Individuum, ſeine Freiheit nur durch Erlöſung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.“

„Der Heiland iſt die innere Quelle aller bürgerlichen

Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art beſtätigt und befreit, Kirche und Staat ſind eins, und jede freie Verfaſſung, chriſtliche Theokratie.“

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdiſchen Verhältniſſe, iſt Einheit des Proteſtantismus und Katholicismus.“ (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

„Die Neigung zum Despotismus erſtirbt nie, und ſtets bewaffnet muß in jedem erſcheinenden Staate der wahre Bürger über ſeine Freiheit wachen, denn jede Erſchlaffung erzeugt Unterdrückung.“

„.... nachdem ein verblendetes Volk verſucht hat, aus irdiſcher Weisheit das Räthſel des geſelligen Daſeyns zu löſen, und in dem thörichten Verſuche ſeine eigene Vernichtung fand, will in Deutſchland die tiefer ſinnende Betrachtung die wahre Stätte ſuchen, und wird ſie finden.“ Sie wird ſie nicht finden, auf dem Wege, der in dieſer Schrift vorgezeichnet iſt, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfaſſer, das in thörichten Verſuchen ſeine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem franzöſiſchen? Der Himmel ſchenke dem deutſchen Volke ſolche irdiſche Weisheit, verleite es zu ſolchen thörichten Verſuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie ſie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich leſe Schweizerreiſen über Alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das ſich ſeine fünfzig Jahre um den Bratſpieß der Gewohnheit dreht, und langſam ſchmort, bis es gar geworden für die Würmer, iſt es eine himmliſche Erquickung, die heiße Bruſt an dieſen Gletſchern zu kühlen, das ſchläferige Ohr am Getöſe dieſer Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in dieſen hellen und reinen Seen zu waſchen, — iſ[illegible]s die ſüßeſte Schadenfreude, dieſe Berge, Lawinen und Waſſerfälle zu ſehen, die ſo unzünftig hauſen, die ſich das Meiſterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geſchenkt, die Alles dürfen, was ſie wollen, Alles wollen, was ſie können, und Alles können. Glücklich wer in Chamouny-Thal geboren, oder auf Sizilien, oder in Kamtſchatka, oder in den Raubſtaaten, oder in Penſylvanien; glücklich wer ein Prinz iſt, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude

— aber ein Deutſcher zu ſeyn, und ein Bürgersmann, der ſein Auskommen hat, und ein geſcheuter Menſch und ein guter Chriſt zugleich, das iſt des Langweiligen viel zu viel! Es müſſen aber unſere ſehr argen Feinde ſeyn, die uns eine gedruckte Schweizerreiſe mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette iſt auf das beſte zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meiſten übrigen Reiſende durch die Schweiz immerfort ſchmächteln, als ſäßen ſie in der Jasmin-Laube eines arkadiſchen Gärtchens, und ſelbſt auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Leſers mit Noth etwas Solides fiſcht! Das Herz eines ächten Mannes iſt nie ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landſchaften der Schweiz, wie es ſich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben ſein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verſtand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen[illegible] er behandelt die Schweiz nicht blos als einen Gegenſtand der Landſchaftsmalerei; auch die bürgerlichen und religiöſen Verfaſſungen des Landes, auch die Geſchichten, das häusliche Leben und die Geiſtesbildung der Schweizer weiß er aufzufaſſen und darzuſtellen. Daß er dieſes Alles darſtellt, iſt ein Verdienſt, welches die Art, wie er es darſtellt, nicht völlig aufhebt. Wie ſollte es der ſchwache Menſch ändern! Er reiſe nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur ſich ſelbſt finden; das ſüße Ich ſtreut ſich auf allen ſeinen

Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reiſt ganz wie ein König, nur mit dem Unterſchiede, daß er allein und ſich ſelbſt Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachſicht. Welch ein ängſtlicher Anblick iſt es aber, wenn man ſieht, daß ein Mann von friſchem Geiſte, weil er ſich vorſetzlich aus ſeinem Elemente geworfen, wie ein Fiſch auf dem Sande nach Luft ſchnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieſes Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkoſt ſie, wo er ſie findet; aber ſo oft er es thut, ſieht er ſich ängſtlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er ſein Mädchen küßt. Er iſt ein *Ultra* — noch ſchlimmer, er will Einer *ſcheinen*. In Deutſchland erlaubt es das Naturrecht der Selbſtvertheidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftſteller dort, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Federn auf ſeinem Tiſche ſieht, und von einem Haſen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, ſich endlich einen neuen Rock erſchrieben zu haben, die unbarmherzige Zenſur einen ganzen Aermel wegſchneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt, und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder ſterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber iſt es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, ſondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf ſein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und ſein Glück iſt fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgworfen worden, gibt aber ſeinem Werke ein Verdienſt mehr. Wer die ſchwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht beſitzen, der braucht nur dieſe Reiſebeſchreibung zu leſen. Denn ſonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geſchmeichelt wird. Ich will einige Beiſpiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es ausſieht, wenn ein Mann von Geiſt in den Netzen kleinlicher Gevatterſchaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis ſchreibt er: „Dieſe Stadt iſt klein, aber alt, und hat zu verſchiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genoſſen. Die Legenden von der thebaiſchen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verſchwenderiſche Frömmigkeit der Fürſten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jetzt, da dieſe frommen Schätze im Lande ſelbſt viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menſchen werden darin eine Folge der ſo geprieſenen Fortſchritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, ſo ſehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht ſo intereſſant iſt, als die erſtere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu ſeyn, um Felſen und Waſſerfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereiſt wäre, einen Reliquienkaſten zu verehren, oder ein Heiligen-Gebein zu küſſen.“ — — Die demokratiſche Verfaſſung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfaſſer nicht unverſtändig und nicht falſch genug. Er lobt ſie, ſpringt aber wie über heiße Kohlen durch ſein Lob, ſo daß er nur immer auf einem Fuße ſteht. „Man kann ſich denken, daß bei einem ſolchen Volke die alte Staatsverfaſſung wenig Veränderung erlitten hat: auch hat die Aufklärung wenige Fortſchritte unter ihnen gemacht. Indeſſen haben dieſe braven Leute dennoch dem Geiſte unſerer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Conſtitution nicht glaubt, wenn ſie nicht gebührlich aufgeſchrieben iſt (unſer ehrlicher Verfaſſer kann nicht begreifen, wozu die Wechſelbriefe nöthig ſind!) und ſich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt ſind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freiſtaat Zug hat alſo, wie wir, ſeit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieſer Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herſtammen.“ (Dieſe Herren lieben keinen neuen Wein; möchten ſie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich ſagt er: „Die Regierung dieſes Kantons war lange, und iſt noch heute, eine der meiſt ariſtokratiſchen der Schweiz, ob ſie zwar urſprünglich gegen die Ariſtokratie ſelbſt gerichtet war; ſo ſehr iſt es dem Menſchen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen ſeine eigenen Leidenſchaften zu ſuchen.“ (Das iſt ſehr naiv. Das will ſagen: die Kleinbürger haben alle Gegenſtände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Ariſtokratie abgetreten, und dieſe war ſo großmüthig, allen Lebenswein des Landes für ſich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerſchaft ja nie in Gefahr komme, ſich zu übernehmen und ihrer Geſundheit zu ſchaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Ariſtokratie unmöglich beſſere Gründe geben). — — „Die Walliſer ehemals in Ober- und Unter-Walliſer getheilt, nämlich in Sieger und Beſiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Geſetzen und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelaſſen, zeigt ſich dieſer Verbeſſerung würdig durch die Fortſchritte, die es in ſittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer, und ſelbſt durch die körperliche Veredlung ſeiner Bewohner. Es iſt bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Monthey und Martigny ſich vermindert hat, ſeit dem Augenblicke, daß dieſe Zehnten frei geworden. Daraus kann man ſchließen, daß die Freiheit, welche hier die Menſchen geſünder und beſſer macht, nicht die nämliche iſt, welche ſie andern Orts zu Raſenden und Dummköpfen umſchafft. (Wie geſchickt ſich der feine Herr zwiſchen zwei Stühle ſetzt! Was müſſen das aber für Menſchen ſeyn, die ſich mit ſolchen zweideutigen Komplimenten abfinden laſſen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu ſprechen. Dieſer junge Mann, der wahrſcheinlich nicht mehr von der deutſchen Sprache weiß, als die meiſten ſeiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutſche Setzerlehrling von der franzöſiſchen; er, dem es nur darum gelungen, in ſeinem Werke viel Gutes und Schönes zu ſagen, weil er einen kleinen Schatz deutſchen Geiſtes beſitzt; er, vergeſſend, daß der geiſtreichſte und beredſamſte aller franzöſiſchen Schriftſteller, Rouſſeau, nur mit der Sprache den Franzoſen angehörte — er ſpricht von uns ſo leicht hin, als ſpräche er über ein neues Vaudeville von geſtern Abend. Ja großmüthig iſt er ſogar, er will den Deutſchen nicht Alles nehmen; ausgeartet, nennt er ſie. Ueber die kindiſchen Begriffe, welche die Franzoſen von Deutſchland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen, als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachſicht zu ſchenken, ſie nehmen ſie ſich. Eine Pflanze mit tauſendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut iſt eine ſolche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzoſen zum Lobe nachſagen, daß ſie ſich täglich ſtärker deſtilliren. Die ganze

Oberfläche des menſchlichen Wiſſens haben ſie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen ſie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber ſie thun es. Schon buchſtabiren ſie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmliſchen Natur der Dinge. Mit langſamen und verſchämten Schritten, wie in der erſten Liebe, nähern ſie ſich der Romantik in Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie haben es ſchon dahin gebracht, Mozart links neben Roſſini zu ſtellen. Einer ihrer geiſtreichen Schriftſteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariſer italieniſchen Oper gehalten, geſagt: „Was iſt das für eine Aufführung! warum ſo ſchlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir ſo lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht geſehen? Pfui!"

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutſchen ſpricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es iſt wahr, er hat dieſen herrlichen Mann ganz zu würdigen verſtanden. Zwar ſcheint er von allen deſſen Schriften nur die Briefe an Bonſtetten zu kennen, die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; aber gleichviel, wenn dieſe hingereicht haben, ihm den Geiſt und das Herz des großen Geſchichtſchreibers aufzuſchließen. Müller iſt noch nie ſchöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfaſſer geſchehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzoſe war, ſagte er Folgendes. „So oft ich ihn las, erſtaunte ich über die Achtung, die er den Deutſchen einzuflößen wußte, und das beweiſt, daß man an der menſchlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geſchichtſchreiber von ſo gründlichem Geiſte und ſo geſundem Urtheile, der ſeinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage, und ſeinem Style nur die Vernunft zum Schmucke gibt; der weder in den Thatſachen, noch im Ausdrucke, der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über Alles laut ſeine Anhänglichkeit für die alten Grundſätze der Regierungen, und ſeine Ehrfurcht vor religiöſen Inſtitutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenſchaft beſeelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein ſolcher Schriftſteller Leſer bei dieſer deutſchen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art ſo thöricht ergeben iſt, die ſich mit ihren Philoſophen in die Regionen der abſtrakteſten Metaphyſik verſteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern zum Umſturze jedes poſitiven Glaubens hinrennt, und ihre Urtheilskraft ſo kläglich mißbraucht, daß man ſie neulich in den hochherzigſten Geſinnungen die Mittel finden ſah, den Aufruhr zum Rechtsgrundſatze, und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienſte umzuſchaffen?“ .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutſche Studenten in den Alpen begegneten, ſagt er von dieſen: wir ſahen ſie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launiſche Wind bald hier und bald dorthin führte.“ — — Gäbe es zwiſchen Metz und Bayonne nur zehn Franzoſen, welchen dieſes, was ich da ſchreibe, zu Geſichte käme, und unter dieſen zehn wären nur drei, die deutſch, und unter dieſen dreien wäre nur einer, der Deutſches verſtünde — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf ſeine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menſchlichen Seele ſind alle dem Bewußtſeyn und der Willkühr unterworfen. Schlimm, daß es ſo iſt! Wenn es anders wäre, wenn der Geiſt, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wiſſen des Menſchen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirkſamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geſchmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, ſo bleibt uns nichts übrig, als erſt zu reden, dann zu ſchweigen, dann die Achſeln zu zucken, dann die Kranken ſterben zu ſehen, und endlich, wie es wahren Chriſten geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu ſprechen. Es muß daher gewiſſen Perſonen ſehr angenehm ſeyn, Böſes von ſich reden zu hören, weil ihnen dieſes beweiſt, daß man ſie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Miniſter im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den erſten darf ich nicht ſagen; den andern aber als jenes Gegenſatz wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man ſollte nie einen Miniſter *abſetzen*. Ambulante Legitimität = ſtationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche ſeit dreißig Jahren Miniſter waren, es nicht mehr ſind, und wieder werden wollen, ſind ſehr gefährliche Menſchen; ſie ſchwatzen aus der Schule. Sie ſagen uns freilich Nichts, was wir nicht ſchon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: ſeht, wir haben nichts *Neues* erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unſerer gnädigen Herrſchaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr verſteht Nichts von ſolchen Dingen, das will ſchon im Mutterleibe gelernt ſeyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind geweſen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligſte geſehen, und reden gerade ſo, wie wir geſprochen. Iſt das nicht ſchlimm? Da iſt Herr *Bignon*, der lange Miniſter geweſen, und die Höfe kennt, die deutſchen zumal. Er ſpricht in ſeinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er ſeine Worte etwas feiner zu ſtellen weiß. Sein Buch iſt eine diplomatiſche Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Style. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, ſondern Experimental-Politik, und mit den Augen iſt ſchwer zu ſtreiten. Ob das ſchlimm iſt!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongreſſe von Verona. Endigen wir auch damit. Alſo wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich ſprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt:

> — — — — Lieſt doch nur Jeder
> Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſt er
> In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
> Ganz vergebens ſtrebſt Du daher durch Schriften des Menſchen
> Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
> Aber beſtärken kannſt Du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
> Oder wär' er noch neu, in Dieſes ihn tauchen und Jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault. ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris, 1823.

Arnault war Einer jener Acht und dreißig, die, beſchuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünſtigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden ſind. Solche Strafen ſind nach Revolutionen ganz in der Ordnung: denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an Allem iſt, ſich nicht fangen läßt, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Menſch iſt ſein Ebenbild. Aber es iſt gar nicht in der Ordnung, ſich in ſeinem Mißgeſchicke ſo wild und untröſtlich zu geberden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann ſieht man dort alle eingeſperrten Thiere ſich heftiger oder gelaſſener gegen ihre Gefangenſchaft ſträuben: der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, iſt boshaft und wird ausgelacht. Nur *ein* Thier bleibt ſtill, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal ſeine Wächter: aber es iſt der Löwe! Die Pariſer ſind gar zu verwöhnte Menſchen. Einige Jahre in der ſchönen Stadt Brüſſel wohnen zu müſſen, das nennen ſie unglücklich ſeyn! Würde einem Deutſchen die Miethe aufgeſagt, er aus ſeinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Baſel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm ſonſt Nichts fehlte. Ja mancher wäre ſogar im Stande und ſpräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe ſie verdammt dort zu bleiben.“

Während Arnault in Brüſſel lebte, ſchrieb er den Artikel für den vrai libéral. Dieſe geſammelten Artikel ſind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni“ ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube tändelte in ſeinen Nebenſtunden mit der Gelehrſamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem ſie ihm den ganzen Tag eine Frau geweſen. Aber ſolcher Art ſind die Erholungsſpiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, ſelten von Werth. Aufſätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schlittſchuhlaufen; von der Geiſtlichkeit, von den Jeſuiten. Da Arnault als Franzoſe recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht ſeyn, weil er ſo unbändig hinter den Jeſuiten her iſt, und ſie mit Schwefelſäure begießt. Doch vielleicht iſt es nicht ſo ſchlimm; Arnault voltairiſirt gern.

und heuchelt Gottloſigkeit, ſo oft er kann. Ein komiſcher Herr iſt auch Herr Imbert, der Herausgeber dieſer Sammlung. Er hat ſie, anfänglich ohne Wiſſen, ſpäter gegen den ausdrücklichen Willen Arnault's veranſtaltet, und iſt noch dabei ſo naiv, die Proteſtation, die Arnault durch einen Notar ausſtellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert, iſt das Motto, das er dem Werke gegeben

> Ton ecorce n'a plus d'odeur,
> Ta feuille, helas! paraît fletrie;
> Bel arbre, d'ou vient ta langueur? . .
> — Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhauſe, daß er dort nicht minder ſchön gedichtet, als früher in Rom? Die Muſe ſucht den Leidenden, folgt ihm: wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris. 1824.

Ein ſehr gutes Buch, deſſen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes reichlich erſetzt. Madame Campan wollte nur glücklich ſeyn, und ſie verſchmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern geweſen wäre. Alte Erziehungsregeln, die ſie gibt, ſind ſo einfach, verſtändlich und naturgemäß, daß der Leſer nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorſchriften, wie man Kinder behandeln ſoll, iſt keine, die zu befolgen der Mutterliebe ſchwer fiele; es müßte denn einer Mutter ſchwer fallen, auf ſich ſelbſt zu achten, denn die Lehren, welche die Verfaſſerin ertheilt, ſind ſolcher Art, daß ſie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbſterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht ſind einige unter ihren Grundſätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch ſelbſt dieſe würde man in ihrer Anwendung höchſtens fruchtlos, nie aber ſchädlich finden.

Gibt es eine Lehre, in der ſich ihr Lehrer abſpiegelt, ſo iſt es die Wiſſenſchaft der Erziehung. Rouſſeau mußte ſein Herz haben, um ſeinen Geiſt zu haben. Man verſteht die Kinder nicht, iſt man nicht ſelbſt kindlichen Herzens; man weiß ſie nicht zu behandeln, wenn man ſie nicht liebt, und man liebt ſie nicht, wenn man nicht liebenswürdig iſt. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt ſich, wie wir ſie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erſcheint als eine ſehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, beſſer als viele Männer verſtand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Beſonnenheit hinauszuſchauen; das gelernt und vergeſſen, und wohl wußte, was des Weibes höchſte Würde iſt. Denn nur darum iſt es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil ſie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur dieſe allein iſt freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr ſind, weil leichter zu vermeiden, ſchwerer zu entſchuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und ſelbſt die ſtrengſte und ſorgfältigſte Erziehung vermag nicht, die äußern Einflüſſe von ihm abzuhalten. Auch ſoll ſie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich iſt, für die Welt erzogen, daß er ſich ihr ſchmiege; werde er, wie es Pflicht wäre, *gegen* die Welt erzogen, daß er ihr widerſtehen und ſie beherrſchen lerne — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben, und ſie ändert ſich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und dieſe wechſelt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo ſie aufhören häuslich zu ſeyn, hören ſie auf Frauen zu ſeyn. Dann mögen ſie zuſehen, wie ſie ſich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen ſie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe, wenn ſie ſtraucheln, kein Mitleid, wenn ſie fallen. Und ſie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug ſich zu rächen; ſie hat böſe Zaubermacht genug, ein liebvergeſſenes Weib aus Mißgeſtalt in Mißgeſtalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Laſterwirthſchaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erſte Band des Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderſt wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die *mütterliche*, weil ſie von der Mutter ausgeht, und nur von dieſer allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verſtanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Inſtituten erhalten, und wobei ganz andere Grundſätze als bei der häuslichen zu befolgen ſind. Was in der phyſiſchen, moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung des weiblichen Geſchlechts zu beobachten iſt, wird von der Verfaſſerin mit verſtändiger Ordnung entwickelt. Doch ſo einfach auch die Darſtellung iſt, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menſchlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles,“ bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eigenes Werkchen, beſtimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältniſſen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunkloſen, wohlthätigen Geſinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel ſich, junge Mädchen, die zum dienen beſtimmt ſind, mit dem bekannt zu machen, was ſie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlaſſen haben. Sie hat in ihre Moral, Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beiſpiele von Dienſtmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen, Wohlſtand, häusliches Glück, angeſehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zuſammenhängendem Vortrage, iſt doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es beſtimmt iſt, in untern Schulen den jungen Schülerinnen ſtückweiſe in die Feder diktirt zu werden. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man dieſen Theil des Werkes der Madame Campan, beſonders in das Deutſche überſetzen, und das Büchelchen zu ſeiner angegebenen Beſtimmung verwenden möge. Was die

Erziehungslehre ſelbſt betrifft, iſt vielleicht beſſer, ſie deutſchen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutſche Ueberſetzung, verbunden mit dem oft ſo unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abſchreckendes doktorales Anſehen geben. Auch würde die größere Aufmerkſamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache lieſt, hier dazu dienen, daß ſich Mütter das Geleſene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moraliſchen Verſuchen und einer anziehenden Novelle, ſieben Kinder-Komödien, die ſehr gut ſind in ihrer Art, wie es hierin der franzöſiſchen Literatur auch an ältern Muſtern nicht fehlt. Sie ſind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anſtalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären ſie auch an deutſchen Mädchen-Inſtituten zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache, nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieſer Komödien iſt ganz ſo wie ſie ſeyn muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich ſolcher Art, daß ſie lehrt: die Tugend ſey tüchtig; nur ſolche Leiden müſſe man ohne Murren tragen, die Gott ſchickt, nicht die, die von gottloſen Menſchen kommen; die wahre Tugend beſtehe nicht in Dulden, ſondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerſchrockene, erwerbe früh oder ſpät, aber unausbleiblich, irdiſchen Vortheil und irdiſches Glück.

XIV.

Der Mord Auguſt's von Kotzebue.

Freundes Ruf an Deutſchlands Jugend.

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Muſen reden auch koſackiſch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht iſt dieſes die Sprache des Olympiſchen Hofes, deren er ſich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in ſeinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus, geſchrieben iſt: er habe ſeinen Freund Z—e, der ihm „diesmal ſo herrlich vorausgeritten in den Kampf," „Hurrah!" rufen hören, und ſogleich ſeyen „die Thränen der Thatenluſt" in ihm aufgeſtiegen, und er wäre nachgeritten. Er ſey freilich etwas ſpät gekommen, welches aber nicht ſeine Schuld geweſen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu ſeiner jüngſten Begeiſterung gekommen:

> — — Der ſangeskräft'ge Geiſt
> Regt ſich mir auf, ſchwingt ſeinen Fittig kühn

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „Lieb' und Glaube."

— — Segnend quell
Ein Tropfen Thau's hernieder auf dies Blatt
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften haben wir Alle ſeit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt, und wir wiſſen, welcher Natur ſolche Ewigkeiten ſind. Unſer Dichter wendet ſich mit ſeinem Freundesrufe an die „theure Jugend Deutſchlands", welche er ein „Blumenbeet" nennt, das „gediehen aus der Wahlſtatt blut'gem Grund," reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntſchaft, ob er zwar ſchon im Befreiungskriege 36 Jahre alt geweſen, und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz ſey aber noch jugendlich friſch,

— — ob oft auch überweht
Von tiefer Wehmuthſchleier Nebelgrau! —

Er geht weiter, und ſagt der deutſchen Jugend, er wolle mit ihr gemeinſchaftlich den Erbfeind bekämpfen. Dieſe fragt, wo ſich der Erbfeind aufhalte, und wer er ſey? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der ſtarrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

die Franzoſen? Auch nicht; die ſind unſchädlich gemacht

Doch der Buonapartiſten freche Schaar?

Ja, das iſt der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo ſteckt denn ſonſt der Erbfeind? — Der Königlich Preußiſche Herr Major von Fouqué kommandirt jetzt:

— — „Hand auf's Herz!" —

Die deutſche Jugend, welche ein zartes, ſchüchternes Blumenbeet iſt, wird ganz verblüfft über dieſen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängſtlich:

„Wie? Erbfeind in der deutſchen Jünglingsbruſt?" —

Nicht anders, Kinder! Da ſteckt er.

— Unſer Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das iſt der irdiſch liſt'ge, gierige Geiſt,
Entſprungen aus dem glaubenloſen Hirn
Erdſücht'ger Menſchen, er am Boden feſt,
In ſchlechter Liebe klebend, maulwurfsblind
Für des erhab'nen Jenſeit ſel'ges Licht.

Und ſo geht es weiter. Der Herr Baron macht ein ſchreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geiſterſtunde leſen, wahrſcheinlich iſt es auch nicht in derſelben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erſcheint der Erbfeind in Geſtalt eines Geſpenſtes, das franzöſiſch ſpricht, weil die deutſche Sprache keine Worte hat für ſolche Gräuel. Das Geſpenſt „krächzt:" **Egalité!** — **Unité** ... — Das iſt aber immer noch der ärgſte Erbfeind nicht: denn

— tiefer lauert ein Schlimmrer noch
Des Uebels Wurzel, ſchädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menſchen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden ſtand!

Ich will offenherzig geſtehen, daß dieſes Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, ſo daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin, und herzlich wünſche, er lebe noch, um alle unſere beklagenswerthen Myſtiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas ſpät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der ſelbſtbiographiſche Dichter ſingt:

— — Als ich zuerſt
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meiſter, der mich lehrte, ſehnlich treu,
Da war der Todte meines Meiſters Feind. —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind:
Als ſpäterhin mir die gereifte Kraft
Anwies ſelbſteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen ſeinem fremd.

Jetzt aber, da er todt ſey, liebe er ihn ſehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche, und ruft, erſt Weh! und dann Heil! aus verſchiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué gibt ſich prophetiſchen Troſt, wenn etwa ſeine Fieberfaſeleien ſollten lächerlich gefunden werden:

Ja, ſpritzte ſolch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und ſeine Stolbergs mir,
Sein Göthe mir beſtät'gend feſtgedrückt
Auf meine Stirn. . . . .

ſo . . . wolle er auch ſeinen Kranz, ſein Liebſtes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er ſagt, am erſten Oſtertage, dieſen ſeinen „Sangesſpruch,“ an die liebe deutſche Jugend, welche ein Blumenbeet iſt, erlaſſen. Die Leute, die an dieſem Feiertage ſpazieren gegangen ſind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutſche Satan hat einen Zug des Spottes in ſeinem Geſichte, welcher eine ſehr wohlthätige Erfindung iſt, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komiſchen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels, habe ich mich gehalten, als ich dieſen Freundesruf Fouqué's beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angſt geworden, Leſer. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebue's wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig ſolche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdeſſen die andern Redner ſchweigen — und in dieſer Zeit ſinken tauſend blutige Opfer, und tauſend von Glaubenswuth berauſchte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geſchlechte des Löwen; aber nur der Abſchaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie iſt ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falſch; ohne Freundlichkeit, und darum ſchmeichelnd. Der Tag blendet ſie, am ſchärfſten ſieht ſie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, ſie liebt nur das Steigen: ſie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich iſt ſelbſt ihr tückiſches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menſchen, der ſie wartet, nur dem Hauſe, worin ſie gefüttert worden, bleibt ſie treu. Eine entartete Mutter, frißt ſie ihre eigenen Jungen. So iſt die Katze! So iſt auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr ſpinnt. Ich geſtehe es offen, daß dieſes Werk mir in der innerſten Seele zuwider iſt, mag man es auch eben ſo kindiſch finden, ein Buch zu haſſen, das einem Wehe that, als es kindiſch iſt, einen Tiſch zu ſchlagen, woran man ſich geſtoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbeſondere, ſondern über die darin fortgeſpielte mißtönende Weiſe, die auch in allen übrigen Werken des Verfaſſers uns beleidigend entgegenklingt, über die beſtändig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düſtere und anſchauernde Witterung will ich einige Worte ſagen. Die Ueberſchrift, welche dieſe Betrachtung führt, ein Wort, deſſen Bedeutung die neuere Arzneikunſt verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden ſoll, daß der Humor in den Schriften des Verfaſſers der Phantaſieſtücke ein kranker iſt. Der geſunde und lebensfriſche Humor athmet frei, und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmuth, ſondern, um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt, trennt er, um die Neigung zu verſtärken; was ſich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menſchen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe iſt ein ſchönerer Schmetterling verborgen. Er findet Nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet Nichts, weil er Nichts verachtet. Nichts iſt ihm heilig, weil ihm Alles heilig erſcheint; die ganze Welt iſt ihm ein Gotteshaus, jedes Menſchenwort ein Gebet, jede Kinderluſt ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beſchmutzen, ſondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verſchönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten: denn das Laſter iſt ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu ſterben. Er zürnt mit ſeinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraſchende entrüſtet, und nur der Schlafende wird überraſcht. Er verſpottet ſeine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe iſt eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, ſondern, um beides gleich zu ſetzen, weil nur Liebe iſt, wo Gleichheit. Er tröſtet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Troſtes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er ſich ſelbſt mit ſcharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß ſolche Verletzungen nicht tödtlich ſeyen. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde ſich geſchloſſen: Narben ſind auch Wunden, die Erinnerung iſt auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet dieſe. Der Geiſt der Liebe haucht fort und fort aus ihm, Alles befördernd: er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen ſucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menſchen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geiſt der Liebe, der verſöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den Schooß

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

der Mutter=Sonne zurückführt, jener Geiſt — er kommt nie ungerufen — beſeelt die Werke des Verfaſſers der Phantaſieſtücke nicht mit dem leiſeſten Hauche. Das neckende Geſpenſt des Widerſpruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, ſteigt dort, von grauſer Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchſten Gipfel, um uns tiefer herabzuſtürzen, und ſelbſt ſein Himmel iſt ein unterirdiſcher. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechſelhaß, nicht um ihre verſchwiegene Liebe zu verrathen. Kreisler iſt der Unglücklichſte aller Verdammten, er iſt ein geſtürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten ſtrecken ſich ſehnſuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um ſo mehr, je näher die Ufer ſind. Selbſt die Muſik, dieſe Himmelskönigin, die er liebend verehrt, ſteht in unerreichbarer Ferne von ihm: ſie hört ſeine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes Kreisler, der raſtlos den Wohllaut ſucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindſamkeit und Spott, ſind die beiden Pole, jene der anziehende, dieſer der abſtoßende des Humors. Aber nur in der Mitte iſt der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo ſie verſöhnt zuſammentreffen, da ſchmilzt die eine den Froſt des andern, oder der Spott kühlt ſäuſelnd die Sonne gluth der Empfindung ab. Wenn ſie aber auseinander ſtehen, iſt die Empfindſamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launiſche Wahlverwandtſchaft, die uns mit *einem* Stoffe verbindet und von tauſenden trennt, — und der Spott wird zum Haſſe. So in ſeine Beſtandtheile geſpalten, erſcheint der Humor in den genannten Werken, und ganz ſo, wie er dem Meiſter Abraham tadelnd zugeſchrieben wird, nicht „als jene ſeltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Prinzipe ſich erzeugt, ſondern nur durch das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieſes war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte, bis in die geheimſten Winkel.“ Kreisler hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: nicht anders iſt ſein eigner Humor. Ein zerriſſenes Gemüth, ein Alles zerreißender Spott. Seine Gefühle ſind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froſchſchenkels an der galvaniſchen Säule, und der Friede ſeines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigſten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einſchlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch ſeine harten Schmähungen, mit welchen er diejenigen verfolgt, die an muſikaliſchen Spielen ihre Luſt finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunſt als heiligen Ernſt zu faſſen und auszuüben. Kreisler fodert unduldſam, ſeine Göttin ſolle, gleich dem grauſamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künſtler ausſchließlich zugehören. Noch nie haben Prieſter den Tempel, den ſie bewahren, Gläubigen verſchließen wollen! Muſik iſt Gebet: ob nun das Kind es herſtammele, ob der rohe Menſch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in ſinnigen geiſtvollen Worten — der Himmel hört ſie mit gleicher Liebe an, und gibt jedem den Widerklang ſeiner Empfindung als Troſt zurück. Das Gaſſenlied, das den rohen Geſellen hinauftreibt, iſt ſo ehrwürdig als die erhabenſte Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeiſtert. Und welche Muſik iſt beglückender, die berauſchende des wahnſinnigen Kapellmeiſters, die als Bachantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitſcht, oder die ſanft erwärmende, die ſtill erfreut, und täglich und häuslich genoſſen werden kann? Darf man eine Freude zerſtören, weil man ſie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die muſikaliſchen Tändeleien eifern, da durch ſie allein die ernſte Kunſt fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunſt und Wiſſenſchaft nur die zuſammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen iſt, und da kein Gut an die Stelle des Genuſſes käme, wenn nicht ſeines Werthes unkundige Fuhrleute, ſich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke ſeines Verfaſſers, ſind Nachtſtücke, nie von ſanftem Mondſcheine, nur von Irrwiſchen, fallenden Sternen und Feuersbrünſten beleuchtet. Alle ſeine Menſchen ſtehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wiſſen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erſchrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu ſchreiten, noch zurück, und harren unentſchloſſen, bis die Pfeiler einſtürzen. Das iſt ſeine Stärke, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Kunſt, — die Geiſterwelt aufzuſchließen, zu verrathen das Leben der lebloſen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Menſch, und der glückliche, ahnungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Geſpenſterauge, jeden freundlich ſich herüber neigenden Zweig als den ausgeſtreckten Arm einer zerſtörenden dunkeln Macht erſcheinen zu laſſen. Es iſt der dramatiſirte Magnetismus, und wenn das Converſations-Lexicon von jenem Schriftſteller bemerkt: daß er durch die grellſten Diſſonanzen zur harmoniſchen Auflöſung durchdringe, ſo iſt ja eben in dieſer Auflöſung das Anſchauernde, Unheimliche, Verletzende. Eine unerklärliche ſchreckliche Erſcheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber ſobald er ſie natürlich erklärt und ſo den Glauben erzwingt, weckt er den Menſchen aus ſeiner fröhlichen Sorgloſigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerſtörende Natur unter Scherben und Leichen ſitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient:

> Es freue ſich,
> Wer da athmet im roſigen Licht!
> Da unten aber iſt's fürchterlich,
> Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
> Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
> Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfaſſer des Kater Murr Verzeihung gewähren, ſelbſt für dieſen Mangel, und wir endigen beſänftigt und beſänftigend mit den Worten, die Fauſt ſeiner den Unhold ahnenden Margaretha ſagt:

> Es muß auch ſolche Käuze geben.

XVI.

Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Spiegelbild unſerer Zeit

Von

G. A. Freih. v. Maltitz.

Erſtes Bändchen. Leipzig, Induſtrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darſtellt, gebühren einige Worte antetitulariſcher Kritik. Sehen wir zuerſt nach den Füßen, als nach den wichtigſten Theilen eines grauen Wanderers. Sie ſind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Abſätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der ſinnige Künſtler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelaſius ethiſirend durch die Welt geht, einen ſchwankenden unſichern Gang habe, und daß ihn der Cothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelaſius trägt einen Stab, der ſo lang iſt, als er ſelbſt. Es iſt ein roher Baumſtamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugeſpitzt. Dieſer

Stab würde, als Waffe gebraucht, den, der ihn führt, ſchwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Geſicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwiſchen beiden Etwas liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung ſchlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabſchlotternde Mantel gehört in ſeinem Hintertheile, ſeinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an: mit ſeinem Vordertheile aber, beſonders mit ſeinem Knopfſyſteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu ſtellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umſtand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels erſieht man, daß Gelaſius den Wind im Rücken hat; er geht alſo mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel ſollten alſo zurückflattern. Die Gegend, in welcher ſich Gelaſius befindet, iſt flach, es iſt eine brandenburgiſche Landſchaft, und die ſchöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelſt ihrer hohen Abſätze Brückenbogen bilden, ſieht man den Sand fließen. Möchte dieſes, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach dieſem kommt ein Vorwort an mein deutſches Vaterland, in ungereimten Verſen abgefaßt. Der Dichter ſagt darin Deutſchland ſey ein Eichenwald, aber das Krüppelholz laſſe die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Geſtrippe ..... doch das Summiren fällt mir gar zu ſchwer. ich will lieber die Verſe ſelber herſetzen — ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutſches Vaterland.

Wenn im wildverhau'nen Forſte,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falſch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einſt ſo mächt'ge Eichenrain
Jetzt von wildverwachſenem Geſtrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufſchlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Iſt es einem kräft'gen Förſter da,
Deſſen Luſt der Stolz des Waldes iſt,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbſt in einem fremden Forſte — —
Länger nicht den Frevel ſehen kann
Und mit hochgeſchwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, ſo groß, wie klein
Seine raſchen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen,
Und, was lange unterdrückt geſtanden,
Friſch zu ſehen mit friſchen Trieben drängen?

So ergebt's, mein deutſches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieſer abgedorrten Zeit,
Deiner einſt'gen Größe Eichenhaine,
Jenes feſten Sinnes feſter Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unſ'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigſten Geſtrüppe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einſam ſteh'n im wüſtverbau'nen Forſte
Deiner einſt vereinten Landespracht,
Wenig ſtolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländiſchen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raſchen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeſchoſſen kaum,
Von dem ringsumzog'nen Strauche,
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im erſten Keim.
Seh' ich dieſes, ha! entbrennt mein Zorn,
Und ſo mögſt du, theures Vaterland,
Mir's in dieſem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Förſters ſchwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Geſtrüppe.
Denn vielleicht erſchafft mein wilder Hieb
Manchem ſchwachen Pflänzchen ſtark'res Leben,
Welches ſich zu freierem Wuchſe ſpornt;
Und fürwahr vermöcht' von Tauſenden
Dieſes ich von einem nur zu ſagen,
Will ich muthig immer vorwärts ſchlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das iſt ſehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förſter, kräftig geſprochen: aber der Deutſche ſoll kein

Förſter ſeyn, ſondern ein Menſch. Das iſt der Jammer! Unter einer Million Deutſche gibt es nur zehn Menſchen. Die übrigen ſind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Juſtizräthe, Aſtronomen, Diplomaten, Geiſtliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förſter — und was man ſonſt noch ſeyn kann, wenn man nichts iſt. Der Schneider ſieht die Welt für einen Kleiderſchrank an, der Kaufmann für eine Börſe, der Soldat für eine Kaſerne, der Juſtizrath für eine Kanzleiſtube, der Aſtronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geiſtliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förſter, wie wir eben geleſen, für einen Wald. Der *Menſch* aber ſieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum ſoll Deutſchland ein Eichenwald ſeyn? Im Walde ſchrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, iſt nur die Freiheit des Wildes, das *flüchten* kann vor dem Jäger; aber ſein Tag kommt doch, früher oder ſpäter. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum ſollen die Deutſchen Eichen ſeyn? Was iſt Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, ſie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Froſtigen brauchen; aber wozu Schatten? Iſt uns zu heiß? Iſt nicht Deutſchland der Eiskeller Europens? Wird nicht jedem phantaſirenden Volke, das deutſche, als kalter Umſchlag, um den Kopf gelegt?

Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutſchen Krankenwärter? Und eine Eiche, was ſie ja Gutes bringt, ſie bringt es ſo ſpät! Eine Eiche iſt wie eine Darmſtädter Anleihe: erſt nach unzähligen Jahren zahlt ſie die Zinſen für längſt begrabene Mühe und Sorge. Iſt das kluge Wirthſchaft? Der unverſtändige Ahn, der ſich und ſeine Kinder ſpäten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, ſo mögen die Eichen leben. Aber das *Krüppelholz* will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, ſey es mit *hochgeſchwungener Art*, ſey es mit *wilden Satyrhieben*

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen —

— das iſt ſpartaniſch, aber gar nicht chriſtlich. Alles ſoll leben, Jedes ſoll leben. Jedes ſoll auch ſeinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtſtörend ſich vergrößere, ſondern indem es ſich von innen nach außen erweitere, ſo viel es mag und kann. Platzt eines darüber, deſto ſchlimmer für den Froſch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt ſeyn. Was wollte der Dichter mit der *einſt vereinten Landespracht*? Ich kenne keine ſolche. Zwar will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mehr deutſche Geſchichte gelebt, als geleſen, und daß ich in meinen ſchönen Secunda-Jahren über das deutſche

Mittelalter zum letzten Male eingeſchlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht ſo ein myſtiſches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug ſeyn; der Wachende hat die Abgötterei des deutſchen Kaiſerdienſtes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wiſſen, wo die wenig ſtolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da ſtehen, zu finden? Im tauſendjährigen deutſchen Walde ſah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige iſt Krüppelholz... Friedrich?... Nun ja, wer nur ſeinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch ſtehen, weiß man nie gewiß, wie groß ſie ſind; man weiß nur, welche größer. Und jene ſtolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, ſtehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber ſo iſt es. Die Deutſchen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutſchen ſpottend zurufen, was einſt Cid ſeinem feigherzigen Feinde Bermuz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung ſeiner vierfüßigen Majeſtät an den Setzkaſten dieſes Buches. Darin leſen wir erſtens: das „Sünden-Setzregiſter Sr. hochpreßbenglichen Gnaden," nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem erſten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die allerlei von Kunſt, Wiſſenſchaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen“ erzählen werden. Drittens ſagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich iſt, weiß der Teufel ſelbſt nicht.“ Deſto beſſer für den Recenſenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen“ des Buches, „die beſſern“ . . . „beſonders in der Leidensgeſchichte meines Volks,“ hat die Zenſur geſtrichen. Warum macht es der Verfaſſer nicht wie ſein Recenſent? Dieſer, wenn er nicht ſagen darf, was er denkt, ſagt das Gegentheil, und Lügen werden nie geſtrichen. Herr von Maltitz wird ſich davon überzeugen, wenn er nächſtens zu ſeinem Erſtaunen leſen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutſcher zu ſeyn, aber jetzt iſt es eine Ehre geworden.“ Wir müſſen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch dieſe erſonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuſchwärzen — warum ſollten wir auch nicht lernen, unſere Spitzen zu verſtecken? Iſt doch kein Leſer ſo dumm, daß er nicht wüßte, wo eine Scheide, da iſt ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch iſt ſehr in einander geſchachtelt, und jeder Inhalt iſt wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zuſammen. Gelaſius iſt eine Hypothek, auf welche die heiligen Polizei den erſten Inſatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie ſtreitig werden. Nämlich zur Zeit

Karls des Großen war Gelaſius, als ſogenannter Rebell, auf dem Blutgerüſte geſtorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüſterte ihm ins Ohr: wenn er ſich ihm verſchreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelaſius hatte keine Zeit zu überlegen und ſagte ja. Hätte er ſich beſinnen können, würde er ſicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter ſiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelaſius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tauſend Jahren, lebt Gelaſius unter dem Namen Gelaſius Grabe, als Stadtſekretär, im norddeutſchen Landſtädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tauſend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menſchen-Seele muß doch wenig mehr ſeyn, oder der Teufel iſt knickrig geworden! Der Stadtſekretär erſcheint den Kreuzburgern als ein ſiebenzigjähriger Mann; er iſt blaß, ein Hageſtolz, ißt und trinkt wenig, und läßt ſich im ſtrengſten Winter das Zimmer nicht heizen. . . Es iſt Nacht. Der Nachtwächter ſingt vor Gelaſius Hauſe ein myſtiſch-kabaliſtiſch-humoriſtiſches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unſ're Glock hat zehn geſchlagen —
Null iſt nichts und Eins iſt wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er ſingt; aber es iſt

Verſtand im Liede. Null iſt nichts und eins iſt wenig — weil das monarchiſche Eins ſich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert, und ſie zur Null gemacht. Ständen alle zehn ſelbſtſtändig neben einander, dann wäre Eins viel und die Zehn bildeten mehr, als tauſend Millionen. . . Wir treten in Gelaſius Studierſtube. Er philoſophirt, ſpricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Fauſtirt. Da ſchlägt es Mitternacht und der Teufel erſcheint; denn der tauſendjährige Vertrag iſt gerade abgelaufen. Als aber der Teufel ſeine Waare ſieht, denkt er vermuthlich, ſie ſey der Fracht nicht werth, gibt Gelaſius frei, und ſagt ihm freundſchaftlich: es ſey gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einſt freiwillig zur Hölle fahren. Gelaſius beginnt eine neue Laufbahn und ſo hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abſtreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelaſius Grabe Leben und Schickſale, in ſechs Kapiteln. Die Schickſale werden aber nicht erzählt, ſie erzählen ſich ſelbſt, ſie treten dramatiſch auf.

Erſtes Kapitel. Darin ſagt Gelaſius unter Anderem:

Der Saame, den ich einſt für's deutſche Wohl
An jenes Karls allmächt'gem Throne ſäte,
Er muß erwachſen, muß erblühet ſeyn.

Ich bin's gewiß; auch ſelbſt dem fernſten Norden
Ihm iſt ein lang'rer Tag zu Theil geworden.

Selig ſind, die da glauben! Mit dem Norden hat es ſeine Richtigkeit . . . ſo ein langer Tag, wie ihn die

Juden haben. Zweites Kapitel. Die Art wird über mancherlei Krüppelholz geſchwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf ſchlechte Chauſſeen, ſchlechtes Forſtweſen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauweſen, auf die Köpfe aller Deutſchen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel ſitzt auf dem Felſenthrone und ruft die böſen Geiſter herbei, ſich um den Preis für die höchſte Schandthat zu bewerben. Es erſcheinen: Krieg, Wolluſt, Eitelkeit, Aberglaube und Prieſtertrug. Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können ſich glücklich ſchätzen, daß größere Künſtler als ſie zu ſtolz geweſen, an den Olympiſchen Kinderſpielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulweſen und Mehreres. Ein Lohnlakei ſpricht:

Ja, tränk' der Deutſche ſtatt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas beſſer ſeyn!
Doch der Kartoffelſtoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geiſt's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer eſſen Kartoffeln, und die Italiener trinken herrlichen Wein und eſſen keine Kartoffeln, ſondern Macaroni vom feinſten Mehle! ... Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechſtes Kapitel. Gelaſius im Gefängniſſe der Stadt Judaea nova. Es hätte eben ſo gut heißen können: ſitzt gefangen in Europa. Mehr geographiſche Genauigkeit wäre zu wünſchen.

Dieſes Buch kann manchen Hunger ſtillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfaſſer war zu ängſtlich.

Den deutſchen Schriftſtellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Offizier in ſeiner erſten Schlacht, der ſich tödtete aus Todesfurcht — ſie zenſiren ſich ſelbſt aus Furcht vor der Zenſur. Es iſt eine unſelige Schwäche! Fremde Beſchränkung feſſelt den Geiſt, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter ſo betrübt iſt. Er kämpft nicht ſiegesfroh, wie einer der das Recht beſitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und ſtarben. Noch auf dem Scheiterhaufen ſangen ſie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix ſtieg die Wahrheit aus der Aſche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geſchlecht entgegen. Du aber, grauer Gelaſius, was ſoll ich dir ſagen? Du biſt ſo alt und noch ſo unerfahren, haſt tauſend Jahre gelebt und klagſt noch? Jede Zeit hat ihre Kruſte; jede Zeit, ſo lange ſie friſch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, iſt ſie hart und trocken durch und durch, und eſſen müſſen wir ſie, ſie erweichend mit unſern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorſehung iſt eine ſparſame Wirthin, ſie ſchafft keine friſche Zeit herbei, ſo lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geſchichte des ewigen Juden,

von ihm ſelbſt geſchrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewundernswürdigen Reiſen ſeit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Franzöſiſchen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer läſterlich geſchienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Verſöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, ſo furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endloſem Jammer verfluchte. Der jüdiſche Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und ſitzenden Handwerker, furchtſamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe zu kommen, hatte er ſein Mitleid verſchloſſen, und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrſchaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich, und darum freute es mich eben ſo ſehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfaſſer dieſes Buches, von ſeinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht ſo unglücklich iſt, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verſtande und ziemlicher Billigkeit verurſachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit anſehen zu müſſen, ohne jene heilen, und dieſe beſtrafen zu können. „Ich bin ein Iſraelit — ſagt der Herr ewige Jude im Anfange ſeiner Beſchreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jeruſalem verlaſſen und bin ſeitdem unaufhörlich gereiſt und muß noch bis zum Ende der Welt reiſen. Das iſt mein Loos; das der unwiderrufliche Beſchluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jeruſalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin ſeitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich: ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich eſſe und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich ſchlafe nie: ich bin nicht müde; ich verſtehe und rede alle Sprachen." Da hört man es! Iſt der Mann unglücklich zu nennen, den die beſten Jahre nie verlaſſen, der nie Hunger und immer Eßluſt hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der ſich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einſchläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen verſteht, ſich keiner ſchlechten Ueberſetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann ſo viel er will, da man ihn nicht einſperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein ſolcher Menſch iſt glücklich zu nennen, und gar mancher würde mit ihm tauſchen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden ſeine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert ſich nie, Andere ſelten. Sein Werk iſt ſehr zu empfehlen, beſonders dem weiblichen Geſchlechte, das bei Männern und Geſchichten am meiſten angezogen wird von dem, was äußerlich erſcheint und in die Sinne fällt — von Geſtalt, Geſichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen, was von der Perſonalbeſchreibung eines Zeitgeiſtes in den Paß geſetzt würde, wenn ſich der Geiſt der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteſte aus der Geſchichte ſeiner Zeit, das heißt der letzten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zuſammengeleſen, ſo daß ſein Werk eine Bonbonnière voll hiſtoriſcher Bonbons zu nennen iſt, oder um mit Mozin und Heyſe reines Deutſch zu ſprechen: eine *Gutchenbüchſe*, angefüllt mit geſchichtlichen *Süßbrödchen*. Das artige Buch wird ſich ſchon ſelbſt empfehlen.

XVIII.

Irländiſche Erzählungen.

Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in
Irland. Aus dem Engliſchen. Zwei Bändchen. Breslau,
bei Max. 1826.

Stille und anſpruchsloſe Erzählungen, die ihren Leſer, ohne Eigennutz, auf dem kürzeſten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen ſuchen. Die Dichtung hat ſie nicht geſchmückt, ſie tragen alle die geſunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weiſe bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter ſeinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne ſpiegelt ſich in einem Glaſe Waſſer, wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigſten Strohdächern, und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der engliſchen Regierung, leider nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, ſondern auch durch die, welche man ihm gelaſſen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erſte Uebertretung führt ohne Hinderniß zur letzten, leiſes Murren ſpringt zur Empörung über: denn die Mauer, welche die Geſetze umſchließt, iſt hinter dem Blutgerüſte aufgeführt. Kann auch eine Erſcheinung, an die wir ſo ſehr gewöhnt, uns nicht mehr erſchrecken, ſo wird doch keine Gewohnheit die Trauer ſtumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einſt den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieſes plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß dieſe Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben ſo ſchnell wieder gut zu machen, ſondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einſt, als ſie die Ungerechtigkeit beging, löblicher geweſen wäre. Dazu geſellt ſich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das Aeußerſte getrieben. Dieſes alte Geſchwür alter Staaten ſucht man jetzt in dem neuen und geſunden Frankreich durch Reizmittel künſtlich hervorzubringen, um die Franzoſen monarchiſch zu machen. Auch daß die großen irländiſchen Gutsbeſitzer in den Hauptſtädten wohnen, und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit ſolchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entſchädigt uns für den Kunſtwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gaſtfreundlichkeit und andere geſellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt ſich über dieſe

Lichtſeite ſeiner Gemälde wie folgt aus: „So ſeltſam es auch immer klingen mag, ſo iſt es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumſchränkte Herrſchergewalt unter den Menſchen ein Glück der Geſelligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfaſſung leben. Das Volk in Irland iſt durch den äußern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und ſah ſich daher genöthigt, im gegenſeitigen Umgange einen Erſatz für alle die Lebensgenüſſe zu ſuchen, die ihnen durch das Geſetz verſagt worden. Sie kommen daher häufiger zuſammen und pflegen Geſelligkeit, um unter geſellſchaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältniſſe zu vergeſſen und jeden Kummer zu verſcheuchen; und daher entſteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigſten Mangel und jene gute Laune ſelbſt noch beim Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte ſich kürzer ausdrücken können: *Der Despotismus hat ſeine Winterfreuden.*

XIX.

1. **Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.**
2. **Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours. Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.**

Es iſt gar nicht leicht, eine Geſchichte Spaniens gut zu ſchreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geſchickter Künſtler ſey. Einiger Mangel an Gelehrſamkeit wäre dabei vielleicht nachzuſehen (was läge etwa daran, daß ſich ein Schriftſteller in der Chronologie der gothiſchen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunſttalent würde eine ſpaniſche Geſchichte ſehr mangelhaft machen. Dieſe beſteht aus ſo mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verſtand zu überlegen iſt, wie ſie zu ordnen, welche hervorzuſtellen und welche in den Hintergrund zu bringen ſind. Licht und Schatten ſind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geſchichtsgemälde Spaniens die Einheit dramatiſch geben, die man ihm epiſch nicht geben kann. Spanien iſt ein hiſtoriſches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Geſichtspunkte aus gar nicht überſehen kann. Man muß es aus der Vogelperſpektive betrachten und ſich ſo hoch ſtellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geſchichte Spaniens eignet ſich durchaus nicht zu einer iſolirten Darſtellung und der Schriftſteller, der ſie ſo behandelte, hätte unverſtändig ein unverſtändliches Werk gemacht. Das iſt aber Vielen geſchehen und darum entſezten ſie ſich, ſo oft ſie der Inquiſition begegneten, und waren ſie vorher noch ſo ruhig und klar, überfiel ſie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen und ſie wußten nicht mehr, was ſie ſahen, noch was ſie ſprachen. Aber ein Geſchichtſchreiber darf nicht erſchrecken, er darf nicht furchtſam ſeyn; er darf auch nicht, ſo wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquiſition zu verwünſchen in hausbackener Entrüſtung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt ſeyn; aber ein Geſchichtſchreiber ſoll kein Familienvater ſeyn, er ſoll keine häuslichen, keine geographiſchen Gefühle, er darf nur kosmopolitiſche und religiöſe haben. Die europäiſche Menſchheit wird einſt Spanien Vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch Nichts hinzu, und hätte ſie ihm auch Nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen; ein Wort: das den Geiſt der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa Vieles an Spanien, ſo hat Spanien Alles ſeiner Inquiſition zu verdanken. Ein Volk lebt nur, ſo lange es von einem herrſchenden Gefühle beſeelt wird, und ein Volk iſt nur ſcheintodt, ſo lange ihm das Herz noch ſchlägt, und ſchlüge es noch ſo leiſe. Die ſo gering geachteten Juden, ob ſie zwar zerſtreut ſind, leben dennoch viel mehr, als manche zuſammengebundenen chriſtlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausſchreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das ſpaniſche Volk wurde immer von einer Idee beſeelt; es *lebte* immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom ſtritt es für ſeine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römiſchen Kaiſern, *glücklich*, wie man es nennt, *blühte*, wie man zu ſagen pflegt. Doch ehe der heilſame Schmerz der Unterjochung ſich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für ſeinen Glauben. Dieſe wurden verjagt und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenſchwäche und *Diplonaſie* gefallen; aber da erſchien die Inquiſition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch dieſe ward alterſchwach, und nach dem Pyrenäiſchen Frieden wollte ſtatiſtiſches Behagen Spanien überſchleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren ſchon kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquiſition hat ihn geſchlagen.

Nur drei Völker in Europa haben in Mitte allgemeiner

Erſchlaffung die Spannkraft ihres Geiſtes nicht verloren. Das ſind die ſchon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß ſie ſie aber nicht verloren, das haben ſie nur dem Deſpotismus zu verdanken, der ſie wach gehalten. Der ſchrecklichſte Deſpotismus iſt der gefährlichſte nicht — das gefährlichſte Gift iſt die Aqua Toſſana, die ohne Geruch und Geſchmack iſt. Die Katze Deſpotie iſt gefährlich, denn ſie ſchmeichelt und man traut ihr; die Löwin Deſpotie iſt es nicht, denn ſie droht und man weicht ihr aus. Wer ſtündlich ſeinen Kopf verlieren kann, verliert höchſtens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber ſeines Kopfes ſicher iſt, verliert das Herz. Unter den Mauriſchen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres ſeyn können — ein Spital. Nichts liegt dem Deſpotismus näher als Freiheit, und Nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter als die falſche, die halbe. Die Griechen hätten ſich nie ermannt, hätten ſie ſtatt unter einer rohen, unter einer eleganten Deſpotie gelebt, unter einer Regierung, wie die — wie die Ludwigs XIV.

Zwei große Dinge ſind jetzt im Werke: die Griechen werden Europa mit Aſien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Helleſpont, dieſe über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch einmal wegreißen, aber endlich wird ſie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Aſien oder Afrika überzugeben, oder die Türken und Mauren herüber kommen zu laſſen. Solche dichteriſche Aengſte hat freilich die Diplomatie nicht, und dieſe lacht wohl jetzt über den Berg, der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo Andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und ſie iſt ſehr nahe dieſe Zeit, nahe wenigſtens für ſolche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour ſagen: après moi le déluge!

Reden wir jetzt von unſern Verfaſſern, die die ſpaniſche Geſchichte mit dem Storchſchnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wiſſenſchaftlichen Werth; aber daran liegt Nichts. Was dem Schriftſteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leſer nicht immer zum Vortheile. Doch eine *ſittliche* Bedeutung haben ſie; ich ſage *Bedeutung*, ich ſage nicht, daß ſie einen ſittlichen *Werth* haben. Es iſt nämlich höchſt wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geſchichte ſchreibt. Es iſt, als fiele es den Menſchen wie Schuppen von den Augen, und als erführen ſie erſt jetzt Geſchichten, die ſchon vor tauſend Jahren geſchahen und ſchon viele tauſend Male erzählt worden ſind. Sie vertreiben die Jeſuiten und ihre Lehren aus der Geſchichte, ſie demokratiſiren, liberaliſiren ſie, und haben es ſchon dahin gebracht (was für Franzoſen, welchen theatraliſcher Pomp über Alles geht, viel iſt), die Römer in ihren glänzendſten Zeiten nicht zu lieben. Kann nun ein ſolches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menſchheit ein Regal geweſen, ſo iſt doch zu rügen, daß ſie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren die Vergangenheit auf eine ſolche Art, daß ſie ganz gut diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeſchickt, Anſichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin iſt ein junger Schriftſteller von großem Verdienſte. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der franzöſiſchen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrſchaft, die jene Lehren ſich errungen, ſicherſte Bürgſchaft iſt. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten — worden, werden die ſagen, die ſprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „**la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.**" Von Herrn Rabbe iſt nichts Böſes und wenig Gutes zu ſagen. Er ſchreibt klar, deutlich, auf herkömmlich franzöſiſche Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir;" kann ihm Spanien ſagen. Die Geſchichte Aragoniens in ihrem wichtigſten Zeitraume beſchreibt er, ſeiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographiſch, und daran that er wohl. Es iſt immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, ſo auch in Spanien älter iſt, als Deſpotie, und die repreſentative Verfaſſung älter, als die Herrſchaft der Beichtväter. Nun iſt es freilich wahr, daß repreſentative Verfaſſungen, wie ein geiſtreicher Staatsmann ſich ausgedrückt, nichts Anderes ſind, als maskirte Republicken; aber was ſoll man thun, wenn Nichts übrig bleibt, als die Wahl zwiſchen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erſtere und lernt eine Maske tragen — was ja ſo ſchwer nicht ſeyn ſoll. Mit den Aragoniſchen Ständen aber verhält es ſich, wie folgt. Sie bildeten ſich aus vier verſchiedenen Klaſſen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterſtand und der niedere Adel 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geiſtlichkeit. Kein Geſetz konnte in dieſer Verſammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden ſchließen, noch Münzen ſchlagen oder ſie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuſchaffen. Die, welche ſich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten ſich an die Stände, um Recht zu fordern: dieſes aber nicht als Bittende, ſondern im Tone freier Männer, welche die Bürgſchaft der Geſetze in Anſpruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-Oberrichter (justiza) den Vorſitz, und deſſen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieſer Groß-Oberrichter, auf einem Throne ſitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombres), den Deputirten der Geiſtlichkeit und der Städte umgeben, ſah den König mit entblößtem Haupte ſich zu ſeinen Füßen werfen, um den ihm vorgeſchriebenen, ſo berühmten Eid auszuſprechen. Während dieſer Ceremonie hielt der Juſtiza dem Könige einen Degen auf die Bruſt und ſagte ihm dann: Wir, die wir ſo viel gelten, als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unſerm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unſere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Juſtiza (deſſen Name, wie man ſieht, eine Art Perſonification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchſte Ausleger der Geſetze. Nicht blos die untern Richter, ſondern die Monarchen ſelbſt, waren in Allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen und ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Beſitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerſpruch jede Streitſache vor ſich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten, die Inſtruction fortzuſetzen und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo keiner ohne ſeine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu ſprechen. Er hatte eine gleich unbeſchränkte Macht über alle Verwaltungs- und Juſtizgegenſtände. Er übte ſogar Aufſicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, ſeine Proklamationen und Ordonnanzen zu unterſuchen, zu erklären, ob ſie den Geſetzen gemäß und auszuführen ſeyen.

Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Miniſter des Königs zur Rechenſchaft ziehen und ſie verabſchieden Endlich hatte er die Gewalt, den König ſelbſt vor die Stände-Verſammlung zu laden und ihn abſetzen zu laſſen wenn er ſeinen Eid gebrochen. Der Juſtiza ſelbſt, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeverſammlung Rechenſchaft von ſeinen Handlungen ſchuldig. (Dieſe mißgeſtaltete repreſentative Verfaſſung, die dem Juſtiza eine größere Gewalt gab, als ſelbſt die römiſchen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entſtehen, wo man mehr die Kraft als den Verſtand der Freiheit hatte. Aber doch ſo viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erſt vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegeſſen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterſcheidet ſich durchaus von dem des Herr Rabbe. Dieſer ſchrieb mehr für die ſogenannte gebildete Klaſſe; jener ſchreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzoſen ſtatt arme Teufel zu ſagen: hier aber wird die petite propriété des Geiſtes verſtanden. Wollte man in einer Bauernſchenke mit Beifall die Geſchichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen, wie Herr Simonot gethan. Geſunder Menſchenverſtand herrſcht allerdings im Buche; aber es iſt eine ländliche Geſundheit, die ſich in ſonnenbraunen Wangen, einer ſtarken Bruſt und in derben Fäuſten zeigt. Der Verfaſſer, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialiſch zu Werke, und verurtheilt die Helden der Geſchichte ohne viele Umſtände nach Kriegsrecht. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann zu ſagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris Nichts dabei wagt. Man erſieht doch daraus, daß ſelbſt die Macht der Ultra ihr nec plus ultra hat. Dieſes Werk, wie auch das andere, erſchienen, als der franzöſiſche Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da ſagen denn beide Verfaſſer, ſie wollten über die neueſten Vorfälle ein kluges Stillſchweigen beobachten. Auch ſchweigen ſie wirklich, ſo viel Franzoſen ſchweigen können — ſie kichern ſtark. Jetzt werden Andere kichern, und die Verfaſſer müſſen ſich mit dem Spruche Göthe's tröſten: „Was man in der Jugend wünſcht, erreicht man im Alter in Fülle.“ — Spanien aber hat von ſeiner früheſten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wohl in das Deutſche überſetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutſchland die Geſchichten bearbeiten ſollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher ſind uns die Franzoſen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geiſtes iſt, thut es den Franzoſen Noth, ihren Geiſt zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutſchen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geiſt nicht überfließe.

XX.

Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg

oder

Meine harten Schickſale im Kauzen-Lande.

München, 1818. Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier gibt man uns einen deutſchen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erſt, dann iſt der Ernſt auch nicht mehr fern. Mit allen den Wäſſerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeſchliffenen Xenien unſerer Spötter zerbrachen faſt ſchon beim Federſchneiden, um wie viel weniger waren ſie zu Brodmeſſern oder gar Schlachtſchwertern zu gebrauchen. Deutſche und Unglückliche können auch witzig ſeyn, aber ſpaßhaft ſind nur frohe, freie und ſatte Menſchen. Dieſer liebe Reiſende nach Hammelburg hat den Muth ich zu ſagen, und das verſpricht ſchon etwas; denn was ließe ſich von jenen furchtſamen Menſchen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Geſellſchaft reden, weil ſie ſich nicht erkühnen, die Verantwortung des Geſagten auf ſich allein zu nehmen? Er kitzelt unſere Zeit an ihren ſchwachen Seiten und macht ſie lachen. Wahrlich ſehr wohl gethan? Dieſe vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreiſen, damit ſie aufkomme und zur Sitte werde. Es iſt ohnedies nicht der üble Geſchmack, der eine Arznei heilſam macht, ihre Wirkſamkeit beginnt ja erſt hinter dem Gaumen.

Was der Verfaſſer über Stände geſagt, das möge ihm Gott wegen ſeines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch beſſer Feudalſtände, als gar keine! Um unſere Freiheit einzukeltern ſind uns zuvörderſt leere Fäſſer nöthig, und dazu wenigſtens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI

Histoire de la Révolution Helvetique, de 1797 à 1803: par M. Raoul-Rochette. Paris. 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menſchen, und von dieſem beſiegt: Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt: einfacher Hirten kindlicher Sinn, umſtrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, ſich bald in ihm fangend: ariſtokratiſcher Uebermuth dem Volke, und ariſtokratiſche Feigheit dem Feinde gegenüber: Republikaner, heilloſe Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantaſie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; Alles was die neuere Kriegskunſt Ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, ſtark gerüttelt, ſich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das iſt der Stoff, der ſich einem Geſchichtſchreiber der ſchweizeriſchen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig ſchön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereigniſſe lernte er durch Reiſen genau kennen, und er ſchilderte ihn in einer Sprache, die nordiſche Kraft mit ſüdlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten ſelbſt ſchöpfte er aus Zſchokke's Werken, aus Planta, Poſſelts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er ſich mündlicher Aufſchlüſſe des Generals Deſolles, Moreaus Adjutanten, zu erfreuen. Iſt es eine große Aufgabe jedes Geſchichtſchreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu ſchreiben, ſo hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöſt: er hat gehaßt, was haſſenswürdig, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenſtande ſeine Neigung geändert. Er iſt zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er ſtritt, weil ſie das Recht verließ, und geht mit dieſem zum Feinde über. Er bleibt ſich gleich in ſeiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt ſogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verſtändiges geweſen. Faſt mit Leid ſieht der Leſer dieſen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes ſich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht ſündlich wäre, ſo wäre es die mit der wir dieſes Lob ausſprechen. Es iſt eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menſchen leben in ihr! Wie man ſonſt Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laſter: wie man ſonſt die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die ſchlimmere ſey, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entſchieden. Die Grundſätze der Servilität, die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leſer weit ſtärker, als die, welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Geſinnungen verbergen. Darin iſt eben die Schadenfreude, mit der wir ſein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber ſpricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es ſo gut nicht, als es ſcheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verſtändiges, biederes und glückliches Volk hat ſeine Freiheit, ſeinen muthigen Sinn, ſeine Aufklärung, ſeine Bürgertugend und ſein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer ſolchen, die nicht wie die franzöſiſche, in Greuel endlich ausartete, ſondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieſes Volk und ſeine Geſchichte preiſt Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer ſolchen Begeiſterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß ſein Herz einverſtanden iſt mit ſeiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie ſeiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er ſich ketzeriſchen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und ſpricht wie folgt:

„. . . Doch muß ich erklären, und meine Leſer werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorſtellung dieſes Werk mächtig beherrſcht: es iſt der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die ſie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinnſt für Gewerbfleiß und politiſche Aufklärung ſie auch ſpäter daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, dieſe Idee überall einzumiſchen, doch ohne ſie je deutlich auszuſprechen. . . " Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, ſo theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menſchen, es iſt keine Idioſynkraſie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber ſich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette iſt zu beſcheiden, wenn er nur auf Leſer rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts ſehen, als betäubenden Straßentumult, koſtſpieliges Fenſtereinſchlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Waſſer die Felder und Saaten des Landmanns überſchwemmen, wenn ſtürzende Lawinen ſein Weib und Kind erſchlagen: ſo iſt das die Schuld des Frühlings nicht, es iſt die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt, und Eis auf Eis gehäuft hat. Iſt darum ein ewiger Winter mit ſeiner Stabilität und dem ſtillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die erſten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr

Raoul-Rochette ſagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzoſe zu ſagen! Er wagt zu verkennen, daß ſeit der Revolution das ſittliche Leben der Franzoſen in Hütten und in Paläſten ſich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs **XVIII**. ſittlicher iſt, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nordamerikaner ſeit ihrer Revolution ſchlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die ſie erlitten, entartete, das waren aber ſolche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römiſche Volk ſchlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette ſelbſt ſoll entſcheiden, wann das ſpaniſche Volk kanibaliſcher gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbſte 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern ſelig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren ſucht. So hat er, wie er ſelbſt erklärt, Zſchokkes Werke viel benutzt, und nicht blos von den Thatſachen, die ihm dieſer freiſinnige Schriftſteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, ſondern er iſt auch, wie man auf hundert Seiten ſeines Buches wahrnimmt, den Anſichten und dem Geiſte Zſchokkes gefolgt. In der Luſtral-Vorrede aber ſagt er: „Ich muß erklären, daß die Anſichten des Herrn

Zſchokkes von den meinigen ſehr abweichen.“ Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfaſſer, wenn er, um den niedrigen Leidenſchaften ſeiner Partei zu ſchmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinſte Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Oberſten Weiß, der im Anfange der ſchweizeriſchen Revolution eine Rolle ſpielte, und ſagt: „Der Oberſt von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte kriegeriſcher Schriftſteller und friedlicher General, und ganz ſo an die Spitze der ſchweizeriſchen Revolution geſtellt, wie der General Lafayette an der Spitze der franzöſiſchen ſtand, damit in beiden Ereigniſſen Alles gleich ſey.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftſteller, und er ſchwiege in den Kammern, aber ein kriegeriſcher General — wie Berton einer war. Die kugelfeſten Geiſter der Revolution ſind ihnen ſehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern Manches ſagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht iſt — ſo verſchweigt er auch Manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand, geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg ſuchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, ſogleich verbirgt er das Licht, und geht im Dunkeln weiter. So ſagt er gegen das Ende ſeiner Geſchichte

„Der letzte Akt dieſes denkwürdigen Drama's, den wir noch zu ſchildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden ſehen, daß durch eine jener ſonderbaren Verwicklungen, worin ſich der menſchliche Verſtand verliert, die ſonſt aller Orten beſiegte und unterdrückte Partei der Ariſtokratie, im Schooße der älteſten Demokratien Europens friſche Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, ſich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz faſt einen vollkommenen Sieg erlangt.“ Es iſt offenbare Ironie, wenn ſich der Herr Verfaſſer verwundert anſtellt, daß die Schweizer-Ariſtokratie an dem republikaniſchen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir ſeine Ironie verſtanden, wollen wir ihm ſagen, was er dabei gedacht. Die Ariſtokratie iſt überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, ſie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Ariſtokratie beherrſcht wird (ſey es auch unter dem Namen eines Fürſten), wird in jedem Vertheidigungskriege beſiegt werden. Denn da ſtehende Heere ein Land nicht zu ſchützen vermögen, ſondern dieſes nur das Volk in Maſſe vermag, opfert die herrſchende Ariſtokratie lieber das Land auf, als daß ſie einen Widerſtand des Volkes in Anſpruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine beſſere Herrſchergehülfen finden kann, als in der einheimiſchen Ariſtokratie, wird dieſe an

Macht immer ſo viel gewinnnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte ſich Bern gegen die andringenden Franzoſen ſo unentſchloſſen und feige benommen, und darum hatte es, troß ſeiner Schwäche, in dem Untergange der ſchweizeriſchen Freiheit, einen Zuwachs ſeiner Macht gefunden.

Herr Raoul=Rochette ſagt noch ferner in der Vorrede, er hoffe, der Scandal der Theilung Polens werde ſich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Alſo wäre zu fürchten? In ſolcher Gefahr müſſe die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. „**Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée,**“ iſt in großen Buchſtaben zu leſen. Dieſes **quos ego!** möge man ja nicht verſchmähen! Herr Raoul=Rochette mag gute Bekanntſchaften haben; er mag wiſſen, was er ſagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels.

Aus dem Franzöſiſchen. Germanien. 1819.

Schon die breite Quartform dieſer Blätter ſtellt maleriſch den vierſchrötigen deutſchen Michel, und das „aus dem Franzöſiſchen,“ und das „Germanien,“ ſeine Vorſicht und Preßfreiheit dar. Es iſt närriſch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien,“ Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt iſt; ſo ſehr iſt Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein iſt gar nicht teleologiſch, es hat keinen andern Zweck, als ſich ſelbſt, und iſt ſo wenig rezenſir- als hoffähig. Erſch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermiſchten Schriften miſchen. Der deutſche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber ſehr angenehm und treuherzig. Der Idee Maſſenbachs, einen National-Palaſt aufzuführen, worin alle deutſchen Prinzen der Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, dieſe lederne Wetterſcheide Nord- und Süd-Deutſchlands, dieſes ſtille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieſer Kaſtrat mit der ſchönſten Fiſtelſtimme, in den vierſtimmigen Geſangſtücken der Bundesverſammlung, zum Bauplatze angewieſen. Alle Lehrer, die an dieſer Fürſtenſchule angeſtellt werden, müßten ſich als Anhänger der Legitimität legitimiren; doch werden die „*liberalen Huſaren*,“ die ſich in Göttingen ſo erſprießlich gezeigt, nicht zurückgewieſen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Urſache.

XXIII.

Isloar, oder der chriſtliche Barde.

Galliſche Novelle

von

N. A. v. Salvandy.

Verdeutſcht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg, bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erſcheinen dürfen, oder nur verſchleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchen ſie dem Verbote und zugleich der Strafe für deſſen Uebertretung entgehen. Daher jene tauſend Mährchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürſten ſchmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geiſt zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unſere tauſend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wiſſen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verſtehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandy's und den Verfaſſer ſelbſt nicht zu mißdeuten. Dieſer achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand wollte den ſchrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion ſchildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römiſchen Kaiſers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen geſcholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich geprieſen. Salvandy wußte ſich von dem böſen Willen Voltaire's frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthum der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn ſo weit abſtehende Zeiten eine Vergleichung zulaſſen, verband römiſche Kraft mit griechiſcher Anmuth, er war ein Held und ein Weiſer: aber er regierte und ſtarb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochſtellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erſte aller Tugenden pries. Julian verkannte das Chriſtenthum, weil er ſeine Zeit und die Menſchheit nicht verſtanden, an deren Spitze er war. Das Chriſtenthum war als das Heil einer kranken Welt erſchienen, und Julian, die Hülfe, welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels anſehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er ſich vergangen; aber was nur ein Verbrechen ſeines Geiſtes war, hat Salvandy als ein Verbrechen ſeines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfaſſers zu mildern, denken wir, er habe es gefliſſentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu ſchweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu ſeyn: er wählte das erſtere und tadelte einen Fürſten, vor deſſen Rache er ſicher war.

Zu jener Zeit, als Julian das Chriſtenthum verſpottete, ſeine Diener aber, wie ſolches immer geſchieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters ſchmeichelnd und ſie vergiftend, die Chriſten grauſam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küſte der Normandie, Islaor ein Krieger und Armina, ſeine Geliebte. Beide dem Chriſtenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und ſtarben ſie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertodte erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tauſend und tauſend Mal um Entſchuldigung, daß er ſich die ſehr große Freiheit genommen, das Wort exalté als Subſtantiv zu gebrauchen, ob es zwar ſeit dem Entſtehen der franzöſiſchen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er ſieht ſeinen Fehler ein; ſagt aber, man habe dieſen Fehler ſchon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective ſubſtantivirt, ohne daß dieſes beſtraft worden wäre. Wir Deutſchen verzeihen dieſe kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn Picard; hätte er ſich nur ſonſt brav aufgeführt! Aber Himmel! was franzöſiſche Akademiker ſpaßhaft ſeyn können! Was ſie Allotria treiben! Deutſche ſind Elephanten dagegen: immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergeſſend, ſich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablaſſend. Und ſtünden ſie am erſten Mai auf der Terraſſe von Iſola Madre, und ſprächen ſie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: ſie ſprächen immer von der Analyſis des Unendlichen, von Babyloniſchen Keilſchriften oder andern offiziellen Dingen. Romane ſchreiben ſie nie. Warum aber ſollte ein Akademiker keinen Roman ſchreiben dürfen? Nur muß er gut ſeyn, und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutſcher Leihbibliotheken ihn überſetzen, dann würde er die Leſer, ſeinen Verleger und ſich ſelbſt betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatiſcher Dichter, ein Mann von ſechzig Jahren, ein geborner Pariſer, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein ſolcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht beſſer zu behandeln verſtand, iſt ein wahres Wunder. Man ſollte glauben, er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu ſchreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geſchrieben! Dieſer Verfall des Geiſtes iſt natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt iſt ſie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die ſchönen Augen ſeiner eigenen Frau ſchön beſungen. Wer ſich auf Menſchen und Dinge nur etwas verſteht, wird es dem Buche ſchon an der Stirne anſehen, daß ſein Inneres nicht gut iſt. Der Titel iſt das Kainszeichen. Es kann wohl ein Menſch in verſchiedenen Verhältniſſen verſchiedener Zeiten den Schwärmer ſpielen: aber es ernſtlich ſeyn, das kann er nicht. Es iſt nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig **XVI.**, für die Revolution und für Napoleon ſich exaltiren konnte, um ſo weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entſprungen, in reiferem Alter ſich verlieren mußte. Herr Gabriel Deſodry iſt weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen ſollte, läßt er den fungirenden Biſchof in der Kirche ſtehen, und tritt in die Welt zurück, um ſein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant, und darauf ein kaiſerlicher Höfling. Endlich ſtirbt Herr Gabriel Deſodry eines langweiligen proſaiſchen Todes. Bei einem Hof-Feſte nämlich, das Kaiſer Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Deſodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in ſeidenen Strümpfen, einer komiſchen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet ſich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und ſtirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein ſo exaltirter Menſch hätte ſich um keine kritiſche Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette ſterben ſollen, ſondern beim Rückzuge über die Berezina, wo ſeine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantiſche Philoſophie hatte ſich Deſodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München, und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philoſophiſcher Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, und machte unter dem Eſſen den Gabriel Deſodry mit den Geheimniſſen des Abſoluten bekannt: „**Bientôt il se passionna pour l'Absolu.**“ Deſodry, ſich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutſche Univerſität. Herr Picard malt die deutſche Univerſität nach der Natur. Eine Univerſität iſt nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Profeſſoren wohnen. Der Hof des Gebäudes iſt mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel ſpielen. Deſodry geht zum Rector Müller. Dieſen findet er mit ſeiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauſcht ſich in Bier und nöthigt den Fuchs Deſodry mit ihm zu trinken. Unter Profeſſor Tilmans Leitung ſtudiert der Franzos die Kantiſche Philoſophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein ſchönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantiſch hingelagert. Es war die Romantiſche eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Deſodry macht ihre Bekanntſchaft, ſentimentaliſirt, philoſophirt mit ihr, verliebt ſich in ſie, findet Gegenliebe und iſt nahe daran ſie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Profeſſor Tilman ſein glücklicher Nebenbuhler iſt, und der Betrogene ruft aus: „**Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique**

et l'absolu?" Allzuſtrenger Herr Vicard! Führte das Abſolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer ſchönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Abſolute gar eine ſo ſchlimme Sache nicht. Aber das Abſolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: **Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?**

XXV.

Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824.

Von

F. C. H. L. Pouqueville,

ehemaligem Generalconſul von Frankreich bei Ali Paſcha von Janina.

Deutſch herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Profeſſor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen.
Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine ſchlafloſe Stunde macht — denn wir vertrauen feſt auf Gott, Newton und das Gravitationsſyſtem, daß ſie die europäiſche Menſchheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen laſſen — wir wünſchen den Griechen Sieg und Heil und den Türken ſchmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in ſeinem in Wien erſchienenen Werke: „Des osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung,“ dieſe Staatsverfaſſung und dieſe Staatsverwaltung hochgeprieſen hat. Iſt Freiheit das unerſetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert, als das griechiſche? Brauchte Freiheit erſt verdient zu werden, wer hätte ſie mehr verdient, als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten ſind von ihnen geſchehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblaſſen und unanſehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott ſtand an ihrer Spitze, der unbeſtechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der Liſt, nicht mit der Schmeichelei ſich abfindet. Wie ſie mit den mahometaniſchen Türken fertig geworden, werden ſie es auch mit den Andern werden. Und würden ſie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; ſie ginge nicht verloren. Für die Habſucht und Herrſchbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergoſſen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Samenkorn in weit entfernte wüſte Länder und befruchtet ſie — ſo die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geſchichtſchreiber der Griechen zu ſeyn. Durchdrungen vom Geiſte der alten Zeit, und angeekelt von der Seelenloſigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er verſteht ſich auf die Freiheit, denn er war in der beſten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als franzöſiſcher General-Conſul in der Nähe Ali Paſcha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann *war*, und daß er es *geweſen*.

Pouqueville hat aber den Ali Paſcha zu ſehr mit europäiſchen Augen angeſehen. Dieſer war ein Naturtyrann, mit dem ſich nicht rechten, mit dem ſich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch ſeine guten Seiten. Es iſt wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab ſein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Geſetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, ſprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität, und nahm alle Verantwortlichkeit auf ſich allein. Er betrog nur die Menſchen, aber den Himmel ſuchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ ſeine beſtimmten Schlachtopfer, ehe er ſie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen proviſoriſch ſchmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotiſchen Beweiſe der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, ſeine Tyrannei überſchritt nicht die Gränze ſeines Landes. Wo ſeine Grauſamkeit, ſeine Habſucht und Herrſchbegierde endigten, da hörten auch ſeine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er keinem Wehe gethan. Er gab ſeinen Söhnen eine gute chriſtlich-europäiſche Erziehung. Aus einer Aeußerung eines ſeiner Söhne, Muktars, ergibt ſich dieſes deutlich genug. Als man ihm einſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung das Journal de l'Empire überſetzen mußte, wo er, wie ſeine Familie, etwas ſtark mitgenommen war, brach er in Verwünſchungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunſt aus, die er Voltaire zuſchrieb. „Nur wir Paſcha's, rief er, ſollten leſen und ſchreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen laſſen, und fände ich Jemand, der mehr wüßte als ich, ſo müßte er ebenfalls ſterben.“ Verwünſchen wir den Vater eines ſolchen Sohnes ſchon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Paſcha ihre Freiheit verdanken, möge ſeine Aſche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ipſilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterliſt zu werden, und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Bruſt getragen. Dann lernen wir die Hetäriſten kennen, deren Selden, die heilige Schaar genannt, nur zu ſterben, aber nicht zu ſiegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verſchwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünſche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif ſind, da bedarf es keiner Verſchwörung, wo dieſes nicht iſt, nützt ſie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu ſtürzen, dann wird ſie nur eine neue an dieſe Stelle ſetzen, weil jeder geheimen Verbindung ariſtokratiſche Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes beſteht nur in der perſönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in ſeinem Lebenskreiſe und überlaſſe das Uebrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorſehung dafür preiſen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ipſilanti noch der Brüderſchaft der Hetäriſten ſeine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouqueville's Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müſſen wir das, was er verſchwiegen, ſo zu leſen wiſſen, wie das, was er geſagt. In dieſer Zeit des Druckes ſind Worte Wegweiſer zu Gedanken, die der Verſtändige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte ſpricht, ſagt er unter Anderem: „Aber jene im Finſtern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unabläſſig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede ſittliche Erhebung, jeden edlern Aufſchwung, jede Feſtigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und ſomit jede Hervorbringung des wahrhaften Chriſtenthums zu vernichten ſtrebt, weil ihre Genoſſen ſelbſt keines ſittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächtchriſtlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenſchlichen Begeiſterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür ſich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig ſind, und daher mit vollem Rechte in alle dieſem den gefährlichſten, unbezwinglichſten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — dieſe Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.“ So iſt es, und ſchlimm, daß es ſo iſt! Die Führer der Menſchheit legen ihr Hemmketten an, ſo oft ſie bergauf geht; niederwärts aber überlaſſen ſie ſie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt ſind ſie mit Spanien. Sie ſagen: es ſey freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber ſie hätten doch wenigſtens „das Prinzip gerettet.“ Man braucht Pouqueville's Werk nicht erſt zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr iſt jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde leſen, die Deutſchen zumal werden es verſchlingen; denn dieſe haben mehr Zeit als Engländer und Franzoſen, ſich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutſche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe ſie zuknacken. Sie ſpielen ſo lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber ſie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indeſſen haben ſie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen ſie auf den Kern. Dieſer Kern iſt das Leben, und die Schale das Buch. Man iſt den Deutſchen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geſchälte Nuß gibt, ſie lieben das Krachen. Iſt die Holzſchale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann ſind ſie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch ſind ſie am meiſten lüſtern, ſie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That ſchön lang und freuen ſich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer ſie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, ſondern ſchreibe, und wer ſeines Erfolgs gewiſſer ſeyn will, der recenſire. Aus dieſem Grunde habe ich einige Anſichten über die verwetterte Judenſache in Form einer Recenſion eingekleidet, dieſe aber darum der ewige Jude überſchrieben, weil ich tauſendmal in meinem Leben zu dieſem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdiſcher Handelsmann ſeine Zahlungen ein, ſo machen die Gerichte bekannt: Die jüdiſche Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingeſtellt. Iſt ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdiſcher Nation, Advokat jüdiſcher Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, ſo heißt es: ein Jude war's. Zeichnet ſich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann ſagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgeſinnten ſprechen: er mache ſeiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und beſtellt ſich einen Rock, ſo bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Iſaak habe ſich ein ähnliches Kleid machen laſſen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, ſo erzählt ihr der Gärtner, Frau Eſther habe ihm vor einigen Tagen einen Roſenſtock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengaſſen für jene Aus- und Einziehenden, und ſchwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdiſchen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den chriſtlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile ſind, und gar nicht an

Juden denken, ſetzt man ſich dort an eine Wirthstafel und ein Reiſender aus Frankfurt ſitzt unter den Gäſten, ſo kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleiſch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Geſpräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, dieſe Narrheit ſchon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde ſich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: *Der ewige Jude!*

Das Buch, hinter das ich mich ſtecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen deſſen Theilen, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holſt. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfaſſer ſagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutſchen Literatur ein *klaſſiſches* Werk geliefert zu haben. Dieſes uneigennützige Geſtändniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer ſolchen Aeußerung, das *Bureau der deutſchen Klaſſiker* in Carlsruhe nicht ſäumen werde, ſein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt verſichere, daß die Schrift ſeines Verlages durchaus nicht klaſſiſch ſey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünſchen, jenes gegen die Juden feindlich geſinnte Werk wäre in der Form eines ſaubern, mit Kupfern gezierten Taſchenbuches *Gegenliebe* und Freundſchaft auf das Jahr 1821 erſchienen, damit es chriſtlichen Frauen in die Hände gekommen wäre: denn dieſe hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen geſetzgebenden Männer günſtiger zu ſtimmen geſucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige ſich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche ſie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holſt zu leſen, aber ſo, daß ſie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos ſpielend die Gänſeblümchen darauf pflücken. Der Verfaſſer hat ſein ſtaatswiſſenſchaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börſenhalle, zu einem Handelsſchiffe, einem philoſophiſchen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er ſich und ſeinen Freunden ein Luſtfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrſcht, die wir früher am Landſturme, da er ſich erſt verſuchte, geſehen haben. Der Vordermann ſtößt dem Hintermanne in's Geſicht, der Hintermann ſchießt den Vordermann todt. Es iſt dieſes im wörtlichſten Sinne wahr; ein Paragraph ſtößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber ſo ausgedehnte

Beſitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfaſſer ſich aus dem freien Felde zurückzieht, begibt er ſich hinter die Schanze ſeiner Unverſtändlichkeit und iſt gedeckt. Man kann die Feſtung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Waſſergraben umgibt das Werk; man kann ſie nicht aushungern, denn ſie hat ſich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfaſſer iſt ein rechtgläubiger Kameraliſt aus der baufälligen Schule des v. Juſti; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine ſchwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Chriſten ſeyn müßten, iſt ihm die höchſte Staatsweisheit. Wenn Geiſtloſigkeit aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle, meine Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freiheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth keucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſich abzuziehen geſucht: aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit ſiegen — und die *Liebe* behält immer Recht, denn ſie allein iſt unſterblich.

Die Schrift des Herrn **Dr.** Holſt iſt eine Sammlung alter Anſichten mit kaum noch ſichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tauſend Hände, durch welche ſie gegangen, abgeſetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem ſelbſtgeſchaffne Vorſtellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu ſchreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des Letztern darf man ſich freuen; es iſt gut, daß endlich die deutſche Wiſſenſchaft ſich ſo eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geiſtlos ſeyn kann, ohne zugleich ſittenlos zu ſeyn. Eigentlich verſtehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianiſchen Philoſophie des Verfaſſers zu begegnen hat. Alle ſeine Reden ſind *kantirt* — ich meine nicht *candirt* (überzuckert), ſondern in Art und Weiſe des *Kant*, wobei die reine Vernunft ſo lange kritiſirt wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn **Dr.** Holſt im Zuſammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in ſeinem Hauſe gar nicht zurecht finden, und werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen: und wenn er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein praktiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep: denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt, keinen Andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln, und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloake voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht, als ſeiner Sache gut iſt: denn der unterirdiſche Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottloſigkeit und alle übrigen Laſter wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menſchen unter ihnen, allein dieſe wären nicht als Juden anzuſehen, ſondern gleichſam als Chriſten. Auch ſey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes und Herzens auch unter den Chriſten anzutreffen wären, aber ſolche verworfene Menſchen wären keine Chriſten, ſie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch ſo ſprechen? Sie könnten ſagen: „Habſucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldſamkeit und die andern ungenannten Laſter haften auf den Chriſten. Es gibt wohl Einige, die davon frei ſind, das ſind aber edle jüdiſche Seelen, und nicht als Chriſten anzuſehen. Auch unter uns gibt es Taugenichtſe, allein ſolche Ruchloſe verdienen den Namen Juden gar nicht, ſie ſind Chriſten.“ Nun, wenn das nicht toll iſt, ſo ſperrt eure Narrenhäuſer weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß ſie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftſteller werden. Wenn es euch Freude macht, ſo theilt immerhin die Menſchen in Schafe und Böcke ein, und ſtellt die Einen rechts, die Andern links; wenn ihr aber erklärt: alle, die rechts ſtehen, ſind Schafe, und die links ſtehen, Böcke — ſo iſt das ja entſetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menſchen mit euch rede.

In der *Einleitung* der Schrift wird unterſucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in beſonderer Beziehung auf Judenthum.“ Man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihm gelungen iſt, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrſcht, ſehr anſchaulich zu machen. Seine Gedanken ſpielen blinde Kuh: hat auch einmal einer die Wahrheit erhaſcht, ſo werden ſogleich dieſer die Augen verbunden, und ſie tappt eben ſo unwiſſend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zuſehen. Mein ſchwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffaſſen können. Vormals durften ſich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten ſie einen Degen tragen, ſo mußte es an der rechten Seite geſchehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, ſo ſollten die Pferde hinter einander geſpannt werden; bei Krankheiten mußten ſie in den Lazarethen die von Chriſten zubereiteten Speiſen genießen, ſo groß auch ihr Gräuel vor denſelben ſeyn mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die chriſtlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter ſchwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuſchlafen. (Dieſes vortreffliche Mittel, in den Kirchen die ſchädliche Wirkung des Paſtoral-Opiums zu verhindern, ſollte die mediziniſche Polizei auch gegen Chriſten anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Ausſage, deſſen Namen und Wohnort er nicht wußte, ſo mußten alle Juden des Orts demſelben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmſte in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchenthüren eine Maulſchelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen beſondern Leichen-Zoll erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch *Charon* erhielt ein Fährgeld: doch mit dem Unterſchiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Chriſten aber den lebendigen Schatzmeiſtern in den Mund geſteckt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode beſtraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechſels in das Haus eines Chriſten liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Chriſt Acceptant war, ſolchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozeſſes fand ſchon dann ſtatt, wenn ein Chriſt einen andern einen Juden hieß (unter ſolchen Umſtänden war wenigſtens dieſes Geſetz weiſe). Der edle Verfaſſer weiſt mit gerührter Stimme auf dieſe guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Chriſten und Juden daraus Troſt ſchöpfen und entnehmen mögen, wie der Geiſt des Menſchen vorſchreite trotz der Verhaue der Dummheit, und wie ſein Herz ſich immer mehr veredle, trotz des Beiſpiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben ſo lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude ſeines Glaubens wegen nicht Bürgermeiſter werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen ſeinen Degen *rechts* anhängen mußte. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt (ob er zwar den Satz auf *ſeine* Art anwendet): „es ſteht von unſerm ſogenannten (ja wohl!) *aufgeklärten*

Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tauſend Jahren auf daſſelbe zurückgeſehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerſt finſter ſah es noch in den mehrſten Köpfen damals aus.“ Nach einigen tauſend Jahren? Herr Dr. Holſt hat große Geduld! Was mich betrifft, ſo hoffe ich es noch zu erleben, daß man ſelbſt in keiner deutſch-engliſchen Colonial-Stadt ein aufrühreriſches oder albernes Buch gegen die Juden wird ſchreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfaſſer, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollſtändiges Converſations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien anſieht, begnügt ſich damit nicht, und ſpricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn ſie wollten. Was, fragt er, würde daraus entſtanden ſeyn, wenn man die Juden mit den Chriſten völlig gleichgeſtellt hätte? Großer geometriſcher Jammer, antwortet er. „Ein jüdiſcher Bauer z. B. würde zu ſeinem chriſtlichen Nachbarn geſagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte ſind ſie ſich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.“ Der Verfaſſer, wie man ſieht, iſt ein guter Feldmeſſer, und wäre bei Verfertigungen von

Kataſtern und bei Friedensſchlüſſen gut zu gebrauchen, er verſteht ſich auf Länge und Breite der Dinge beſſer, als auf ihre Tiefe.

Der erſte Abſchnitt enthält eine „allgemeine Ueberſicht der in den letztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden.“ Herr Dr. Holſt kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten für Juden geſchrieben, ſo ſagt er, es wären unſtreitig verkappte Juden geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur roheſten Klaſſe von Menſchen, und ſpricht von ihrer zügelloſen Kühnheit und beiſpielloſen Frechheit. Man muß geſtehen, daß es närriſche Käuze in der Welt gibt. Herr Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beiſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und mukſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es eben ſo lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier iſt, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweiſen zu wollen — Beides machte mir Langeweile. Es geſchieht auch meiner

Abhandlung „für die Juden,“ die in den Zeitſchwingen ſteht, Erwähnung. Ich beſitze zwar in dieſem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber verſichern, daß die mitgetheilten Auszüge entſtellt ſind. Ich ſoll geſagt haben: „Der Streit gegen die Juden und der Streit gegen den Adel gehe aus einer und derſelben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Ariſtokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen ſoll.“ Und an einer andern Stelle: „Da die producirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt: ſo mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen.“ In beiden Sätzen iſt weder Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft geſprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Phyſiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klaſſe geſprochen, ſo konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da ſie ja in einem ſo hohen Grade thätig ſind, daß man ihnen dieſe Rührigkeit ſogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur ſolche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man ſchwitzt, ſo will ich, was ich leicht könnte, dieſe poröſe Anſicht jetzt nicht beſtreiten; ſondern ich bemerke, daß die Juden allerdings ſtark tranſpiriren, theils weil ſie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den pſychiſchen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen ſich rühmen, im kritiſchen

Dezember vorigen Jahrs mehr geſchwitzt zu haben, als die meiſten Chriſten ſelbſt in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer *vermeinten Ariſtokratie* geſprochen haben. Die Handels-Ariſtokratie der Juden iſt ſo wenig *vermeint*, als die Geburts-Ariſtokratie des Adels, ſie ſind beide wirklich vorhanden. Jene aber iſt kein *Vorrecht* der Juden, ſondern ein *Zwang*, da man ſie gewaltſam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Ariſtokratie des Adels aber iſt fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde *für* Juden und *gegen* Adel; denn dieſer verhält ſich zum Bürgerſtande, wie die chriſtliche Welt zur jüdiſchen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den *breiten Stein* des Lebens allein behaupten und uns Philiſter im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeſchmackt iſt, als es iſt: *ſie gelaſſen dulden*.

Es iſt komiſch genug, zu ſehen, wie Schriftſteller, welche gegen Juden eifern, nachdem ſie ſich ſchwindelnd hoch verſtiegen, und zu beweiſen geſucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judenſache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem ſchmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfaſſe, einem Wechſel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem ſie von Tod und Unſterblichkeit, von Beſtimmung des Menſchen, von Theokratie, von Sittlichkeit geſprochen; nachdem ſie gezeigt, daß Judenthum ein atmoſphäriſches Gift ſey, welches die ganze Erde umhülle, kommen ſie dahin zu bemerken, die Luft ſey doch an jedem Orte verſchieden, und ſie ſuchen nicht blos für jede Stadt, ſondern auch in der nämlichen Stadt, für jede beſondere Straße darin, ein eigenes anti=jüdiſches Intereſſe zu vertheidigen. In dieſer Straße ſollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieſer Straße ſollen ſie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieſer rechten Seite ſollen ſie Häuſer haben dürfen, aber keine Eckhäuſer; in den mit doppelten Ausgängen verſehenen Häuſern ſollen ſie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieſer Thüre ſollen ſie mit dieſer Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und ſo wird der dicke Klotz des Unverſtandes in tauſend Schwefelhölzer zerſpalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holſt iſt etwas beſſer, als dieſe meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hanſeſtädten. Er meint, dieſe hätten ihre eigene Natur, und es ſey Unſinn, zu denken, daß in den Bundesſtaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holſt kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesverſammlung iſt gewohnt, Alles reiflich zu überlegen, und was ſie auch wegen der Juden beſchließen möge, ſie wird ſich nicht übereilen, und hanſeatiſcher Weisheit die Zeit laſſen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der beſcheidenen Vermuthung geſchrieben, daß es Keiner leſen werde: denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfaſſer ſich ſelbſt ſo nahe treten, das Folgende zu äußern. Es iſt nämlich die Rede von der grauſamen Wuth, mit welcher man *ehemals* gegen die Juden verfuhr, und er tadelt *jene* Grauſamkeiten. (Iſt nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden ſelbſt; *denn aus dem Judenthume iſt ja das alte blutige Chriſtenthum entſprungen.* Ich will ſeine eigenen Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine *unwiderlegliche* Weiſe dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entſtanden ſind, daß, dem Sinn und Geiſt des Stifters der chriſtlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen und unglücklicher Weiſe, in jener *finſtern* Zeit, auf Chriſtenthum eingeimpft worden; ſo daß alle jene Gräuel *urſprünglich* dem Judenthum *einzig* und *allein* zur Laſt fallen.“ Das iſt ein wichtiges Geſtändniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß iſt dieſes Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerriſſen werden. Der Verfaſſer weiß ſelbſt nicht, welch ein herrliches Wort er geſprochen: wie ein Kind findet er an der Muſchelſchale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abſchnitt betrachtet das Judenthum in religiöſer Hinſicht. Auch in dem zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfaſſer hierüber ſagt, redet er gegen ſeine eigenen Zwecke. Denn indem er von der moſaiſchen Theokratie und von den rabbiniſchen Dogmen ſpricht, zeigt er, daß die Juden, ſo wie ſie ſind, haben werden müſſen, und daß bei nun verſiegter Quelle nur noch ein ſtehendes Waſſer läſtig ſey, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es iſt die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne ſtritten, wer mächtiger ſey. Da verſuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete, je feſter hüllte ſich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden ſind ſolche Wandrer, der Rabbinismus iſt ihr Mantel, der Sturmwind ſeyd Ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abſchnitte wird das „Judenthum in moraliſcher Hinſicht ſowohl in als außer deſſen Heimath“ betrachtet. Der Verfaſſer behauptet, die Juden wären ſchon im Lande Canaan Spitzbuben geweſen. Haben ſie etwa die dort fließende Milch gewäſſert, den dort fließenden Honig nach falſchem Maße verkauft? Nein, der Verfaſſer beweiſt nichts; er zeigt blos, auf welche Weiſe die Juden im gelobten Lande haben Betrüger ſeyn können, wie ſie die dortigen Landesgeſetze haben umgehen können, und geht dabei eben ſo ſinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur ſeines logiſchen Zirkels. Er bezieht alle Laſterhaftigkeit nicht auf den Wandel, ſondern auf den Handel des Menſchen: die Börſenhalle iſt ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum ſpricht er auch nur vom Hauſiren, vom Wucher der Juden. Ich begreiſe nicht, warum das Hauſiren ein Laſter ſeyn ſoll, den Chriſten pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuſer beſitzen, und an manchen Orten gar nicht beſitzen dürfen, ſo bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als in fremden Häuſern häuslich zu ſeyn. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrifft, ſo glaube ich nicht, daß die chriſtlichen Kaufleute beſſer ſind als die jüdiſchen. Auch ſie ſind Egoiſten; man muß ſie nur nicht nach ihrem Epiſtolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie ſchreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13 habe empfangen“ — „Sehr ſchönen gerauchten Lachs und friſche Auſtern habe erhalten.“ und laſſen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menſchlichen Herzens wiſſen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort, haben verſteckt iſt. Der Verfaſſer zeigt ſich als liebender Vater, indem er dafür ſorgt, daß nach ſeinem Tode kein einziger Jude dem Erbhaſſe ſeiner Kinder entzogen werde

Darum beſchließt er teſtamentariſch, daß ein Jude, ſelbſt wenn er Chriſt wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das iſt gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdiſches Blut bedürfe zu ſeiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erſt dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er ſich mit einer chriſtlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfaſſer ſchon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In ſein väterliches Haus ſey einſt ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht! Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an,“ darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Taſche gezogen, und geſchworen: das Haus ſey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen ſolle. Das war nun freilich eine unmenſchliche Grauſamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnſt gefallen; aber der wahre und gute Chriſt kennt die Rache nicht, und verzeiht ſeinen Feinden.

In dem vierten Abſchnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinſicht, in Rückſicht auf Künſte und Wiſſenſchaften behandelt, behauptet der Verfaſſer, die Juden hätten in keiner Kunſt und Wiſſenſchaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag ſeyn oder nicht ſeyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden ſchlechte Bücher ſchreiben, dann mögen die Recenſenten hep hep rufen, aber der Staat darf ſich nicht hineinmiſchen. Soll man darum ihren Handel beſchränken, wie der Verfaſſer wünſcht? Man ſoll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entſchließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, ſo würde ich rathen, allen Schreibgeſellen in Deutſchland den Alleinhandel des Papiers zu überlaſſen, damit ſie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbſt Mendelsſohn wäre nicht der vortreffliche Schriftſteller geworden, er hätte ſeinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn ſein vertrauter Umgang mit chriſtlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftſteller Judenthum und Chriſtenthum verſchmolzen hätte. Wenige mögen hierüber ſo urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogener wiſſenſchaftlicher Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel ſehen, wie weit der Ideen-Umtauſch zwiſchen dieſen beiden Männern ſtattfand; wie zutraulich Mendelsſohn unſerm Reimarus Aufſätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen Anmerkungen ſie von dieſem Manne begleitet worden ſind.“ Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: ſo oft der Verfaſſer einen Juden trifft, von dem er geſtehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Menſch ſey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Chriſtenthums, ſcheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelsſohn aus dem Umgange mit chriſtlichen Gelehrten gewonnen ſchmälert das ſeinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, ſie wird erworben. Vielleicht iſt Herr Dr. Holſt reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müſſen: wir andern armen Teufel aber ſind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufſätze Mendelsſohns verbeſſert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbeſſern, wenn jener, um ſeine abweichenden Anſichten darzuſtellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf ſeine Denkweiſe von einem andern regeln laſſen, muß er nicht mit ſeinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holſt mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, iſt wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geſchrieben. Aber von dieſem Manne konnte er ſeinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unverſöhnlichſte Todfeind aller Bedrückungen. Das Converſations-Lexicon ſagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beſchränkt wurde, da nahm er ſich ihrer an. Daher ſchrieb er gegen Getreideſperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleiſchtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewiſſen Bedingungen den Nachdruck), gegen mediziniſche Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Poſitive in den Vorſchriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden ſollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er ſich keinen dogmatiſchen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einſtimmung und ihrem Widerſpruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einſtimmung der Weltordnung war ſeine Religionslehre.“ Ein ſolcher Mann konnte unmöglich eine Krämerſeele haben, welche Menſchenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem ſolchen Manne ſollte man nicht vergebens umgegangen ſeyn!

Den fünften Abſchnitt überſchreibt der Verfaſſer: „Judenthum im Geſchäftsleben (in bürgerlicher Hinſicht) betrachtet, wo auf die ſo ergiebige Quelle hinzuſehen iſt, woraus Judenthum ſich einen immer höhern Vermögensſtand, ſelbſt Reichthümer zu verſchaffen im Stande iſt, und dadurch die Verhältniſſe der Geſammttheile mehr und mehr zerrüttet.“ Schon an den Pulsſchlägen dieſer pochenden Ueberſchrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfaſſer über dieſe Gegenſtände ſprach. Judenthum iſt ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er ſchreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensſtand — ſelbſt Reichthümer! — und warum nicht ſo gut als wir? Er ſagt: „man ſagt nicht zuviel, wenn man den geſammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,“ und geht dann mehrere Geſchäftszweige durch und zeigt, wie ſie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die chriſtlichen Handelsleute beſſer machen? Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt: „keine menſchliche Weisheit iſt je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu erſinnen, ſie mögen noch ſo durchdacht, und geprüft ſeyn, wie ſie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten; er geſchehe mit Waaren oder mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen ſind, weil Juden dann die ſchlaue Politik ausüben, chriſtliche Häuſer darin mit zu verwickeln, um von dieſer Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu geſtehen, es fehlt nicht an Blutſaugern höherer Klaſſen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.“ An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo ein chriſtlicher Wucherer ſtattfindet, der die moraliſchen Grundſätze verläßt, in welchen er zum Unterſchied des Judenthums erzogen worden . . tritt ein ſolcher nie ſelbſt auf, ſondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geſchäft allein betreiben.“ Aus dieſen wichtigen Geſtändniſſen folgt: 1) daß es auch chriſtliche Blutſauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Chriſten nicht beſtraft wird, denn die Juden glauben ſich geſchützt, wenn ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen; 3) daß Chriſten die Juden zur Theilnahme an Wuchergeſchäften verleiten, weil ſie ſich nicht ſelbſt herausſtellen wollen; 4) und aus allem Vorigen zuſammengenommen, ergibt ſich, daß man nicht unterſcheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinſchaftliche

Rechnung mit Chriſten getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, **ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Chriſten gibt.** Herr **Dr.** Holſt hat dieſes Alles ſo unwiderleglich bewieſen, daß ich begierig bin, wie er ſich bei ſeinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — dieſe Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, dieſe heraufgeſtiegene Furie der Habſucht, dieſer leibliche Goldteufel — mir in der tiefſten Seele verhaßt iſt, ſie mag in der Geſtalt eines Hebräers, eines Muſelmannes oder eines Chriſten mir entgegentreten. Aber iſt dieſe Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Iſt ſie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünſtet, erhaltend zwar das Leben, weil ſie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo ſie abgeſondert erſcheint? Ihr murrt und ſprecht, die Juden wären die Prieſter Merkurs, und ſteckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann ſind ſie ſchlauer, als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Prieſter, die Anbetung ſchafft den Götzen. Werft euern Abgott um, zerſtört ſeine Tempel — und die Fleiſchgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber ſeyd Sklaven des Handels, und Nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr ſagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verſchwiſtert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu ſeyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzuſtreichen, ſo iſt Eure Beſcheidenheit zu loben. Aber brüſtet Euch nicht mit erhabenen Geſinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt als niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt. Mögen die Juden haſſenswürdig ſeyn, aber Euch kommt es nicht zu, ſie zu haſſen. Eure Sache iſt noch lange nicht ſo ſchlecht, als ſie vertheidigt wird; denn es iſt der verdiente Fluch leidenſchaftlicher Verblendung, daß ſie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter ſprechen! Sie ſagen nicht, man ſolle die Juden aus dem Lande ſtoßen, ſie ſagen es nicht; denn ſie heucheln, ſie wollen nur, daß man ihren Handel beſchränke. Aber indem ſie auf dieſe Weiſe an der Wohlfahrt vieler tauſend Menſchen die Zweige abſchneiden, nachdem ſie die Früchte geſchüttelt, wollen ſie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, ſollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verſchließt die Hausthüre, daß ſie ſich nicht retten — Ihr jagt ſie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß ſie nicht umwenden können. Iſt das menſchlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Chriſten ſeyet, aber es iſt doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr chriſtliche Geſinnungen, die Ihr ſelbſt nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuſchvollen Mitte dieſes Buches im Hauptquartier des Judenhaſſes angekommen war, gedachte ich zu ſpotten und dem Verfaſſer zu ſagen: er möchte, ſo ſehr auch ſein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufſchlitzen, und ſich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen, ganz ſo gebildet und geordnet ſeyen, wie bei Chriſten, und dann ſolle er mir erklären, wo die Anweiſung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menſchen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu ſpitzen, die Wahrheit iſt ſchon ſpitz genug. Der Verfaſſer hat dafür geſorgt, daß ſeine Grundſätze nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdiſchen Leibern nicht beſſer um, als mit den jüdiſchen Seelen. Der ſechste Abſchnitt ſeines Buches betrachtet: „Judenthum in phyſiſcher Hinſicht.“ Eine ſchöne freiwillige Beiſteuer zu Frank's mediziniſcher Polizei! Er erſchrickt gewaltig vor dem Anwachſe jüdiſcher Bevölkerung, und ſchreibt ſie dem häufigen Zwiebeleſſen der Juden zu. Er ſagt: ſie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, ſo berührten ſie doch „das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen“ und dieſes nennten ſie ganz lächerlich „ſich gewaſchen haben.“ Nach ſeiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäſchereien ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naſchhaften Judenmädchens, ſo macht er, wie zierliche Redner ſagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das ſaubere Mädchen habe die Elephantiaſis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geſchieht, behauptet er, es ſey eine jüdiſche geweſen, und die Juden hätten alle die garſtige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römiſche Dictator Sylla geſtorben ſind. Aus dieſem Allem aber folgert er, man müſſe die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Beſen wegkehren, und ſie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultras unſerer Zeit hat Ariſtokratenſucht ſtark gefiebert, aber ſo heftig als der Verfaſſer hat noch keiner geraſt. Er meint, eine Judenhaut käme ſchon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der ſiebente Abſchnitt betrachtet „Judenthum in hiſtoriſcher Hinſicht" und ſpricht von den Quellen der ältern und neuern jüdiſchen Geſchichte. Dieſes Kapitel gibt weder Stoff noch Luſt zu Bemerkungen. Wo der Verfaſſer aufhört, ſich ſelbſt zu parodiren, und die natürliche Art ſeines Geiſtes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend haſſen, oder eben ſo glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieſes Buches zu ſchwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Literatur-Sammlung von Jugendſchriften gehe ſchon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine ſchöne Blumenleſe von getrockneten Giftkräutern ſeyn!

Der *achte Abſchnitt* betrachtet: (dieſes häufige *betrachtet*, iſt nicht *mein* Wort, der Verfaſſer gebraucht es, und mit Recht; denn er *beweiſt* nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er ſie — eben betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Unterſuchung, zugleich in politiſcher Hinſicht, aus einem *ſtaatswiſſenſchaftlichen* Standpunkte.“ Der Verfaſſer muſtert darin ſeine martialiſchen Grundſätze, um zu ſehen, ob keiner deſertirt ſey, und läßt ſie dann mehrere Schwänkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als ſich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine ſchöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen ſie, zwar zu Fuße und daher langſam, aber ſicher die Weltherrſchaft zu erreichen ſuchen. Er ſagt, die Juden hätten ſchon jetzt eine große Menge Tagereiſen zurückgelegt. Sie ſprächen: „Wir Juden ſind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verſchiedenen Staaten ſind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, *warum ſollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?*“ Der Verfaſſer fährt fort: „Werden ſchon gegenwärtig *weithinausſehende Aeußerungen* gemacht: ſo wird es, bei höher ſteigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum ſollten denn uns Juden *die Pforten der Fürſtenhäuſer* ſo ganz geſchloſſen ſeyn?

Was könnte wenigſtens hindern, daß z. B. ein Beſitzer vieler angeſehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürſt annähme, damit dereinſt ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde.“ Die Wahrheit iſt mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfaſſer in dem hier Geſagten beiſtimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings ſind unſere Juden Fürſten ſchon ſehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich ſelbſt kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten ſieben Jahren ſeinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, ſeinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlaſſen. Aber der Verfaſſer hätte Nichts übertreiben, und ſich von ſeinem Haſſe ſo ſehr verblenden laſſen ſollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnſinn und Ruchloſigkeit haben ihre Gränzen. Es gibt angeborne Gefühle des menſchlichen Herzens, die auch der verworfenſte Böſewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden ſind ſchon Erz-Böſewichter genug, daß ſie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das iſt unglaublich, ſo tief kann der Menſch nicht ſinken!

Der Verfaſſer beſchreibt ferner die verſchiedenen Diebsſchlüſſel, mit deren Hülfe das ſpitzbübiſche Judenthum die Pforten der Fürſtenhäuſer aufzuſchließen gedenkt

Zuerſt erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter verſteht er den Verein derjenigen jüdiſchen Glaubensgenoſſen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbiniſchen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienſt verlaſſen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er ſagt: der Tempel-Verein ſchreite mit Umſicht, mit Beſonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beſeitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsſtrichen nicht eigen und überflüſſig; ſo gibt es für das Judenthum mehr Proſelyten in Einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Chriſtenthum nicht gegeben hat.“ Ich habe hierüber Nichts weiter zu bemerken, als daß ſich die Juden dieſes ſollen geſagt ſeyn laſſen; man muß von ſeinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfaſſer, wie folgt, bezeichnet. Die Juden ſuchen ſich die Redaktion ſehr vieler periodiſchen Blätter und Zeitſchriften zu verſchaffen; ſie ſuchten ſich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; ſie ſuchten Zenſoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums ſind, zu Schutzſchriften zu verleiten; ſie bemühten ſich, durch Neu-Chriſten die Direktion der Schauſpiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Verſiflage preiszugeben. (Zu dieſem Zwecke hätten ſie ſich beſſer an den Verfaſſer gewendet.) Endlich hätten ſie auch in unſern Tagen den Verſuch gemacht, ſich in den Buchhandel „hineinzuſetzen,“ um eine völlige Herrſchaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen“ müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftſteller unter den Juden ſich ſchon ſo weit geäußert: „Daß jüdiſche Conſiſtorien in den verſchiedenen Diſtrikten Deutſchlands zu errichten ſind; daß alle Conſiſtorien ein Central-Conſiſtorium, ein Concilium zu bilden haben; daß ſodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geſchehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürſt der Gefangenſchaft wie ehemals) über alle Concilium ſodann geſetzt werde! . . . Ob nun hieraus je ſo ein Weſen als jüdiſcher Hoheprieſter (**Pontifex maximus**) dereinſt daraus hervorgehen könne, der erſt Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geiſtlicher Herr werde und ſey; ſtelle ich der Betrachtung Anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfaſſers ſtehen laſſen. Er iſt, wie Jeder ſieht, etwas hypochondriſch, und ſieht Alles durch einen ſchwarzen Schleier. Mit der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des Judenthums hat es in den erſten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere gibt, mag der Hoheprieſter ſein Schwert in der Scheide laſſen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu ſchaffen; und was das Rauchfaß betrifft, ſo kann der Hoheprieſter räuchern, ſo lange er Luſt hat, die Juden laſſen ſich keinen blauen Dunſt vormachen.

Der Verfaſſer zeigt ſich ſehr ungeſchickt, wenn er die Juden mit den Jeſuiten vergleicht, und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einſtimmt, welcher heißt: „Alle Beſtrebungen der Jeſuiten ſind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewiſſen findet bei jeder widerſetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.“ Was geht aus dieſer Zuſammenſtellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, ſey ſie auch ſo groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verſtattet iſt, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu ſchließen, dann wäre die chriſtliche Religion die verwerflichſte unter allen, weil alle Völker der Erde zuſammengerechnet, von der Wiege des menſchlichen Geſchlechts an, nicht die Hälfte der grauſamen und wahnſinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Chriſtenthums verübt worden ſind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigſtens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben dieſe Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beſchönigen. Die Jeſuiten aber haben im Namen der chriſtlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückiſchen Schlangenbiſſen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angeſtrengt, die Welt in Blödſinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geſchichte haben ſie wie falſche Spieler gemiſcht, damit die Karten nach ihrem Wunſche fallen. Nur den Betrüger haben ſie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, ſondern Gewalt und Betrug unterſtützt, wo ſie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Chriſtenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, ſie haben eine falſche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchleſe man das große, fünfhundert Seiten lange Regiſter jüdiſcher Sünden, welches der Verfaſſer verfertigt, und ſehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind ſie ſchlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätheriſche Freunde: morden, rauben, ſtehlen ſie; kennen ſie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielſucht; ſind ſie unhäuslich, träge, vertaumeln ſie ihr Leben in Sinnesluſt? wenn ſie das wären und thäten, dann hätte es der Verfaſſer ſicher geſagt. Aber nein, ſie berühren das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen, ſie nehmen 20 Prozente, ſie meſſen knapp, wie Herr Dr. Holſt behauptet, ſie gewinnen auf 10 Ellen Waaren 1/8 Elle, welches, wie der Verfaſſer nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Abſatze von 10 Millionen Ellenwaaren einen betrügeriſchen Gewinnſt von 100,000 Ellen machen — würde! (Man ſieht, der Verfaſſer iſt immer noch ein Anhänger der Conjunktive). Und das iſt Alles! Verworfene Juden ſind nicht ſchlechtern Herzens als verworfene Chriſten, und ſie haben einen Vorzug, ſie ſind beſſern Geiſtes

Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menſchen: ſie durchſchauen die Heuchelei und üben ſie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, ſie ſtehlen bei Tage, und die Nachtdiebe ſind gefährlicher. Sie thun das Böſe, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödſinn oder Ungeſchicklichkeit. Sie ſind Erdenbürger, nicht Beiſaſſen eines ſchmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin ſie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenſchaften, aber nur große; ſie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüſten, wobei man nicht lebt und nicht ſtirbt. Sie haben Blut, oder ſind blutleer, aber ſie haben nicht jenen wäſſerrichten Milchſaft, der in Schneckenſeelen kriecht. Kurz: ſie ſind Fleiſch oder Fiſch; kürzer: ſie ſind keine Philiſter. O wehe über die Philiſter! Ein Einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchloſe. Sie morden nicht das Leben allein, ſie morden die Freuden des Lebens. Das iſt kein tüchtiger Dolchſtoß, womit die Rache ihren Durſt abfindet, das iſt der Rüſſel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Naſe das Blut ausſchlürft, und den gelaſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Das iſt kein ſtarkes Fieber, das geſund oder todt macht, das iſt ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das iſt nicht Winterfroſt, nicht Sommergluth, nicht Sturm, nicht Zephyr, das iſt das abgeſchmackte naßkalte Herbſtwetter, das verdrießlich an den Fenſtern plätſchert, und — friert man oder nicht, ſoll man einheizen oder nicht? — man weiß es ſelbſt nicht, und keift und ſchmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So ſind die Philiſter, ſo ſeyd Ihr Judenhaſſer. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbſt Eure Tugend iſt ungefällig, ſie iſt ſchön gewachſen, hat aber Sommerflecken. Selbſt Euer Recht iſt ärgerlich: denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, ſondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit: denn ſie iſt die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden iſt fruchtlos. Ihr ſeyd nur mit eines Eſels Kinnbacken zu ſchlagen, man muß ſelbſt ein Philiſter ſeyn, um mit Euch fertig zu werden.

Profeſſor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geſchrieben (ich kenne es nicht). Herr **Dr.** Holſt erwähnt dieſes Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerre ic. des Staatsrechts ſeit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes ſeyn, ſich weitläufig gegen die Herrn Lips und alle Diejenigen zu äußern, welche Menſchenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterſcheiden, welche zwiſchen religiöſer und politiſcher Toleranz nicht den geringſten Unterſchied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verſchwendet werden.“ Daß Herr **Dr.** Holſt die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme: im

Herzen hat er ſie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes ſey, ſich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, iſt gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß ſich aber Menſchenrecht von Civilrecht, religiöſe von politiſcher Duldung ſo unterſcheiden ſolle, daß man Anſprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerſpreche ich. Ihr glaubt ſelbſt nicht an dieſen Grundſatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf iſt beſſer geworden, Ihr ſucht jetzt, was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil ſie es verdienen; Ihr haßt ſie, und ſucht, ſo gut Ihr's könnt, zu beweiſen, daß ſie es verdienen, und Ihr haßt ſie, weil ſie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiſte nicht nachfolgen, und dieſer kehrt zu jenem zurück; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menſchenrechte nennt, das ſind nur Thierrechte: das Recht, ſeine Nahrung aufzuſuchen, zu eſſen, zu verdauen, zu ſchlafen, ſich fortzupflanzen. Dieſe Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und dieſe wollt Ihr auch den Juden laſſen. Die Bürgerrechte, dieſe allein ſind Menſchenrechte: denn der Menſch wird erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft zum Menſchen. Er wird darin geboren, er wird alſo als Bürger geboren. Dieſes iſt der Grundſatz Englands, Frankreichs und jedes freien

Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch Nichts bedingt ſeyn, als durch die völlige Entwicklung der Geiſteskraft, und dieſe muß als vorhanden angenommen werden, ſobald die körperlichen Kräfte reif erſcheinen. Alſo iſt jeder Menſch Bürger, ſobald er mündig iſt. Ihr ſagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Chriſten gibt es viele verlorne Söhne der Natur; ſo laßt ſie auch nicht Bürger werden, ſo macht Klaſſen. Ihr macht ja ſo gern Klaſſen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu ſtehen, als ein Niedrigerer, ſolltet Ihr auch hundert Stufen niedriger ſtehen als ein Höherer. Weil Ihr ſelbſt Sklaven ſeyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich ſind keine Menſchenrechte, denn ſie ſind unmenſchliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schuſterpfrieme, die Krämerelle, dieſe machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch iſt Eure Toga, erſt im Grabe bekommt Ihr Gemeinweſen; aber Eure Bürger ſind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verroſteten Hochmuth Eures Stadt-Philiſterthums, dieſen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerſtolz gegen Adelſtolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er iſt brüchig, er iſt Euch auch zu ſchwer geworden, denn Ihr ſeyd die ſtarken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöſe Duldung wollt Ihr gegen Juden üben, und ſeit wann führt Ihr dieſe

Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, ſeitdem Euch gleichgültig geworden iſt, ob der Jude einen falſchen oder wahren Gott anbete, ſeitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdiſcher Schacher den chriſtlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren beſſer als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber ſie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den ſie in ihrem Wahnwitze ſich erdichtet: aber ſo ſchamlos waren ſie doch nicht wie Ihr, daß ſie öffentlich dem heidniſchen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert, und gelehrt hätten, man müſſe die Juden ſchlachten, damit ſie den Markt nicht verderben.

Der Verfaſſer ſpricht ein „Schlußwort, an das Judenthum ſelbſt gerichtet.“ Er ſagt darin: „Meiner Geſinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich ſeyn, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob ſie deren Verfaſſer ebenfalls, höchſt ungerechter Weiſe, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, ſeine Abſicht ſo ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann keine Juden haſſen, ſie gehören der geſammten Menſchheit an. Auch unter ihnen gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerthe Menſchen. Dagegen aber ſteht das Rabbiniſche Judenthum, auf moſaiſche Theokratie ſich lehnend, nach ſorgfältigſt vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehäſſigkeit vor ſeinen Augen.“ Es iſt brav, daß der Verfaſſer die Verkennung ſeiner Abſichten nicht ſcheut; wer für

Wahrheit ſtreitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhaſſer anſehen; denn das iſt wirklich ſo ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es iſt deutſche Art, Alles aus der Selbſtſucht herzuleiten. Weil die Deutſchen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurtheilt; weil ſie beſtändig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinſte Zuglüftchen freier Berührung einen ſteifen Hals, und jeder Wind iſt ihnen ein Böſewicht; und endlich, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen ſie, das müſſe jeder verſtändige Mann auch wiſſen, und wenn er alſo dennoch redet, müſſe er ſeine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfaſſer die Juden nicht haßt, ſondern nur das Rabbiniſche Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum ſondert er das Rabbiniſche Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbiniſche Judenthum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleiſch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; Ihr möget es verfolgen, ſo viel Ihr Luſt habt. Aber der wirkliche lebende Jude hat Auge, Herz, Fleiſch und Ehre, welche Menſchlichkeit zu ſchonen gebietet. Ihr ſagt, der Talmud ſey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müſſe ſie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdiſchen Magenbeſchwerden an? Führt der Rabbinismus ſeine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgeſetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten ſind nicht ſo gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eiſenmenger, und von Euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdiſche Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden ſich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holſt geſteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menſchen; er hat aber nicht geſagt, wie man dieſen guten und achtungswerthen Menſchen begegnen ſoll. Soll man ſie etwa lieben und ſchätzen? Meint er das, dann hätte er ſich auch damit begnügen ſollen, die ſchlechten und verächtlichen Juden dem Haſſe und der Verachtung, und ſich nicht erlauben dürfen, ſie auch dem Drucke der Staatsgeſetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenſchaft, worin man die übrigen halten ſoll, gefordert? Man nenne mir ein Geſetz, das zum Vortheile der Beſſern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorſchlag zu einem ſolchen Geſetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in paſſenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der

Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als *vier* jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen, einem weiſen Polizei-Geſetze zuwider, lieber *ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung* Kranke behandeln, als das man ſich entſchlöſſe, ein thörichtes Geſetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdiſche Advokaten, die jetzt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen, und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und alſo damals nicht vorherwiſſen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwicklung derer, die ſich vom Schacher losmachen? *Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben.* Ihr Herren von Frankfurt, ſagt mir, warum ſollen nur *vier* jüdiſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſeyn dürfen? Seyd ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrter Mitglied dieſes Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch ſitzen und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Caſino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr ſeyd Handelsleute. Aber Jene frage ich wiederholt, und, noch einmal ſey es geſagt, ich laſſe mich nicht abweiſen und will Antwort haben. Wie! die Körperſchaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrten-Verein, das Muſeum, die Leſegeſellſchaft, die Beförderer nützlicher Künſte, dieſe zuſammen bilden vielleicht tauſend Menſchen, welche Alle die Feder zu führen geübt ſind, und nicht Einer ſollte aufſtehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen ſtraft, oder der beweiſt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, ſo tretet hervor, und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfaſſer ſagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf . . . nie von der Wohlfahrt der Geſammttheile getrennt werden.“ Dieſes iſt ſehr wahr; aber wenn dieſes wahr iſt, ſo darf auch die Wohlfahrt der Geſammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tauſend Menſchen aufopfern, um Zehntauſenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch Jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch ſehr leicht fallen, zu beweiſen, daß der Handel der chriſtlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdiſchen eingeſchränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewieſen? — Euren Vortheil, nicht Euer Recht. **Fiat justitia, pereat mundus** — ſagt Ihr ja ſelbſt, ſo oft es Euch bequem iſt; aber wenn es Euch nicht bequem iſt, ſagt Ihr: **Vivat mundus, pereat justitia!** Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben ſo gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun, die Zeit hat Euch zur Menſchlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben ſo viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um ſie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzuſehen? Aber Ihr wollt gezwungen ſeyn. Der Deutſche iſt taub, der Wagenführer der Zeit mag ſchreien ſo laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erſt zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder ſchon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Bruſt packen und Euch hier und dorthin ſchleppen. Zu der Franzoſenzeit genoſſen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es geſehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderſchaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit, und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten ſich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hauſe, und die Mäuſe ſprangen auf dem Tiſche; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zuſammengeſchrumpften Grundſätze wieder hervor; da weichtet Ihr ſie ein, um ihnen ein friſches Anſehen zu geben; aber ſie ſind locker und unſchmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler iſt am Geiſt, mag ſie genießen. Schämt Euch!

Herr **Dr.** Holſt hat ein Schlußwort an das Judenthum ſelbſt gerichtet; aber damit endigt ſein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfaſſer fiel es wahrſcheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne ſeines Buches noch einen Kometenſchweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für dieſen Anhang muß groß ſeyn; denn es iſt darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er ſeine jüdiſche Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhaſſes gefällig zu beweiſen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierherſetzen, damit man ſich daran erquicke. Man laſſe ſich von ihrer ſchweinsledernen Außenſeite, und ihrer Dicke (jedes derſelben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abſchrecken. Sie leſen ſich ſo angenehm als Walter Scott's Romane. Das erſte Buch, welches Herr **Dr.** Holſt „ein rühmliches Werk“ nennt, heißt: „**Tractatus de Juribus Judaeorum**: vom Recht der Juden, worinnen von denen Geſetzen, denen ſie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Teſtamenten, Succeſſionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Beſtrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, **Oneribus** und Beſchwerden, inſonderheit der Cronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zuſammengetragen, und mit **Praejudiciis, decisionibus** und **Responsis** überall beſtärkt. Denen Richtern, Amtleuten und ſonſten jedermänniglich zum Beſten, mit einem hierzu dienlichen Regiſter verſehen, herausgegeben von **Joh. Jodoco** Beck. **J. U. D.** Hochgräfl.-Hohenloh-Neuenſtiniſch und Hochgräfl. Giechiſchen Rath, bei Löbl. Univerſität Altdorf **Pandectarum**

Professore **Publico** et **Facultatis Juridicae assessori Ordinario.** Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath **Beck iſt todt,** die Univerſität Altdorf iſt todt, **das Hohenloh-Neuenſtiniſche** und das Giechiſche Reich ſind beide todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen: aber die Grundſätze des Buches ſind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutſchen nachrühmen, daß ſie die Kunſt, Leichname einzubalſamiren, in hohem Grade verſtehen. Die meiſten ihrer Geſetzbücher ſind Mumien, mit unverſtändlichen Hieroglyphen bemalt — und von ſolchen Kabinetsſtücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eiſenmengers, Profeſſors der orientaliſchen Sprachen bei der Univerſität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt erſchrecklicherweiſe läſtern und verunehren, die heil. Mutter Chriſti verſchmähen, das Neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſteln, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen, und die ganze Chriſtenheit auf das Aeußerſte verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Chriſten entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt geweſene Dinge und große Irrthümer der jüdiſchen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar ſehr vielen mit großer Mühe und unverdroſſenem Fleiß durchleſenen Büchern mit Anziehung der hebräiſchen Worte und derer treuen Ueberſetzung in die teutſche Sprach, kräftiglich erwieſen, und in zweien Theilen verfaſſet, deren jeder ſeine gehörigen allemal von einer gewiſſen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Chriſten zur treuherzigen Nachricht verfertigt, und mit vollkommenen Regiſtern verſehen. Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergnädigſten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Chriſti Geburt 1711. 2 Theile.“ Der erſte Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zuſammen alſo 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttauſend Seiten, und Ihr leſet ſie mit Vergnügen, warum ſolltet Ihr vor dem Eiſenmenger zurückſchaudern? von vielen, ſowohl in artiſtiſcher als in nationalökonomiſcher Hinſicht, ſehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der ſchöne gothiſche Bauſtyl der deutſchen Sprache ganz verloren gegangen iſt! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eiſenmengeriſchen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holſt: „Judenthum in allen deſſen Theilen“ das iſt ſo zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Miſchung von lateiniſcher und deutſcher Sprache, wie vortheilhaft iſt ſie allen Leſern! Iſt das Deutſche unverſtändlich, wird es vom Lateiniſchen erklärt:

wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holſt nicht verſtehen, das rein deutſch geſchrieben iſt? Dürfte ein neuer Schriftſteller von ſich ſelbſt ſagen, was Eiſenmenger geſtand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt geweſene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdroſſenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu überſetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftſteller auf ſein Buch drucken laſſen: Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen allergenädigſtem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoriſtiſch ſeyn, und ſagen: daß in ſeinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leſer würde es für Ernſt halten. Sonſt brauchte man nur den Titel eines Buches zu leſen, und man wußte ſchon Alles, was im Buche ſtand; jetzt aber muß man das ganze Buch leſen, um den Titel zu verſtehen. Kann etwa Jemand den Titel folgenden Buches verſtehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmiſchen Beziehungen von Dr. Bührens, Arzt in Barmen?“ Gewiß nicht, ohne das Buch geleſen zu haben, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin geleſen, daß der Verfaſſer zeige: „wie die großen cosmiſchen Epochen und Ereigniſſe, welche das Schickſal ganzer Länder und Völker entſcheiden, auch im organiſchen

Ausdruck ſich wiederholen und offenbaren … und wie von hier aus die dunkelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.“ Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdeckte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen, und über Alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch ſo umſtändlich als vormals, welch ein großer Vortheil wäre dieſes für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrenſold heutiger Schriftſteller iſt, und daß ſie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger ſelbſt. Ein Eiſenmengeriſcher Titel könnte allein ſchon das Mittagseſſen einer literariſchen Familie bezahlen, und wie viel ſolcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre ſchreiben! Die Bücher ſelbſt brauchten dann gar nicht verfaßt, alſo auch nicht geleſen, alſo auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Meſſe die zehn Bände des Leipziger Verzeichniſſes zu bezahlen.

Ich kehre zum Profeſſor Eiſenmenger und zum Herrn Dr. Holſt zurück. Letzterer erzählt weiter was ihm Erſterer erzählt hat: nämlich: verſchiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es ſcheint, Herr Dr. Holſt beneidet die Juden, daß ſie faſt noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden ſind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht ſo unheilbringend geweſen ſind, als die der Chriſten. Jene trugen eine hölzerne Britſche in der Hand, ſtatt eines blutbefleckten Schwertes, und wenn ſie ja ſich boshaft zeigten, ſetzten ſie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber ſpaniſche Autos Da Fé-Mützen. Der Verfaſſer hat Recht, ſich über die Tollheiten der Rabbiner luſtig zu machen, er ſollte aber dabei nicht maliciös ſeyn. Ich bin überzeugt, daß er ſo viele Rabbiniſche Gelehrſamkeit beſitzt, als ich, der ich gar keine beſitze, und daß er daher ſo gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbiniſchen Lehre verſtanden, und nur mit Vorſatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will verſuchen, ſeinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holſt macht ſich luſtig über folgende Talmudiſche Fragen und Räthſel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieſes wirklich von Stahl geweſen?“ — Ich ſehe nicht ein, was hierüber zu lachen iſt. Dieſe Unterſuchung hat einen technologiſchen Zweck, und verdient es, daß ſich die Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und Gewerbe damit beſchäftige, wenn ſie auch ſonſt nichts Jüdiſches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entſcheiden, ob man zu Adam's Zeiten ſchon Stahl verfertigt hat, ob es

damals ſchon Damascener Klingen gegeben, und wenn Eiſen und Stahl damals noch nicht bekannt geweſen, wie ſich Adam Feuer geſchlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel ſeiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich ſehe in dieſem Zweifel von Seiten der Herren Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchſt grob geweſen, wenn ſie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener ſey? Mit der Größe des Apfelbiſſes ſteht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie fragen alſo verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entſcheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geſchält, und die Schalen nebſt den Körnern, die ſie aus zarter Aufmerkſamkeit herausgenommen, allein gegeſſen hat, ſo kommt es auf Eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Feſttage legt, genoſſen werden dürfe?“ — Herr Dr. Holſt behauptet, über dieſe Unterſuchung ſey ein ganzer Foliant geſchrieben worden. Dieſesmal hat er Recht, ſich luſtig zu machen: denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben ſich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig ſeyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden ſo bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es eſſen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bei der Auferſtehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derſelben, beſonders die Gelehrten aufſtehen werden?“ — Ich glaube, daß alle Juden aufſtehen werden, doch nicht alle zugleich; denn ſonſt würden ſie ein ſolches Geſchrei machen, daß die Beiſitzer des jüngſten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, ſo werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müſſen. Wenn man ſie nicht brauchte, ließe man ſie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferſtehen werden?“ — Dieſes wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden ſie ſpäter aufſtehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geſchehe, würden ſie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürſten wiederum unter den Menſchen ſeyn werden?“ — Nein; denn es iſt bewieſen, daß Fürſten die Stellvertreter Gottes ſind auf Erden, am Tage des Herrn endet alſo ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferſtehung vor ſich gehen werde?“ Die Rabbiner entſcheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge, und ſagen, daß diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, ſich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke

fortwälzen müſſen, um an Ort und Stelle der Auferſtehung zu gelangen. Herr Dr. Holſt nennt dieſe Lehre ruchlos und wahnſinnig, und fragt: „wie es denn Diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenſeits der Meere, Inſeln zu geſchweigen, gelebt haben?“ Es iſt ganz offenbar, daß der Verfaſſer nur Händel ſucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Perſien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu ſchreiben. Napoleon auf St. Helena mag zuſehen, wie er am jüngſten Tage fertig werde. Uebrigens, was hindert das Meer zur Auferſtehung? Hat das Meer nicht einen feſten Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdiſcher Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdiſche Volk ſeine Selbſtſtändigkeit verloren habe?“ — Darüber kann ich Beſcheid geben. Das jüdiſche Volk hat ganz genau in der Sekunde ſeine Selbſtſtändigkeit verloren, wo es aufgehört hat, ſie zu verdienen.

Der Verfaſſer hatte an einer frühern Stelle ſeines Buches geſagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall ſtehen. Ich kenne keine Iſraeliten, oder nach der Ethymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Chriſt hab ich die ſchuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begeben. Wie es aber hat möglich ſeyn können, daß Juden ſich noch jetzt eines ſolchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, verſteh' ich nicht.“ Der Verfaſſer hätte immer ſo aufrichtig ſeyn ſollen, zu ſagen: ich verſtehe nicht; dann wären die Irrthümer ſeines Urtheils doch nur die Seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und ſich ſelbſt dieſes ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorſtellung von Sklaverei und Unehre war mit dieſem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, dieſe furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Iſraeliten iſt keine Gottesläſterung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, ſondern Männer, die gottähnlichen Weſen gleich ſind. Die Bibel gibt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiſte einſt bei Nacht und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er ſich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, ſprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da haſt du was zum Andenken, und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Menſch, wie heißeſt du? Und der Menſch antwortete: das brauchſt du nicht zu wiſſen, du aber ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Iſrael heißen: „denn du haſt um den Vorzug geſtritten mit göttlichen Weſen und mit Menſchen, und biſt ihnen beikommen.“ Ein göttliches Weſen heißt aber hier nichts Anderes, als ein ſtarker Mann ein Held, und Jakob ſollte ja nicht blos darum, ſondern auch, weil er mit Menſchen gekämpft, Iſrael heißen. Es iſt ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte ſich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabiſchen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte ſeinen Namen nicht ſagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte ſeitdem, und war alſo ein von Gott gezeichneter Menſch, wie man noch heute zu ſagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, eſſen die Juden noch jetzt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Dieſe Aufmerkſamkeit ſcheint zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft zu ſeyn, indeſſen bedenke man, daß in der zwiſchen einem Menſchen und einem Ochſen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt iſt, können Parallellinien nie zuſammenſtoßen, ſie bleiben immer auseinander ſtehen. So glaube ich alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Verfaſſer die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verſtanden hat, oder nicht verſtehen wollte, um ſie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weiſe Männer ſind, die man, ohne ihnen zu ſchmeicheln, nach meiner mathematiſchen Theorie mit verrückten Menſchen in Parallele ſetzen kann. Dem Verfaſſer habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu ſagen. Er äußert in ſeiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen ſeyn mag, der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk geliefert zu haben „ſolches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenoſſen ab, mehr von der Entſcheidung der ſtreng richtenden Nachwelt.“ Ich darf ihn verſichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, ſondern nur ſo handelt. Und wahrlich, unverſtändig thun, iſt verſtändiger, als unverſtändig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Chriſten, weil Jude oder Chriſt; ich liebe ſie nur, weil ſie Menſchen ſind und zur Freiheit geboren. Freiheit ſey die Seele meiner Feder, bis ſie ſtumpf geworden iſt, oder meine Hand gelähmt. Leben iſt Lieben, Ihr aber ſeyd Sclaven Eures Haſſes. Ihr ſeyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit iſt eine harte Gebieterin. Frei ſeyn wollen, heißt frei ſeyn. Das Herz iſt zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Bruſt kann Raum ſeyn, um Tauſende zu haſſen: Ihr ſteht am ſichern Strande, hinausſchauend in das ſturmbewegte Meer; Ihr ſeht Schiffe mit den Wellen, Menſchen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichſten Zwiſte aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr ſeht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige ſtreiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß. Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr ſchaut zurück Jahrtauſende weit? Die Zeit iſt reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu ſeyn braucht von den ſchweißtriefenden Schnittern, ſondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der ſchöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch *müßt* Ihr haſſen, iſt der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze gibt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt. Die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Waſſer, nur nicht abgeſtandenes Naß, das Jeden anekelt — *ſeyd keine Philiſter!*

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakſpeare und ſeine Schweſter *Erfahrung* ſprechen:

Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſ'rung, iſt
Am heftigſten der Anfall, jedes Uebel,
Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre, davon zu ſprechen; aber darauf, was ſie unterſcheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeſchäften und zu Marketendern der Ariſtokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Geſetzgeber zugeſendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttauſend Geſetznehmer zugeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar! Der himmliſche Vater, der doch ſo beredſam iſt, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erſchuf, brauchte zehn längere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfaſſung vorzuzeichnen; denn er begriff in ſeiner Weisheit, daß eine Welt leichter geſchaffen, als glücklich gemacht ſey. Die irdiſchen Väter aber ſind viel mächtiger lakoniſch: ſie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: Ihr ſollt keine Verfaſſung haben — woraus die übrigen Gebote ſich auf das Schönſte ableiten laſſen. Wer ſich in dieſen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig ſind, etwas unterrichten will, der leſe das angezeigte Werk. Der Verfaſſer hat die Pyrenäen erſt in den letzten Monaten des verfloſſenen Jahres bereiſt, das will ſagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt Manches, was zu wiſſen gut iſt; aber zu beachten noch beſſer wäre. Er ſpricht von den ausgewanderten ſpaniſchen Mönchen, die gehörig beleibt ſind, und, wie ſie es in Spanien mit den Ihrigen pflegen, auch alle Franzoſen, die ſie auf den Landſtraßen treffen, ſegnen wollen, worüber ſolche Franzoſen lachen. Er ſpricht von der Glaubens-Armee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Meſſern, vor denen ſich ſogar Napoleon in eigener Perſon gefürchtet haben ſoll, er, der ſonſt Nichts gefürchtet; von der Regentſchaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappiſten; von dem franzöſiſchen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beſchaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen. Der Verfaſſer hat eine ſchöne, maleriſche Darſtellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verſtehen ſich nicht auf die Perſpektive, und eine Wahrheit, die nicht wenigſtens in Haut-Relief dargeſtellt iſt, faſſen ſie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers: par un homme comme il faut. Paris. 1822.

Schulden machen darf auch in Deutſchland Jeder; nur das Recht, ſie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutſchen), iſt dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieſes Recht auch für die Unterthanen in Anſpruch nimmt, darüber braucht man ſich nicht zu wundern; es iſt dieſes eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzoſen. . . . Das iſt aber auch ſchon Alles, was ich über das angezeigte Werk ſagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtſchaffenen Recenſenten zu erwarten iſt, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüſſig, theils ſchädlich. Ueberflüſſig — weil diejenigen deutſchen Leſer, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beſte Franzöſiſch ſprechen und alſo das Original verſtehen; ſchädlich — weil denjenigen Deutſchen, die kein Franzöſiſch ſprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfaſſer ſelbſt iſt keineswegs der Meinung, daß Jeder ohne Unterſchied berechtigt ſey, Schulden zu machen; er fordert gewiſſe körperliche und geiſtige Eigenſchaften dazu, und nur die damit Ausgeſtatteten bilden ſeinem Syſteme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechſelbrief-Adel, die Schulden-Ariſtokratie.

Nicht blos ſeines Inhalts wegen, ſondern auch darum iſt dieſes Buch merkwürdig, weil zwei deutſche Worte von bedeutendem Umfange, zuſammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographiſchen Fehler darin abgedruckt ſtehen. Das war eine ſchnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich ſchrieben ſie in Paris: **Sauberflut** und **Kopstick**, welches heißen ſollte: Zauberflöte und Klopſtock. Wenn die Franzoſen mit ſolchen Rieſenſchritten fortgehen in der Philologie, werden ſie bald ſagen können (vielleicht ſagen ſie es ſchon zur Zeit, wenn dieſes gedruckt erſcheint): **Il n'y a plus de Rhin! — Dixi** . . .

XXIX.

Ueber Etwas, das der Heilkunſt Noth thut.

Ein Verſuch zur Vereinigung dieſer Kunſt mit der
chriſtlichen Philoſophie

von

C. J. H. Windiſchmann,

Profeſſor der Philoſophie und Medicin zu Bonn.

Leipzig. 1824.

Eine Beurtheilung dieſer Schrift in der Halliſchen Literatur-Zeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.“ Dieſes leſend, ward ich ſehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weiſe weggeſchoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn ſogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch iſt es mir dieſesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne naſſe Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatiſche geweſen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es ſehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunſt Noth thut —

was wir etwa nicht verſtünden — ſondern man erfährt, was dem Herrn Windiſchmann Noth thut, und an der Noth eines ſterblichen Menſchen wird gefühlvollen Leſern mehr gelegen ſeyn, als an der einer unſterblichen Wiſſenſchaft.

Was uns gegen die Myſtiker ſo erboſt macht, iſt nicht das Falſche in ihrer Lehre, ſondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches ſie aus Eitelkeit überflittern; die ſonnenklare Wahrheit, die ſie aus Nervenſchwäche mit Mondſcheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die ſie aus Zahnloſigkeit verdünnen, daß ſie uns durch die Finger läuft; die friſche, trinkbare Wahrheit, die ſie an ihrer Herzensbrunſt verdünſten, damit der Dunſt aufſteige und Wolken bilde, und ſie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und ſagen können: auf Erden ſey keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Myſtiker aufbringt, iſt ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der ſie, was Allen ſo verſtändlich wäre, in einem kauderwelſchen Kanzlei-Style vortragen; iſt ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem ſie prahlen, wir andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber laſſe der Himmel ſein Manna herabregnen; iſt ihre gränzenloſe Herrſchſucht, die ſie eine ſo enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Chriſtgeſchenk gegeben, groß genug zum Paradieſe wäre; iſt die Einbildung, die ſie glauben macht, ſie, ſie Wenige, ſtänden erhaben über alle Menſchen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit ſelbſt —

über die Zeitgenoſſen, die ſie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geſchäftige Müßiggänger“ ſchelten: über das Jahrhundert, das ſie als ein „Zeitalter voll der Zerſtreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermeſſenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einſicht und Mattigkeit der Geſinnung“ ſchildern; iſt endlich die Unduldſamkeit, mit der ſie Alle haſſen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgeſtalten, die ihrer eigenen kranken Phantaſie erſcheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darſtellung zu geben, iſt durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windiſchmann herablieſt, folgt der ſich immer dicker und dicker zuſammenknäulende Unſinn drohend auf dem Fuße nach; jagt den Geängſtigten immer raſcher und raſcher, bis dieſer, betäubt und athemlos unten angelangt, ſchnell die Flucht ergreift, ſich des Geleſenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er ſeinen Verſtand aus der Gefahr gerettet. So ſind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Leſern mittheilen will. Der Verfaſſer verſichert: nicht „aus irgend einem ſchriftſtelleriſchen Kitzel“ ſey ſein Werk hervorgegangen, ſondern durch eine „entſcheidende Verfügung“ ſey er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt ihr ſchon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine „freundſchaftliche Aufforderung“ die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen, viele Jahre hindurch ſchmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerſchöpflichen Heilkräfte, gemacht,“ habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunſt Noth thut, ernſtlicher nachzudenken. Ein ſchöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfaſſer ſeine Leſer blind machen, um die unerſchöpflichen Heilkräfte der katholiſchen Kirche auf eine recht ſchwere Probe zu ſetzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windiſchmann, ſo heilig er iſt, dennoch nicht verſchmäht, ſeine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz ſo wie es die irdiſchen Schriftſteller auch thun: wie dieſe nämlich in ihren Vorreden zu ſagen pflegen: gründliche Belehrung würden ſie mit Dank annehmen, ſchmähſüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit ſie ſagen wollen: Jedes Lob würden ſie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verſchließen — ſo ſpricht Herr Windiſchmann auch: nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er ſagt nämlich: „gründliche Bemerkungen ſchätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip ſelbſt,“ auf welches er die Kunſt zurückzuführen ſuche, entſpringen, würde er keine Rückſicht nehmen. Das Princip aber, auf welches Herr Windiſchmann die Arzneikunſt zurückzuführen ſucht, iſt das Chriſtenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Chriſtenthums wollte er ſeine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich ſchlau! Man kann aber dieſes Princip ſehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnſinnig finden, die der Verfaſſer daraus abzuleiten ſucht. Ja jeden ächten Chriſten muß es, weil er ein ächter iſt, um ſo mehr empören, Chriſtus zum Doctor und ſeine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu ſehen.

In der Einleitung zu ſeinem Werke, gibt der Verfaſſer eine Erklärung über den Begriff der chriſtlichen Philoſophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren myſtiſchen Schriftſteller alle in ihren Darſtellungen ſelten einen Abſatz machen, ſondern ohne Ruhe und Raſt bogenweit fort reden, ſo daß der Leſer oft zu ſeinem Glücke eher den Athem als den Verſtand verliert. Auch Herr Windiſchmann ſchrieb die erſten dreißig Seiten ſeiner Vorerinnerung ohne Abſatz. Es iſt dieſes eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Leſern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Geleſene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In dieſem philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſe des Verfaſſers iſt ſo oft und ſo viel von Fleiſch die Rede, daß es gute Katholiken während der Faſtenzeit gar nicht werden leſen dürfen. Wer ſich übrigens damit bekannt machen will, der ſetze, bevor er das Werk unternimmt, ſeine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philoſophie iſt weſentlich nichts Anderes, als das ſtreng in einem Zuſammenhange fortſchreitende Zuſichſelbſtkommen, ſo wie nicht minder das auf eben dieſe Weiſe verfahrende Zuſichſelbſtbringen und dann das Beiſichſelbſtbeharren der im blos ſinnlichen und fleiſchlichen Leben außerſichſeyenden und — wie es ſich am Ziele findet — außerſichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgeſunkenen Vernunft.“ ... Was doch manche Menſchen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfaſſer das, was er chriſtliche Philoſophie nennt, auseinander geſetzt, unternimmt er, von der Arzneikunſt in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu ſagen: „der bisher verſuchten Charakteriſtik gemäß, können wir alſo mit dem Zuſtande, zu dem die Kunſt herabgeſunken iſt, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müſſen eine vollſtändige Neuerung und Wiedergeburt derſelben wünſchen und verlangen.“ Um dieſe Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geiſtes und der Natur iſt der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit .... der Sitz aller Krankheit iſt in einer Entzündung der Seele .... Es gibt eine erſte, eine

Erbkrankheit, wie es eine Erbſünde gibt." — Aber unter dieſen vornehmen Redensarten liegt Nichts verſteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit iſt nicht mehr, wo eine philoſophiſche Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geiſtes mit der Natur, das Leben nämlich, iſt die Urſache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod iſt der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, ſelbſt die unheilbaren: der examinirte, promovirte und recipirte Menſchen-Arzt jedoch ſoll kein Famulus des Todes ſeyn, ſondern deſſen Widerſacher.... Will man das egoiſtiſch hervortretende beſondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß ſolche dichteriſche Ausdrücke in pathologiſchen Vorleſungen übel angebracht ſind... Der Menſch, wie jedes organiſche Weſen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren: dieſe Empfänglichkeit nennt Herr Windiſchmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit dieſem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewonnen wird? Das wird ſich finden. Herr Windiſchmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtſeyns" verlieren, müſſen wir von ſchmetternden Worten betäubt werden: wir könnten ſonſt Langeweile haben — der Weg nach Rom iſt weit.

Es läßt ſich denken, daß der Verfaſſer den thieriſchen Magnetismus nicht verſchmäht. Zwar iſt das noch nicht die liebe dunkle Nacht ſelbſt: aber immer eine Dämmerung, und als ſolche die erſte Stufe des Heils. Wir haben der magnetiſchen Beluſtigungen ſchon ſo viele und ſo würzige genoſſen, daß es ſelbſt Herrn Windiſchmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben: es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetiſchen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, ſagt er: „Schon das Faſſen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernſt und eindringlich ergreifen, überzeugen, ſtimmen, bewegen will, deutet auf den magiſchen Einfluß der Hand hin.“ Jetzt kann man ſich auch das Räthſel erklären, warum der ertappte Gauner, ſtatt fortzulaufen, ſich ſo geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß ſchleppen läßt. Es iſt der magiſche Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kragen ausgeſtrömt, welchem der arme Teufel ſich unterwerfen muß.

Haben wir den thieriſchen Magnetismus erreicht, dann erſteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber iſt es ſchwer, den ſchlauen Plan des Verfaſſers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen ſo ſorgfältig verſteckt, daß nicht möglich iſt, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unſchuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil ſie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windiſchmann ſagt: „Wir wiſſen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbſttäuſchung, daß es Umſtände gibt, unter denen ſelig entzückte Menſchen, nicht etwa in wilden Phantaſien, ſondern andern ſichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geſchehen, ſondern bis zu anſehnlichen Höhen, wie dies aus den gewiſſenhafteſten Unterſuchungen erwieſen werden kann.“ Gegen den Comparativ der anſehnlichen Höhen würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erſt der Poſitiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit dieſen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böſe Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meiſten Menſchen jener „kindliche Glaube,“ welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt.“ (Schade, daß Molière dieſe Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde ſeiner **Femmes savantes** geworden.)

Aber, — möchte wohl mancher Leſer fragen — wäre es denn möglich, daß einem Profeſſor zugleich der Philoſophie und der Medicin, daß es Herrn Windiſchmann mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten und Behauptungen Ernſt ſeyn ſollte? Mit Recht fragſt du das. Es iſt ihm auch nicht Ernſt damit, und er lacht im Stillen wohl ſo ſehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menſchen klug zu machen, muß man klug ſeyn; ſie dumm zu machen, muß man dumm ſcheinen. Herr Windiſchmann hat ſeine eigene

Anſichten Sein Zweck aber iſt, in klaren und wenigen Worten auszuſprechen, folgender. Der Papſt ſoll der Kranken Aesculap ſeyn, und in bedenklichen Fällen ſoll man ſtatt ärztlicher Conſultationen Concilien halten; denn nur aus dem Heilſchatze der Kirche iſt Geſundheit und Geneſung zu holen. Die Sakramente und die Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man ſoll heilen durch das Abendmahl, durch den ſo ſüßen Namen Jeſus, durch den Exorcismus. Da aber ſolche Arzneien nur geben kann wer die Weihe empfangen, müſſe es werden, wie es einſt geweſen, nämlich die Prieſter ſollen zugleich Aerzte ſeyn. Bis dieſe edle Schmelzung zu Stande gebracht, ſollen einſtweilen die Aerzte mit den Prieſtern ſich verſtehen und am Krankenbette gemeinſchaftlich mit ihnen wirken ... Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht ſo komme, und wir tröſten uns mit des Verfaſſers eigenen Worten. „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchſchimmernde Morgenröthe, verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemiſchen Dünſte bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wiſſenſchaft und Kunſt bewirken und das Leben in jeder Art ſeines Berufs verjüngen wird.“

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart. Paris. 1822.

Nicht wegen, ſondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtſchaft ſind die Kabinetsgeheimniſſe der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beſchloſſen, ſo ſind es doch friedliche, keine andere Verfaſſungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, geſengt, gebrandſchatzt, gemordet, ſo geſchieht es nur mit ſüßer Grauſamkeit und die Beſiegten ſind ſo glücklich als die Sieger. Freilich iſt es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil ſie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß ſie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer Güte iſt immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, iſt gewiß nicht liebenswürdig. Wohl iſt die Liebenswürdigkeit eine geſchenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geiſt und Herz können herrliche Früchte tragen ungeſchmückt von ſchimmernden Blüthen — weiß es aber eine Frau von Geiſt und Herzen und ohne Schönheit, daß ſie nicht liebenswürdig ſey, dann wird dieſes Bewußtſein die Anmuth der Entſagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel faſt erſetzen. Es gibt keine Kunſt, zu gefallen! ... Die Kammermädchen von ganz Europa werden entſetzlich ſchreien, wenn ihnen dieſe Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüſſig zu machen. Sie werden ſagen: das wären aufrühriſche Geſinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menſchen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhſtifter bilden, die alles Beſtehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich geſagt habe, habe ich geſagt; ich fürchte die Central-Unterſuchung der Kammermädchen nicht — es gibt keine Kunſt, zu gefallen! Doch mögen ſich die Kammermädchen tröſten, wir haben und ſie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, ſich zu ſchminken, ob ſie zwar Keinen damit täuſchen, als ſich allein, und ſie werden, um damit zu zermalmen, ſich ferner falſche Zähne einſetzen, die ihnen nicht anhänglich ſind und bei jedem ernſten Gebrauche abfallen. Da ſich die Dinge ſo verhalten, werden Schriften über die Toilette immer geſucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk iſt zu ſehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es ſich empfehlen werde. Die würdige Verfaſſerin ſchrieb keinen Machiavelli, ſondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunſt. Alle

Lehren, die ſie gibt, ſind weiſe und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Waſſer werden als die beſten Mittel geprieſen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt ſie auch Vorſchriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen mazedoniſchen Phalanx, den man Zeit nennt, ſich künſtlich vertheidigen können: aber die geprieſenen Mittel ſind wenigſtens unſchädlich und der ſchädlichen geſchieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen ſo wichtigen Gegenſtand, als der Putz der Weiber iſt, verdient etwas umſtändlich beſprochen zu werden. Das Buch iſt angenehmer Weiſe in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin ſchreibt. Die Lehrmeiſterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weiſe ſie eine große Toiletten-Kunſtkennerin geworden. Im Jahre 1744 ſey ſie in die Dienſte der Prinzeſſin W. getreten. Dieſe habe ſchon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürſtlichen Reize beizuwohnen, habe ſie erſtaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lektüre hätten ihr endlich die verborgenſten Myſterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürſtin habe ſie das Putz-Miniſterium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung ſich neue Kenntniſſe geſammelt. Dieſe herrliche

Fürſtin wäre aber frühzeitig geſtorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, ſich an den Erb-Toiletten-Tiſch geſetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunſt entbehren; weiſe Rathſchläge wären ihr indeſſen nicht ohne Nutzen geweſen... Neue Moden ſchwärmeriſch liebend, nahm ſie ohne Unterſcheidung auch ſolche an, die ihrer ſchönen Geſtalt ſchaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürſtin verſchmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunſt, hielt ihre Jugend für ewig und ließ ſich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.“... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöſe eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen ſtillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt geſehen habe, vergeſſe ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falſchheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.“... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunſt beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geſchichte der Kunſt. Sie ſteigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menſchen ihr Geſicht zu ſchminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen ſchön, verliebten ſich in ſie, und aus dieſer Verbindung des Genius mit der Schönheit entſprang ein herrliches Menſchengeſchlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte... So wird die Geſchichte der Cosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrſamkeit aus den Schriften Winckelmanns, Böttigers und Herders verſchwendet wird. Darauf geht die Verfaſſerin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei ſie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es iſt ein ſeltenes Verdienſt, wenn eine Schriftſtellerin Etwas mit Kopf anfängt!... Im Kapitel von der Haut-Kultur geſchieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's, Erwähnung. Dieſe hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es beſteht aus Weizenmehl, Honig und Eſelsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Geſicht überſtrich. Morgens wurde dieſe Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiſerin, daß ſie fünfhundert Eſelinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch ſie ſich badete, und daß ihr auf allen ihren Reiſen dieſe fünfhundert Eſelinnen nachgeführt wurden.... Das Kapitel von den Runzeln iſt ſchauerlich. Sie werden genannt: „verrätheriſche Zeichen, welche die Hand der Zeit ſchonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in ſeiner gerechten Strenge geſchaffen zu haben ſcheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verſcheuchen. Dieſe Feindinnen der Schönheit ſchleichen ſich, anfänglich ſchwach und furchtſam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erſte Runzel iſt ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; ſind ſie aber bis zur Zahl drei geſtiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeſchrei; und wirklich kündigt dieſes furchtbare Trio das endloſe Gefolge aller der Runzeln an, die ſich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz, überall anſiedeln. Ich erinnere mich noch des ſchrecklichen Eindrucks, welchen die Erſcheinungen der Runzeln auf die Prinzeſſin Amalie machten. Ein Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, demjenigen gleich, welches die düſtern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung ſich die deutſchen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt.“ Die armen Weiber! Warum wiſſen ſie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit gibt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verſchwindet? Warum lernen ſie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferſtehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entſetzen leſen, daß die engliſchen Damen, um ſich jung und ſchön zu erhalten, Wein trinken, worin man Nattern lebendig erſtickt hat!... Unter den empfohlenen Schminken iſt eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht abſprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geiſtige Flüſſigkeit und reibt ſich die Wangen damit. Es iſt gewiß höchſt romantiſch, wenn junge franzöſiſche Offiziere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blaſſen Weibern eine Schminke mit nach Hauſe zu bringen!... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römiſchen Triumphatoren hätten ſich geſchminkt, wenn ſie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leſerinnen erfahren, wie ſehr die Triumphatoren unſerer Tage an Seelenſtärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die Letztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, ſobald ſie aber, nachdem ſie unerſchrocken mit afrikaniſchen Löwen, mit ägyptiſchen Krokodillen, mit deutſchen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römiſche Schuſter und Schneider ſie mit Freudengeſchrei empfingen, erblaßten ſie ob der göttlichen Ehre, die ſie — Menſchen — genoſſen, und um dieſe Bewegung zu verbergen, ſchminkten ſie ſich. Unſere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte iſt, wenn ihnen die verſammelte Menge Vivat ruft, die Häuſer illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, ſondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit ſie ſagen wollen: Gut, gut. Ihr habt eure Schuldigkeit gethan — ſo unerſchrocken ſind ſie..... In dem Kapitel von den Haaren wird Folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Anſehen, dieſe oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürſten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverſtandene Frömmigkeit Ludwigs **VII.** hatte, der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet achtete, das Beiſpiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Biſchöfe zu geben und ſich Kopf und Bart abſcheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, ſpottete ſeiner wegen dieſer Nachgiebigkeit, und ein ſo geringfügiger Umſtand war die Urſache ihrer Eheſcheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Beſitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den engliſchen Thron beſtieg, und unſere ſchönſten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, ſagt Saint-Foix, jene grauſamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüſteten; mehr als drei Millionen Franzoſen kamen um, weil ein Erzbiſchof ſich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die ſeinigen abſchneiden ließ, und weil ſeine Frau ihn mit ſeinen kurzen Haaren und ſeinem glatten Kinn lächerlich gefunden.“.. Noch ein anderes Beiſpiel von dem wechſelſeitigen Einfluſſe der Politik und Cosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede iſt. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, ſich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieſer Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallſüchtig, wie ſie war, ließ ſie die Miniſter und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpfläſterchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr ſie Widerſprüche von denjenigen, die ſich ihrer Entſcheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß ſie ſich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Dieſe wiederholten Biſſe entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaſerte ſich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine ſcheußliche Geſtalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunſt ihres königlichen Anbeters.“

Aus den angeführten Stellen erſieht man, daß ſich in dieſem Werke über die Toilette die Leſerinnen auch etwas über die Geſchichte unterrichten können. Darum auch iſt das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig iſt, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht ſie es doch nicht zu beunruhigen, wenn ſie es darin finden ſollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder,

geſammelte Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Erſter und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutſchen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterſcheidet jenes von dieſen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröſtende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend ſpringen wir ans Ufer, küſſen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und ſind beglückt, uns aus der Waſſernoth gerettet zu ſehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, ſtellen ſich ſeine Bedürfniſſe ein: der Hunger und der Durſt; doch da rieſelt keine Quelle, und ſo ſchöne Früchte uns auch locken, ſie ſind uns fremd, wir wagen die Giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfſpießen bewaffnet, auf uns zu. Ueberreſte verzehrter

Menſchenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entſetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Waſſerwüſte von neuem an.

Unſere Furcht vor dem naſſen Tode wird wohl verziehen, denn ſie wird getheilt, und unſere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieſes ſo ſchnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundſchaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die ſchönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlſchmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreſte, wahrſcheinlich natürlich verſtorbener Menſchen, uns entſetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie iſt ſchwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem iſt, Menſchen, die man nicht liebt, achten zu müſſen, und ſchmerzlich, ſie nicht lieben zu können, wenn man ſie achtet — ſo iſt es auch mit ihren Werken. Aber, wer iſt Preisrichter über dieſe Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geiſt erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausſpruche nicht zufrieden iſt.

Mag der richtende Verſtand dieſe geſammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung ſchweigt gewiß, wenn ſie nicht gar murrt gegen den Ausſpruch.

Aus verſchiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerſtreut und einzeln erſchienen, hat ſie der Verfaſſer geſammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenſtande der Beurtheilung, nicht blos wie, ſondern auch.

daß ſie zuſammengeſtellt worden. Denn oft geſchieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde ſich zum Tage reiht; daß ein kindiſches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenſchaftliche Laune, uns reizt und ergötzt, dagegen uns ſchmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, ſich als Ernſt, und jene Laune, durch ihre Dauer, ſich als Gemüthsart darſtellt.

Einige Freunde verabreden ſich, an beſtimmten Tagen zuſammenzukommen, um ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes, und wechſelſeitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen ſich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil ſie am Kalendertage des Märtyrers Serapion ſich zum Erſtenmale vereinigt hatten, ſondern auch, weil ſie im Geiſte jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiſer Decius den grauſamſten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen herab. Das iſt aber keineswegs das hohe Ziel, das ſich die Berliner Serapions-Brüder vorgeſetzt; ſie ſitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden, und trinken italieniſche Weine, auch wohl kalten Punſch, leben alſo gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und ſeine Regel zu der ihrigen gemacht, als ſie ihre poetiſche Dichtungen in dem Geiſte eines gewiſſen verrückten Grafen ſchaffen wollten, der ſich für den Märtyrer Serapion hielt, und einſiedleriſch lebte. Mit der Geſchichte dieſes Wahnſinnigen beginnt das Buch Einer der Freunde erzählt ſie. Auf ſeinen Reiſen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde, wo er ſich angeſiedelt, aufgeſucht. Darauf habe er ſich in ein Geſpräch mit ihm eingelaſſen, und ihn nach den Grundſätzen Pinels und Reils von ſeiner fixen Idee heilen wollen; ſey aber ganz beſchämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewieſen, wie er, der pſychologiſche Experimentator, eigentlich verrückt ſey, indem er nicht begreifen wolle, daß ſie ſich in der thebaiſchen Wüſte befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeiſterung einige Geſichte mitgetheilt, die in Erſtaunen ſetzten wegen der plaſtiſchen Ründung und des glühenden Lebens, mit der ſie dargeſtellt wurden.

Nachdem dieſe Erzählung geendet, läßt ſich einer der verſammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß ſo manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute, wovon er ſpricht? Vergebens iſt das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Der Einſiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut, was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth." „Deſſen wollen wir eingedenk ſeyn, ſo oft wir bei unſern Zuſammenkünften einer dem andern nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Der Einſiedler Serapion ſey unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder."

So durch und durch, ſo ganz, nicht blos nach Innen, ſondern auch an ſeinen Oberflächen werthlos, ſo ohne die geringſte Beimiſchung von Wahrheit, iſt jener Lehrſatz, der von der Notur des Dichters gegeben wird, daß Täuſchung und Verwechslung unmöglich iſt, und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falſchheit beſtehe. Wie die Anbetung den Gott, ſo ſchafft erſt die Bewunderung das Kunſtwerk, es ſey ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Iſt es in jedem Kunſtwerk die Vollkommenheit irgend eines Weſens, was jene Bewunderung erregt, ſo muß, daß dieſe erregt werden könne, jenes Weſen faßlich ſeyn — faßlich für den Verſtand, für den Glauben oder die Phantaſie. Wie aber kann ein Kunſtwerk faßlich werden, wenn es der Künſtler nicht freigibt, wie kann es in unſere Sinne, in unſeren Geiſt einziehen, wenn es die Werkſtätte des Künſtlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den

Blumen ſeiner Wartung, die er in den Boden unſerer Phantaſie verpflanzt, auch die Blumenerde verſetzen, aus der jene hervorgeſproſſen, will er durch ſeine eigene Phantaſie die des Leſers verdrängen, dann weiſen wir ſeine Gaben zurück, weil wir nur für das Geſchenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er ſelbſt glaubt, nie anſchaulich, wenn er das, was er uns zeigt, ſelbſt geſehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geſchichte, die den Verſtand befriedigt, ſättigt, und alle Luſt der Einbildungskraft zerſtört. Dann wird das Bild zur Conterfei, mit aller Beſchränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen iſt; dann wird das Kunſtwerk zum Spiegelbilde des Künſtlers, ein Schatten, wenn wir vorwärts, ein nüchternes Daſeyn aus Fleiſch und Bein, wenn wir es rückwärts ſchauen. Es iſt falſch, daß der wahre Dichter ein Seher ſey. Ein Seher iſt ein verzückter oder ein verrückter Geiſt, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Menſch, zu dem wir nicht hinabſteigen können. Der Dichter aber muß menſchlich fühlen, um Menſchen zu bewegen.

Daß er dieſes muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht ſehen, was er anſchaulich machen möchte, das hat der Verfaſſer der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als es ein Anderer vermöchte, an ſeinem Werke ſelbſt gezeigt. Er hat geglaubt, er hat geſehen, darum ſind es aber auch keine Dichtungen, die er uns gibt; ſie ſind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, ſie ſind ein Anderes. Er gibt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Waſſer, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes, und die Fiſche des Meeres, und die Vögel in den Lüften, alles bewegt ſich in tollem Taumel und ſtreitet um die Herrſchaft; nur der Menſch iſt abweſend. Aber es iſt nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen Alles untereinander wirft, es iſt der vom Hexentrank berauſchte Blocksberg-Reiter, der treibt, weil er wird getrieben, und ſo findet der Leſer an der Beſonnenheit des Dichters keine Bruſtwehr, die ihn vor dem Herabſtürzen ſichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter ſeinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen dieſen geſammelten Erzählungen und Mährchen herrſcht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnſucht nach einem tieferen, nach einem unterirdiſchen Leben, die den Leſer anfröſtelt und verdrießlich macht. Es iſt Phantaſie darin, aber ohne den regelnden Verſtand. Es iſt Phantaſie darin, aber nicht die hellaufflammende, ſchaffende, ſondern eine rothglühende, zerſetzende Phantaſie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren geſehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegſchleudern, bis ſie zuletzt als gräuliche Rumpfe umherſpringen, der hat die Geſtalten der Hoffmann'ſchen Erzählungen geſehen, nur daß dieſe von allen Gliedern den Kopf zuerſt verlieren. Man hört nicht die Ausſprüche eines verzückten, begeiſterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geſtändniſſe eines auf die Folter geſpannten Gemüths. Es iſt kein Tagesſtrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwiſchen, Blitzen und Feuersbrünſten. Man hört in dieſer öden, herbſtlichen, welken Natur keinen Ton eines friſchen geſunden lebenskräftigen Weſens, man hört nur das Gewinſel der Kranken und Sterbenden, und das Geſchrei der Eulen, die um Aeſer ſchwirren. Selbſt die Muſik, die in allen Werken des Verfaſſers widerklingt, ſie dient nicht dazu, den Himmel, deſſen Dolmetſcherin ſie iſt, auf die Erde herabzuziehen und ihr verſtändlich zu machen, ſie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abſtand zwiſchen Himmel und Erde zu beweiſen, zu zeigen, daß jene Höhe von ſehnſuchtsvollen Menſchen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben“ genau vorzurechnen, damit ſie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfaſſer einem der Serapions-Brüder ſagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närriſchen Hang zur Narrheit, deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas Ueberſpanntes darin, das dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird,“ hat der Verfaſſer das Urtheil gegen ſich ſelbſt geſprochen, und noch ein ſchonendes, denn beharrlich hat er durch alle ſeine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht läſtig geworden iſt. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem ſchauerlichen Nachtſtücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt ſeyn, nur muß ein Sternenſchein die Nacht ſichtbar machen, daß ſie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuſchten Einbildungskraft, nicht in der Sache ſelbſt ſeyn, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Luſt zernichtet.

Ich ſagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfaſſer gibt, ſind keine Dichtungen, ſie ſind ein Anderes, und hier iſt das kurze freundliche Abendroth des langen mürriſchen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten dieſe Erzählungen? Dieſes iſt zwar eine ſehr philiſtermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht ſpotten können. Denn ein Buch will Nichts, es zeigt ſich, es iſt da. Aber fordert auch ein Buch Nichts, ſo gewährt ihm doch der Leſer Etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, das ihm gebühre. Den Werth eines poetiſchen Werkes habe ich gewagt, ihm abzuſprechen, aber den eines wiſſenſchaftlichen gebe ich ihm willig. Es iſt ein Lehrbuch mit den ſchönſten Bildniſſen geziert, es iſt der elegante Pinel, es iſt die Epopee des Wahnſinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth iſt, den menſchlichen Geiſt, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeſchädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu ſeinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris. 1822.

„Das *Feld* der Geſchichte!“ — Es gab noch keinen hiſtoriſchen Profeſſor, der nicht in der erſten Stunde ſeiner Vorleſungen dieſen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet ſeinen Gegenſtand falſch, wie mich dünkt. Iſt die Geſchichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, iſt ſie ſchnurrecht und überſichtig wie ein Feld? Nein. Sie iſt ummauert, oft verſchloſſen, beſchattet, und ſie verſteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem *engliſchen Garten*. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, ſondern ſich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg iſt ihr Zweck. Die Beſtimmung der Menſchheit iſt, zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereiſen ſind lang, die Nachtlager ſind kurz. Die Welt iſt eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorſehung ihre *Abſichten*, wie fromme Leute ſagen, dann könnte ſie dieſelben durch Dampfmaſchinen ſchneller erreichen.

Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern: daran iſt ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beſchäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiſte, was ſeit der Schöpfung geſchehen iſt, hätte ungeſchehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geſchichte der ganzen Welt recht gut in ein Taſchenbuch bringen: die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geſchichtſchreiber hatten von allen Städten unſerer Erde nur die Thürme geſehen, und von allen Büchern der Menſchheit nur die Titel geleſen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geſchichte geſchrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde ſehr darüber lachen.) Der Verſtand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfaſſers ſind nicht genug zu loben. Am Schluſſe jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was iſt jetzt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geſchehen? Er erkennt jede Tyrannei, ſie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erſcheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononiſcher Stein glänzt: Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern ſo ſchwer iſt — ſie täuſchen ihn nicht. Was dem Erſten und Dritten vorzuhalten, wiſſen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumſchränkter Fürſt. Er hielt Alles nieder, auch den heilſamen Widerſtand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürſt, der allen Bauern ſeines Reiches ſein ſonntägliches Huhn in den Topf verſchaffen wollte, die abſcheuliche Verordnung unterzeichnen, die ſie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenſtrafe verurtheilt? Man muß es ſagen, ſo ſchmerzlich es auch iſt: Richelieu's und Ludwigs XIV. Zwingherrſchaft ſteigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach dieſem mag man ſich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu ſehr ergeben war, und die Weiber ſeiner Unterthanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.“ Iſt das ein Lob für Heinrich? Man erinnert ſich dann eines Wohlthäters am lebhafteſten, wenn man ſeine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht verſäumt, durch weiſe Staatsgeſetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu ſichern, würde man ſeiner weniger gedenken: jetzt iſt die Aſche dieſes Phönix ſchon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, ſind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verſtorbenen; kein lange bedauerter Fürſt verdiente lange bedauert zu werden.

Von dieſem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin ſind in kurzer Zeit drei Auflagen erſchienen, und in England, wie in Spanien, hat man es überſetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — ſagen die Verleger — iſt es weder

Italiens noch unſere Schuld.“ Wie ſie behaupten, würde das Original auch in Deutſchland viel geleſen. Möchte man es dort überſetzen! Wenn es wahr iſt, daß die Welt an der franzöſiſchen Revolution krank darniederliegt, ſo kann man nichts Heilſameres thun, als der Jugend dieſe Krankheit zu inokuliren, und es gibt keinen Arzt, der dieſes beſſer verſtünde, als Herr Bodin. Man verſäume das nicht. Zwar iſt die Freiheit ſchön troß ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben ſind es nicht, worin ihre Schönheit beſteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reiſen wäre die angenehmſte Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unſer Vergnügen ſtörte. Dieſem Uebel auszuweichen, gibt es kein beſſeres Mittel, als vor der Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt ſich dort zum Tode verurtheilen zu laſſen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen iſt, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der franzöſiſchen Kaiſergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte ſie ein Prevotal-Gerichtshof erſchießen laſſen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geſchehen läßt, ſeine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre ſpäter ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigeſprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden ſey. Freilich konnten Böſewichter, welche in

Verdacht gekommen, mit ſtammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Anſprüche auf vorſichtige Unterſuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter Nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben ſehr die Bequemlichkeit, und ſind gegen die Störer derſelben ſelten ſo nachſichtig, wie der Onkel Tobias im Triſtram Shandy. Dieſem war nämlich während dem Eſſen eine Mücke lange auf der Naſe herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menſchen unter Majeſtäts-Verbrechen verſtehen, nämlich die Ruchloſigkeit, ſie etwas weniges im Schlafe oder beim Eſſen zu ſtören, gab ſich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenſter, öffnete daſſelbe, und ſprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt iſt groß genug für uns Beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bachevilles, und einer müßte Platz machen, und darauf hatten letztere den geiſtreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der franzöſiſchen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte ſie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbeſiegbare Furcht vor Napoleoniſchen Offizieren, die, Bononiſchen Steinen gleich, die Majeſtät ihres Gebieters eingeſogen hatten, und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder

Bacheville in den Ländern reiſten, wo deutſch geſprochen wurde (im eigentlichen Deutſchland und in der deutſchen Schweiz) hatte die Pariſer Polizei gehorſame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erſt als ſie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „**Enfin nous voilà en Pologne. Ouf!** je respire“ — ſchreibt Bacheville in ſein Tagebuch. Aus dieſem unromantiſchen **Ouf!** erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reiſebeſchreibung keine ſentimentale iſt. Der Verfaſſer, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik ſeines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen leſen. Es hat freilich manchmal den Anſchein, als ob der Reiſebeſchreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, iſt es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterſcheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich iſt.

Drei Jahre lang reiſten die Brüder Bacheville in Europa und Aſien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überſtanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und ſtarb in Aſien an der bloſen Peſt.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft

von

Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannſche Buchhandlung, 1823.

Es ſterben viel weniger Menſchen an der Schwindſucht, Waſſerſucht und Trommelſucht — es iſt hier nicht von der abdominalen, welche ſelten, ſondern von der martialen Trommelſucht die Rede, die immer tödtlich iſt, — als an der Syſtemſucht der Aerzte. Das iſt gewiß die traurigſte aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit ſtirbt, die ein Anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlſpruch der Juriſten ſich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verſtehen ſie das, was ſie für Recht halten. Der Arzt muß aber ſeyn wie ein Hofmann: er darf keine Grundſätze haben, und nichts Anderes zur Regel nehmen, als die Wünſche und Befehle ſeiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrſchſüchtig iſt. Deren Winke verſtehen lernen (denn ſie ſpricht nicht immer); deren Gebote erſt vollſtrecken, und dann in Erwägung ziehen — dieſen Weg geht der ächte Heilkünſtler. Als einen ſolchen zeigt ſich der Verfaſſer der „kleinen Beiträge.“ Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren ſachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den ſchönſten Muſterbildern für die Kunſt, zu beobachten. Der Verfaſſer ſucht und findet, und unterſcheidet ſich hierin von vielen Andern, die erſt finden und dann ſuchen. Wer ſich nur Etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit verſteht, dem wird ſchon die Schreibart des Verfaſſers das vollkommenſte Zutrauen einflößen. Es herrſcht darin ſo viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebniſſe der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterſchreibt, als hätte man mit eigenen Augen geſehen. Unter den erzählten verſchiedenen Krankheitsfällen ſind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum Leſen und Beachten empfohlen ſeyn mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeſchichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem ſie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologiſche Erſcheinungen gezeigt, mit Geneſung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung, möge auch die Krankheitsgeſchichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den *phyſiſchen* Folgen einer gewiſſen ſinnlichen Ausſchweifung, ſondern an der ſchrecklichen Vorſtellung ſtirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moraliſch-mediciniſche

Werke, wie die von Salzmann und Tiſſot, haben noch keinen von jener Ausſchweifung abgehalten, aber viele derer, die ſie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnſinn geſtürzt.

Höchſt anziehend und lehrreich ſind die Geſchichten zweier magnetiſchen Behandlungen. Der Verfaſſer gehört in ſeiner Anſicht vom thieriſchen Magnetismus weder zu den Gläubigen, noch zu den Ungläubigen; die einen ſahen Alles, was ſie zu ſehen wünſchen, die andern überſahen Alles, was, wie ſie fürchten, ſie in ihrer altherkömmlichen Naturwiſſenſchaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewiſſenhafter und verſtändiger Arzt, verläßt ſich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch verſäumt er deſſen Anwendung in Fällen, wo er ſich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigſten Nervenübeln gelitten, wird nach einer magnetiſchen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieſelbe, wollte der Verfaſſer nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutiſchen Mittel mochten das Ihrige gethan haben. Ein magnetiſirtes Dienſtmädchen bringt es bis zur Hellſeherei. Sogar politiſche Ereigniſſe ſagt ſie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfaſſer, um Papierſpekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weiſe verſchweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elyſäiſchen Feldern herum, und ſpricht mit Gott und ſeinen Engeln. Am Ende findet ſich, daß ſie eine Spitzbübin geweſen, die ihren Arzt und die andern Zuſchauer zum Beſten gehabt. Man kann die Seelenſtärke des Verfaſſers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat ſpielen laſſen. Möchten ſich doch unter den ſeelenfrommen, magnetiſirenden Aerzten noch mehrere finden, die ſo umſtändlich, als ſie es mit ihren Täuſchungen gethan, auch ihre Enttäuſchungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wiſſenſchaft

XXXV.

Histoire de la Révolution Française, par Thiers.

(Nur die erſten zwei Bände.)

Es iſt wahr, die Pariſer verſtehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins iſt, verſtehen ſie zu leben. Sie ſind im Stande und loben oder tadeln die entgegengeſetzteſten Dinge im nämlichen Satze, ſobald zwiſchen zwei Punkten ihr Vortheil umſpringt. Der Tiſchler preiſt eines ſeiner Möbel an, weil es vom feinſten ausländiſchen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländiſches Holz dazu gebraucht iſt. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches, und eine andere wegen ihrer Geruchloſigkeit. In der Pariſer Schriftſtellerei geſchieht das Nämliche. Erſcheint eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfaſſers, daß dieſer ein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, allen Ereigniſſen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieſelben eingegriffen habe. Erſcheint wieder eine andere Revolutionsgeſchichte, wird von ihr geprieſen, daß deren Verfaſſer kein

Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, alſo der rechte Mann ſey, in gehöriger Form die Erſcheinungen zu betrachten, und ſie unbefangen zu ſchildern. Dieſe leztere gute Eigenſchaft ſucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er ſagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt geweſen, er ſey ein Nachgeborner, und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zuſammen. Hierauf iſt aber erſtens zu erwidern: das iſt ſchon die rechte Unpartheilichkeit nicht mehr, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt — Tugenden und Mädchen ſind am ſchönſten, ehe ſie wiſſen, daß ſie ſchön ſind. Zweitens: Welche Partheilichkeit iſt der Wahrheit am gefährlichſten, die aus Selbſtſucht oder die aus Geſinnung entſpringende? Wer aus Eigennutz eine Parthei ergreift, der verblendet ſich ſelbſt nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Geſinnung beitritt, der iſt zwar aufrichtig gegen Andere, doch ſich ſelbſt kann er täuſchen und in ſeiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine ſchlechte Sache, oder eine gute ſchlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Partheigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner ſie am meiſten haſſen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Geſinnung? Nur die Letzteren haſſen ſie, die erſtern nicht; denn ſie wiſſen recht gut, daß mit dieſen man ſich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürſten erhalten. Der wahre

Ariſtokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um ſich auf einen ihm beliebigen Platz zu ſtellen, ſondern den, der dieſe Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Ariſtokraten, der ſein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, ſondern den, der an ſeine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bürger als himmelſtürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelſte und reinſte unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der Nichts geſucht, als das Glück ſeines Vaterlandes, hat Nichts gefunden, als den unauslöſchlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr ſeines Lebens den König aus Paris führen, und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus ſolcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das ſie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, geſtreichelt, und man verzeiht ihnen Alles, ſogar daß ſie liberal ſind. Iſt es ſo — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben dieſe Parteilichkeit wird am meiſten verabſcheut. Seine Jugend wird ihm alſo zu nichts Anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution ſchelten wird. Freilich ſcheuen franzöſiſche Schriftſteller dieſen Vorwurf nicht, und ſie unterſcheiden ſich hierin (gewiß ſehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutſchen, die überlegen, was ſie ſchreiben. Ein deutſcher Profeſſor der Geſchichte, der ſich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte zu ſammeln, hat ſich vorgenommen und erklärt, dieſe Geſchichte erſt nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen. Der hiſtoriſche Profeſſor iſt aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unſern Enkeln! ſie werden ſchöne Dinge zu leſen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Profeſſor Ludwig dem Vierzehnten wegen ſeines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wiſſen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu laſſen! Warum ſollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er ſpricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzoſen die Geſchichte ihrer Revolution erzählen, ſind ſie dabei, weniger als Deutſche, der Gefahr ausgeſetzt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Dieſen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weiſe an Religion und Philoſophie. Steigen ſie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann ſind ſie hoch geſtiegen und ſind müde. Gewöhnlich aber fangen ſie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulſe der Staaten ſind, woran ihr Uebelbefinden ſich äußert, verwechſeln ſie oft die Zeichen mit den Urſachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigſte Erſcheinung jeder Krankheit iſt, geben ſie dem Doktor die Krankheit Schuld. Alſo muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern im Froſte des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers ſteht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfaſſer bemüht ſich, wie er es verſprochen, unparteiiſch zu ſeyn: aber der Menſch bleibt Menſch. Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber ſie gibt es auf eine andere Art. Der Verfaſſer iſt nie ungerecht im juriſtiſchen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite ſeines Buches, daß er die Revolution als ſeine Tochter, und die Contre-Revolution als ſeine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal: denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauſpielerin erhoben wird, und die handelnden Menſchen zur Staffage herabgeſetzt werden. Die Pariſer Oertlichkeiten verleiten zu ſolchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, ſind ſo pittoresk, daß ſich der Pinſel eines Landſchaftsmalers gern an ihnen übt. Doch ſind dem Verfaſſer die Gemälde der Perſonen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's iſt vortrefflich, und die Marats wäre ein Meiſterſtück zu nennen, hätte der Verfaſſer dieſen Schrecklichen nicht zu ſehr in's Kleinliche ausgemalt.

ſondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer in's Große drapirt, und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verſchmäht. Der Lieblingsheld des Verfaſſers iſt Mirabeau, ſich hierin als einen ächten Pariſer zeigend, der Schauſpiele jeder Art leidenſchaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger war ſchlechter, als Robespierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und würgte. Mirabeau hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen; wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler ſeines Herzens, er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als das er ein großer Künſtler war und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Verfaſſer die deutſch-kirchliche Reformation gar nicht eingefallen iſt, und daß er dieſer Mutter der franzöſiſchen politiſchen Revolution nicht die mindeſte Hochachtung bezeugt. Daher ließ er ſich auch zu dem falſchen Urtheile verleiten, das ſchon tauſend Andere, die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben oder in ihr gehandelt haben, früher ausgeſprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre Dieſes und Jenes geſchehen, ſo wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menſchen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er ſich vor ſeiner Hochzeit in das Waſſer geſtürzt hätte. Doch führt den Verfaſſer ſein guter Inſtinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So ſagt er dort, wo von dem mißlungenen Beſtreben einiger Mitglieder der Nationalverſammlung, die engliſche Conſtitution einzuführen, die Rede iſt: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.“ So iſt es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm iſt nur, daß man jetzt nicht blos im, ſondern auch noch nach dem Kampfe um den Sieg ſtreitet; daß nämlich Jeder behauptet, er habe geſiegt. — Die Ausſchweifungen der Revolution nicht zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, ſagt der Verfaſſer: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se souléve."

Nur die Familiengeſchichten der Fürſten haben Geheimniſſe, die Geſchichten der Völker haben keine. Wer alſo in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufſchlüſſe ſucht und keine findet, der hat nur ſich anzuklagen, nicht den Verfaſſer des Buches. Doch ſind darum neue Werke über die franzöſiſche Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen ſie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, ſo werfen ſie doch altes Licht auf neues Dunkel, und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot ſagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen, und den Farbenſtaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien ſtreuen.“ Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht, und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht, ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt, und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt, und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Häringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſeyn will, und alle Blitze des Himmels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht, und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenſtrafen der Philoſophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren ſteht, und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sünden dieſer Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogenſaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchſe ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der ſocialen Alterthümer unterſcheiden ſich darin vortheilhaft von den Freunden der artiſtiſchen, daß die leztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das iſt aber auch die einzige gute Eigenſchaft, die ſie haben. Im Uebrigen ſind ſie gottloſe Menſchen, und ſo arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer ſchrieben die Meeresſtürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Peſt den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menſchen den Parzen. Auf gleiche Weiſe perſonifiziren die Geiſtlichen, die Frömmler, die Ariſtokraten, die Miniſter, alle wohlthätigen und verderblichen Erſcheinungen der Geſchichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmliſchen und keine irdiſchen Kräfte. Sie fragen nicht *was*, ſie fragen, *wer* hat unſere Zeit herbeigeführt? Voltaire hat das Chriſtenthum in Verfall gebracht, Rouſſeau hat die Peſt der Freiheitsſucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum geſtürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidniſchen Natur iſt auch Frau von Genlis, und ſie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß ſie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechſelt hat. In ihrer Jugend war ſie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; ſpäter war ſie den Republikanern zugethan: dann lag ſie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet ſie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen ſteht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reſerve-Liebhaber — aber fluchen ſollte ſie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, iſt ſchon eine Unbeſcheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt ſich ſehr anmaßend, eine Frau aber, die ſelbſt im Streite der Männer mitkämpft, iſt eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeiſt aufbewahre, und in einem Schranke wohl verſchloſſen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen ſehen, als politiſiren hören. Es iſt nicht blos lächerlich, wenn ſie ſich in die Politik miſchen, es iſt mehr als das, es iſt fürchterlich, es iſt troſtlos. Nichts iſt beſtändig in dieſer irdiſchen Zeit, nichts iſt dauerhaft auf der Wohnſtätte der Menſchen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfaſſungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geſchichte, die Himmelsſtriche, Kriege und Naturereigniſſe — alle Winde vereinigen ſich, die Wellen der Menſchheit in raſtloſer Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt iſt, und mit den Religionen die Wege ſich ändern, die zum Himmel führen, iſt ſelbſt die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechſel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieſes Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Menſch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins iſt, was dauert im Wechſel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie iſt die Wurzel der Menſchheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht verſengt, der den Stamm zerſpaltet — und dieſer Liebe Wort und Offenbarung iſt das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus, haben ihre Kinder gemordet; wanken ſolche Felſen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieſes Mutterherz iſt ſtets das nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel geweſen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin, und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutſche Hausfrau und die kokette Franzöſin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — ſie lieben auf gleiche Weiſe ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich ſo geiſtig, das Fortpflanzende, das Beſtändige, Erhaltende, ſie bilden die Pairskammer der Menſchheit. Weiblichkeit iſt die Achſe der Erde und die Milchſtraße am Himmel. Es iſt die Beſtimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die ſich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu verſöhnen, und wo ſie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freiſtätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieſer Beſtimmung ſind die Frauen auch ſtets treu geblieben, denn die Natur weiß ſich immer Gehorſam zu verſchaffen. Gibt es aber ſelten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, ſtatt ihn zu löſchen, ſo wollen wir es haſſen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verſpotten, wenn es, wie Frau von Genlis, ſich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutſchen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Verſammlungsörter für die philoſophiſchen Schriftſteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philoſophen den Ruhm angedichtet, die franzöſiſche Revolution herbeigeführt zu haben. Es iſt als ſagte man: der Sonntag ſey die Urſache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, ſich mit ihr zu verſtändigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menſchen erſcheinen, werden ſie zuerſt an den hervorragenden Geiſtern ſichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerſt die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man iſt den Philoſophen nur noch Dank ſchuldig, denn an ihnen iſt das Licht allmählig in das Thal hinab gegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne ſie wären die Kämpfe unſerer Zeit noch blutiger geworden als ſie waren. Deutſchland hat ſeinen innern Frieden ſeinen Philoſophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther ſteigen wir, und härten uns gegen franzöſiſchen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben ſeit dreißig Jahren viele unſchuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Univerſitäten haben in Deutſchland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltſam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philoſophen die Thürſteher der Wahrheit ſind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt ſie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt ſie, habe ſie die Philoſophen bekämpft, und ſie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich ſey ſie ſehr krank und dem Grabe nahe geweſen, und in den ſchleichenden Tagen einer mühſamen Wiedergeneſung habe ſie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man ſieht dem Buche die Krankheit der Verfaſſerin, aber nicht ihre Geneſung an. Sie geht ſehr unverſtändig und ſehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeußerungen, Schriften und Briefen der ſogenannten Encyclopädiſten reißt ſie unzuſammenhängende Stellen, bringt ſie in Geſprächform und legt dieſe Geſpräche der Tiſchgeſellſchaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf, und halten ſo gottloſe, abgeſchmackte Reden, wie man ſie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Dieſe Herren kommen zuſammen und überlegen ganz ernſthaft und gelaſſen, wie ſie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerſtören, wie ſie Gott abſetzen wollen und gehen dabei ſo trocken und diplomatiſch zu Werke, als ſey der himmliſche Vater ein König Stanislaus, und ſein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmiſchereien genannter Philoſophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gaſt in die hölliſche Tiſchgeſellſchaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuſchheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer iſt dieſer himmliſche Menſch? Es iſt ein Marquis! Dagegen ließe ſich nichts ſagen, die Tugend iſt keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft ſeyn — aber nein; Frau von Genlis, indem ſie die hölliſchen Geiſter alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weiſe mit ihrem himmliſchen Marquis. Es iſt kein nambafter hiſtoriſcher Marquis, den ſie reden läßt, es iſt ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es iſt die reine Marquis-Natur, die ſie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieſer herrliche Marquis ſeine Philoſophen immer ſchlägt, das war leicht zu machen. Es iſt wie in den Schachbüchern, worin Spielmuſter aufgeſtellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr, zur Partie, welche verlieren ſoll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Geſprächs-Spielen der Frau von

Genlis, der König der Schwarzen — Voltaire grauſam verfolgt und endlich eingeſchloſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Mann iſt der geiſtige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter, und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat ſein Erbe verſchwendet, zum Schaden ſeiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menſchheit. Fouqué iſt ein verdienſtvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und ſeitdem habe das runde Univerſum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf geſcholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeſchmackt, unwiſſend. Sie ſagt, ſeine Schriften wären ohne Werth, kaum zu leſen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftſtellern geſtohlen. Um dieſes zu beweiſen, führt ſie Verſe an, die er dem Apoſtel Paulus abgeſchrieben. . . Der Himmel in ſeinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals, auf Sodom und Gemorah, brennenden Schwefel herabregnen — er ſchickt uns kritiſche Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf ſolche Weiſe die Abgänge der Holbach'ſchen Mahlzeiten chemiſch unterſucht, und, in Abſicht zu verläumden aus den geſündeſten geiſtigen Flüſſigkeiten einen freſſenden Branntwein diſtillirt hat, führt ſie des

Gegenſatzes wegen mehrere Standesperſonen zuſammen und läßt ſie ein gottesfürchtiges Eſſen halten. In dieſer Geſellſchaft befinden ſich: der Marſchall von Richelieu, der Marſchall von Biron, der Chevalier de Boufflers, und andere Männer und Frauen, die, wie aus den franzöſiſchen Memoiren hinlänglich bekannt iſt, Muſter der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, ſowohl von irdiſchen als überirdiſchen Dingen. Sie decken die Laſter der gemeinen Bürgersleute auf, und entſchleiern die verſchämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer ſagt: „man muß es dem Adel zum Lobe nachſagen, daß in dieſem Stande Impertinenz ſich ſeltner findet, als in den untern Ständen.“ Wohl geſprochen! ſagen die Andern. . . Eine Herzogin ſagt: „Die ſchon ſehr ſichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken verſetzt: die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politiſchen Einſichten iſt dieß ein ſehr böſes Zeichen.“ . . . „Der Chevalier: Was ſagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die ſich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet iſt, wie ihre übrigen Bedienten, und der bei ihr die Beſuche meldet? Madame du Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es iſt Mademoiſelle Dervieux. Die Frau Marſchall: Ganz gewiß, das ſind ſehr ſchlimme Vorbedeutungen.“ . . . Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grauſamkeit und Gottesläſterlichkeit der Calviniſten, war ſo ſchwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grauſam! . . . Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrſchen, Ludwig der IX., hat einen verabſcheuten Namen hinterlaſſen. Er hatte nichts Franzöſiſches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks ſo nennen kann; er ſuchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräſentation zu verſchmähen, und den Adel zu verachten; er kehrte oft, ohne alles Gefolge, in den Häuſern gemeiner Handwerker ein und unterhielt ſich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja ſogar Krämer an ſeiner Tafel eſſen.“ („Ludwig IX. war ein liberaler König, nach der heutigen Bedeutung des Wortes“ — ſetzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgeſandten der Fürſten, auch wenn ſie beleidigende Botſchaft bringen. Mit den Abgeſandten Gottes wird nicht ſo gütig verfahren. Schickt der Himmel in ſeiner Liebe oder in ſeinem Zorne einen Chriſtus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon: ſo wird er von denen gemißhandelt, welchen er geſendet iſt. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewiſſer Menſchen unſerer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion iſt ihr nur eine himmliſche Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorſam hält. Sie findet die hebräiſche Sprache die ſchönſte unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigſte aller Völker auf der Erde — wahrſcheinlich weil eilf Zwölftheile des Volkes ſo dumm geweſen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unſerer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundſchaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse.“ Sonſt ſey dieſes anders geweſen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er ſich ſehr brillant gezeigt, ſeiner Mutter geſchrieben: quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.“ Dieſe nobeln Geſinnungen, ſo delikat ausgedrückt, ſeyen höchſt rührend. Wir andern, denke ich, finden dieſe Scala der Pietät, die von den Füßen, über die Hände, bis zu den Wangen ſteigt, höchſt mißtönend und abgeſchmackt.

Das iſt die Weiſe der Frau von Genlis! Daß ſie geirrt, mag ihr verziehen ſeyn, ein Weib braucht nichts zu verſtehen von ſolchen Dingen — ihre Häuslichkeit iſt ihre Weltgeſchichte. Dieſe überſchritten zu haben, darin allein iſt ihr Vergehen, und um ſich die Unerſchrockenheit zu erklären, mit welcher ſie, gleich einem alten Feuerwerker, das grobe Geſchütz der Polemik bedient, muß man ſich erinnern, daß ſie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariſer Arſenal gehabt.

Fragmente und Aphorismen. *)

1.

Miniſter fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite.

2.

Eitelkeit iſt Oekonomie; man ſollte ſie nicht tadeln, ſie iſt eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen ſeiner Eigenliebe zurück und bringt ſo endlich einen kleinen Schatz zuſammen. Auch hat man Unrecht zu behaupten, daß ſich nie wahre Verdienſte zur Eitelkeit geſellten; man kann ſehr reich ſeyn und geizig zugleich. Von zwei Menſchen mit gleichgroßen Verdienſten, von welchen der eine eitel iſt, und der andere, was man beſcheiden nennt, iſt im Grunde der Eitle beſcheidener als der Beſcheidene. Der letztere weiß, daß er reich iſt, und denkt, es

---

*) Die Aphorismen 15. 16. 17. 18. 91. 101. 102. 211. 212. 213. 269. 301. der früheren Ausgaben ſind in dieſer Sammlung weggeblieben, da die Aufſätze, denen ſie entnommen, im fünften Band vollſtändig mitgetheilt werden.

könne ihm an Ruhm nicht mangeln, ſo oft er ihn brauche; der andere iſt vorſichtig, traut ſeinen Verdienſten nicht und ſpart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend iſt, iſt es Eitelkeit auch: denn ſie iſt die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menſchen ungern umgeben, beweiſt nichts für ihren Fehler, ſondern für unſern. Wir meiden ſie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden: wir fürchten immer, ſie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philoſophen, es ſey einer der Hauptgrundſätze ſeiner Lehre: *Alles was iſt, iſt gut.* Ob es wahr iſt — nicht der Satz, ſondern daß er ſo aufgeſtellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philoſophen nicht, ich leſe nie philoſophiſche Bücher, mein Kopf iſt zu ſchwach, er verträgt ſie nicht. Ein deutſches philoſophiſches Syſtem kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns ſatt zu eſſen. Ganz gewiß iſt in der deutſchen Philoſophie die beſte, geſundeſte und unentbehrlichſte Nahrung des menſchlichen Geiſtes; doch wäre es artiger von unſern Wirthen, wenn ſie uns gebackenes Brod vorſetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erſt die Schnitter, die Dreſcher, die Müller, die Bäcker machen ſollten, dann kämen wir gar zu ſpät an den Tiſch. Doch das gehört nicht hierher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philoſophen wegen ſeiner Lehre und dieſe ſelbſt ſehr begünſtigten, weil ſie glaubten, ſie ſey für die Regierungen vortheilhaft, indem ſie den Regierten Grund und Recht zu klagen nehme, ſondern ſie vielmehr anweiſe, mit allem Beſtehenden zufrieden zu ſeyn, weil Alles, was iſt, gut iſt. Ob es ſich mit der philoſophiſchen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich ſo verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß, wenn jener Grundſatz wie bezeichnet ausgeſprochen, und wenn er wie berichtet angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wiſſen, was ſie wollen, da es keine Lehre gibt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine, die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles, was iſt, iſt gut. Man denke ſich, jener Philoſoph würde Regierungspräſident oder gar Miniſter: ſeine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten ſie zu haben, wären gedrückt oder glaubten ſich gedrückt; ſie gingen zum Philoſophen-Miniſter, machten ihm Vorſtellungen und bäten um Abhülfe. Dieſer, obzwar Miniſter, würde ſich bei der überraſchenden Veranlaſſung ohne ſeinen Willen erinnern, daß er früher Philoſoph geweſen — die Katze läßt das Mauſen nicht, auch wenn ſie eine ſchöne Prinzeſſin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerſchaft ſagen: Ihr guten Leute wißt nicht, was ihr ſprecht; geht eures Weges, Alles, was iſt, iſt gut. . . Schön Minette, man muß ſeiner Natur treu bleiben! . .

Wenn aber jetzt die Abgewieſenen zu murren anfingen, ſich zuſammenrotteten, dem Miniſter-Philoſophen die Fenſter einſchlügen, die Kaſſen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Miniſter-Philoſoph? Er würde die Empörer zu beſänftigen ſuchen, ihnen ihre Geſetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausſchweifungen vorhalten. Wenn dieſe aber ſprächen: Herr Miniſter, Sie wiſſen nicht, was Sie reden, gehen Sie ihres Weges, Alles, was iſt, iſt gut; ein Iſt iſt wie das andere Iſt; iſt eine Regierung, ſo iſt ein Volk; iſt Ordnung, ſo iſt Anarchie; iſt Geſetzmäßigkeit, ſo iſt Revolution; iſt die Macht, die iſt, zu ehren, ſo iſt unſere Macht auch eine, die iſt — was würde der Philoſoph darauf antworten?.. Der Philoſoph gar nichts; aber der Miniſter ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minder Schuldigen einkerkern; und das iſt auch das Klügſte, was er in einem ſolchen unphiloſophiſchen Falle thun könnte. Aber, nach Hauſe gekommen, ließe er ſich heimlich von ſeiner Frau ſeine alten Collegienhefte holen, ſie abſtäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder, und machte durch den Satz: Alles, was iſt, iſt gut, einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten ſehen mit den Ohren; die Luft iſt ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben ſie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schickſal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausſchweifung iſt viel öfter die Folge, als die Urſache einer zerrütteten Geſundheit.

7.

Es gibt Menſchen, die geizen mit ihrem Verſtande, wie andere mit ihrem Gelde.

8.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welches ein verdrießlicheres Geſchäft ſey: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löſcht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigenſinn einer Frau iſt auf eine ganz wunderliche

Art befeſtigt. Der Graben iſt hinter dem Walle und hat man die ſteilſten Einwendungen erſtiegen und glaubt, jetzt wäre Alles geſchehen, entdeckt man erſt, daß das Schwerſte noch zu thun ſey.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, iſt, wenn ſeine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgeſtritten. Dieſes einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläſchchen Roſenöl; damit macht ſie zwanzig Jahre alle ihre Geräthe und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte iſt Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käſe.

12.

Reichthum macht das Herz ſchneller hart, als kochendes Waſſer ein Ei.

13.

Ein conſtitutioneller Thron iſt ein Armſeſſel, ein abſoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürſten ſind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfaſſung ſorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit, als für die der Regierten. Hätte Napoleon

Frankreich die Verfaſſung bewilligt, die ihr Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiſer der Franzoſen.

14.

Hätte die Weltgeſchichte ein Sachregiſter, wie ſie ein Namenregiſter hat, könnte man ſie beſſer benutzen.

15.

Die öffentliche Meinung iſt eine See und man behandelt ſie wie eine Suppe. Verrückte Köche ſtehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blaſen abzuheben; ein vierter bläſt, daß ihm die Backen ſchmerzen; ein fünfter will ſie aufeſſen; ein ſechſter ſie dem Haushunde vorſetzen; ein ſiebenter ſie in das Spülfaß ſchütten. Wahrhaftig, die Kinder auf der Gaſſe werden euch noch auslachen!

16.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geiſtigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf dieſe Weiſe wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unſeres Landes können alſo ruhig bleiben; denn unſere grobe Packnadel zerriſſe nur die fein gewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch ein großer Mißverſtand iſt es, politiſchen Schriftſtellern Grobheiten zu unterſagen und Feinheiten zu verſtatten! Man ſollte gerade das Gegentheil thun.

17.

Feuerbach, in ſeinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt ſich für beide, kann ſich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftſteller zu eifern, die derſelben Lehre anhängen. Er bezeichnet ſie als ſolche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wiſſen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe.“ Das iſt zwar witzig, aber der Spott ſcheint gar nicht am gehörigen Orte zu ſeyn. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, iſt derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigſte. Die ächte Regierung hat keine Kunſtgeheimniſſe. Spitzfindige Gelehrſamkeit mag in der Unterſuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das franzöſiſche Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigſte bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er ſeine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von ſeinen Landsleuten nicht überraſchen ſollen. Es iſt ja auch eine von den unſeligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man ſeine Meinung ändert. Als wäre der Menſch unfehlbar! daß er es nicht iſt, iſt gerade ſchön; denn einen Wahn verlieren, macht weiſer, als eine Wahrheit finden.

18.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der franzöſiſchen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung die Briefe auf der Poſt eröffnet wurden, daß dieſes unter Napoleon auch geſchah, und daß es jetzt noch immer geſchehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenſtänden ſpricht, lächeln ſie, und das iſt auch wirklich das Beſte, was ſie thun können, denn wie ließe ſich ein Lächeln widerlegen? Es iſt ein Alphabet, worin die Beſtandtheile aller möglichen Meinungen enthalten ſind. Was antworten ſie aber darauf, wenn man ſie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben ſie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man ſie fragt: haben tauſend abgeſchmackte Polizeikünſte, deren Anwendung man ſich immer noch nicht ſchämt, haben ſie die ſpaniſche, die portugieſiſche und andere Revolutionen, haben ſie den Abfall der ſüdamerikaniſchen Staaten verhindert? — was werden ſie darauf erwidern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit Perſonen zu thun habt.

ſondern daß Euch *Sachen* feindlich gegenüber ſtehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar iſt? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergeſſet, daß es dann um ſo gefährlicher iſt für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um ſo ſchneller fallen. Freilich ſind ſolche Reden vergebens, und man wird damit ausgelacht; aber es iſt beſſer den Athem als den Verſtand verlieren.

19.

Herr *Wilhelm von Schütz*, ein Kampfgenoſſe des Offenbacher *Staatsmannes*, hat „*Blicke in die amerikaniſchen Reiche*“ geworfen. Wenn er Nichts deutlich geſehen, ſo iſt das durchaus nicht ſeine Schuld; denn Amerika iſt eine dunkle Unterwelt geworden, ſeit es unſere ſuperben Tarquinier zur *Cloaca maxima* gewölbt und es beſtimmt haben, den europäiſchen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch iſt Herr von Schütz ſo ehrlich, über das, was er dunkel geſehen, dunkel zu berichten. Wir mögen alſo nicht mit ihm ſtreiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz, in ewiger ſeliger Ruhe, und lächelt des ſterblichen Menſchengeſchlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympiſchen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, ſuppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; ſagt er, die

Freigebung Südamerikas berührend: „kaum iſt wegen des Reichthums an verborgenen Rückſichten hierüber ein durchgreifendes Wort zu ſagen möglich“ — hören und ſchweigen wir mit heiliger Scheu, ſo ſehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rückſichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilſchifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag“ geſchrieben, wollen wir ein Wort ſprechen. Herr Pfeilſchifter iſt der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob ſeyn, er fühlt menſchlich — mit ihm wollen wir rechten. Er ſagt in ſeinem Nachtrage: „Gegen eine Faction, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuſchung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntniſſen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, gibt es keine beſſere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Declamationen die Thatſachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu ſetzen. Aus dieſem Grunde haben wir nachſtehende Notizen über den Zuſtand von Neuſpanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden iſt, zuſammengeſtellt, um zu beweiſen, wie nachtheilig und verderblich ſogar in materieller Rückſicht die Verſuche der ſogenannten Emanzipation für Südamerika ſelbſt geworden ſind.“ Und nun ſtellt Herr Pfeilſchifter ſeine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntniſſen an ſeinem Facit der ehemaligen Glückſeligkeiten und gegenwärtigen Leiden der ſüdamerikaniſchen Provinzen keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es ſoll ſich Alles ſo verhalten, wie er geſagt: jene Länder ſollen durch den Verſuch ihrer ſogenannten Emanzipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau, und Gewerbthätigkeit ſollen wirklich darüber zu Grunde gegangen ſeyn. Was beweiſt dieſes aber? Wenn die Gegner der Freiheit deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder ſie durch hölliſche Polizeikünſte zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergoſſene Blut, wer die Verwüſtungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilſchifter durch ſeine Gaukelrechnerei zu täuſchen den Auftrag erhalten? Das iſt das ewige Räthſel! Der Pöbel, der nicht denkt, lieſt auch nicht, und die, welche leſen, denken, und laſſen ſich durch alte abgeſchmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilſchifter, der ja ſelbſt geſagt, daß wir Andern unſern Betrug auf das Schweigen unſerer Gegner gründen, wird, uns dieſes Fundament zu entziehen, ſich ohne Zweifel rütteln und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

20.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wiſſenſchaften in München zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Profeſſor Oken eine Rede über das Zahlengeſetz in den Wirbeln des Menſchen vor. Er ſuchte darin zu zeigen, daß fünf die herrſchende Zahl in dieſem Theile des menſchlichen

Leibes ſey und ſchließt dann mit den Worten: „Dieſe Geſetzmäßigkeit in unſerm Leibe, ja in einem einzigen Syſteme deſſelben, wen ſollte ſie nicht ergreifen, wen nicht begeiſtern zur Freude über jene Geſetzmäßigkeit, welche er auch in der Geſchichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menſchlichen Lebens, erkennt! Wen ſollte ſie nicht hinweiſen auf das *Land*, in welchem Geſetz und Ordnung herrſcht, in welchem Anſtalten beſtehen und werden, durch die es der Wiſſenſchaft möglich wird, dieſe Geſetze zu erkennen, und der Kunſt, dieſe Harmonie darzuſtellen: in welchem den Gelehrten und Künſtlern Muße gegeben iſt, in dieſem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Luſt *dem* zu danken, durch den dieſes alles hervorgebracht, erhalten und befordert wird, *dem Könige der Gelehrten und Künſtler!*“ So ein deutſcher Profeſſor hat den Teufel im Leibe! Er iſt zugleich Oſteolog und Hofmann, er kann Alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch' ein Angebinde! In welchen ſchönen Pentametern wird das Lob des bairiſchen Königs beſungen! Das bairiſche Recht, feſt wie eine Wirbelſäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker ſagen, wenn ſie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Beſtimmung zu haben, ſchwere Laſten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfaſſung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien Alles gelernt, aber leider die Oſteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konſtitutionen. Selbſt die Rücken reden von Freiheit.

ſelbſt die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrühreriſchen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verſchworenen Gliedern einſperren. Geſchwind die Anatomie cenſirt, wenigſtens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geſchwind aus fünf drei gemacht, wie Villèle Geſchwind die Zahl fünf ganz ausgeſtrichen aus der Reihe der Zahlen!

21.

Es hüte ſich der junge Dichter, an ſeinen Werken jene ſteinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Göthe ſo verlockende Beiſpiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit unſern Winterherzen laſſen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im ſchöpferiſchen Geiſte wohnen; dann wird ſie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit ſchafft nur Werke, die gleichgültig laſſen. Shakſpeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil ſie ſo feſt geſtanden, gaben ſie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter koſenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht ſchaden. Der Bewegungsloſe wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

22.

Mit Cicero begann jene bis auf unſere Tage herabgehende Zeit, wo ſich das Licht von der Wärme, die Einſicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geiſt vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil ſie nur den einen oder nur den andern beſaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einſichtslos die Kraft zum Böſen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geiſtreicher Staatsmann, wenn er ſprach oder ſchrieb, war unwiſſend und verblendet, wenn er handeln ſollte. Er hatte den Muth des Geiſtes, aber nicht den Muth des Charakters, und er verſtand nicht, daß zur Heilung einer ſchlechten Zeit, wo ſie je möglich iſt, man zu guten Zwecken ſich ſchlechter Mittel bedienen müſſe. Octavius war der Mann ſeiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Miniſterialismus. Er zuerſt übte die Kunſt, die Freiheit des Volkes, ſtatt wie es früher wohl geſchah, zu morden, zu rauben oder zu ſtehlen, zu übervortheilen, und durch jüdiſche Schlauheit ſich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Ciceros, einſt einen ſeiner Neffen beſuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's leſend, das er beim Eintreten des Cäſars ſchnell zu verbergen ſuchte. Auguſtus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und ſagte zu ſeinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der ſein Vaterland ſehr liebte.“ Das iſt ganz der ſtolz-gutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht ſchaden kann, nach ſeiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

23.

Im Kampfe zwiſchen Adel und Bürgerſchaft hat der Adel, er mag angreifen oder ſich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind ſtreitet, der in der Ebene ſteht.

24.

Was die Beſten und nur die Beſten unter den Zeitgenoſſen wünſchen, das geſchieht zwar auch, aber ſpät; denn da die Beſten ihrer Zeit vorauseilen, ſo werden ihre Wünſche und Bedürfniſſe erſt die der Nachwelt. Doch was die Menge wünſcht, das geſchieht bald.

25.

Die Vorſehung iſt auch weltklug, und heult mit den Wölfen, wie der ſchlaueſte Menſch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft ſie die Maske ab.

26.

Manche Menſchen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher gibt es ſo viele Köpfe, die unfähig ſind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geſchlechter vereint beſitzen muß, wenn eine idealiſche Geburt zu Stande kommen ſoll.

27.

Die deutſchen Blätter, die politiſchen ſowohl, als die nichtpolitiſchen, ſind, wenige ausgenommen, ganz unbeſchreiblich abgeſchmackt. Die Armuth hat doch ſonſt etwas Romantiſches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutſchen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, und von der Bettelei nur das Unausſtehliche. Alle Zeitungen ſind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauſpieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unſere Blätter leſen, müſſen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen Nichts thäten als ſpielen und ſingen, und für Nichts Sinn hätten als für Spiel und Geſang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauſpiel und die Oper ſeines Orts beſprechen: geſchieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch ſein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen ſeyn, wie Herr der in München den Franz geſpielt, wie Frau die in Wien die Agathe geſungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demoiſelle Sontag in Berlin die Donna Anna ſingen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reiſe nach Berlin brauchte, um der

Vorſtellung des Don Juan beizuwohnen? O! es iſt eine Schmach! Man glaubt ſich in die Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs zurückverſetzt, wo entartete Fürſten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüſte über und über bedeckt, mit heißdurſtigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachſahen, und überhörten, daß die Barbaren ſchon die Thore ſtürmten!

28.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, ſchickt ſie immer fähige und vertraute Menſchen voraus, ihr das neue Lager abzuſtechen. Ließe man dieſe Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete ſie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt Jene Vorläufer, Unruheſtifter, Verführer, Schwärmer, und hält ſie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Troſſe, und weil ſie Nichts beſtellt und angeordnet findet, wohnt ſie ſich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerſtört mehr, als ſie gebraucht und verlangt.

29.

Daß die Diplomatik ſich verrechnet, iſt etwas ſehr Gewöhnliches, auch etwas ſehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf Andere fallen. Daß aber auch Jene ſich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Thaten, ungeſtört in ihrem einſamen Zimmer nachdenken können, und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erſtaunen. Wenn die deutſchen wiſſenſchaftlichen Männer den Verſtand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichthum, Macht und Anſehen haben ſie nie gehabt.

30.

Die deutſche Geſchichte gleicht einem ungebundenen Buche; ſo beſchwerlich und verdrießlich iſt ſie zu leſen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zuſammenhang darüber, und Titel und Regiſter liegen nicht ſelten in der Mitte verſteckt.

31.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufſatz? „das Wichtigſte der Reſultate und Verhandlungen des großherzoglich heſſiſchen Landtags von 1826 bis 1827.“ Alſo ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig ſpät, ein wenig ſpät — ſchadet aber nichts. In Deutſchland kömmt Nichts zu ſpät; die deutſche Zeit, ungleich den Poſtwagen, wartet auf jeden Paſſagier. Der Aufſatz erſcheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortſetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — ſchadet aber auch nichts. In Deutſchland iſt Nichts zu lang: je länger, je lieber. Die Einſender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitſchriften, und ſie erhalten größern Lohn. Aber etwas Anderes ſchadet, und davon will ich ſprechen. Der Titel des Aufſatzes iſt nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leſer weiſt die ſchönſte Abhandlung zurück, die ſich ihm unter einem ſo übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuſchen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigſte, alſo den Geiſt einer deutſchen Stände-Verſammlung mittheilt, der iſt ein Deſtillateur, er macht Branntwein; er ſollte alſo ſeinen Berichten einen wohlſchmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmſtädter Deſtillateur im Hesperus hätte ſeinen Aufſatz nennen ſollen: **Extrait d'Ennui**, doppelte Langeweile, Darmſtädter Waſſer, **Eau de Hesse**, **double patience**, **Esprit de Mirabeau**, oder mit ſonſt einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In dieſem Landtags-Berichte iſt unter Anderem von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieſer Gelegenheit leſen wir Folgendes: „Sey nun z. B. das reine Einkommen des X aus ſeinen Grundvermögen $= A$, und verdanke er ſeiner ſogenannten rein perſönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen $= a$; ſey ferner der rein perſönliche Erwerb des Y, — der kein Grundvermögen beſitzt und kein ſteuerbares Gewerbe treibt, — $= 2a$, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Geſammt-Einkommens auf die

Wohnung verwendet werde: ſo verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anſpruch; ſo muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$ und Y: $\frac{2a}{bc}$. X verſteuert alſo hier das reine Einkommen aus ſeinem Grundvermögen noch einmal, und kein Menſch wird behaupten können, daß ſich der rein perſönliche Erwerb beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungſteuern oder wie $\frac{A+a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müſſe." —— Mein lieber Herr, ich glaube, Sie wollen uns zum Beſten haben. Spricht man ſo mit den Leſern des Hesperus? Iſt das die Art, politiſche Aufklärung in Deutſchland zu verbreiten? Iſt das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieſes Alles nicht eben ſo deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengäſten, die ſich jeden Abend bei Herrn Wiener, in der Poſt und in der Traube in Darmſtadt verſammeln, gibt es denn, die das verſtehen? Wie viele im deutſchen Volke überhaupt? Ich habe den Verſuch gemacht. Nord-Deutſchland iſt bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutſchland, und Hannover beſitzt ohne Widerſpruch die größte politiſche Aufklärung unter allen deutſchen Staaten. Nun, ich, der ich gegenwärtig in Hannover ſitze und ſchreibe, habe vier Kopiſten abwechſelnd zu meinem Gebrauche. Es ſind die gebildetſten Kopiſten, die mir je vorgekommen ſind, wie es auch nicht anders ſeyn kann: denn der eine iſt im Kriegsminiſterium angeſtellt, der zweite in der Stände-Verſammlung (die man hier Landſchreiberei nennt), der dritte bei einem Juſtizrathe und der vierte in einer Thorſtube. Es iſt wahr, ſie haben beim Abſchreiben ihre Eigenheiten. Sie ſchreiben gewöhniglich ſtatt gewöhnlich; ſetzen den Punkt nicht über das i, ſondern fünf bis acht Buchſtaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbeſiegbaren Eigenſinn, y für i zu ſetzen, c für z und ck ſtatt k. Uebrigens aber ſind ſie muſterhaft und ſo genau und treu, daß ſie aus jedem Dintenklekſe, der ſich im Manuſcripte befindet, einen Gedankenſtrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefſinniges Anſehen bekam, das er urſprünglich gar nicht hatte. Dieſen vier Kopiſten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraiſchen Artikel zum Abſchreiben: aber keiner konnte damit fertig werden, keiner ſchrieb ihn ſo, daß er in der Druckerei verſtändlich geweſen wäre, und ich war darum genöthigt, ihn ſelbſt zu kopiren. Wenn nun ſogar vier hannöveriſche Kopiſten keine Algebra verſtehen, was läßt ſich erſt von ſüddeutſchen Bürgern erwarten? Sprechen und ſchreiben denn die Franzoſen in ihren Kammerſitzungen, wenn vom Finanzweſen die Rede iſt, auf ſolche algebraiſche Weiſe? warum geben wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und ſchreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris beſetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

32.

Der Hofnarr des Kaiſers Claudius ſagte: man könne die Namen aller guten Fürſten auf einen einzigen Ring ſchreiben. Der lateiniſche Geſchichtſchreiber, der dieſes erzählt, ſpricht dann weiter: „Fragſt du, woher ſolche böſe Fürſten kommen, ſo antworte ich, mein Beſter, daß zuvörderſt die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchloſe Miniſter, verabſcheuungswürdige Geſellſchafter, habſüchtige Verſchnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen iſt, die völlige Unwiſſenheit in den Staatsgeſchäften die Urſachen davon ſind. Der Kaiſer Diocletian, da er bereits in den Privatſtand zurückgetreten war, ſagte, wie mir mein Vater erzählt hat: *es ſey Nichts ſchwerer, als löblich zu regieren.* Vier oder fünf Perſonen vereinigen ſich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und ſchreiben ihm ſein Verhalten vor. Der in ſeinem Palaſte verſchloſſene Kaiſer iſt von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt Nichts weiter, als was ihm dieſe Leute vorreden, beſetzt alle Stellen mit Perſonen, die man entfernen ſollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten ſollen. Kurz, der beſte, vorſichtigſte und vortrefflichſte Regent wird, wie Diocletian ſagt, verrathen und verkauft.“

33.

Es iſt ſo etwas Kleines, groß zu ſeyn in unſern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute iſt, woran ſich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

34.

Vor der Revolution war es am franzöſiſchen Hofe Sitte, daß gemeinſchaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, ſo oft der junge Prinz ſich verging, ſtatt ſeiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Beſtimmung hat das deutſche Volk. Wenn die Franzoſen, wenn die Spanier und Portugieſen, wenn die Neapolitaner und Piemonteſer, wenn die Ruſſen ſich unartig betragen, bekommen die armen deutſchen Kinder Ohrfeigen. Es iſt gar zu betrübt: wir müſſen machen, daß wir groß werden.

35.

Ein redlicher Mann will zwar nur Recht *behalten*, wenn er Recht *hat*; doch das Recht haben ſoll er mit ſeinem Gewiſſen und vor Gott ausmachen, aber mit Menſchen ſoll er um das Recht behalten ſtreiten. Diejenigen plebejiſchen Sachwalter erſcheinen mir daher ſehr abgeſchmackt, die, ſtatt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten ſprechen.

36.

Die Staatsbaumeiſter glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schornſteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwiſſenheit das Uebel vergrößert.

37.

Herr von Hornthal hat in der bairiſchen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die beſtehenden ſtrengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verſchwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konſtitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, ſo iſt dies das Traurigſte nicht — das Traurigſte wäre, wenn ſie das Bedürfniß fühlte, ſo zu verfahren. Wenn beſtehende und bekannte Geſetze in gegebenen Fällen nach voraus beſtimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verſchwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die ſich ſelten auf den theoretiſchen Werth der Geſetze verſtehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich ſie ſind? Wozu jener Hokus Pokus und aller ſonſtiger Schnickſchnack, dem man in dem Treiben der Beamten ſo oft begegnet? Ernſt ſoll der Geſetzgeber, ſtreng der Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug ſeyn. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünſtleriſch verfährt, und die Schärfe des wundärztlichen Meſſers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlaſſen kann, von demjenigen unterſcheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt, und ſich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutſchen Amtsſtube riecht Alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, ſo geſchieht von zweien Dingen Eins. Entweder man iſt unerfahren, und dann fühlt man ſich das Herz wie zugeſchnürt über dieſe ängſtliche Stille, dieſe Grämlichkeit der Beamten und ihr geiſterartig hohles und gefühlloſes Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugut weiß, daß dieſe finſtern Götter ſo unerbittlich nicht ſind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

38.

Man ſollte denken, wer ſich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet Nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegentheil. Vielen Menſchen, Vornehmen wie Geringen, iſt ein ſolcher Aberglauben anerzogen, daß ſie zittern vor dem Rauſchen eines Blattes, ob ſie zwar mit freudigem Muthe in die Schlacht gehen. In der politiſchen Welt hat dieſe Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherrn fehlt es manchen Fürſten, aber an diplomatiſchen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauſchen eines Blattes.

39.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräſentativen Verfaſſungen ein ewiger Frühling herrſche. Aber ſie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen ſchmilzt, während er ſich in unbeſchränkten Monarchien zu Gletſchern und Lavinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

40.

Leidenſchaften der Regierungen zeugen von Schwäche. Leidenſchaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

41.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Verſailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin erſt über die neue Form der Hauben, dann über das Schickſal von fünf und zwanzig Millionen Menſchen entſchieden wurde, erhielt der General von N. aus den Händen der Frau Pompadour den Plan zum bevorſtehenden Feldzuge, der auf einer Landcharte mit Schönpfläſterchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

42.

Regierungen ſind Segel, das Volk iſt Wind, der Staat iſt Schiff, die Zeit iſt See.

43.

Denkt euch: ein Arzt unterſagte ſeinem Kranken jede anhaltende Bewegung, ſie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgſam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte ſagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen, den Kranken ſeinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jezt denkt euch: ein Volk ſey krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat ſich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbeſſern, die Staats-Aerzte daſſelbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Iſt Bewegung ſchädlich, ſo iſt es jede, ſie richte ſich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, ins Bett zu legen, und die Kriſe abzuwarten.

44.

Die Macht, als ſie ſelbſt noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinſen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jetzt aber, weil alle Bedürfniſſe der Menſchheit ſo koſtſpielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten geſtellt. Daher ſcheint es, als hätten ihre Mittel ſich vermehrt. Das, die erſte Hälfte des Geheimniſſes. Die andere Hälfte iſt: früher wurde durch Hebel regiert, jezt geſchieht es durch Menſchenkraft, und ſo weiter! Der Leſer wird gebeten, den Spuren dieſes Gedankens nachzugehen.

45.

Was den Uebergang der alten Zeit in die neue ſo blutig macht, iſt die Enge des Weges, der von jener zu dieſer führt. Zwiſchen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart iſt die Brücke darüber. Die Angreifenden und die, welche ſich vertheidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern ſich darauf. Tauſend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beſchleunigen, noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Menſch muß auch gerecht gegen ſich ſelbſt ſeyn, das iſt nicht ſeine Schuld, das Schickſal hat es zu verantworten.

46.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erſtens, franzöſiſch ſprechen, zweitens Nichts ſprechen, und drittens die Unwahrheit ſprechen. Dieſen Künſten verdanken Monarchien ihre Haltung von außen. Man muß daher erſtaunen, daß die hohe Pforte ſtets in guten Vernehmen mit ſämmtlichen Mächten geblieben iſt, ob ſie zwar von jenen Künſten nichts verſteht. Die türkiſchen Miniſter reden arabiſch, lügen nie und ſagen Alles, was ſie denken. Es iſt ſo wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben ſollte, ſie wohnten tauſend Meilen von Pera entfernt. Als einſt ein europäiſcher Geſandter dem Großvezier bekannt machte, daß ſein Fürſt über einen andern einen entſcheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieſer: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut ſtehen.“ **Quelle horreur!**

47.

Jede Gegenwart iſt eine Notherbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbſchaft weder ausſchlagen, noch **sub beneficio inventarii** antreten! ſie muß ſie und zwar ganz übernehmen mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

48.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzuſtellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern ſagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu ſtreuen.

49.

Wer glaubt, er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Dieſe Wirthin läßt den reichen und luſtigen Studenten auf Borg zehren und fort zechen — am Ende kommt die Rechnung.

50.

Die Geheimniſſe der Politik und die brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt: denn die freie Luft zerriſſe das überfeine Geſpinnſt. Und das Erzeugniß ſo vieler Tage, ſo vieler Hände, ſo vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windſtoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerſtört die Täuſchung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

51.

Die Mauern Jerichos ſind freilich von den Trompeten der Juden eingeſtürzt: aber es geſchehen in unſern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Menſch ſollte ſich ſchämen zu glauben, das Geſchrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

52.

Welche Staats-Verfaſſung iſt die beſte? „Diejenige, die am beſten verwaltet wird.“ Dieſe Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Beſitz, und über deren zeitigen Beſitz das ewige Recht daran vergeſſen zu machen. Man könnte eben ſo gut, nämlich eben ſo falſch, auf die Frage: Welches Geſchöpf iſt das vollkommenſte in der Reihe der lebendigen Weſen? erwiedern: das geſündeſte — woraus folgen würde, daß ein geſunder Pudel höher ſtände, als ein kranker Menſch. Dieſes iſt aber in dem Grade unwahr, daß ſogar ein kranker Weiſe mehr als ein geſunder Narr iſt; denn der Weiſe kann geſund, der Narr kann aber nie weiſe werden.

53.

Als Karl der XII. in Bender war, legte ihm ſein Günſtling und Schatzmeiſter Gruithuſen eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, „10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majeſtät den Schweden und Janitſcharen gegeben, und den Reſt von mir durchgebracht.“ Das iſt aufrichtig, ſagte der König, und ſo liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. . . Unſere heutigen Finanz-Miniſter, die ihre erſchreckliche Noth haben, bis ſie das Budget durch die Kammern bringen, werden dieſe Anekdote nicht ohne Seufzen leſen können, und ohne mit naſſen Augen auszurufen: ach, die ſchöne alte Zeit!

54.

Aufmerkſamen Leſern der franzöſiſchen politiſchen Blätter wird es nicht entgangen ſeyn, daß die Ariſtokraten, ſowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren ſchriftſtelleriſchen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten ſprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier iſt mehr, weniger. Der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Freiheiten iſt ſo groß, als zwiſchen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion beſteht in der Erkennung eines einigen Gottes, ſo beſteht die wahre politiſche Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das franzöſiſche Volk iſt in dem erſtern Falle, es beſitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entſprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn ſie ihm durch Exceptionsgeſetze und andere Staatsſtreiche entzogen werden. Beiſpiele von Freiheiten ohne Freiheit finden ſich in ſolchen europäiſchen Ländern, die autokratiſch regiert werden, und keine Verfaſſung haben. Wenn zu wählen iſt, iſt Freiheit ohne Freiheiten beſſer, als umgekehrt. Im Beſitze des Bodens iſt es leichter, ſich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte, den Boden wieder zu erobern. Die Ariſtokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das franzöſiſche Volk einſchläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier daſſelbe

Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, ſo lange ihnen die Zinſen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite ſuchen die liberalen Redner und Schriftſteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwiſchen dieſen beiden Worten iſt der Unterſchied ſehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrſchermacht, welche über die Geſetze erhaben iſt, Legalität das Herrſcherrecht, welches den Geſetzen unterliegt.

55.

Bei jeder Miniſterialherrſchaft (in der Kanzleiſprache abſolute Monarchie genannt), iſt es Grundſatz und muß es Grundſatz ſeyn, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu unterſuchen und zu beſtrafen. Eine Regierung ſolcher Art ſteht dem Volke ſtets kriegeriſch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausſchweifungen der Soldaten, wenn ſie nicht den Dienſt betreffen, nachſieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, ſo finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihre Vergehen. Nur die Inſubordination der Beamten wird beſtraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräſentation ſtattfindet, und gebe einen Zeitraum durch, ſo lange als man will, und dann berechne man wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt beſtraft worden ſind, und ob ſie nicht immer, wenn ſie ja Abſetzung oder eine Strafe betroffen, ſich dieſe wegen Subordinations-Vergehen zugezogen hatten.

56.

Lange Zeit haben ſie ſich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finſtere Ungewitter heraufgeſtiegen wider ihren Willen, haben ſie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuverſicht verloren. Sie nehmen ſich vor, den Sturm eine Roſſiniſche Arie ſingen, die Blitze ſymmetriſch als chineſiſche Feuerwerke leuchten, und den Donner im Takte rollen zu laſſen. Auch der verſchlagenſte Dieb kann aus ſeiner Verborgenheit gezogen werden, er halte ſich verſteckt in dichten Wäldern, in unterirdiſchen Höhlen, oder in dem finſtern Winkel eines Hauſes. Aber den Hochmuth aus den Schlupfwinkeln eines menſchlichen Herzens zu vertreiben, dazu iſt ſelbſt die himmliſche Polizei nicht ſchlau genug.

57.

Die Menſchen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geſchichte darbietet, weiſer werden, wenn ſie ſie unentgeldlich benutzen könnten. Weil ſie aber dafür zahlen müſſen, benutzen ſie ſie nicht: denn das Schickſal warnt wie die Buchhändler: „beſchmutzte und aufgeſchnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.“

58.

Wenn, wie es in Deutſchland oft geſchieht, Geſetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Geſetze als bloſe Befehle anzuſehen, denen man folgt, nicht weil man ſie ehrt, ſondern weil man ſie fürchtet.

59.

Nie wurde die Wiſſenſchaft in Deutſchland von den Großen ſo ſehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernſt, wenn ich das ſage; aber es iſt ein Jammer mit den Deutſchen, daß ſie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernſt verſtehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, ſelbſt eines Majeſtätsverbrechens überwieſenen akademiſchen Lehrer (ſo lange nur kriminaliſtiſche Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren laſſen bis zur Stunde der Hinrichtung. So ſehr war das Leben getrennt von der Wiſſenſchaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiſeſte Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Profeſſors, ſo werden gleich ſeine Vorleſungen eingeſtellt. Iſt das nicht Ehrfurcht vor der Wiſſenſchaft? Das iſt Furcht vielleicht, aber ſie führt zur Ehrfurcht. Die Beſſern unter den Großen liebten vormals die Wiſſenſchaft, aber ſie liebten ſie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, ſie achteten ſie nicht. Jetzt iſt es beſſer. Man ſoll zittern vor ihr; denn der Geiſt ſey König der Welt, und das Recht ſein Schwert.

60.

Konſtitutionen, wenn ſie dauerhaft ſeyn ſollen, müſſen Fresco gemalt werden. Andere ſagen das Gegentheil. Wir wollen ſehen, wer Recht behält.

61.

Der ächte Deutſche wird verlegen, wenn man ihn über einem witzigen Einfall ertappt; keuſchen Geiſtes erröthet er bei den bubleriſchen Küſſen der Phantaſie.

62.

Frau von Stael ſagt: „Es gibt Zeiten, wo das Schickſal der Menſchheit von einem einzigen Manne abhängt, und das ſind unglückliche Zeiten; denn nichts iſt dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geſchieht.“ Das mögen Jene ſich merken, die das Heil der Welt von einem politiſchen Meſſias erwarten. Völker ſterben nicht, ſie haben Zeit übrig, krank zu ſeyn, und darum iſt es beſſer, ſie leiden etwas länger, als daß ſie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das iſt der gefährlichſte Tyrann, der ſich auch die Herzen unterwirft. Hätte Auguſt wie Tiber regiert, wäre die römiſche Freiheit nicht untergegangeen. Fürſten, die größer waren als ihre Zeitgenoſſen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet. Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingeſehen, daß ſie eine Wohlthat, die ſie einem großen

Mitbürger verdankten, ſich nur durch Undank gegen den Wohlthäter ſichern konnten. Die Riegos aller Zeiten ſind noch immer geopfert worden.

63.

Die Staatsmänner ſchreiben ihre Erfahrungen mit Bleiſtift auf Pergament-Tafeln, und iſt das Blatt voll, löſchen ſie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu gewinnen. Daher ſind ſie oft klüger, als geſtern, aber niemals klüger, als vorgeſtern.

64.

Philidor konnte ſechs Schachpartbieen zugleich ſpielen, und er gewann ſie Alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die ſtille ſtehen, bis man ſie bewegt. Wer aber mit Menſchen ſpielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

65.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté,“ antwortete dieſer mit tiefer Verbeugung. . . So ſchmeichelt man noch heute den Fürſten, ſie könnten die Stunde beſtimmen in welcher die Zeit ins Kindbett kommen ſoll.

66.

Es könnte eine zweite Sündfluth über die Erde kommen, was würde ſie nützen? Die Thoren und die Böſen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorſehung iſt barmherzig, ſie ſorgt für eine rettende Noahs-Arche, und läßt keine Gattung auch des niedrigen Gewürms verderben.

67

Der ſüße Brei iſt aufgegeſſen . . . jetzt balgen ſie ſich um die Schärre . . . darüber zerbrechen ſie den Topf . . . dann gibt es keinen Brei und keine Schärre mehr . . . dann ſchlagen ſie ſich auch nicht mehr.

68.

Die Fürſten hätten ſich und ihren Völkern viel Unglück erſparen können, wenn ſie die Hofnarren nicht abgeſchafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr ſprechen darf, handelt ſie.

69.

Häringe oder Sardellen — das iſt der ganze Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt. Geſalzen ſind ſie immer noch, und werden es immer bleiben.

70.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil ſie glauben, der Wind drehe ſich nach der Wetterfahne.

71.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schickſal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenſchaften der Menſchen benutzt, um ſeine Zwecke zu erreichen. Dieſes iſt ſo klar geworden, daß man ſich freuen muß, wenn der Unverſtand oder der böſe Wille einflußreicher Menſchen hervortritt: denn das iſt ein untrügliches Zeichen, daß das Wünſchenswerthe ſich ſeiner Erfüllung naht.

72.

Auf der Weltbühne iſt das Schickſal der Souffleur, der das Stück ruhig und leiſe ablieſt, ohne Geberden, ohne Deklamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel iſt. Das Zappeln, das Schreien und Uebriges thun die Menſchen hinzu.

73.

Wenn es wahr iſt, daß der Bandwurm ſich erneuert, ſo lange der Kopf beſteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwiſchen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — ſeyd nicht länger der Kopf des Bandwurms.

74.

Gewiſſe Leute leben, als wüßten ſie, daß ſie am andern Morgen gehängt werden. Auch ſind ſie wirklich verurtheilt:

nur daß die Tage des Schickſals keine Sonnentage ſind. Darum wollen wir ihrer lezten Mahlzeit, ſo theuer ſie uns auch zu ſtehen kommt, mit Vergnügen zuſehen, ihr Appetit ſey unſer Troſt.

75.

Die Schreiber Regenten. — Es geht drunter und drüber in unſern Staaten her, weil die Beamten nicht verſtehen, auf das Volk zu wirken. Sie ſchlagen darauf los, und das nennen ſie verwalten. Verſtimmen iſt leicht, aber ſtimmen kann nicht Jeder. Und wie ſollte es anders ſeyn? Schuſter, Schneider, Schloſſer, müſſen in Deutſchland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre ſtehen und wandern, bis ihnen verſtattet wird, ihr Handwerk auszuüben: Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß, wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße ſchnitzen, und das Regieren, denkt man, ſey eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Univerſität bilde den Beamten? Regieren iſt eine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, und ein Schneiderjunge, der leſen und ſchreiben gelernt hat, verſteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals ſteht von dem gegenwärtigen ſo weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unſere Beamten ſind Ruderknechte, ſie verſtehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verſtehen es auch nicht.

Sie wiſſen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresſtille. Sie haben ein Paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrath, aber nicht Mundvorrath genug für große Seereiſen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und ſie zu leiten, das iſt freilich ſchwerer, als dem **S. T.** Herrn Vorgeſetzten einen unterthänigen Bückling zu machen, und ihn bei ſeinen Launen zu führen. Das lernt ſich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeſchichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Cheſterfield. Man beſuche nur ein Collegium oder ein Büreau: wie das höflich iſt, wie das einander kennt, wie das pfiffig ausſieht, wie ſich das wechſelſeitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrolirt und kabalirt! Der Director iſt ihnen Fürſt, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in ſeidnen Strümpfen auf ſchön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weiſung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe ſchreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abſchlagen, einen bettelnden Handwerksburſchen ins Loch ſtecken, einen Wirth beſtrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durſt gelöſcht, eine Hure auspeitſchen, das ſind freilich leichte Sachen. Aber jetzt ſind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tauſend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu beſtimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauſchte Länder in Achtung zu erhalten, und zu dieſem Allen iſt Euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das iſt eure Univerſität: leſet den alten Moniteur, das iſt Euer Corpus Juris: hört die Deputirten-Kammer, das iſt Euer Praktikum: und dann laßt Euch Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

76.

Karamſins Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern beſteht, anders leſen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige ſind nur die Titelblätter der Geſchichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäiſchen Geſchichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge, den müden Forſcher ſtärkt. Sie ſind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maaßſtabe der Beſteuerung nach Länge und Breite abgemeſſen, und Völker wie Grundſtücke nach jedem Kaufe, Tauſche und Todesfalle, neu ab- und zugeſchrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein ſchwacher Stab als ſchlauer Hebel der Stärke gebietet, ſondern der ſchwächere Geiſt dem mächtigern gehorcht? Wer ſtiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menſchengeſchichte friſch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerſtrömungen ſich ihr ſelbſtgewähltes Bett gruben, und unbekümmert um Herkommen und Federſatzungen ihren angetretenen Weg fortſetzten? . . . . . Das alles finden wir in der ruſſiſchen Geſchichte.

Dieſes und das Weitere könnte in klaren verſtändlichen Worten dargethan werden: aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das ruſſiſche Reich, ein Mann, wenn man es mit ſeinen Geſpielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit beſtimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules ſchon in der Wiege, die Europa umſchnürende Rieſenſchlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es iſt im werden und in Europa das einzige aufſteigende Licht. Wie man auch geſinnt ſey, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig ſollte man nicht ſeyn, man ſollte ſtets, ſelbſt mit Verluſte des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und ſich nicht einlullen laſſen von denen, die ungleich den Anwohnern des Veſuvs ruhig ſind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Peſt im Lande, freut man ſich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menſchheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, ſo oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon das iſt ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in ſeiner Mitte einen großen Geſchichtſchreiber findet: denn jeder Künſtler, auch wenn er verſchönt, kann doch nur an einer ſchönen Wirklichkeit ſich begeiſtern. Karamſins

Geſchichte des ruſſiſchen Reichs iſt ein Meiſterwerk, das ſeines Gegenſtandes würdig iſt. Die Anordnung iſt zweckmäßig, klar und verſtändlich. Die verwickelten Maſſen von Gebieten und Völkern, aus denen ſich das ungeheure Reich nach und nach zuſammengebildet, ſind mit vieler Kunſt geſondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl iſt edel, kräftig, und wo es geſchehen durfte, maleriſch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber ſie folgen alle den Ereigniſſen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfaſſer als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamſin die Verbrechen und Niederlagen ſeines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als deſſen Siege und Tugenden. Angenehm überraſchend iſt die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewiſſe Grundſätze ausſprach — und alſo ausſprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch ſo weit entfernt iſt, weniger weil es der Regierung an Freiſinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie ſich die Herrſchaft der Sterblichen irdiſch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben beſiehlt, als Unſterbliche von dem Himmel herabgeſtiegen ſey. „Der ruſſiſchen Geſchichte Beginn ſtellt uns ein bewunderungswürdiges, in den Annalen vielleicht beiſpielloſes Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verſchlagenheit der Ehrgeitzigen die Herrſchermacht ein (denn die Völker wollten Geſetze, fürchteten aber den Verluſt der Freiheit): in Rußland wurde dieſe mit der allgemeinen Zuſammenſtimmung der Bürger gegründet. . . . .“

77.

Deutſche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die **Gazette de France** von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu eſſen. Eine deutſche Zeitung keifte etwas über ſolche leichtfertige unumſtändliche Rede. „So ſpricht eine Zeitung der civiliſirteſten Nation in Europa von ihren Gäſten!“ rief ſie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne ſich bewegte, war ſchön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutſchen laßt uns ſchmollen, daß ſie nicht zu ſeyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maaß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürſten ſchuldig iſt, nicht gehörig beachtet worden, was iſt tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberſchreitung jenes Maaßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, deſſen ſiegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkoſen verſchmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten ſeines Glanzes die Staaten ſeiner Bundesfreunde durchreiſte, der Zeitungsſchreiber irgend einer Reſidenz zu ſagen gewagt: Der Kaiſer von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu ſpeiſen, beim Himmel! alle deutſchen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu verſöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeſchrieben. Alſo die Preußen, die wären eine „civiliſirte Nation,“ weil ſie 1806 am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin die Stadt auf's Prächtigſte beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieſes als ein Ammenmährchen belächeln!) Alſo die Deutſchen wären „civiliſirter“ als die Franzoſen, weil ſie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüſtete, von Paris nach Petersburg zu reiſen, mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm ſprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Regiſter darüber führen würden, wo Allerhöchſtdieſelben jede Nacht zu ſchlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu ſteigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchſtderen Dienſte gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrſchern nicht geringere Ehrfurcht als ſeinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in ſeinem Fürſten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, ſondern nur die Fürſtlichkeit in ihm abergläubiſch fürchte. Es gibt deutſche Blätter, die nie von dem Vielen, was in engliſchen Hochherziges und Herrliches enthalten iſt, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jezt verſtorbenen Königin von England uns Monate lang täglich die genaueſten Berichte lieferten. Es gibt deutſche

Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzeſſin und von den Lichtern ſprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen ſchwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die franzöſiſche Deputirtenkammer blitzen und Gewittergleich ganz Frankreich erfriſchen, mäuschenſtille ſchweigen. Es gibt deutſche Blätter, die von jeder Feuersbrunſt in Konſtantinopel ſo genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutſche Volk ſchmieget und windet ſich, als wäre es der Hofmarſchall *Kalb* bei allen Fürſten Europens. Es iſt *ein gemeines Weſen* unter uns, aber kein *Gemeinweſen*.

78.

Der heilige Bund. — Der Fürſt von *Leyen* hat zu Aachen eine Denkſchrift eingereicht, in welcher er eine Entſchädigung für ſeine verlornen landesherrlichen Einkünfte anſpricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Chriſtenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrſche. Man kann vor der *Tiefe* des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung ſinnend ſtehen; aber ein menſchenfreundliches beſorgtes Herz läßt ſich dennoch von der Furcht überſchleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine ſchmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund ſtürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürſten, die ihn geſchloſſen, allein überlaſſen, dann wäre nichts zu fürchten als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetſchern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündniſſes, gefordert, bewilligt, oder verſagt werden. Keiner, auch noch ſo voll des billigen Argwohns gegen die Verſprechungen irdiſcher Machthaber, verkennt das ſchöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menſchheit läutern würde, wäre dieſer Fürſt nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geſchehen, daß die ſtille reine Quelle ſeines frommen Herzens zu einem Strome fortgeriſſen worden, der nun alle europäiſche Höfe durchfließt, wo auch das klarſte Waſſer getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durſtes gebraucht, ſondern nur als eine ſchnellere Straße, die zu ſelbſtſüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden ſo viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelaſſen? Alexanders einſames Beiſpiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß ſeiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Jugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber beſtehen die Grundſätze, von welchen der Fürſt v. Leyen Erſatz für ſeine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit iſt es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündniſſes ſich verpflichteten? Die himmliſche kann es nicht ſeyn, denn die Verwaltung dieſer wird kein ſchwacher Menſch zu übernehmen ſich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit iſt es nicht, denn dieſe, die ausgleichende, zerſtört, um zu ſchaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menſchliche, welche nichts vermag, als den Beſitz zu heiligen und das Beſtehende zu ſchonen, iſt's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber dieſe Gerechtigkeit, wenn ſie weiter als über die Verhältniſſe der Einzelnen, wenn ſie über die der Völker und Staaten ſich erſtreckt, iſt unheilbringender, als die ſchnödeſte Willkühr. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, ſie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit und ſchmiedet das Schickſal unſterblicher Völker an vergängliche Fürſtengeſchlechter feſt. — Der heilige Bund iſt ein goldener Becher, der gemeinſchaftliches Eigenthum aller europäiſchen Regierungen iſt, und den jeder Berechtigte, ſo bald ihn durſtet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüſtet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil iſt ihm längſt geſprochen: Die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, ſind ihm nicht beigetreten.

79.

Ein ehrlicher Mann, der in ſogenannten Welthändeln verwickelt iſt, verfällt oft in Gewiſſens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man ſein Geſicht für eine Maske hält, wird er an ſich ſelbſt irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute ſich nur in ihm betrogen.

80.

Die heutigen Menſchen, in der kleinen, wie in der großen Welt, ſind über ihren eigenen und wechſelſeitigen Vortheil ſo aufgeklärt, daß ſie ſich einander nicht mehr täuſchen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geſchieht, iſt es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder ſich verſtellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, iſt — offenherzig zu ſeyn.

81.

Es gibt immer noch wohlthätige Menſchen, und wer einmal ſo glücklich iſt, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

82.

Vernunft verhält ſich zum Verſtande, wie ein Kochbuch zu einer Paſtete.

83.

„Alles für, nichts durch das Volk“ — ſagen die

Schlauen. Das heißt ins Aufrichtige überſetzt: nicht am Gelde und Gute iſt uns gelegen, ſondern nur daran, daß wir herrſchen. Wer aber iſt der gefährlichſte Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Menſch, der nur nach Reichthum und ſinnlichen Genüſſen ſtrebt: denn dieſer läßt ſich abfinden, und hat die Macht ſich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Paläſten gebettelt. Der gefährlichſte Feind der Freiheit iſt der herrſchſüchtige; denn ſelbſt das Gute thut er nur mit Willkühr. Nicht Mirabeau, ein Lüſtling und ein beſtechlicher Menſch, ſondern Robespierre, der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann ſeines Vaterlandes.

84.

Schon manches dunkle Räthſel der Geſchichte haben Zeit und Forſchung gelöſt; aber die Geduld, die Langmuth der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch ein Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Baſtille geſetzt. Sein Bedienter aber als Mitſchuldiger verdächtig, ward auf's Rad geflochten. Und zwiſchen dieſer ſchrecklichen Willkühr und der Revolution verfloſſen noch mehr als fünfzig Jahre!

85.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der

Berechnung eines der zuverläßigſten Schriftſteller, und um ſeine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen: „ſieben Millionen Menſchen, die Almoſen verlangten und zwölf Millionen Menſchen, die nicht im Stande waren, Almoſen zu geben.“ Jetzt iſt der Wohlſtand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks vertheilt; es gibt keine Bettler mehr .... Man nenne uns den Staat, wo eine ſo glückliche Verwandlung oktroirt worden iſt.

86.

Wenn man das Treiben der franzöſiſchen Ultras ſieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionyſius, nachdem er enthauptet worden, ſeinen Kopf unter den Arm genommen, und damit ſpatzieren gegangen ſey.

87.

Bei dem Einmarſche der königlich ſpaniſchen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde aller Orten angeheftet und ausgetrommelt: Die von Süchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer ſich vor Freude, wobei es immer rief: „Nun ſind wir wieder, wie vor dieſem, ſicher auf der Straße und in unſern Häuſern; es gibt keine Polizei mehr.“

88.

Seitdem das Wunderbare vor unſern Augen ſich erfüllt ha[illegible] haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

89.

Man heilt Leidenſchaften nicht durch Verſtand, ſondern nur durch andere Leidenſchaften.

90.

Die Weiber haben Launen, weil ſie zu gut ſind, das Böſe nach Grundſätzen, und zu ſchwach, das Gute mit Dauer zu üben.

91.

Eitelkeit iſt die ſicherſte Wächterin der öffentlichen Ruhe. Sie iſt die Omphale des Ehrgeizes, und legt ihm Roſenketten an. Wer am Schimmer des Goldes ſeine Freude findet, wird das Eiſen nicht achten, und im Tanzſchritte iſt noch keiner auf den Thron geſtiegen.

92.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesſchnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entſpringt entweder aus der Tiefe des Geiſtes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeiſter lehrt ſie, noch Cheſterfield.

93.

Beſchränkten Menſchen iſt es eigen, daß ſie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreiſe ihrer Faſſungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geiſtes oft irre macht. Sie ſind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

94.

Die Fürſten ſehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichſte Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht iſt, die ſie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, ſo werden ſie von der plumpen und abgeſchmackten Quackſalberei jener Staatsgewalt nur verſchlimmert. Iſt das Volk krank, ſo gebt ihm friſche Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeſchickten Händen eitler, thörichter und pflichtvergeſſener Pfuſcher an.

95.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in ſeiner Makrobiotik zu bemerken vergeſſen, daß man, um alt zu werden, keine Grundſätze haben dürfe.

96.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müſſen ganz den Verſtand verloren haben, daß ſie ſich ſeit Jahren mit den ſpaniſchen Kolonien, den Cortes, der franzöſiſchen Deputirtenkammer, den engliſchen Radikalen und anderen dergleichen elenden, geſetzter Männer unwürdigen Klatſchereien beſchäftigen, und die wichtigſte Sache der Menſchheit, nämlich die Frankfurter Judenſchaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden ſich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menſchen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle dieſe ſchrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geſchehen, und den großen Zweck, welchen die Vorſehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung beſagter Judenſchaft von der Schnurgaſſe zu Frankfurt, davon ahnen ſie nichts. Stein in ſeiner ſehr genauen Geographie ſagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er ſagt dieſes metaphoriſch, da ſie ſo viel Lärm verurſachen, als 10,000. Ehemals wohnten ſie in einer eigenen Gaſſe, und dieſer Fleck war beſtimmt der bevölkertſte auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten ſich der zärtlichſten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften ſie ihre Gaſſe nicht verlaſſen, damit ſie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften ſie nicht heirathen, damit ihre Kinder ſtark und geſund würden. An Feiertagen durften ſie erſt um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht ſchade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen unterſagt, man nöthigte ſie ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthſchaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Chriſt rief ihm zu: **Mach Mores Jud**, ſo mußte er ſeinen Hut abziehen; durch dieſe höfliche Aufmerkſamkeit ſollte die Liebe zwiſchen beiden Religionsparteien befeſtigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein ſchlechtes unbequemes Pflaſter hatten, durften ſie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. *Bedienten* durften ſie nicht halten, denn dieſes iſt ein Verbrechen gegen die Grammatik, ſondern nur **Knechte**, und als einſt ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort *Bedienter* in den Reiſepaß geſetzt hatte, und dieſer bereits abgereiſt war, ſchickte ihm der regierende Bürgermeiſter einen Huſaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Paſſe das Wort Bedienter ausgeſtrichen, und dafür **Knecht** geſchrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genoſſen die Frankfurter Juden und üben ſie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Poſt, die neuen Kräme, die Börſe halten ſie militäriſch beſetzt, und es darf kein Chriſt ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es iſt ihnen verſtattet, jeden Fremden oder Einheimiſchen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, ſo lange an den Kleidern feſtzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den erſten 24 Stunden beerdigen, die Chriſten müſſen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erſcheinende Geburts- und Sterberegiſter nur dann hinein geſetzt, wenn ſie wirklich geboren werden oder ſterben, die Juden hingegen ſogar auch dann, wenn dieſes nicht geſchieht: denn es wird im Intelligenz-Blatte ausdrücklich bemerkt, von der iſraelitiſchen Gemeinde ſey in dieſer Woche Niemand geſtorben, Niemand geboren worden, damit ſich jedermann erfreue, nämlich an Erſterem.

Mit allen dieſen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsſchwindel, der ſich von Frankreich her nach Deutſchland verbreitet hatte, benutzt, und ſich unter der Großherzoglichen Regierung die ſogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million, gekauft. Darauf maßten ſie ſich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; ſie trieben Wiſſenſchaften und die ganze Technologie, ſprachen deutſch, wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurſt. Beſonders in Spedition und Kommiſſion haben ſie der Menſchheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlöſung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenſchlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; dieſe wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf ſollten die Chriſten und Juden ſich gütlich vergleichen. Der Senat und der geſetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freiſinnigkeit“ erfüllt, machten billige Vorſchläge.

97.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu ſpät und zu weit her, ſich dieſe Begebenheit zu beſchauen: ſie iſt der Kryſtalliſationspunkt, um den die neue Geſchichte der Deutſchen ſich anſetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erſt die Enkel der fruchtbaren That werden unter dem Fluche des Schickſals erliegen. Es gibt keine Betrachtung, die ſich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch Nichts, was in dieſem Kreiſe liegt, unbetrachtet bleiben. Profeſſor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung," herausgegeben. Das Werkchen iſt zu Bartenſtein in Oſtpreußen (nahe bei der ruſſiſchen Gränze) erſchienen. Es iſt nicht lang, aber breit, und in einem ſtammelnden Style geſchrieben, ſo daß, der Natur dieſes Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer ſechsmal wiederholt wird. Der Verfaſſer nimmt ſich die unnöthige Mühe zu beweiſen, daß Kotzebue kein Spion geweſen ſey, und gibt über dieſe Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müſſen, da wir von der Sache gar nichts verſtehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue geſucht, die deutſche Freiheit zu untergraben. Etwa, weil er gegen das Turnweſen und den heißen Verfaſſungstrieb geredet? Unſere gelehrten Vorfahren haben von allem dieſem Zeuge nichts gewußt (ſagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr iſt, daß der wiſſenſchaftliche Geiſt unter Deutſchen ſehr lau und ſtille wird, weil der Geiſt unter ihnen ſich mit ſeinem Wiſſen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt; (der Verfaſſer ſcheint ſich auf die adelige zu legen) auf Verfaſſungen, Abgaben, Maſchinen, Reformen, Berechnungen; (alſo ſelbſt die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?) der in einen Myſtizismus verfällt, dagegen unſere Aeltern mit ihrem Denken rein wiſſenſchaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Beſtand lebte, (d. h. ſchlief) ohne ſie ſo anzuſchlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie ſolche wir erfahren, ſo ſind eben die Anſtalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. ſich empörte, von der Art, daß man ſagen muß, ſie allein führen uns mit der wahrhaft wiſſenſchaftlichen Aufklärung in Finſterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein ſolches bürgerliches Treiben verbreitete, wohl gar noch das Verdienſt, (wohl gar noch!) eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es iſt alſo ein gar irriger Gedanke in dem Schluſſe: wer das bürgerliche Licht in Deutſchland auslöſchen will, geht auf eine totale Finſterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt, und ſelbſt erlöſchen muß, wenn eine freie Wiſſenſchaftlichkeit gedeihen ſoll. Indem unſere Philoſophen ſich in Kriegswiſſenſchaften werfen, in Staatswiſſenſchaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachläßigen ſie die reinwiſſenſchaftliche Tiefe des freien Geiſtes, und ſo ſind eben ſie es, die eine Barbarei des Geiſtes über uns bringen; wer ſie nun in dieſem bürgerlichen Felde angreift, um ſolche Freiheiten ihnen zu beſchneiden, iſt dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geiſtes erhalten will.“ Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei ſolcher Grundſätze ſich auf die ſchwere Seite zu werfen gedachte, ſo kann man ihm das leicht verzeihen, da er ſie durch ſein Gewicht wahrlich nicht ſchwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabſichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr iſt, daß das bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt, ſo würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beſchäftigt ſind, ſämmtliche Miniſter und Staatsbeamten, unwiſſende Menſchen und niedergebrannte Geiſter wären, die man auf ein Profitchen ſtecken müßte — eine Behauptung, die wenigſtens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die ſo häufig ausgeſprochene Unverträglichkeit des wiſſenſchaftlichen Forſchens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten iſt eine ſo plumpe Lüge, daß ſich auch der ſchwachſinnigſte Menſch nicht dadurch täuſchen läßt. Cicero war trotz ſeiner Gelehrſamkeit ein ſo großer Bürgermeiſter, als irgend einer unſerer Zeit, der dieſen Fehler nicht hat. Cäſar ſchrieb trotz ſeiner Heldenthaten ſo gut, als ein Profeſſor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß ſo viele berühmte, gelehrte Mitglieder der deutſchen Bundesverſammlungen durch ihren wiſſenſchaftlichen Geiſt in ihren Staatsgeſchäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung ſagt Herr Lehmann ſehr naiv, er werde der Meinung ſeyn, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage alſo, ob dieſer Mord ein gemeiner ſey, oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man ſieht, was die Regierungen aus ihm machen werden: (das ſind ächte gehorſame Anſichten). Daß ſich unſere Jugend ſo viel herausnehme, daran wären Umſtände Schuld, „wohin ich (ſagt der Verfaſſer) außer dem Turnweſen, welches die Körper und Geiſter *wählig* macht, auch das noch rechne, daß unſere Schulen die Köpfe der Kinder ſo anfüllen, daß dieſelben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er ſich nur immerhin zum Herrſchen anſchicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten ſo mürbe geſchlagen hat, daß ſie überall an Kraftloſigkeit und Schwächen leiden.“ Koſtbare Geſtändniſſe, die Herr Lehmann aus Unachtſamkeit verloren hat! Wenn unſere Alten zu wenig gelernt haben, und unſere Jugend zu viel lernt, ſo widerſpricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wiſſenſchaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geſchlechts zu Grunde gegangen ſey. *Mürbe* —

ja, das iſt das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe *geſchlagen*, ſie hat ſie ſo *gefunden*; wären ſie nicht mürbe geweſen, hätte die Noth der Zeit nicht entſtehen können .... Um dem herrſchenden Myſticismus entgegen zu wirken, ſchlägt der Verfaſſer das Studium der Logik als einen ſichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchſt langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Myſtik, dieſe ſchändliche Gelegenheitsmacherin des Deſpotismus, zu vertreiben, ſo wollen wir ihre beſte Freunde werden, und täglich beim Frühſtücke eine Viertelſtunde in des Profeſſors Maas Compendium leſen.

98.

Biographie. — Die ſtille Zeit, da große Menſchen und Schickſale uns nur im Abbilde erſchienen, und Jeder in ſeinem Hauſe das Kunſtwerk ruhig und bequem anſtaunte, iſt nicht mehr; unſere Väter waren die Letzten, die ſie geſehen. Gab es auch ungewöhnliche Menſchen unter den Zeitgenoſſen, ſo berührten ſie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten ſie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete ſich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Böſewichter, ſo tobten ſie wie wilde Thiere hinter eiſernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die ſich ihnen entgegenſtreckte. Waren ſie hoch und gut begabt, ſo betrachtete man ſie als Schauſpieler, deren Wirken auf die enge Bühne beſchränkt und in einigen Stunden eingeſchloſſen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang ſie auf immer von den Zuſchauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unſerer Zeit, mit den Menſchen, aus denen ſie hervorgegangen, oder in die ſie zurückgekehrt, ſind uns als willkommene oder ſchlimme Gäſte ſelbſt in das Haus gekommen, und nachdem uns ſo die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die ſchwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhaſius täuſcht uns nicht mehr, wir wiſſen, daß Nichts dahinter iſt. Die ſogenannten denkwürdigen Perſonen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeſchreibungen langweilig. Geſtürzte Miniſter; Bauernſöhne, die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günſtlinge, die mit dem Herzen der Fürſten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man ſieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geſchnitten, die beim Friedensſchluſſe einige Meilen Landes diplomatiſch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tauſend Thaler Zulage erhielten — das ſind die wichtigſten Kapitel der Geſchichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und ſchon darum allein könnten Samuel Baur's (Pfarrers im Würtembergiſchen) intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erſter Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, ſelbſt wenn der Ausdruck „intereſſante Lebensgemälde“ nur einen Sprachfehler und nicht einen falſchen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabiſchen und 12 römiſchen Seiten mit großer Geduld durchleſen; doch ſo oft das Urtheil ſtreng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen: denn es iſt viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeiſtlichen die Menſchen und die Dinge erſcheinen. Die Wände der ſtillen Pfarrwohnung ſind mit Kupferſtichen behängt. Schlachtſtücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildniſſe von Böſewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, ſie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingeſperrt, die ruhige und farbenloſe Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perſpective dargeboten, aber die Sinne können Nichts ergreifen. So ſind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Kabinette, das ſich vor einigen Jahren in Prag zuſammengebildet, wo lebende Menſchen die Bewegung zurückhielten und ſich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reiſender Handwerksgeſelle ruhig und zufrieden ſeinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Heide oder im ſüdlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht ſich durch und ſucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geſchichte ſich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in dieſem Alter nur erſt einige Scharmützel glücklich beſtanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im ſiebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei ſey unerträglich geweſen — einige geſchmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutſche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der engliſchen Schriftſtellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrſchen, ſind von der ächteſten und feinſten Art; Alles iſt darin mit jener Phantaſie geſchmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindſamkeit geſchworen hat.“ — Von Leſſing wird geſagt: „Ein großer Mann im Felde der Wiſſenſchaften.“

An Anekdoten, dieſen Henkeln der großen Seelen, wodurch ſie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, ſo daß zwanzig Eſſer der verſchiedenſten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klaſſen, worin der Inhalt die denkwürdigſten Menſchen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach dieſen die herrſchſüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardſon und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt ſind, werden ſie treffender als Gelehrte geſchildert, die auch den Buchhandel betreiben. —

Mordſüchtige Rebellen, worunter Pugatſchew der Koſack und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, iſt doppelt falſch. Mordſucht iſt kein Charakter, ſondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat ſeine Unmenſchlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leſet immer das Buch und wäre es auch nur, um die hölliſche Hinrichtung des wahnſinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreiſen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution ſolche Flecken der Menſchheit ausgewaſchen hat. Und wen dieſe Geſchichte nicht genug ſchaudern gemacht, der leſe die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in ſeinem vierten Jahre von Sprachen, bibliſcher Weisheit, Hiſtorie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutſche Studenten zuſammen gerechnet, und dabei ſanft und fromm war.

99.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufſatz, der neulich im Morgenblatte erſchienen, hatte ſich der Teufel gemiſcht — was einem ſchwachen menſchlichen Werke leicht nachzuſehen iſt, da ſich ſelbſt in Gottes Werke der Teufel gemiſcht. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelaſſen und ihm für die übrigen fünf Buchſtaben drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchſtaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt ſo verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leſer dieſes Blattes, die ſich darauf verſtehen, mich darüber zu belehren. Es iſt zwar üblich, daß man die ſogenannten unanſtändigen Wörter im Schreiben und Drucken abbrevirt, aber der Teufel gehört nicht zu den unanſtändigen Wörtern; und was die wirklichen unanſtändigen Ausdrücke betrifft, ſo ſollte man ſie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantaſie des Unreinen ſich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich beſaß eine Sammlung von ſolchen Wörtern, die in verſchiedenen Zeitſchriften bald die Verfaſſer, bald die Redaktoren, bald die Zenſoren abbrevirt haben. Es iſt ſchade, daß ich ſie verloren. Nichts iſt bezeichnender, als das. Wir Deutſchen ſind zimperlicher, als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte, wir wären doch alt genug.

100.

Wie einzelne Menſchen, ſo treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsſtufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit ſind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das conſtitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikaniſchen, noch in dem kaiſerlichen Frankreich unterrichtende Beiſpiele finden

— es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erſt kaufen und bezahlen müſſen.

101.

Man ſollte die Miniſterſtellen erblich machen, damit diejenigen, welche ſie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familienintereſſe fänden, und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil ſähen. Schlimme Fürſten haben, an die Zukunft denkend, manche böſe That unterlaſſen; einen eigenſüchtigen Miniſter hält Nichts zurück. Zu wiſſen aber iſt, daß die politiſchen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt ſtattfinden, nichts Anderes ſind, als ein Streit zwiſchen Volksfreiheit und Miniſterialgewalt.

102.

In der bürgerlichen Geſellſchaft gibt das Volk ſeine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinſen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geſchmälert, dann zieht es ſein Kapital mit Recht zurück, und ſucht ſich einen ſicherern Schuldner.

103.

Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man ſie Nichts.

104.

Gute Fürſten müſſen wie fruchtbare Jahre angeſehen werden. Man ſoll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtſamen aufzuſpeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorſicht hierin iſt nie überflüſſig. Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

105.

Wenn der Fürſt glaubt, das Volk ſey ein Kutſchpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder verſehen, der Staatskaroſſe, in welcher nur *er* ſitzt, vorgeſpannt werden müſſe — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren Beide. Aber was iſt der Staat ſonſt? Es iſt ſchwer, hierauf zu antworten. Der politiſche Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

106.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Herde und Rauchfänge der menſchlichen Seele bei ſeinen Bürgern von Zeit zu Zeit unterſuchen zu laſſen, um zu erfahren, ob Alles brandfeſt gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft ſind, und ob mit dem Lichte vorſichtig verfahren werde. Eine ſolche Seelenſchau, verbunden mit den Löſchanſtalten der Zenſur, würde eine vollſtändige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinweſen vor großen Unglücksfällen bewahren.

107.

Es gibt politiſche Karyatiden, die ſich mit tragiſchen oder komiſchen Fratzen geberden, als trügen ſie die Laſt des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter ſind, als die *untern* Theile des Hauſes.

108.

Es iſt wahr: die *Weltgeſchichte* iſt das *Weltgericht*; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Troſt dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher geſtraft, oder ein Schuldner der Menſchheit eingeſteckt, dann werden zuvörderſt die Prozeßkoſten, Defenſionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, ſo daß zur Privat-Entſchädigung gewöhnlich Nichts mehr übrig bleibt.

109.

Bei epileptiſchen Menſchen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, ſie da in ihrer Rede fortfuhren, wo ſie ſtehen geblieben waren, als ihr Niederfall ſie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdeſſen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallſüchtigen Staaten dieſe nämliche Erſcheinung wahrgenommen haben.

110.

Jene ſchöne Zeit, da noch — wenn ſelten ein ſchadenfroher Geiſt über Völker und Länder zog — Nichts bebte als die Erde, und man Menſchen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder ſeines Lebens iſt geſprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, iſt nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die, in ungemeſſener Thätigkeit ſich abhaſpelnd, dem Stillſtande und dem Tode zuläuft.

111.

Was iſt die ſogenannte Freiheit der Preſſe? — Die Erlaubniß, außerhalb der Feſtungsmauern ſpazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf ſein Ehrenwort ertheilt.

112.

Die politiſchen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, ſtündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürſten aus dem Schlafe; aber ſie ſollen auch nicht ſchlafen, es ſoll Tag ſeyn, und dann hören die Schreier von ſelbſt auf.

113.

Den Füchſen hat man die Freiheit in engen Flaſchen, den Störchen in flachen Schüſſeln vorgeſetzt. Die ſchlauen Füchſe werden ſich zu helfen wiſſen, ſie werden der Flaſche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen ſich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an, ſich den Schnabel putzen zu laſſen!.. Aufgabe zur Uebung des Verſtandes: Wo ſind die Füchſe, und wo ſind die Störche?

114.

Ihr möget immerhin in Hübner's ſynchroniſtiſchen Tabellen der Weltgeſchichte nach einem Volke blättern, das dämiſcher ſey als das deutſche, unbeholfener, furchtſamer und trübſinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile iſt ſeine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, ſo nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Häute als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wiſſen auch die Gerber überall, und ſeit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder verſorgt, und ſeit Jahrhunderten hat unſere Haut zu allen Verträgen und zu allen Kriegen gedient.

Iſt die Erde eine hohe Schule, dann ſitzt der Deutſche auf dem Lehrſtuhle der Logik; er ſchleicht von Satz zu Satze und kommt nicht zum Schluſſe, und ſchließt er, ſo beſchließt er Nichts, und hat er beſchloſſen, und es wäre reif zum Handeln, ſo kehrt er um, denn das halbe Jahr iſt vorüber, neue Füchſe ſuchen urſprüngliche Belehrung, das Heft wird zurück geblättert, und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit ſolchem fröhlichen Muthe übernehmen ſie die Mühen des Siſyphus, daß ſie zu beneiden ſind, ſtatt zu beweinen; man möchte ſeyn, wie ſie. Als die franzöſiſche Revolution ihre logiſche Kette zerriß, da wurden ſie ganz verdutzt, und breiteten ſich, was damals noch zu entſchuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räuſperten ſich und ſprachen: „Im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde.“ Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geſchaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz, und griffen zur friſchen Gegenwart. Abermals räuſperten ſie ſich und ſprachen: „Im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde.“ Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland, fielen in's Wort; immer von Neuem angefangen, und ſo wird die Welt untergehen, ehe ſie zum ſiebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutſch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verſtehen wird, von den Zuſammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, ſo läuft Alles erſchrocken auf's Feld hinaus, denn ſie meinen, die Erde bebte; da doch Nichts gebebt, als ihr ſchwaches, ſchuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erſchüttert, daß die Fenſter ſprangen — ſchickten ſie zum Glaſer und ließen neue Scheiben fertigen.

115.

In Meinungskämpfen ſey man dann am vorſichtigſten, wenn die Gegner ſich uns nähern und uns beiſtimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, ſobald die Höhe erreicht iſt.

116.

Im *allgemeinen Anzeiger der Deutſchen*, dieſem genauen Regiſter des langweiligſten aller Bücher, ſtreiten zwei Pfarrer über die Abſchaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung ſpricht, ſagt: nur ein *fauler* Geiſtlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abſchaffung der Feſte reden. Er ſchreibt aber nicht *fauler*, ſondern *f* .... — Nun komme noch Einer und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen-Verfahrens! Für wen? Für Menſchen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren ſo heimlich thun, daß ſie Küſſe und Ohrfeigen nur hinter ſieben Schlöſſern geben? Für Menſchen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängniſſe, die Alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke, was ihm gebührt.

117.

Geſellſchaften, die ſogenannten *moraliſchen Perſonen*, ſind gewöhnlich ſehr unmoraliſch.

118.

Die alte Kunſt verkörperte das Geiſtige, die neue vergeiſtigt das Körperliche. Sie iſt hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunſt des Heidenthums war verſinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Chriſtenthum iſt überſinnliche Entſagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunſt die Geburt des Könnens, das Geſchöpf des ſchöpferiſchen Menſchen iſt, die chriſtliche Kunſt aber Duldung und Ohnmacht darſtellt, ſo iſt ſie keine. Das Gebilde dem Stoffe, dieſen dem Urſtoffe, den Urſtoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, iſt die chriſtliche Kunſt ein Rückwärtsgebären des menſchlichen Daſeyns, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — ſie iſt keine Kunſt, denn ſie bildet nicht, ſie zerſetzt. So wenig Calderon's Poeſie wahre dramatiſche Dichtkunſt, ſo wenig iſt chriſtliche Malerei wahre bildende Kunſt. Daher iſt bei den Alten Sculptur, bei den Neueren Malerei vorherrſchend. Dort, Umriſſe und Anſchauung, hier, Perſpektive und Berechnung. Nicht in dem, was iſt, in dem, was dahinter iſt, ſpricht ſich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens (Götter der Wahl, Vielgötterei), Proteſtantismus, Männer, Verſtand — die Sculptur; Monarchien, alleinherrſchende Religion (Katholicismus), Weiber und Gefühl aber, die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr Plaſtiſche in der altdeutſchen Malerſchule, nach ihr in der niederländiſchen, weniger vorhanden in der franzöſiſchen, gänzlich mangelnd in der italieniſchen, zeigt in dieſem ſinkenden Grade die Stärke des proteſtantiſchen Prinzips jener Völker im Staate und Einzeln-Leben an. Ich erfahre: Dannecker arbeite jetzt an einem Chriſtus, und nach Verſicherung der Kunſtkenner ſey dies Gebild das Höchſte, was die neuere Kunſt hervorgebracht habe. Ob dieſer große deutſche Künſtler die räthſelhafte Aufgabe befriedigend werde löſen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Chriſtus plaſtiſch dargeſtellt werden könne, begreift ſich ſchwer. Entweder die Kunſt des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenſchlichte Götter, und das himmliſche Licht ward von der irdiſchen Maſſe eingeſogen; der Gott-Menſch der Chriſten aber iſt ein göttlicher Menſch, das Licht muß über die Maſſe ſiegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

119.

Warum iſt die Heimath des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachſteuer aus einem Lande in das andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine ſolche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinſchaftliche heilige Schrift für die geſammte Menſchheit.

120.

Haben und *Seyn* ſind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre ſowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens: denn aus *Habſucht* und *Selbſtſucht*, den Thränendrüſen der leidenden Menſchheit, quellen die Thränen der Freude ſowohl als die der Schmerzen.

121.

Der Leichtſinn iſt ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

122.

Kanonen- und Flintenkugeln ſind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beſchmutzten Welt.

123.

Der wahre Muth iſt nicht blos ein Luftball der Erhöhung, ſondern auch ein Fallſchirm des Herabſinkens.

124.

Napoleon. — Ich werde etwas ſchauerlich ſeyn in dieſer Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es iſt Alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir dieſen ruchloſen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er ſich gegen die Menſchheit vergangen, auf die Nachwelt bringen?

Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrſchſüchtig, eigenmächtig, ſchlecht und trugvoll. Darum führe er ſeinen Fürſtennamen fort und alle Zwingherren ſollen ſo genannt werden, damit die kommenden Geſchlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, ſondern auch die Tyrannei verabſcheut haben. Sie ſagten neulich, der Gefangene auf Helena habe ſich befreien wollen — dieſer ſein Wunſch iſt natürlich. Sie haben ihn feſtgehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn ſtrenger bewachen — man thut Recht daran. Aber ſie fürchten ſeine Entweichung, und das iſt lächerlich; aber ſie zittern vor ihm, und das iſt abgeſchmackt. Iſt dieſe Eiche Europa ſo ausgewurzelt, daß das bloſe Lüftchen einer Sage ſie ſchon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei ſtände? Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch geweſen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigeſinnter, edelmüthiger Mann, ſelbſt dann hätte er zum Wohle der europäiſchen Menſchheit Nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unſern phlegmatiſchen, dickbäuchigen, alternden Welttheil anders als zerſtörend hätte einwirken können. Was ſollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzoſen ſind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfaſſung, und dieſes Volk findet in dem Beſtreben nach Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Freiheit Nahrung für ſeine Regſamkeit auf Jahrhunderte, ſo daß es gewiß keinem eroberungsſüchtigen Fürſten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu födern. Wo aber ſonſt in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie iſt es alſo möglich, daß der bloſe Schall eines Namens, der ſo weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Caſes und Andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudſon Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten laſſen. Weichherzige, auch edelmüthige Menſchen ſind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieſes furchtbaren Mannes, gäbe es, als die rohe Henkersſeele ſeines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeſchichte nicht im Käfig haben. Der Menſch hat ſchwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurſt, und die Ehre des Hoſenbandordens ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüſten, ſeinen Ruf an einen unſterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiſer Ruck der Finger, und Europa bebte von Oſt nach Weſt. Denke ja Keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine ſolche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann ſich blenden laſſen, man kann ſich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts Weiteres gewonnen, als daß die Zentner-Laſt der Noth in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöthen zerſchlagen worden iſt. Und Frankreich ſelbſt, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen ſolchen zu ſtürzen haben? Er war der Blutigel dieſes fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er ſich angeſogen, fühlte ſich der Leib geſund und frei. Er war von vier franzöſiſchen Königs-Dynaſtien und allen Revolutionsherrſchern der letzte Kopf, dem die zuſammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verloſch die Leibrente der Knechtſchaft.

Es gibt große Gedanken, die in der Bruſt eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons iſt ein ſolcher. Wollt Ihr Europa alles demokratiſchen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden ſämmtliche Schreier nach Verfaſſung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräſentation und wie ſonſt noch die krankhaften Gelüſte heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreiſe eurer Generalſtäbe, Hofmarſchälle, Kammerjunker und Ceremonienmeiſter leben: ſo — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann dieſem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chineſiſchen Mauer und könnt ruhig ſchlafen. Wollt Ihr nicht, daß ſich das republikaniſche Syſtem auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieſer ganze antimonarchiſche Welttheil, mit der ungeheuren Kraft ſeines Beiſpiels, auf die Eierſchalen der europäiſchen Fürſtenthümer drücke, ſo ſendet den Gefangenen von Helena nach Merico, daß er dort der Stifter von Königreichen und ſo Euer Retter werde.

125.

So leicht es iſt, Kindern eine Fabel als Wahrheit erzählen, ſo ſchwer iſt es, Männern die Wahrheit als Fabel darzuſtellen. Man hat uns Alle zu den Griechen und Römern in die Schule geſchickt, und nun, da wir in das Leben treten, und das Erlernte auszuüben gedenken, verſpotten ſie uns und ſagen, Alles, was wir gehört, ſey nur Mährchen geweſen. Aber es iſt zu ſpät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem ſie, um ſich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteſte Vergangenheit ſchickten, und ſie vergaßen, daß die Geſchichte rund iſt, wie die Erde, und daß man fort und fort ſchiffend, wieder zur Heimath gelangt.

126.

Es gibt Menſchen, die wohnen auf dem Cimboraſſo der Gemeinheit. Es iſt unmöglich, ihnen beizukommen — ſie behalten immer Recht. Der Witz, der ſie aufſucht, ſinkt ſchon am Fuße des Berges entathmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel beſſer ſey, als eine Lanze.

127.

Ariſtokratie oder Demokratie? — Das iſt der

Rechtsſtreit unſerer Tage. Nur nehme man dieſe Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie ſie die Leidenſchaft und das Feldgeſchrei der Kämpfenden ausdrückt, ſondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die Wiſſenſchaft gibt. Liſt und Bosheit haben auch die Fürſtlichkeit in Beſchlag genommen, ſich anſtellend, als werde ihr Recht ſtreitig gemacht: aber die redlichen und verſtändigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: ſoll es Fürſten geben? ſondern ſoll der Fürſt, der Fürſt der Ariſtokratie oder der Fürſt des Volkes ſeyn? Nicht ſo leicht als wohl Viele glauben, iſt es, dieſen Zweifel zu löſen. Soll man die Erfahrung zu Rathe ziehen? Die Erfahrung iſt auch eine Schmeichlerin und ſpricht zu Jedem, wie er es gern hört. Die Ariſtokraten können ihre Anſicht mit folgenden Gründen vertheidigen. „Die edelſten, kräftigſten, geiſtreichſten und tugendhafteſten Menſchen haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünſcht: das iſt der ſtärkſte Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menſchen ſind nur immer in geringer Zahl, und was für ſie gut iſt, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menſchen, welches auch der Vorzug ſey, der ſie über Andere erhebt — Genie, Talent, Kunſtfertigkeit, Muth, Seelenſtärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wiſſenſchaftliche Erkenntniß — die Demokratie wünſchen, iſt ſo verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer ſolchen Ordnung der Dinge erlangt jeder den Platz, den ihm die Natur angewieſen, wo er ſeine Kräfte nach innen und außen mit der größten Freiheit entwickeln, und ſeinen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft bis zu ſeinem Werthe ſteigern kann. Was ſoll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geſchehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man ſie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geiſt und Kraft, wie es in den demokratiſchen Staaten des Alterthums geſchah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Klienten-Troß den Geiſtes-Ariſtokraten nachziehen laſſen? Iſt die Ariſtokratie des Adels verwerflich, ſo iſt es die Ariſtokratie des Talentes noch mehr. Der Adelsſtand iſt nie ſo geſchloſſen, daß die Niedergebornen nicht hinein kommen könnten; Glück, Verdienſte, die Gunſt des Fürſten, können auch den Niedrigſten erheben. Aber die Geiſtes-Ariſtokratie iſt durchaus unzugänglich, in ihr herrſcht der blinde Zufall der Geburt, die Gunſt der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei ariſtokratiſchen Verfaſſungen, wie ſie noch in den meiſten Staaten Europens gefunden werden, wo die bürgerliche Geſellſchaft in Stände zerfällt, werden die ſchwachen oder unbehülflichen Bürger jeder von dem Stande, dem er angehört, getragen, beſchützt, befördert. Den verdienſtloſen Hofmann ſchützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geiſtloſen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und ſo jede Körperſchaft ihre Mitglieder. Auf dieſe Weiſe beſtehen Alle, Keiner geht zu Grunde, und ſelbſt die Geiſtes-Ariſtokraten beſtehen; denn iſt es ihnen auch nicht verſtattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen ſie die Natur belehnte, ſo haben ſie doch mit den Uebrigen gleiche Rechte, und iſt auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, ſo ſteht es ihr doch frei, in den ihr angewieſenen Gränzen nach dem Höchſten zu ſtreben. Jeder Edelmann kann die höchſte Ehrenſtelle, jeder Beamte das wichtigſte Amt erlangen; jeder Kaufmann kann ſich zum reichſten, jeder Handwerker zum geſuchteſten, jeder Gelehrte zum geachtetſten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufſchwingen. Iſt dieſe Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um Keinen ohne Wirkungskreis zu laſſen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratiſchen Verfaſſungen, wo das Volk in Individuen zerfällt, hat Jeder, wohin er auch ſeine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgeſellſchaft in Stände geſchieden iſt, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenoſſen zu ertragen. Soll man nun, um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt ſind, ohne Schwindel über ſchmale Höhen zu gehen, alle Bruſtlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde ſchützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Muthigen willen, die ſich bei Schlägereien durchzuprügeln, die ſich gegen Räuber und Diebe zu ſchützen wiſſen, die Polizei abſchaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrloſen ſchützen, niederreißen? .... Und bis jezt haben wir blos von den Individuen geſprochen, welche einen Staatsverein bilden: betrachtet man aber den Staatsverein als ein Geſammtweſen, als einen ſelbſtſtändigen Körper, ſo ergeben ſich die Vorzüge, welche eine ariſtokratiſche Verfaſſung über eine demokratiſche hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbſtſtändigkeit genießen nur ariſtokratiſche Staaten; Ehrgeiz, Habſucht oder Zerſtörungstrieb können ſich da nie über einen gewiſſen Kreis erſtrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürſten gegen Volk und Adel, Verſchwörungen des Adels gegen Fürſt oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufſtände unter Zunftgenoſſen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als jezt; da aber ſolche Unruhen immer nur ein Standes-Intereſſe zum Grunde hatten, mochten ſie, und da ſie die übrigen vereinigten Stände gegen ſich hatten, konnten ſie ſich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unſern Tagen muß jede Soldaten-Meuterei, jeder Studenten-Auflauf die Regierungen erſchrecken. Nicht etwa, als ſey anzunehmen, daß ſolche Empörungen häufiger als ſonſt in ſtaatsverbrecheriſchen Abſichten unternommen würden — deren Urſprung mag noch eben ſo örtlich und deren Zweck eben ſo beſchränkt ſeyn, als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht ſolche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr iſolirt genug ſind, muß der elektriſche Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erſchüttern.“ .... Die Demokraten können dieſe und alle übrigen Gründe, welche die Ariſtokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es iſt gar nicht die Frage, ob es eine Ariſtokratie geben ſolle oder nicht; die Natur ſelbſt hat bejahend entſchieden. Die Frage aber iſt, ob die Ariſtokratie eine *unbewegliche* oder eine *bewegliche* ſeyn ſoll.“

128.

Der Verſtand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menſchen unſchädlich herabführen, vermag aber nicht, es abzuwenden.

129.

Es gibt Fußpfade, die zu dem Geiſte und Herzen der Menſchen ſchneller und anmuthiger führen, als jene ſtaubigen Heerſtraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, ſich vertheidigend in den Weg ſtellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

130.

Man fand im Alterthum geld- und geiſtreichere Menſchen als jetzt, aber der Wohlſtand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

131.

Was nützen uns oft die wärmſten Freunde? Sie lieben uns höchſtens wie ſich ſelbſt — aber wie lieben ſie ſich ſelbſt!

132.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinſte zugleich; ſie fordern Liebe, und auch, daß man artig gegen ſie ſey — eine Million in Scheidemünze.

133.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es ſie ſich genommen, nicht da, wo man ſie ihm gegeben: So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft ſeinen finſtern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er thut; dem ſich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und beſonnen nach Hauſe.

134.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menſchenſchaaren, die, Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo ſie Nahrung im Freien finden und nicht angſtvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürſtendiener kümmerliche Broſamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüſchen unſerer Heimath, und uns mit jenen Rieſenſtrömen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und Niemand vermag ohne Schmerzen ſich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tauſend Wurzeln faſert. Aber ermannet Euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter Euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von ſeinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es ſeine Herrſchaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müſſen. Vielleicht iſt die Menſchheit beſtimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daſeyns in den verſchiedenen Welttheilen auszuleben. Aſien war die Wiege des menſchlichen Geſchlechts; Europa ſah die Luſt, die Kraft, den Uebermuth ſeiner Jugend. In Amerika entwickelt ſich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtauſenden erwärmt die greiſe Menſchheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und ſinkt endlich lebensſatt als Staub in Staub dahin.

135.

Man bauet ſelten ſeine Meinung auf feſtem Grunde, man baut ſie in die Luft, gibt dem Zimmerwerke ſchwache Stützen, und erſt wenn man mit dem Dache fertig iſt, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

136.

Napoleon war der hohe Prieſter der Revolution, und als er ſo dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er ſich um ſeine Prieſterwürde und ſeine Macht ging unter.

137.

Ja, Luther hatte es verſtanden, als er dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchtet ſich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

138.

Gott hat ſeine Höflinge, die ihm ſchmeicheln, als wenn er ein Fürſt wäre.

139.

Wie habe ich mich auf meinen Reiſen bemüht, Etwas zu finden, das lächerlicher wäre als die deutſche Zenſur! Aber ich habe vergebens geſucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, ſollten uns die deutſchen Staatsmänner auf die Folter ſpannen, uns zum Reden zu zwingen. Jede freie Zeitung würde Preußen ein Regiment erſparen. Auch wiſſen ſie das ſehr wohl, nur meinen ſie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geiſt in kleine Riechfläſchchen und verſtopfen dieſe gut, und wandelt ſie eine Ohnmacht an, greifen ſie nach dem Spiritus. Es iſt gar nicht zu ſagen, welchen Hochmuth die deutſchen Staatsmänner gegen die Schriftſteller zeigen, ſobald dieſe von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir beſitzen, aber das Münzrecht derſelben behalten ſie ſich vor. Ich will nicht behaupten, daß ſie uns ſo ſehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber ſie verachten uns ziemlich, beſchauen uns von hinten und vorn, lachen über unſer düſteres, ledernes, fremdartiges Anſehen, wünſchen ſpöttiſch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus der dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort beläſtigt ſie wie eine Mücke. Die Unglückſeligen! Darum zählen ſie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind ſo viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländiſche Macht. Es wird ihnen ſo bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; ſie wiſſen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wiſſen nicht, daß es in unſern Tagen nur das Herz iſt, welches ſiegt, welches erobert.

140.

Keine größere Tücke kann das Schickſal gegen große Menſchen üben, als wenn es ſie am Schluſſe einer alten Zeit erſcheinen läßt. Sie ſind dann nur die Leichenſteine begrabener Geſchlechter, und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geſchick begünſtigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachſen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unſterblich. Göthe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rouſſeau, Waſhington, Lafayette, zu den Andern.

141.

Es iſt mit der Herrſchbegierde, wie mit der Eßluſt. Bei ſchwachen Gemüthern iſt jene oft am ſtärkſten, wie dieſe oft am größten iſt bei Menſchen von ſchwacher Verdauung.

142.

Es iſt Nichts angenehmer, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil ziehen — und man kann das immer. Dieſes iſt in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem ſchönern Sinne eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

143.

So oft ich in eine Univerſitäts-Bibliothek kam, fühlte ich Luſt, den im Saale Herumgehenden zuzuflüſtern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leiſe auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Profeſſoren.

144.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, ſollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; ſie ſind unſere Herren, für ſie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte iſt mehr als ein Greis auf den Throne. Schon darum muß man ſuchen, Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

145.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrſcheinlich an Höfen gedient.

146.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung ſind darum ſo ſchwer zu benutzen, weil die Geſchichte nur die einzelnen Poſten bemerkt, aber nie Summe und Transport zieht.

147.

Liegt ein Vornehmer krank auf ſeinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaſter der nah gelegenen Gaſſen, damit nicht der ſchwere Fuß des Laſtträgers, noch der Trott der Pferde noch die raſſelnden Räder den Leidenden aus ſeinem Fieberſchlummer ſtören. Dieſer iſt froh, daß die Welt ſo ſtille ſey: aber die geſchäftige Menge treibt ſich umher wie immer, jeder wandelt ſeinen Weg der Luſt oder Noth, die Wagen rollen nicht minder ſchnell. Keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, ſeiner Beute raſcher entgegenſtürzen darf... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leiſern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu ſchonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

148.

Würde einſt das Menſchengeſchlecht ſo entartet, daß es den Teufel als göttliches Weſen verehrte, dann fände ſich das Teſtament, welches die Offenbarungen dieſer hölliſchen Religion enthielte, ſchon vorlängſt fertig und gedruckt — in Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition. Menſchen morden iſt etwas; ſie foltern iſt viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geiſtreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das ſpaniſche immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, ſondern auf jener ſchrecklichern, welche den ganzen Bau der menſchlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß ſie ſich verrathen;

welche die Bande der allerſtärkſten Liebe, die der Selbſtliebe ſprengt, ſo daß der Geängſtigte ſein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entſetzliche der Inquiſition beſchreiben, hat man nur immer das Wort Inquiſition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und ſie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquiſition wohlfeil erkauft. Was ſind Septembertage gegen Autodafé's, was Füſeladen gegen Scheiterhaufen, was iſt die wandernde Guillotine gegen das ſchleichende Giſt der geheimen Gefängniſſe, der geheimen Zeugenausſagen, welcher ſich das heilige Officium bediente? Treten einſt Robespierre und Marat vor den Richterſtuhl des Herrn, dann werden ſie freigeſprochen, wenn ihnen ein General-Inquiſitor nahe ſteht. Wer dieſes Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Buſen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig iſt, wird das Buch zu verbreiten ſuchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menſchen es nur tauſend leſen, wenn unter dieſen Tauſenden es nur hundert ergreiſt, dann iſt die Freiheit der Völker geſichert, dann iſt keine Tyrannei alt genug, ſich zu erhalten, und keine neue liſtig genug, ſich einzuſchleichen.

149.

Revolution heißt eine Umgeſtaltung der öffentlichen Meinung, ſo lange dieſe Umgeſtaltung noch im Werden, noch nicht vollendet iſt. In dieſem Sinne iſt Deutſchland auch im Revolutionszuſtande, und die von der Bundesakte zugeſagten ſtändiſchen Verfaſſungen ſind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es iſt, die Ludwig **XVIII.** bewilligte — ſie wurden nicht gegeben, ſondern nachgegeben.

150.

„Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.“ Wer etwa eine Geſchichte unſerer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, dieſe Worte des Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt als Motto zu gebrauchen.

151.

So gewaltige Dinge auch geſchehen ſind ſeit dreißig Jahren, ſo war der Schauplatz dieſer Geſchichten doch nur erſt ein Fechtboden, nur Rappierſtreiche ſind bis jetzt gefallen: der Ernſtkampf ſoll noch folgen.

152.

Ein mißverſtandenes Chriſtenthum hat uns Alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgeliſtet, es hat uns gelehrt: die Menſchheit ſey blos eine Puppe, nur um des einſtigen Schmetterlings willen geſchaffen; der Menſch werde nie geboren, um zu leben, ſondern um zu ſterben, und er lebe nicht, um ſich zu freuen, ſondern um zu leiden. Einen glücklichen Menſchen beweinen wir, und wer ſeinen irdiſchen Vortheil ſucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menſchlichen Willens, und wir machten uns und Andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geſchah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unſeres Gewiſſens und das peinigende Gefühl, dieſe Leiden verſchuldet zu haben. Die feudaliſtiſchen Regierungs-Verfaſſungen, beſtehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorſtellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu ſehen, daß Alles durch Einzelne geſchieht, glaubten wir auch, Alles geſchähe für Einzelne, und in dieſem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geſchichten geſchrieben. Die ſogenannte „Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte“, wie ſie uns in unſerer Jugend von gläubigen Profeſſoren gelehrt ward, iſt die Chronik eines Tollhauſes, von einem ſeiner Bewohner verfaßt. Die geiſtreichſten Gelehrten waren ſo guthmüthig zu bekennen, daß viel beſſer als ſie ſelbſt, jeder Kammerdiener, der ſo glücklich geweſen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande geweſen wäre, die Geſchichte Europas zu ſchreiben. Und jetzt leſe man die Werke ſolcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer ſtand, ſuchten ſie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man ſie, woher die Wellen kämen, dann zeigten ſie mit wichtiger Miene in die Tiefe und ſagten: das thäten die Kieſelſteinchen am Grunde. So haben ſie die Geheimniſſe des Menſchenlebens zwiſchen den Falten eines Weiberrocks hervorgeſucht, und gab es ja einmal Beſſerkundige, die das weiſe Beginnen der Vorſehung erkannten, ſpotteten ſie und zeigten, wie bald eine fürſtliche Liebſchaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein ſchiefes Fenſter, bald ein paar Handſchuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier ſo geheim geweſen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius ſo albern geweſen, als die neuern Geſchichtſchreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines hiſtoriſchen Columbus aufgefunden, daß nicht die hohe Beſtimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgeſinnten dem Volke die Freiheit gegeben, ſondern daß ohne die Entehrung der Lukretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unſern jetzigen Repräſentativ-Staaten ſind zwar die Kabinette weniger verſchloſſen als ſonſt: aber die Köpfe der Geſchichtslehrer ſind es noch ſo ſehr als jemals. Man durchwandele die Milchſtraße der deutſchen Zeitungen, man leſe darin die Mittheilungen der Pariſer Privat-Correſpondenzen, welchen wie den Weiſen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geſchildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geſchieht oder unterbleibt, wird dieſen zugeſchrieben. Von dem Genius der Menſchheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thieriſche Leben der Triebe, ſo der Leidenſchaften ſich zu ſeiner Erhaltung bedient — davon wiſſen jene Sternſeher nichts. Ein ſolcher Staatsmann in den allgemeinen politiſchen Annalen ſagt mit großer Ernſthaftigkeit da, wo er von Benjamin Conſtant und ſeinen Freunden ſpricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich ſchwer gebüßt hat, daß das Miniſterium dieſen Männern eine Bedeutſamkeit zutraute und beſtimmte Zwecke zuſchrieb, wovon ſie weit entfernt waren. . . . . Hätte man Benjamin Conſtant im Staatsrathe gelaſſen, dem Marquis Chauvelin ſeinen Platz als Oberceremonienmeiſter wieder gegeben, ſo ſähe man ſie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man ſo Etwas ſchreiben und auf Beiſtimmung hoffen, kann man ſo Etwas leſen und gelaſſen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfaſſer rechten, daß er Männer verläſtert, die ſich zu jeder Zeit als unerſchütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schickſal des franzöſiſchen Volks von dieſen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeiſter-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberſtab geworden wäre, der Frankreich umgeſchaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vortheil ſtreiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg ſie erkämpfen helfen. Die Ananas wächſt unter dem Miſte hervor, ein langer ſchmutziger Weg führt aus der Goldſchacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht ſchmeckt doch ſüß, das Geſchmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbſtſucht ſeiner Führer, wie trotz den Gaukeleien ſeiner Irrlichter.

153.

Derſelbe Politiker ſagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zuſtand des heutigen Europa's überſchauen, ſo finden wir eine große Aehnlichkeit zwiſchen den heutigen europäiſchen Staaten und dem römiſchen Reiche vor deſſen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Chriſtenthum im Gegenſatz zum Heidenthum mehr negativ als poſitiv, mehr zerſtörend als ſchaffend auftrat, ſo jetzt die ſogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unſere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimären-Politik . . . . !“ Unſer ſtaatsweiſer Mann hat zu ſcharf geladen, die Büchſe iſt ihm in der Hand zerplatzt und hat ihn ſelbſt verwundet! Ja freilich iſt es ſo; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verſpottet und deren Anhänger verfolgt werden, ſo wurde damals die Chriſtuslehre verſpottet und verfolgt — aber auf welcher Seite iſt der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom iſt nicht mehr, und das Chriſtenthum beſteht noch in ſeiner Kraft. Das römiſche Reich iſt nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und ſtark war, beſiegte es ſeine Feinde: ſo lange die römiſche Menſchheit frei und glücklich war, blieb ſie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der ſchützenden Vorſehung der Gott des Todes geſendet, als ein Tröſter der Leidenden, als ein Krankenwärter der ſiechen Menſchheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „ſogenannten liberalen Ideen“ unſerer Zeit wirken freilich, wie das Chriſtenthum bei ſeiner Entſtehung, negativ und zerſtörend; aber wie kann das anders ſeyn? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder ſoll man neue Gebäude auf die Dächer der alten ſetzen? Der Boden iſt eingenommen von den Inſtitutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Dieſe müſſen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerſtören, das heißt nur verweſte Körper einſcharren.

154.

Die Herrſcher glauben, um zu regieren, müſſen ſie außer dem Volke ſtehen, weil dieſes der Punkt des Archimedes ſey. Dieſes iſt wahr, ſo lange die Völker nur feſte Körper bilden. Sind ſie aber einmal flüſſig geworden, dann nutzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemiſch auf ſie einwirken und man muß ſich mit ihnen vermiſchen.

155.

Die franzöſiſche Revolution wird nach und nach in alle europäiſchen Sprachen überſetzt werden, und es iſt nicht rathſam, dieſes zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt, franzöſiſch zu lernen, um das Original zu verſtehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Ueberſetzung verbeſſert werden. —

156.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles iſt die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe ſcheitern, ſo geſchieht es nahe am Ufer.

157.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unſchädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl, in der Hirnſchale und der engen dunkeln Bruſt eines Menſchen ſich entzündend, haben Zerſtörung um ſich her verbreitet.

und würden, hätten ſie bei Tage und frei ſich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft ſeyn.

158.

Mündliche Verläumdung iſt das Geſchoß aus einer Windbüchſe: man ſieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuſchloſen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Uebelrede iſt die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

159.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt Euch nicht abſchrecken, wenn die Zenſur, nach den Grundſätzen einer pharaoniſchen Polizei, die neugebornen Kinder Eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geiſtes umbringen läßt. Einſt wird doch einmal irgend ein fürſtliches Herz ſich eines ausgeſetzten Moſes-Gedanken erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieſer wird der Befreier ſeines Volkes.

160.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke geſtattete, ſollten nichts als eine Probe ſeyn, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geſchieht es, daß man eine ſchon verſchloſſene Thür wieder öffnet, um zu ſehen, ob ſie recht verſchloſſen war.

161.

Man betrachte die Geſchichte der Vergangenheit nicht als ein düſteres memento mori, ſondern als ein freundliches Vergißmeinnicht, deſſen Lehre man ſich mit Liebe erinnern ſoll.

162.

Die Zufälle, als ſinnentſtellende Druckfehler im Geſchichtsbuche der Menſchheit, werden zwar wie in den andern Büchern hinter dem Werke verzeichnet; aber ſie können nicht wie in jenen auch verbeſſert werden.

163.

Bei der Verſammlung der Notabeln, die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentſchaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten ſich die Deputirten durch ein dreitägiges Faſten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte, die wieder eingeführt zu werden verdiente! Ich mache alle Miniſter darauf achtſam, es wäre ein unfehlbares Mittel, die Murrköpfe von ihrer Ständeſucht zu heilen.

164.

Es gibt politiſche Schriftſteller in Deutſchland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einſicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken ſie nicht, was ſie ſich vorbedacht, und was zu wünſchen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil ſie, ängſtlich, mißverſtanden zu werden, unverſtändlich ſind. Denn ſie ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutſchen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit ſey. Jene Schriftſteller machen es wie gemeine Leute, wenn ſie mit Franzoſen ſprechen, die ihre eigene Mutterſprache ausländiſch radebrechen, weil ſie glauben, ſich ſo deutlicher zu machen.

165.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältniſſen bedenklich gefunden würde, ſo möge der Druck derſelben zwar von der Zenſur verboten werden, aber die Regierung ſollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfaſſers an ſich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren ſogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren, bis die Zeit kommt, wo die Bekanntmachung derſelben zum allgemeinen Beſten erſprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichſte Folge des Preßdruckes, nämlich die Beſchränkung des menſchlichen Geiſtes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von ſolchen dem Umlaufe entzogenen Werken bilde ſich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geiſtigen Hungersnoth Rettung bringe.

166.

Es iſt eine lächerliche Unbeſonnenheit, daß die Anwalte der Ariſtokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräuſch bemerklich machen: Der Friede in Europa würde der verbrecheriſchen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden: die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Alſo hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu ſichern. Aber ſind ſolche Geſtändniſſe nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

167.

Die Vertheidiger der Ariſtokratie ſagen: die Natur ſelbſt begünſtige die Ungleichheit unter den Menſchen. Das iſt wahr; aber weil die Natur ſie begünſtigt, muß die Kunſt ihr entgegen arbeiten. Weil das Glück, der Geiſt, der Muth, die Klugheit einen Menſchen über den andern erhebt, muß das Geſetz die Gleichheit wieder herzuſtellen ſuchen, muß es dafür ſorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienſte endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Geſetze, ihre freie Wahl darf nicht zur Nothwendigkeit werden; das Glück ſoll nicht erblich ſeyn.

168.

Caligula hatte ſeine Geſetze hoch aufhängen laſſen, damit ſie die Bürger nicht leſen können, damit ſie ſie übertreten, und ſo in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutſchland regiert, wäre dieſe ſeine Lücke ganz unnöthig geweſen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzlei-Style abgefaßt, ſind nicht allein unverſtändlich, ſondern oft auch unleſerlich, weil auf dem langen holperigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe ſie zu einem Punktum kommen, und nachdem ſie ſich etwas ausgeruht, ſeufzend wieder umkehren. — Ein luſtiges Beiſpiel, das hieher gehört: Ein gewiſſer Beamter eines gewiſſen Staats, in einem gewiſſen Lande, das in einem gewiſſen Welttheile liegt (ſo lernt man endlich Beſcheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlaſſen, mit dem ſchnackiſchen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das ſechszigſte Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit ſich verſchlimmert hat). Dieſe Sprachverſchönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszuſehen, daß mancher Geſchäftsmann ſich im Stillen nach einem ſolchen Muſter zu bilden verſuchen würde und die Erwartung ward nicht getäuſcht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit den Anfangsworten: die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebſtahls verdächtigen Juden ſind nunmehr im Polizei-Arreſt). Die Behörde aber, an die der Bericht eingeſendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterſtatter: es ſey eben ſo ungeeignet, dergleichen Muſter nachzuahmen, als ſie zu verſpotten. Dieſem blieb zu ſeiner Entſchuldigung nichts Anderes übrig, als der

Wahrheit gemäß zu erklären: er habe gar nicht die Abſicht gehabt ironiſch zu ſeyn, ſondern es ſey ihm mit dem die des dem völliger Ernſt geweſen.

169.

Unglücklicher Weiſe hat die ſittliche Blindheit viel Aehnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird ſchwer gehoben, man muß den Staar erſt reif werden laſſen. Aber darüber vergehet ein großer Theil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverſtändliche Welt. Was er früher begriffen hätte, ſah er nicht, und was er jetzt ſieht, begreift er nicht.

170.

Iſt es nicht möglich zu tadeln, ohne zu ſpotten, und zu ſpotten, ohne zu verwunden? Müſſen Aufklärer den Lichtſcheeren gleich ſeyn, die nur helle machen, indem ſie ſchneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

171.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politiſche Apoplexie.

172.

Eingekerkerte in Strafgefängniſſen haben oft die wunderlichſten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiſte Nahrung zu verſchaffen. Sie haben ſich mit Ratten und Spinnen befreundet, ſie haben die Ziegel der Dächer, die Buchſtaben der Bibel gezählt. Und doch ſind ſolche Beſchäftigungen erhaben zu nennen, gegen jene andern, welchen ſich Jahrhunderte lang die wiſſenſchaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geiſt nur etwas in Bewegung zu ſetzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Luſt und Kraft auf die Abfaſſung von Büchern verwendet, welche der Menſchheit keinen Trunk Waſſer eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugniß, daß man ſonſt Regieren nannte, wenn man den Geiſt des Volkes tödtete, um den Körper zu beherrſchen. Da liegt ein ſchwerer Buch-Kubus vor mir, angefüllt mit juriſtiſchen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen Zierrathen, die man mit bloſen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Räthſeln und Unterſuchungen iſt folgende noch eine der wichtigſten für die Völker der Erde: „**Quaestio**: Ob der, ſo in einem fürſtlichen **Rescripto** oder andern **Diplomate Doctor aut Licentiatus** genannt wird, ſofort für einen Doctor zu halten ſey? **Negatur**, denn vielmals **ex errore Secretarii** das Wort **Licentiatus** oder **Doctor** eingerückt wird **e. g. Supplicant** unterſchreibet ſich Johann Adam **L. scilic. Lipsiens.** Der **Secretarius** aber nimmt das **L** auf als **Licentiat**, und meldet in **Rescripto**, **Licentiat** Johann Adam, welches dem keinen **Titul** gibt. Denn obgleich **vox Principis** einige **honorem** dadurch mittheilt, dennoch **rei veritatem** bloſe

Denominatio nicht verändert…“ Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Juriſt diesmal Unrecht. **Vox Principis** gibt nicht blos einige **honorem**, ſondern ändert auch oft **rei veritatem**. **E. gr.** Als einſt Napoleon auf der Parade ſein ſcheues Pferd nicht bändigen konnte, ſprang ein Lieutenant hervor, und war ihm behülflich: „Danke, Hauptmann!“ ſagte der Kaiſer. „Bei welchem Regimente?“ fragte der Lieutenant. „Bei der Garde,“ antwortete der Schnelle dem Schnellen.

173.

Die Erfahrung bereitet uns vorſorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menſchliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müſſen uns daran ſättigen oder verhungern. Friſche Nahrung genießt der Menſch nur zweimal: auf der ſeligen Inſel der Kindheit, und einſt wohl in dem Hafen der Ruhe.

174.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben ſich ſehr und ſagen: „bei ihnen wäre Alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verſchwörungen wüßten ſie kein Wort: man möge die Leute nur zu ihnen ſchicken.“ Es gäbe ein Mittel, auch die übrigen deutſchen Univerſitäten dieſes Glücks theilhaftig zu machen; es iſt ganz einfach. Alle unſere Miniſter, Staatsräthe, Feldmarſchälle, Finanzdirectoren, Juſtizbeamten, Kriminalrichter, geheime Referendäre, Gensdarmerie-Oberſten, Polizei-Kommiſſäre, Actuare und Pedelle ſollten ſich aus Patriotismus anſtellen, als wüßten ſie nichts, und noch einmal ſtudiren gehen. Wenn ſich alle dieſe gutgeſinnten, ihrem Fürſten und Vaterlande treu ergebenen Männer über ſämmtliche deutſche Univerſitäten verbreiteten, dort die Vorleſungen fleißig beſuchten, um den Geiſt der Zeit und Jugend kennen zu lernen und dieſer ihre Grundſätze einzuflößen, dann würde gewiß Alles beſſer werden und der Friede wiederkehren. Wenigſtens kann man wetten, daß, ſo lange ſie auf der Univerſität bleiben, weder dort, noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abweſenheit könnten die Fürſten ſelbſt regieren und bei dieſer Gelegenheit erfahren, wie viel ſie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

175.

Loths Frau, weil ſie ſtehen blieb und rückwärts ſah, wurde in eine Salzſäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, iſt ein treffendes und warnendes Bild für die Conſervatoren der alten Zeiten, die auch ſtehen bleiben und zurückſehen.

176.

Auf welcher niedrigen Stufe der ſittlichen Bildung die Türken ſtehen, erſieht man aus der wenigen Kenntniß, die ſie von den ſittlichen Fortſchritten anderer Völker haben.

und dieſe ihre Unwiſſenheit verräth ſich in den Spitznamen, die ſie den Völkern geben, mit welchen ſie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob ſie zwar gar nicht mehr paſſen. So nennen ſie die Deutſchen wüſte Flucher (Deſchurer Kiaſir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir ſo glatt ſind wie geſchorener Sammet, ſelbſt Ohrfeigen nur in ſeidenen Handſchuhen austheilen, und die Stecknadeln zu unſern Sticheleien ſo lange abbreviren, bis Nichts übrig bleibt als das ſtumpfe Köpfchen, der Art, daß ſelbſt im grimmigſten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin wir noch gelaſſen bleiben und nicht ſagen: eine aufgeblaſene Catalani, ſondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblaſene C....,“ welches dreideutig genug iſt, da das C auch Circe oder Calypſo heißen kann. Die Engländer nennen ſie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzoſen und Niederländer jetzt mehr ſind. Die Griechen, welche jetzt kämpfen wie die Löwen, nennen ſie immer noch Haſen. Für die Italiener haben ſie den Spitznamen Tauſendfarbige (Reſſar Renki), da ſie ſich doch in ihrem letzten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden ſchelten ſie immer noch Hunde, ob zwar dieſe jetzt faſt mehr ſind als Menſchen und zum Adel der Nation gehören. Die Raguſaner heißen ſie Spione, denn es iſt ihnen unbekannt geblieben, daß eine weiſe National-Oekonomie auch dieſes Monopol ſchon längſt abgeſchafft hat. Die Spanier, die ſich gegenwärtig mehr ſputen als zu loben iſt, nennen ſie Faulenzer. Am meiſten Furcht und Achtung ſcheinen die Türken vor den Ruſſen zu haben, denn ſie heißen ſie verruchte Ruſſen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die ſie den übrigen Nationen geben, angemeſſen ſind, können wir nicht beurtheilen. Sie nennen die Araber Unſinnige; die Armenier, Dreckfreſſer (Boktſchi); die Bosnier, Landſtreicher; die Bulgaren, Straßenräuber; die Georgianer, Läuſefreſſer; die Indier, Bettler; die Mainotten, Tollköpfe; die Moldauer, dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornloſe Böcke (Bojenſſis Gtojne); die Polen, ungläubige Prahler (Tuſſul Giaur); die Tartaren, Aalfreſſer (Larb Jejidſchi); die Wallachen, Fiedler. Von den Böhmen und Kurden ſagen ſie: Tſchingene tſchalar Kord dinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt... Es würde der lieben deutſchen Jugend gar nichts ſchaden, wenn ſie einſtweilen obige türkiſche Vokabeln auswendig lernte.

177.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht blos gehabt, ſondern auch niedergeſchrieben, nicht blos niedergeſchrieben, ſondern auch drucken laſſen: man ſolle fürder alle politiſchen Werke in lateiniſcher Sprache ſchreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Uebel hat zu tief gewurzelt, ſolche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß ſich wirkſamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden ſich dazu bequemen, lateiniſch zu lernen, und es bliebe Alles beim

Alten. Würden aber alle politiſchen Werke in der Sprache des Herrn Görres geſchrieben, ließe man lieber fünf gerade ſeyn, als daß man ſie verſtehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateiniſch zu wiſſen, man dürfte auch im Griechiſchen, Hebräiſchen, in der Phyſik, Metaphyſik, Chemie, Aſtronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medicin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunſt nicht fremd ſeyn. Im beliebten Converſations-Lexikon findet man bei weitem nicht Alles, was man nöthig hat, um ſich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution“ geſammelt worden ſind. Nämlich: Hermesſchluſſes, Metaſtaſe, latent, Wurflinien, auſtrophiſche Furchen, Goldſchlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentriſch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Sekulargleichungen, epicikliſch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die böſen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilſen, Iran und Turan, Muſeon, Syſtole und Dyaſtole, Alkaheſt, Lebemeer, floride Schwindſucht, Belustempel, Berſerkerwuth, cerauniſchen Berge, Senkel, Tyoſen, Rosträdbücher.

178.

Die Deutſchen ſind ſo angeborner knechtiſcher Natur, daß, wenn ſie frei wären, ſich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als ſie ſelbſt, ſie all ihr Thun und Laſſen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Eſſen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Geſetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menſchen verdienen gar nicht, gute Fürſten zu haben, man ſollte ſie nach Marokko ſchicken. Und nicht blos Männer von dieſer oder jener Partei, ſondern Männer aus allen Parteien haben ſolche niedrige Geſinnungen oft an den Tag gelegt. Zu dieſen Freunden der Dienſtbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Recenſentenweſen geſchrieben hat. Er nennt dieſes „einen das Zeitalter ſchändenden Unfug.“ Dieſes heißt nun freilich etwas zu pausbäckig geſprochen, die Ehre unſers Zeitalters iſt ſo ſchwächlich nicht, daß ſie an ſolchen Kleinigkeiten ſtürbe: aber allerdings das anonyme Recenſiren iſt ſehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigſtens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth beſitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen — der nennt oder bezeichnet ſich unter ſeinen Recenſionen. Aber das iſt ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit ſeinem Gewiſſen abzumachen, die Staatsgeſetze haben ſich nicht hineinzumiſchen. Unſer edler Freund der Unterthänigkeit will aber, daß, „von Obrigkeits- und Rechtswegen,“ das anonyme Recenſiren abgeſchafft werde. Er nennt anonyme Recenſion einen literariſchen Meuchelmord, (das iſt doch gar zu ſchauerlich!) die Literaturzeitungen *geheime Geſellſchaften*, *Vehmgerichte*, und den Redakteur einer ſolchen Zeitung, *Oberhaupt des geheimen Bundes*. Solche literariſche Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergeſſen ... die anonymen Recenſenten nennt er auch *Zigeuner*, eine *Banditen-*, *Strolch-* und *Jaunergeſellſchaft*. Der edle Mann donnert ſo heftig gegen das anonyme Kritiſiren, daß er in ſeinem Feuereifer vergaß — ſeinen Namen unter ſeine eigene Abhandlung zu ſetzen!

179.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erſt in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die geſetzliche Freiheit ſelbſt kann ſich oft nur durch ihre Ausſchweifungen erhalten

180.

Karoline von Braunſchweig, die verſtorbene Königin von England, war ſchon als Kind ſehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutſchen Lehrer hatten große Noth mit ihr. In der Muſik wurde ſie von einem gewiſſen *Fleiſcher* unterrichtet. Einſt hatte er die Fürſtin wiederholt zurechtgewieſen, wie ſie eine gewiſſe Klavier-Note mit einem beſtimmten Finger greifen müſſe. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerkſam gemacht, ſo veranlaßte der Gebrauch des unrechten

Fingers Wiederholung derſelben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!“ rief er im Ausbruche ſeines Zorns. . . . Man ſieht, der Deutſche kann wohl ſtraucheln in der hohen Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

181.

Eine unbeſchränkte Herrſchaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Beſitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

182.

Was für den Körper der Schwindel iſt, das iſt Verlegenheit für den Geiſt.

183.

Es gibt Dreiviertels-Menſchen, die in der Welt mehr gelten, als ſie werth ſind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchſeelen für ganze Zahlen hält und ſie addirt.

184.

Moral iſt die Grammatik der Religion: es iſt leichter gerecht als ſchön zu handeln.

185.

Es iſt leicht den Haß, ſchwer die Liebe, am ſchwerſten Gleichgültigkeit zu verbergen.

186.

Ein verroſtet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da ſprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

187.

Nicht lächeln ſoll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft ſeyn. Freund Hein hat mehr, als man denkt, dazu beigetragen, uns ſpießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

188.

Um Kindern Moral in Beiſpielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geſchichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Meſſer und Gabel in die Hände geben.

189.

Der Menſch iſt wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

190.

Warum Shakſpeare auf deutſchen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt iſt, mit Vorlegelöffeln zu eſſen.

191.

Jede Stunde, dem Haſſe vergeudet, iſt eine Ewigkeit, der Liebe entzogen.

192.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jeſuiten zum Zeitungsſchreiber beſtellen, das iſt einerlei.

193.

Wenn ſie eine kleine Zeitung unter ihre Fauſt gebracht, frohlocken ſie, daß ſie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueſchingen mit ſeiner Hand bedeckte, und dabei lachend ausrief: wie werden ſie ſich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

194.

Eine ſchwache Regierung zu ſtärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuſcher begreifen das nicht.

195.

Man kann die Gedanken wie die Naturkörper ordnen: ſie ſtehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen

Pflanzen, Thieren. Es gibt mineraliſche, vegetabiliſche und thieriſche Ideen. Den deutſchen Ideen, ſo koſtbar ſie auch ſind, fehlt es an Leben. Ein Demant iſt mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

196.

Die Deutſchen laſſen ſich leicht unter eine Hut bringen, aber unter einen ſchwer. Sie ſind nur einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu thun, niemals.

197.

Frau von Sevigné hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie ſehr ſie ihre Tochter liebe. Man ſollte nicht glauben, daß das Herz ſo viel Geiſt hat.

198.

Die Geſchichte lehrt uns Tugend, aber die Natur predigt unaufhörlich das Laſter.

199.

Das Unglück iſt der Ballaſt, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

200.

Ein Mann von Geiſt wird nicht allein nie etwas Dummes ſagen, er wird auch nie etwas Dummes hören.

201.

Das Philoſophiren iſt eine angeerbte Krankheit des menſchlichen Geiſtes, der Fluch des mit Schmerzen Gebärens.

202.

Nichts bereuen, iſt aller Weisheit Anfang.

203.

Schmerz iſt der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

204.

Auf der ganzen großen Erde gibt es keine glücklichern Geſchöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur ſchenkte ihnen eine Einbildungskraft, ſo heiß, ſo raſch, ſo kühn, ſo erfinderiſch, daß man dieſen hochbegabten Menſchen allein die Unterſuchung aller demagogiſchen Umtriebe anvertrauen ſollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenſtedt, am Elmwalde (gute Geographen wiſſen, wo dieſe Orte liegen) ein eiſerner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von dieſem „merkwürdigen Funde“ wird im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, auf ſieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht unterſucht, wie der Radnagel unter die Erde, ſondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moſes mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die geweſen und ſind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieſer Radnagel „aus der Vorwelt“ zeichnet ſich merklich von ſeines Gleichen „in der neuern Welt“ aus. „Er iſt im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf iſt nicht viereckig, ſondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht wie ein Kelch in die Höhe ſtehen, ſondern herabhängen und etwas gekrümmt ſind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unſrigen, iſt etwa 3 Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit, aber etwas ſchwach.“ Wie und wann haben ſich nun die Steine und Erdſchichten über dieſen Radnagel zuſammen gelegt? Da liegt der Haſe im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, verſteht ſich von ſelbſt; aber welche hat dieſes gethan? „Die ſogenannte Sündfluth kann dieſes nicht bewirkt haben; denn ſie war wahrſcheinlich nur partial und dauerte zu Folge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte alſo keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verſchaffen ... Vermuthlich erſtreckte ſie ſich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenſtedt und Eitzum), ſondern betraf blos Mittelaſien. Eher könnte man auf die große cimbriſche Fluth, welche einige hundert Jahre vor Chriſti Geburt fällt und welche den Norden von Europa betraf, ſchließen. Allein dieſe war gleichfalls nur vorübergehend, und konnte alſo keine neue Erdrinde bilden. Wir müſſen alſo (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluthen zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müſſen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war, als jetzt u. ſ. w.“ Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt fort: „Ich halte alſo die hier gefundenen eiſernen Kunſtſachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiſerne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Ueberbleibſel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „ſo wenig geachtet hat,“ daß er ſie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauſchte) für Ueberreſte einer frühern Welt, als die unſere iſt.... Waren die Verfertiger dieſer Kunſtſachen, die Ureinwohner von Deutſchland, auch keine Zeitgenoſſen der Mammuts, ſo muß man ihnen doch wenigſtens eine Zeit einräumen, die zwiſchen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch ſchon Menſchen zu Bewohnern hatte... Iſt es nicht zu bedauern, daß eine ſo gebildete Welt untergegangen, und in den Fluthen ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunſtſachen und Koſtbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen ſeyn. Aber wird es uns einmal beſſer ergehen? Werden nicht auch unſere Werke und Kunſtſchätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!“ —— Das iſt das Lied vom eiſernen Radnagel aus der Urwelt, der bei Eitzum in Deutſchland, ohnweit Scheppenſtedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde gefunden worden iſt!

205.

Der Deutſche iſt keuſch und fordert von Jedem, der ſich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch ſo bitter jene Zeitungen, die, als ſchlaue Kammerzofen der Zeit, allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin ſchmeicheln und forthelfen. Aber das iſt eine falſche Tugend. Seiner Handlungsweiſe muß man ergeben bleiben; dem Denker aber iſt ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht dem Zwange des Syſtems.

206.

Jede Revolution endet, wie ſie angefangen; wer daher nur verſteht, die weſentlichen Erſcheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterſcheiden, kann ſicher vorher ſagen, wie ſich die Geſchichte dieſes oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich ſtille ſtehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzoſen eine conſtitutionelle Monarchie — und ſie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königthum umſtürzen, noch die Ultras, welche die Conſtitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

207.

Ein franzöſiſcher Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geſchrieben, und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jetzt wiſſen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

208.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und ſie anbellen, rennt man ſchreiend und die Zähne fletſchend hinter den Freigeſinnten her, die doch nur die Räder ſind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geiſt aber, der ſicher und bequem in der Kutſche ſitzt, erreichen ſie, ja ſie gewahren ihn nicht!

209.

„Das Vaterland und die Menſchheit verlieren an ihm viel“ — ſagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Waſhington, Franklin, an Napoleon etwa? Keinesweges; es iſt von irgend einem Polizeidirector die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor Kurzem geſtorben iſt ... Der Verſtorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamter — aber das Vaterland, aber die Menſchheit! Solche aufgeblaſene Redensarten finden ſich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das geſtorben, heißt es: es ſey im 18. Jahre ſeines thätigen Lebens aus der Welt geſchieden! Des Kanzlei-Styls eurer dumpfen Begeiſterung, des Commis-Styls eurer unſchmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch ſeiner nie entwöhnen? Iſt es nicht möglich, iſt es gar nicht möglich, daß ihr beſſer und geſünder werdet?

210.

Deutſchlands Hemmſchuh, man wiſſe ihn zu achten; Thorheit, ihn zu ſchmähen, weil er aufhält! Die zahmſten Pferde, die beſonnenſten Wagenführer machen ihn nicht überflüſſig. Die Zwingburgen lagen ſo hoch, der Weg iſt gar zu ſteil.

211.

Wie wird es enden?.. Man hat eine Geſchichte von einem jungen Offizier, der in ſeiner erſten Schlacht, bleich und zitternd, gedrängt zwiſchen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu ſchwach, dem Triebe der Natur zu widerſtehen, zu ſtark, ihm zu weichen, ſich ſelbſt tödtete, und ſtarb aus Furcht zu ſterben... So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

212.

Wir werden erzogen, als ſollten wir Könige werden.

Was wir nicht Alles lernen! — als ſey Gehorchen ſo eine ſchwere Wiſſenſchaft!

213.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs **XVIII.**, daß er den Franzoſen die Charte gegeben. Er ſagt: „..... Der Uebergang von der Deſpotie, wo das Volk nichts, zu der repräſentativen Monarchie, wo es ſo viel iſt... war zu ſtark und zu ſchnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräſentativ-Verfaſſung; es iſt ein Unſinn, dieſelbe auf einer **tabula rasa** erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfaſſungen kann dieſelbe ſich ſtützen.“ Rührender iſt doch wahrlich Nichts, als die zärtliche Beſorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu ſchnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Deſpotie in die freie Luft der repräſentativen Verfaſſung ſich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzoſen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts ſeit dem Tode ſeines letzten Königs? Es war viel. Die Feudal-Deſpotie hatte gedroht, die uſurpirte der Revolution geſchmeichelt; jene hatte Gewalt, dieſe Liſt angewendet. Geſchah wenig für, ſo geſchah doch Alles durch das Volk. Die ſinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die ſittliche wurde hoch geachtet. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihrem Drucke, und es iſt noch ein erträglicher Zuſtand, wenn ein Laſtträger ſeine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf dieſen, bald auf jenen Arm nehmen, und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Deſpoten aber ſaßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihren Perſonen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Deſpotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave iſt, ewig Herr und ewig Sklave. War das franzöſiſche Volk nichts mit ſeiner Gleichheit, dieſer Kapſel der Freiheit, die, ſey ſie auch verſchloſſen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder ſpäter einmal herausgeholt wird? Nicht reif genug zur Freiheit! Wer ſoll dieſe Reife beſtimmen, die Freiheitsleſe, wer verordnet ſie? Haben je Vormünder der Völker ſich gutwillig ihrer Vormundſchaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel iſt immer reif zur Selbſtſtändigkeit, wenn er, ſein Erbtheil zurückzufordern, Verſtand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da ſind ſie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräſentativ-Verfaſſung ſey unhaltbar, ſo lange ſie nicht freie Munizipal-Verfaſſungen zur Stütze habe, iſt eben ſo unſinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen ſtehen kann. Die Beine werden ſtark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte

Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, ſo hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben ſeiner „**Tabula rasa**“ zu verdanken. Die Hochſtraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet ſeyn, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

214.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimath zurückgekehrt, zierte er ſich immerfort franzöſiſch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wiſſen Sie auch, wie Gewitter auf franzöſiſch heißt? .. Man könnte dieſe Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menſchheit im Winter bereiſt, und glauben es zu kennen. Wiſſen Ew. Excellenz, was ein Gewitter iſt?

215.

Es gibt zwei Arten, Früchte vor Fäulniß zu bewahren und ſie eßbar zu erhalten: durch Eſſig und durch Zucker. Die Conſervatoren der alten Zeit haben den Eſſig gewählt. Warum den Eſſig, da er Vielen widerſteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? ... Aber deſto beſſer; ſauer oder ſüß, die alte Zeit iſt eine ungeſunde Lebensnahrung.

216.

„Der Menſch denkt's, Gott lenkt's“ . . . Das iſt nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menſchen nicht denken, er läßt ſie den Kopf verlieren.

217.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politiſchen Schriften ſich nur der Vocale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts Allgemeineres als das. Diphthonge haben ſchon viel Unbeſcheidenes, und man wird ſie blos in den ſeltenen Fällen verſtatten, wo es Noth thut, das Volk zu begeiſtern — ſo etwa in Befreiungskriegen.

218.

Es iſt eine ſchöne Erfindung unſerer Zeit, den Gelddurſt der Gegenwart mit den Weinleſen der Zukunft zu ſtillen und auf die bequemſte Art von der Welt luſtig in den Tag hinein zu zechen. Unſere Enkel werden auch ſo klug ſeyn als wir, und auf ihre Nachkommenſchaft Wechſel ausſtellen. Dieſe treibt es dann ſo fort. Endlich am jüngſten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem ſich der Teufel ſelbſt nicht wird befaſſen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Chriſtenheit wird es mit Beſchämung erfahren, daß ſie der Judenſchaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

219.

Es iſt erſtaunlich, wie ſehr die Journaliſten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforſchlichkeit und an allen übrigen diplomatiſchen Tugenden täglich zunehmen, und nach einigen Jahren, wenn die Zenſur ſo lange fortdauert, wird man die Geſandtſchaftsſtellen nur mit Zeitungsſchreibern beſetzen. Statt zu ſagen Rußland, ſagen ſie: „eine große nordiſche Macht;“ ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagen ſie: „eine große ſüddeutſche Macht.“ Die Hälfte der Conjugationen der Zeitwörter geräth ganz in Vergeſſenheit, denn man gebraucht keine Indicative mehr, ſondern nur noch Conjunctive. Man ſchreibt nicht: „Tunis iſt ein Raubſtaat,“ ſondern: „wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsſchiffe anderer Nationen *wegnähme*, ſo könnte ein ſolcher Staat allerdings ein Raubſtaat genannt werden.“ Welch ein Heimlichthun! Das iſt wie auf Maskenbällen, wo man ſchon für maskirt gilt, wenn man die Maske an den Hut ſteckt.

220.

Wenn man jenen hausbackenen Philiſtern zuhört, jenen Menſchen mit kurzem Geſichte und langen Ohren, wie ſie ſich herausnehmen, Fürſten zu hofmeiſtern, ſie, die von Morgen bis Abend ſich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Baſen beherrſchen laſſen, und nicht ſo viel

Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit ſehr treu und ſtandhaft lieben, um für ſolche Therſiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein ſicheres Mittel, wie Fürſten mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel iſt zu romantiſch für unſere abendländiſche Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzuſteigen von ihren Thronen, und einen jener Philiſter hinaufſteigen zu laſſen, damit er den andern Morgen ſeiner Sippſchaft erzähle, wie viel angenehmer es ſey, ſogar ſchrankenlos zu gehorchen, als ſelbſt unbeſchränkt zu herrſchen.

221.

Lord Londonderry, der ſich auf dem Feſtlande ſeinen Doktorhut geholt, ſagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrühriſche Irland vorlegte (wie man nun immer bereit iſt, Zahnſchmerzen durch Ausreißen der Zähne zu ſtillen): „Uebrigens kann ich die Kammer verſichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretiſchen Grundſätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpeſten, in gar keiner Verbindung ſtehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entſpringt, wären dieſe auch eingebildet, mit jenen ſchlechten Lehren nicht verwechſeln, die zu Allem führen, nur zur Freiheit nicht.“ .... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren

Zinſen die Schuld der Zinſen eingeſtehen, und die des Kapitals abläugnen! Woher die Zinſen?

222.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde ſetzen wollen, dann drehen ſie ihn nicht zurück, ſondern ſie laſſen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun iſt zwar die Menſchheit keine Uhr, da es aber Leute gibt, die ſie dafür anſehen, ſo ſollten ſie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

223.

Wer ſich nicht ſcheut, im Auskehricht der Literatur herum zu ſtöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimüthigen ein „afrikaniſches Luſtſpielchen“ von Julius v. Voß, genannt: „Viele Köche verderben den Brei.“ Viel Witz kann von dieſem ſchwarzen Luſtſpielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker ſagen, ſplendid gedruckt ſind. Es iſt aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr v. Voß nämlich, der auch das Luſtſpiel: die beiden Gutsherren, geſchrieben hat, ſchwimmt, wie die Korkſtöpſel an der Angel, zwiſchen Fiſcher und Fiſch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Franzöſiſchen auszudrücken: Herr v. Voß iſt au niveau de la politique du jour. Jetzt vernehme man den Inhalt des afrikaniſchen Luſtſpielchens. „Der neue ſchwarze Sultan,“ der den Titel führt „Büffel aller Büffel,“ läßt nach ſeiner Thronbeſteigung die verſchiedenen Ober-Beamten vor ſich kriechen, und ſagt ihnen: ſie könnten thun, was ſie wollten — Abgaben erheben oder erlaſſen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden ſchließen, ſtehlen oder hängen laſſen, Gerechtigkeit üben oder nicht: wenn ſich aber einer von ihnen unterſtände, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erſtatten, und ihn mit dem Selbſtregieren zu beläſtigen, ſo würde er unfehlbar gehängt, gerädert, geſpießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl ſeines Herrn. Die Ober-Beamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und ſagen: das ſey ihnen ſchon recht, ſie könnten es nicht beſſer wünſchen. Darauf läßt ſich der Büffel aller Büffel ſeinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der aſiatiſchen Kochkunſt, einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar, und iſt um ſo erboſter darüber, da er zur Bereitung des Breis ſechs Köche angeſtellt hatte. Jetzt naht ſich der Narr der Oberdenker und ſagt: Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Ober-Beamten zurückrufen, und ſagt ihnen, wenn ſie ihn nicht von Allem in Kenntniß ſetzten, und ſich unterſtänden, eigenmächtig zu regieren, ließ er ſie hängen, rädern, ſpießen oder braten. Die Herren

Ober-Beamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus und ſeufzen ſehr. — Nun, ſind das nicht liberale Geſinnungen? Das iſt noch wenig; aber beſſer ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.

224.

Die Deutſchen erreichen ſpäter als andere Völker ein Ziel, es ſey in Kunſt, Wiſſenſchaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß ſie den kürzeſten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — ſie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil ſie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundſätzen aus, und iſt ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, ſtudiren ſie die Chemie vorher, und ſtudiren ſo lange und ſo gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade iſt ihnen Recht, aus Lumpen machen ſie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

225.

„Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch löſen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der erſten Käufer kann mit ruhigem Gewiſſen ſterben, wenn er nicht, durch Erſtattung des ungerechten Beſitzthumes, die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die ſie in jener Welt leidet.“ Ueber die erbärmlichen Menſchen! Jetzt machen ſie gar die Ewigkeit zu einer Deputirtenkammer, und ſetzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte geſagt? Etwa Herr v. Marcellus, oder ein Miſſionär im ſüdlichen Frankreich? Mit nichten — ein deutſches Blatt hat dieſe Rede geführt, in einem Lande, wo ſie ſonſt vor lauter Proteſtantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jetzt kommt es noch dahin, daß ſie dort den verſtorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jeſuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten ſich doch gewiſſe Leute nicht mit gewiſſen Dingen abgeben! Das ſieht aus wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul geſteckt.

226.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Anſehen des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, ſtets auf die kleinſten Umſtände lauernd, die den Sturz eines Günſtlings zu verkündigen ſcheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann ſtattlichen Anſehens, den beſonders ein ſehr ſchöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme geſagt hatte: Das iſt ganz der Mann, wie ich ihn brauche. Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler ſeyn. Schon drängen ſich die Höflinge an ihn, ſchon ſchmeicheln ſie ihm; ſie haben es aber mit einem geiſtreichen Manne zu thun, der ſich über ſie luſtig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum Beſten habe Dieſer Kanzler durch die ſchöpferiſche Einbildungskraft der Höflinge war der Hiſtoriograph Bouchet. Der König, angezogen durch ſeine herrliche Geſtalt und die Fülle ſeines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptuns-Statue vorſtellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künſtler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverſtändniß.

Dies iſt der Inhalt eines neuen Luſtſpiels, das unter dem Namen die Höflinge, oder der Bart des Neptun, in Paris aufgeführt wird. Von den darin ſpielenden geſchichtlichen Perſonen ſind nur erſt Franz I., der Kanzler Duprat, und der Hiſtoriograph Bouchet geſtorben.

227.

Die Zeiten ſind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's auch die aufgeklärteſten Menſchen in Erſtaunen ſetzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taſchenſpielerſtreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, dieſe politiſchen Schwarzkünſtler haben nichts von ihrer Zuverſicht verloren, und ſie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beſchwören Geiſter, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaſchen — und damit glauben ſie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir Andern haben das auch gelernt, wir wiſſen einen Hohlſpiegel zu gebrauchen, können die

Volte ſchlagen, und haben unſere Gevattersleute ſo gut wie ſie. In der dunkeln Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal luſtige Wirthſchaft getrieben. Einſt hatten ſich drei Schelme zuſammengethan, einen Freund zu necken und zu ängſtigen. Sie umgaben ſich mit weißen Tüchern, traten in ſein Schlafzimmer, und hielten da einen ſchauerlichen Geſpenſtertanz. Aber der Freund war noch ſchelmiſcher als ſie. Er wickelte ſich unbemerkt in ſein Bett-Tuch, ſprang leiſe aus dem Bette und miſchte ſich in den Tanz der Geiſter, ſo daß dieſe mit entſetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünſtler ſind zwar ſehr verſchwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verſchiedenen Ländern auch ſolche Streiche begegnet ſind.

228.

Eines jener ſomnambülen deutſchen Blätter, die im Traume Alles wiſſen und daher niemals unwiſſend ſind, lobt die alte conſtitutionelle Monarchie England, und wirft der franzöſiſchen conſtitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in ſeiner nächſten Extaſe darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es ſagt: „Es müſſen Generationen verſchwinden (wenn anders die franzöſiſche Verfaſſung ſo lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunſch laut werden läßt, zur rein monarchiſchen Form zurückzukehren), bis die franzöſiſchen

Abgeordneten das Weſen einer Volks-Repräſentation recht begreifen, und durch ihre Stellung die Mängel einer ſolchen Regierungs-Weiſe weniger ſchädlich machen werden.“ Es ſagt ferner: das franzöſiſche Volk ſey ganz verwildert ſeit dreißig Jahren. Es ſagt weiter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer herzlich müde, und der Tag, an welchem die Sitzung geſchloſſen werde, wäre jedesmal erwünſcht. . . Was ſoll durch ſolche Berichte bezweckt werden? Das iſt das Geheimniß. Doch man muß nicht gleich das Schlimmſte denken. Sterbenden zieht man das Kiſſen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man thut gar manches Menſchenfreundliche, um eine Euthanaſie zu befördern.

229.

Ja, keuſch, kalt und blaß wie der Mond iſt das deutſche Volk: keuſch, weil kalt, kalt, weil blaß, und blaß, weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Monds Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo gibt es aber ein Brennglas, groß genug, ſich über die Köpfe von dreißig Millionen Menſchen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein ſolches. Napoleon ſagte damals, die Deutſchen hätten das Fieber, und wir ſpotteten des Spötters: jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man leſe die deutſchen

Zeitblätter! Waſſer, Eſſig oder eine fade Tiſan [illegible] Wer Geiſt hat, gibt ihn; doch kann man den [illegible] über den Zeitungen ſitzen, man iſt am Abend ſo [illegible] man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulſtige Fülle, es müßte denn einmal das Schickſal ſelbſt mitarbeiten, und etwas Knallendes geſchehen laſſen, oder es müßte ein geiſtreiches Wort aus Frankreich herübergeſchrieben werden. Die armen Zeitungsſchreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie ſie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geſchieht, das ſehen und hören ſie nicht. Sie ſchiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geſchichte, und ſelbſt die Beſten unter ihnen, wie Görres, verſtehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wiſſen ſich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, ſoll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitſchweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, deſſen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollſtändig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. Nov. beſtimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. Dez. zu vertagen, wurde in der am 21. Nov. gehaltenen Sitzung der Bundesverſammlung durch Abſtimmung beigetreten.“ Dieſer kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundert drei und fünfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus ſtyliſtiſchem

Forſchungstriebe dreimal den Artikel geleſen, und konnte das Geheimniß ſeiner Abfaſſung nicht entdecken. . . . . . . O die armen Zeitungsſchreiber: Was ihnen die Türken für Noth machen: Krieg, Friede — ſie können dieſe Wörtchen nicht ausſchreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf, und ſie werden wie die Bälle hin- und hergeworfen. Es iſt das wahre griechiſche Feuer, das ſie beſeelt, denn es brennt im Waſſer fort. Sagt ihr etwa: die Zenſur hindert uns? Aber die Zenſur hindert doch Keinen für die Fürſtlichkeit zu ſprechen, und geſchieht das mit mehr Sinn und Geiſt? Man vergleiche gewiſſe Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder ſagt ihr, die franzöſiſchen Schriftſteller hat die Revolution zur Redekunſt gebildet? Iſt denn die Revolution für euch nicht da geweſen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicètre geſeſſen, oder ausgewandert geweſen ſeyn, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das iſt es; denn der Kopf iſt nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — ſeht, mit welcher Begeiſterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern ſpricht, die ſich in Barcelona eingeſchloſſen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was ſie auch getrieben, ſie haben der Menſchheit genügt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris ſtreckt ſeine Arme nach ihnen aus, und feſtlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden ſich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den ſich die Väter durch ihre Jugend erwarben. Selbſt die Akademie, dieſe ängſtliche Schnürbruſt des franzöſiſchen Geiſtes, hat zu ihrem Dichterpreiſe die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem ſolchen Falle in Deutſchland geſchehen? Man hätte im Lande herumgebettelt, und ſo viel geſammelt, den hinterlaſſenen Waiſen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die ſtille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeſchlagen, und zündete, und da beſchloſſen ſie, ihrem Mitbürger Göthe ein Denkmal zu ſetzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutſchen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten ſie ihre Bettelbriefe zu ſchicken. Ich weiß nicht, ob es geſchehen iſt, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt ſich der Jämmerlichkeit ihrer Väter ſchämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen iſt. Gebt, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

230.

Will der Spott nur Regiſtrator ſeyn im Archive der Lächerlichkeiten, um ſie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein ſchädliches Amt, welchem der ſtärkſte Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit iſt ein Verbrechen des Geiſtes, das zur Abſchreckung Anderer zwar beſtraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheiſcht. Beweinenswerther iſt ja wohl niemand, als der Menſch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu ſeyn.

231.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch ſeine Schwächen. Was er geſündigt, hat er für euch geſündigt, ihr dürft ſeine ſchuldvollen Lehren ſchuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödſinn, Aberwitz beſiege, hat er gelehrt; denn man beſiegt ſie nur, indem man ſie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieſer Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird, er war die eiſerne Pflugſchar der Wahrheit, die nicht verwittert und, altes Unkraut zerſtörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen ſchwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maaßſtab kennen für Menſchenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie ſagen, Voltaire ſey gottlos geweſen, weil ſie ſelbſt, nicht die Erhabenheit Gottes, ſondern nur das Dämmerlicht in ſeinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; ſie können nicht beten, wo es hell iſt, nicht lieben, ſo lange ſie denken. Sie ſagen, Voltaire ſey nicht gründlich geweſen, und die Paragraphen ſeiner Wiſſenſchaftslehre folgten in keiner logiſchen Ordnung.

Der Amtsbote, der zwiſchen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie ſagen, Voltaire ſey herzlos geweſen: als könne, wer die Menſchheit liebt und tröſtet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger ſchmerzt, verweilen. Erſt nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menſchenalter zur fernen unſichtbaren Minute geworden iſt, wird Voltaire vergeſſen werden.

232.

Die meiſten ſogenannten edeln Menſchen haben nur Krämertugenden; ihr Herz iſt ein Gewürzladen, und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem ſie die dringenden Bedürfniſſe des Augenblicks befriedigen, werden ſie der Armuth und der bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menſchen aber iſt ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen iſt. Solche Menſchen beglücken leichter Völker, als einzelne Menſchen: ſie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele iſt keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfriſcht, ſondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im ſtillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter ſchelten — ſie hat doch geduſtet und den Menſchen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch keinen erquickt, den Sturm läſtern, der es geſchüttelt? Soll die Luft ſtille ſtehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein, wahrlich, der Löwe, welcher ſtarb und auch nur einen Eſel ſchonend übrig ließ, der ſeine Leiche mit Füßen tritt — das war kein grauſamer Löwe!

233.

Bei den Pferde-Wettrennen in England gewährt die Regierung demjenigen, deſſen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preiſe werden durch eine Jury zugeſprochen, welche aus Pferdebeſitzern gebildet, und von der Regierung ganz unabhängig iſt. Man ſieht, daß es in England die Pferde beſſer haben, als in Deutſchland die Menſchen.

234.

Löwen und Deſpoten ſehen ſchärfer in der Dunkelheit, als bei Tage.

235.

Das europäiſche Gleichgewicht wird von der Judenſchaft erhalten. Sie gibt heute dieſer Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach allen, und ſo ſorgt ſie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote ſah eine Windmühle für einen Rieſen an, und ſtreckte ihr ſeine Lanze entgegen; aber die Juden ſehen den Rieſengeiſt der Zeit für eine Papier-Windmühle an und fürchten ſich gar nicht. Die Herrſchaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch ſie ſind ſchlau und laſſen ſich das nicht merken. Sie ſtellen ſich wie die Feigen in der Schlacht todt an, daß man ſie nicht tödte. Sie wiſſen recht gut, daß ſie, gleich dem Raſen, um ſo friſcher grünen, je mehr ſie getreten und geſchlagen werden.

236.

Die Einen wähnen, wenn ſie nur Fenſter hätten, dann ginge die Sonne nie unter; und die Andern wähnen, würden die Fenſter nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

237.

„Die wohlthätige Beſchränkung der höchſten Autorität, die ehedem ſtattfand, beruhete weſentlich auf dem Lehnweſen; die Könige ſelbſt haben es allerwärts möglichſt erſchüttert, geſtürzt hat es die neue Philoſophie, ſobald ſie zur Regierung kam;“ — und in dieſem Trotte weiter, bewegt ſich ein Recenſent in den Ergänzungsblättern der Jenaiſchen Literatur-Zeitung. Wem war jene Beſchränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger klagen gegen die höchſte Autorität, als ſpäter nach Zerſtörung des Feudalweſens, aber eben das beweiſt die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte.

Wer Stuben-Arreſt hat, kann ſich nicht beſchweren, daß er auch Stadt-Arreſt habe, denn er muß erſt frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug iſt. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jetzt vernimmt, gereichen dieſen zum Ruhme, und ſie würden es ſelbſt dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweiſen, daß die Bürger in Freiheit, Wohlſtand und Sorgenloſigkeit leben. Wären ſie nicht frei, dürften ſie nicht klagen; wären ſie nicht reich, würden ſie nicht immerfort ſo ängſtlich Bürgſchaften für ihre Rechte und Beſitzungen fordern; und wären ſie nicht ſorgenlos, würden ſie über das wirkliche Heute nicht an das mögliche Uebermorgen denken. Kinder fürchten ſich, allein ohne Wärterin zu ſeyn, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konſtitution... Der Recenſent ſagt: Die Philoſophie habe jenes herrliche Feudalweſen geſtürzt, ſobald ſie zur Regierung gekommen. Wo regiert die Philoſophie? Der Recenſent nenne uns das Land. Wo hat die Philoſophie einen Thron? Uebt die Philoſophie irgend ein Majeſtätsrecht aus? Schickt und empfängt ſie Geſandtſchaften? Hat man auf den Kongreſſen zu Aachen, Karlsbad und Laybach Bevollmächtigte der Philoſophie geſehen? Hat die Philoſophie auf dem Bundestage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Menſch behaupten.

238.

Der Teufel hat noch keinen ſeiner alten Anhänger verloren, ob zwar ſeine Vermögensumſtände nicht glänzend mehr ſind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt iſt, und Jedermann glaubt, er ſtelle ſich nur, als ginge es ihm ſchlecht, um ſeine Freunde zu prüfen.

239.

Iſt es ihr Verbrechen, daß ſie Durſt haben? Hatten ſie die geſalzenen Speiſen verlangt, die ihr ihnen vorgeſetzt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das iſt es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

240.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Menſch das unglücklichſte aller Geſchöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geſchlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das iſt es, was die Menſchheit in ewiger Jugend erhält.

241.

Die Deutſchen können das Befehlen und das Gehorchen nicht laſſen, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, woran ſie am meiſten Vergnügen finden. Auch iſt es ein höchſt deutſcher Dichter, welcher ſingt:

> Du mußt herrſchen oder dienen,
> Amboß oder Hammer ſeyn.

Treffender Spruch, ob er ſchon eine große Unwahrheit und eine abſcheuliche Verläumdung der menſchlichen Natur enthält. Herrſchen oder dienen, das heißt Sklave ſeyn auf dieſe oder jene Weiſe; dort umſchließen goldne, hier eiſerne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, iſt ſo gebunden, als das, was ſie bindet. Aber der Menſch iſt zur Freiheit geboren, und nur ſo viel als die Lebensluft der Beimiſchung des Stickgaſes bedarf, um athembar zu ſeyn, ſo viel muß die Freiheit beſchränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieſes zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigſtens in Deutſchland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es iſt die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man verſuche es und hebe die hundert überflüſſigen Geſetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden ſollte, oder erlauben, was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird ſehen, wie ſich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel ſie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorſchrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem ſein Recht zuſpricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geiſt fehlt, welcher der Hebel des Willens iſt; und an Geiſt fehlt es ihnen, weil ſie Deutſche ſind.

242.

In einer gewiſſen Beziehung kann man freilich mit Grund ſagen, daß die Gelehrten und Philoſophen die franzöſiſche Revolution befördert haben, ſo betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen ſeyn muß, und daß die Schriftſteller allein es ſind (wo nämlich keine Volksvertretung ſtattfindet), durch welche die öffentliche Meinung ſich ausſpricht. Doch den Philoſophen darum einen verbrecheriſchen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuſchreiben zu wollen, iſt eben ſo ungerecht als lächerlich. Sie ſind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, ſie ſind ihr vielmehr ſelbſt unterworfen und verhalten ſich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, ſondern nur der Sinn ſeyn. Die Philoſophen, welche die Geſinnung des Volkes ausſprachen und verriethen, noch ehe ſich dieſe in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilſam, und haben den Jammer der Zeit ſehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen ſind, breitet ſich die öffentliche Meinung von ſelbſt aus, die Schriftſteller und Redner aber führen ſie durch Kanäle unſchädlicher ab. Man irrt ſich, wenn man den Rednern geſchehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, ſie hätten Leidenſchaften aufgeregt; ſie haben ſie vielmehr unſchädlicher gemacht, indem ſie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, deſſen begleitenden Donner wir vernehmen, iſt ſchon unbeſchädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen ſind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verſchuldet, ſondern nur die verſteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demſelben nicht geſchlagen, ſondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verluſt berechnen — und das iſt beſſer.

243.

Nadelſtiche ſind ſchwerer zu pariren, als Schwerthiebe — das haben ſie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

244.

Die Freiheit der Preſſe hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn ſie dieſer ausweichen, ſtürzen ſie ſich in Verderben. So hat ſchon tauſendmal der Blitz diejenigen erſchlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen ſuchten.

245.

Der Redeſtrom eines Landgeiſtlichen im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen bildet einen merkwürdigen logiſchen Waſſerfall in mehreren kühnen Abſätzen. Er ſagt: Die Pfarrer würden ſchlecht bezahlt — daher verlören ſie immer mehr an Achtung — daher würde der chriſtliche Glaube immer ſchwächer — daher müſſe „nach *einer kurzen Reihe von Jahrhunderten*“ die Menſchheit „*merklich*“ rückwärts gehen — daher würde endlich das „ſo tief verſunkene Volk *einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen*.“ Man ſieht es, dieſer gute Mann iſt zu ehrlich, um klug zu ſeyn, er kennt ſeine Pflicht beſſer, als ſeine Zeit. Alle Menſchen, Vornehme wie Geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schickſals. Wer ſie warnen und ſchrecken will, darf nicht von *einer Reihe von Jahrhunderten* und von *merklichen* Gefahren ſprechen. Er muß am Morgen ſagen: „wenn nicht die Beſoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend ſämmtliche Chriſten den Götzen Apis anbeten.“ Er muß um halb zwölf Uhr ſagen: „wenn nicht der gränzenloſen Frechheit der liberalen Schriftſteller *ſogleich* Einhalt geſchieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen ſchwimmen.“ So wirkt man in unſern Tagen.

246.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und weſſen es froh ſey, iſt oft ſchwer zu erforſchen.

247.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäcker-Jungen zur Weisheit: ſie überſättigt uns mit den Genüſſen, die wir meiden ſollen.

248.

Unſere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut; Ihr verlangt aber dennoch, wir ſollten blos durch gute Gründe zu wirken ſuchen!

249.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die ſie zufällig finden, der Name Gottes unſichtbar geſchrieben ſteht. Daher verſäumen ſie nie ſolche aufzuheben und zu verſchlucken, überzeugt, daß ihnen dieſe Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Chriſten haben eine andere Art von Aberglauben: ſie wähnen, auf jedem Stückchen Papier ſtände der Name des Teufels unſichtbar gedruckt, und darum laſſen ſie, um ſich bei ihm einzuſchmeicheln, alle vermeintlichen Teufelspapiere von dazu beſtellten Dienern verſchlingen. Dieſe armen Menſchen ſind ſehr zu bedauern, ſie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

250.

Erſt vor wenigen Jahren hat die römiſche Kirche die

Galiläiſche Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politiſchen Ptolomäer noch von ihren verroſteten Schwertern erwarten, da ſie ſehen, daß ſelbſt der blankeſte Muth ſich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unſerer Tage über die bürgerliche Ordnung iſt ganz der alte Streit zwiſchen dem Ptolomäiſchen und Copernicaniſchen Planetenſyſteme. Es fragt ſich, ob die Erde ſtehe und um ihre Kleinheit ſich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin ſey? Liſt, Drohung, Gewalt, Beſtechung, Schmeichelei — Alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeſchüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufſtehen wird ſie ſich ermuthigen, und wie Galiläi ausrufen: Und doch *bewegt ſie ſich!*

251.

Ehrfurcht iſt die Leibwache der Könige geweſen, *Furcht* war es, *Gewohnheit* iſt es, *Liebe* wird es ſeyn.

252.

Man glaubt, daß der *Offenbacher Staatsmann* für Deutſchland die ausſchließliche Nutznießung der literariſchen Angeberei habe, man irrt aber, ſo iſt es nicht. Es gibt unter den periodiſchen Schriftſtellern noch andere arme Waiſenkinder, die, ſo oft ſie ihr periodiſcher Hunger befällt, ſich ſchreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brod betteln. Dieſe Herren, in ihren Beurtheilungen politiſcher, hiſtoriſcher, ethiſcher und religiöſer Werke, begnügen ſich nicht die Bücher zu tadeln, und ihre eigene Anſichten auszuſprechen; ſondern ſie erröthen nicht, die Achtſamkeit der Polizei auf ſolche Bücher zu wenden, und ſie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen ſich nicht beklagen, wenn ſie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien ſchon als Handſchrift ihre Beſtimmung gefunden, und daß ſie ſie nur haben drucken laſſen, um ihre Aufſätze um einige Zeilen, und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger dieſen Schändlichkeiten! Unſere Freiheit wird genug beſteuert, es iſt genug an den Zehnten. die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben ſich zuzudringen, iſt eine lächerliche und verderbliche Großmuth. Nur ſolche Schriftſteller können der Cenſur, dieſer türkiſchen Kopf-Steuer, hold ſeyn, welche dieſe Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literatur-Zeitung (September 1824) das Werk Bignon's „Les Cabinets et les peuples," in deſſen deutſcher Ueberſetzung beurtheilt. Der Kritiker iſt anderer Meinung, als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt ſeyn. Er ſpricht ſeine Meinung mit dem anmaßenden Geſchrei derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gensdarmerie ſteht — auch das mag ihm verziehen werden: es iſt die Beſtimmung der Hof-Hunde zu bellen, dafür werden ſie gefüttert. Aber am Schluſſe ſeiner Kritik ſagte er: „Der Band enthält übrigens Manches.

welches einer ängſtlichen Bücher-Polizei wohl ſo bedenklich ſcheinen könnte, daß ſie ihn lieber ganz verbieten möchte.“ — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Conjunctive könnte und möchte machen uns nicht irre: das iſt diplomatiſcher Styl, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, überſetzt, ſind ſolche Conjunctive reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Literatur-Zeitung entehrt ſich, wenn ſie ſolche kritiſche Angebereien nicht blos aus Unachtſamkeit anſtimmt.

253.

„**Les corps (constitués) n'ont point d'ame**“ — ſagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieſes Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weiteſten entgegen ging, ſie am ehrerbietigſten empfing, ſie am freundlichſten begleitete, ihnen am niederträchtigſten ſchmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am ſorgfältigſten ſäuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tiſch, den vollen Becher vorbereitete, und ſo dem Vaterlande und dem angeſtammten Fürſten zuerſt und am offenſten die ſchuldige Treue brach? Wer that dieſes? Das thaten die Staatskörperſchaften, die Regierungsbehörden, die fürſtlichen Statthalter, die Bürgermeiſter, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwiſchen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe iſt die erſte

Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hanſeſtädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, ſondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf ſich ihm zuerſt, wer pries am lauteſten das Glück der neuen Herrſchaft? Das thaten die geſetzgebenden Körper, die Senate, die Landesſtellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glücke ſich die Freunde der Fürſten und bei trockenem Wetter ſich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie ſchützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unſern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürſten in Zweifel gezogen, beſtritten, verletzt. Aber, wenn dieſes geſchieht, wer anders hat das Uebel verſchuldet, als die ſelbſt, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrſchergewalt iſt das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Menſch, nicht die gedankenloſe Menge anzuſtellen fähig iſt. Nur allein Jener begreift es, daß es eine politiſche Religion, daß es ein höchſtes, ſchaffendes, erhaltendes und richtendes Weſen im Staate geben müße; aber das Volk hält ſich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm ſein Leben, ſein Eigenthum, ſeine Gewerbe, ſeine Vergnügungen ſchützt, der iſt ſein Fürſt. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die beſiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüſſen nicht geſtört: wie kann da die Liebe zum angeſtammten Fürſten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeſchwächt erhalten werden, müſſen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſen, damit das Volk in ſeinem Fürſten Alles verliere und nur durch ſeine Rückkehr wieder Alles gewinne.

254.

Napoleon war ein Gewitter, welches die ſchwülen Südländer erfriſchte; aber der herbſtliche Theil der Welt bedarf eines Winters, um zu erſtarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht ſo hausbackne, wirthſchaftliche und nutzſüchtige Menſchen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen einen ewigen Herbſt ertrügen, mit ſeinem Nebel, ſeiner Naßkälte, ſeinen unfahrbaren Wegen, ſeinen unerquicklichen Winden, ſeinen Drohungen, und aller ſeiner Zweideutigkeit. Um Wintertage flehet, das ſind eure Meſſiaden. Denn nur nicht einen Meſſias! So oft noch ein Erlöſer die Welt befreite, war das Löſegeld zu hoch für den Dienſt, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

255.

„Wohl kein Menſch, der dieſes Namens würdig iſt, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünſchen, daß ſie von der Erde verſchwinde. Aber dieſes iſt das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatiſcher Liberalismus mit Gewalt verrichtet.“ Daß man nicht einmal ſo vorſichtig iſt, dem altväteriſchen Adam ein modiſches Kleid zu machen! Es iſt wahr: ſie haben Nichts gelernt und Nichts vergeſſen — ſie reden noch immer mit uns, wie ſie früher geredet, und verſchweigen noch jetzt, was ſie immer verſchwiegen. Sie wollen uns zu Horaziſchen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen, und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er ſein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Deſpotismus viele Tauſendmale herfährt. Wir ſollen die reifen Früchte nicht brechen, ſondern warten, bis ſie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber ſie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen Nichts mehr auf ihre Wechſelbriefe; die Zeit. . . . Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre lebloſen Bilder zu zeigen.

256.

Die Regierungen, welche Verſchwörungen anzetteln, um ſolche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italieniſchen Arzte Cardano nach. Dieſer hatte ſich abergläubiſch das Horoſcop ſeines Lebens geſtellt, und ſtarb in ſeinem 73. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um ſein vorhergeſagtes Sterbejahr nicht zu überleben

257.

Einſt hatte Rom Schauſpieler eingeführt, um die Götter zu verſöhnen, daß ſie der Peſt Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantaine, dann ſtände es ſchlimm um unſer Leben: denn wir könnten mit allen unſern ſtehenden und wandernden Bühnen keinen Schnupfen heilen.

258.

Als Pythagoras ſeinen bekannten Lehrſatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochſen, ſo oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

259.

Herr von Eckſtein, einer der tapferſten Feder-Condottieri unſerer Zeit, hat über „Lafayette und die Amerikomanie“ eine Abhandlung geſchrieben. Der Offenbacher Staatsmann theilt ſie uns mit. Dieſe Abhandlung kann nicht anders als belehrend ſeyn; denn wie bekannt verſteht ſich Herr von Eckſtein auf Tollheiten aller Art. Schade, daß ihm die Kenntniß noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen, woran er ſelbſt leidet, der Biomanie — ein Uebel, aus dem alle die andern Uebel entſpringen, auf deren Heilung er ſo unermüdlich bedacht iſt. Aber was verſteht Herr von Eckſtein unter Amerikomanie? Dieſes zu erklären, müſſen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg iſt ſteil und hat ſeine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Meth und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtiſch einige ſeiner getreuen Unterthanen holen ließe, und ihnen die Köpfe abſchlüge, dann würde wohl ſchwerlich einer der Gäſte es wagen, über dieſes algieriſche Vergnügen die Achſel zu zucken. Wagte es aber dennoch einer und ſpräche: in Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man blos die Miſſethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abſchlagen und zu den Umſtehenden ſagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europomanie angeſteckt. Aber, beim Propheten! ich werde ſie nicht aufkommen laſſen. Wem es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überſchiffen; er ſoll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unſchuldige Leute nicht köpft, ſo mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut ſeyn: ländlich, ſittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie ſie wollen; aber, bei meinem Barte, Afrika ſoll Afrika bleiben.“ Das iſt die Amerikomanie des Herrn von Eckſtein.... Wer hat dieſe Peſt über Frankreich gebracht? „Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin?“ Alſo eine Pelzmütze iſt Schuld an der franzöſiſchen Revolution? Nicht anders. Und Heil den Füchſen, daß Herr von Eckſtein dieſe Entdeckung gemacht? man wird ſie von nun an ſchonen... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckſtein zieht Lafayette vor ſeinen Richterſtuhl? Es iſt auch komiſch genug. Ihr habt wohl ſchon einmal einer Katze zugeſehen.

wie ſie eine Kugel zu fangen und feſtzuhalten ſucht, aber vergebens, dem armen Thierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz ſo geberdet ſich Herr von Eckſtein, indem er von Lafayette ſpricht. Ein ehrlicher Mann! Das iſt dem Herrn von Eckſtein zu rund, das kann er nicht faſſen. Er ſucht alſo Ecken und Haken an Lafayette's Ehrlichkeit. Die letzten fünfzig Jahre, die Alles umgeworfen oder erſchüttert, haben nur Eins nicht erſchüttert — Lafayette's Tugend. Aber Herr von Eckſtein nennt das „den bannalen Wunſch, Gutes zu thun." Lafayette's beharrliche Geſinnung erklärt er aus deſſen Hartnäckigkeit. Er ſpricht von der Zähigkeit ſeines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit ſeines Geiſtes. Er beſchuldigt ihn der gröbſten Unwiſſenheit. „Ein Mann, wahrhaft würdig, Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert ſeyn, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum Oeftern abgeſtreift haben, um ſich durch ſeinen Ideengang zu verjüngen." Goldene Lehren! Alſo nach Herrn von Eckſtein wäre der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum Oeftern auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der ſeinen Ideengang nach den Umſtänden verjüngt! Aecht polizei-commiſſariſche Weltanſicht! Aber findet Herr von Eckſtein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, ſo verblendet iſt Herr von Eckſtein Nicht. Wer wäre auch ſchlecht genug, an Lafayette gar nichts Löbliches zu finden! Herr von Eckſtein findet an Lafayette zu preiſen, daß er einſt, während der franzöſiſchen Revolution „den zuſammengerotteten Pöbel von Paris durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ.“ Wie man ſieht, iſt der Beifall des Herrn von Eckſtein ſchwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es iſt brav von Herrn von Eckſtein, daß er an Lafayette lobt, was gut an ihm iſt. Nur ſind wir begierig, wie er ſich bei ſeinen Prinzipalen entſchuldigen werde, daß er verſäumt, Lafayette auch das letzte gute Haar auszureißen. Und wären ſie ihm noch ſo huldvoll ergeben, ſie werden ihm dieſe Verſäumniß wenigſtens als eine „hochverrätheriſche Nachläſſigkeit“ anrechnen.

260.

Die Hoffnungen guter Menſchen ſind Prophezeihungen, die Beſorgniſſe ſchlechter ſind es auch.

261.

Für die, welche an keine Unſterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

262.

So Noth thut es den lebensſüchtigen Menſchen, ſich eine Ewigkeit zu denken, daß ſie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt iſt, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen

263.

Soll man die Menſchheit beweinen, oder über die Menſche lachen? Jeder, wie er will: es iſt Eines wie das Andere. Ob wir ſpotten oder ernſt ſind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortſtürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins iſt, was nützt: die Klarheit. Eins iſt, was beſteht: das Recht. Eins iſt, was beſänftigt: die Liebe.

264.

Die Weiber ſind am gefälligſten, wenn ſie Furcht haben: darum fürchten ſie ſich auch ſo leicht.

265.

Höflichkeit iſt Staatspapier des Herzens, das oft um ſo größere Zinſen trägt, je unſicherer das Kapital iſt.

266.

Ein Deutſcher kann ſeines Lebens nur froh werden, ſo lange er reiſt. Jeder Deutſche iſt in ſeinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Geſunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätſchern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet ſich im freien Strome: Luft, Waſſer, Feld und Himmel genießt er zugleich, die friſche Welle ſtärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das

Ufer, wenn er ihn mit ſeinen Armen ſchlägt. Die ſauberſten Philiſter laſſen ihn gewähren.

267.

Auch Herz und Geiſt haben eine kubiſche Größe, eine Fleiſch- und Knochenfülle, die das Weſen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

268.

Eis oder Waſſer — dieſes allein unterſcheidet den böſen von dem guten Menſchen. Darum kann ich den einen nicht haſſen und den andern nicht lieben. Die zackigſte, härteſte Selbſtſucht iſt nichts als gefrorenes Mitleid, und die zärtlichſte Theilnahme nur aufgelöſte Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, iſt weder Schuld noch Verdienſt. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür ſtürmen ſie, und ihre Liebe iſt gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

269.

Leichter iſt eine Zeit zu ſchaffen als umzuſchaffen, leichter ſie umzuſchaffen, als eine alternde zu verjüngen. Iſt es etwas Erfreuliches, durch mühſame Heilkunſt und läſtige Lebensordnung ein hinfälliges Daſeyn zu friſten? Der denkende Baumeiſter hilft einem baufälligen Gebäude zu ſchneller

Zerſtörung, nur daß er es während dem Niederreißen ſtützt damit herabfallende Balken nicht beſchädigen.

270.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen ſind verdammt, in jenem wie in dieſem Leben.

271.

Das Licht, das ſogenannte officielle Mittheilungen verbreiten, iſt oft nichts als ein Irrwiſch, der uns in Sümpfe führt.

272.

Der Geiſt des Mannes iſt ſonnenlichter Tag, der Geiſt des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübſte Tag iſt heller, als die hellſte Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdiſch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmliſch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; Alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandteſten Dinge, bis ſelbſt auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Gränzen verwiſchend, verſchwiſtert ſie, was ſich feind oder fremd war. Der Geiſt des Mannes ſteht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt überſieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; ſein Wiſſen iſt ganz, ſeine Empfindungen ſind Brüche. Frauen ſtehen mit ihrem Geiſte nur auf dieſem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht überſchauen und umſchauen können ſie die Welt, ſie umſchiffend, und ſind ſie am Ziele, ſo ſtehen ſie doch wieder am Anfange der Reiſe; ſie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung iſt vollſtändig, ihr Wiſſen ein Bruchſtück. So wäre Verluſt und Erſatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

273.

Menſchen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen ſtarken Charakter.

274.

Um zu gefallen, muß man eitel ſeyn; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an ſich ſelbſt ſchmeicheln.

275.

Alle Narrheit erſchöpfen — ſo gelangt man zum Boden der Weisheit.

276.

Klugheit iſt oft läſtig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

277.

Glücklich zu ſeyn iſt auch eine Tugend.

278.

Nach Steinen und Kräutern ſoll man forſchen, die ſtille halten, wenn man ſie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den unterſuchenden Finger zuſchnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Luſt, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerſtört, um zu ſchaffen, die lebende gebärt, um zu tödten. Wie beneidenswerth ſind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des ſtürmenden Meeres ſich der Muſcheln erfreuen, die nur Käfer murren hören, und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

279.

Rouſſeau hatte ein deutſches Herz und einen brittiſchen Geiſt; franzöſiſch war nichts an ihm, als die Sprache.

280.

Der Hund heult, wenn er geſchlagen wird, und der Menſch ſoll es nicht dürfen? Aber es gibt Menſchen, die hündiſcher ſind als Hunde — und nicht heulen, wenn ſie geſchlagen werden.

281.

Die Regierungen thun öfter Böſes aus Feigheit, als aus Uebermuth.

282.

Wer Tyrannei ſtürzen will, muß ihr dienen

283.

Soll die bürgerliche Geſellſchaft eine Maſchine ſeyn: nun wohl, ſo behandle man ſie wenigſtens mit der Schonung, mit der man eine Maſchine zu behandeln pflegt. Iſt die Uhr einmal aufgezogen, zeigt ſie richtig die Stunde, läßt man ſie gehen, bis ſie abgelaufen iſt, oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüſſel nie aus der Hand, ſie rücken immerfort am Zeiger, ſie regieren unaufhörlich.

284.

Man muß den Staat als eine Aſſekuranzgeſellſchaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen gewiſſen Theil ſeiner Freiheit als Aſſekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu ſichern. Aber die Prämie muß im Verhältniſſe zum Kapital, ſie muß auch im Verhältniſſe zu den Gefahren ſtehen, welchen das Kapital ausgeſetzt iſt. Verſchlingt die Prämie faſt das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger Nichts übrig, das ihm verſichert wird. Iſt die Prämie zu groß für die Unwahrſcheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger beſſer, ohne Verſicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zuſtand der Natur zurückzutreten. Dieſe beiden Mißverhältniſſe finden aber in den europäiſchen Staaten Statt.

Die Freiheit des Bürgers iſt ſo ſehr beſchränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beſchränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Geſellſchaften ſich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menſchen herrſchten noch vor, die Leidenſchaften ruhten nicht; die Freiheit mußte ſehr beſchränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr ſind vorüber, die Bürger ſind zur Geſetzlichkeit erzogen, und der Verſicherungszins iſt durch die Gewinnſucht der Regierungen ſo groß geblieben, als er urſprünglich geweſen.

285.

Eine Staatsverfaſſung darf nichts enthalten, als die *Beſchränkung* der Freiheit, denn die Freiheit ſelbſt iſt ein angeborenes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da ſie nicht verſagt werden kann. Daher iſt eine *freie Conſtitution* ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

286.

Manche Regierung des Feſtlandes, die nicht zu den vorherrſchenden gehört, iſt in der bedauernswürdigen Lage, daß ſie das Böſe willig, das Gute gezwungen zu thun ſcheint, ob es zwar umgekehrt iſt.

287.

Der Adel ſieht ſich als einen Obeliſken an, deſſen Spitze der Fürſt, und deſſen Poſtament das Volk bildet.

288.

Man ſpricht von den Rechten der Regierungen, der Fürſten, der Krone; ja die Liberalen ſelbſt ſprechen davon, nur ſagen ſie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausſchließliche Befugniß, die Einem auf eine Sache oder Handlung zu ſeinem Vortheile zuſtehet. Aber die ausſchließlichen Befugniſſe, die einer Regierung zuſtehen, hat ſie ſie denn zu ihrem Vortheile? Uebt ſie ſie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, iſt eine Pflicht, kein Recht. Sie kann ſich dieſes ſogenannten Rechtes nicht entäußern, alſo iſt es kein Recht. Die ſchlimmſten Schmeichler der Fürſten, die wärmſten Vertheidiger der Legitimität, die ſtrengſten, abſoluteſten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes ſey es nöthig, daß es monarchiſch regiert werde, daß der Fürſt unbeſchränkte Gewalt habe: iſt dieſes aber, dann hat der Fürſt nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrſchſucht der Kleinen in der Herrſchaft der Großen etwas Wünſchenswerthes fand, haben ſie den Beſitz der Herrſchaft ein Recht genannt. Den beſten edelſten Fürſten war das Regieren nur immer als eine ſchwere Pflicht erſchienen.

289.

Die bürgerliche Geſellſchaft iſt in Gährung, ſie ſtrebt ſich in ihre Elemente aufzulöſen. Derer ſind zwei: *Herrſchaft* und *Freiheit*. Alle Maſſen, alle Stoffe ziehen ſich nach dieſer oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entſchieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber der Miniſterialismus ſucht die Miſchungen zu erhalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite 2 Zeile 11 von oben ſtatt „womit" ſoll heißen „worin."
„ 11 „ 3 „ „ ſoll heißen „des neuen Converſationslexikons."
„ 83 „ 11 „ „ ſtatt „den Artikel" ſoll heißen „Artikel."
„ 85 „ 3 „ „ „ glücklich „ „ nützlich.
„ 131 „ 5 „ „ „ der fruchtbaren „ der furchtbaren.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Vierter Theil.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1840.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

IV.

Schilderungen aus Paris, 1822 und 1823. Aus meinem Tagebuche.

Inhalt.

Seite

Franzöſiſche Sprache 1
Lebens-Eſſenz 18
Geld-Schwindſucht 20
Das Gaſtmahl der Spieler 26
Stern und Feuermann 37
Die Läden 39
Der Greve-Platz 45
Talma 53
Le Roi des Aulnes 56
Die Leſe-Kabinette 63
Das engliſche Speiſehaus 69
Der Garten der Tuilerien 74
Polichinel Vampir 87
Verſailles 92
Die Eſtaminets 95
Das Ludwigs-Feſt 104
Gloire 107
Gefrorenes 115
Die Schwefelbäder von Montmorency 118
Die Vendome-Säule 136
Gretry's Herz 140

Seite
Die Anſchlagzettel 148
Die Septennalité 158
Ariſtokratismus des Geiſtes 165
Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft 170
Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre 180
Aus meinem Tagebuche 256

I.

Franzöſiſche Sprache.

Wir gemeinen deutſchen Bürgersleute, die wir in unſerer Jugend keine franzöſiſchen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit ſchwer geht und ſehr langſam: was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutſcher Welt- oder Geſchäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über ſein altes bon jour ſprechen, doch das iſt Alles. Hat aber ein Deutſcher das Unglück, von der gelehrten Klaſſe zu ſeyn, und die Eitelkeit, ſich als Mann von Verſtand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch ſchlimmer. Dieſe Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzoſen haben vor einem deutſchen Gelehrten einen ungeheuern Reſpekt, einen größern, als ſie vor einer Encyklopädie in hundert Foliobänden haben, denn ſie ſchätzen ihn zweihundert Bände ſtark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künſtleriſchen Darſtellung zum Geſpräche, dann lachen ſie ihn aus, und wenn ſie dem Gelehrten nicht ſagen: Du biſt ein Vieh! ſo unterlaſſen ſie es blos aus Artigkeit, aber ſie denken es gewiß. Nun wird der deutſche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß Etwas in ihm ſteckt Aber was kann er in geſelligen Zweikämpfen gegen Franzoſen gewinnen? Der Witz der Franzoſen iſt ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutſchen iſt ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende beſiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte noch hitziger, er muſtert ſeine ſchönſten Gedanken und rüſtet ſich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das Beſte, was er weiß und fühlt, ſich im Franzöſiſchen gar nicht ſagen läßt, und er ſenkt ganz demüthig ſeine Flügel. Vergebens bereitet er ſich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie: er findet keinen Ausdruck für ſeine innere Regung. Seit 1819 ſteht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir Etwas einbilde — wie nun jeder Menſch ſeine Schwachheiten hat. Es iſt der: „X. iſt der Leithammel der deutſchen Ariſtokratie. . . . .“ Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das franzöſiſch? Anfänglich wollte ich in meiner Unſchuld Leithammel durch **mouton Directeur** überſetzen, und ich hätte vielleicht wohl gethan, dieſer erſten Eingebung zu folgen. Aber um vorſichtig zu verfahren, ſuchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich:

Le mouton porte-clochette. Es ſieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich geſagt hätte: **Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie....** Und darüber ſoll Einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutſchland darf ich ihn in den erſten hunderttauſend Jahren nicht ſagen, und ſoll er nicht ungenoſſen verderben, muß ich ihn fideikommiſſariſch auf meine ſpäteſte Nachkommenſchaft zu bringen ſuchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris geweſen, kam eine wahre Leidenſchaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzoſen in ihren eigenen Blättern zu kritiſiren; aber gleich nach dem erſten Verſuche verging mir alle Luſt zu ſolchem Unternehmen. Einſt las ich in einem Blatte einen Artikel, überſchrieben: **Bulletin musical**, und unterzeichnet: **Le vieux mélomane.** Darin war unter Anderem von Webers Freiſchütz die Rede. Der alte Muſiknarr fing damit an, ſich zu entſchuldigen, daß er ſich etwas Weniges „**de cette pauvre Allemagne**" beſchäftigen werde. Deutſchland in Beziehung auf Muſik arm zu nennen, fand ich nur unverſchämt, weil es kein gröberes Wort gibt, als unverſchämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutſchen Schweſtern kommen laſſen; denn eine Frau ſoll keinen Lärm machen, nicht einmal einen muſikaliſchen. Endlich erzählt er, der Freiſchütz habe bei den **froids Allemands** den lebhafteſten

Enthuſiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müſſen. Ich nahm mir alſo vor, einen Artikel dagegen zu ſchreiben. Ich verſah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich franzöſiſch zu denken bemühte, ſo verdroß das einige patriotiſche Gedanken, ſie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglaſſen konnte, fand ich keine ganz entſprechenden franzöſiſchen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erſchreckliche Noth. Endlich brachte ich mit ſaurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: „**Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin musical d'aujourd'hui. . . . . Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grâce à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane parait le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis. . . . . Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas, et nul Français n'ignore, qu'on peut être aimable** sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier Allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphaël et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtemps des opéra conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le premier, qui réponde au tiers-état musical.“ Unterzeichnet: Un pauvre Allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbeſſere. Mein Freund iſt zwar ein Franzoſe, war aber lange in Deutſchland geweſen und verſteht die deutſche Sprache vollkommen. Bei dieſem fand ich deſſen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir Unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzoſen aus dem wohlhabenden Stande, an literariſcher Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgeleſen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herren ihren Aerger darüber, daß ſich ein Ausländer herausnehmen wolle, ſich über Franzoſen luſtig zu machen, ſehr deutlich anſah. Jetzt fing mein Freund zu verbeſſern an. Zuerſt die grammatikaliſchen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieſer, bald von jener Phraſe, ſie ſey nicht im Geiſte der franzöſiſchen Sprache. Ich erwiederte: das wolle ich leicht glauben, und er ſolle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut Franzöſiſch ausdrücken. Mein Freund drückte, ſein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber ſie drückten Nichts aus, noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab, und ließ ſie ſich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: Das und Jenes könne man im Franzöſiſchen gar nicht ſagen. Nun bitte ich euch, was iſt das für eine Sprache, in der man gewiſſe Dinge gar nicht ſagen kann? Im Deutſchen kann man Alles ſagen. Kurz, die drei coaliſirten Franzoſen richteten mir meinen Artikel dergeſtalt zu, daß weder vom Ausdrucke noch vom Sinne das Mindeſte übrig blieb, und ſie verbeſſerten mich und dann ſich ſelbſt unter einander ſo ſehr, daß ich die corrigirte Handſchrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß ſie mir bemerkt: „une petite erreur statistique," wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht ſagen. Ich fragte (weil ich ſelbſt darüber im Zweifel war), ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in dieſem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte ſey, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen

Subſtantiv verbinden könne? Sie erwiederten: in dieſer Verbindung ſey es nicht gebräuchlich. Ich ſagte: es ſoll aber auch nicht gebräuchlich ſeyn, ein Schriftſteller dürfe nichts Gebrauchtes, ſondern müſſe immer Friſches ſchreiben; ich bat, ich flehte — Alles vergebens. Sie ſagten: es wäre gegen ihr Gewiſſen, und ſie könnten mir die erreur statistique nicht nachſehen. Nun zeigt ſich aber aus dieſem Beiſpiel ganz deutlich, daß ſolche Aengſtlichkeiten der franzöſiſchen Sprache in einer gewiſſen Beſchränktheit des franzöſiſchen Geiſtes ihren Grund haben. Ein Deutſcher, welcher lieſt: „ein kleiner ſtatiſtiſcher Irrthum,“ faßt ſchon inſtinktmäßig auf, wie der Schriftſteller zu dieſem Ausdruck gekommen. Er hat geleſen, daß der alte Muſiknarr la pauvre Allemagne geſagt; alſo hat er die deutſche Nation für arm erklärt; alſo iſt dieſes ein Gegenſtand der National-Oekonomie; alſo kann man von einem ſtatiſtiſchen Irrthum reden. Es ſcheint aber, der Franzoſe kann ſolche Geiſtesſprünge nicht machen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, er hält ſie für unanſtändig. Eine Sprache iſt aber nur dann reich zu nennen, wenn ſie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüſſen hat, die man nicht erſt nachzudenken braucht, und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüſſen gelangt.

Es iſt leicht zu erklären, wie die franzöſiſche Sprache die allgemeine Umgangsſprache der höheren Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil ſie für den Mittelſtand des Geiſtes gerade ausreicht, und es der Mittelſtand des Geiſtes iſt, durch welchen die höheren Stände aller europäiſchen Völker verwandt ſind. Der franzöſiſche Sprachſchatz beſteht ganz in Silbermünze; ſie hat kein Kupfer wie die deutſche, und ein ſchlechter franzöſiſcher Schriftſteller ſchreibt nie ſo ſchlecht, als ein ſchlechter deutſcher ſchreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutſchen Sprache. Daß aber die Vorzüge der letztern vor der erſtern im größern Reichthum des deutſchen Geiſtes ihren Grund haben, ergibt ſich daraus, daß die wenigen franzöſiſchen Schriftſteller, die deutſchen Geiſt haben, den beſten deutſchen Schriftſtellern gleichkommen. Rouſſeau, Frau von Staël und Benjamin Conſtant werden von keinem Deutſchen übertroffen; aber ſie ſind geborne Schweizer, alſo mehr Deutſche als Franzoſen, und die beiden Letztern waren lange in Deutſchland und haben aus deutſchen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutſchen deutſchen Geiſt geſchöpft. Die politiſchen Werke Benjamin Conſtant's zeichnen ſich vor denen der andern franzöſiſchen Schriftſteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutſche Geiſt in ihm iſt, der ihm den höhern Rang verſchafft. Es gibt viele liberale politiſche Schriftſteller in Paris, die mit Geiſt, mit Kraft ſogar, mit Witz gewiß, ſchreiben. Sie treffen haarſcharf; aber weil das Inſtrument, mit dem ſie treffen, auch haarſcharf iſt, fehlen ſie, ſo bald ſie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für dieſe Stunde, für dieſen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweitesmal. Benjamin Conſtant aber, weil er breiter aufſchlägt, braucht nicht ſo haarſcharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe ſind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, ſie ſind für jeden Rechtsſtreit zu gebrauchen, und ſein Witz iſt eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, ſo wie er gethan, die franzöſiſche Sprache beurtheilt, ſo kann man freilich ſagen: dieſem Urtheile iſt nicht blindlings zu trauen: denn natürlich wird Jeder ſeine Mutterſprache reicher als eine fremde finden, weil er jene beſſer zu benutzen weiß. Indeſſen iſt der Deutſche in wiſſenſchaftlichen Dingen unparteiiſch und wird auch dafür anerkannt, und er darf ſich alſo herausnehmen, die franzöſiſche Sprache, mit der deutſchen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf dieſe Armuth noch eines andern Zeugniſſes, ſo geben es die Franzoſen ſelbſt, indem ſie mit dem, was ſie beſitzen, ſo haushälteriſch thun. Die ſchönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftſteller werden nie vergeſſen, ſie erhalten ſich Jahrhunderte im Angedenken der ſich folgenden Geſchlechter, und jeder gebildete Franzoſe weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele ſind. In Corneille's **Horace** wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei ſeiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falſchen Zuſatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande ſeines Sohnes, und da fragt eine Julie, welche eine „**Dame romaine et confidente de Camille**“ iſt, welche Camille „**amante de Curiace**“ iſt, welcher Curiace „**gentilhomme d'Albe**“ iſt — ſie fragt ihn: „**Que voulez-vous qu'il fit contre trois?**“ . . . . . „**Qu'il mourût!**“ antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzoſen über dieſes **qu'il mourût** hat ſich jetzt ſchon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieſes **qu'il mourût** ſchön, wenn es einſam ſtünde; aber Corneille hat die Abgeſchmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verſe zu paraphraſiren und zu verdünnen und auf den Donnerſchlag ein langes Kindergetrommel folgen zu laſſen. Doch ſey es ſo ſchön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man ſich ſolche Schönheiten aus Göthe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakſpeare's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel ſtreiten ſich Menſch und Löwe, wer von ihnen ſtärker ſey. „Schau dort!“ ſagte der Menſch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl ſehe ich,“ ſagte der Löwe; „aber wäre die That kein Wunder, hätte man ſie nicht verewigt.“ . . . Ein neuerer Schriftſteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, geſprochen von „**des mots étonnés de se trouver ensemble.**“ Dieſes iſt allerdings nicht gut geſagt. Begegnet aber ſeitdem auch der originellſte Schriftſteller jenem Gedanken auf ſeinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er ſagt auch: „des mots étonnés de se trouver ensemble.“ und wenn er ſich auf den Kopf ſtellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben ſie das unausſtehliche Wort: „brillant,“ das ſie ſo häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was ſie loben, iſt brillant; eine Geſellſchaft, eine Theater-Vorſtellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Jugend. Von ihrer Jugend ſagen ſie: „La brillante jeunesse,“ ob zwar deren Vorzug und die Bürgſchaft, die ſie gibt, daß ſie beſſer werden wird als das vorige Geſchlecht, gerade darin beſteht, daß ſie nicht brillante iſt, im Sinne des franzöſiſchen Wortes. Jouy, in einem ſeiner Werke, wo er empfindſam von ſeinen Jugendjahren ſpricht, erzählt von jenen ſchönen Tagen, wo er noch „brillant de santé et de jeunesse“ war. Die deutſche Sentimentalität ſeufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr ſeidenes Beutelchen ſo ängſtlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es dieſem und jenem Franzoſen oft ſelbſt geſagt: „Eure Sprache iſt eine wilde gegen die deutſche, die ihr barbariſch ſcheltet; ſie kann, wie die Peſcheräh's, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweiſen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch überſetzen, und ihr ſollt ſelbſt Richter ſeyn, ob der Ueberſetzung Etwas fehle gegen dem

Original. Und vermag ich es nicht, ſo liegt es an der Beſchränktheit meines Talents, nicht an der deutſchen Sprache, und ein Beſſerer wird es beſſer zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure erſten Schriftſteller nicht fertig werden ſollen.“ Sie nahmen dieſe Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren ſie doch nicht. Freilich machen ſie ſich ſeit einigen Jahren in Paris ganz munter an die ſchwerſten Dinge. Sie überſetzen den Schiller, Goethe's Fauſt und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Proſa, verſteht ſich — doch wie ſie damit zu Stande gekommen, mag der Himmel wiſſen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer ſolchen Ueberſetzung zu leſen. Der Ueberſetzer von Werners Luther kündete mir einen Beſuch an, mich über Manches bei ſeiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er Nichts. Ich erwiederte ihm: Darüber ſolle er ſich von einem Juwelier Auskunft geben laſſen, bei mir käme er zu ſpät. Es wäre eine ſchöne Zeit geweſen, da hätte ich die Karfunkelpoeſie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergeſſen. „**La poesie de l'escarboucle!**“ rief er voller Erſtaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Ueberſetzer des Buches Etwas über Karfunkelpoeſie geſagt haben, ſo iſt es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geſelligen Umgang dagegen iſt die franzöſiſche

Sprache viel geeigneter als die deutſche. Und man halte dieſes nicht für einen geringen Vorzug: es wird ihr damit ein großer ſittlicher Werth zuerkannt. Die deutſche Sprache, wie ſchon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verurſacht Gepäcke und wird läſtig, das andere iſt für die kleinen Bedürfniſſe der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzoſen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsſtreitigkeit, die oft die beſte Würze der geſelligen Unterhaltung iſt, muß der Deutſche entweder ſeinen Gegner ſchonen, indem er nebenbei ſchlägt, und dann wird Nichts entſchieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzoſe aber hat an jedem ſpitzigen Worte einen ledernen Wulſt, er trägt den Degen in der Scheide, und hat gar nicht nöthig, ſeinen Witz zu bezähmen, um ſeinem Gegner nicht Wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geſelligkeit gewährt nicht ſchon das häufige **Monsieur** und **Madame**, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verconſumirt, als im ganzen deutſchen Lande. So ein **Monsieur** aber thut die Dienſte eines Gensd'armes: er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal **Monsieur** geſagt, koſtet es Mühe, hinzuzufügen: **vous étes une béte**, oder eine andere Grobheit. Die Deutſchen ſind darin gewandter: ſie ſagen: Mein Herr, Sie ſind ein Flegel! Doch in ſolchen Fällen wird das: Mein Herr! ironiſch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu beſchmutzen, ſind die Franzoſen ſo ſehr artig gegen einander. Je vornehmer Einer iſt, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein franzöſiſcher Miniſter, ſelbſt wenn er in Amtsſachen einem Bürger ſchreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben.“ Der König ſelbſt, in ſeinen Ordonnanzen, nennt auch den letzten ſeiner Unterthanen Herr, ſelbſt wenn er ihn ſtraft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.“ Aber jeder Amts-Sekretär, im kleinſten deutſchen Städtchen, dekretirt: „Hat ſich der Johann Chriſtoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsſtube einzufinden, um die ihm gnädigſt bewilligte Gratifikation, gegen Beſcheinigung, in Empfang zu nehmen.“ Der Deutſche iſt nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben, und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über ſeine Courtoiſie italieniſche Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei in's Soll geſetzt, ſchreibt er ſchnell eine Grobheit in's Haben. Jeder Regierungs-Kanzeliſt hält ſich für einen Statthalter Gottes auf Erden und iſt von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten ſich doch die deutſchen Autoritäten ihr barſches Weſen abgewöhnen! Möchten ſie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit iſt, die man ſo viel als möglich zu verſüßen ſuchen ſoll! Möchten ſie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der ſchlechten willen beſchränkt werden muß! Möchten ſie beſonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß um eines einzigen Spitzbuben willen, der ſich zuweilen unter tauſend ehrlichen Reiſenden findet, neunhundert neun und neunzig Ehrliche beläſtigt, aufgehalten und gequält werden müſſen: möchten ſie ſie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, ſie ſitzen heißen und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben und ſie gleichſam um Entſchuldigung bitten, daß man ihnen ſo viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließe in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein ſerviren und den Reiſenden angenehme Romane und Reiſebeſchreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an ſie kommt. Das hielte ich für meine Schuldigkeit!

Sich die franzöſiſche Umgangsſprache anzueignen, fällt manchem Deutſchen ſchwer: ſie wird, wie das Tanzen, am beſten in der Jugend erlernt. Auch mit der Ausſprache hat man ſeine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, „**des huitres**“ verſtändlich auszuſprechen. Franzoſen haben mich verſichert, ſie erkennten den Deutſchen, auch wenn er ſchon Jahre lang in Frankreich geweſen, an der Ausſprache des **B** und **P**, die er nicht gehörig zu unterſcheiden wiſſe. Wenn der Deutſche **B** ſagt, hört es der Franzoſe für ein **P**. Es iſt dies um ſo ſchwieriger, da der Deutſche ſein eigenes **B** und **P** gehörig unterſcheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem **B** an. Als ich das Erſtemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Regiſterbuch nachſchlagen, das alphabetiſch eingerichtet war. Der Commis ſuchte und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC geſucht, und ſagte: „Ich ſchreibe mich nicht mit einem **P**, ſondern mit einem **B**.“ Das war aber tauben Ohren predigen, man verſtand meine Diſtinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achſeln und ſagte: es wäre Nichts für mich angewieſen. Nun war in dieſem Falle nicht zu ſpaſſen, das Mißverſtändniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat alſo an das Pult, ſtreckte meine ruchloſe Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das **B** kam, ſchlug dann mit der Fauſt darauf und ſagte: „Hier iſt mein Platz!“ Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritiſches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieſes auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der franzöſiſchen Sprache gelegen — ſo habe ich das nur darum unterlaſſen, weil ſich das von ſelbſt verſteht. Es wäre aber ſehr zu wünſchen, daß ein guter deutſcher Kritiker, der der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig wäre, ſich nach Paris begäbe, und dort ein kritiſches Blatt ſchriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im erſten

Jahre nicht ſehen und nicht hören, und ſich um ſein Daſeyn gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerkſamkeit erregen, aber höchſt wahrſcheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeſchlagen werden. Doch laſſe er ſich dadurch nicht abſchrecken. Hat er dieſe zwei Jahre mit Muth und Glück überſtanden, wird er ungeheuer wirken und der franzöſiſchen Literatur das werden, was Luther der deutſchen Kirche war. Die deutſche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

II.

Lebens-Eſſenz.

Nicht einem Strome, einem Waſſerfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es ſtürzt mit bedeutendem Geräuſch. Die Zeit wird nicht mit tauſend Liebkoſungen abgeſchmeichelt, und der Hunger iſt der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angibt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutſchland, beſuche im Sommer die Bäder und leſe im Winter die Protokolle der Ständeverſammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens ſeiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier ſchnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift ſchnell zum Genuſſe hinan; Geiſt, Herz und Sinn ſuchen und finden ſich — keine Mauer einer traurigen Pſychologie hält ſie getrennt. Wenn man in Deutſchland das Leben deſtilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Waſſer verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris iſt der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroſkop der Gegenwart, und das Fernrohr der Zukunft. Es iſt ein Regiſter der

Weltgeſchichte, und man braucht blos die alphabetiſche Ordnung zu kennen, um Alles aufzufinden. Es iſt ſchwer hier, dumm zu bleiben, denn habe der Geiſt auch keine eigenen Flügel, er wird von andern emporgetragen. Doch verzweifle darum Keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles

III.

Geld-Schwindſucht.

Paris iſt ein theures Pflaſter, und was dieſes Uebel noch größer macht, alle Landſtraßen, die zur Hauptſtadt führen, ſind vier Stunden im Umkreiſe auch gepflaſtert. Die liebe Natur, mit ihren Wieſen und Feldern, ihren ſäuſelnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfeſten, Weinleſen und ländlichen Tänzen, iſt eine ſo feine Spitzbübin, als ihre ſtädtiſche Schweſter, die Kunſt. Es iſt leicht in Paris, nicht blos ſein Brod, ſondern auch ſeinen Kuchen, ſeinen Wein, ſeine Auſtern zu verdienen, und was ſonſt noch der arme geplagte Menſch an Zubereitungen gebraucht, um einſt von den Würmern ſchmackhaft gefunden zu werden. Aber ſein Geld in der Taſche zu behalten, das iſt ſchwer — unmöglich würde ich ſagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzoſen ausgeſtrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttauſenden zu ſchützen, dafür gibt es ein ſicheres Mittel — man braucht ſie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tauſende zuſammen?

Vergebens ſchnürt Ihr den Beutel mit hundert gordiſchen Knoten zu, durch zahlloſe Poren dünſtet er unmerklich aus; ſein hohes, blühendes Gold verwandelt ſich in bleiches Silber; das arme Geſchöpf ſchwindet dahin, es ſtirbt, wir trauern.

Haben wir in unſerer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verſchloſſen, dann können wir uns unbeſorgt auf die Polſter der Tugend niederſtrecken; in Paris aber erſtürmen die Lüſte unſer Herz, oder ſie ſchleichen ſich verkleidet ein, oder ſie ſuchen ſich neue Wege. Man lernt dort wenigſtens etwas Pſychologie für ſein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erſt kennen, wenn ſich Vögel darauf ſetzen und ſie ſchütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erſt zum Kaufmann gehen, und um den Preis des Tuches ſtreiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelſtunde um euch herumgezappelt, um das Maß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingſten, vier Wochen. Ihr bedenkt dieſe Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweiſe iſt es nicht gebunden, und der Buchbinder ſagt, wenn es planirt werden ſolle, müßte er trockenes Wetter abwarten und er könne nicht beſtimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber ſind Kleider und Stiefel fertig und zu beſtimmten Preiſen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles iſt gekocht, gebraten, vorgeſchnitten, ſogar die Nüſſe werden geſchält verkauft. Es hilft euch nichts, daß ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird euch Alles in's Haus gebracht, bis auf das warme Bad und die Wanne dazu. Jetzt geht ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu beſuchen. Den erſten Platz, wo Miethwagen ſtehen, ſeyd ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet euch müde zu gehen und zu entſagen, ihr ſetzt euch ein und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt iſt der nämliche. Beim Einſteigen iſt euch unaufgefordert ein dienſtwilliger Menſch behülflich: ihr müßt ihn bezahlen. Beim Ausſteigen öffnet euch ein anderer höflicher Menſch den Kutſchenſchlag, und den müßt ihr wieder bezahlen. Ihr ſeyd in die Nähe der großen Oper gekommen: die Plätze ſind theuer, ihr verſagt euch dieſes Vergnügen, ſpaziert die Boulevards auf und ab, und ſtellt philoſophiſche Betrachtungen an, die Nichts koſten. Jetzt hält euch einer jener tauſend Betriebſamen ein Theaterbillet für die Hälfte des Preiſes unter die Augen. Den letzten Akt der Oper und das Ballet könnt ihr ſehen: ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu ſitzen und bedauert, eine neue ſchöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwiſchenakte werden Ferngläſer zum Verkaufe angeboten, gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für Weniger hättet ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläſer auf den Abend vermiethet: dieſer Ausgabe entgeht ihr nicht. Jetzt iſt das Schauſpiel geendigt, ihr geht nach Hauſe, euer Weg führt am **Café de Paris** vorüber. Die Erfriſchungen ſind theuer, aber ihr wollt die Abendzeitung leſen. Ihr ſeyd begierig zu wiſſen, wie Bertons Urtheil ausgefallen: ihr tretet hinein, Mitternacht iſt da, und ihr ſeyd glücklich, wenn das eure letzte Ausgabe war, und ihr an dieſem Tage nichts als Geld verſchwendet.

Sparſam zu leben fällt hier Menſchen von jeder Gemüthsart darum ſo ſchwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine ſinnliche Luſt findet ſich ſo roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geiſtigen Lebens ſie veredelte; und kein geiſtiger Genuß iſt ſo rein abgezogen, daß nicht eine Beimiſchung körperlicher Reize ſeine Lockungen verſtärkte. Der ärgſte Lüſtling, der ſonſt nie daran gedacht, ſeinem Geiſte Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Leſens, weil es Blumenwege ſind, die ihn zum Ernſte führen. Da iſt ein Werk tiefſinniger Unterſuchungen von Benjamin Conſtant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie ſie eines Jeden Gaumen ſchmeicheln! Da iſt ein neues Trauerſpiel, worin erſt geſtern Talma geſpielt! Da erſcheint ein Gedicht eines ſechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schweſtern während der Peſt von Barzelona beſingt! Da ein anderes Buch, worin man euch die Geheimniſſe der Carbonari verräth, deren es, wie die franzöſiſche Regierung neulich erklärte, ſechszigtauſend in Frankreich gibt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutſchland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erſcheinen und die nicht geleſen zu haben lächerlich iſt! .... Auf der andern Seite werden Menſchen beſſerer Art, mit geiſtiger Lockſpeiſe in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet ihr für weniges Geld euch recht gut ſatt eſſen, auch ſeyd ihr genügſam; aber ihr kehrt dennoch bei den theuerſten Speiſewirthen ein, nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Geſellſchaft zu finden. Man ergötzt ſich an dem Gemiſche aller europäiſchen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die ſo verdroſſen-emſig die Kinnbacken bewegen, als würden ſie mit der Peitſche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutſchen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu ſprechen; hier die neu angekommenen Frauenzimmer, die mit Erſtaunen die Spiegel und das Silbergeſchirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinſtädter, die zum Erſtenmale Auſtern eſſen! — —

Es iſt [illegible]genehm, ſich in Paris Menſchenkenntniß einzuſammeln, aber es iſt koſtſpielig. Doch laſſe ſich darum Keiner von dieſer Reiſe abhalten. Wir Männer ſind ja darin ſo gut bedacht! Wo unſer Geld aufhört, beginnt unſere Philoſophie, und können wir in keinem Tilbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und ſind humoriſtiſch. Aber die Frauen -- wer zum Herrſchen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht auf's Freundlichſte lächelt, ſollen ſie die vaterländiſchen Freuden von Schwalbach und Kannſtadt genießen und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gaſtmahl der Spieler.

Deutſche Handels- und ſonſtige Geſchäftsleute, die ſich weniger aus Büchern als aus Manuſcripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrte wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; ſie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter ſind. Ich ſelbſt war lange dieſer Meinung, und es war mir ein rechter Troſt, zu wiſſen, daß meine Gelehrſamkeit nicht übermäßig groß ſey. Ich bin aber von dieſer Anſicht zurückgekommen, beſonders ſeitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter ſelbſt die Feldwege der großen Welt, als die Geſchäftsleute mit ihrer Specialkarte die Landſtraßen darin finden. Ausgerüſtet mit Hofbauers empiriſcher Pſychologie und andern ſchönen philoſophiſchen Kenntniſſen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu ſchützen, und verirrte mich nie auf den mäandriſchen Wegen der Liſt und Luſt. Mehrere deutſche Geſchäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen ſchlimm weg und wurden in allen Artikeln, die ſie zu Hauſe nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir ſeinen Lohnbedienten als die ehrlichſte Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn, und ſchloß aus transſcendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube ſey. Er hatte als rüſtiger, junger Mann der Beſtürmung der Baſtille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiſerzeit eingerechnet, nach einander Kutſcher, Friſeur, Waſſerträger, Portier und Commiſſionair geweſen, nach der Reſtauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er ſagte, all ſein Streben ſey, ſo viel Geld zuſammen zu ſparen, in ſein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, ſeine Tage zu beſchließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm beſonders die Spieler und Spielhäuſer nicht ſchwarz genug ſchildern und ſprach mit Wehmuth von den laſterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich ſpeiſe. Der Bremer, der als reicher Mann wohl ſchon fürſtlich gegeſſen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Luſt, einmal in dem Lockſpeiſehauſe zu eſſen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achſeln: aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für ſich und noch zwei andere Perſonen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuverſicht, die ſich ein tugendhafter Mann Spitzbuben gegenüber fühlt, trat ich in das palaſtähnliche Haus. Aber mein Gott, was iſt der Menſch für ein Narr, und wie ſchwach ſind ſeine Augen, daß er ſich von jeder erlogenen Majeſtät, ſelbſt der des ſchlechteſten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles ſo feierlich, ſo ernſt, abgemeſſen und anſtändig, daß das humoriſtiſche Behagen, mit dem ich gekommen war, ſchnell verſchwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu ſeyn, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein ſchwaches Herz wieder zu ſtärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns ſchlimm zu Muthe. Die glänzendſten Equipagen, Jäger hintenauf, kamen angefahren, und heraus ſtiegen nur Leute mit Ordensſternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die ſich zeigten. Der Portier, als wir ſeine Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu eſſen! Der Portier lachte und ſagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte ſeine Einladungskarte als Paß vor und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein

Dutzend übermüthiger Lakeien ihr Weſen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speiſeſaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beſchäftigt waren: wann man äße. Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir ſtiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir ſuchten? zeigte der Bremer zum Zweitenmale ſeine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Geſellſchaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernſthaft auf die Füße ſahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erſchien. Ich ſetzte mich an einen Leſetiſch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgeſtanden, kam ein großer, ſtattlicher Mann majeſtätiſcher Haltung, gleich Ludwigs XIV. ſeine, zu mir und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein ſchlimmes Zeichen war: den Studioſen der Menſchenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen ſoll, aber nicht viel. Ich überſah ſogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geiſtesgegenwart, mich anzuſtellen, als verſtünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beſchloß ich, eine Sprache mit ihm zu ſprechen, die er auch nicht verſtand. Aber welche? Das war die

Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzoſe nur ſeine Mutterſprache: aber Spieler ſind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete alſo in der Schnelle ein Zungenragout vom deutſchen Herr, dem italieniſchen Signore, und dem engliſchen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der ſich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erſchien dieſer, und ich gab pantomimiſch zu verſtehen, das ſey der Mann, der über mich die beſte Auskunft geben könnte. Der ſtattliche Herr (wie ich ſpäter erfuhr, ein Marquis, von der Spielgeſellſchaft angeſtellt, in dieſem Hauſe die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieſer unter mehreren Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er ſey? Der Bremer nannte ſich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre, ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale ſeine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutſche, bemerkte er, er ſey auch in Wien geweſen: die Franzoſen nämlich halten Wien für die Hauptſtadt Deutſchlands und wiſſen nichts von unſeren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tiſche. Ich habe zwar ſchon mehrere deutſche Höfe ſpeiſen ſehen, aber nur aus der Vogelperſpektive, von der Gallerie herab. Es war das Erſtemal, daß ich an einer fürſtlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit!

Zum Glück war ich an jenem Tage nicht ſentimental geſtimmt, ſonſt hätte ich keinen Biſſen eſſen können. Ich hätte mir vorgeſtellt, daß alle dieſe Speiſen in Blut und Thränen gekocht ſind, von den Selbſtmördern und Verzweiflungsvollen vergoſſen, welche täglich in den Pariſer Spielhäuſern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es ſich ſämmtliche Gäſte ſehr ſchmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war: denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten und eſſen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel ſaß der Marquis und Ceremonienmeiſter, über Alle hervorragend an Geſtalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten verſiegelte Depeſchen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach ſie, las ſie, ohne eine Miene zu verziehen, und reichte ſie dann einem hinter ihm ſtehenden Lakeien. Es ging in ſeiner Nähe her, wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empiriſche Pſychologie, was dieſe häufige Correſpondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unſchuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechſele. Jene ſtünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und beide theilten ſich wechſelſeitig ihre anthropologiſchen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tiſche langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen.

daß ich in meinem Sinne ſcherzhafte und zeitgemäße Geſpräche mit der Geſellſchaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Deſert mich vom Stuhle erhübe und rieſe: Meine Herren, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns dieſes Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tiſches die Frage zuſchickte: ob er Schleiermachers Ueberſetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardſpiele laut ſpräche, und meinen Nachbar rechts fragte: **Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?**

Nach dem Eſſen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zuſammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preiſe berechnet, bei Tiſche verzehrt, und es wäre doch ſehr undelikat, wenn nicht Einer von uns ſpielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart ſeyn wollte, hätte ich nichts dagegen; ich ſelbſt aber würde nicht ſpielen. Der Bremer ſpielte, und trieb die Delikateſſe ſo weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdeſſen einige Betrachtungen, die ich an Hazard-Spieltiſchen ſchon oft angeſtellt. Erſtens die: daß die Ernſthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geſchäft treiben, ganz unerträglich ſey. Sie könnten immer etwas dabei ſcherzen: die giftigſten Schlangen hätten wenigſtens eine ſchöne Haut. Aber freilich iſt dieſe

Ernſthaftigkeit eine der Todſünden der Menſchen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel ſpricht ſich darin am deutlichſten aus. . Friedrich Schlegel mag thun und ſagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergeſſen machen, daß er einſt ausgeſprochen: „Der Menſch iſt eine ernſthafte Beſtie.“ Ganz gewiß haben die alten römiſchen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Geſicht gemacht, als jeder Paß-Büreauiſt annimmt, wenn er uns ſignaliſirt. Am ärgerlichſten war mir dieſe Ernſthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten geweſen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, iſt zwar ein ſehr heiteres Geſchäft, aber durchaus kein erhabenes, und es iſt gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Comptoir kommt, eine ſo ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltiſchen anzuſtellen pflege, iſt folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenſchaft, die Seelenbewegungen und Anſtrengungen, die Aengſten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltiſchen vergeudet werden, wenn man dieſes Alles zuſammenſparte — würde es ausreichen, ein römiſches Volk und eine römiſche Geſchichte daraus zu bilden? Aber das iſt es eben! Weil jeder Menſch als Römer geboren wird, ſucht ihn die bürgerliche Geſellſchaft zu entrömern, und darum ſind Hazard- und Geſellſchaftsſpiele, Romane, italieniſche Opern und elegante Zeitungen, Caſino's, Theegeſellſchaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garniſons- und Wachtparadendienſte, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsſtücke, die man täglich mit heilſamem Zeitverluſt an- und auszuziehen hat — darum iſt dieſes Alles eingeführt, daß die überflüſſige Kraft unmerklich verdünſte! Noch glücklich, daß es dem Menſchen nicht mit der Natur gelingt, was ſie mit der Menſchheit zu Stande gebracht; ſie hätten das Weltmeer ſchon längſt in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chineſiſche Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hauſe; ich an Leib und Seele geſtärkt, der Bremer aber ſehr verſtimmt. Er erzählte ſeinem ehrlichen Lohnbedienten, wie ſchlimm es ihm ergangen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich abermals, was die Franzoſen für liebenswürdige Menſchen ſind. Ein pedantiſcher deutſcher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte dieſen, nachdem er ſeine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und geſagt: Es geſchieht Ihnen Recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unſer edler Lohnbediente aber betrug ſich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer ſein Mißgeſchick erzählte, lächelte er und ſchwieg, und dividirte wahrſcheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergeſellſchaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber ſagte er blos: Beruhigen Sie ſich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher ſeyn! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und reſtaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu ſchließen. In einer Nacht, da er ſein ganzes Vermögen verſpielt, habe er zuletzt das Landgut ſeiner Gemahlin gegen einen Engländer geſetzt und es verloren. Der Engländer ſey gleich vom Spieltiſche weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürſchelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er ſo früh befehle? Der phlegmatiſche Engländer aber habe ſich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, ſondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenſchein genommen. Endlich ſey der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Bruſt gepackt und ihn mit den Worten: „Scher' er ſich zum Teufel, ich brauche ſeine Dienſte nicht mehr!" zum Thore hinaus geworfen. Darüber ſey die Marquiſin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erſchrocken herabgekommen, und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieſer habe geantwortet: Nichts, er wolle in ſeinem Park ein wenig ſpazieren gehen, und habe der Marquiſin den Abtretungsſchein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram geſtorben. Die Pariſer Spielgeſellſchaft aber habe ſich gegen den Marquis, wie ſie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, ſehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hauſe angeſtellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Dieſe artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich ſagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutſcher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutſcher zartfühlend ſind, haben Sie geſpielt und ſind in Schaden gekommen. Ihr Verluſt entſpringt alſo aus einer edeln Quelle, und Sie ſollten ſich darum tröſten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu ſchlagen, um ſich reichlich zu entſchädigen. Weil wir gerade von Callico's ſprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einſt danken. Kaufen Sie ſo viele Callico's zuſammen, als in Mancheſter aufzutreiben ſind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich ſage Ihnen, die Welt iſt rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut engliſch zu Bette und ſtehen continentalſyſtematiſch auf. Es iſt heute Johannistag; denken Sie an mich!“ ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundſchaftlich die Hand, und wir wünſchten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Luſtſpiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es iſt eine wahre Verſchwendung, daß ſie hier dazu dienen müſſen, einen verwachſenen diplomatiſchen Bericht zu zieren! Im Palais Royal, auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten zieht jeden Abend der Schein zweier Laternen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeſchnittene Buchſtaben, die mit ölgetränktem, rothgefärbtem Papiere überzogen ſind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: **Journal du Soir**; die andere gibt zu leſen: **le Pilote, Journal du Soir**. Die Etoile iſt ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend verſäumt, mich in der Nähe der Laternen zu ſetzen und aufzupaſſen. Ich kann auf Ehre verſichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne ſich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben ſie einem immer den Etoile. Ja mir, da ſie meine Ausländerei gemerkt, gaben ſie verſchiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß ſie an erſterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrſcheinlich unentgeltlich gibt. Die andern Nutzanwendungen kann man ſich von ſelbſt machen — sapienti sat, ſagt der Lateiner . . . . Das geht die Leſerinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab ſich viele Mühe die Welt zu erobern, nur damit die Athenienſer von ihm ſprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariſer einen Tag, um ſie ein Jahr lang von ſich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieſer Rieſenſtadt hervorzuthun, ſich in dieſem Ocean als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutſchland iſt Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienſtes; hier iſt ſie die nothwendige Einfaſſung, von der entblößt, auch der ächteſte Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Pariſern zum Lobe nachſagen: ſie wiſſen jede ſchöne Gabe zu würdigen, die Tugend ſogar, nur muß ſie lärmen; ſelbſt Beſcheidenheit findet ihren Beifall, wenn ſie zu reden verſteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienſt, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu Grunde. Von allen den Kunſtgriffen, die von jedem in ſeinem Kreiſe angewendet werden, ſeine Perſon und ſeinen Beſitz auf das Vortheilhafteſte geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieſesmal nur einige der ſinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kaufluſt zu erwecken, und die Kaufluſtigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meiſten Fremden wohnen und ſich umhertreiben, gibt es faſt kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte ſpielen zu laſſen; denn eine Minute ſpäter, einen Schritt weiter ſteht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er ſuchte. Die Augen werden Einem wie gewaltſam entführt, man muß hinaufſehen und ſtehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und ſeiner Waare ſteht zehnmal, neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenſtern auf Schildern geſchrieben, die Außenſeite des Gewölbes ſieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorſchrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Muſtern, ſondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenſter gehängt. Manchmal ſind ſie hoch am dritten Stocke befeſtigt, und reichen nach allerlei Verſchlingungen bis zum Pflaſter herab. Der Schuhmacher hat die Außenſeite ſeines ganzen Hauſes mit Schuhen aller Farben bemalt, welche bataillonsweiſe zuſammen ſtehen. Das Zeichen der Schloſſer iſt ein ſechs Fuß hoher vergoldeter Schlüſſel; die Rieſenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler ſind vier Ellen hohe, weiße Strümpfe gemalt, vor welchen man ſich im Dunkeln entſetzt, man glaubt, weiße Geſpenſter ſtrichen vorüber. So hat hier Jeder auch für die kleinſten Fiſche, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weiſe wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefeſſelt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt ſind und gewöhnlich die Art des Verkehrs ſinnbildlich ausdrücken. Dieſe Gemälde ſind nicht ſelten wahre Kunſtwerke, und wenn ſie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen ſtehen bleiben. Sie ſind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariſer Leben, und es iſt darum ſo lehrreich als unterhaltend, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen ſind, beſchreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit ſieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberſchrift: au serment. Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls, und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. Sie ſchwören, daß dieſes ächte franzöſiſche Shawls wären, und mögen wohl hinzuſetzen, daß brave Franzoſen engliſche Waaren verabſcheuten, denn ein im Hintergrunde ſtehender Engländer wirft erboſte Blicke auf das merkantiliſch-patriotiſche Triumvirat herüber. Das iſt die offene Bedeutung des Bildes;

es hatte aber früher noch eine verſteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich, waren die dargebotenen Shawls von weißer, rother und blauer Farbe, und die Kaufherren ſchwuren, daß dieſes die ächten, jedem Franzoſen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondriſchen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöſcht werden. . . Unweit dem vorigen hängt am Hauſe eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar ſchlecht gemalt iſt, aber eine drollige Vorſtellung enthält. Der Kronprinz Abſalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verſe:

Contemplez d'Absalon le deplorable sort,
S'il eut porte perruque, il evitait la mort.

Ein anderes ſehr gut gemaltes Bild, ein Roſenmädchen vorſtellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, ſchmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen ſieht ſo fromm und unſchuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine gibt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handſchuhe in einem andern Laden zu kaufen. . . Ein Vögelhändler zieht die Aufmerkſamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorſtellt. Der ganze Prolog der Sündfluth iſt darauf gemalt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet, bis die Fluth komme, ſie flott zu machen. Vater Noah ſpielt mit einem Affen und macht ein diplomatiſches Geſicht: er allein weiß, was vorgeht. In einer unabſehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, ſich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Noth gewöhnlich iſt; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Eſel voraus, der Haſe läuft dem Hunde nach. Es iſt ein herrliches Bild! Am anziehendſten wird aber Jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Profeſſor der deutſchen Sprache, und der ſeinem Namen nach ein geborner Deutſcher iſt, vor ſeiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den beſten Jahren und ohne Zweifel der Profeſſor ſelbſt, ſitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnſeſſel, beſchäftigt, einem vor ihm ſtehenden Knaben ſeine Lection abzuhören. Etwas weiter zurück ſitzt ein wunderſchönes, junges Mädchen, und hinter ihm, über dem Stuhle gelehnt, ſteht ein rother Huſaren-Offizier, der nach aller mimiſchen Wahrſcheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der franzöſiſche Huſar, die Hand auf das Herz gelegt, ſcheint ihr nachzuſprechen: ick lie-be. Ich habe aus dieſem Bilde mit großem Vergnügen erſehen, daß deutſche Profeſſoren in Paris Welt bekommen. In unſerm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu ſchüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechſelſeitigen Unterricht zwiſchen jungen Mädchen und rothen Huſaren-Offizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Herrn Franchet in der Straße Vivienne nicht vergeſſen. Sechs Monate wurde an dieſem Laden gearbeitet, und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet iſt nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry: Dieſe Bude, ein kleines Zimmer von höchſtens zwanzig Fuß Länge, hat vierzigtauſend Franken gekoſtet, ſo prachtvoll iſt alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu ſind in zwei goldnen Kreiſen zwei ſorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des franzöſiſchen und neapolitaniſchen Hauſes; der andere enthält ein etwas myſtiſches Wappen. Es ſind erſt die Kryſtalliſationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierſchale — kurz es ſteckt Etwas dahinter, und mag ſich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hieſige bevollmächtigte Geſandten, die ihr Geſchäft verſtehen, werden gewiß nicht verſäumt haben, ihre Späher hinzuſchicken, um zu unterſuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern ſey.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeſchlagenes Buch iſt Paris zu nennen, durch ſeine Straßen wandern heißt leſen. In dieſem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen ſo reichlich ausgeſtattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hauſe trat. Unfehlbar um dieſe Zeit ſpielt der fleißige Tiſchler gegenüber ein Viertelſtündchen mit ſeinen Papageien; dann wird der Hobel von Neuem gerührt. Der deutſche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt, und hüpfte, wie ein Spatz, aus ſeinem Tilbury. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß ſeine Laſt leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier iſt das Paradies der weiblichen Welt, da findet ſich Alles, was die Häßlichkeit braucht, ſich zu verbergen, und die Schönheit, ſich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleier, Geſchmeide von Gold und Edelſteinen, und Alles in ſo reichem und koſtbarem Vorrathe, daß ſelbſt eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutſche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den

Schlag. Ich ſah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuſter von farbigen Feldern, nebſt Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten ſpäter warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und ſah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tauſend, wenigſtens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldſtücke herausgegeben. Der Hut war ſchöner als ihn eine männliche Feder beſchreiben kann: ein Paradiesvogel mit ſeinem ganzen Gefieder umſchimmerte den Kopf. Habe ſo etwas in meinem Leben noch nicht geſehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübſche Geſicht hingegeben, das neben mir lechzende Augen nach Hut und Bankzettel ſchickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menſchenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpenſammler waren in heftigen Wortwechſel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe folgt dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmiſt ausgeſtöbert, der Andere als gleichzeitiger Entdecker machte Anſprüche darauf, hob drohend ſeinen Stock mit eiſernen Haken in die Höhe und ſprach mit wüthenden Geberden: veux tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann ſtehenden Fußes Etwas in ſeine Schreibtafel ein, ſo ernſt, ſo andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott ſeine zehn Gebote in die Feder geſagt. Ein ſchnarrendes Gare! weckte ihn aus ſeinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechſelmäkler ſeyn, denn er war von der Seite der Börſe hergekommen. Jetzt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieſes Luſtlager iſt wohl Jedem bekannt. Alles findet ſich hier, ſelbſt menſchliches Elend — nur nicht deſſen Schein. Die Armuth iſt vergoldet, der Hunger ſcherzt, das Laſter lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert, und hatte auf allen Straßen das regſte Leben gefunden. Es hüpfte, ſang und lachte zwar nicht immer dieſes Leben, es ſchlich, ſtöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieſer nämlichen Stunde, in dieſer nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn, wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über ſie gekommen, ſchon waren ſie keine Menſchen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verſchwörung von Rochelle zum Tode verurtheilt worden, ſollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erſt auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menſchen erfuhr dieſe Hinrichtung erſt aus der Abendzeitung. So iſt Paris! Es war ſchon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Palaſt der Tuilerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus deſſen Fenſter Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht auf die Herzen ſeiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, deſſen fromme Augen der Richtſtätte gerade zugewendet ſind; bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg geſperrt. Eine Brücke, **pont-au-change** genannt, geht auf dieſen Platz aus. Ueber dieſe Brücke, jenſeits der Seine her, wo das Gefängniß iſt, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am dieſſeitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon verſehenes Speiſehaus gab den beſten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen ſollte, zu überſehen. Dieſes Gebäude ſteht auf der Stelle, wo **le grand châtelet** war, eine Burg, die Julius Cäſar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergeriſſen worden. Ich ſtieg in den großen, herrlichen Saal, wo viele Menſchen guter Dinge waren. Ich ſah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und ſchwer gehobener Bruſt; aber ſie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher ſang: „Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen“ — der kannte das menſchliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu laſſen, nur die Spione ſprachen Empfindungen aus, die ſie nicht hatten. Für dieſe Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß iſt ihre Wiege. Höher als ſonſt ſpitzten die Horcher ihre Ohren, denn in dieſem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängſtlich verſchloſſene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betaſten. Einen Blick zum Fenſter hinaus auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, ſprach er mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin: „**il leur faut quatre mille hommes pour quatre!**“ Ich ſchwieg. „**Ces jeunes hommes** ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais. . .“ Ich ſchwieg. „Paris dort!“ ſagte der ſentimentale Spion. Ich ſchwieg, aber ich dachte: Paris ſchläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geſchehen. Denn ſchliefe dieſer tauſendarmige Rieſe, und reckte ſeine Glieder und wendete ſich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieſer gedankenloſen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jetzt wälzte ſich ein breites Gemurmel vom jenſeitigen Ufer herüber. Wir ſprangen von unſern Tiſchen auf, und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten, in bürgerlicher Kleidung mit entblöſtem Haupte, ſaßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geiſtlichen zur Seite. Die Jünglinge ſchenkten ihnen aber keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendeten ihr Geſicht der andern Seite, der verſammelten Menge, zu, dieſe immerfort freundlich grüßend. Sie ſchienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängniſſe bei ihnen. Das Geſtändniß der Wahrheit hätte die Hoffnungsloſen vielleicht, eine willkommene Lüge ſicher gerettet. Sie ſchwiegen und ſtarben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche dieſe genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angeſehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menſchlichen Geiſtes, die Werke ſeiner Waſſerbaukunſt, wie er das Meer bändigt, und der kleinen Kraft die Herrſchaft über die größere ſichert. Da, zum erſtenmal in meinem Leben fiel mir bei: Regierungen ſind wohl von Gott eingeſetzt — wie hielten ſich ſonſt manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beſchäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Waſſer wurden über den blutgetränkten Boden ausgeſchüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge geſtorben. Sie waren feſten Schrittes die rothe Treppe hinaufgeſtiegen. **Vive la liberté!** waren ihre letzten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauſes wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite iſt offen und der Seine zugewendet. Das **Hôtel de ville** und alle Häuſer auf dem Platze ſind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutſchen Städten Märkte und Rathhäuſer beſchaffen ſind. Auf dem Greve-Platz findet ſich viel nachzuſinnen, was iſt hier nicht Alles geſchehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoriſten hat, ſie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, ſie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindſamkeit nicht kennt, hier ſucht man ſie nicht vergebens. Denn Allen, die ſeit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen

— welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptſache iſt, daß man beim Leben bleibt! Die erſte Hinrichtung, die auf dieſem Platze geſchah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Dieſe Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunſt der Parzen ihr Leben nicht bis auf unſere Tage erſtrecken können. Aber die ſieben und dreißig Bürger, die bei einem Aufſtande am 24. Auguſt 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und ſeine vier Genoſſen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die, beſchuldigt, dem erſten Konſul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten ſie jetzt! . . Und was iſt in dieſem Rathhauſe nicht Alles geſchehen! Ein Tollhaus iſt es zu nennen. Am 2. Nov. 1793 beſchloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näſchereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluvioſe des nämlichen Jahres: daß alle Perſonen für verdächtig zu erklären ſeyen, die bei den Speiſewirthen nur die Kruſte vom Brode eſſen und die Krume liegen laſſen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen ſpäter eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, beſonders gegen die alten Weiber, die ſich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage ſendete die Polizei die Liſte der gefangenen Perſonen ein. Deren Zahl belief ſich auf 7090, beiderlei Geſchlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erſchoſſen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage ſpäter wurde beſchloſſen, daß das franzöſiſche Volk ein höchſtes Weſen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhauſe dem Kaiſer Napoleon, zur Feier ſeiner Krönung, ein prächtiges Feſt. Am 29. Auguſt 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig **XVIII.** ein Feſt, ſeine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So iſt Paris, ſo iſt der Menſch, ſo iſt die Welt!

VIII.

Talma.

Es war das erſtemal, daß ich ihn ſah. Er trat auf, und nach einer Viertelſtunde ſeines Spieles war ich erſtaunt, nicht erſtaunt zu ſeyn. Vielleicht beherrſchte mich jene Sinnestäuſchung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorſpiegelt, wir ſtünden ſtille, und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu ſeyn. Ich hatte keinen Maßſtab für Talma's Größe, denn er ſtand zu entfernt von allen Schauſpielern, die ich je geſehen, um ihn abzumeſſen. Die andern überrumpeln unſer Herz und benutzen die Verwirrung, die ſie angeſtiftet, und diebiſch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unſre Bruſt, er öffnet die ſeine und läßt uns eintreten. So lange er ſpielte, glaubte ich den Ernſt auf der Bühne, und die Mummerei unter den Zuſchauern zu ſehen. Er ſtellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und beſſer als die Geſchichtſchreiber, lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die ſo ungleich waren den Helden unſerer

Zeit, weil ſie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht geſiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erſcheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abweſend, wie Talma den Regulus geſpielt hat: wem jenes die Natur verſagt, der hätte auch anweſend Talma's Spiel nicht verſtanden. Darum wäre es überflüſſig oder fruchtlos, beſchreibend davon zu ſprechen. Aber von den Zuſchauern will ich reden — wenn es ſolche gab. Denn nur wir Fremden waren ſo zu nennen, die Franzoſen alle ſpielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiſte der alten griechiſchen Tragödie, wenn auch in einer andern Geſtalt. Unter Deutſchen, die hundert Geſchichten und keine Geſchichte haben, möchte ich kein dramatiſcher Dichter ſeyn; es iſt ſchwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildniſſe nur den Maler ſucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge ſeiner Braut in ihm und vergißt die Kunſt. Den Franzoſen iſt der dramatiſche Dichter ein Zeiger ihrer Geſchichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eiſen iſt; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen ſchlagen, iſt er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnenzenſoren hier ſind ſehr zu beklagen. Sie löſchen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da ſie aber das Gedächtniß der Zuſchauer nicht auslöſchen können, bleibt Alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelaſſen. Die Begeiſterung, mit welcher jeder Vers beklatſcht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anſpielte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Man kann ſich des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſieht, wie heißhungrig dieſe Menſchen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauſpiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienſer Hamilkar geſprochen, als er in Rom Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel etrange assemblage
Tout m'annonce aujourd'hui la chute — — — de Carthage

ſagen Hamilkar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein paar Buchſtaben in der Ueberſchrift glücklicher Weiſe vergeſſen haben, ſo wird der Herr Corrector dieſe Charade der klugen Nemeſis verſtehen und den Druckfehler gewiß nicht verbeſſern wollen .... „Das iſt eine kleinliche und heimtückiſche Kritik!“ — denkt vielleicht der edelmüthige Leſer. Freilich iſt ſie das; aber in Geiſteskämpfen auch iſt die Art der Guerillas die wirkſamſte, wenn ſich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutſche, die ihr Vaterland mit Verſtand lieben, müſſen es wiſſen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzoſen erhebt. Es iſt wahr: ſo ganz ſchlechte und ſo viele ſchlechte Bücher, wie in Deutſchland, werden in Frankreich nicht geſchrieben. Es iſt noch wahrer, daß die Franzoſen weit mehr große und viel größere Schriftſteller als die Deutſchen haben. Beneiden wir ſie aber nicht um ihre Vorzüge, ſie ſind zu theuer bezahlt. Wir Deutſche leben in einer literariſchen Republik: wir ſind geiſtesfreie Menſchen; bei uns darf Jeder ſchreiben, und ſo ſchreibt nun auch Jeder, wie ihm die Natur die Feder geſchnitten hat. Das iſt freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da iſt auch ihr Gebrauch verſtattet. Die Franzoſen aber ſiechen in einer literariſchen Ariſtokratie; ſie ſind geiſteigne Menſchen; ſie kriechen vor allen Regeln, und als literariſche Höflinge denken, wollen und thun ſie nichts Anderes, als was die gnädigen großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutſchen ſind Proteſtanten, die Franzoſen ſind Katholiken in Literatur und Kunſt. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinſeligmachenden Kunſt und Wiſſenſchaft nicht zu vereinen iſt, ſo muß die politiſche Revolution der Franzoſen auch eine literariſche zur Folge haben, und dieſe Veränderung fängt ſchon an, ſich zu zeigen. Die literariſche franzöſiſche Welt theilt ſich in zwei Parteien; deren eine mit Wort und That für die *klaſſiſche*, deren andere für die *romantiſche* Literatur ſtreitet. Klaſſiſch nennen ſie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantiſch nennen ſie jeden Schriftſteller, der ſeinen eigenen Weg geht, ſich um Geſetz und Herkommen nicht viel bekümmert, und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausſpricht, als es im literariſchen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber ſowohl die Anhänger als die Gegner der romantiſchen Literatur wiſſen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantiſchen beſteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, ſo nennen die Franzoſen alle Literatur, die nicht franzöſiſch iſt, romantiſch, und da ſie Nichts, was nicht franzöſiſch iſt, verſtehen, ſo iſt ihnen Alles, was ſie nicht verſtehen, romantiſch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzoſen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber ſie haben kein Hofthor, ſie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann: was daher die Mannshöhe überragt, iſt ihnen romantiſch. Da ſie die Wolken für den Himmel anſehen, verſchmähen ſie oft den Himmel als Wolkendunſt: und weil ſie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, ſehen ſie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzuſteigen höchſt lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, ſo oft man Durſt hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz ſchlägt nur bei der klaſſiſchen Witterung der Monate September und Mai behaglich: ſteht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen ſie ein oder trinken Limonade und verwünſchen das romantiſche Wetter. Den Humor, dieſe wilde und launiſche Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe iſt — kennen die Franzoſen ſo wenig, daß ſie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarſcharf nach Norden, und ſehen ſie ſie abweichen, oder gar oſcilliren, erheben ſie ein Jammergeſchrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Dieſe literariſche Ariſtokratie, da ſie, wie ſchon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich iſt, mußte den Franzoſen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftſteller werfen die Feſſeln ab, und ſuchen eine Freiſtätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt ſich aber auch wieder eine höchſt ſeltſame Erſcheinung. Die Ultras nämlich ſuchen die romantiſche Literatur aufzubringen, und befördern hierdurch den Proteſtantismus der Wiſſenſchaft und Kunſt: die Liberalen hingegen ſuchen den alten blinden Glauben an die klaſſiſche Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politiſche Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantiſche Literatur, weil ſie glauben, die in romantiſchen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Geſpenſter, Kreuze und Jammer wären das Weſentliche dabei, und das Alles ſey dienlich, das Volk furchtſam, abergläubiſch, verliebt und dumm zu machen. Aus denſelben Gründen ſind die Liberalen der romantiſchen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schickſal ein kluger Miniſter iſt, und das Schaukelſyſtem ſo gut verſteht als Einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen ſo zu leiten, daß jede Partei die Abſicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausſchweifung ihrer eignen Leidenſchaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutſcher aber, der in Frankreich ſolches Treiben mit anſieht, und wahrnimmt, wie ſo höchſt geiſtreiche Menſchen, als die Franzoſen in ihrer Volksthümlichkeit ſo tief verſtrickt ſind, daß ſie nicht begreifen, was in Deutſchland jeder Schuljunge verſteht — lernt endlich wählen, und will lieber, wie deutſcher Geiſt, nackt und barfuß ſeyn, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie franzöſiſcher in engen Schuhen und Kleidern zuſammengedrückt ſeyn und glänzen. Freiheit iſt das Schönſte und Höchſte in Leben und Kunſt. Möge das deutſche Vaterland ſich dieſe Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es ſtolz auf die Ungerechtigkeit ſeyn, mit der es ſeinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es ſich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weiſe ehrt. Daß Freiheit in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich erhalte, mußte der literariſche Oſtracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der franzöſiſchen Unromantik auszuführen, iſt eigentlich hier nicht der rechte Ort: es wird ſich bald eine ſchicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anſtändig gehalten, die Erlkönigliche Majeſtät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutſch der König der Erlen, ſoll ſo viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwiſchen einem König der Erlen, und einem Erlkönig, ein großer Unterſchied ſtattfindet. Und zwar ſoll es heißen, den Goethe'ſchen Erlkönig. Den haben ſie in einer Pariſer periodiſchen Zeitſchrift neulich überſetzt, und ſind dabei ſo ächt franzöſiſch verfahren, daß es den deutſchen Leſern gewiß Spaß machen wird, etwas Näheres davon zu erfahren. Der Ueberſetzer hat nämlich das

Gedicht filtrirt, es von allen romantiſchen Schmutztheilchen befreit, ſo daß das reinſte klaſſiſche Waſſer übrig geblieben iſt. Uebrig geblieben iſt eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat ſich die Maſſe des Gedichtes vermehrt, ſo daß die Ueberſetzung noch einmal ſo groß als das Original iſt. Hören wir:

Qui passe donc si tard a travers la vallee?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolee.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, pres des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir ...... il a vu, sous le bois nebuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantomes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire a de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent a la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
    Le monstre, au bord des precipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs.
    Et de sa robe aux sept couleurs
    Il a deploye les caprices,
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troene et les nenuphars jaunes.
„Mon pere, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?“

Jetzt folgt der eigentliche dramatiſche Theil des Gedichtes.

wobei Goethe's Gediegenheit gehörig paraphraſirt, und in ſchöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen, und ſpricht:

„Mon père!.... il m'a saisi, je souffre.... ah! sauve-moi!“

Und nun der Hauptſpaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras,) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
„Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort.“ —
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!“

Das iſt ächt franzöſiſche angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebue'ſchen Poſſe ſich an ſeinen Blitzen die Tabacks-Pfeife anzündet, hat ſich nicht hausbackner gezeigt!... Am Schluſſe des Gedichts ſteht die Bemerkung: „**Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de M. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poètes les plus distingués de notre temps.**“ Goethe mag ſich dafür bedanken, daß man ſeiner bei dieſer Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Leſekabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Leſekabinet; jetzt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigſtens eines fände. Gut, daß ſie in den freien Tagen dafür geſorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszuſtande, worin ſich dieſe jetzt befindet, wäre ſie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Leſen überhaupt, beſonders das Leſen der politiſchen Zeitungen, hat in der Volksſitte tiefe Wurzeln geſchlagen, und man müßte den franzöſiſchen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachſagen, daß es nicht blos eitle Neugierde iſt, die ſie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieſes wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfter Betrachtungen als Geſchichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles lieſt, Jeder lieſt. Der Miethkutſcher auf ſeinem Bocke zieht ein Buch aus der Taſche, ſobald ſein Herr ausgeſtiegen iſt; die Obſthökerin läßt ſich von ihrer Nachbarin den Conſtitutionnel vorleſen, und der Portier lieſt alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag ſich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher ſein Blatt, als bis er es ſelbſt geleſen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsſtunden. Tauſend Menſchen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen ſich in den mannigfaltigſten Stellungen und Bewegungen. Der Eine ſitzt, der Andere ſteht, der Dritte geht, bald langſamern, bald ſchnellern Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht ſeine Aufmerkſamkeit ſtärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzuſtellen, und ſteht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere ſtehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einſchließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wiſcht ſich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Paſtetenbäcker läßt ſeine Kuchen kalt werden über dem Leſen. Wenn einſt Paris auf gleiche Weiſe unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais-Royal und die Menſchen darin auf, und fände ſie in derſelben Stellung, worin ſie der Tod überraſcht — die Papierblätter in den Händen wären zerſtäubt — würden die Alterthumsforſcher ſich die Köpfe zerbrechen, was alle dieſe Menſchen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über ſie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein ſonſtiges Schauſpiel hatte die Aufmerkſamkeit angezogen, denn die Köpfe ſind nach verſchiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde geſenkt. Was haben ſie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen geleſen.

In den Leſekabinetten abonnirt man ſich monatlich, oder man bezahlt für jeden Beſuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariſer, und in den beſſern auch alle ausländiſchen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Galignani hält, das meiſtens von Engländern beſucht wird, finden ſich nicht blos alle engliſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Zeitungen, ſondern auch die aus den oſt- und weſtindiſchen Kolonien. Der lange Tiſch, worauf die engliſchen Zeitungen liegen, gleicht mit ſeinen Rieſenblättern einer aufgehobenen Speiſetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt iſt. An Größe übertreffen die engliſchen Zeitungen alle übrigen europäiſchen; nach ihnen kommen die ſpaniſchen, dann die franzöſiſchen, auf dieſe folgen die deutſchen, und die italieniſchen kommen zuletzt. Ich wollte ſchon den Satz aufſtellen, daß man an dem Format der politiſchen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmeſſen könne, als mich die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, die in Folio erſcheint, von dieſer falſchen Theorie noch zeitig abhielt. In mehreren Leſe-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutſchen

Blättern: man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutſchen nicht wenig ſchmerzt. Die allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutſche Blätter in den Leſekabinetten eigens gehalten, ſondern ſie werden von den Pariſer Zeitungs-Redaktoren, nachdem ſie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländiſchen Zeitungen werden den franzöſiſchen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutſchen aber werden als verſchmähte Aſchenbrödels behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweiſe in eine Mappe geſteckt. Dieſe ſo gutmüthigen, ſtillen und beſcheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als verſagen — wird der Himmel gewiß noch einſt für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutſche Zeitungspack aus der Mappe hervor, ſo finden ſich die Blätter zerriſſen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verſchiedenen Staaten und Städte ſind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußiſchen Staatszeitung findet man überraſcht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der Allgemeinen Zeitung ſteckt ein Kunſtblatt, der Nürnberger Korreſpondent ſchließt eine Bauernzeitung ein, der öſterreichiſche Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umſchlungen, und will man ein verlornes Stück des literariſchen Wochenblattes leſen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopi unten, ſteckt. Das Journal de Francfort iſt in ſeiner wahren und natürlichen Geſtalt ſelten zu ſehen. Es iſt gewöhnlich ausgezackt wie ein Friſirkamm, weil die Pariſer Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutſchen Nachrichten abgeſchnitten in die Druckerei ſchicken, und ſich dadurch die Mühe des Ueberſetzens erſparen.

Es herrſcht in dieſen Leſekabinetten die feierlichſte Stille. Nicht das leiſeſte Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie im muſterhaften deutſchen Leſegeſellſchaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt iſt, noch eine Schelle auf dem Tiſche ſteht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzoſen ſchweigen, ſo iſt dieſes ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerkſamkeit eifrig und ernſt beſchäftigt iſt: denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speiſetiſchen, machen vier Franzoſen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweiten Meßwoche, mit allen ſeinen Gäſten. Die Zeitungs-Kabinette ſind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Beſuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benutzt werden. Es iſt dieſes für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für Solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine ſehr wohlthätige Anſtalt. Man bezahlt monatlich ſechs Franken, und für dieſe geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem ſolchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich, und alle nöthigen

Bücher bei der Hand. Viele ſind dort einheimiſch, und verlaſſen das Kabinet blos, wenn ſie zu Bette gehen. Auch ſieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernſt, ſtolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabſehen, und, weil ihr Mund zu ſchmeicheln und ihr Arm zu drohen verſchmäht, die Waffen mit den Wiſſenſchaften vertauſchen, und, ſey es um Brod oder um Beſchäftigung zu finden, den ganzen Tag emſig leſen, Auszüge machen und ſchreiben.

XI.

Das engliſche Speiſehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben deutſchen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Rieſenjüngling, breite Bruſt, eine Stimme wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais-Royal, zittern die zarten Kryſtallſcheiben der Läden, und die Bänder der Hüte flattern wild durch einander. Ich möchte dabei ſeyn, wenn er einem Mädchen ſagt: „Ich liebe dich!“ Sie hört ihn gewiß, und zwiſchen hören und erhören liegt in dieſem Falle nur eine kleine Pauſe. In ſeiner zierlichen franzöſiſchen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutſcher Händedruck, und — „wohin, mein Freund?“ fragte ich. — „Zu Little Garraways!“ donnerte er. — „Iſt es ein der Little oder ein die Little?“ — „Es iſt ein der Little, ein engliſches Speiſehaus, wo man meiſterhaft ißt; kommen Sie mit!“ — „Gut, ich bin dabei.“

Wir traten in einen kleinen Saal. **Rule Britannia, God save the King**, und andere ſolche ſtolze engliſche Lieder kamen mir ſogleich in den Sinn. So biſt du, England!

dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte ſeiner Mähne iſt oft genug. Die Franzoſen eſſen am meiſten mit den Augen. In ihren Speiſehäuſern iſt das Erſte, wonach ſie ſich umſehen, Brod, das Zweite Spiegel. Die Tiſche dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Perſonen eingerichtet, ſtehen in gemeinſchaftlichen Zimmern nahe bei einander: man ſieht ſich und man wird geſehen. Hier bei den Engländern aber iſt Alles ganz anders eingerichtet. Die Tiſche ſind durch ſpaniſche Wände von einander geſchieden, ſo daß einem kein Fremder in den Mund ſehen kann: der Saal iſt in zwei Reihen Kloſterzellen eingetheilt. So biſt du, Engländer! Du willſt allein ſeyn und laſſen, du mit deinen eigenen, Jeden mit ſeinen Launen: du biſt ein unausſtehlicher Menſch, du biſt ein Republikaner. Du biſt häuslich auch außer deinem Hauſe, du willſt Etwas für dich ſelbſt vorſtellen, nicht blos ein Mauerſtein am Staatsgebäude ſeyn, unter einer gemeinſchaftlichen Kalkdecke mit tauſend andern Steinen begraben. Recht ſo! . . . Die Tiſche ſind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch iſt Jedem verſtattet, das Tiſchtuch nach Belieben zu verwenden. Alſo perſönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte ſie denn ausdrücklich fordern, und dann wird ſie beſonders bezahlt. Das Eſſen beginnt mit Roſtbeef, das ſanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in franzöſiſchen Speiſehäuſern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tiſch — ein Lurlei-

Felſen wurde uns vorgeſetzt, ſo hoch und ſteil, daß ſelbſt die Rieſenhand des deutſchen Jünglings erſt hinanklettern mußte, um abzuſchneiden. Ein herkuliſcher Senf, der auch den verſtockteſten Augias-Kopf ſäubern könnte, begleitete das Roſtbeef. Dann folgte Gemüſe, woran, wie an hetruriſchen Vaſengemälden, nur die erſten naiven Regeln der Kunſt ſich ausſprachen. Es war nicht ſauer, nicht ſüß, nicht geſalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geſchmack auf. Aber neben dem Salzfaſſe ſteht auf jedem Tiſche auch eine Zuckerbüchſe, ſo daß man ſich ſein Gemüſe nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlſpeiſe, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie ſie ſich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Cheſter-Käſe, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipſen oder andern winzigen Kreis- oder Kegelſchnitten, ſondern in ganzen Hemiſphären aufgetragen wird. Ein raſender Porter wüthet und ſchäumt in den Gläſern, und beſiegt auch den Stärkſten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man ſich nirgends ſo ſehr, als in dieſem engliſchen Speiſehauſe, und was dem Tiſche zur vollkommenen engliſchen Verfaſſung fehlt, iſt gerade das, was ihm am meiſten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die franzöſiſchen Reſtaurationen, wo die Carte payante unmäßig groß iſt. Der deutſche Jüngling glühte, und zum Vorkampfe ballte ſich unwillkührlich ſeine Fauſt. „Freund!“ ſagte ich, „wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Eſſen. Zwar bin ich ſelbſt voller Muth, denn ſo ein Roſtbeef iſt ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Conſtitution; Sie aber haben eine von der Natur octroirte, angeborne, alte Conſtitution, und das hat doch gleich ein anderes Anſehen. Alſo Friede!" . .

Aber um uns herum war Kriegsgetöſe. Die Gäſte, wenige Engländer und viele Franzoſen, lärmten, ſchrieen, lachten, ſchlugen mit Meſſern und Gabeln auf den Tiſch und klirrten mit den Gläſern. Die Sache iſt auffallend und muß erklärt werden. In den Pariſer Speiſehäuſern betragen ſich die Franzoſen ſo ruhig und beſcheiden, als wären ſie bei Privatperſonen zu Gaſte. Dieſe engliſche Reſtauration aber iſt neu, erſt ſeit Kurzem entſtanden, die Speiſeordnung weicht von der franzöſiſchen ganz ab, und da zeigte ſich denn wieder die franzöſiſche Nationalität. Nach Verhältniß des kleinern Schauplatzes betrugen ſie ſich eben ſo übermüthig, als im vorigen Jahre, da die engliſchen Schauſpieler in Paris auftraten. Sie machten ſich über Alles luſtig, ſie riefen: „**Brott!**" womit ſie auf engliſch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tiſche ſaß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte ſich ſein Gemüſe mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie ſtritten, welches beſſer ſchmecke. Ein Dritter ſollte entſcheiden, und wurde aufgefordert, dieſes mit Unparteilichkeit zu thun. „Seyd ruhig," ſagte er — „**je les mangerai avec impartialité.**" Großes Gelächter.

ob zwar Jeder wußte, daß dieſes Witzwort aus einem franzöſiſchen Vaudeville genommen. Es iſt ein altes Stück, deſſen ganze Handlung darin beſteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verſchiedenen franzöſiſchen Provinzen ſich ſtreitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu ſtrengem Rechte ermahnt, worauf er ſagt: „**Je les mangerai avec impartialité.**“ Daß ſich die Franzoſen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieſer wie bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es iſt Der Franzoſe iſt nicht blos zu höflich, ſondern auch zu gutmüthig, ſich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Perſon etwas lächerlich erſcheint. Er iſt aber in ſeinen Nationalſitten ſo verwachſen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Maſſe begegnet, er auf einer Maskerade zu ſeyn glaubt, und dann läßt er ſich verleiten, ſich Maskenſtreiche herauszunehmen.

Die Deutſchen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das engliſche Speiſehaus beſuchen, es iſt der einzige Ort in Frankreich, wo man deutſche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der **Rue Colbert**, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es iſt noch gar nicht lange (erſt fünf Minuten), daß ich die Urſache entdeckt, warum ich in Paris ſtärker, häufiger und lieber philoſophire, als ich in Deutſchland gethan. Es iſt damit ſo arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeſte Weg nicht iſt, ſondern der längſte. Ich thue es blos aus einer hypochondriſchen Aengſtlichkeit für die Geſundheit meines Geiſtes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetiſche Klugheitsregel ſchreibt vor, man ſolle ſich im nüchternen Zuſtande keinem anſteckenden Kranken nähern, ſondern vorher etwas genießen; auch wird in dieſem Falle angerathen, ſich den Mund mit Weineſſig auszuſpülen. Das Philoſophiren iſt mein Weineſſig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten ſchützt, von denen man in Paris angeſteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habſucht, Unduldſamkeit, Gottloſigkeit, feinen Geſchmack, und des verſtorbenen Ritters von Zimmermann Perſonal- und Nationalſtolz. Dieſen Uebeln iſt man ausgeſetzt, ſobald man öffentliche Orte beſucht: ja das Zuhauſebleiben bewahrt nicht immer vor Anſteckung, denn die emſigen Zeitungen gehen mit Fiebern hauſiren. Beſucht man aber gar Salons und die Geſellſchaften darin, ſo kann man noch gefährlichere Uebel erwiſchen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des **Reveil** oder des **Miroir**. Darum rathe ich jedem Deutſchen, in Paris ohne Philoſophie nicht auszugehen, und ſo oft er Geſellſchaften beſucht, zuvor einige: Unſer Vaterland, ſtill herzubeten. Ich kann die Deutſchen verſichern, daß ſie Nichts verloren, ſeitdem ich in Frankreich bin, vielmehr ſehr gewonnen. Ich liebe ſie jetzt, und mit der wahrſten, reinſten, uneigennützigſten Liebe — denn was könnten ſie einem gewinnſüchtigen Geiſte in Kunſt, in Wiſſenſchaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzoſen? Aber ſie haben und gewähren Etwas, was den Franzoſen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerſtörung der Baſtille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geiſter ſind noch eingeſperrt wie früher. Wer aber dieſe meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüſte, und wäre ſie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geſchloſſenen Paradieſe, und wäre es voll Goldäpfel, und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilſamen Neigung zu philoſophiren ſind nicht blos die bisherigen Betrachtungen gefloſſen, die gar nicht zur Sache gehören, ſondern entſpringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüſſig iſt. Mit ſo großer Mühe lernt und lehrt der Menſch ſo Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um ſich und Andern tauſend Freuden zu verderben! Die Wiſſenſchaft gleicht einer Chauſſee, die ein ſchmales und langes Gefängniß iſt, das man nicht verlaſſen darf, und rechts und links liegen die ſchönſten Felder und Blumenwieſen. Jede Kunſtregel iſt eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das ſich hinter den Eingetretenen zuſchlägt. Glücklich die Nichts wiſſen und Nichts leſen! Wäre mir Hirſchfeld's Theorie der ſchönen Gartenkunſt bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrſcheinlich abgeſchmackt erſcheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn ſehr loben. Er iſt zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben, iſt ſo bequem und wirthſchaftlich, daß ſie gewiß in vielen Compendien der Aeſthetik als ſolche aufgeſtellt ſeyn wird. Engländern, die das Reiſen lieben, und alſo auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, iſt ein Garten ein Miniatur-Europa, in deſſen Zügen ſie einen kleinen Schaffhauſer Waſſerfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen engliſche Gärten vor: Verliebte, Deutſche, Philoſophen, glückliche, unglückliche Menſchen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht, wie er iſt, im beſten franzöſiſchen Geſchmack, ſondern im engliſchen, ſo wäre das ſehr ſchlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flaſche Rum trank, heilte ſein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medicin übergewieſen, und hoffentlich wird man auf dieſem guten Wege fortſchreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geſchichte, ſondern in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde zu beſchreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weiſe. Er ließ ihn täglich ſo viel Siegellack in die Flaſche tröpfeln, als erforderlich iſt, ein Petſchaft abzudrücken. Auf dieſe Weiſe ward die Flaſche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verſtand und ohne Aufſehen zu erregen. War in dieſem Fall der Abgewöhnung von geiſtigem Getränk ſolche Vorſicht nöthig, wie viel nöthiger wäre ſie im Fall der Angewöhnung eines geiſtigen Genuſſes, und ein Sprung hierin wäre eben ſo gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er engliſch wäre. Das Herz eines ächten Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunſtkabinet des Palais-Royal ſchon nach wenigen tauſend Schritten, in das Naturgeſchichtliche eines engliſchen Gartens träte — wenn ſein Ohr, ohne Zwiſchen-Saiten, plötzlich vom Schlangengeziſch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unſchuldigen Liedern der

Nachtigallen überſpränge — wenn ſich ſein Auge vom Pharao-Tiſche zu einem Boulingreen wendete — wenn ſein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürſten, neben einander geſteiften und gedrechſelten Bäume ſtehen, plötzlich in das ſchattige Gewimmel eines friſchen Wäldchens träte. So aber bleibt er geſund, denn er tritt aus dem **Palais Royal** nur in einen **Jardin Royal**. Ich will den letztern beſchreiben, wie ich ihn an einem der erſten Frühlingstage geſehen.

Der Frühling kündigte ſich im Garten nicht durch Blüthenſtaub an, ſondern durch irdiſchen. Die Bäume hatten die Augen noch geſchloſſen, denn als Städter ſtehen ſie ſpäter auf wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reiſewagen; das Kammermädchen im ſeidenen Spencer inwendig, die Herrſchaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlaſſen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reiſen. Ihnen iſt die Reiſekaſſe eine Spar- und Amortiſationskaſſe. Wenn in Deutſchland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um ſich vor ſeinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um ſeine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee iſt ſchon in deutſchen Gulden nicht aufzureiben, in franzöſiſchen Franken noch weniger. Es iſt, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von

Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November ſein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, ſchifft nach Frankreich, wärmt ſich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in ſeiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, iſt er noch enger beſchränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol ſein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen ſehen im blauen Meere!... Ich folge dem engliſchen Reiſewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf dieſem Palaſt ſpielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er ſpielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich! fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiſte ein engliſcher Schriftſteller von Paris nach London. Er war ſchon drei Tage fort, ſtand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da ſchoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde feſtgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrühreriſchen Briefwechſels, vier Wochen im Kerker ſchmachten. Er ward unſchuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzuleſen, von 1789 bis jetzt, und ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugeſendet, daß je Thränen durch dieſen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten raſche Begnadigung zugeſprochen. Und finde ich nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausſöhnen.

Doch ich vergeſſe — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich geſendet, welche Troſt bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Troſt — ſie werde glücklicher ſeyn in der nächſten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens ſtehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzoſe, die ſich wechſelſeitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwiſchen beiden ſtehend, mein weißes Taſchentuch herauszuziehen und wehen zu laſſen, und ſo mit Hülfe des blauen Franzoſen und des rothen Schweizers, ein aufrühreriſches Farben-Trio öffentlich zu ſpielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Dieſe armen Schildwachen ſind ſehr geplagt. Gewiß hatten ſie in den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ihre Flinten nicht ſo viel hanthiert, als ſie es hier thun. Sie müſſen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präſentiren. Das endet nicht. Es iſt erquickend, zu ſehen, wie viele Verdienſte in die Tuilerien eintreten, und wie ſich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen ſeyn, eine Viertelſtunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zweiundzwanzig Bebänderte, alſo je der fünfte Mann war ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge überſehen, oder die beſcheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten-Tod ſchlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben ſie gekämpft? Ich erſtaunte, daß der Menſch ſo ein Lamm ſey, und daß die Menge der Verſtümmelten ſich nicht auch fragt: Wofür haben wir geſtritten? — und nicht öfter, als es geſchieht, den Kopf an das verlorne Bein ſetzen.

Unter den Bäumen ſtehen eine unzählige Menge Strohſtühle neben einander gereiht; es ſind Lehn-Stühle, kaum ſitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; iſt man aber ein junger Menſch vom feinſten Ton, begeht man eine Felonie, ſagt keck, man habe ſchon gezahlt, legt zu den zwei erſparten Sous noch fünf Franken, und frühſtückt gut. Schriftſteller, die ſtatiſtiſche Notizen ſammeln, müſſen es ſich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (ſie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu ſtellen. Man erkennt Ausländer, die erſt in Paris angekommen, leicht daran, daß ſie mit herabhängenden Füßen ſitzen. Auch unterſcheiden ſich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erſtere ſitzen neben den Frauen, und haben, wie dieſe, ihre Füße auf dem Fußſtühle geſtellt. Die Anbeter hingegen ſitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußſtuhle, unterhalten ſich mit ihnen franzöſiſch (in linguiſtiſcher und ſittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten ſich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semeſter gehörig vor, indem ſie die vorübergehenden Herren fleißig anſehen, und ſich die wichtigſten Paragraphen notiren. Dies iſt eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr geſtärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derſelben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu ſeyn, ſondern nur fremd, um ſich vorzuſchmeicheln, man habe die ſchönſten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. . . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; ſie trägt Etwas verſteckt und achtſam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt ſie für einen Säugling, den ſie mütterlich gegen Wind und Sonne ſchützt? Nein; ſie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das ſo leicht iſt, wie gebackene Luft. Es heißt: **Plaisirs des Dames**. Das muß ſchnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „**Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!**“ ruft ſie im Fluge, und wie im Traume ſchweben ſie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz iſt, auf dem ſie kaufen und verkaufen, ſo iſt er für die Makropolitiker ein ſchöner Paradeplatz, auf dem ſie exerciren und exerciren ſehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotiſchen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu ſprechen, ein beliebiges Blatt, geht leſend ſpazieren, ſo lange es euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret ihr drei- bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert ihr euch, noch immer denſelben wohlgekleideten Mann da zu finden, der ſchon vor zwei Stunden, im Leſen vertieft, dort geſtanden. Er iſt ein Lauerer, der ſich an der Quelle der Ueberraſchung lagert, und daraus jeden Tag friſch die Meinung der Zeitungsleſer ſchöpft; denn wenige Franzoſen können mit dem Munde ſchweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag Keiner. Auf dieſe Weiſe wird in allen Pariſer Straßen der öffentliche Geiſt zuſammengekehrt, und nachdem die Beſen ſchönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautſtengel, zu Koth zerſtampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, ſeiner Länge nach, von zwei gemauerten Terraſſen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Ausſicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palaſt der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt iſt. Die andere Terraſſe führt die Straße Tivoli entlang und heißt die Terrasse des feuillans, weil bis zur Revolution das Kloſter der Feuillans da geſtanden. In dieſem Kloſter hatte die National-Verſammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terraſſe mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzuſtecken, und er nannte ſie **le pays national**, zum Unterſchiede des **pays de Coblence**. Wehe dem Bürger, der im **pays de Coblence** ſpazieren ging, er wurde für einen Ariſtokraten angeſehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem dieſe geographiſche Eintheilung noch unbekannt war, ſtieg in das Coblenzer Land hinab. Zuſammenlauf, wüthendes Geſchrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwiſſende, was er begangen, kehrte zurück, zog ſeine Schuhe aus, und wiſchte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatſchen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieſer Terraſſe, da wo ſie, ſich ſenkend, in Geſtalt eines Hufeiſens ausgeht, innerhalb des Kreisſchnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken verſehen, den nennt man: **La petite Provence**, weil die Mittagsſonne, deren Strahlen ſich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreitet, die in Wintertagen in jene ſüdliche Provinz Frankreichs verſetzt. Da iſt der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Abortiv-Kindern ſitzen, und die empfindſame Mutterliebe ſpielen, um Abortiv-Väter anzulocken —

man vergißt das gern, um, des Pariſer Kunſtlebens voll und ſatt, ſich in der reinen Kinderwelt zu erfriſchen. Aber auch dieſe Erquickung iſt matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber ſie auch ſteckt in einem verzierten Etui, und man muß ſie herausziehen. Da haben ſie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke ſind an beiden Enden hölzerne Handhaben befeſtigt, daran faßt man ihn, ſchlägt ihn unter die Füße durch, und ſpringt ſo darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß dieſe Stricke keine rohen Natur- und Galgenſtricke ſind, ſondern feine Schnüre, wie ſie ſich ein türkiſcher Strangulat von Stande nur wünſchen mag. Aber das Folgende iſt ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbſtſprüngen haben ſie auch lange Geſellſchaftsſtricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen feſtgehalten werden, und worüber alle anweſenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleiner Fertigkeit, ſpringen, ſowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet ſich nun ein Zuſchauerkreis von Erwachſenen, und man ſieht dann ſechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umſtehenden, als ſpielten ſie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt ſinkt hinter den elyſäiſchen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majeſtät vorüber, unbekümmert, was ſie mit ihren Blicken begegne, Paradieſe, Schlachtfelder, oder den

Spielwaaren-Markt von Paris — ſie lächelt nicht minder, ſie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden ſcharf, mit Geräuſch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann ſondern ſich etwa zwanzig Mann ab, und ſtellen ſich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf ſchreiten ſie mit kleinen und langſamen Schritten vor, das Volk vor ſich hertreibend. Zurück darf Keiner, und ſo wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geſchloſſen, und Todesſtille herrſcht um den Palaſt. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtſamen oder Unwiſſenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn in's Herz. O die unſelige Herrſchaft, die, einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deutſchen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widerſteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif ſeyn kann Jeder, aber es mit Grazie ſeyn, das iſt eine ſeltene Gabe. Wer dieſe ſchöne Kunſt würdigen und bewundern lernen will, der komme und ſehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menſchen eine Maſchine zu machen, iſt dieſem Manne vollſtändiger als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range ſtirbt, ſo hat er es wahrſcheinlich nicht beſſer haben wollen. Die Natur hat ihre künſtliche Schloſſerarbeit ganz umſonſt an ſeinem Körper verſchwendet. Was ſie befeſtigt, macht er frei, was ſie beweglich gelaſſen, befeſtigt er; er öffnet, was ſie verſchloſſen, und was ſie offen ließ, ſchließt er zu. Er bewegt ſeine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechſen. Mazürier kann an allen menſchlichen Todesarten ſterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie ſich Mithridates durch häufige Giftverſuche gegen Vergiftungen geſchützt, ſo härtet ſich Mazürier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er ſich jeden Abend übt, ſeine Glieder zu brechen, ohne daran zu ſterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariſer, und in zwölf Tafeln der Mode-Geſetzgebung wurde eingegraben: „**Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.**“ Vor einigen Tagen wohnte ich zum erſtenmale einer ſeiner Vorſtellungen bei: das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt **Polichinel Vampire**, und er macht den Polichinel darin. Nun ſpielt zwar die Handlung auf der Inſel der Stummen, in einem Klima alſo, wo die Blutſauger ungemein gedeihen: aber Polichinel iſt die beſte Seele von der Welt, und er heißt Vampyr blos darum, weil ihn ſeine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen ſolchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Inſel der Stummen an; der Luftballon zerreißt und Polichinel ſtürzt in's Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern feſten Dingen zuſammengeſetzt iſt; aber Polichinel ſchwimmt darin wie ein Fiſch im Waſſer, mit der anmuthigſten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier ſeine künſtleriſche Laufbahn. Er wird bald todt an's Ufer geworfen, legt ſich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, und läßt den Kopf hängen wie eine abgeſchlachtete Gans. Dann ermuntert er ſich, tanzt, ſpringt, und macht ſo zu ſagen, unmögliche Dinge. Zum Beiſpiel: er ſtellt ſich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präſentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leſer wolle nicht zu ſchnell über dieſes Erzählte hinausgehen, ſondern ſich durch eigene Nachahmungsverſuche überzeugen, daß beſchriebenes Unternehmen höchſt wundervoll iſt. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet ſich auf einen Baum, und vertheidigt ſich aufs Artigſte. Ein andersmal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern ſchlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — ſein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt ſich ohne Kopf. Wahrhaftig, es iſt ſo! Polichinel ſitzt erſt und geht dann ſo vollſtändig ohne Kopf, daß er in dieſem Zuſtande an manchen wichtigen Berathſchlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich ſagt die Logik: „Wahrſcheinlich hält er den Kopf geſchickt zwiſchen den Schultern verſteckt, denn a. der Menſch kann ſich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel iſt ein Menſch und bewegt ſich; alſo c. hat Polichinel einen Kopf.“ Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen ſehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß ſich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenſter eines Hauſes fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behülflich ſeyn, aber man ſieht den Draht nicht — ſüßer Schauer durchrieſelt den Buſen aller Frauen, und das männliche Entſetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatſchen aus. Kurz, Mazürier iſt ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert ſeinen Ruhm nicht; denn er ſpringt über ſeine Nationalität hoch hinaus. Deutſche Hof- und Volkstheater könnten ſich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn ſie den genialiſch hölzernen Mazürier zu Gaſtrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erſt, wie ſehr er ſich dort in ſeiner Kunſt noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, iſt, wie ſich erwarten läßt, die abgeſchmackteſte Geſchichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeſchickt hat, worin er wie ein Demoſthenes donnert? Als nämlich **Polichinel Vampire** zum Erſtenmale aufgeführt wurde, ließ man einen geſprochenen Prolog voranſchreiten, welcher Prolog aber ſchrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter ſagt: ſein Prolog wäre urſprünglich himmliſch geweſen, aber die Cenſur habe ihn verdorben. Einen „**prince ridicule**“ habe er verwandeln müſſen in einen **Mr. Pandolphe**, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem „**Dauphin**“ reiten dürfen, ſondern nur auf einem **Dragon**. Dadurch ſey alles Salz verloren gegangen. Die Cenſur habe die ſchönſten Stellen geſtrichen „**phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. Office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues**“ . . . Es gibt nichts Komiſcheres, als zu ſehen, wie alle dramatiſchen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieſes den Cenſoren zuſchreiben, die ſie für Genie-Räuber erklären. Wenn Cenſoren aus Büchern den Verſtand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderſtehlicher Diebsſinn angeboren ſeyn: denn daß ſie aus Eigennutz ſtehlen, das werden ihnen ihre ärgſten Feinde nicht nachſagen.

XIV.

Verſailles.

„Dieſe beiden Paläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchöneren Tempel! — Das waren die Pferdeſtälle des Königs. — „Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?“ — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwei Tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürſtliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre, dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — „Das auf der andern Seite? — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſeyn, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutſauger dreier Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakei den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben, und die Deckengemälde von Lebrüns Meiſterhand nicht erreichen. Daß die großen Künſtler ſo kleine Menſchen ſind! Sie ſchmeicheln jeder Macht. Die ſogenannten Großthaten Ludwigs XIV. ſind auf allen Wänden mit knechtiſcher Verehrung dargeſtellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieſer oder jener Gott, und auf dem unſterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Waſſer ſprangen heute, als Vorfeſt des nahen Ludwigstages. Wohl ſechszig Tauſend Menſchen waren von

Paris herbeigeſtrömt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu ſehen, die zu Sturz-Bächen vereinigt die Waſſerkünſte bildeten. Mehr als tauſend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was ſeine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Verſailles gewendet. Auf dieſem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte ſechs Millionen gekoſtet. Die Aufführung jeder Oper, im Theater des Schloſſes, koſtete an Beleuchtung und andern Zurüſtungen 100,000 Franken. . . . . . Und man ſpricht noch von den dummen Streichen, die das franzöſiſche Volk während der Flegeljahre ſeiner Freiheit begangen!

XV.

Die Eſtaminets.

Das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie ſagt: „Eſtaminet iſt ein Ort, wo man ſich verſammelt, um zu trinken und zu rauchen.“ Dürre Worte! Saftloſe Worte! Ihr müßt einen Deutſchen fragen, was ihm in Paris ein Eſtaminet iſt, Ihr müßt ein deutſches Herz aufſchlagen; darin findet Ihr die beſſere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die ſchmucken Pariſer — ſie ſind aber auch darnach! Iſt es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münſter zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu ſeyn, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts geſehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Feſtung Königſtein in Sachſen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Waſſer unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib ſeyn, ein Deutſcher oder ein Franzoſe? Wo iſt die goldne Mitte, wo iſt das ſchöne Rheinthal, in dem Ernſt und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen

Franzoſen rauchen nicht, denn Rauchen iſt ein romantiſches Vergnügen, eine Oſſians-Luſt, und die Franzoſen lieben den Nebel nicht, dieſes Salz der ſchönen Natur: ſie mögen keinen grauen, ſie mögen nur blauen Dunſt. Der Deutſche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzoſe hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutſche raucht, denn er liebt zu ſchwärmen im gedankenloſen Denken: der Franzoſe aber denkt nur Gedanken, und fragt ſeinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Ausſteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geſchäften? Ach, ich werde es nie vergeſſen, wie es mir erging, als ich, von Deutſchland kommend, im Gaſthauſe einer franzöſiſchen Gränzſtadt den kleinen Reſt holländiſchen Tabacks, den ich kühn und liſtig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze ſeines Landes den ſtärkſten Patriotismus hat — den ſchönſten hat es in der Mitte. Ich war an deutſcher Gränze, und darum gröber und rauchſüchtiger als je. Die Wirthin des Gaſthauſes — oder war es die Tochter der Wirthin, ſie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte ſich auf franzöſiſcher Gränze, und hatte gegen Taback den feinſten Pariſer Abſcheu. Sie war ſchön wie eine junge Roſe, und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich ſteckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entſetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabacksaſche entflog dem Kopfe. „**Monsieur!**“ gurrte die Taube, und der Schmerz erſtickte ihre Stimme, ſie konnte nichts weiter ſprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerſchaft wurde herbeigeſchrieen: ſie kamen mit Schaufeln, mit Beſen, mit Tüchern, mit Sand, mit Waſſereimern: es wurde gekehrt, gerieben, gewaſchen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu ſehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöſcht ſey. Dann wurden alle Fenſter geöffnet und tauſend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiſcher Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd geſtolpert.

Erſt nachdem ich ſchon mehrere Monate in Paris geweſen, entdeckte ich eine der Freiſtätten, wo das ſittenverbrecheriſche Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen ſolchen Ort nennt man eben Eſtaminet. Ich ſtieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich ſah Rauch, ich ſah Deutſchland wieder. Da war nicht die ſchwüle Stille, die man in andern Kaffeehäuſern findet: da wurde geſchwatzt, geſchrieen, da knallten die Stöpſel der Bierflaſchen, da ſchlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damenſteine. Da ſieht man nicht die augenkränkenden Taſchenausgaben von Stereotypen-Phyſionomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet: da gibt es leſerliche Folio-Geſichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

aufrichtiges Lumpengeſindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdiſche Lieferanten, die aus Deutſchland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochſen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, ſie ſind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denſelben Korkziehern aus, mit welchen ſie die Flaſchen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordiſch und deutſch geweſen: durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man franzöſiſche Zierlichkeit genug; der Eſſig deutſcher Romantik war mit dem Oele franzöſiſcher Klaſſicität im gehörigen Maaße vermiſcht. Es waren glänzende Zimmer mit ſeidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vaſen; ein ſchönes Mädchen am Zahltiſch; die ausgeſtellten holländiſchen Pfeifen waren in Fasces-Bündeln maleriſch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohſpitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn dieſe kann der Franzoſe nicht miſſen, und er zahlt gern doppelt für ſich und für ſein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handſchuh, in den Sinn, welche anfängt:

Jn ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine ſchnippiſche Pariſerin — dachte ich — ihren Handſchuh in ein Eſtaminet, in den dickſten Rauch, und ſpräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Iſt euere Liebe ſo heiß, ſo holt mir den Handſchuh“ — wahrlich, das duftende Ritterchen würde ſagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ ließ den Handſchuh liegen, und verließe ſie zur ſelben Stunde. Sicher, die Pariſerinnen wiſſen nichts von der grauen Peſt, die in manchen Häuſern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und ſpräche: „Hier, da iſt ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barzelona!“

Lichtenberg ſagt, er habe noch kein Genie rauchen ſehen. Es wäre ſchlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Taback liebe, ſondern auch für die ſechs Herren dort am Tiſche, die Deutſch ſprechen und alle rauchen. Ich will die Sache unterſuchen. Ich trat an den vaterländiſchen Tiſch — „Landsleute!“ rief ich, und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechſen ſahen mich verdutzt an — ſie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der ſechſte aber, ein junger Arzt, wie ich ſpäter erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit geſpieltem Zorn auf die Erde. — „Nein, das ſchlechte franzöſiſche Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tiſche gewahrte ich ein Päckchen Taback, mit lieblich-ſchauerlichen holländiſchen Worten darauf. Wie ward mir der Mund ſo lüſtern! Ich ſtreckte meine

Hand darnach aus. „Myn Heer!“ ſagte der Eigenthümer, und wälzte ſeine Hand über die meinige: die Hand war ſaftig und ſchwer, und machte dem holländiſchen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von ſeinem Ueberfluß, und gequetſcht und leer zogen ſich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verſtändiger Menſch; wir ſprachen über Allerlei. „Sehen Sie, ſagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke ſaß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht ſehr hold gemacht; er ſprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete.“ — „Freund, erwiederte ich, thun Sie dieſem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Geſundheit; die erworbene iſt ſchön, aber die angeborne iſt gut. Die Freiheit, für die man kämpft, iſt eine Geliebte, um die man ſich bewirbt; die Freiheit, die man hat, iſt eine Gattin, die uns unbeſtritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann ſein Weib nicht liebt, weil ſein Herz ſtill und friedlich iſt? Laßt ſie ihm untreu ſcheinen, wie wird ſeine Bruſt pochen; laßt ſie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet ſehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den ſchönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an ſeine Freiheit taſten, und Ihr werdet ſehen, wie er die Feder wegwirſt, und nach dem Schwerte greiſt, wie ein kataloniſcher Jüngling! Das Paradies ſelbſt iſt ja nur des Glückes Gewohnheit.“ . . . „Alſo wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — ſprach der Arzt. Aber dieſen hölliſchen Tabak, ich rauche ihn ſchon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt.“ — O ſtill davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht ſich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie iſt dein Himmel ſo blau, wie iſt deine Erde ſo reich, wie iſt deine Luſt ſo milde! Wie wohlſchmeckend iſt dein Brod, wie ſaftig dein Fleiſch, wie feurig ſind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüſſe, deine Feigen, deine Orangen, wie ſind ſie ſo ſüß! Und Alles, was der Menſch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunſtwerke, die Geſchmeide, wie ſchön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend iſt Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe geſtellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß gibt es, was Menſchenkunſt verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieſes eine unter allen Erzeugniſſen, das verdorben, theuer und ungenießbar iſt, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es iſt der Tabak!“ — „Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die franzöſiſche Regierung jährlich ſechzig Millionen am Tabak gewinnt, und daß dieſe Einkünfte zum Beſten des Landes verwendet werden.“ — „Nein, ſo iſt es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Tabak beträgt ſechzig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber ſchon oft haben die Tabacksbauer, Tabacksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn ſie den Verkehr des Tabacks frei gäbe. Sie hat ſich aber deſſen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet ſie von den Tabacksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde ſich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das ſitzende Heer ſchwächer werden. O die Stiefkönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte ſich an unſern Tiſch gedrängt, und ſeinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen ſeyn. „Seyen Sie unbeſorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutſch verſtünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommiſſär, dem er berichtet, verſteht kein Deutſch, und wie will er Stiefkönige überſetzen?" — „Er kann das nennen: Les Roi beau „paternels" — „O, dann hat es keine Gefahr. Die franzöſiſche Polizei, ob zwar kosmopolitiſch wie jede, iſt doch vor Allem Franzöſiſch, ſogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß ſie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchſtens kann mir geſchehen, daß ich, auf ein Gutachten der franzöſiſchen Akademie, wegen meiner linguiſtiſchen Umtriebe in Charenton eingeſperrt werde.... Ach ja, Charenton! Sie ſind ein Arzt, und gewiß ſind Sie ſchon dort geweſen. Sagen Sie mir, wie ſind die franzöſiſchen Wahnſinnigen? Die klugen Franzoſen gleichen ſich alle; iſt das mit den Verrückten auch ſo? Sind ſie klaſſiſche Narren nach den Regeln des guten Geſchmacks, oder ſind ſie romantiſch-toll, wie wir Deutſche? Ich bin ſehr begierig, mich darüber zu unterrichten.“ — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie ſich umſehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen.“ — „Es bleibt dabei; auf Wiederſehen in Charenton!“

XVI.

Das Ludwigs-Feſt.

Am Tage vor dem Feſte freie Schauſpiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um ſechs Uhr Morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine ſtarken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte ſich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Muſikbanden verſchiedener Regimenter ſpielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schloſſes gaben die vereinigten Sänger der verſchiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertſtimmige Lieder zum Lobe des Königs ſchloſſen mit einem vive le Roi. Schade, daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inſchrift vive le Roi, vive le Duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gaſſenbuben verſtanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber ſah ich mit ſolchen Fähnchen in der Hand, ſie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Feſtes, verſchiedene Wachtparaden im Schloſſe der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemuſtert. Der kleine Herzog von Bordeaux, auf den Armen ſeiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, ſtreckte ſeine Händchen aus, und rief, als die Muſik aufgehört: encore, encore! Nachmittags, Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher ſtand eine auf dieſer Stelle länger als hundert Jahre, ſie wurde in der Revolution umgeworfen, und jetzt mußten ſie die Narren auf ihre eigenen Koſten wieder aufrichten laſſen. Der König in römiſcher Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperrücke von Lorbeeren umkränzt, ſitzt auf einem wilden Pferde, das ſchnaubt und ſich bäumt. . . . „Mais Louis le grand n'est pas effrayé“ — ſagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und ſelbſtgefälliges Geſicht, das zu ſagen ſcheint: Seht, ich fürchte mich nicht. Franconi könnte ſich kein ſchmeichelhafteres Denkmal wünſchen. Man hatte dem Künſtler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieſer Feierlichkeit ging es in die Eliſäiſchen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würſte und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten ſich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir ſchien, als aus Muthwillen. Unter hundert tauſend Menſchen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch dieſe ſtammelten nicht einmal den ſchuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte Manches erzählen, denn kein Polizei-Spion in ganz Paris hat an dieſem Tage mehr herum gehorcht als ich: aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man ſich in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache luſtig gemacht: denn es war gar zu winzig. Und ſo endigte das Ludwigsfeſt. . . . Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeiſterung des Pariſer Volks. Der Himmel weiß, wo ſie alle die ſchönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire.

Die Franzoſen könnten mich mit ihrer „Gloire“ in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung ſonſt keine Zuflucht übrig. Der deutſche Ruhm iſt wenigſtens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzoſen aber iſt eine ſo widrige, abgeſchmackte und unverſchämte Kokette, daß ſie gar nicht zu ertragen iſt. Geht hin, und ſeht den verbannten Marius mit ſeinem Rieſenherzen wehmüthig ſinnend auf den Trümmern Karthago's — ſchön und erhaben iſt der Anblick! Sieht man aber die Pariſer bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weſte ziehen, um ihnen Wange und Naſe damit zu ſäubern. Menſchen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wiſſen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, ſeine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichſel iſt, womit Münchhauſen den Bären gefangen! Die römiſche Geſchichte wurde von den Franzoſen dramatiſirt, das Drama iſt unter dem Namen:

Die Revolution, bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge, und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die beſten Schauſpieler traten darin auf; Muſik, Tanz, Dekorationen und die anderen Nebendinge waren auf das Schönſte angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauſpiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres geweſen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meiſten Franzoſen verloren. Komödianten ſind ſie, und Komödianten werden ſie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil ſolche kriegeriſche Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Veſtalin und im Titus. Jetzt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erſt iſt geendigt.) jammern ſie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahlloſen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menſchen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch dieſe nur, ſeitdem keine Gefahr dabei iſt — denn unter Napoleons Herrſchaft waren ſie ſtumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn dieſe verlornen Nationalruhm beweinen, ſo iſt es lächerlich und abgeſchmackt. Daß ſie wenigſtens, was ſie ſich ſelbſt als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen laſſen! Aber davon ſind ſie weit entfernt. Rußland, Oeſterreich, Preußen beſiegt zu haben, ſcheint ihnen glorreich; daß aber die Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären ſie für gemein und niedrig, und ſie reden davon, als hätten ſich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geſchlichen, und hätten wie Diebe mit Nachtſchlüſſeln die Thore der Hauptſtadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatiſcher Dichter, der alles Lob verdient, und der unter dem Titel: Messéniennes, auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, ſingt:

L'etranger, qui nous trompe, ecrase impunement
La justice et la foi sous le glaive etouffees:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophees:
Que cet orgueil est miserable et vain!

Ein anderesmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les temoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs a venir:
Peut-être que le ciel, lasse de nous punir,
Secondefait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la defaite de Varus.

Kaiſer Auguſtus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, ſtieß ſich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht ſo gemein, um den Schmerz ſeines Gebieters zu beſchwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu ſchimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüſtung des Muſeums“ ſingt. Daß man den Franzoſen die Kunſtwerke, die ſie ja ſelbſt als Sieger erbeutet, nachdem ſich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — gibt es etwas Natürlicheres und Billigeres als das? Aber Delavigne findet dieſes um ſo ſchlechter und ſpitzbübiſcher, da die barbariſchen Italiener, Deutſche und Engländer Kunſt und Kunſtwerke nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſagt:

Muses, penchez vos tetes abattues:
Du siecle de Leon les chefs-d'oeuvre divins
Sous un ciel sans clarte suivront les froids Germains:
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils aneantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphael anima de ses mains?

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Muſen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavigne's poetiſche Klage zu Ohren kam. Das „ciel sans clarté“ und „froids Germains,“ iſt bemerkenswerth. Man frägt ſich: wie iſt es möglich, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geographie Deutſchlands gelernt, da ſie doch dieſes Land fünf und zwanzig Jahre lang durchſtrichen? Es ſcheint, daß man ſie in ihren Schulen nur das Deutſchland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzoſe, dem Mozarts Figaro nicht übel gefallen, und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieſer Tonkünſtler in Wien gelebt, konnte ſich nicht ſatt wundern, daß unter einem ſo rauhen Himmel ſo zarte Muſik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzoſen aus Deutſchland nach Frankreich reiſte. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein ſtarker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der franzöſiſchen Schildwache angelangt, ſprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte ſich die Weſte auf, und rieb ſich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne iſt ſo erboſt über die Plünderung des Muſeums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen ſagt, weil er ſich auch, ohne ſich zu wehren, hat fortführen laſſen. Er ſpricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
    Ne couronnent plus ton visage
    D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
    Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
    Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrſcheinlich Folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr ſeyd zu Hunderttauſenden geweſen, euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröſtet euch, ſo gut ihr könnt, ich gehe nach Italien, und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich ſo feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir ſagen, ich wäre **la crème de la sculpture**; aber ein ſtiller Seufzer iſt mir auch genug. Lebt wohl!"

Mit dieſer ihrer Gloire ſind ſie aber in der jüngſten Zeit gar ſehr in die Klemme gekommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier blos von den Liberalen ſpreche; denn was die Ultra's betrifft, ſo ſind dieſe guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hausweſen und ihren Familienangelegenheiten beſchäftigt, und um **Gloire**, **Patrie**, **Liberté** und andere ſolche Allotrien bekümmern ſie ſich gar nicht. Die Pariſer Liberalen alſo hatten, ſeit dem Sturze Napoleons jede Anſpielung auf den alten franzöſiſchen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauſpielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben ſie nach italieniſchen, egyptiſchen, deutſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen Alterthümern. Das **Herbarium Vivum** von ihren getrockneten Lorberen könnten hundert Packpferde nicht ſchleppen. Die arme Theater-Cenſur mattete ſich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie ſtrich und ſtrich: aber wie wäre es möglich, einer ſo geiſtreichen und ſcharfſinnigen Nation, als die franzöſiſche iſt, und die ihren Geiſt überall in der Taſche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzuſtreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde ſie daran feſtgehalten. Die franzöſiſchen Komödien können ſo wenig, als die deutſchen, der Lieutenants entbehren, und ſo oft ſich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der ſpaniſche Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete ſich. Von Gloire wollten ſie nichts mehr hören, ſie wurden fromm wie die Lämmer, und fanden nichts lieblicher, als daß ſich jedes Volk redlich im Lande ernähre, und ſich um fremder Völker Thun und Laſſen nicht bekümmere. Es wurde alſo anbefohlen, ruhmvolle Anſpielungen fortan mit Kälte aufzunehmen, und ſich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abſcheu wegzuwenden. Aber das Pariſer Parterre läßt ſich nicht ſo ſchnell unter einen Hut bringen und in den erſten Tagen der neuen Ordnung klatſchten die feurigen Patrioten, wie ſie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein ſchrecklicher Lärm, und ſie logen, daß man gar nicht begreift, wo ſie die Unverſchämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz keck, von der Polizei angeſtellte Leute hätten Kriegsſcenen beklatſcht, die das

Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Ober-Hofmeiſterin der Prinzeſſin Europa, hat ſeitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauſcht. Zwar hat ſie durch den ſpaniſchen Krieg einige neue Aengſten bekommen. So mußte eine Mamſell Mina, die in einem Kotzebue'ſchen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Cenſur jetzt beſſere Zeiten, und kann ſich ausruhen. Von der Gloire, die ihr ſonſt ein Dorn in den Augen war, iſt ſie die beſte Freundin geworden. Die Pariſer Straßen ſehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, verſteckt hinter Büchern, umſtellt von Ofenſchirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben, und ſelbſt darauf wird nicht Rückſicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe ſogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und ſchöne Reverbèren an den Winkeln der Vendomes-Säule aufgeſtellt wurden — da wo ſonſt keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln ſehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber ſind, vielleicht hätte meine kleine Beſchreibung von dem hieſigen künſtlichen Winter der Einbildungskraft der deutſchen Leſer einige Kühlung gegeben, das ihnen erwünſcht geweſen wäre. Denn wie man mir aus Deutſchland geſchrieben, hat es dort dieſen Sommer ſehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht Alles! Aber den Engländern iſt es nicht beſſer gegangen; auch ſie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten ſie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt, während ſie ſich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgeſtritten, ob dieſe Waare zu verzollen ſey oder nicht, war der Gegenſtand des Rechtsſtreites zu Waſſer geworden — ein Umſtand, der bei Prozeſſen nicht ſelten eintritt. Noch größeres Mißgeſchick hatten andere brittiſche Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeſchickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannſchaft und Ladung zu Grunde. Dieſe Gefahren hatte der deutſche antipiratiſche Verein wahrſcheinlich vorher berechnet, ſonſt hätte er ſicher bei dem ihm eignen Unternehmungsgeiſte, ſeine, durch den Schrecken der Raubſtaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutſchen Bunde heilſame Abkühlung zu verſchaffen! ... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis in Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wiſſen. Das beſte Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem **Boulevard des Italiens**. Man hat dort jeden Abend die ſüße Noth, zwiſchen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will ſie nennen: **Vanille, pistache, café blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pêche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise.** Worin beſteht das Weſen eines **biscuit glacé**? Ich habe es nicht herausgebracht, es iſt eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich ſeyn, es nach ſeinen Beſtandtheilen, ein Dichter, es würdig, ein Stoiker, es mit Gleichmuth zu beſchreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine franzöſiſche Windbeutelei, dieſer ſogenannte **Biscuit glacé** wird nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines **Biscuit** ſeyn! Ich genoß, und ſchämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambroſia munden. Aber Ambroſia iſt auch nur ein Wort — man komme und ſchmecke. Was kann ich von genannter Eis-Art rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen geſehen, daß eine wunderſchöne junge Frau, die eifrig davon gegeſſen, und ihr Glas ſchneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das ſeinige, in dieſes mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, ſo daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann ſich triumphirend herumgeſehn, und allen anweſenden jungen Leuten zu verſtehen gegeben, ſie ſollten daraus entnehmen, wie wenig für ſie zu hoffen ſey — ſo ſehr liebte die junge Frau gefrornen Biskuit. — Diejenigen meiner Leſerinnen, die je in Paris, und während dem ſchön, oder jung, oder reich geweſen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt ſich dort Alles), die lächelten gewiß voll ſeliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den **Boulevard des Italiens** geſprochen. In ſchönen Sommernächten da ſitzen . . . ſäuſelnde Bäume . . . umgaukelnde Bewunderer . . . von tauſend Lichtern zauberiſch umfloſſen . . . eine herrliche Zitter tönt herüber . . . drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig . . . und dabei den ſüßen Schnee herabzuſchlürfen, wie das köſtlich iſt! Ach, es denkt keiner daran, wie theuer ſich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menſchlichen Lüſternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur ſchon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und ſie haben weit zu ſehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland: aber meine Hand zittert — und ſie ſoll doch Kranken einen Heilbrief ſchreiben. Tauſend friſche Zweige ſäuſeln mich vom dürren Pulte weg, tauſend Vögel zwitſchern mich hinaus: denn ſie ſäuſeln, denn ſie zwitſchern: Rouſſeau! Rouſſeau! Die Kaſtanienbäume dort, ernſte Greiſe jetzt, ſie haben in ſchönern Jahren Rouſſeau gekannt, und mit Schatten bewirthet ſeine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich ſehe in die Fenſter — darin iſt Rouſſeau's Stübchen; aber er iſt nicht daheim. Dort iſt der kleine Tiſch, an dem er die Heloiſe gedichtet; da ſteht das Bett, in dem er ausgeruht von ſeinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgeſtiegen, kein Gebüſch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — ſie ſind ihm alle begegnet, und er hat ſie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — ſo, ganz ſo hat ihn die Frühlingsſonne um dieſe Stunde auch ſeinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher — die treuloſe, buhleriſche Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und ſie ſah ihn lächelnd an, und jetzt, da er fern iſt, lächelt ſie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der ſeufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwiſchen den Dörfern Enghien und St. Gratien ein See, welchen die Franzoſen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man ſich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländiſchen Tugenden und die ausländiſchen Fehler, müßten den See — ſollte man meinen — das ſtille Meer von Montmorency heißen, ſo groß und ſtattlich iſt er. Wahrlich, als ich ihn geſtern Vormittag ſah — das Wetter war etwas ſtürmiſch — ſchlug er hohe Shakeſpeares-Wellen, und war unklaſſiſch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze ſchöne Stunde umſchleichen. Herrliche Baumgänge umſchatten ſeine Ufer, zierliche Gondeln dürfen über ſeine Wellen. Dieſem See nahe ſind die Badehäuſer angebaut, alle auf das Schönſte und Bequemſte eingerichtet. Die Beſtandtheile des Waſſers kenne ich nicht genau: die chemiſche

Analyſe, die der berühmte Fourroy davon gegeben, habe ich nicht geleſen; nur ſo viel weiß ich, daß Schwefel darin iſt — dieſes herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver geſtoßen, kranke Menſchen heilt. Wahrſcheinlich hat das Badwaſſer von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Converſations-Lexikon — dieſem ſächſiſchen Reichs-Vikar nach Ableben des deutſchen Kaiſers, der den deutſchen Völkern geiſtige Einheit gibt, und deſſen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreiſe mnemoniſch bewahren — kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlenſaurem Natrum aufgelöſtes Eiſen enthält. Aber Montmorency iſt ungleich wirkſamer als Wiesbaden und alle ſonſtigen Schwefelbäder Deutſchlands und der Schweiz. Die nothwendigſte Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder, iſt, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da, wo ſie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu ſchaffen. Paris liegt aber ſo nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteſte zu haben iſt. Aus dieſer vortheilhaften Lokalität entſpringt für deutſche Kurgäſte noch ein anderer ganz unſchätzbarer Nutzen: daß ſie nämlich gar nicht nöthig haben, ſich auf der großen Reiſe von Deutſchland nach Paris mit einer Krankheit zu beſchleppen.

welches beſonders bei Gichtübeln beſchwerlich iſt, ſondern daß ſie ſich geſund auf den Weg machen, und ſich erſt in Paris mit den nöthigen Gebrechen verſehen, von wo aus ſie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu ſuchen. Sollten ſie dieſe nicht finden, oder gar unglücklicher Weiſe in Paris ſterben — denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dort alle ſeine Zeit zubringt, und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kaſtanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu ſehen, ſo hat man die Reiſe doch nicht vergebens gemacht. Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, ſind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu ſprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher ſich, beſonders die deutſche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe ſie die Reiſe nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen, und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoiſie verſtoße, wenn ich dieſes als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, ſo entſchuldigt mich meine gute Abſicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, ſchön.

verheirathet, geſund und ein Frauenzimmer, würde ich, ſobald ich im Morgenblatte die Anpreiſung des Montmorency-Bades geleſen, wie folgt verfahren. Ich nehme an, ich lebte ſeit fünf Jahren in kinderloſer, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf ſeine landwirthſchaftlichen Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luftſchlöſſer. Er liebte die Jagd ſehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem ſeinen Willen, und nur an Feſttagen, die ich mir zu dieſem Zweck alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrſchaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unſern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf ſeinen entfernten Meiereien, und wir hätten ſelten eheliche Zwiſte. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leſerinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Perſon, wie Cäſar, und im Indikativ, wie die Weltgeſchichte, von mir erzählen.

An einem ſchönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte ſchlaftrunken, der Himmel löſte ſeine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, ſprach er zu ſeinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, ſeyn Sie ſo gut, und laſſen Sie meiner Frau ſagen, daß ich da bin.“ Der Graf war gegen ſeine Jagddienerſchaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartenſaale legte er ſeine Taſche ab, und zog die Ladung aus der Büchſe; die Jagd war ſehr unglücklich geweſen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgeſtoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam ſchüchtern herbei, und ſprach mit ängſtlicher Stimme: „Erſchrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen iſt es vorüber, Sie brauchen ſich gar nicht zu beunruhigen." Der Graf ſtieß zornig ſeine Büchſe auf den Boden. — „Elſter, Staarmatz, Gans, was ſchnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber ſoll ich nicht erſchrecken?" Das Kammermädchen erwiederte: „Sie können ganz ruhig ſeyn, die gnädige Gräfin befinden ſich etwas unwohl, und haben ſich zu Bette gelegt." — „Schon gut, brummte der Graf, ſchick' Sie mir den Heinrich." — Heinrich kam, ſeinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er ſich ungeſchickt dabei, und bekam einen leiſen Fußtritt; ſo ſanft hatte Heinrich den Herrn nie geſehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer ſeiner Frau. Die ſchöne Gräfin richtete ſich im Bette auf; ſie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?" frug der Graf ſo zärtlich, als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da biſt, jetzt iſt mir ſchon viel beſſer. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten." Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauſpielerin, die ſchon in bedeutenden Rollen aufgetreten, ſtotterte doch, als ſie dieſe Worte ſprach, und ward roſenroth im Geſichte.

Der Graf — er beſaß große Allodialgüter, und war ſeiner ganzen Collateral-Verwandtſchaft ſpinnefeind — als er ſeine Gemahlin erröthen ſah, faßte ein freudiges Mißverſtändniß, und drückte der Gräfin ſo feſt und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Dieſe ſchrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au iſt zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen ſchönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leſerin brauch' ich es wohl nicht zu ſagen, daß jenes Au nichts war, als die erſte Scene einer kleinen dramatiſchen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht ſo ſpät in der Laube zu ſitzen; du haſt dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!“ Nach dieſen Worten wünſchte der Graf ſeiner Gemahlin gute Nacht und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand ſich die Gräfin beim Frühſtück ein, und erklärte ſich für ganz wiederhergeſtellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man ſuchte darnach, es fand ſich nicht. „Steht etwas Intereſſantes darin?“ fragte der Graf. Die Gräfin erwiederte, ſie habe es geſtern, weil ſie ſich zu Bette gelegt, nicht geleſen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und ſchlürfte ein Löffelchen aus der Taſſe ihres Mannes, ehe ſie ihm dieſelbe hinreichte, um zu verſuchen, ob der Kaffee ſüß genug ſey — eine zarte

Aufmerkſamkeit, die ſie für feierliche Gelegenheiten verſparte. Darauf brachte ſie ihre eigene Taſſe an den Mund, vermochte ſie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitloſigkeit, und daß ihr der Mund ſo bitter wäre. „Meinſt du nicht, liebes Kind — ſagte der Graf — daß es gut ſey, den Arzt aus der Stadt holen zu laſſen?“ — „Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indeſſen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin.“ Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, ſchüttelte den Kopf, Frank, ſein Polarſtern, zog ſich hinter Gewölk, und vom menſchlichen Herzen, dieſem Kompaſſe auf dem Meere zweifelhafter Geſchichten, verſtand der gute Doktor nichts. In ſeiner Spezial-Inquiſition erlaubte er ſich verbotene Suggeſtionen: die Gräfin verwickelte ſich in ihren Antworten, klagte über die widerſprechendſten Leiden, ſtotterte, ward wiederum roth. Der Graf lächelte abermals und ſprach: „Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein laſſen.“

Als Graf Drodeldoc fort war, waren die Leiden der ſchönen Gräfin auch fort. Sie ließ ſich vom Doktor die jüngſten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte dieſen endlich: „Waren Sie ſchon draußen auf dem Freihof beim Baron Haberſack geweſen? Er iſt krank.“ — „Ich bin ſein Arzt nicht,“ erwiederte der Doktor ſeufzend. — „Ich weiß das, ſagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baroneſſe von Ihnen geſprochen, ſie wird Sie rufen laſſen." — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baroneſſe, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herſtellen könne, aber der Baron iſt eben ſo geizig, als ſeine Gemahlin großmüthig iſt. Sie verläßt ſich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereiſe als unerläßlich zu ſeiner Heilung vorſchreiben werden." — „Gnädige Gräfin, eine Badereiſe wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen." — „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelaſſene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badort würden Sie empfehlen?" — „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?" — „Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte ſterben vor Langeweile." — „Was halten Sie von Ems?" — „Man erkältet ſich dort Abends zu leicht." — „Lieben Sie Kannſtadt?" — „Ich hatte mir dort ſehr gefallen; ſchade nur, daß die Eſel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt ſo luſtig machen. . . . Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris, die dortigen Schwefelbäder werden ſehr angerühmt, und ſcheinen mir für meine Umſtände ganz zu paſſen?" — „Ich kenne ſie; glauben Sie doch der franzöſiſchen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Waſſer geworfen, und ſich damit gewaſchen, thut dieſelben Dienſte, wie das Bad von Montmorency."

— „Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reiſe, Paris, die Zerſtreuungen." — „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß ſehr heilſam." — „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, ſeyn Sie geſchickt, Sie werden Mühe haben." „Gnädigſte, ich führe eine Schlange in meinem Wappen."

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb ſich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch ſeinen nahbegüterten Collateral-Verwandten eine ſchadenfrohe Botſchaft zu bringen. „Wartet nur, naſeweiſer Bruder — ſprach er lachend vor ſich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zuſammen eſſen, die geſalzen ſeyn ſoll." Endlich kam der Arzt, er ſtürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und ſprach: „Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flaſche Madera?" Der Doktor zuckte bedeutend die Achſeln. — „Man kann noch nichts ſagen, wertheſter Herr Graf. Man muß der Natur Zeit laſſen, ſich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verſchrieben, zum Verſuch blos." — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" — „Es iſt eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern ſuchen muß." — „Gicht! Doktor. Meine Frau iſt erſt drei und zwanzig Jahre alt, ſo jung und ſchon die Gicht! Ich habe ſie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreiſen, von dem tagelangen Reiten.“ — „Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und ſtärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet ſich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwaſſer-Trinken.“ — Graf Opodeldoc ließ ſich das geſagt ſeyn; er war ein kenntnißvoller Pferdearzt, aber von der Menſchheit in ihrem geſunden und kranken Zuſtande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer ſeiner Frau, ergriff beide dort ſtehende vollgefüllte Zuckerdoſen, und ſchüttete ihren Inhalt zum Fenſter hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbei geflattert und ſchlich langſam und verdrießlich wieder fort, als ſich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechſelte die ſchöne Gräfin Opodeldoc zwiſchen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunſt und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich ſchien die Arznei anzuſchlagen — ſie mochte wohl ſympathetiſch gewirkt haben, denn Sorbie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon ſeit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpſichore hatte dieſe glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage ſchickte die Baroneſſe Haberſack Einladung zu einem Balle, auf dem ſie vor ihrer Abreiſe in's Bad alle ihre Freunde vereinigt ſehen wollte. Die Gräfin ſchmückte ſich auf's Herrlichſte, ſie war ſchön wie — ein Engel. (Warum iſt die chriſtliche Mythologie ſo arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, ſtand, wie Pygmalion vor ſeinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunſtwerk ihrer Hände und flehte die Götter, ſie möchten die Gräfin beleben und in einen Mann verwandeln. Der Graf ſelbſt zeigte ſtarke Spuren innern Wohlgefallens beim Anblicke ſeiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß ſeine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas berſten würde vor Neid, hatte ſein äſthetiſches Gefühl ungemein geſchärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, ſie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menſchlicher Seelenſtärke, einzig in der Weltgeſchichte! o glorreichſte Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Roſen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunſt und Natur bis zum Blenden umſchimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tauſend ſüßen Triumphen . . . ſtieß die Gräfin Ovodeldoc einen durchdringenden Schrei aus, und wollte zuſammenſinken. Der Graf ſtützte ſie und fragte: „Was haſt du, mein Mäuschen?“ Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte ſie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte ſich zu Bette. Sophie, ob ſie zwar als Kammermädchen hinter den Kuliſſen ſtand, ward doch überraſcht von dem Staatsſtreiche ihrer Gebieterin, deſſen Geheimniß ſie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligſtes hatte, in das auch die Prieſterin Sorbie nicht treten durfte, ſondern nur ſie ſelbſt als hohe Prieſterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er ſich zum Grafen und ſagte mit feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen laſſen." — „Noch einen?" rief der Graf. „Ein Kongreß! Steht es ſo ſchlimm mit meiner Frau? Iſt eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?" — „Nein, wertheſter Herr Graf, ſo ſchlimm iſt es nicht; aber die gnädige Gräfin ſcheinen kein Zutrauen in mich zu ſetzen und wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber ſie will nichts davon hören. Sie ſagt, das Geräuſch der Badorte ſey ihr verhaßt, und ſie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu ſprechen. Aber meine Pflicht . . ." — „Herr Doktor, ich liebe die Badorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?" — „Wertheſter Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur ſind der Blinde und der Lahme; die Natur zeigt uns den Weg, den wir ſie tragen ſollen. Um einen Kranken zu heilen, müſſen wir in ihm den geſunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel anſetzen. Die Gicht iſt eine Krankheit, die ſich auf's Hartnäckigſte vertheidigt, ſie iſt mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen ſie auch im Converſations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt. . . .“ Der Doktor ſprach noch länger als eine Viertelſtunde gelehrt und unverſtändlich, um der Gräfin Zeit zu laſſen, ihre Rolle zu rekapituliren. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?“ — „Nein, Herr Graf, das Waſſer iſt zu ſtark.“ — „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft.“ — „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Waſſer allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft iſt dort ſchädlich.“ — „Welches Bad rathen Sie denn?“ — „Das zweckmäßigſte wäre Barrège in den Pyrenäen.“ — „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappiſt attrapiren?“ — „Freilich, Herr Graf, Barrège hat ſeine Bedenklichkeit. Das Waſſer von Montmorency bei Paris iſt ungefähr von gleicher Beſchaffenheit.“ — „Herr Doktor, wenn unſer Einer nach Paris reiſt, ſo koſtet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn ſeyn? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?“ — „Schon Hippokrates, in ſeinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin iſt nicht zu bewegen.“ — „Das wird ſich finden; wenn ich will, muß ſie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor.“

Graf Opodeldoc brauchte länger als vierzehn Tage, ſeine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte ſie ein. „Ich will deiner liebevollen

Beſorgniß dies Opfer bringen," ſprach ſie mit matter Stimme. Sie ward täglich ſchwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind — ſagte der Graf eines Morgens — ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausſchicken, du wirſt für die Reiſe noch Allerlei bedürfen." — „Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin, das Nöthigſte habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie ſich Alles in mir auflöſt, bald ſchließt mich der Tod in ſeine kalten Arme." — „Kinderpoſſen! Du wirſt in Paris wieder aufleben; dann brauchſt du Flitter genug, und dort iſt Alles doppelt theuer." — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdiſchen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!" — „Wie du willſt!" — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons ſehr, doch, als guter Deutſcher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte ſie ſich geſtärkt, und in Strasburg vermochte ſie mit Leichtigkeit den Münſter hinaufzuſteigen. Oben auf der Platte-Form ſagte der Graf: „Mäuschen, du blühſt ja wieder wie eine Roſe." Die Gräfin erſchrack, bedachte, wie wenig entfernt ſie noch von der Heimath wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerſchein der Abendgluth zu verſtecken. Als ſie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutſchland kommend, in Paris einfährt, wollte der Poſtillon, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus beſtellt war. Aber die Gräfin befand ſich plötzlich ſo übel, daß man ſich entſchließen mußte, über die Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für une fievre non maligne, und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adreſſen abzugeben, machte Beſuche, empfing Beſuche, nach einigen Tagen war die Gräfin hergeſtellt, und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutſche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße reſtaurirt. Der Graf ſelbſt fing an ſich in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenſchaftlicher Jäger war, und der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Luſt zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom erſten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt, und da ſie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieſes zu häufigen Zwiſtigkeiten mit ihrem Manne. „Er iſt ein wilder Menſch!“ ſagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute ſind nicht anders!“ erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbſt nahte heran, die Rückreiſe konnte nicht länger verſchoben werden. Der Wagen war angeſpannt, der Colonel umarmte ſeinen Freund. „Adieu, mon ange!“ ſagte er zu Sophie, ihr die Wangen ſtreichelnd;

aber vergebens ſuchte er unter Scherzen ſeine Rührung zu verbergen. Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, ſie zu küſſen, dieſe zog ſie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte der Graf: „Du haſt dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er iſt ein herrlicher Mann, ein ächt deutſches Herz.“ . . . Während auf der erſten Station hinter Paris die Pferde gewechſelt wurden, ſchlug ſich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „Rein vergeſſen!“ Mit freudigem Schreck frug die Gräfin haſtig: „Deine Brieftaſche? Ich habe ſie auf dem Kamin geſehen. Laß uns ſchnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergeſſen; wenn wir nicht eilen, iſt Alles hin.“ — „Die Brieftaſche habe ich — erwiederte der Graf — ich meine, wir haben ja ganz vergeſſen, uns in Montmorency umzuſehen.“ — „Ueber's Jahr!“ liſpelte die Gräfin mit einem leiſen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, deſſen goldene Kuppel in der Abendſonne leuchtete.

Graf Dodeldoc lebte wieder im alten Gleiſe auf ſeinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariſer Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Dieſe hatte ſich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm iſt, in Paris zu ſeyn, iſt es für Frauen noch angenehmer, dort geweſen zu ſeyn und davon zu berichten. Die Herbſtwinde raſchelten, die Blätter fielen. Es kam der erſte November, des Grafen fünfzigſter Geburtstag. Der Graf ſchlief an dieſem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu ſeiner Ueberraſchung Zeit zu laſſen. Er ging hinab in den Saal und wünſchte ſeiner Gemahlin mit erkünſtelter Gleichgültigkeit und Kälte einen ſchönen guten Morgen. Bei ſeinem Eintreten ſagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh', Sophie!“ indem ſie ihr einen ſanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Geſichte und ſchlüpfte lachend hinaus. „Väterchen!“ ſprach die Gräfin mit entzückender Holdſeligkeit — der Graf kam näher — „Väterchen!“ — der Graf ſtand vor ihr — „**Petit Papa!**“ — Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie feſt und zärtlich, er zog ſie zurück; ſie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' ich ſo!

XX.

Die Vendome-Säule.

Man muß ſehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger franzöſiſcher Schriftſteller begegnet, welche Beſchreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entſtanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon ſprechen? Napoleon hat ſie geſchaffen. Um dieſer ſtechenden Wahrheit auszuweichen, ſieht man jene armen Herren ſich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen und ſtellen für ſchreibende Höflinge die ſchönſten Styl-Muſter auf. Sie ſagen: alle Bauwerke der kaiſerlichen Regierung wären ſchon unter Ludwig **XIV.** beſchloſſen worden, Ludwig **XV.** habe wohl daran gedacht, die Entwürfe ſeines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen: Ludwig **XVI.** ſey auf Gleiches bedacht geweſen, habe es aber unterlaſſen, um ſeine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beſchweren. Dann ſagen ſie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen laſſen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm ſo viele und große Werke entſtanden, der Bewunderung zu entziehen, ſagen ſie: Buonaparte habe zu Pferde der Unſterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunſtwerke größeren Nachruhm bringen würden, als ſeine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit ſeiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er ſich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulaſſen. Endlich, weil ſie fürchten, noch nicht genug geſchmeichelt, Napoleon noch nicht genug geläſtert zu haben, ſagen ſie: er habe die Baukunſt nicht geſchätzt, die Baukünſtler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, ſie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant geweſen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieſes wahr iſt, muß man ſich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchſt wahrſcheinlich eine dieſer Perſonen irgend ein Pätſchchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule ſagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajans zu Rom ſklaviſch nachbilden laſſen, weil er den Künſtlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiſte zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wiſſen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künſtler unſerer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwiſchen hölzernen Stäben eingeſperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Unterſuchung geſchützt — das iſt ihr höchſtes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzuſtellen, Allen verſtändlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen ſie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule iſt das ſchönſte unter allen Bauwerken Napoleon's; unter ſolchen nämlich, die eine ſittliche Vorſtellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thieriſchen Menſchen gewidmet ſind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuſer, die der franzöſiſche Kaiſer aufführen ließ, ſo muß man geſtehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome ſoll, wie bekannt, die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie iſt rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein ſchönerer Bauſtoff, als den der türkiſche Kaiſer zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutſche Zeitung ſchmunzelnd erzählt hat, bei ſeinem Barte geſchworen, in Griechenland eine Moſchee von Chriſtenſchädeln aufrichten zu laſſen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons ſtand. Sie war, wie ihr Urbild, ſo feſt auf den Beinen, daß man ſie abſägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde ſpäter das Pferd gegoſſen, worauf Heinrich IV. auf dem Pont-Neuf ſitzt. Ein finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand ſteigt man den ängſtlichen Weg hinauf, der ſo eng iſt, daß man den Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei ſich Begegnende könnten ſich nicht ausweichen. So ſind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde ſich vor einigen Jahren herabgeſtürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Laſt. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelſtichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieſer Säule des Ruhms ſchaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutſchen wohlthun würde, wenn es die Binſe größer und ſtärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben ſie, um die Weltgeſchichte Höflichkeit zu lehren, die Inſchrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Beſtimmung ausdrückte. Die Inſchrift war in lateiniſcher Sprache, und die Wenigſten hatten ſie verſtanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer leſen.

XXI.

Gretry's Herz.

* Deutſche Advokaten — — — — wenn man Gefühl hat, oder das erſte Kind in der Wiege liegt, gelingt es ſelten, den Faden einer vernünftigen Betrachtung ohne Riß abzuſpinnen; hat man aber beides zugleich, wird die Feder gar mitten im Satze aufgehalten, und das verdrießliche Punktum harrt ungeduldig auf die Zögernde. Wie das Bübchen ſchreit, und weint und zappelt! Du plauderndes Räthſel, ich verſtehe dich doch nicht — wer ſagt mir dein Wort? Du ſüßer, gährender Moſt, welchen Wein wirſt du mir bringen? Wirſt du glücklich ſeyn und machen? Wird dein Herz unter warmem blauen Himmel herrlich blühen, bis es die raſche Hand des Schickſals bricht oder der Herbſt ſanft entblättert; oder wird es im kalten Norden erſtarren, daß der Tod nichts mehr zu tödten findet? Wird dein Geiſt auf dem ſtürmiſchen Meere der Wahrheit kühn nach unentdeckten Inſeln ſchiffen, oder auf dem Wochenmarkte des Lebens kaufen und verkaufen, bis der Sarg die Rechnung ſchließt? Wirſt du der zarten Bitte weich entgegen

kommen, oder fliehen vor der bettelnden Verzweiflung und ein Böſewicht werden? Wirſt du das Schwert führen mit tapferer Hand, das Wort mit kühner Zunge? Oder wirſt du flink der Gewalt ausweichen, und ſchmeichelnd den Uebermuth entwaffnen? Wirſt du ein Lehrer der Weisheit werden, wirſt du Unglückliche tröſten durch Gottes Wort, oder Kranke heilen durch die Kräfte der Natur? Alles was der Himmel will! — nur daß er Eines nicht wolle! Wüßte ich, Junge, du würdeſt einſt Advokat; mit dieſen meinen Händen würde ich dich erwürgen, und deiner verzweifelnden Mutter keine Sylbe des Troſtes geben und ihr zuſchreien: Schweig, thörichtes Weib, oder entferne dich mit deinem Jammer. Sparta, nur das Vaterland ſeiner Kinder, hat ſchon die getödtet, die mit verkrüppelten Körpern geboren, und ich, der leibliche Vater meines Sohnes, ſollte ſeine verkrüppelte Seele aufkommen laſſen? Soll ich dieſes blühende Leben hinabſteigen ſehen in die Bleibergwerke giftiger Hanthierung, und dem Grabe zuſchleichen mit ausgetrockneten Adern, oder das Herz aufgedunſen von geiler Geldliebe, einen breiten Sarg ausfüllen? Soll ſich unſer Sohn mäſten mit dem Schweiße der Noth, und ſeinen Durſt löſchen mit den Thränen der Wittwen und Waiſen? Soll er ein kalter Schachſpieler ſeyn, gleichgültig, ob er mit den weißen oder den ſchwarzen Steinen gewinne? Soll er das geſchriebene Recht des Wucherers in Schutz nehmen gegen das verwiſchte Nothrecht des Leichtgeſinnten? Soll er ein

Kuppler ſeyn jeder lüſternen Habſucht und der Verführer ſchwacher Richter? Soll er im Dickicht verſtrüppter Geſetze auf ſorgloſe Wanderer lauern? Soll er, werde er auch der beſten einer, wie ein Zergliederer unter Gebeinen und faulen Eingeweiden verweſter Rechte leben? Nein: lieber ziehe ich dieſe junge Wurzel aus der lockern Erde!.. Doch wie? Haſt du nicht noch eine lange Zukunft vor dir? Wird nicht die Zeit größer werden und mit dir das Vaterland wachſen? Ja, du ſollſt Advokat werden!... Der Schelm iſt eingeſchlafen unter meinen Reden. Ich glücklicher Vater! Er hat ſchon Geſchmack, und gibt mir Ruhe, meinen Satz zu endigen.*

Deutſche Advokaten, Notare, Gerichts-Präſidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben ſchon manche Verſieglung mit Vergnügen veranſtaltet: aber die eines bürgerlichen todten Herzens iſt ihnen ſicher noch nicht vorgekommen. Sie überlaſſen mit Recht dergleichen romantiſche Streiche der Jugend und den deutſchen Calderonen. Ich aber habe eine ſolche Verſieglung mit angeſehen, und ſie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rouſſeau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam ſpäter in den Beſitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und ſtarb daſelbſt. Im Garten liegt ſein Herz unter einer geſtutzten Marmorſäule begraben, die ſeine Büſte trägt und die Inſchrift: **Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici.** Das **mais** iſt ſehr ſchaal; die Franzoſen können keine Grabſchrift machen, ſie verſtehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, ſo viel man es ohne dieſen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtsperſonen aus Paris, mit ſchweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte ſchon — und es war eine ſüße Mai-Dämmerung — aber weder dieſes, noch der Geſang der nahe niſtenden Philomele, konnte die Prieſter der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juriſtiſche Bänder aus der Taſche, umſchlangen damit Gretry's Grabſäule, knüpften ſie an das umherlaufende Geländer feſt, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und ſiegelten gehörig. Es war dieſes der letzte Akt eines romantiſchen Prozeß-Dramas, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juriſtiſchen Leſern, daß ſich die Prozeßkoſten auf zehntauſend Franken belaufen, ſo wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug miſchen, daß ſie ſich meine Zeichnung ſelbſt werden ausmalen können.

Gretry ſtarb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, ſeiner teſtamentariſchen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaiſe begraben. Vor deſſen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man ſolle das Herz des Verſtorbenen herausnehmen und einbalſamiren; aber einige Glieder der Familie widerſetzten ſich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab geſenkt, bis das Gewölbe, das ſie aufnehmen ſollte, vollendet ſeyn werde. Nach zwei Monaten, als dieſes Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Dieſen Umſtand benutzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erführen, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalſamiren, und in eine zinnene Büchſe legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf ſchrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei ſeinem Leben den Wunſch geäußert, daß ſein Herz in ſeinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieſes Wunſches gedenkend, ſey er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt ſchrieb zurück: Er nehme das Geſchenk an, und man ſolle es ihm durch den nächſten Poſtwagen ſchicken. Er ſoll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz portofrei; indeſſen wird dieſes komiſchen-ökonomiſchen Verhältniſſes in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in dieſem Verfahren den edelſten der alten Römer, die dem Dienſte des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand ziſchte auf und dampfte, als der kalte, proſaiſche, kanzleiſtyliſche Brief ſich darüber hergoß: er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umſtände hatten ſeinen frühern Entſchluß abgeändert. Erſtens hatte er unterdeſſen die Eremitage an ſich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war alſo der angemeſſenſte Platz für Gretry's Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgeriſſen worden, und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariſer Friede ſey hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des koſtbaren Ueberreſtes eines ſeiner großen Männer berauben. Er ließ alſo im Garten der Eremitage ein Denkmal ſetzen, worunter das Herz gelegt werden ſollte. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum Zweitenmale nach Paris, und breiteten ſich in der Umgegend aus. Herr Flammand flüchtete ſich und ſein Herz vom flachen offnen Lande in die ſichere Stadt, wo der Palais-Royal auch Baſchkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutſchen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes mit Schonung behandelt, und gegen jede Zerſtörung bewacht und geſchützt. Er eilte froh mit ſeinem Herzen hinaus, und traf zwei junge preußiſche Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rouſſeau's Denkmal gekniet, das ſich, von der Epinai eiteln Sorgfalt aufgeſtellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigeſetzt.

Die Stadt Lüttich ſchien ihre alten Anſprüche aufgegeben zu haben, und ließ ſich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erſt im Jahre 1820 brachte ſie die Sache wieder in

Anregung, und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieſer beantwortete den Brief nicht. Darauf ſchlug der Bürgermeiſter von Lüttich einen ſchlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiſelle Kerpenn, Modehändlerin, die in eigenen Geſchäften von Lüttich nach Paris reiſte, dem Herrn Flammand auf dieſe oder jene Art ſein Herz zu entreißen. Demoiſelle Kerpenn, in ſolchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuverſichtliche Modehändlerin verkannte den Geiſt der Zeit, ob ſie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen ſollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus ſey, und als ſie nun mit ihren Abſichten und Reizen vorrückte, wurde ſie zurückgeſchlagen. Da nahm ſie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'ſche Familie zu entzweien, und ſie wußte ſich von einigen Gliedern dieſer Familie die ſchriftliche Erklärung zu verſchaffen, daß es ihr Wunſch und Wille ſey, daß Gretry's Herz nach Lüttich geſchickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den franzöſiſchen Gerichten und verlor den Prozeß in der erſten Inſtanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat ſich jetzt Herr Flammand an das Caſſations-Gericht gewendet, doch iſt zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form iſt gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug iſt.

Glücklich diejenigen, deren Herz erſt nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieſes hatte vor zehn Jahren aufgehört zu ſchlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in ſeinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jetzt, nachdem es ſieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es ſeine Ruheſtätte verlaſſen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geſchieht aber mit der Grabſäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die: Ton coeur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieſes nicht das erſte Beiſpiel einer conjugirten Grabſchrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil ſie Leben in den Tod bringt. Auf Rouſſeau's Grabmal in Ermenonville ſtanden die Worte: Ici repose l'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der franzöſiſchen Revolution Rouſſeau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inſchrift das Wort repose in reposa. Herr Flammand iſt übrigens Willens, Gretry's Grabſchrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbeſſern, ſondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die franzöſiſchen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutſche Lapidar-Styliſten werden erſucht, mir darüber ihre äſthetiſchen Vorſchläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anſchlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld, (doch trifft das Eine ſeltner ein, als das Andere,) kann man ſich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienlichen öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anſchlagzettel, die man ganz unentgeltlich, zwar nicht benutzen, doch leſen kann. Paris hat, wie jede deutſche Stadt, ſeine Intelligenz=Blätter, petites-affiches genannt: ich habe aber in einer großen Sammlung derſelben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein proteſtantiſches Dienſtmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen ſucht, wo ſie „ihrer Religion obliegen könne.“ Es iſt leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfniſſe in dieſen petites affiches nicht angeboten werden. Erſtens, weil ſie von Fremden und höhern Ständen wenig geleſen werden, und zweitens, weil ſie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, ſich gehörig auszuſprechen. Die Pariſer loben ihre Waaren und andere Kunſterzeugniſſe niemals im Lapidar=Styl, und wenn ſie, weil ihnen etwas gelungen, ſich ſelbſt loben, ſagen ſie nicht wie Cäſar: „Ich kam, ſah, ſiegte!“ — ſie ſind zu beſcheiden — ſondern ſie gebrauchen viele und große Worte, und erzählen ihre Feldzüge umſtändlich. Die Anſchlagzettel ſind ihre Kommentarien. Man findet dieſe an hundert Häuſern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier ſind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, ſondern ſehr kluge Leute. Sie wiſſen nämlich, mit wem ſie es zu thun haben — mit Franzoſen, die mit ihren Augen nicht blos ſehen, ſondern auch hören, riechen, fühlen und ſchmecken. Darum ſind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derſelben ein ganzes Quartal des Berliner Freimüthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen ſie ſich ſeit einiger Zeit der großen engliſchen Buchſtaben von durchbrochner Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den ſchwarzen Balken als egyptiſche Hieroglyphen räthſelhaft erſcheinen. Ich will einige gute Muſter von dieſen Anſchlagzetteln zur Kenntniß des wißbegierigen Leſers bringen, und dabei den Text mit den nöthigen moraliſchen Anmerkungen begleiten.

Die erſte Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil ſie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; ſie leuchtete durch ihre Beſcheidenheit hervor. Sie bietet Schreibluſtigen **Plumes sans fin** an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich ſchreiben — eine in Deutſchland längſt bekannte Erfindung. Schriftſteller, die ſich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu ſorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, ſo fließt dieſe aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeſchraubt wird, unaufhörlich von ſelbſt zu. So oft die Feder trocken geworden iſt, gibt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt ſich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfriſcht ſie.

Neben dieſem Zettel breitet ſich ein anderer aus, der zwei Ellen feine Holländiſche Leinwand lang iſt. Die Buchſtaben wechſeln in allen Farben des Regenbogens ab, die ſchwarzen ungerechnet. Oben ſtehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrenneriſcher Sinn erfordert: **A bas les perruques!** In manchem Schweizer- und deutſchen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behörden angeſehen werden; hier aber durfte man ſo etwas, ſogar unter Aufſicht der Polizei drucken laſſen! Doch ſcheint es, daß ſich die Pariſer Polizei auch ſpäter eines Beſſern beſonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: **A bas le perruques!** ſondern, zwar ironiſcher, aber minder ſtaatsgefährlich: **Adieu les perruques!** Der Perrücken-Tödter macht bekannt: „**Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescou triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croitre les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.**“ O du Haarkräusler, was haſt du gethan! Du haſt die weißen Haare zerſtört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran ſoll man künftig Jünglinge von Greiſen unterſcheiden? Wo ſoll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke ſuchen? Was ſoll Mädchen und Fürſten in ihrer Wahl leiten? Das hätteſt du Alles wohl bedenken ſollen, Haarkräusler! — Dieſem Zettel ſchließt ſich verwandtſchaftlich folgender an: „**Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.**“ Der gefühlvolle Leſer wird ſchon von ſelbſt wiſſen, was er hiebei zu denken hat. — Nützlicher iſt die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, **Caléfacteurs** genannt. Es heißt von ihnen: „**La cuisson commence par quelques centimes de combustible, continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide d'abord bouillant ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.**“ Eine ſchöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann ſich zwar, vor wie nach, erhängen, erſchießen, vergiften; aber erſäufen kann er ſich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberſchrift: **On ne peut plus se noyer!** Eine neuerfundene Schwimm-Maſchine verhindert dieſes. Dieſe Maſchine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Perſon, die ſich ihrer bedient, ſo daß ſie immer den fünf und zwanzigſten Theil des Körpergewichtes ſchwer iſt. Nach dieſem Verhältniſſe koſtet ſie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält ſich alſo wohlfeil über dem Waſſer, wichtigen Leuten aber koſtet dieſes viel. Auf dem feſten Lande iſt es gerade ſo.

„**Gallerie métallique de la fidélité.**“ Was heißt das? Es wird zur Subſcription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzoſen abgemünzt werden ſollen. Da werden ſie viel zu thun haben: die fidélité métallique iſt gar groß in Frankreich. Der Proſpektus führt zum Motto: „Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!“ — wodurch auf eine feine Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menſchen ſind. — **Bücheranzeigen.** „L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle“ — koſtet 30 Sous. Aber „L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier“ — koſtet 3 Franken, alſo das Doppelte. Iſt das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder iſt die Kunſt, mit Männern glücklich zu ſeyn, eine ſchwerere Kunſt, die ſich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eines von Beiden muß wohl der Fall ſeyn. — **Cravatiana** ... Das Uebrige kann ich nicht leſen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrſcheinlich ein Lehrbuch über die Kunſt, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigſten der freien ſchönen Künſte! Die Sybilliniſchen Bücher der Pariſer Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Konſulat, wäre einſt ein ſchöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel geſtanden und habe verſucht, ſich das Halstuch maleriſch umzubinden; es ſey ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall ſey ein Gott geweſen. Nie früher habe die langſame Kunſt ſo Herrliches zu Stande gebracht, als hier der raſche Geiſt der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des ſchönen Jünglings Regel geblieben. — *Verlorne Sachen.* Jemand hat zwei Dinge verloren. Erſtens, einen dunkelgrünen Papagei — wer ihn zurück bringt, erhält 30 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man erſieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer iſt in Paris. . . . . Ein junger Menſch „au désespoir“ hat 8000 Franken verloren — wer ſie zurückbringt erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchſtaben ſteht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beiſpiele, daß dieſes Appellations-Gericht das Urtheil der erſten Inſtanz, welche entſchieden, der Finder ſolle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei iſt eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem Eigenthümer unter Couvert zuzuſchicken, die übrigen 500 Franken aber könne er für ſich behalten. Es muß alſo in Paris doch nicht ganz an Beiſpielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn ſonſt würde man die Druckkoſten zu ſolchen Anſchlagzetteln nicht verſchwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß ſie das Geld verſpielt. Erſt kürzlich wurde ein wohlgeſitteter junger Menſch von ſeinem Prinzipal mit 50,000 Franken ausgeſchickt. Zufällig führt ihn ſein Weg durch das Palais Royal. Der böſe Geiſt kommt über ihn, er ſpielt, verliert das Geld, und ſtürzt ſich in die Seine. Ueber eine Naivetät der franzöſiſchen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erſchien die amtliche Statiſtik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbſtmorden, die ſich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielſucht geweſen. Und das erzählen ſie ſelbſt! Als wenn die Spielſucht wie die Schwindſucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie ſagen zwar, öffentliche Spielhäuſer wären nothwendige Uebel in Paris: denn ohne ſie würde heimlich geſpielt werden, und dann könne die Polizei keine Aufſicht halten. Das ſind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte eben ſo gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als ſie Jeden, der ihr politiſch verdächtig geworden iſt, ausfindig macht, wenn ihr an dem

Einen ſo viel gelegen wäre als am Andern. Die Sache liegt daran: erſtens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld ſie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuſer als die Kloaken angeſehen, wo alles ſchlechte Volk zuſammenfließt, die alſo die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuſer der Polizei als Sklavenmärkte, wo ſie ihre geheime Agenten anwirbt und zuſammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutſchen. Was will der? Er bietet ſeinen Unterricht in der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache an: die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß ſie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutſche Treue! — Madame Garnerin ſteigt den nächſten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauſpiel ſelbſt mit anſehen; am Zettel iſt nur das merkwürdig, daß die erſten Plätze 40 Franken die Perſon koſten. — Dort das Rieſenblatt mit einem großen Holzſchnitte am Kopfe? Es iſt ein Kapaun am Bratſpieß. . . . Nein, es iſt ein ungeheures Ochſenauge, von einem Meſſer durchſtochen, welches eine Staarnadel vorſtellen ſoll. Ein médecin oculiste bietet ſeine Dienſte an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht ſehen können; das Schwert im Auge würde ſie abſchrecken. Der Oculiſt bemerkt ſchlau: „**Rien sans lui!**“ Er führt mit Namen und Wohnungen eine Liſte der Perſonen an die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optiſchen Waaren und gibt nicht blos die Gläſer, ſondern auch die Augen dazu her. Er hat eine „**Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.**“ Wer ſie in Dutzenden kauft, erhält ſie wohlfeiler. Da der Oculiſt auch Thränenfiſteln heilt, ſo gehört ſeine Ankündigung in das Fach der romantiſchen Literatur. Er wohnt ſehr maleriſch in der **Rue de la monnaie**. — Ein Zettel in engliſcher Sprache lautet wie folgt: „**Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Café in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.**“ Sehr räthſelhaft! Iſt es eine Männer- oder eine Weiberſtimme? Iſt es eine Herausforderung? Iſt es ein Sirenenlied? Iſt ein Engländer unglücklicher Weiſe ſeiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeſchifft, und iſt er ſchnell und erſchrocken an ihr vorbeigeſchlürft? Doch, was es auch ſey, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauſpiele in fünf Akten geben, ſo iſt dieſe Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italieniſcher Sprache fehlt es nicht; aber deutſche

Ankündigungen habe ich noch nicht geſehen. Die einzige öffentliche deutſche Inſchrift, die mir in Paris vorgekommen ſteht, in goldnen Buchſtaben an der Glasthüre eines Kaffeehauſes und lautet: Deutſches Frühſtück. Wahrſcheinlich iſt dieſes Frühſtück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es beſtehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Bierſuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalitè.

„Sie ſtirbt daran. Vielleicht beſſer ſo, daß ihre Leiden enden. . Wir brauchten eine von Erz. . . Ihr werdet ſehen, es iſt ihr Salto mortale. . Er liebt die Wüſten, wo man horcht der Stimme der Natur . . der Silberſtimme der Natur . . . die Schande? Eine Flaſche Jordan-Waſſer wäſcht alle Flecken rein.“ — Die Reden wurden immer ſauerer, Adelen's Blicke auf Alphons immer ſüßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein ſtilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt, und ſie klopfte manchmal an, zu hören wie es ihm ging. Auch jetzt horchte ſie, und fragte ihre Mutter: Mama, was iſt denn die Septennalitè? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und ſie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für ſich allein, glich an Emſigkeit einem Ameiſenhaufen. Zucker, Salz, Eſſig, ſpaniſchen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald Dieſer bald Jener reichte, miſchte ſie zuſammen, eine ſchmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend geſtern war köſtlich! — „Mama!“ — Frau von Beauvais begnügte ſich, ihre linke Hand auszuſtrecken, doch ohne dieſer nachzuſehen, und ſprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte ſie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgeſtreckten Zeigefinger warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das, von einer Milch-Lampe erhellt, wie im Mondlichte ſchwamm und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöſe der ſtreitenden Zungen uns nicht ſtöre. — Ach die häßliche Zeit, wo ſchöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken, und ohne Furcht mit uns allein ſind im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was iſt die Septennalité?“ — Zum Glücke ſchlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu beſinnen. Der letzte Schlag war ſchon fünf Minuten ausgeklungen, und ich ſah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr ſtand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel ſaß auch Adele in einer Bergere. Wer dieſes Mädchen einmal ſah, wünſchte ſie immer zu ſehen, oder ſie nie geſehen zu haben. Maler würden ihre Pinſel und ihre Palette wegwerfen, und Raphael einen Stümper ſchelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Kriminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu ſeyn! — „Nun, mein Herr? Sie ſeufzen? Sie ſind nicht wohl?“

Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die geſprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen böſen Traum.... „Glauben Sie an Träume, mein Herr?“ — Werde ich dürfen, Adele? — „Was träumte der böſe König?“ — Sie müſſen mich beſſer hören, Adele; ich ſprach von keinem böſen König, ich ſprach von des Königs böſem Traum.... Er träumte, er ſtünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Fluſſe ſtiegen ſieben Kühe, die waren fett. Dann kamen ſieben andere Kühe, die waren mager... „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!“ — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich ſagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertauſend Jahren, lebte ein Jüngling, der Jakob hieß. Zu dieſem ſprach eines Tages ſein alter Vater: — haſt du nie geliebt?... „Nie, mein Herr... Nie, mein Vater,“ erwiederte Jakob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte! — ... So gehe hin, mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob ſeines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durſtig war, hörte er eine Quelle murmeln, und er folgte ihrer Stimme. Er ſah ein Mädchen, das ſich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verſchloſſen. Jakob nahte ſich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete ſich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsſtrahl ſpaltete ſich, zündete in Beider Herzen, und ſie ſanken ſich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerſt aus dem Entzücken, ſchaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und ſprach: Wie nennſt du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — Ich bin der Sohn Iſaak's und Rebeccas, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an ſeine Bruſt, und ſprach: Hier, hier, wo die Seele ſitzt, da war es mir wie gebunden; jetzt bin ich frei. Freiheit, ſüße Freiheit! Du Rahel, reichteſt mir der himmliſchen Luſt unvermiſchten Trank. — Rahel ſprach zu Jakob: Hier, hier, wo es mir im Verborgenen ſchlägt, ach, da war 's mir ſo bang und düſter! Jakob, mein Hort, und Licht, ich zittere nicht mehr, es iſt mir nicht mehr dunkel. — Willſt du mein Weib ſeyn, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und ſprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter ſeinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen ſprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban, und ſprach: Gottes Segen über euch, Herr Fürſt! Ich heiße Jakob, gebt mir Eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und ſchlimmer Herr, und der Zorn kochte in ſeinem Herzen über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob! ſprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, ſo nehmt ſie, und mit ihr Knechte und Heerden, ſo viel Ihr begehrt. — Herr Fürſt! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach Rahel ſteht mein Sinn. — Guter Jakob, ſprach Laban ſanft und lächelte wieder, Ihr ſeyd zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter geworden. Dient mir ſieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürſt! ſprach Jakob; und treu diente er ſeinem Herrn. Jakob und Rahel liebten ſich, ſie ſahen ſich, und ungezählt gingen ſieben Jahre vorüber. Aber die tückiſche Lea, tückiſcher, weil ſie verſchmäht war, kränkte oft ihre Schweſter, verläumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im Stillen. Jakobs Dienſtzeit ging zu Ende, und der verheißene Tag ſeines Glücks kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, ſtand davor; der Prieſter ſprach den Segen. Während dieſer murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es iſt Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch ſie iſt unglücklich: ich will ihr Freund ſeyn. — Der Segen war geſprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erſchrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme, die er vernommen, war der getäuſchten Rahel ihre. Laban der Schelm hatte ihn betrogen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom Altare, und ſtürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und ſchwach, und dem Jüngling ſank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und ſprach: Seyd nicht böſe, guter Jakob! Ihr ſeyd zu alt für meine Rahel. Dient mir ſieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachſen, dann ſey ſie Euer. — Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch dieſe ſieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verſchob von Morgen zu Morgen ſeiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er ſprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg, ſo viel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn ſie liebten ihn, eine auserleſene Schaar, und entfloh mit Rahel. Laban der Schelm ſetzte ihm nach. . . „O bitte, mein Herr, nur einen Augenblick. Mama hat mich gerufen.“

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man ſtritt noch immer; Frau von Beauvais wirthſchaftete ſo emſig wie zuvor; man lachte, ſcherzte, aß Gefrorenes und ſpielte Karten. Aber Adele ſaß am Fenſter neben Alphons, und koſte die letzte Wolke der Eiferſucht von ſeiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalité vergeſſen. Glücklicher Alphons! Liebe iſt noch ſchöner als Freiheit. Liebe, Alphons, und wenn du ſatt biſt — haſſe!

XXIV.

Ariſtokratismus des Geiſtes.

Der Franzoſe von heute (traue ein anderer dieſem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politiſchen Ariſtokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er ſie findet, mit Spott zu verfolgen, wo er ſie ſucht. Daß er aber in Verhältniſſen, die den Menſchen ſo viel näher angehen, wie die bürgerlichen, als der Rock ihn enger umſchließt, wie die Stadtmauer; daß er in ſeinem geiſtigen Leben einer Ariſtokratie unterworfen iſt, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unſer freiheitsliebender Franzoſe, nicht die leiſeſte Ahnung. Im Reiche der franzöſiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft herrſchen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und ſchnurgerader Anſtand unbeſtritten und ungeneckt. Jeder Grundſatz wird nach ſeinem Wappen, jede Kunſtregel nach ihrer Familie gefragt: ob ſie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herſtammen, und haben ſie Nichts als ihren ſelbſteignen angebornen Werth, werden ſie mit Naſerümpfen abgewieſen. Man leſe ihre neueſten Tragödien — da iſt noch ganz der beſtäubte Kanzleiſtil der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, ſie bewegen das Haupt noch immer ſo muſterhaft und ſchwer, als früher, da eine Alongeperrücke auf ihm laſtete. Vergebens ſchweben ihre verliebten Schönen im griechiſchen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbruſt, den Reifrock der Frau von Pompadour — man ſieht ſie nicht mehr, aber man hört ſie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenſchaft — ſie ſind wie Schönpfläſterchen angebracht und geordnet. Der Geſchmack iſt ihr Deſpot, vor dem ſie kriechen. Man leſe ihre Werke über Gott und Menſchheit: euer Geiſt fordert Brod, und man gibt ihm gepeitſchte Sahne. Noch immer glauben ſie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenſchaum der Philoſophie abzuſchlürfen, und es ſey kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die beſten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — dieſe theatraliſchen Stellungen, dieſe Koketterie, dieſe Gallafarben, dieſe geſchnörkelten Faltenwürfe, dieſe friſirten Haare — es iſt ganz der alte Hofpomp von Verſailles. Wer iſt der große junge Menſch auf dem Schlachtgemälde dort, der ſich für den erſten hält, weil er vorn ſteht, der ſich ſpreizt wie ein Bühnenkönig, und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Iſt es der Tambour-Major der alten franzöſiſchen Kaiſergarde? Nein, es iſt Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künſtlern und ihren Werken als *manierirt* tadelt — die unverzeihlichſte aller Geiſtes-Sünden, weil das Verderben, das ſie anſtiftet, nicht wie bei Shakſpeare, Beethoven und den altdeutſchen Malern, ein Austreten des Genius, ſondern deſſen Dürre zum Grunde hat — dieſes manierirte Weſen durchfröſtelt die Franzoſen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Muſik machen und dieſes mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme ſpüren, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünſtelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art, die Häuſern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde *gewurzelt*, und deren Wände man ſtatt mit Backſteinen mit Laub ausgefüllt, und ſtatt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte ſo kommen! Seit Franz I. haben die franzöſiſchen Könige und ihre Hofleute die Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigt, und dieſe ſuchten, wie alle Günſtlinge, ihre Gunſt durch dieſelben Mittel zu erhalten, wodurch ſie ſie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundſätze, Neigungen, Leidenſchaften und Launen ihrer Beſchützer. Dieſes hat ſich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrſcht der Hof Frankreichs Geiſter, nur daß dieſer Hof größer geworden iſt, daß ihn, wie ſonſt die Gitter der Tuilerien, jetzt die Mauern von Paris umſchließen. Die Ariſtokratie der Hauptſtadt läßt in Frankreich keine Geiſtesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geiſtige Leben ſehr theuer iſt, muß man, um Alles zu genießen, ſein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteſte Ruhm ſich nach acht Tagen verjährt, und jeder vergeſſen iſt, von dem man eine Woche nicht geſprochen, muß der geiſtreiche Menſch ſeinen Schatz zu Goldſchlägerblättchen dünn ſchlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung ſtattfinden? Alle Werke der franzöſiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, ſondern auch beurtheilt, ſo daß ſich Richter und Partei in einer Perſönlichkeit vereinigen — wie kann da Belehrung ſtattfinden? Aber den unſeligſten Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft üben die politiſchen Parteien aus. Dieſe Parteien rekrutiren ſich, wie ſich ſonſt die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt, wer fähig iſt eine Flinte zu tragen, und ſie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftſteller und Künſtler der ihr gegenüberſtehenden herabſetzt, das verſteht ſich von ſelbſt und ſchadet nicht viel; denn unverdienter Tadel iſt mehr geeignet aufzumuntern, als niederzuſchlagen. Das Verderbliche iſt darin, daß jede Partei die Werke der Künſtler und Schriftſteller, die unter ihrer Fahne ſtreiten, unverdient lobt.

Was ſich die Ultras hierbei zu Schulden kommen laſſen, braucht nicht gerügt zu werden; denn dieſe Partei iſt ſo alt wie die Welt, und ihre Fehler ſind zu tief gewurzelt, als daß ſie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung iſt, und deren Schwächen neu ſind, muß man dieſe vorhalten. Sie ſollte wiſſen, daß es ihr Zweck ſeyn muß, dem Geiſtigen die Herrſchaft über das Materielle, dem friſchen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Geſetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg ſchon halb errungen iſt, wenn ſie den Feind dahingebracht, mit den Waffen des Geiſtes zu fechten. Warum alſo die Künſtler und Schriftſteller, die auf der Seite der Ultras ſtehen, herabſetzen? Da ſie mit dem Geiſte ſtreiten, ſtreiten ſie auch *für* den Geiſt, für die Wahrheit alſo, ſie mögen es wiſſen oder nicht, ſie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andre Fehler, den die Liberalen begehen, iſt der ſchon gerügte, daß ſie alle ihre ſtreitbaren Talente in der Hauptſtadt zuſammenhäufen, daß ſie, ſtatt gegen die Ariſtokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn ſie ſie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es iſt zu wiederholen: die Franzoſen ſind *einſeitig*, und dieſer Fehler tritt gegenwärtig um ſo ſtärker hervor, gerade weil ſie ſich bemühen, ſich davon frei zu machen. Die Sprache, dieſe Kleidung des Geiſtes, iſt ihnen zu frühe angemeſſen und gefertigt worden, und da ſie täglich wachſen und vollkommner werden, werden ſie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten ſie ſtatt Ludwig **XVI.** ihr Wörterbuch der Akademie entthront, ſo würden ſie zwar langſamere Fortſchritte, aber auch keine Rückſchritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft.

Der Einfall eines engliſchen Schauſpieler-Trupps in das Gebiet der franzöſiſchen Eitelkeit war ſeit vierzehn Tagen angekündigt. „**Nous verrons**,“ ſagte der Miroir. Das war kurz und deutlich: denn dieſes Blatt, eines der ſchlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimniſſen ihrer Gebieterin. Zwar machte es ſpäter ein gar frommes Taubengeſicht und ſagte: Freilich müſſe jeder brave Franzoſe die Engländer haſſen, aber Künſtler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Schauſpielern müſſe ja Allen erwünſcht ſeyn, da nicht zu zweifeln wäre, wie ſie ausfallen würde: man möge alſo ſo gut ſeyn, und ſich ruhig verhalten. Aber dieſer dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunſch und Erwartung durchleuchten, man werde die engliſchen Schauſpieler mit Händen und Füßen zurückweiſen und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anſchreiben. — Und es geſchah.

Die engliſchen Schauſpieler hatten mit dem **Théatre de la Porte St. Martin** einen Vertrag auf ſechs Vorſtellungen abgeſchloſſen. Die erſte Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: „By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare.“ Dieſe marktſchreieriſchen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauſpieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eiferſucht des Othello, die der Franzoſen zu ſehen war Jedermann geſpannt. Das Gedränge vor dem Hauſe war unbeſchreiblich, und das Heer von Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug geweſen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte diesmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzoſen zu beobachten. Jeder ſtrengte ſich mit Händen und Worten an, ſich Luſt zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenſtöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die geſprochenen Grobheiten waren wie in Muſik geſetzt. Endlich ward auch ich in das Haus geflutet, und im Orcheſter hart neben dem Souffleur-Kaſten ausgeworfen. Die Vorſehung hatte mir dieſen Platz angewieſen, denn ich war von ihr beſtimmt, am heutigen Tage eine der erſten Rollen zu ſpielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als ſogleich das Schauſpiel begann; nicht das Schauſpiel, welches die Schauſpieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) ſondern das, welches die Zuſchauer gaben. Man übte ſich im Schreien, im Pfeifen, im Quieken, im Pochen, im Singen und in allen übrigen akuſtiſchen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuſchlagen gedachte. Ein frommes deutſches Ohr, wie das meinige, von der zarteſten Kindheit an gewöhnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erſchrocken zurückzufahren, war ganz erſtaunt zu hören, daß man ſich in Gegenwart der Gensdarmen ſo viel herauszunehmen wagte. Dieſe aber bewegten ſich nicht und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des erſten Ranges mit lauter Stimme „**la Canaille**“ rufen. Da ward das wüthende Geſchrei noch allgemeiner und ſtärker. „**A la porte, à la porte, Martainville!**“ riefen mehr als tauſend Stimmen. Dieſer Söldling der Ariſtokratie, der bekannte Herausgeber des **Drapeau blanc** war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und ſtolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeſchrei verachten: er zog die Achſeln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche ſchrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten ſich, dieſe Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu laſſen, und man beſtand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handſchuh wurde ihm ins Geſicht geworfen: er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatſchen im ganzen Hauſe. Jezt erhob ſich der Vorhang. Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachſpotten der breiten und zähen engliſchen Worte und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer ſeyn. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obſt, Sousſtücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauſpieler. Dieſe aber zeigten eine unerſchütterliche Feſtigkeit und ſpielten fort, als herrſchte die aufmerkſamſte Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime geſpielt. Ich bemerkte nur ſehr wenige Zuſchauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute ſich doch dieſes bürgerlichen Schauſpiels, das hier mit ſo vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger, ſauberer Menſch, der neben mir ſaß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den engliſchen Othello mitgebracht, wahrſcheinlich um ſich in der richtigen Ausſprache zu üben, denn er folgte den Schauſpielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geſchrei Nichts hören. So oft nun die Inſurgenten irgend ein losgelaſſenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Menſch außer ſich und ſprach ironiſch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutſchen von der franzöſiſchen Urbanität denken!“ rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einem, wenn auch nur ſporadiſchen Reſpekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich ſein Klagelied mit ſang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — ſagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte ſich Othello bis zur Mitte des dritten Aktes mit Mühe und Gefahren durch. Da entſtand ein Wortwechſel zwiſchen zwei Zuſchauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, paniſcher Schrecken ergreift Alles, das halbe Parterre wälzte ſich zum Orcheſter hin, ſprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bäſſe, und ſchickte ſich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um dieſem böſen Beiſpiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erſte, der auf die Bühne ſprang, die andern hinten drein. Jetzt ließ man den Vorhang fallen. Gensdarmen füllten die Scene, um das fernere Voraufſtürmen der Zuſchauer zu verhüten. Auf der Inſel Cypern war ein tolles und luſtiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, ſchäkernde Schauſpielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Geſichtes abgeſchwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikaniſche Wange; die ſanfte Desdemona ſchimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingeſtreckt; Jago trug einen Frack über ſeiner Ritterkleidung und ſchien mir die beſte Seele von der Welt zu ſeyn. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende geſpielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelaſſen wurden. Man begnügte ſich, Desdemona ohne weitere Umſtände erwürgen zu laſſen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauſpieler, es ſchrie, pfiff und lärmte bis an's Ende. Von ſehr komiſcher Wirkung war es, daß in einem kleinen Luſtſpiele mit Geſang, welches auf Othello folgte, Gallerie und Parterre an allen Geſängen Theil nahmen, und die Stimmen der unerſchrocknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erſchallen. Die Liberalen entſchuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menſchenfreundlicher Nachſicht. Mit Unrecht. Der Jugend iſt wohl Verblendung zu verzeihen, weil ſie von zu ſtarkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „**Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national,**“ wären etwas zu weit gegangen — ſagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariſer Jugend einen ſo ſchlechten Tiſch führt, jener **Horreur** iſt eine Speiſe, die der **Almanac des Gourmands** gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meiſten erſtaunen muß man über die grauen, erfahrenen franzöſiſchen Freiheitsmänner, die doch ſonſt ſo argwöhniſch auf alle Schritte der Macht, und ſo ſcharfſichtig ſind, ihre Liſten zu entdecken — daß ſie ſich hierin ſo zum Beſten haben laſſen, nicht einſehen, daß jener **Horreur de tout ce qui n'est pas national**, eine der anerzogenen Schwächen iſt, genährt, die Völker feindlich auseinander zu halten, um ſie getrennt ſo leichter zu beherrſchen, und daß ſie vergeſſen, daß zu allen Zeiten die Herrſchſucht die Leidenſchaften der Freiheit benutzte, um ihre eignen zu befriedigen. Die ariſtokratiſchen Blätter auf der andern Seite hielten es mit dem Neger von Venedig, und nannten die jungen Menſchen, die ſich herausgenommen ihn auszupfeifen, **Jacobins, regicides, Seides d'une faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état.** Daß übrigens beide Parteien in ihrer literariſchen Kritik des Othello übereinſtimmend behaupteten: freilich könne man Shakſpeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der engliſche Dichter ſey doch nicht ohne Gutes — das verſteht ſich von ſelbſt: wenigſtens das Erſtere.

Zwei Tage ſpäter wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Luſtſpiele von Sheridan, welches in Deutſchland unter dem Namen die Läſterſchule bekannt iſt. Man hatte die Preiſe der Plätze erhöht und glaubte damit etwas ſehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt als das vorige Mal, und von der nämlichen Menſchenklaſſe. Ich war dieſes Mal ſo vorſichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz und beſah das Schlachtfeld aus der Vogel-Perſpektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwiſchenſpiele. Er ließ ſich ſehen, und **à la porte Martainville, à a porte le vil Martain,** donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da ſchickte man ſich an, ſeine

Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jetzt erhob ſich der Vorhang; aber ſey es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, ihm zu widerſtehen — nicht die erſte Scene konnte ausgeſpielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jetzt rief es: **le Directeur!** Man meinte nämlich den franzöſiſchen Schauſpiel-Direktor, der ſo unfranzöſiſch geweſen, Engländer auf ſeiner Bühne erſcheinen zu laſſen. Der Gerufene kam. Nüſſe, Talglichter, Handſchuhe flogen ihm in's Geſicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: **Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses!** Der zitternde Melodramen-Direktor ſprach Einiges, das ich nicht verſtand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortſpielen oder nicht? Und ein donnerndes „**non**“ erſchallte, mit einer Einſtimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es ſich die beſteingeübten Chöre in der Braut von Meſſina hätten zum Muſter nehmen können. **A bas les Anglais, point d'Etrangers en France**, ſchrie es von allen Seiten. Der Direktor verſprach ein franzöſiſches Stück und trat ab. Der Zorn legte ſich und ein Luſtlärm begann. Das Parterre ſtimmte ein Lied an, worin es heißt: **La Victoire est à nous.** Jetzt traten die franzöſiſchen Schauſpieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeſchrei empfangen, jedes Wort wurde beklatſcht. **Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas des beafsteeks**, rief Einer von der

Gallerie herab. Bis, bis, ſchrie das Parterre und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende geſpielt und die Ruhe war vollkommen wieder hergeſtellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelaſſen, der geforderte Direkteur erſchien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergeſehen haben, denn man hörte Waffengeräuſch hinter dem Vorhange, man ſah die Inſtrumente aus dem Orcheſter wegtragen. Jetzt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrſcheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob ſich das ganze Parterre, ſtürzte in's Orcheſter, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf ſie dem Hute nach. Jetzt erhob ſich der Vorhang, das Schauſpiel begann, und mit ſolcher natürlichen Natur wurde noch nie geſpielt. Eine Kompagnie Gensdarmen ſtand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten ſtand dieſe Streitmacht unbeweglich ſtille und verſuchte ihre Meduſenkraft. Aber dieſer Anblick machte die Wuth der Zuſchauer nur flüſſiger. Die Stühle flogen den Gensdarmen an die Köpfe, und als die Stühle erſchöpft waren, riß man die Bänke los und ſchleuderte ſie hinüber. Staubwolken und Angſtgeſchrei der Weiber erfüllten das Haus. Jetzt kommandirten die Offiziere zum Angriffe. Die

Gensdarmen mit geſälltem Bajonette drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf ſie herabgeworfen, viele ſtürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der letzte, der blieb, um das Schauſpiel bis an's Ende zu ſehen. Da ſtürzten drei Rieſen auf mich los und ſtießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unſchuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über dieſe Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankenſünden und verehrte in meinem Herzen die alles erforſchende Nemeſis.

XXVI.

Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre.

Die franzöſiſchen Blätter, welche mit ſympathetiſcher Dinte ſchreiben, nämlich im guten Geiſte — was wir ſo nennen — malten wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker ſich immer der Ernſt ihres Lebens verrathe. So bei den Griechen, in den Olympiſchen, Iſthmiſchen und Nemäiſchen Spielen; ſo bei den Römern, in ihren Gladiatorenkämpfen; ſo in den Ritterſpielen des Mittelalters; ſo in den Spaniſchen Ketzergerichten; ſo im Venetianiſchen Carnaval; ſo endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche ſeit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt, und deren Schauſpiele in dieſer letzten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung iſt wichtig und erſprießlich; nur muß ſie das Urtheil, bald zur gehörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterſcheidung führen — welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen iſt. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüthen, ſie waren Früchte ihres Ernſtes. Bei dieſem glücklichen Volke ſaß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch ſinnlicher Genuß, alleinherrſchend auf dem Throne des Lebens: ſie ſtrebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und ſie erfreuten ſich einer reinen Demokratie aller ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerſchaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers; alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, ſchickten ihre Abgeſandten und Vorfechter nach Olymp. Es war ein Erntefeſt, wie wir ſeitdem kein zweites ſahen. Rom, von einer Wölfin geſäugt, war raubgierig bis zu ſeinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubſucht blieb, nur daß das liſtige Fiſchernetz an die Stelle des offendrohenden Gebiſſes kam. Im Kriege tauchte Rom ſein Schwert, im Frieden ſeine Blicke in Menſchenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In der Ritterſpielen war das Spiegelbild, nicht eines ſchönen, doch eines würdigen Ernſtes. An die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten und pflegten mütterlich das Leben — derer, die eines hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer ſchöner, als eine ſpätere; denn es iſt beſſer, daß Viele vieles, als daß Alle nichts ſind. In den Luſtfeuerwerken der ſpaniſchen Inquiſition leuchtete der gräßliche Widerſchein eines gräßlichen Ernſtes. Das ſpaniſche Volk, wahnſinnig fromm, begoß mit Menſchenblut die himmliſche Palme. Und man wolle nicht ſagen, nicht das Volk habe das gethan, ſondern die geiſtliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es ſelbſt, und es hat ſie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden ſteht Schwäche auf der erſten Sproſſe, Feigheit auf der zweiten, und über dieſe weg muß die Macht ſchreiten, will ſie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei ſitzt. Der Venetianiſche Carnaval, war, abgerechnet was chriſtlicher Cultus überall in dieſe Luſtbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eiferſucht und der Untreue, der Herrſchbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrſcher und Unterthanen vermummten ſich, jene, um zu lauern, dieſe, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verſchieden, ſind die Wettkämpfe, welche die neuen Franzoſen auf dem Felde des Kunſtfleißes anſtellen. Dort war es immer ein ſittlicher Zweck, ein guter oder ein ſchlechter, ein ſchöner oder ein häßlicher, der ſpielend erſtrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entſagung, oder der Wahnſinn der Selbſtverleugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrſcherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird Nichts getrieben und vergolten, als der Verſtand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückiſch und ſchadenfroh: Im Flore des franzöſiſchen Kunſtfleißes zeige ſich die Frucht der Macht, die ſich ſeit der Revolution der Bürgerſtand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen

Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich iſt es ſo. Iſt das aber ein erquicklicher Zuſtand? Iſt das ein wohlthuendes Schauſpiel? Bei den Griechen war die Freiheit ein Geſchenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verſchmähete; jetzt iſt die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Poſitive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerſtrebung in der Regierung — wie es auch die urſprüngliche und einzige Beſtimmung jeder Regierung iſt, ſich dem Mißbrauche der Freiheit zu widerſetzen. Jetzt aber iſt die Regierung das Poſitive und das Volk das Negative, der Wille iſt in der Regierung, und das Hinderniß im Volke, und wir Alle ſind ſo gut erzogen, daß ſelbſt die heftigſten Liberalen ihre Wünſche zu nichts Höherem hinaufſchwindeln, als nur eine recht ſtarke Oppoſition zu haben. Iſt dieſer Kriegszuſtand ein erfreulicher? Iſt es erquicklich, zu ſehen, daß ein Volk die Macht belagert, und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und iſt das die Zufriedenheit, welche der Reichthum des franzöſiſchen Bürgerſtandes jenen Wortführern einflößt, dann ſind ſie ſehr genügſam, oder ſehr unverſtändig.

Will man genau ausmeſſen, wie weit die Wettkämpfe der Franzoſen von denen der genannten alten Völker an ſittlicher Bedeutung abſtehen, ſo vergleiche man die Preiſe, die hier und dort den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreiſes iſt gleichgültig: Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — ſie waren alle ſinnbildlich. Aber wie verſchieden iſt die Wirkung, die ſie hier und die ſie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei ſeiner Söhne zu den Olympiſchen Spielen und ſie gewannen beide den Preis. Kaum hatten ſie die Krone erlangt, als ſie ſie auf das Haupt des alten Vaters ſetzten, dieſen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder. und Einige riefen: „Stirb, Diagoras; du haſt Nichts mehr zu wünſchen!“ Und auf dieſes Gebot ſtarb der Greis, niedergedrückt von der Laſt ſeines Entzückens.... Ein Anderer hatte im Wettrennen geſiegt; aber die Richter verſagten ihm den verdienten Kranz, weil er ſeinem Mitbewerber ein Bein untergeſtellt, welches gegen die ſtrenge Ordnung war. Ueber dieſe getäuſchte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verſtand, ſtürzte im Wahnſinn in eine Kinderſchule, warf die Säule um, die das Dach trug, und ſechszig arme Kinder wurden zerquetſcht! — Mehr als hundert franzöſiſche Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte Keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß ſein Sohn et Compagnie im Wollentücher-Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tauſend andere Fabrikanten, die ſich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verſtand verloren, und in ſeinem bedauernswürdigen Wahnſinne unter dem Fabrikpreiſe verkauft. Das iſt der Maßſtab für Sonſt und Jetzt.

Treffender iſt eine andere Vergleichung, welche jene Blätter angeſtellt; eine Vergleichung der jetzigen Zeit, nicht mit der älteſten, ſondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Leſers in die Mitte eines Ritter- Turniers am franzöſiſchen Hofe. Der König auf ſeinem Throne; die herrlich ſchönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die ſchimmernden Waffen, den Sammt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeſchirr, den glänzenden Stahl, die ſtolzen Reiherfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter iſt ein bleiches Volk in Lumpen! Aber dieſe Waffen, dieſen Sammt, dieſes Gold, dieſes Pferdegeſchirr, dieſen Stahl, dieſe Reiherbüſche, dieſe koſtbare Seide, dieſes Leder ſogar — Syrien, Perſien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianien, haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzoſen verfertigt. Am Hofe war Laſter, Liſt und Reichthum; im Volke war Unwiſſenheit, Tölpelhaftigkeit und Armuth.

Faſt merkwürdiger, als das Schauſpiel, dünkte mir der Schauplatz der Induſtrie-Ausſtellung. Im Louvre fand ſie Statt; in dieſem Louvre, das Jahrhunderte die mächtigſten

Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen ſeyn, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttauſende von Bürgern und Handwerkern gingen nun mit beſtäubten Füßen in den königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen ſo berühmten Säulenreihen waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erſtaunen preisgegeben, und ſie ſahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menſchengeſchlechter nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgeſehen! Das franzöſiſche Volk hat ſich die Ehre des Louvre genommen — das iſt nicht Etwas, das iſt Viel.

Das ganze erſte Geſchoß des ein Viereck bildenden Louvres, deſſen vier Seiten den Hof einſchließen, war den Induſtrie-Erzeugniſſen eingeräumt. Sie füllten zwei und fünfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung, welche die Behörde ſowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuſchauer, als zur bequemen und gefahrloſen Aufſtellung der Waaren getroffen, war muſterhaft. Unter dem öſtlichen Thore des Palaſtes waren zwei gegen einander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem weſtlichen Thore, ebenſo, zwei für den Ausgang beſtimmt; ſo daß die Kommenden und Gehenden nicht auf einander ſtoßen und ſich hindern konnten. Ob zwar die Säle des ganzen Geſchoſſes alle in Verbindung ſtehen, und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, ſo war doch, um den Strom der ungeheuren Menſchenmenge zu theilen, die

Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabſteigen mußte, um, von einer andern Seite wieder hinaufſteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längs der Wände aufgeſtellt und durch ſtarke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zuſammengeſtellt. Jeder Fabrikant hatte auch ſeine eigene Nummer und dieſe Nummern und Klaſſifikations-Tafeln korreſpondirten mit dem gedruckten ſyſtematiſch eingerichteten Catalog. Die Verzierung der Waarenbuden blieb den äſthetiſchen Grundſätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlaſſen, und hier zeigte ſich überall die Gefallſucht und der gute Geſchmack, welche den Franzoſen ſo eigen ſind. Sie hatten ihre Buden, wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau, ganz theatraliſch ausgeſchmückt. Kein Produkt war ſo ſchön, daß ſie es nicht durch eine ſchickliche Umgebung noch zu verſchönern wußten; keines war ſo unbedeutend, daß ſie nicht verſtanden, ihm durch eine gewiſſe Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eiſernen Feilen, die man zu großen ſtrahlenden Sonnen um einen Mittelpunkt vereinigt, war Alles eingerichtet, die Sinne zu beſtechen und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das Verführeriſchſte drapirt, und manche ſchöne unſchuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Induſtrie-Ausſtellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An dieſem Tage nämlich, konnte man nur vermittelſt einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es Jedem leicht, ſich eine ſolche Karte zu verſchaffen, bis die Zahl erſchöpft war; indeſſen befleißigte ſich die vornehme Welt, ſich nur an dieſen Gallatagen im Louvre zu zeigen. Dieſe Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum ſo getroffen, um den reconvalescirenden Pariſern nach und nach wieder Geſchmack für ariſtokratiſche Categorien beizubringen.

Eigentlich iſt die Induſtrie-Ausſtellung beſtimmt, Muſter von neuen, von vervollkommneten, oder ſolchen Waaren zu vereinigen, die bei gleicher Güte ſich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departemente entſcheidet, was würdig ſey, zur Ausſtellung zu gelangen. Indeſſen ſoll ſich dieſesmal die Jury nicht ſehr anſpruchsvoll bezeigt haben, ſo daß Manches zur Preisbewerbung zugelaſſen wurde, was dieſe Ehre gar nicht verdiente. Auch hatte die oberſte Verwaltungsbehörde den Präfecten ſehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß ſie ihre Erzeugniſſe, nicht blos in eben zureichenden Muſtern, ſondern in ganzen Stücken und in Menge aufſtellten. Auf dieſe Weiſe hat die Induſtrie-Ausſtellung, die bei weitem nicht ſo glänzend war, als es die Vorige im Jahre 1819 geweſen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und ſie iſt zur wahren Meſſe geworden. Die liberalen Blätter ſagten, dieſes ſey geſchehen, um der Aufmerkſamkeit der Pariſer, die man von dem ſpaniſchen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauſpiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Iſt im proſaiſchen Klima unſeres Welttheils Induſtrie die Wurzel der Freiheit, ſo iſt es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Intereſſe des Tags, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl, das Obſtbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihte merkt auch hier die Liſt des Himmels, ſpottet der betrogenen Betrüger, und ſagt dem Vertrauten leiſe und lächelnd ins Ohr: die Vorſehung fiſcht wieder im Trüben!

Daß die franzöſiſchen Fabrikanten, welche an der Induſtrie-Ausſtellung Theil genommen, an Gewinnſucht und Eitelkeit mit einander gewetteifert haben werden, das läßt ſich wohl denken. Auch iſt es ſo leicht zu erklären, als zu entſchuldigen. Iſt ein einzelner Menſch eitel, mag man es verzeihen, hat er Verdienſte; wer gibt ſich die Mühe unſere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht ſelbſt thun? Hat er keine Verdienſte, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem Einen gibt ſie baare Vorzüge, dem Andern das Papiergeld der Einbildung, und ſo wird jeder zufrieden geſtellt. Iſt aber ein Volk eitel, ſo iſt das abgeſchmackt und gar nicht zu entſchuldigen; denn jenes Surrogates der guten Eigenſchaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa gibt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold ſeiner eigenen Verdienſte zu ſeyn, weil Neid und Eiferſucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu ſtellen. Darum ſind die Franzoſen mit ihrer Nationaleitelkeit ſo unerträglich; darum ſind ihre liberalen Schriftſteller, die dieſen National-Egoismus zu erhalten und zu verſtärken ſuchen, ſo ſehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung haben ſie bei jeder Gelegenheit auf die Geſchmackloſigkeit der Engländer einen hämiſchen, auf die niedere Bedeutung deutſchen Kunſtfleißes einen ſtolzen Blick geworfen. Man könnte ſie fragen: Iſt dieſes Silbergeſchirr geſchmackvoller, weil es in London minder geſchmackvoll verfertigt wird; iſt dieſer Zeug beſſer, weil ihn die deutſchen Fabrikanten nicht ſo gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerſtören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; ſondern im geſelligen Frieden, wobei ſich die Völker gegenſeitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauſchen, und ihre Mängel wechſelſeitig ergänzen — ſuchen die liberalen franzöſiſchen Schriftſteller ihr Volk im Hochmuthe zu iſoliren; und da ihnen hierbei kein böſer Wille zuzuſchreiben iſt, ſondern nur Unverſtand, ſo möchte man ſie lieber ſchon

Vormittag, als erſt Nachmittag in ein Zollhaus ſperren. Aber ſie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einſt in dieſem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde ſie die von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzoſen benutzen, ſie zu Eroberungen nach dem verhaßten England, oder dem verachteten Deutſchland zu führen, und das leichtſinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erſt, nachdem es ſiegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdeſſen das Kartenhaus ihrer Konſtitution tückiſch umgeblaſen!

Ehe ich zu dem Einzelnen der Induſtrie-Ausſtellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darſtellung dieſes wichtigen Schauſpieles, gar viele Kenntniſſe fehlen. Zu einer ſolchen gebührlichen Beſchreibung müßte man das Fabrik- und Maſchinenweſen verſtehen; man müßte die verarbeiteten Naturproducte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waaren bekannt ſeyn. Um der franzöſiſchen Induſtrie in ihrer jetzigen Beſchaffenheit den gehörigen Rang anzuweiſen, dürfte auch einem die der übrigen Länder nicht fremd ſeyn. Und gar viele Einſichten würden noch erfordert, die mir mangeln. Indeſſen beruhigt mich der Gedanke, daß eine ſolche gründliche nationalökonomiſche Darſtellung zu einem Ernſte führen würde, welcher den Leſern, für welche dieſe Blätter beſtimmt ſind, nicht willkommen wäre. Ich werde von ſolchen Dingen ſprechen, die auch jedem andern auffallen würden — weil ſie glänzen, weil ſie ſchön ſind, weil ſie zu täglichem Gebrauche beſtimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil ſie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche beſtimmt ſind: von Dingen endlich, die man gern ſelbſt beſitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen ſchenken möchte, wenn man Geld genug hätte ſie zu kaufen. Wer aber die Induſtrie-Ausſtellung geſehen, und nicht im Stande war, ſich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei koſtbare Erfahrungen ganz unentgeltlich mitnehmen: wie Vieles der Menſch nicht entbehren, und wie Vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnſucht hat Ternaux ein Solo geſpielt, und es gebührt ihm daher eine beſondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergeſſen darf, in Paris die Marktſchreierei ganz geſchwiſterlich mit dem wahren Verdienſte lebt, ſo ſoll zuvörderſt von Ternaux's wahren Verdienſten geſprochen werden. Er iſt der erſte Fabrikant in Frankreich und beſchäftigt zwölf Fabriken, zum Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Enſival und Paris. Ihm am meiſten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikweſens ſeit dreißig Jahren, und er war der erſte, der die hydrauliſchen Maſchinen der Engländer einführte. Er war zweimal in dieſem Lande, um deſſen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkſtätte (atelier d'épreuves), um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verſchwendet auf die Verſuche zu neuen Stoffen jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten, hat er Handelshäuſer errichtet, die ſich nur mit dem Vertriebe ſeiner Produkte beſchäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er ſeine Waaren auf Kredit gäbe. Auf ſeinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schafen und von jenen Ziegen, deren Haar den Stoff zu den Cachemirs gibt, und welche Ternaux zuerſt aus Perſien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls werden ſogar im Orient begehrt, und die Schönheiten des Serails in Conſtantinopel, die indiſchen Bajaderen, und die Frauen in Perſien ſchmücken ſich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verſtändiger Induſtrie eine Vorſtellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane konfiſcirt worden ſey. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwiſchen Frankreich und England habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu confiſciren, die von dem Einführer zwölf Procent unter dem Preiſe angegeben würden. Ternaux habe aber bewieſen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis der wahre Verkaufspreis ſey, und daß er noch dreißig Procent dabei gewinne. Dreimal habe

Ternaux aus dieſem Grunde eine Confiscation ſeiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Proceß gewonnen. . . . Früher gab Ternaux zehntauſend Arbeitsleuten Unterhalt; jetzt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maſchinen, beſchäftigt er nur noch ſechstauſend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienſt links zu ſeyn. Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu ſeyn, und nebenbei ungeheuer reich. Man iſt dann im Beſitze einer ſehr romantiſch gelegenen Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barzelona, und erquickt ſich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in ſeine Kaſſenſtube, und tröſtet ſich mit ſeinen Millionen. Auch zeigen die Pariſer Handelsleute bei jedem kosmopolitiſchen Unglücke eine Seelenſtärke, die ſie den weiſeſten Männern Griechenlands gleichſtellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage, da man erfuhr, Cadix habe ſich übergeben, einen liberalen Bankier beſuchte, und ihn ſo ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit feſter Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausſtellung ſeiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, ſeinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiiſch bemerken, daß der angewieſene Raum wirklich eng war, und es mochte hierbei von Seiten der Behörde eine jener kleinlichen Neckereien Statt gefunden haben, die man ſich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemälde-

Ausſtellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieſer nämlich, weil er mit der linken Hand malt, konnte auch für ſeine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier iſt alles Links oder Rechts und die Menſchen werden, wie beim jüngſten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten geſtellt. Es lohnte ſich wohl der Mühe, ſich hinter einen ariſtokratiſchen und einen liberalen Kammerdiener zu ſtecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politiſchen Geſinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es iſt nicht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal größern Raum bekommen hätte, dieſer doch für ſeine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nich ausgereicht haben würde. Es war alſo der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm ſelbſt ab, indem er, in ſeiner eigenen Wohnung, eine Privat-Ausſtellung veranſtaltete, und bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Waaren im Detail und zum Fabrikpreiſe verkaufte. Die Ausſtellung wurde von ſeinen Gegnern, ohne alle Rückſicht auf das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie, eine **Contre-Exposition** genannt, dem Ausdrucke **Contre-Revolution** nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben deſſen Ausſtellung ſehr, und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit ſeiner Waaren. Unter andern bemerkten ſie: Ternaux verkaufe ſeine feinſten Wollentücher zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber (es iſt in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ließen ſich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die ſelbſt für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede ſeiner unverſtändigen Freunde geleſen, mochte er ſehr erſchrocken ſeyn: denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein tuchhändleriſches Herz nie groß genug iſt. Er überahm alſo ſelbſt die Vertheidigung der Schneider: er ſagte: die Herren Schneider wären die ehrlichſten Leute von der Welt, und wenn ſie ſtatt 45 Fr. 65 Fr. forderten, ſo habe das die und die Urſachen. Ternaux gebrauchte aber in ſeiner Schutzrede ſo zweideutige, ſo ſorbiſtiſche Wendungen, daß ſie ſchwer zu faſſen waren. Nur ſo viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen dieſe zu Felde, und zwar ſchaarenweiſe, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemir-Händler und die übrigen Ellenritter, alle in beſondern Abtheilungen. Sie ſagten: Ternaux habe ſeine Privat-Expoſition aus Eigennutz veranſtaltet; denn er verkaufe im Detail und halte eine wahre Meſſe — ein Verfahren, das zu bezeichnen ſie ſich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, ſeit Anbeginn der Welt, zwiſchen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, unterſage jenen, ihre Waaren im Ausſchnitt zu verkaufen, und dieſes Naturgeſetz habe Ternaux ſchmählich verletzt. Ferner: wenn er ſeine beſten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, ſo beweiſe das nur, daß er keine feinere zu höheren Preiſen verfertige; andere Fabrikanten aber könnten daher nicht der Uebertheurung beſchuldigt werden, wenn ſie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herren Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie ſagten weiter: Ternaux's Preiſe wären höher als die anderer Fabrikanten, und es ſey ja eine bekannte Sache, daß die franzöſiſchen Handelsleute ſich aus Ternaux's Fabriken gar nicht verſorgten, und daß deren größter Abſatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieſer Behauptung läge darin, daß Ternaux ſich im Stande geſehen, in ſeiner Ausſtellung für zwei Millionen Waaren zuſammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Beſtellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin ſcheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu ſeyn. Ternaux erwiederte auf dieſe Beſchuldigungen: nicht aus Gewinnſucht, ſondern darum habe er ſeine Haus-Expoſition veranſtaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preiſen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich nehme bei ihrer Ehrenpreisvertheilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rückſicht; wie könne ſie ſich aber überzeugen, daß die Fabrikanten zu den ihren Muſtern beigefügten Preiſen wirklich verkauften, wenn ſie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldne Medaille ſey es ihm zu thun geweſen. Die gegneriſchen Handelsleute ſchlugen auch dieſe Entſchuldigung zurück, und ſo wurden einige grauſe Federſchlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux den entſcheidenden Schlag. Sie ſagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnſucht unſere Expoſition veranſtaltet — iſt das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war ſehr vernünftig geſprochen, und es iſt hiergegen nichts zu bemerken, als daß ſie, ſo wie ſie geendigt, hätten anfangen ſollen; der gerade Weg iſt überall der beſte.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte, oder ihres niedrigen Preiſes, Aufmerkſamkeit erregt, ſoll am gehörigen Orte Erwähnung geſchehen.

2. Graphiſche Künſte.

Wie der Menſch das letzte Werk der bildenden Natur war, daß er alle, in Steinen, Pflanzen und Thieren zerſtreuten Sinne und Kräfte in ſich vereinige und ſo über alles Erſchaffene herrſche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort ſey, wo ſich ein Menſch befindet — ſo wurde von den Menſchen die Buchdruckerkunſt, die ſpäteſte unter den Künſten, erfunden, damit ſie alle vertheilten Bildungen der Andern verſammle und für ſich allein darſtelle. Darum gebührt ihr, wie überall, ſo auch hier der erſte Platz. Sie iſt die Erblichkeit aller hinterlaſſenen Güter und die wahre Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes. Sie iſt die treue Leibwache der Völker und die aufrichtige Rathgeberin der Fürſten. Sie iſt die Poſaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht, und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenſchaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künſte, je nach den ſchnellen oder langſamen Fortſchritten, die ſie ſeit ihrer Entſtehung gemacht, ſo findet man, daß diejenigen am langſamſten fortgeſchritten, die ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthſchaft und die Arzneikunſt. Es erklärt ſich dieſes leicht. Jede Kunſt, die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfniſſe abhilft, läßt dem, der ſie ausübt, nicht die Zeit, auf deren Vervollkommnung zu denken, und ſie gibt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß ſchweigt, ſo bald es für den Augenblick befriedigt iſt. Diejenigen Künſte nur, welche die Menſchen zu ihrer Luſt erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerſtreut, und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einſchläfert; denn jede Luſt iſt unerſättlich. Auch die Buchdruckerkunſt hat ſeit ihrer Erfindung keine bedeutende Fortſchritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das, mit der Schnelle des Gedankens, das Gedachte ſogleich abdruckt, ſo hat das erſt den Wunſch in uns erregt, was die Buchdruckerkunſt noch werden möchte. Bis jetzt war ſie nur eine Staatskunſt, das will ſagen eine ſolche, die nur in einer geſelligen Vereinigung der Menſchen ausgeübt werden konnte, weil ſie eine Verbindung mannigfacher Kräfte erforderte.

Sie muß aber eine perſönliche Kunſt werden, eine, die jeder Menſch ohne fremde Hülfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erſt, und wenn der Jugend wie das Schreiben, ſo auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre dieſe Kunſt eine königliche zu nennen, weil ſie aus jedem Bürger einen König machte, der ſein Gedanken ausſchickte, daß ſie in ſeinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die franzöſiſche Typographie iſt anerkannt der deutſchen weit vorgeſchritten. Dieſe ihre Ueberlegenheit erklärt ſich, ſo viel das Techniſche der Kunſt betrifft, leicht dadurch, daß ſie, wie kein Handwerk und keine Kunſt in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im ägyptiſchen Deutſchland geſchieht, wo das Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach ſeinem Abſterben wenigſtens einbalſamirt wird, damit es noch ſeine tauſend Jahre räumlich fortbeſtehe und den Lebenden den Platz wegnähme. Das ſchwächere Wachsthum der deutſchen Buchdruckerkunſt hat aber auch noch eine andere Urſache, die, als eine ſittlich geſellige, von größerer Bedeutung iſt. Es hängt nämlich mit der deutſchen Volksbildung zuſammen. Die wiſſenſchaftliche Bildung der deutſchen Gelehrten iſt unſtreitig größer und gründlicher, als die der franzöſiſchen. Wahrſcheinlich iſt mir auch, daß in Deutſchland die wiſſenſchaftliche Bildung verbreiteter iſt als in Frankreich, und daß ſie tiefer zu den unteren Volksklaſſen hinabſteigt; doch kann wenigſtens ich darüber nicht entſcheiden, da ich die franzöſiſchen Provinzen nicht kenne. Eines aber iſt das Gewiſſeſte: daß die gebildeten Klaſſen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwiſchen Gelehrten und Volk ſtehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker gebildeter als in Deutſchland ſind. Sie leſen mehr, ſammeln ſich mehr Bücher, und dieſes muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunſt natürlich einen vortheilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müſſen ſuchen dem Geſchmacke reicher Leute zu ſchmeicheln, und ſich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunſt zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher-Verzeichniſſen, ſonſt würde ich vergleichen, wie ſich die (Bände-) Zahl der jährlich in Frankreich erſcheinenden Bücher zu der in Deutſchland erſcheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt, und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erſchienenen Werke verzeichnet ſtehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahrs bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahrs und bringt man in Berechnung, daß von allen in Paris erſcheinenden, aus mehreren Bänden beſtehenden Werken, wenigſtens zwei Theile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer ſtehen; weiß man, daß im vorigen Jahre für drei und eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hiezu, was in Paris ſelbſt verbraucht worden und was in den Provinzen gedruckt wird — ſo hat man einen Maaßſtab, die franzöſiſche Literatur nach ihrem arithmetiſchen Umfange mit der deutſchen zu vergleichen. Aber die Zahl der koſtſpieligen Werke, deren Abſatz für die Bildung der reichen Volksklaſſen ein gutes Zeugniß abgelegt, iſt in Frankreich ungleich größer als in Deutſchland. Gau's Reiſebeſchreibung von Nubien, welche in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, iſt, ſo viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das ſeit einigen Jahren in Deutſchland herausgegeben worden. Solche Werke aber erſcheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen, gerade vor mir liegenden Proſpectus des Buchhändlers Maſſon in Paris, ſind folgende vier Werke angekündigt. 1) Eine „**voyage pittoresque en Autriche.**“ 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr., die beſſere auf 900 Fr. 2) „**Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg.**“ 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe 444, die beſte 1905 Fr. 4) „**Les monumens de la France.**“ 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die **Biographie universelle**, die nach ihrer Vollendung wenigſtens aus 50 Bänden beſtehen wird, koſtet in der beſten Auflage der Band 48 Fr., ſo daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu ſtehen kommen wird. Von dieſem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen laſſen, wovon der Band 600 Fr. koſtet, das ganze Werk alſo 30,000 Fr. koſten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieſer Summe drei Viertheile rein gewönne, ſo bliebe die Summe ſeiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß ſich nicht denken ließe, er hätte dieſen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei iſt freilich auch zu bedenken, daß während die deutſchen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren perſönlichen Kredit beſchränkt ſind, die franzöſiſchen zu jeder koſtſpieligen Unternehmung Actionärs und Kapitalien genug finden. Dieſes iſt aber weniger eine Urſache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitaliſt in Paris ſchon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Prozent ganz ſicher aus ſeinen Kapitalien zieht, ſo muß der Gewinn in literariſchen Unternehmungen bei gleicher Sicherheit noch größer ſeyn, wenn man ſeine Kapitalien daran ſetzt.

Den Kunſtwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß ſich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt ſich denken. Dieſer ganzen Familie iſt Kunſtgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuſchendſte nachgeahmt, zur Ausſtellung gebracht. Firmin Didot iſt zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftſteller. Er brauchte ſeine

Thätigkeit nur noch bis zum negativem Pole der Literatur auszuſtrecken, nämlich bis zur Cenſur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literariſche Welt wieder bevölkern zu können. Erſt vor einigen Wochen hat er eine von ihm ſelbſt gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Ueberſetzung von Virgils Hirtengedichte, die vor einigen Jahren erſchien, ſind die Worte zu leſen: „Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur.“ Die Mitglieder der Familie Didot leben in Handwerksfeindſchaft unter einander, und führen in öffentlichen Druckſchriften einen ſehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen ſich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchſtaben wechſelſeitig ſtreitig. Ein ſchöner Wetteifer, wer am meiſten dazu beigetragen die Menſchen blind zu machen! Es iſt mit ſolchem kleinen Drucke, in Deutſchland wie in Frankreich, etwas ſehr troſtloſes, und die Polizei, die ſich doch ſonſt um alles bekümmert, ſollte eines ihrer hundert Augen auf dieſen Gegenſtand richten. Wenn in deutſchen eleganten Blättern comme il faut die Korreſpondenz-Artikel klein gedruckt werden, ſo iſt hierbei nichts anders zu bedauern, als daß ſie nicht noch kleiner gedruckt ſind, damit es gar nicht möglich ſey, ſie zu leſen und darüber die Zeit zu verderben. Der deutſchen Leſewelt, welcher zu Gefallen ſich jene eleganten Zeitungen auf das fadeſte parfümiren, muß man es gerade herausſagen, daß es ihrem Geſchmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn ſie den deutſchen Komödianten eine ſo lange und breite Aufmerkſamkeit ſchenkt. Ein armer Schelm von Schauſpieler, der nicht begabt oder nicht beliebt iſt, muß auf ſeinen Kunſtreiſen durch jene hundert Blätter Spießruthen laufen, und ganz zerfleiſcht kehrt er zu ſeiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauſpieler aber ziehen, von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie ſie hier den Peter, dort den Hans geſpielt, und wie oft und wie ſtark ſie beklatſcht worden. Solche Klatſchberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Converſations-Lexicon, ſollte man kleinen Druck nicht verſtatten, und würden die Bücher viermal theurer: denn es iſt, national-ökonomiſch betrachtet, immer noch beſſer, ein Volk iſt geiſtig als körperlich blind. Man ſollte typometriſche Cenſoren anſtellen, die alles, was ſie nicht verſtehen, nämlich nicht leſen könnten, ausſtreichen müßten.

Unter den Prachtwerken, welche Didot ausgeſtellt, bemerkte man auch Titelblatt und Vorrede des Boißereſchen Werkes über den Köllner Dom, das im Verlage der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, und ſich ganz herrlich ausnimmt. Es iſt in deutſcher Sprache und mit deutſchen Buchſtaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man ſich bei dieſem Anblicke geſtehen, daß in Frankreich ſchöner deutſch gedruckt wird, als in Deutſchland ſelbſt. Von den mancherlei typographiſchen Curioſitäten, die zu ſehen waren, will ich nur eines Teſtaments Ludwigs **XVI.** gedenken, das, auf einen ſehr großen Bogen und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung eingerichtet, mit „**caractères funèbres**“ gedruckt war. Worin die typographiſche Traurigkeit eigentlich liegt, läßt ſich nicht beſchreiben; es iſt aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete ſich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechiſchen, die man ſich nicht ſchöner denken kann, hat er auch arabiſche und perſiſche Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientaliſten Langles verfertigte. Die Buchſtaben ſind ſo beſtimmt, reinlich und heiter, daß ſie das Verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erſcheint, ganz verlieren, und man ſich ſehr verwundert, daß man dieſe ſo deutliche Schrift dennoch nicht leſen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nöthigen Maſchinen ausgeſtellt, worunter auch die Maſchine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Länge ſich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die letztere hier ſchon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, iſt zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen kenne ich nur aus Andrer Beſchreibung; ich habe ſie überſehen. Sie werden ſehr gelobt, und es ſoll ihnen, um an Brauchbarkeit den geſtochenen Charten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier ſchließt ſich die Lithographie an, deren Werke ſich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueſte davon, was zur Ausſtellung kam, iſt großen Theils ſchon im Stuttgarter Kunſtblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographiſche Abdrücke in Oelfarben werden wohl in Deutſchland auch ſchon bekannt ſeyn. Honore in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche techniſche Materialien zur Lithographie waren in großer Menge zu ſehen: Preſſen, Muſter von lithographiſchen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Sennefelder zeigte ſeine bekannte tragbare Preſſe und ſein Steinpapier. Dieſes Erfinders der Lithographie wurde in den franzöſiſchen Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Poſtſcriptum nachhinkt, und auch dieſes nur, um, wie jene Berichterſtatter ſelbſt ſagen, „ihre Unparteilichkeit zu zeigen.“ Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die ſich zum Verdienſte anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigeſtanden.

Ein kalligraphiſches Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperial Foliobogen geſchriebene, franzöſiſche Charte. Die Schrift gleicht dem ſchönſten Drucke, iſt aber auch nicht ſchöner, ſo daß ſie vom Drucke ſchwer zu unterſcheiden iſt. Der Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden, auf das Werk verwendet, und er bemerkt:

der ganze Hof habe dieſe Charte (nämlich die kalligraphiſche) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, iſt das Papier, welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren braucht, in Paris nicht beſſer und nicht wohlfeiler als in Deutſchland. Das zum Drucke beſtimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil ſolches, das man in Deutſchland ſo nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigſten Preiſen geſehen wird) iſt anerkannt in Deutſchland geringer und theurer, als in Frankreich. Man möchte wohl wiſſen, woher das kömmt. An dem rohen Materiale zum Papiere fehlt es in Deutſchland gewiß nicht, *) welche andere Verhältniſſe ſind es alſo, die dort auf dieſen wichtigen Zweig der Induſtrie nachtheilig einwirken? Die deutſchen Fabriken ſind nicht einmal im Stande, den nöthigen Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutſchen Buchhändler klagen, daß ſie beim Drucke ihrer Werke oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der ſtarke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld ſeyn? Dieſes iſt wohl möglich, ja es iſt wahrſcheinlich,

---

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich ſo ſey, und es in Deutſchland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich ſehr wunderte.

wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutſchland erſt nach drei Jahren zur Entſcheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, Schreiben und Leben, ſynonyme Wörter ſind. . . . Unter den übrigen ausgeſtellten Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes ſogar. Dieſe Produkte müſſen wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant bei der vorletzten Ausſtellung die Ehren-Medaille bekommen hat. Dann ſah man durchſichtiges Siegellack, das zur Verſiegelung von Flüſſigkeiten, die man gegen Verfälſchung ſichern will, empfohlen wurde, durchſichtige Oblaten, und Oblaten „à camées.“ Nämlich auf länglicht-runden Oblaten aller Farben ſind weiße erhabene Figuren cameenartig angebracht. Dieſe werden nicht unter, ſondern auf dem Papier geklebt. Eine ſchöne Erfindung! Bei der großen Mannigfaltigkeit von antiken Cameen, die zu Abgüßen benutzt werden können, wird ſich für gemüthliche Briefe immer eine entſprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel ſolcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe, und überhaupt für alle ſchönen Verhältniſſe des Lebens ausreichen.

Endlich iſt hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geſchmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes, findet ſich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetſte Buchbinder in Paris, hat in dieſer letzten, wie in der vorigen Expoſition, eine Medaille erhalten. Die Preiſe des Einbandes ſteigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die ſchwache Neigung für Bücher, die man in Deutſchland unter manchen Menſchenklaſſen findet, zu verſtärken, wenn die Buchbinderei, die ſich dort in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befindet, verbeſſert würde. Es wäre aber ſehr leicht, eine ſolche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutſchen Buchbindergeſellen veranlaſſe, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutſcher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der letzten Theile des Converſations-Lexicons, deſſen frühere Theile er gebunden aus Deutſchland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden laſſen, aber nur mit der größten Mühe einen deutſchen Winkel-Buchbinder ausfindig gemacht habe, der es verſtanden, jene ſchlechten Muſter treu nachzuahmen.

3. Mechaniſche Künſte.

Eine große Menge, theils ausgeführter, theils modellirter landwirthſchaftlichen Werkzeuge, bringen demjenigen, der in ſolchen Dingen keine nähere Kenntniß hat, wenigſtens den Gedanken bei, daß die nothwendigſten Ackerbau-Geräthſchaften wohl keiner Vervollkommnung fähig ſeyn mögen, da der Pflug aus den Zeiten Heſiods und Virgils dem heutigen faſt ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Perſon in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, ſchien mir das Werk verbeſſerter Einrichtung zu ſeyn. Sie koſtet 200 Franken; und eine für zwei Perſonen, die ſtündlich 40 Litres mahlt, koſtet 300 Franken. Feuerſpritzen, ſonſtige Löſchgeräthſchaften, wie auch ſehr zweckmäßige Rettungsmaſchinen, waren in Menge zu ſehen; doch habe ich unter letzteren keine bemerkt, die nicht in Deutſchland auch ſchon bekannt, wenigſtens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorſchlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anſchaulicher gemacht, da ſie mit dem Modell eines Hauſes in Verbindung geſetzt waren. . . . . Wer Schneider's griechiſches Lexicon beſitzt, kann ſich erklären, was „voiture ologyre“ heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntniß der griechiſchen Sprache, ſehr viele ausgeſtellte Sachen gar nicht verſtehen konnte. Das Modell zu einem Transport-Wagen für Findelkinder, machte einen rührenden Eindruck. In einen langen bedeckten, mit Windladen verſehenen Wagen, waren zwei Reihen Hängematten von Packleinwand, denen in See-Schiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen beſtimmt. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß in Paris, wo Alles im Großen und fabrikmäßig getrieben wird, eigene Poſtwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt ſind, die täglich zur beſtimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landſtraßen oft begegnet. . . . Das Modell einer Normal-Küche war appetitlich anzuſehen. Nicht weniger als fünfzig Speiſen können darin gleichzeitig gekocht werden. . . . Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgiſche Operationen war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauſpieler auf ſolchen Bühnen nicht völlig zufrieden ſtellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuſchauer iſt auf das Beſte geſorgt. — Das neuerfundene „Instrument destiné à remplacer les sangsues“ kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es ſeine Beſtimmung erfüllt, iſt es von national-ökonomiſcher Wichtigkeit und kann, allgemein eingeführt, große Erſparniſſe in den Staats- und Privat-Haushaltungen bewirken.

Der rühmlichſt bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oeſterreichiſcher Hof-Mechaniker, der ſeit mehreren Jahren in Paris lebt, und durch ſeine Metronomen mit deutſcher Beharrlichkeit dafür ſorgt, daß die Franzoſen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht blos dieſe ſeine bekannten Taktmeſſer, ſondern auch weibliche Puppen zur Schau geſtellt, die, jede unter einer Glasglocke, ſtill und beſcheiden auf kleinen Stühlchen ſitzen, und, in verſchiedenen Landestrachten gar herrlich geputzt ſind. Aber nicht blos in ihren ſchönen Geſichtern und Kleidern beſteht ihr Werth, ſondern darin, daß ſie ſprechen können. Sie können ja und nein hörbar ſagen. Die Franzoſen machten ſich über dieſe Wortkargheit luſtig, und wollen daraus auf eine gewiſſe Geiſtesarmuth ſchließen: aber die leichtſinnigen Spötter vergeſſen, daß ſelbſt den geiſtreichſten Staatsmännern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es ſelten gelingt, Ja oder Nein deutlich auszuſprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen iſt ein männliches Puppenſpiel, das einer der erſten Pariſer Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollſtändiges Regiment franzöſiſcher Lanzenreiter, die mit Pferden und Waffen alle Bewegungen der menſchlichen Lanziers machen und deren Trompeter ganz gehörig dazu blaſen. Der kleine Herzog von Bordeaux hat dieſes Spiel am vorigen Weihnachtsfeſte von ſeinem königlichen Großonkel zum Geſchenke erhalten, und der Hof war ſo gefällig es zum Vergnügen des Publikums in die Expoſition zu ſchicken. Unglücklicher Weiſe aber habe ich das Kunſtwerk nicht in Thätigkeit geſehen, denn es war immerfort von einer ſolchen Menſchenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maſchinen Menſchen macht, ſo tröſte ich mich damit, daß ich ſchon ein größeres Wunder geſehen.

Von den vielen ausgeſtellten Uhren will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der Einen war in einem von vergoldeter Bronze ſchön ſculptirten Blumenkorbe ganz verſteckt, und die jezeitige Stundenzahl zeigte ſich im Kelch einer halbgeöffneten Roſe. Deutſche Bonbons-Deviſen verſichern: „Zeit bringt Roſen;“ hier aber ſind es Roſen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk iſt ſehr kunſtreich in einem zollangen Zeiger angebracht, ſo daß der

Zeiger ſich ſelbſt treibt. Dieſer Uhr-Zeiger, oder dieſe Zeiger-Uhr, kann, ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, angebracht und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter ſah man dieſen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der franzöſiſchen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt ſowohl Stunden als Minuten, und iſt von überraſchender Wirkung. — Wer in ſeinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte ſich in der Expoſition Planetarien nach Belieben auswählen. Man ſah ſehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-Glocke bergen konnte. Mehrere aſtronomiſche Uhren verſprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob ſie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechſel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm ſogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgeſtellten Schloſſerarbeiten zeigen, daß dieſer Zweig der Induſtrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man ſieht die ſchönſten und zweckmäßigſten Werke, und das Eiſen iſt ſo vortrefflich polirt, daß man es mit Stahl verwechſeln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsſchlöſſern hat der Argwohn allen ſeinen Witz verſchwendet. Schön und koſtbar verzierte Geldkoffer möchte man wieder in andere Koffer einſchließen, um ſie reinlich zu haben. Eiſerne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutſchen unter dem Namen Gichtringe längſt bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angeprieſen. Bratſpieße, die ſich „nach kosmiſchen Geſetzen“ bewegen, ſind ſo nährend, als belehrend. In einem von koſtbarem Holze verfertigten Kaſten ſah man eine vollſtändige Sammlung aller für Schloſſer nöthigen Handwerkszeuge, auf das Zierlichſte gearbeitet. Auf einer meſſingenen Platte las man die Worte eingegraben: „offert au roi pour le duc de Bordeaux.“ Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schloſſerarbeiten eine ſo leidenſchaftliche Liebhaberei hatte? Daher iſt es wahrſcheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechaniſchen Werke ausfüllten, ſah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundriſſe zu Bauwerken, die, theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, theils darum einen komiſchen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der Eine wollte ſchon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwiſchen. Ein Anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Uſurpation und verhinderte. Ein Dritter wollte während der Uſurpation ein Theater aufführen; da ſprach die Reſtauration: halt! — und ſo wurde den armen Schelmen, ſo oft ſie in den Tempel des Ruhms eintreten wollten, die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen. Unter Anderen war das Modell einer Säule zu ſehen, die ein Baukünſtler zum Denkmale an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorſchlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendome-Platze gleich; nur hatte der Künſtler die Neuerung angebracht, daß ſie von eben ſo vielen Fenſtern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden ſollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauerſteine übrig geblieben wäre. Dieſe Glasſäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet ſehen, wo der, unter Napoleon begonnene und unvollendet gelaſſene arc de Triomphe de l'étoile ſteht, den man, Platz zu gewinnen, niederreißen ſollte. Napoleon hatte dieſen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee beſtimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu laſſen. Kaum hatte jener Baukünſtler ſein Modell aufgeſtellt, als im Moniteur eine königliche Verordnung erſchien, welche den arc de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es iſt nämlich nach Beendigung des ſpaniſchen Krieges beſchloſſen worden das ſiegreiche franzöſiſche Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherren und Ober-Offiziere betrifft, die wußten, was ſie thaten, *klaſſiſch* — mit Orden, Beförderungen, Dotationen und andern ſoliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, romantiſch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den armen Planmacher alſo, hat das neckiſche Schickſal wiederum geprellt.

4. Kleidungsſtoffe, Kleidungsſtücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magiſtratsperſonen und die Bürger der niedrigſten Stände, auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unſern Nachtmützen glich; doch ſchläferig waren ſie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünſcht, bei ſeinen Beſuchen im Louvre ein ſolcher ſpartaniſcher Menſch zu ſeyn, um ſich um ſo ſtärker verwundern zu können, und alle die Herrlichkeiten mit ſo größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Ageſilaus dort vor hundert Dingen überraſcht ſtehen geblieben, an welchen jetzt ſelbſt der ärmſte Schelm mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich ſchreckt ein franzöſiſcher Schriftſteller, der neulich die Gegner des Luxus „les Jansénistes de la Fabrication“ geſcholten. Einen guten

Flötenſpieler hat man vor einigen Tagen „le Racine de la Flûte“ genannt, und aus dieſen zwei Beiſpielen kann man ſehen, daß wir Deutſche auf unſere gefrorene Muſik gar nicht ſtolz zu ſeyn brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geſchienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich nach der Art ihrer Grundſtoffe einzutheilen; es herrſcht aber an ſehr vielen eine ſo verwegene Miſchung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren; die Mesallianzen zwiſchen Kette und Einſchlag ſind ſo häufig, daß eine Abſonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es iſt bequemer, jene Zeuge am menſchlichen Körper ſelbſt zu betrachten — an dieſem Sammelplatze ihrer Beſtimmung, an dieſem Abgrunde aller erſchaffenen Dinge, an dieſem reißenden Thiere, das, ſchlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logiſche und anatomiſche Eintheilung des Fabrikweſens in Kopf, Leib und Fuß, wird Niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, ſollen dieſe in einem beſonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geſchieht ſo, um das religiöſe Gefühl der Weiber zu ſchonen, welche die franzöſiſchen Shawls nicht zu den irdiſchen Dingen zählen, ſondern zu den himmliſchen.

Kleidungsſtoffe. — Die Franzoſen haben es noch nicht dahin gebracht, die franzöſiſche Wolle beſſer als die ſächſiſche zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend iſt nur, daß ſie, ohne alle Rückſicht auf den Rheinbund und auf den deutſchen Bund, die ſächſiſche Wolle immer noch „laine électorale“ nennen, und daß ſie ſagen: „les laines des troupeaux de l'Electeur,“ als wären alle ſächſiſche Schafe Eigenthum des Landesfürſten. . . Feine deutſche Herren, welchen das Tuch in Deutſchland nicht theuer genug iſt, können ſich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und ſchwarzen Caſemir zu 34 Fr. die (franzöſiſche) Elle kaufen. . . „Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légéres et solides.“ Dieſen Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'ſchen Romane werden ihn zu ſchätzen wiſſen. . . „Drap mousseline,“ iſt wegen ſeiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich. . . Spitzen-Garn aus phormium tenax, einer in Neu-Seeland einheimiſchen Leimpflanze bereitet, iſt ein neues Fabrikat. . . Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrſeite roſenroth, hat mich frappirt. Da die Farben nicht durchſcheinen und ſich nicht wechſelſeitig nüanciren, muß dieſe Zweideutigkeit nur gemacht worden ſeyn, um den Launen des Windes zu ſchmeicheln. . Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel ſind theurer als Pelz, alſo auch ſchöner. . . Köchlin aus Mühlhauſen, der erſte Kattunfabrikant in Frankreich, hat — nichts zur Ausſtellung gebracht. Der Chef des Hauſes ſitzt ſeit ſechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigſte, ſchönſte und wohlfeilſte Kopfbedeckung, bilden die Haare. Wenn die Natur dieſe Gabe verſagt, oder wer ſie verlebt oder verſcherzt, der muß zu Perrücken ſeine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren ſie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten ſich gewundert haben, dort eine ſo große Zahl Friſeurs zu ſehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalökonomiſchen Wichtigkeit iſt, und die mit ihrer breiten, marktſchreieriſchen und prunkenden Ausſtellung andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publiciſten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariſer Haarkünſtler nämlich ſind, nicht in der großen Welt, aber in der hohen ſehr beliebt, wegen ihrer muſterhaften Geſinnung. Frau von Stael hat in ihrem vortrefflichen Werke über die franzöſiſche Revolution zu bemerken vergeſſen, daß bei der Beſtürmung der Baſtille ſich nicht ein einziger Friſeur befunden. Damals kamen mit den Brutus-Herzen auch die Brutus-Köpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen ſeyn konnten, und ſie ſind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariſer Friſeurs ſind noch aus einem andern Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuſer und Familien, und zwar in den ächt kritiſchen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei dieſen und jenen Zunge und Herz im Negligé findet; ſie erfahren alſo viel; ſie wiſſen alſo viel zu erzählen; ſie ſind alſo angenehme Geſellſchafter; ſie wiſſen ſich alſo bei allen bedeutenden Männern einzuſchmeicheln, welchen, ihrer anſtrengenden Berufsgeſchäfte wegen, jede Zerſtreuung eine Wohlthat iſt; ſie wurden alſo von der Polizei, die in Frankreich wie überall, die Regierung regiert, begünſtigt; ſie konnten ſich alſo im Louvre nach Wunſch anſiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter ſah man: Perruques pylogènes, für Profeſſoren der Philologie beſtimmt; perruques imperméables, für ſolche beſchäftigte Männer, die von läſtigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünſtlers Allix müſſen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieſer würdige Mann ſchmückt die Köpfe nicht blos von außen, ſondern auch von innen; er iſt Philoſoph, Arzt und Naturforſcher. Es gibt nichts Belehrenderes, als den Proſpectus, den er austheilt. Nachdem er die Geſchichte der Perrücken mit philoſophiſchem Geiſte abgehandelt, ſagt er: „es gibt ſehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber, als ſie ſolche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungeſtüme der rauheſten Witterung preisgeben; denn die auf hergebrachte Weiſe verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängſtigung. Ich habe hundert Verſuche gemacht, wie dieſe Reizbarkeit zu ſchonen ſey, ich habe nach dem Beiſpiele des berühmten Michalon Gipsköpfe gegoſſen und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu ſtudieren. Ich muß geſtehen, daß die

Vorſtellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menſchheit und überwand meinen Abſcheu. Die Schläfe iſt derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt unterſucht habe: ihre äußerſt große Empfindlichkeit machte mich ſtutzen.“ Herr Allir erzählt nun, wie ihn der Lauf der Schläfarterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf dieſe Stellen die Congeſtionen nach dem Kopfe verurſachten; er habe durch ein neues Verfahren dieſen Mißſtande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: „Ich will jetzt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier ſtudiert.“ Dieſe folgt im Proſpectus in 6 Kapiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale. . . Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, ſich franzöſiſchen Spitzbuben anzuſchließen; ich kann mir nicht denken, daß dieſe viel zu leiden haben werden. Sie ſind ſo lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos ſelbſt wird lachen müſſen.

Von andern Kopfbedeckungen ſind der Herrenhüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkiſchen Mützen. Letztere werden hier als etwas Neues angeprieſen; aber in Wien ſind ſie wie noch viele andere türkiſche Artikel ſchon längſt Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fiſchbein, das Schönſte was ſich in dieſer Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze ſind bekannt. Von dieſen Blumen werden in Paris von zweitauſend Menſchen jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern ſchien mir ein allzuwilder Schmuck.

Leibbedeckungen. — Roben von „tissu circulaire“ waren eine auffallende Erſcheinung. Sie haben keine Nath und gehen aus den rauhen Händen des Webers ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenſchneidern! Nur noch zwei Schritte auf dieſem Wege, und ihre ganze Kunſt iſt entbehrlich geworden. . . Die Corſetts der Madame Meier gewannen ſich tauſend freundliche Blicke. Sie hätten ſo viel „Grace“ dieſe Corſetts, ſagten ſie; und dann lächelten ſie und ſchwiegen. . . Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Nath von „tricot circulaire.“ Sie koſten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch ſprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberſtuhl webt in jeder Minute 10920 Maſchen an dieſem Zeuge. . . Spitzen und Blonden ſah man, daß einen die Augen übergingen. Blonden, viermal gewaſchen, erſchienen ſo jung und friſch, wie Hebe, wenn ſie aus dem Bade ſteigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur, in einem Glashauſe, war ganz in Spitzen gekleidet. Sie ſaß auf einem Stuhle, rührte ſich nicht, und ſprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtauſend Franken werth, und ſie wurde beneidet. . . Stammler von Strasburg verfertigt Herrenweſten von Metallgeſpinnſt, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maſchen ſind ſehr eng, und Amor muß ſich ſpitzere Pfeile ſchmieden laſſen, will er ein ſo umpanzertes Herz verwunden.

Fußbedeckungen. — Die unglücklichen Pariſer Frauen ſind verdammt, an den Feſttagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erſcheinen, die nichts anders ſind, als eine künſtliche Epidermis. In unſerm Vaterlande ſind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herren tragen ſchwarzſeidene durchbrochene Stümpfe, daß man ſich ſchämt, ſolch einem ſeidnen Geſchlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariſer bilden ſich ein, ſie wohnten unter einem ſüdlichen Himmel und ſie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmſten Häuſer, ſind mit Stein gepflaſtert; in den Schlafzimmern, ſelbſt vieler reichen Leute findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im Geheimen frieren, ſchlafen, wie Krieger im Feldlager, unter ihren Mänteln. Deutſche Reiſende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüſſe gefroren, man gibt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten ſie den Veſuv im Leibe. Die erwähnten Bettſocken, die ihre Wärme ſympathetiſch weiter verbreiten, ſind daher eine ſehr wohlthätige Erfindung. . . Strümpfe von Cachemir-Gewebe, habe ich zu ſehen und zu betaſten verſäumt. . . . **Bas jarretieres**, ſo genannt, „parceque ces bas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus, par la seule force de l'élasticité de la maille,“ ſind geſunde Strümpfe. Gut iſt es aber doch, daß man dieſe Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in ſeiner Machtvollkommenheit gerufen: Hony soit qui mal y pense! kein Knieband-Orden wäre entſtanden, und — hundert unbelohnte Tugenden gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchleriſche Kunſt, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, iſt in Paris zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiiſchen deutſchen Manne glauben: die deutſchen Schuhe, auch die beſten, können ſich ſelbſt mit den gewöhnlichen Pariſern nicht vergleichen. Die Letztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der Pinſel eines Malers konnte das anſchaulich machen. Frauenzimmer, wenn ſie über die ſchmutzige Straße gehen, ſchnallen unter die Schuhe „socques articulés“ an, auch „Sous-chaussures imperméables et flexibles“ genannt. Es iſt eine hölzerne, aus mehreren Theilen beſtehende Sohle, deren Glieder von zarten meſſingnen Bändern zuſammengehalten werden. Man muß aber behutſam damit auftreten, denn der kleinſte Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren. . . Bei naſſem Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Waſſer durchlaſſen. Wären Sie, liebe Leſerin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab in die Ebene ſpazieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Waſſer gefüllt? Schon drei Wochen ſchwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen Sie ſelbſt, er iſt nicht im mindeſten feucht geworden! Ich hatte das ſüße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu ſtehen. Fünfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritiſch unterſucht, und fünf Minuten darum gefeilſcht. Die Dame fragte nach dem Preiſe. Zehn Franken, ſagte Herr Jabot. „In einem andern Laden — erwiederte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für 6 Franken angeboten.“ . . Ihr habt noch nie eine Löwin geſehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt Ihr in tauſend Gedichten beſchrieben geleſen. So wie jene Löwin zeigte ſich Herr Jabot, als ihm geſagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. „Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que moi dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères.“ So ſprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen!

Nicht Euch ruf' ich an, Ihr Muſen; denn Ihr erhört die Gebete nicht, die man erſt in der Bedrängniß an Euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verſchloſſen; immer ging ich mit trocknen Augen, trägem Blute und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum iſt jetzt, da ich ſie preiſen möchte, mein Herz leerer als eine Ciſterne in heißen Tagen, und meine Zunge iſt eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannſt du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannſt du mir Jugend, Schönheit und Leichtſinn geben — ſo thue es! Doch du kannſt es nicht; dein Stab iſt gebrochen und du auch hinkſt an der Krücke des Geſetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichſten Weſen der Schöpfung ſtatiſtiſch zu ſprechen, und ſo trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Haſt du aber ein Herz, liebe Leſerin, nicht blos für deine eigene Luſt, ſondern auch für Anderer Noth: ſo wirſt du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägſt, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne ſie Ceres: denn ſie iſt es, die den Hungrigen Brod gibt.

Erſt vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich

Cachemirs zu verfertigen, und in ſo kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, dieſe Arbeiten an Güte den Orientaliſchen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß ſich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang ſpinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner als das aſiatiſche Geſpinnſt, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Geſpinnſt 109,250 Ellen. Iſot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemir-Shawls um 30 Prozent wohlfeiler als die Aſiatiſchen, und ſie erbieten ſich, wenn man ihnen die Hälfte eines indiſchen Shawls gibt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterſchied merken ſolle. Ajac von Lyon verfertigt ſeit 1815 Shawls von Flockſeide, den Cachemirs mit großer Täuſchung nachgeahmt. Dieſer Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig ſo ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockſeide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beſchäftigt, und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockſeidnen Shawls iſt in acht Jahren ſo ſchnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lyon allein 4000 Arbeiter dazu beſchäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägſt du mich, cachemir- und wißbegierige Leſerin, warum wir Deutſche nicht auch ſo ſchöne Sachen verfertigen können, wie die Franzoſen? Ich will dir erklären, woher das kommt.

Dumme Leute haben das Glück, und die Franzoſen ſind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieſes Volk iſt noch ſo ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Cenſur hat; ſo roh, daß unter ihnen Leute ohne alle Herkunft Miniſter werden können; ſo dumm, daß ſie die wichtigſten Prozeſſe öffentlich verhandeln, eine Jury haben und ſogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieſes Volk iſt ſo einfältig und in den ernſthafteſten Dingen ſo leichtſinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrteſten Juriſten anderer Völker darin übereinſtimmen, daß man nur zur gründlichen Unterſuchung einer erſtochenen Fledermaus wenigſtens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzoſen haben das Glück und werden reich, während andere verſtändige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichſten iſt: die Franzoſen haben ihre Cachemirs und tauſend andere ſchöne Sachen nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten dieſe geplagten Leute die Welt erobern! Aber was kümmert dich das? Sey froh, Mädchen, daß du kein Mann biſt, und an nichts Anderes zu denken brauchſt, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zuſammenzulegen haſt.

Ternaux's ſcharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (ſo genannt, weil Talma als Sylla in der Tragödie gleiches Namens zum erſtenmale einen ſolchen trug) — ſind ſehr ſchön und viel beſſer als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Cachemir ausgehängt, der 3000 Fr. koſtet. Ich konnte ihn nicht zu ſehen bekommen, weil er ſechs Wochen lang, von Morgen bis Abend, von andächtigen Zuſchauerinnen umſtellt war. Einen andern Cachemir des nämlichen Fabrikanten habe ich geſehen, der aber nur 1500 Fr. koſtet. Er iſt weiß, hat eine einfache Bordüre und iſt ſo wenig glänzend, daß ihn gewiß keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre: ſolchen Dingen gibt der Preis den Werth. Ein ſchönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Cachemir in die Hand, wog ihn und rief: „Wie leicht! Ach wie leicht!“ — „Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er iſt nicht leicht, er iſt ſehr ſchwer. Verſuch' es, ſtell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale dieſen Cachemir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menſchenlebens hemmen oder in Bewegung ſetzen — und du wirſt ſehen, wie ſchwer der Shawl iſt!“ Das liebe Kind verſtand mich nicht. Möchteſt du das nie verſtehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die ſchönſten Tiſchlerarbeiten hat, allgemein anerkannt, **Werner** geliefert, ein Deutſcher. Wie die Katzen ſind die franzöſiſchen Berichte um dieſen heißen Brei herumgegangen.

Läugnen konnten ſie nicht, daß ein Ausländer die Franzoſen übertroffen; aber eingeſtanden haben ſie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre ſeit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieſer allgemeinen Kunſtſchule Europens, die jeder beſuchen müſſe, der ſein Talent ausbilden wolle. So ſchwer fällt es dieſen Menſchen, einem ausländiſchen Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo leicht machen es die verrückten Liberalen denen, welchen daran gelegen iſt, die profane Allianz zwiſchen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle ſeine Möbel von franzöſiſchem Holze, von Eſche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholze aus der Provence. Dieſes macht ſie aber darum theurer, als die von ausländiſchem Holze verfertigten, weil bei den letztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des koſtbaren zu belegen, das franzöſiſche Holz aber ſich zu ſolcher Plattirung nicht eignet, und man daher genöthigt iſt, die Möbel ganz von dieſem Holze zu machen. Werner muß wohl auch außer Frankreich vortheilhaft bekannt ſeyn, denn er arbeitet für den ruſſiſchen und den bayriſchen Hof.

Ein Pariſer Tiſchler ließ ſich beifallen, einen Lehnſtuhl im Geſchmacke des Mittelalters zu verfertigen. Deſſen Grundbau iſt von Acajou, Eben- und Citronenholz zuſammengeſetzt, und an der Lehne ſind nicht weniger als 2587 Stücke Perlmutter in verſchiedenen launiſchen Bildungen eingelegt. Der Sitz iſt mit ſilbergeſticktem Sammt überzogen. Dieſer Seſſel iſt freilich ſehr geſchmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn ſie den verdienten Tadel ausgeſprochen. Doch die Pariſer Liberalen ſind über dieſen Feudalſtuhl vor Wuth außer ſich gekommen. Wie einſt Nicolai überall Jeſuiten roch, ſo riechen die Liberalen überall die Contre-Revolution. Sie ſahen, mit prophetiſchem Geiſte, in jenem Seſſel einen abſoluten König ſitzen. Das mit Lilien umkränzte geſtickte H. beſtärkte ſie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tiſchler hart zu Leibe und fragten den armen verblüfften Mann: „Was ſoll dieſer Stuhl? Für wen iſt dieſer Stuhl? Iſt er für den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich, Menſch! Heraus mit der Sprache!“ . . . Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weiſen Narren. Im verfloſſenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt, ein unterirdiſches Getöſe. Und alle Pulſe der Reinblütigen ſchlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich die geheime Werkſtätte des Comité-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts als ein ehrlicher Paſtetenbäcker, der in ſeinem Keller nächtlicher Weile Talmouſes gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Brioches. Sie ſind aber beide ſehr ſchmackhaft.

Schön war ein runder Eß-Tiſch mit verborgenem

Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmſten Stücke ſpielt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſolche Tiſche in allen deutſchen Gaſthöfen einführte, damit man die dort graſſirenden Tafel-Muſikanten los würde, die umbarmherzig, erſt nach ſieben jämmerlichen muſikaliſchen Gerichten, beim Deſert den armen Gäſten den Gnadenſtoß geben. . . An einem andern Tiſche hing ein Zettel mit den Worten: **„Table en bronze, goût du siècle de Louis XIV., exécuté pour Mr. le duc de — “** Der Gedankenſtrich ſollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuſchreiben wagte, mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tiſch ſo beſtellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzoſen aber ſtellten ſich dumm, und als glaubten ſie, dieſer altmodiſche Tiſch ſey beſtellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, ſich über den ſchlechten Geſchmack eines fremden Fürſten luſtig zu machen. . . Secretäre, Bettſtellen und andere Möbel von lackirtem Bleche waren häßlich; aber mit großem Lobe iſt einer Badewanne zu gedenken. Man könnte ſie eine amphibiſche nennen, denn ſie befriedigt alle Bedürfniſſe, die im Waſſer und auf dem feſten Lande entſtehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Waſſers iſt an der Wanne angebracht und wird von dem Badenden ſelbſt in Thätigkeit geſetzt. Das Waſſer bleibt ſieben bis acht Stunden warm, und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem ſie ſteht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, gibt ihm die Beauemlichkeit, ſich ſelbſt ſein Frühſtück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chokolade, Cottelets, oder wozu er ſonſt Luſt hat. Er hat ſogar ein Pult, woran er unter dem Baden, ohne das Buch naß zu machen, leſen kann; kurz man kann in dieſer Wanne leben und ſterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieſes Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tauſendkünſtler dieſes Badewerks war unglücklicher Weiſe abweſend, als ich es in Augenſchein nahm, und ich fand keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrſcheinlich aber wird das Waſſer durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt. . . Ein neues Billard wird, ich weiß nicht warum, „jeu de la mointoison“ genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung bemerkt man daran labyrinthiſche bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulett-Teppiche. Das Spiel ſieht ſehr zeitvertreibend aus und kann Menſchen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tiſchler Bonjour in Paris bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaſpis, Porphyr und ſonſtige Marmorarten täuſchend nachahmt. Dieſe Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widerſteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht ſich ſo ſtark in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. . . . Ein anderer macht

Stein-Pappe (carton-pierre), die zu allen Arten architektoniſcher Verzierungen, Candelabren und zu Abgüſſen von plaſtiſchen Kunſtwerken gebraucht werden kann. Sie iſt wohlfeiler als Holz und ausdauernder als Gyps. Dieſe Erfindung iſt nicht neu, ſondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die ſchon unter Heinrich II., alſo vor 180 Jahren, verfertigt worden, und die mit Steinpappe, welche nicht die geringſte Beſchädigung erlitten, verziert waren.

Unter den Möbelſtoffen, bemerkte man durchſichtigen Taffet (taffetas diaphane), zu Fenſtervorhängen beſtimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy, wird ein durchſichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenſter gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte von ſchöner Wirkung ſind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochſenhaaren, und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Nath und in haltbaren Farben, koſten, ohne Unterſchied der mehr oder minder ſchönen Zeichnung, 15 Sous der Quadrat-Schuh. Dieſe Decken ſind in England ſehr gebräuchlich, und wurden bis vor kurzem auch nur in dieſem Lande verfertigt. Jetzt führt ſie Frankreich ſogar nach Nord-Amerika aus.... Die Herzogin von Berry hat einen von ihr ſelbſt geſtickten Fußteppich zur Ausſtellung hergegeben... Die königliche Teppichfabrik Savonnerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme einen Teppich von den ſchönſten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber in den Gebäuden jener Fabrik einen noch ſchönern geſehen zu haben, der für die Kaiſerin Maria Louiſe beſtimmt war. Der früher hier anweſende perſiſche Geſandte hat geſagt, daß in ſeinem Lande ſelbſt nichts ſo Schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht ſind, wird er nicht gebraucht, und er liegt in einer Kammer zuſammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdaurender iſt — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Candelabern.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönere Hälfte war:
So iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben ſich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man ſchon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartien eingeladen, und ſuperfeine Leute gehen erſt um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Geſellſchaft. Schreitet dieſe ſchöne Sitte noch etwas vor, ſo muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Geſellſchaften geht, und ſich Abends um ſieben ſchlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariſer ſchon zu dieſer ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie eſſen um eilf Uhr Morgens zu Mittage, und ſpäteſtens um ſieben Uhr Abends nehmen ſie das Nachteſſen. Freilich nennen ſie ihr Mittageſſen Frühſtück, und ihr Abendeſſen Mittageſſen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbſt in den Speiſen fängt ſich die ungekünſtelte Natur zu zeigen an. Bei den feinſten Paſtetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz ſo derb iſt, wie Pumpernikel. Als ich das erſtemal, überraſcht von dieſer Erſcheinung den Küchenkünſtler fragte, was das wäre? antwortete er, dieſes Brod ſey ſehr rafraichissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariſerinnen von höherm Stande haben im wörtlichſten Sinne des Ausdrucks im Winter gar keinen Tag: denn ſie kleiden ſich erſt aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten ſich ankleidet, und bis ſie nach dem Erwachen ſich die Augen gerieben und gefrühſtückt haben iſt die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klaſſen ahmen das vornehme Nachtleben wenigſtens ſymboliſch nach. Den ganzen Tag ſitzen ſie in ihren Läden im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erſt wenn es dunkel geworden iſt, putzen ſie ſich und laſſen ſich friſiren. In den Kaffeehäuſern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, ſind ſie den Tag über, an ihren Büreaux ſitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beſchäftigt und reden kein Wort mit den Gäſten. Sobald aber die Lichter angezündet werden, ſchmücken ſie ſich auf's Herrlichſte und fangen an geiſtreich und liebenswürdig zu werden. Man kann ſich alſo denken, welch eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung iſt. Die durch Gas breitet ſich täglich mehr aus. Wenn es die Menſchen dahin gebracht haben werden, die atmoſphäriſche Luft von ihren Stickſtoff-Theilen zu reinigen, dann werden ſie das Verderben vollendet haben, das ſie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht iſt zu rein für das menſchliche Auge und unſere Enkel werden blind werden. Merkwürdig iſt, daß trotz jener guten Eigenſchaft der Gasbeleuchtung die Ultras ihr dennoch feind ſind, wie ihnen wenigſtens die Liberalen vorwerfen. Daß dieſer Vorwurf ganz ohne Grund ſeyn ſollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet iſt, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra-Blatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung geleſen zu haben. Dieſer Widerwille wäre in der That ein pſychologiſches Räthſel, an deſſen Auflöſung ſich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Ariſtokratie mit Waſſerſtoffgas zuſammen? Indeſſen gibt es noch mehrere ſolche phyſikaliſche Räthſel. Wie hängt die franzöſiſche Geiſtlichkeit mit den Kuhpocken zuſammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung geleſen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Geſtorbenen in Paris ſeit einigen Jahren geſtiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Sterbefälle über tauſend. In gleichem Verhältniſſe als ſich die Kuhpocken-Impfungen vermindern, vermehren ſich die Dotationen und Vermächtniſſe, welche die Geiſtlichkeit ſich zu verſchaffen weiß. Sie betragen jetzt ſchon viele Millionen. Wie hängt das Alle zuſammen? Ihr Antiquare, die Ihr alte gute Kunſtwerke an ihrem edlen Roſte erkennt, Ihr Winkelmänner — ſeyd ſo gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, ſeitdem die Pariſer Gaſſen mit Geiſtlichen wie beſät ſind, ſo viele Kinder an den natürlichen Blattern ſterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beobachtet, daß über den Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optiſche Experiment nachgemacht und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel jetzt die Gensdarmen getreten; ſonſt aber noch Alles ſo iſt, wie es ehemals geweſen.

Geräthſchaften zur Beleuchtung, ſowohl durch Gas, als Oel und Wachs: Lüſtres, Lampen, Candelabren, waren in der Ausſtellung von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu ſehen. Was ſich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce, Kryſtall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter, in Form von Caryatiden oder Atlanten, welche kryſtallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographiſchen Eintheilungen, auf deren anderer die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuſter hat in ſeinem Laden zwei große Stiefel von Kryſtall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzſchneider in Sargemünd verfertigt unter vielen andern Dingen auch Candelabren von künſtlichem Porphyr, von ſieben Fuß Höhe. Dieſer von Utzſchneider erfundene Porphyr iſt dem natürlichen ſo täuſchend nachgemacht, daß einer der berühmteſten franzöſiſchen Mineralogen, dem man ihn zur Unterſuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten, und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde... Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung iſt. Ihr Licht kömmt an Stärke dem von zweitauſend gewöhnlichen Lampen gleich und verbreitet ſich acht Stunden weit. Wären alle Leuchtthürme mit ſolchen Laternen verſehen, ſo würden ſchon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden ſeyn.

Auch die Wachskerzen hat man ſehr verbeſſert. Die von gereinigtem Wachſe verfertigten „bougies diaphanes,“ ſind durchſichtig und gleichen dem Alabaſter. Ein Kerzenfabrikant hatte das Bruſtbild des Königs, von ſolchen Wachſe durchſichtig gemodelt, in ſeinem Laden aufgeſtellt. Man ſah auch rothe, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß ſie keine ſchwarze, zu Trauer-Bällen, verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert: denn allerdings haben ſie in der Rue de la paix einen Putzladen, „Grand Magazin de deuil“ genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze ſelbſt ſchneidet den Begehr! ... Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateiniſche und griechiſche Aufträge geben kann, der ſchicke ſie hin, „bougies soléraphlites“

zu kaufen. Das Pfund koſtet zwar nur 1 Fr., denn ſie ſind von gewöhnlichem Lichtertalge; ſie haben aber folgende gute Eigenſchaften. Die Flecken, die ſie auf Kleider und Möbeln machen, kann man durch Weingeiſt reinigen: die Stärke ihres Lichts verhält ſich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; ſie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

8. Metallurgiſche Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden ſeines Zeltes, und ſpielt mit ſeinem Knaben Knabenſpiele. Da treten die Abgeſandten des byzantiniſchen Kaiſers herein, und legen ſich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu ſeinem Sohne ſpricht: „Siehſt du, Irnack, daß Eiſen beſſer iſt, als Gold? Mit Eiſen hol' ichs.“ Dieſer Attila war ein Hunne. Aber die Attila's in ſeidnen Strümpfen ſitzen auf Sammt und Gold, und wenn ſich ihnen unüberwindliche Feſtungen übergeben, ſagen ſie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie, Prinz, daß Gold ſtärker iſt, als Eiſen? Mit Gold zähm' ich's.“ Wenn nun jene großen Handwerker, die ſich mit dem Eiſen nähren und wehren, ihren Wohlthäter ſo wenig achten — wie ſollten wir ihn ſchätzen, die ja gar nicht beſſer ſind, als jene, ſondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köſtliche? D'rum nichts von Pflügen, Eggen, Senſen, Schaufeln und andern ſolchen Dingen, die in Menge ausgeſtellt waren. Laſſen wir das Eiſen naß werden vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder roſtig vom Herzblute ſeines jungen Sohnes, der es vergoſſen, einen gefangenen Tiger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unſern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Gränze des Ernſtes liegen die damascirten Klingen, die man jetzt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indeſſen gebrauchen wir ſie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unſer Heldenblut für eine ſchöne Caſino-Sache verſprützen. Die Franzoſen hatten einſt in Aegypten große Furcht vor dieſen Damascenerklingen. Sie ſagten: ſo ein Mamlucken-Säbel ſpalte einen entzwei, wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte ſie aus, ſagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbſt die Raſiermeſſer werden jetzt damascirt; große Zurüſtung gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt ſah man in der Induſtrie-Ausſtellung die Raſiermeſſer mit großer Ernſthaftigkeit behandelt. Man ſah deren von gegoſſenem Stahl; andere „à dos métalliques,“ erfunden, (wie der Fabrikant ſich ausdrückt) „pour lutter contre des envieux.“ Wer alſo mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne ſich mit ſolchen Raſiermeſſern. Eine dritte Art Raſiermeſſer, deren Klinge zwiſchen einer Scheide ſteckt, und nur ſo viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man ſich verwunden kann — iſt Solchen zu empfehlen, die während dem Raſieren an ihre Schulden, oder an die Auflöſung einer Charade zu denken gewohnt ſind.

Der Fabrikant Alard, hat ein eiſernes Gewebe erfunden, das er **moiré métallique**, auch **toile métallique** nennt. Dieſes Metallgewebe iſt ſo fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maſchen kommen. (Scheint etwas gelogen zu ſeyn!) Es werden Lichtſchirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Aſtrallampen; Schüſſeldecken, welche die Luft durchlaſſen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Dieſe letztern haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit ſo großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten ſechs und fünfzig tauſend Stück davon verkauft hat... Bettſtellen von Röhren, aus Eiſen, Meſſing und Kupfer, ſind ſo leicht und ſo bequem eingerichtet, daß ſie in einen Mantelſack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten ſie zuſammenzuſetzen, oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz Recht, wenn er von ihnen ſagt: „**Ces lits, peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en campagne.**“ Dieſe Feldbetten, oder Conſtitutions-Betten, oder Prokruſtes-Betten, kommen nicht ſehr theuer zu ſtehen: der Schuh Röhre koſtet, je nach deren Diameter, 1½ bis 4½ Franken... Von gegoſſenem Eiſen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüſſe plaſtiſcher Kunſtwerke, Relief-Abgüſſe von berühmten Gemälden, Tabacksdoſen, ſo leicht wie die von Papier-Maché, und andere ſolche Dinge....

Das Eiſen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Raguſa kam, wurde ſehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgeſtellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn ſie das baare Geld lieben; es iſt immer gut ſich marſchfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke geſehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von ſchöner Arbeit, und gothiſcher mit modernem Geſchmacke, glücklich daran verbunden. Der Koffer iſt beſtimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutſch-franzöſiſchen Wörterbuche ſteht Sainte-Ampoule überſetzt: „Das Oelfläſchchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs.“ Eine Wörterbuch-Verſicherungsanſtalt wäre etwas ſehr Nützliches... An Kirchengeräthſchaften von Gold, Silber, Meſſing, Kryſtall, an Altarleuchtern, Biſchofsſtäben, Kreuzen, Monſtranzen, geſtickten Fahnen, Biſchofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle dieſe Arbeiten geſchmacklos wären, und ſie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben ſolle. Denn — ſagen ſie — bei einem gebildeten Volke, wie das franzöſiſche, könnten die Apoſtel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn ſie — zeichnen könnten!

9. Parfümerie.

Die Natur ſelbſt braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie ſollten ihn die Paſümeurs entbehren können? Auch ließen ſie ihn durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerſt dem Luftſtrome der gelehrten Frau Delacour, dieſer zweiten Madame Dacier, aus. Sie ſagt in ihrer Auto-Biographie: „Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est addonée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée du suc des fleurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.“ Shakſpeare hat kühne Bilder in ſeinen Dichtungen; die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß iſt noch von keinem ſchönen Mädchen gedruckt oder geſagt worden: ſie habe Lyoner roſentaffetene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert... Fargon der jüngere nennt ſich „parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours.“ Er verkauft Olysérial, libanotis de Chine,

Axerasine, und **Rouge-Vert d'Athénes**. Dieſes letztere iſt eine *grüne* Schminke, die erſt auf den Wangen *roth* wird..... Treten wir jetzt in den **Bazar des Parfums** des Herrn Mayer. Dort ſchimmert's, wie in einem Feenmärchen; es iſt zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer iſt nicht glücklich unter ſeinen Schätzen: er iſt, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgeſetzt. Es wird ein „**Imprimé calomnieux**“ gegen ihn verbreitet, „**dicté par l'Envie et la Jalousie.**“ Aber Herr Mayer weiß ſeinem Gegner zu antworten und ſagt dem „**auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies.**“ was ſich gehört. „**Mais, non** — ruft er aus — **la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie**!!! Darum wolle er mit den „**Suffrages d'augustes personnages**“ ſich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen und ſeine Parfümerien mit denen ſeines „**pâle imitateur**“ zu vergleichen. Es wird Keinen gereuen, dieſer Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die ſich nicht gern den Kopf anſtrengen, können im Bazar des Herrn Mayer, in weniger als einer Viertelſtunde, auf die angenehmſte Weiſe die Geographie erlernen. Sie finden dort: **Huile de Macassar, poudre de Ceylon, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canade, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma,**

und noch viele andere Dinge aus Europa, Amerika und Aſien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südſee-Inſeln und von Afrika hat, keinen pâte de **Botany-Baie**, keinen **Esprit de Maroc** — an Abſatz würde es ihm nicht fehlen, und ſeine geographiſche Belehrung würde hierdurch vollſtändiger werden. Dagegen findet ſich bei ihm **„Parfum des Salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs.“** Ferner: eine **„Composition accéleratrice,“** welche grobe deutſche Poſtillione Wagenſchmier zu nennen pflegen. Die Wagenräder, ein Mal damit ſchlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesſchnelle. Endlich hat er auch ein rothes Köllniſches Waſſer für blaſſe Leute. Ueberhaupt iſt Herr Mayer eine wahre Vice-Natur. Dieſe ſelbſt hat nur den Menſchen zu ſchaffen; für das Uebrige, was zwiſchen Wiege und Sarge zu thun iſt, ſorgt ihr **alter** ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachſen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereigniſſe des Lebens: Salben, Pulver, Eſſige, Seifen, Oele und Waſſer.

Einen Gegenſtand der negativen Parfümerie will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunſt gehört. **„Sièges inodores,“** waren in der Induſtrie-Ausſtellung von ſehr verbeſſerter Art zu ſehen. In Deutſchland fehlt es noch ſehr hierin. Wahrſcheinlich iſt man dort nicht gehörig belehrt, wie das „**gaz hydrogène,**“ eine „**cause permanente de graves maladies**“ ſey.

10. Chokolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch ſchriebe: „über den Einfluß der Religion auf die Chokolade,“ der hätte keine Satyre geſchrieben, ſondern nur abgeſchrieben. Seit der Reſtauration der Heuchelei werden aus Chokolade: Kreuze, Roſenkränze, Kruzifixe und andere geheiligte Symbole des Gottesdienſtes verfertigt und verkauft, und man hört keine Miſſionäre gegen ſolche Entweihungen eifern! .. Doch laſſen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie-Handel und betrachten wir, was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke ſich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Courſen, und am Anfange nach dem Titel mit einem Kupferſtiche verſehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darſtellt — und man hat eine typographiſche Vorſtellung von dem Proſpektus, welchen der Chokoladen-Fabrikant Debauve im Louvre vertheilte. Herr Debauve iſt kein gewöhnlicher Chokolademacher; er bringt Alles in Chokolade, und Chokolade in Alles; er chokoladiſirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen mediciniſchen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin ſeine Fabrikate angeprieſen worden. Dabei zeigt er ſich ſo dankbar, daß er alle Pariſer Aerzte, die ſeine

Chokolade gelobt, gleichfalls rühmt, und ſie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt ſogar eine Beweisſtelle aus Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris," der ſeiner Chokolade mit großem Lobe gedacht. Der **Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse**, hat dem Fabrikanten ſelbſt vor ſiebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er iſt nicht blos **analeptique**, ſondern auch **béchique** und **confortatif**. „**Il a rendu en peu de temps la fraicheur, les forces et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence.**" Er wird von einem berühmten Pariſer Arzte den Gelehrten empfohlen, „**qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint**" (die ehrlichen deutſchen Schriftſteller mögen ſich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chokolade das Beiſpiel des Herrn **Dr.** Butini in Genf angeführt, der ſein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er, ſeit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Taſſen dieſer Chokolade getrunken. Ferner fabrizirt Herr Debauve: **Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-root;**

Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, coeurs, castagnettes, marrons, pastilles, cylindres, vases et plusieurs autres objects de formes agréables — alles aus Chokolade. Endlich: „les portraits chéris du roi et de la famille Royale,“ mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verſchiedenen Arten, die Chokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da dieſe nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten ſie ſich vorſorglich ſchon den Abend zuvor ihre Chokolade, und wärmten ſie des andern Morgens wieder auf. Dieſe klöſterliche Chokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre ſüßen Kunſtwerke zur Ausſtellung gebracht, und Kunſtwerke ſind ſie allerdings zu nennen, da ſie mehr für das Auge als für den Gaumen beſtimmt ſind. Die Franzoſen ſind zu loben, daß ihnen die Optik die erſte aller Wiſſenſchaften iſt, und Akuſtik die zweite. Der Adel eines Menſchen zeigt ſich darin, daß er im Hauſe der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöſe, feſte Nahrungen in flüſſige, flüſſige in ätheriſche, ätheriſche in geiſtige verwandle. Herr Vernaut, Hoherprieſter „au Temple de Pomone“ . . .

„**qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectionner les procédés de l'art du confiseur,**“ hatte ſein Muſeum mit den herrlichſten Bonbons geziert. Kunſtfreunde bewunderten beſonders die **pastilles d'Ambroisie**, „**qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter.**“

11. Nachleſe.

Ich will noch von einigen Gegenſtänden ſprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergeſſen, theils nicht verſtanden habe. Gar mannigfaltig ſind die Bedürfniſſe und Neigungen der Menſchen. Nicht Alle haben ſich beſtimmte Organe zu feſter Wohnſtätte gewählt; ſondern viele ihrer halten ſich nach Landſtreicher-Art an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die ſchon längſt mit dem Erröthen abgekommen, ſind ſeit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel; man machte die Fächer theuer. In der Ausſtellung ſah man deren von Schildkröte, die 700 Fr. koſteten. In heißen Sommertagen, ein Reiſe nach Havre oder Dieppe, ſich an der Seeluft zu erfriſchen, käme viel wohlfeiler zu ſtehen. Polichinel-Vampyre ſah man oft auf Fächern abgemalt. Dieſer beliebte Hanswurſt wird auf alle mögliche Art bildlich dargeſtellt. Battiſt-Taſchentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel geſtickt war. Andere Arten von Taſchentüchern wurden unter dem Namen **Andrinoples** und **Aladins** in die große Welt eingeführt. . . Von einer neuerfundenen Compoſition werden falſche Edelſteine (**pierres adamantoides**) verfertigt, die ſehr ſchön ſind. Man muß ein Kenner ſeyn und ſie in die Hand nehmen, um ſie von den ächten zu unterſcheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhauſe nicht damit erſcheinen darf — ein Verſammlungsort, den in Paris Frauen von den höchſten Ständen in ihrem reichſten Schmucke beſuchen . . . die guten Seelen, wie leicht ſie zu befriedigen ſind! Eine beliebte Bandſchleife, die eine Zauberhand im letzten Sommer geſchlungen, nennen ſie „**parfait contentement.**“ . . . . Poupart de Neuflize, ein Tuchfabrikant, hatte zwiſchen ſeinen Waaren ſechs Gemälde aufgeſtellt, die ſechs Fabrik-Gebäude nebſt ländlichen Umgebungen, welche er in verſchiedenen Departementen beſitzt, vorſtellten. Der König, dem dieſe Gemälde wohlgefielen, hat ſie von dem Eigenthümer zum Geſchenke angenommen. . . Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten Dampfbäder zu machen, iſt ein nützliches Werk. . . . Unter dem Namen „**Caecographe.**“ wurde eine Maſchine gezeigt, vermittelſt welcher Blinde in ganz geraden Linien ſchreiben können. Der einfache Apparat iſt ſehr zweckmäßig. . . . Vermittelſt der **Glactomètres** und der **Caséomètres** kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das Genaueſte beſtimmen. Aber Frauen von Gemüth werden ſich wenigſtens der letztern nicht bedienen: denn die heilige Schrift ſagt: Du ſollſt dem Ochſen das Maul nicht verbinden, wenn er driſcht. . . . Allerlei Comeſtibilien auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund friſches Fleiſch durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, ſo wie auch gekochtes Rindfleiſch in einer hermetiſch verſchloſſenen Flaſche aufbewahrt, ſoll ſich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen, und Nudeln davon, wurden zu Sparſuppen empfohlen. . . . Die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers hat mit Napoleons Herrſchaft in Frankreich nicht aufgehört. Beſonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Raguſa kommt, ſo daß der Sturz Napoleons dem Marſchalle Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, ſoll nur darin beſtehen, daß dieſe Confitüren mit Runkelrübenſyrup bereitet werden. . . . Bäcker hatten neue Verſuche mit Brodarten zur Prüfung aufgeſtellt: man hat in Paris das beſte Brod, aber kein gutes. . . . Ein ſehr ſchönes Schmuckkäſtchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künſtliche beſtimmt, zeigte der Zahnarzt Deſirabode. Das iſt der kühne Humoriſt, der ſich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er, um Aufmerkſamkeit zu erregen, Adreſſen, ganz in Form von Bankzetteln vertheilte. Er hat bewieſen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm heraus geboſſen. . . . Von dem vor Kurzem entdeckten neuen Metalle Palladium genannt, wie auch von Platina, waren ſchöne Medaillen zu ſehen. Auch in Kryſtall hat man Medaillen gegraben, die das Anſehen von Perlmutter haben. . . . Eine ſehr nützliche Erfindung ſind die Längemaße von ſeidenen Bändern, welche ſeit einiger Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes iſt das übliche metriſche Maß in ſeinen kleinſten Abtheilungen, auf der andern Seite ſind die verſchiedenen ausländiſchen Maße gezeichnet, ſo daß man beide auf das Bequemſte mit einander vergleichen kann. Nicht blos Schneider, Schuſter, Waarenhändler bedienen ſich dieſer Maße, ſondern auch Tiſchler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im Großen meſſen. Die Pariſer Schneider, wenn ſie das Maß zu einem Kleide nehmen, bedienen ſich alſo nicht der in Deutſchland üblichen kniſternden Papierſtreifen, in welche man mit der Scheere räthſelhafte Zeichen ſchneidet; ſondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder und tragen die gefundenen Größenverhältniſſe in ein eigen dazu beſtimmtes Buch unter dem Namen des Kunden ein. Dieſes Buch iſt ganz eingerichtet wie ein Paß-Regiſter. Es muß bei dieſer Gelegenheit erwähnt werden, daß die franzöſiſche Polizei, welcher das ſcharfe Augenmaß der Deutſchen abgeht, den Reiſenden, der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaß abmißt. An der Gränze, wo man ſeinen vaterländiſchen Paß gegen einen franzöſiſchen vertauſcht, wird das heimathliche Maß in das metriſche gebracht, und ich habe in Strasburg die unſchuldigſten deutſchen Frauenzimmer ſchamroth am metriſchen Pranger ſtehen ſehen. Und der alte Vater Rhein (ſo hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) ſchweigt zu ſolchen frevelhaften Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräiſchen Schule bringt ſie alle Verhältniſſe in Größen und Zahlen. Perſonen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preiſe addirt, nummerirt, ſubtrahirt, dividirt, einregiſtrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde geſtorben, und die hinterlaſſene Menſchheit ſollte verſteigert werden!

Aus meinem Tagebuche.

I.

Frankfurt, den 29. April 1830.

Du närriſches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu ſehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörſt mich geduldig an und gibſt mir Recht wie immer.

Krank ſeyn, gefangen und gefeſſelt ſchmachten und Alles geduldig ertragen, bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre ſollte ſich ſchämen, krank zu ſeyn länger als vier Wochen. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch ſo wenig liebt, und das wie ein gezähmtes wildes Thier ſeinen Herrn vergißt und hinausſpringt in's Freie, ſobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfriſchen die Seele nicht mehr. Es iſt kein Gewitter, das den Durſt der jugendglühenden Natur löſcht — es iſt der Herbſtwind, der herabjagt, was noch grün an den Bäumen war; alles raſchelt und ächzt wie die Bruſt eines Sterbenden, und die welke Erinnerung wird im Sturme zerſtreut.

Einſt in ſchönern Jahren . . . ich hatte mich einer Roſe genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufſtand, war auch die Natur geneſen. Weggeſchmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte Alles vergeben, Alles vergeſſen. Meine Bruſt war offen wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling luſtwandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Geneſung und der Frühling haben ſich wieder begegnet; aber es iſt ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrießliches Geſchäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Iſt das Himmelsblau? Iſt das Abendroth? Ach ja, es iſt ganz artig gemalt und auch ſehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einſt war mir die Nachtigall die Roſe der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich ſie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Chriſtgeſchenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentſchloſſen wie ein Kind, was ich zuerſt genießen, zuerſt mir aneignen ſollte. Ich zögerte zu wünſchen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Waſſerſturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des

Mädchens holder Blick — es iſt Nichts. Alles iſt die Jugend. Die Welt iſt ein Spiegel, was hineinſchaut, ſchaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtſtrahle ärmlicher Zinſe. Ja, wer ihn durchſchauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzuſtreifen! Die Welt iſt hinter dem Leben: aber wo endet das Leben? Die Welt iſt Nichts.

Die Jugend — es iſt ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute ſprechen es aus und verſtehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche iſt uns heller. Und gut, daß es ſo iſt; gut, daß wir im Alter die Jugend vergeſſen, denn wäre es anders, es wäre ſchlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter beſtimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unſere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für alle! Ja, ſo ſollte es ſeyn, aber ſo iſt es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greiſe aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem ſeine Freiheit überreif geworden, ſie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die Religion und ſagt: nicht ſo, alter Junge, die Schule iſt noch nicht aus, das Leben kömmt erſt nach dem Tode, der Sarg iſt die Wiege deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die Kirche ſagt's, dieſe Abenteurerin, die unter hundert Namen und Geſtalten durch die Welt zieht, und den Leichtgläubigen vorlügt, ſie habe zwei Königreiche, eines da oben, die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines da unten, die zu züchtigen, die ihr hart und mißtrauiſch kein Kredit gegeben.

Was berechtiget uns, das blanke Gold der Jugend dem blaſſen trügeriſchen Alter darzuleihen, das hohe Zinſen verſpricht, weil es aller Schuldſcheine lacht und ſich nicht ſcheut, Bankerott zu machen.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Conzert. Ein Wechſel wird mit dem andern bezahlt; es iſt eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinſen blaſen das Kapital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten ſich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch ſteigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du biſt doch ſonſt ſo gut, rede einmal, ſey nicht verſchwiegen wie ein Diplomat, ſage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt leſen: von allen Menſchen, die geboren werden, ſtirbt faſt die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigſten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ernten anfängt, gelangt weniger als ein Dritttheil, und dem Wohle dieſes kleinen Dritttheils werden zwei große Dritttheile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthſchaften, benutzen und beherrſchen ſie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle ſorgen nur für die hochbejahrten, und die Jugend iſt verdammt die Magd des Alters zu ſeyn!

Die alten klugen Leute ſprechen von der Leidenſchaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenſchaft, die jedem Alter angemeſſen, iſt ſeine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu ſeyn und ſehen die Vernunft des verfloſſenen Alters als Leidenſchaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn ſie lehrt uns nur die Ausnahmen von der Regel. Die Regel zu kennen, braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat Recht, nur er iſt glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, iſt ewig, euer Wiſſen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menſchengeſetzen iſt nicht vernünftiger und gerechter, als der Menſch in ſeiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünſche meiner armen Brüder ſchmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunſch, der ſie gerufen, ſchon längſt begraben iſt.

Das Kind möchte herumſpringen: es muß in der Schule bleiben und Lateiniſch lernen. Der Jüngling darf hinaus in's Freie: da ſitzt er in der Kammer beim Schattenriſſe der Liebſten und ſeufzt. So lange wir reiſeluſtig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, ſind wir alt und bequem, wir ſpielen Boſton und unſer Caſino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unſerer Nichten, herzen und küſſen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf ſeine gichtiſchen Füße und ſtören ihn im Mittagsſchlafe. Satanskinder! warum ſeyd ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Eſſen nicht ſchlief, ſondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunſch, ſo heiß wie keinen ſeitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabacksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht darüber. Jetzt könnte ich ſolcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag ſie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde ſie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüſte, und ich möchte raſend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht ſpäter alle dieſe Sachen kommen, wenn ſie mir gleichgültig geworden.

Robert, oder der Mann, wie er ſeyn ſollte, verſchaffte mir von meinem Hofmeiſter eine Ohrfeige, die ich heute noch ſpüre. Dieſen Robert hatte ich mir zum Muſter genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeldlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Pleſſis und Klairant verſäumte ich meine Ueberſetzung im Döring und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergiſchen Familie habe ich mehr geweint, als ſpäter über meine eigenen. Ach, ſeitdem hat kein Kummer, noch ſo groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich leſend aß, und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich ſo glücklich, daß mir Einer Ohrfeigen gibt, weil ich leſe und liebe? Wer ſtörte mich? doch ſtill — ich verſpreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritiſiren!

II.

Frankfurt, den 30. April.

Koſtbar iſt ein Brief, den Göthe, auf einer Reiſe nach der Schweiz, aus Frankfurt an Schiller geſchrieben. Wer ihn ohne Lachen leſen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt und im Schooße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Reſidenz ſeines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität Erſchrocken und argwöhniſch, wie ein Polizeidirektor, ſieht er darin demagogiſche Umtriebe des Herzens — demagogiſche Umtriebe, die, als gar nicht real, ſondern nebuliſtiſcher Natur, ihm noch verhaßter ſeyn müſſen, als Knoblauch, Wanzen und Tabackrauch. Er leitet eine ſtrenge Unterſuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reiſe Nichts, gar Nichts, „nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte,“ findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unſchuldige wiſſenſchaftliche Bewegung geweſen ſey, die ein leichtes Kunſtfieber zur Folge hatte. Die Gegenſtände, welche das Blut aufgeregt, ſeyen ſymboliſch geweſen. Für Zeichen dürfen ſich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit geſetzt, verſteht ſich gegen Kaution, und es wird unter Polizei-Aufſicht geſtellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf ſich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als ſeinen Juſtizminiſter, darüber, und bittet ihn gehorſamſt, das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Göthe wegen ſeiner Achtſamkeit und ſeines Eifers, beruhigt ihn aber und ſagt, die Sache habe Nichts zu bedeuten.

Dieſer Kriminalfall iſt wichtig und ich wünſchte, Jarke v. Berlin behandelte ihn mit demſelben Geiſte, mit dem er in Hitzig's Journal Sands Mordthat beſprochen. —

Die Briefe ergötzen mich blos, weil ſie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden ſie mich entſetzlich langweilen. Wären ſie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unſere zwei größten Geiſter in ihrem Hauſe, dem Vaterlande des Genies, ſo Nichts ſind — nein weniger als Nichts, ſo wenig — das iſt ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Waſſer in Liqueurgläschen! Ein Briefwechſel iſt wie ein Ehebund. Die Stille und die Einſamkeit erlaubt und verleitet viel zu ſagen, was man Andern verſchweigt, ja was man mittheilend erſt von ſich ſelbſt erfährt. Und was ſagen ſie ſich? Was Niemand erhorchen mag, was ſie ſich auf dem Markte hätten zuſchreien dürfen.

Anfänglich ſchreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!“ Nun, dieſe Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Göthe's Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehn Jahren iſt er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe aber vergißt nie ſeine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man ſieht ihn oft lächeln über deſſen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablaſſend behandeln! Er ſchreibt ihm: mein Werthbeſter, mein Beſter.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meiſter! **Quel bruit pour une omelette!** „Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für die Schauſpieler, da Sie doch nur von den Schauſpielern ſchreiben wollen“ — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeſchenk annimmt. Bei Göthe aber finden ſich immer nur Maitreſſen oder **hommes entretenus**; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt ſie nicht gelten. Der dumme Schiller! Iſt nicht Wilhelm Meiſter ein bloſer Targer, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von ſolchen Männern das pöbelhafte Dekliniren der Eigennamen. Sie ſagen: die Humboldtin, ſprechen von Körnern, Bodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen ſie ſich, am Meiſten aber Schiller, einer zahlloſen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutſche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, Obſtakeln, embarraſſiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, ſatisfecirt, Apercüs, Detreſſe, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und ſolche Männer, die in ihren Werken ſo reines Deutſch ſchreiben! Iſt das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunſt getrennt war, daß ihr Geiſt weit von ihrem Herzen lag?

Göthe's Lieblingsworte ſind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet ſogar ſich zu wundern; was ihn in Erſtaunen ſetzt, iſt wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Ueberraſchung nicht. Er ſcheut alle enthuſiaſtiſchen Adjektive; — man kann ſich ſo leicht dabei echauffiren. —

Wie freue ich mich, daß der Conrector Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Göthe mit brühheißem Lobe übergoſſen, nicht mehr in Frankfurt iſt, ſondern in Bremen vergöttert. Er iſt ein ſtarker, kräftiger Mann, und wenn er mich todtſchlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

— — Menſch, du elender Sclave deines Blutes, wie magſt du nur ſtolz ſeyn? Du armes Schifflein auf dieſem rothen Meere ſteigſt und ſinkſt, wie es den launiſchen Wellen beliebt, und jede Blutſtille ſpottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls iſt der Hammer des Schickſals, womit es Könige und Helden ſchmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert, ſie zu befreien, und große und kleine

Gedanken und ſcharfe und ſtumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerſtehen? . . War ich doch geſtern weich wie Mutterliebe und heute ſpotte ich die deutſchen Götter weg und ſchnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt, den 1. Mai

Ich leſe in der Zeitung: Prudhomme, der älteſte der franzöſiſchen Journaliſten, ſey geſtorben. Ich kannte dieſen Mann, ich habe ihn oft beſucht. Er ſprach viel; aber weniger achtſam hörte ich auf das, was er ſagte, als ich achtſam in ſeinem Geſichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenſtein, die verwitterte Inſchrift trug: geſtorben 1794. Im Anfange der Revolution ſchrieb er das meiſtgeleſene, meiſtverbreitete Blatt, **l'ami du peuple**, das in eine gefährliche Octavform die ungeheuerſten Grundſätze zuſammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtauſend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen ſprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in ſeiner Stärke war, flackerte ſein niedergebranntes Auge hoch auf und ſeine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber von ſpätern und von den neueſten Zeiten, dann ſprach er ſo müde, verdroſſen und ſchläfrig, daß es unbehaglich war, ihn anzuhören. Von Freiheit in einer conſtitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorſtellung, er war ein abſoluter Republikaner. Der republikaniſche Abſolutismus iſt noch verderblicher, als der monarchiſche; man kann dieſem durch Ruhe und Gehorſam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, iſt ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus iſt verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm iſt nur Wahn, was bei dem andern ſelbſtbewußte Schuld iſt. Die Franzoſen waren, nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte, an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durſtig und verſchmachtend, ſtürzten ſie ſich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Deſpotismus erhitzt ſich durch ſchnöde Luſt auch in der blühendſten Landſchaft, leidet an unauslöſchlichem Durſte, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weiſe hatte ich die Bekanntſchaft des Prudhomme gemacht. Im Herbſte 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der ſehr leicht und windig ausſah. Er freute ſich ungemein, einen publiciste distingué und spirituel gleich mir kennen zu lernen, und machte mir die Mittheilung, man wünſche ein neues Journal zu gründen, das ich redigiren ſolle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr ſchien mir ſehr wenig Bildung zu haben, ſeine politiſche Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm, aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung iſt. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu ſehen. Das machte mir aber um ſo größern Spaß, mich mit ihm einzulaſſen. Ich ſagte: ſo Etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er ſich, mich zu einem berühmten Journaliſten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher beſprechen ſolle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieſer bohrte fünfzig, hundert Fuß tief in meine Bruſt hinab, als wollte er einen arteſiſchen Brunnen graben und meine Geſinnung ſprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiſte ich das Blatt zu ſchreiben gedächte? ich erwiederte: in liberalem. Da ſchüttelte er den Kopf und meinte, das ſey nicht beſtimmt genug. Man müſſe ſich genauer verſtändigen und die Grundſätze nett aufſtellen — nett, das war ſein Wort. Aber von dieſer Nettigkeit war ich ehrlicher Deutſcher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernſt gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich Recht: ich verſtand aber damals die Sache noch nicht. Die deutſche Ehrlichkeit iſt groß, alt und unverwüſtlich wie eine Pyramide; aber ſie liegt in einer Wüſte und iſt die Wohnung des Todes. Der Deutſche denkt, auch im politiſchen Meinungsſtreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu ſagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg iſt wie ein anderer, und daß nicht genug ſey für die gute Sache zu kämpfen, ſondern daß man auch für die Mitſtreiter ſorgen müſſe. Dieſe müſſen angeworben, verſammelt, ausgerüſtet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzoſe lobt und begünſtigt Jeden, der auf ſeiner Seite, und tadelt und beſchädigt Jeden, der ihm gegenüber ſteht. Hierdurch vermehrt und verſtärkt er nicht blos ſeine Partei, ſondern er zwingt auch Alle, die dieſer heimlich entgegen ſind, ihre Feindſchaft offen zu erklären und ſelbſt Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzoſen Alles und wir bringen es zu Nichts. Eine Zeitung iſt uns nur ein kritiſches Blatt, für die politiſche Wiſſenſchaft beſtimmt. Eine politiſche Handlung, ein politiſches Ereigniß kritiſiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal, und ſchweigen dann ſtill. Ueber die nämliche Sache täglich zu ſprechen, das kommt uns ſo langweilig und abgeſchmackt vor, als wollten wir das nämliche Buch alle Tage von neuem rezenſiren und in unſerer thörigten Verblendung machen wir uns über die „ſtereotype Polemik“ der franzöſiſchen Journale luſtig. Wir vergeſſen ganz, daß ein politiſches Blatt eine Art Regierung übt, die nie ſtille ſtehen darf, wenn ſie nicht geſtürzt ſeyn will. In ſolchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich ſagte: ich würde loben, was löblich, tadeln, was tadelnswerth iſt, und ich that mir auf meine germaniſche Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unſere Freunde loben, unſere Feinde tadeln ſolle, ſie möchten thun, was ſie wollten — und man hatte Recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutſcher. Im Befreiungskriege mit tauſend Andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tauſendling erſt fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tauſendlingen bin ich einer der Wenigen, die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es iſt recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politiſcher Kuppler darum doch nicht. Er beſuchte mich ferner und führte mich mehrere Male zu einem Reſtaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das Alles ſehr gut gefallen und ſchmecken. Eines Tages lernte ich bei Tiſche einen Deutſchen kennen, mit dem ich mich unter andern auch von politiſchen Dingen unterhielt. Als dieſer weggegangen war, machte mir mein Gaſtfreund die zärtlichſten Vorwürfe, daß ich ſo unvorſichtig ſeyn könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu ſprechen. Es dürfte mich keineswegs ſicher machen, wenn ich deutſch ſpräche, denn es gäbe auch Spione, die deutſch verſtänden. — Was! Spione unter den Deutſchen! Deutſche unter Spionen! Das iſt eine niederträchtige Verläumdung! — Ich hätte dem franzöſiſchen Kerl die Flaſche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich dieſen kleinen patriotiſchen Monolog blos leiſe in mich deklamirt. Denn als ich einige Jahre ſpäter ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutſchen Spion kennen. Ein ſolcher, der mich oft beſuchte, kam eines Tages zu mir, ſetzte ſich vor dem Kamine nieder und wärmte ſich behaglich. Er hatte kein Holz im Hauſe, er brauchte keines, weil er im Palais-Royal Nr. 13, wo er ſpielte, Tag und Nacht freie Heizung hatte. Nachdem er ſich durchwärmt, machte er ein kaltes Geſicht und ſagte, er hätte Etwas mit mir zu ſprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nämlich zuvorkommen, weil ich vermuthete, er habe die Abſicht, Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erſchütterte. Aber er erwiederte: *Geld haben* ſey bei ihm ein Verbum, das im Indikativ keinen Präſens habe, ſondern blos ein Perfectum und Futurum. Er komme, mir einen Vorſchlag zu machen. Die franzöſiſche Armee wäre gegenwärtig in Spanien beſchäftigt, und es ſey jetzt der günſtigſte Augenblick, Etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißigtauſend Deutſche, zumeiſt tüchtige Handwerksburſche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verſchwornen, um mich zu locken und mir Muth zu machen. Wir, er und ich, wollten jetzt, da uns Nichts hindern könne, an der Spitze der deutſchen Handwerksburſche nach Deutſchland ziehen und Alles über den Haufen werfen, zuerſt Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, ſondern blos meinen Beiſtand, Preußen zu erobern, erheiterte ſich mein finſteres Geſicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall ſey herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge ſey nicht zu zweifeln.

da unſere Handwerksburſche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicher Weiſe einen ſtarken Schnupfen, er ſolle einſtweilen vorausziehen, ich würde mit der Malleoſt nachkommen.

Stand dieſer Narr und Schuft im Solde der franzöſiſchen Polizei? Ich glaube es nicht; denn dieſe iſt nicht ſo albern. Wahrſcheinlich war er Spion einer deutſchen Macht, die damals in Paris den Demagogen, oder die ſie dafür hielt, ſehr aufpaßte und manches ſchöne Tauſend Thaler auf ſolche Erbärmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt, den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden, nach Paris zu reiſen, welchen Eindruck dieſe ſchöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht, und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederſchreiben, ehe es meiner Erinnerung entſchwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht blos die meinigen; ſind doch meine Geſinnungen die von Millionen Andern, die froh ſind, wenn ſich ein Fürſprecher findet, der ſie ausſpricht. Wie Fröſche, Spinnen, Hunde und die Thiere überhaupt, der Natur näher ſtehen als der königliche Menſch auf ſeinem Throne, und darum das Wetter, ja die bedeutendſten Veränderungen und Krankheiten der Natur inniger fühlen und ehe ſie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: ſo gibt es auch Menſchen, die gerade, weil ſie niedrig ſtehen in der bürgerlichen Geſellſchaft, mit der Geſchichte inniger verbunden ſind und die Witterung der Zeit, die Völkerſtürme und Kriege von weiterer Ferne kommen ſehen und ſie früher fühlen, als es ſelbſt die Herrſcher, Vornehmen und Mächtigen vermögen.

die in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren, was ſich draußen begibt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbſtſucht pocht. Zu dieſen Menſchen gehöre ich auch. Was ſeit einer Reihe von Jahren mir geſchah, geſchah der Welt; was Staaten, Völkern, Fürſten begegnete, begegnete mir ſelbſt. Die Geſchichten betrafen mich nicht, ſie brachten mir keinen Vortheil und keinen Schaden, ſie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich ſpürte ſie in meinen Nerven. Dieſe Sympathie gibt mir in politiſchen Dingen eine große Keckheit der Anſicht und einen Prophetenſtolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menſchen, die ſich auf ihren Verſtand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzigmal im Tage überliſten kann. Kömmt mir aber ein Miniſter und ſagt, er wäre klüger als ich, ſo lache ich ihn aus. Seit fünfzehn Jahren iſt Nichts geſchehen, auch das Ueberraſchendſte nicht, das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergeſagt habe. Hätte ich meine Prophezeihungen dürfen drucken laſſen, man würde mich angeſtaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und dieſe hätte mich, um Alles beſſer überſehen zu können, ohne Zweifel recht hoch placirt. Den Tod der heiligen Allianz ſelbſt hatte ich der Wäſcherin eines Legationsrathes auf das Beſtimmteſte vorhergeſagt, und mich dabei nur um ſo viele Jahre geirrt, als ſie früher geſtorben als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan: die Staatsmänner aber haben Nichts vorher gewußt. Dieſes ſchließe ich nicht daraus, daß ſie nicht davon geſprochen, keineswegs: denn ſie verſchweigen nicht blos, was ſie nicht wiſſen, ſondern auch ſehr oft, was ſie wiſſen. Ich ſchließe es daraus: weil ſo manches unſern Miniſtern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Rathſchläge gerade herbeigeführt worden.

Miniſter ſollten *keine* Canaillen ſeyn, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber ſo ſind unſere nicht. Sie ſind vielmehr halsſtarrige Catonen, die lieber das Dach über ſich zuſammenſtürzen laſſen, als daß ſie baufällige Grundſätze räumten. Sie machen ſich über die politiſchen Schwärmer und deren Buchprincipien luſtig und haben keine Ahnung davon, daß ſie ſelbſt ſolche Schwärmer und Ideologen ſind, nur darin verſchieden, daß ſich jene für neue, ſie ſelbſt aber ſich für alte Ideen begeiſtern. Welche Schwärmerei iſt aber die gefährlichſte, welche wird ſchlimmer getäuſcht? Zukunft und Vergangenheit ſind beide Nicht-Exiſtenzen; doch was nicht *iſt*, kann werden, was *war*, iſt es für immer geweſen. Man kann einen Menſchen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menſchen, der gelebt hat, ruft keine Kunſt, ſchleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unſere Staatsmänner einmal erkennen, was die Zeit will, und daß ſie darf und kann, was ſie will ſo macht ſie das in ihrer Handlungsweiſe doch nicht klüger Dem Unvermeidlichen ſuchen ſie ſo lange als möglich auszuweichen, denn ſie meinen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die ihr gewinnt? Der junge Löwe wächſt im Käfig wie im Freien, und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen müſſet, dann ſpringt er um ſo größer, um ſo ſtärker, um ſo grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken, daß ihr die Wärter ſeiner Jugend waret.

Was iſt ſeit fünfzehn Jahren durch unſere weiſen Staatsmänner, dieſe Hochſchüler der franzöſiſchen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geſchehen! Sie haben Napoleon geſtürzt — nicht im Rauſche des Sieges, unter dem Durſte der Rache, nicht von der günſtigen Gelegenheit überraſcht; nein, ſie hatten zwei Jahre Zeit, zur Beſonnenheit zurückzukehren, und ſie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft: es iſt das Mährchen von der Dummheit. Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm iſt die monarchiſche Regierungskunſt ausgegangen und jetzt herrſchen die Natur-Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft ſo demokratiſch, als es ein Jakobiner nur wünſchen mag.

Griechenland iſt frei, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit ſind anerkannt, und dieſes haben die Griechen am meiſten den Leidenſchaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige

Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkiſchen Reiches am meiſten fürchtet, hat am meiſten gethan, jene und dieſen herbeizuführen. Sie intriguirten, ſie zögerten, ſie haben Zeit gewonnen. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg hat den irländiſchen Katholiken und engliſchen Juden die Emancipation, und den Venetianern ihren Freihafen verſchafft, welches Letztere auch ſeine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Conſtitution des Landes umzuſtoßen; ja, hätte ein Schneidergeſelle die portugieſiſche Krone geſtohlen — gegen das Verſprechen, keine Freiheit aufkommen zu laſſen, hätte man ſie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verſtatten möge, noch zwei Jahre regiert und wenn der geſtickte König von Spanien ſeinen abſoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der conſtitutionelle Geiſt in der Halbinſel größere Fortſchritte gemacht haben, als es in zehn Jahren unter der Herrſchaft der Kortes geſchehen wäre. Tyrannen ſind in unſern Tagen die gefährlichſten Freiheitsprediger. Und ſo findet ſich — wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die ſeit vierzig Jahren Alles, was die Farbe der Freiheit trägt, mit düſterem, glühenden Haſſe verfolgt, daß gerade ſie für deren Entwickelung und Befeſtigung am meiſten gethan Wir wollen unſere Feinde lieben, unſere Freunde haben uns oft beſchädigt.

Wer Geſichte haben will, darf nicht ſehen; der äußere

Sinn tödtet den innern. Die Staatsmänner wiſſen und ſehen Nichts voraus, weil ſie zu viel wiſſen, ſehen und hören. Sie bekümmern ſich zu viel um das Einzelne, beſonders um die *Einzelnen*. Das Trommeln und Schießen unſerer kriegeriſchen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräuſch am beſten. *Hardenberg*, der einzige liberale Staatsmann, den Deutſchland ſeit fünfzehn Jahren hatte, war *taub*. Das hat wahrhaftig ſeinen Zuſammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizei-Miniſter taugte. Die Polizei! die Polizei!

V

Frankfurt, den 4. Mai.

Schiller wünſcht die Chronologie von Göthe's Werken zu kennen, um daraus zu ſehen, wie ſich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg ſein Geiſt gegangen ſey. Er ſpricht von deſſen analytiſcher Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er ſeinen hohen Gönner kalt wie ein Proſektor, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem Schneiden, Vorleſungen über ſeinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt das Alles, als ginge es ihn ſelbſt nichts an. Er ſchreibt ſeinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir dieſe Woche erſcheint, hätte mir kein angenehmeres Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange ſeines Geiſtes bekannt zu machen. Das Alles iſt um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie ſeine Geheimniſſe, die wir Andern nicht kennen noch ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, ſo ſich ſelbſt zu beobachten, ſo ſich ſelbſt nachzugeben auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie ſey ein Kind, das gar nicht wiſſe, was es thut, gar nicht wiſſe, wie reich und glücklich es iſt. Schiller und Göthe ſprechen ſo oft von dem Wie und Warum, daß ſie das Was darüber vergeſſen. Als Gott die Welt erſchuf, da wußte er ſicher nicht ſo deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von ſeinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geiſtes voll, wer, hineingezogen in den Kreis himmliſcher Gedanken, ſich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feſte Erde unter ſeinen Schritten — der mag immer geſund ſeyn, nur verzückt iſt er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das iſt Hochmuth in ſeinem Falle, das iſt Blödſinn. Nichts iſt beleidigender für den Leſer, als eine gewiſſe Ruhe der ſchriftſtelleriſchen Darſtellung; denn ſie ſetzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu geſtalten voraus. So mit dürrem Ernſte von ſich ſelbſt zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit. Das ſcheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire. Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von ſo hohem Geiſte um unſer Urtheil zittert, uns ſchmeichelt, zu gewinnen ſucht.

Die Liebe hat die Briefpoſt erfunden, der Handel benutzt ſie. Schiller und Göthe benutzen ſich als Bücher; es iſt eine didaktiſche Freundſchaft, ein wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen ihnen. Unſere beiden Dichter haben eigentlich ganz verſchiedene

Mutterſprachen. Freilich verſteht jeder auch die des andern, ſo viel man ſie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Göthe macht ſich's wie ein Franzoſe immer bequem und redet mit Schiller ſeine eigene Sprache, und Schiller als gefälliger Deutſcher, ſpricht mit dem Ausländer ſeine ausländiſche. Von ihrer Freundſchaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die ſich bewirthen: der Gaſt geht hungrig vom Tiſche, der Wirth, überſatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller beſſer dabei weg, als Fuchs Göthe. Erſterer kann in Göthe's Schüſſel ſich wenigſtens ſeinen ſpitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit ſeiner breiten realiſtiſchen Schnauze, kann gar Nichts aus Schillers Flaſche bringen.

Göthe ſchreibt: „ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und leſe nur indeſſen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucidides, an denen ich zum erſtenmale eine ganz reine Freude habe, weil ich ſie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen leſe." Bei den Göttern! Das iſt ein Egoiſt, wie nicht noch einer! Göthe ummauert nicht blos ſich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerſtückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und ſperrt jede beſonders ein, daß ſie nicht heraus können, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geſchaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, ſie gehörig zu ſchematiſiren; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß ſie Liebhaber ausſtopfen; hätte jede

Landſchaft in einen Rahmen geſperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf geſetzt, ſie auf den Tiſch zu ſtellen. Was in der That wäre auch nebuliſtiſcher, als das unleidliche Durcheinanderſchwimmen auf einer Wieſe! Göthe's Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit: ich ſchlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillige Beſtien und ſperrt ſie, ihrer Meiſter zu bleiben, in den metriſchen Käfig ein. Er geſteht es ſelbſt in einem Kapitel der Wahrheit aus ſeinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und ſo es los geworden ſey. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungeſunde Zugluft ſcheuen! Lieber nicht leben, als ſolch einer hypochondriſch-ängſtlichen Seelendiät gehorchen! Tauſendmal lieber krank ſeyn!

Göthe diktirt ſeine Briefe auch aus Objektivſucht. Er fürchtet, wenn er ſelbſt ſchriebe, es möchte Etwas von ſeinem Subjekte am Objekte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Geſpenſt. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, iſt ihm der Tod. Das Licht zu ſchützen, umſchattet er es. Was iſt Form? Der Tod der Ewigkeit, die Geſtalt Gottes . . . . Iſt Göthe glücklich zu nennen? Er iſt ſo arm und ſo allein! Ihm kommt jeder Wunſch erſt nach deſſen Erfüllung, er begehrt nur, was er ſchon beſitzt. Aber die Welt iſt groß und der Menſch iſt klein: er kann nicht

Alles faſſen. Nur die Sehnſucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe ſeyn: er glaubt Nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im Geſellſchafter, oder in einem andern Blatte dieſer Familie, ließ einmal mit großen Buchſtaben drucken: Göthe hat ſich über die franzöſiſche Revolution ausgeſprochen. Es war ein Trompetenſchall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurſt. Und doch wäre Göthe, gerade wegen ſeiner falſchen Naturphiloſophie, der rechte Mann, die franzöſiſche Revolution gehörig aufzufaſſen und darzuſtellen. Aber er haßte die Freiheit ſo ſehr, daß ihn ſelbſt ſeine geliebte Nothwendigkeit erbittert, ſobald ſie ein freundliches Wort für die Freiheit ſpricht. Er ſchreibt an Schiller: „Ich bin über des **Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI.** gerathen . . . Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich nach Naturnothwendigkeit von vielen Höhen und vielen Thälern gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Flußes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht, wer ſie vorher geſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahnete. Man ſieht in dieſer ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philoſophen gern Freiheit nennen möchten.“ Göthe, als Künſtler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Anſicht von der franzöſiſchen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er ſie nicht blos, ſondern vertheidigt ſie auch, die er doch ſonſt ſo haſſet. Er haſſet alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte ſich zu keinem Kunſtwerke eignet, das er nach ſeiner Weiſe faſſen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunſtphiloſophen aber gibt es nichts Werdendes noch Bewegtes: denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, iſt in dieſem Puntte und der ſchnelle Blick, der ein ſo kurzes Daſeyn aufzufaſſen vermag, wird es als Kunſtwerk erkennen. Für den wahren Naturphiloſophen gibt es keine Geſchichte und keine Gährung: Alles iſt geſchehen, Alles feſt, Alles erſchaffen. Aber Göthe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorſtellung liegt und nicht in dem Vorgeſtellten.

VI.

Frankfurt, den 5. Mai.

Das Lumpengeſindel von Zeitungsſchreibern hat ſich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſo verwöhnt, daß ſie das Wort hoch ohne Unterſcheidung auch bei jeder andern Dimenſion anwenden. Es gibt für ſie keine Flächengröße, keine kubiſche, ſie kennen nur eine vertikale. Sie reden von hoher, ſtatt von großer Wichtigkeit, ſie ſagen hochwichtig ſtatt ſehr wichtig. Sie ſagen von einer Burg, ſie ſey tiefromantiſch gelegen. O, das iſt hochdumm! Sie ſagen auch tiefblau ſtatt dunkelblau. Ich glaube Fouqué hat das erfunden. Gut für Fouqué: Das iſt ſeine Feudomanie. Die Lebensherrlichkeit des Hellblau über Dunkelblau wird freilich hochſinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die andern bürgerlichen Schriftſteller an? Warum ahmen ſie ihn nach.

Der Berliner Correſpondent der Allgemeinen Zeitung — lieſt man ſeine Berichte, iſt es gerade, als wollte man in's Waſſer beißen; es ſind zarte **méringues à la crème**, die man mehr trinkt als ißt — ſagte neulich einmal: man ſpricht in den höhern Cirkeln von einem höchſten Reiſeprojekt nach dem Norden. Das will ich alter Primaner in's Franzöſiſche überſetzen. Meidinger hilf!

Hoch, **haut**. — Höher, **plus haut**. — der Höchſte, **le plus haut**. — In höhern Cirkeln, **dans les plus hauts cercles**. Ich fürchte aber ſehr, das iſt falſch! So viel ich mich aus den Zeiten Robespierre's erinnere, wird, um im Franzöſiſchen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Comparativ geſetzt: **dans les plus hauts cercles** hieße alſo nicht in den höhern, ſondern in den höchſten Cirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich ſtatt **hauts cercles**, **cercles élevés** ſagte: das würde mir aber ſchöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine franzöſiſche Ueberſetzung wieder zurücküberſetzte in's Deutſche — und es gibt oberflächliche Menſchen genug, welche niemals die Quellen ſtudiren — würde **cercles élevés** heißen: erhabene Cirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja ſoviel als Cirkel von fürſtlichen Perſonen! Es iſt eine kitzliche Sache. Still! Ich bin dabei, ich ſage: **cercles qui sont plus que hauts**. Bravo! . . . Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutſchen der Comperativ höher weniger ausdrückt, als der Poſitiv hoch; denn wenn der Berliner Allgemeine, ſtatt in höhern Cirkeln, in hohen Cirkeln geſchrieben hätte, ſo würde das bedeuten: ein Cirkel von wenigſtens Miniſtern.

Nun weiter. Ein hohes Reiſeprojekt — **un haut** projet de voyage. Ein höchſtes Reiſeprojekt — un plus haut projet de voyage. Das hieße aber ein höheres Reiſeprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt, ſo geht's. Ich ſage: un projet de voyage l'un des plus hauts. Alſo im Ganzen: **On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord.**

Es iſt mir ſauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zu Stande gebracht. Wenn man ſich auch im Himmel zankt, was ich ſehr vermuthe, werden ſich die Manen meiner beiden Lehrer der franzöſiſchen Sprache um den Ruhm ihres irdiſchen Schülers ſtreiten. Der eine war ein hochbejahrter deutſcher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in ſeiner Jugend einige Jahre Bambusröhre auf dem Pont-neuf verkaufte, Wolf Pariſer nannte. Bald vierzig Jahre ſind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von geſtern, welche Mühe ſich der alte Pariſer gegeben, mir die richtige Ausſprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich ſprach oreille ganz genau aus wie er ſelbſt, nämlich orehgelje. Viele, viele Jahre ſagte ich nicht anders als orehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der, ſelbſt oreille vom Kopfe bis zu den Füßen, mir die ächte Ausſprache dieſes intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unſere Freundſchaft, die reiche Ernte aber entſchädigte mich für den kurzen Sommer.

Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein ſchwarzes grünbeſäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das, um Hals und Bruſt hängend, die Uhr in der Weſtentaſche feſthielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder geſunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen hatte einen ſolchen Wurf und Hang, daß, wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, ſuchte meine Bekanntſchaft mit großem Eifer, und machte ſie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knüpfte ich meinen Rock auf, und zog die Uhr hervor, um zu ſehen, ob die Stunde ſey, an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes ſey als ein ſeidener Galgenſtrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, ſprach, ſah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu ſeyn, wich er mir ſo viel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick und, ich kann es nicht läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, ſondern auch ſchöne Kenntniſſe. Seine Dicke, die ihm das Gehen ſauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Eſſen, wenn ſich die Kurgäſte zum Kaffee im Garten verſammelten, ſetzte ich mich an den Tiſch, der unter einer ſchattigen Linde, und auf welchem das Windlicht ſtand, das zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen deſſen

Eingang ich mit dem Rücken gekehrt ſaß, nahm er eine Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger und watſchelte dem Leuchtertiſche zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu ſuchen, einen Weg von dreißig ſchattenloſen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optiſchen Täuſchung mit dem Uhrbande ſchwer büßen. Ich lachte weniger, als er ſchwitzte, denn wahrhaftig er dauerte mich.

Mein zweiter franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrirter Geiſtlicher. Er bekümmerte ſich wenig darum, wie ich canaille ausſprach; aber Voltaire, Voltaire — dieſes Wort konnte ich richtig ſprechen lernen; denn es füllte faſt die ganze Lehrſtunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf dieſen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in ſeinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben ſprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der franzöſiſchen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken ſprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samſon manche ariſtokratiſche Fliege, die des Zuckernaſchens verdächtig war. Guter Marx, wie wirſt du erſtaunt und erſchrocken ſeyn, als du auch Voltaire im Paradieſe fandeſt! Mit welcher Geberde des Unmuths wirſt du gefragt haben:

Wo iſt denn die Hölle? . . . Da nahte ſich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er iſt ſo eben erſt angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigſt erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle dieſe ſaure Mühe, all dieſes naſeweiſe Geſchwätz erſparen können, wenn Sie, ſtatt von einem höchſten Reiſeprojekte nach dem Norden zu reden, geſagt hätten: man ſpricht davon, der Kronprinz werde nach Petersburg reiſen? Glauben Sie denn, wir wüßten ſolche Zeitungsräthſel nicht zu löſen. O, wir Bürgerlichen haben auch Verſtand! Erſt kürzlich las ich im „Ausland“ — eigentlich ſollte es das Inland heißen, denn das Ausland iſt das Inland der Deutſchen, nur dort haben ſie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müſſen ſie ſich, wie es Fremden gebührt, beſcheiden nach den Geſetzen des Landes richten, müſſen ſehen, hören und ſchweigen — ich las: „von dem Tode des Kaiſers P. von R.“ Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaiſers Paul von Rußland die Rede ſey. In dem nämlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Cirkeln und dem höchſten Reiſeprojekte ſprechen, erzählen Sie auch: das Berliner Publikum beſchäftige ſich viel mit den religiös-myſtiſchen Umtrieben in Halle. Hier ſagen Sie Publikum.

denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchſtes Reiſeprojekt aber, meinen Sie, ſey ein großes Eleuſiniſches Geheimniß, das nur in den höhern Cirkeln des Adels beſprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh, daß nicht der König ſelbſt nach Petersburg zu reiſen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem allerhöchſten Reiſeprojekt geſprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel ſelbſt fertig werden können. Als die franzöſiſche Sprache erfunden worden, da lebten die Franzoſen noch im rohen Zuſtande der Natur, ſie waren Wilde, und Thieren ähnlicher als Menſchen. Damals gab es noch nichts in der Welt, was allerhöchſt geweſen, nicht einmal Gott war es, denn — ſagen die Druiden — Gott iſt der Höchſte; höher als das Höchſte aber iſt eine Unmöglichkeit. Nun iſt zwar ſeitdem auch in Frankreich Gott herabgeſunken und der Menſch geſtiegen und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeſchraubt als Gottes Himmel. Aber die allzufertigen Franzoſen haben ihre Sprache zu ſchnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbeſonnenen kein Wort für Allerhöchſt. Wir Deutſche ſind vorſichtiger geweſen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unſerm Hoch- und Höher Bau gehindert zu ſeyn, lieber in unſere Sprache hineinregnen und ſchneien, ehe wir ſie bedeckten, und ſo blieben wir auf alle Ereigniſſe gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige ſich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein legitimer, für den Allerhöchſt zu wenig wäre, und dem wir Komplimenten-Prieſter ein Aller-Allerhöchſt verehren möchten — das würde uns nicht in die geringſte Verlegenheit ſetzen: wir wären mit unſerer Deklination des Aller-Allerhöchſten gleich bei der Hand

Aller-Allerhöchſtdieſelben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Gen.	Aller-Allerhöchſtderſelben.
Dat.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.
Acc.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Voc.	O Aller-Allerhöchſtdieſelben!
Abl.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.

VII.

Soden, den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Gibt es denn Etwas, das furchtbarer, das kriegeriſcher wäre, als Worte? Die höchſten Wälle hat man erſtürmt, die ſtärkſten Mauern hat man umgeworfen, aber was ſich hinter dem Worte verſchanzt, das iſt ſicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das Alles zerwitternde Jahrtauſend zerſtört dieſe Feſte. Das Wort iſt der Zauberharniſch, mit dem bedeckt, der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet Ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiſerne Bruſt zerſchlagen.

Geſtern die Theorie, heute die Praxis. O! Diesmal werden mir auch die Philiſter Recht geben; denn wenn der Deutſche hungert, hat er Muth und ſpricht wie er es denkt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre, um gepackt zu werden, und zum Tiſche war nichts vorbereitet. Ich rechnete darauf bei einer Freundin zu eſſen, die in meiner Nachbarſchaft wohnt. Ich ſchickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden; aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann ſey verreiſt. Zu jeder andern Zeit wäre mir dieſe Scheu, mit mir allein zu ſeyn, ſchmeichelhaft geweſen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trocknen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinſchaftliche Freundin heraus, die mir mein Faſten erklärte. Mein ſehr höflicher Bedienter hatte der Dame die ſchönſten Komplimente von ſeinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „ſie (mit dem kleinen ſ) möchten bei Ihnen (mit dem großen I) zu Mittage eſſen.“ Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) eſſen,“ und da ihr Mann abweſend war, konnte ſie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O Ihr, Ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob ſeyn — das kommt dabei heraus, daß ihr Hochdiener und Blusmacher mit Eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menſchen, der oft nicht einmal ein ganzer iſt, viele macht!

— Als ich hier angekommen, ſuchte ich gleich hinter den Häuſern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es iſt ein Wettlauf zwiſchen Blumen und Mädchen: wer iſt ſchneller? Als Knabe ſah ich Stunden lang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu ſehen. Ich athmete — der Stern war gefallen; fallen ſah ich ihn nie.

VIII.

Soden, den 9. Mai.

Ich bin erſt drei Tage hier, und ſchon iſt mir die Zeit über den Kopf gewachſen. Lang, lang, lang! Ich war der erſte und bin noch der einzige Brunnengaſt: ich bin der Kurfürſt von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Neſtor unter den Kurgäſten. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flöße mir auch die Weisheit ſüß wie Honig von den Lippen? Man kann, gleich Mahomed, noch im vierzigſten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Anſicht aller weiblichen Hiſtoriker endet das heroiſche Zeitalter der Männer mit dem dreißigſten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geiſtlicher Kurfürſt bleiben.

Aus meinem Fenſter überſehe ich den Hof und zwar genauer und beſſer als andere Fürſten den ihrigen, und ich erfahre Alles, was darin vorgeht, ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Verſailles: dieſer hatte nur ein Oeil de boeuf, meiner aber hat viele. Er beſteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menſchen und zahlreichem Vieh. Unſer Hofleben iſt keineswegs ohne Abwechſelung; außer dem Alltäglichen geſchieht auch täglich etwas Neues. Ich paſſe ſehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren ſchreiben.

Geſtern in der Nacht war der Hof ſehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeſchloſſen, es wurde geſchrieen und geflüſtert und viele Menſchen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erſt ſpät einſchlafen. Heute Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchſt erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet ſich ſo wohl, als es unter ſolchen Umſtänden möglich iſt. Es iſt keine Schmeichelei, wenn ich ſie die hohe nenne. Sie iſt eine Schweizerkuh und ſo hoch und ſtattlich als mir je eine vorgekommen; ſie iſt die Königin des Stalles. Ich wurde ihr geſtern nach dem Diner von der Viehmagd präſentirt. Ich begnügte mich ſie zu bewundern, ſprach aber nicht mit ihr, da ſie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der ſpäter im Brande von Moskau zerſtört worden iſt, einem ehrlichen Deutſchen von meinen Bekannten begegnet iſt. Er wurde der Königin präſentirt, machte die üblichen drei Bücklinge und begann ſeine wohleinſtudirte Rede mit ſanfter Stimme herzuſagen. Da trat der Ceremonienmeiſter hervor, fiel ihm in das Wort und ſagte zurechtweiſend: on ne parle pas à la reine! Daran dachte ich im Stalle. —

Heute früh fand ein Zweikampf zwiſchen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe Statt, die, obzwar nicht hoffähig, ſich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche am Flügel, dieſe machte es eben ſo mit ihrer Gegnerin, ſo daß die beiden zuſammen ein Oval bildeten. Sie drehten ſich einander feſthaltend im Kreiſe herum und walzten auf dieſe Weiſe, Bruſt an Bruſt gelehnt, Haß athmend mit einander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn ſtoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelſtunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt, die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänſe hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenoſſin genommen. Es war ein Geſchnatter, ein Gepfeife und ein Flügelſchlagen, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Beſonders zeichnete ſich eine alte Gans mit gelbem Halſe durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; ſie ſchnaufte vor Wuth und kam dem Erſticken nahe. Sie ſchnatterte dabei mit ſolchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, ob mir zwar die Gänſeſprache fremd iſt, jedes ihrer Worte verſtehen konnte. Sie ſagte: — verſteht ſich auf franzöſiſch, denn eine Hofgans wird ſich wohl hüten anders als franzöſiſch zu ſchnattern — „Ces petites Villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guéres de previléges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maitre le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entrainera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —“ Eine junge Gans, die hinter der alten ſtand, als dieſe ſich ſo ereiferte, machte einen ſpöttiſchen Schnabel und kicherte verſtohlen. Weil ſie jung war, fürchtete ſie jeunes idées nicht und ſie war darum weniger ariſtokratiſch. —

Was man ſich ſeit einigen Tagen zugeflüſtert, iſt endlich laut und kund geworden. Der Hofhund iſt in Ungnade gefallen, und hat ſeine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Penſion fort und kann ſie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in ſeinem Amte verſchuldet haben kann. Er hatte nichts zu thun, als, ſo oft Einer kam und ging, zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichſam ein Ober-Ceremonienmeiſter. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebiſſen; Andere ſagen, er ſey der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu ſchweigen gewußt. Mehrere ſind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt, und ſey durch deſſen Einfluß geſtürzt worden. Wieder Andere wollen wiſſen, er habe treuloſer Weiſe einem fremden Hofe Alles zugeſchleppt, was er in dem Seinigen erwiſchen konnte. Wohlwollende ſagen dagegen, an dem Allen ſey kein wahres Wort; ſondern der neue Wirth habe ſeinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhunds geben wollen und darum habe der alte Platz machen müſſen. —

Ein liberales Rind hat mit ſeinem Kopfe ein Loch in die Mauer geſtoßen, ſo groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch ſtecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeſchränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochſen der Verſtand nicht hinreicht, ſich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbeſorgt offen und bekümmert ſich gar nicht um das Brummen. —

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, ſpaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beſtändig und vor Eiferſucht und Aerger blähen ſie ſich auf und werden blau im Geſichte. Sie ſind ſo argwöhniſch, daß keiner den andern nur einen Hühnerſchritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Dieſe ſieht ſich nie nach ihnen um und als wollte ſie ihre Liebe und Geduld auf die Probe ſtellen, geht nie gerade, ſondern bewegt ſich in den launenhafteſten Quadrillen-Figuren. Aber die Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieſer Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beſchreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir erſchrecklich lange.

Wie einſam iſt der Menſch unter Vieh! Doch wollte ich gern allen menſchlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigſtens Adel hier.

Was iſt ein Badort ohne Adel?
Was der Zwirn iſt ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf iſt ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden iſt ohne die Pfalz.

IX.

Soden, den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutſchen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt a. M. mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in ſchlechter Hoffnung berauſcht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geſchwefelten Freiheit und mußte das Alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der ſtrafenden Götter nicht; es iſt *die Reue des Magens*. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beſchloß ich, dieſe Jammerſtätte zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte beſſer kennen und vertheidigen als wir, und wo ſchelmiſche Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungeſtraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüſſe gemacht werden. Das Blatt war gut, ſo lange es frei war, und es mundete den Leſern. Da ſetzte man es unter Cenſur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, ſind ſie furchtbar; ſie werden übermüthig aus Mangel an Muth.

In einem der letzten Blätter meines Journals ſtand ein Aufſatz, der mir aus dem nördlichen Deutſchland zugeſchickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr ſeines Inhalts und beſitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geiſt geſchrieben war und von den Mitteln ſprach, die man anwenden könne und ſolle, den Fürſten, trotz den ſie umlagernden Höflingen und Miniſtern, die Wahrheit und die Noth und die Wünſche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestag-Geſandter habe ſich von dem bezeichneten Aufſatze mehrere Exemplare holen laſſen. Das kümmerte mich wenig; ich rief blos, als hätte ich den Herrn nießen hören, zur Geſundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, beſtellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, beſtellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewieſen. Ich ſetzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatiſche Wißbegierde unter ihr Mikroſcop gelegt hatte, und ich ward beſorgt. Ich bedachte, daß unſere gute Frankfurter Polizei ſich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Miniſter oder Miniſterchen befiehlt; daß ſie dann aber nicht den Eulenſpiegel nachahmt, der als ein guter Chriſt nicht mehr thut als ihm befohlen iſt: ſondern daß ſie aus Furcht, zu wenig zu thun, mehr thut, als ihr befohlen worden. Auf die neun und dreißig Köpfe des deutſchen Cerberus blickt ſie mit unbeſchreiblichem Grauen. Von der heilſamen Angſt, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen ſoll, von dieſer Spitzbubenangſt hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrath. Ja, von der Furcht für Oeſterreich allein beſitzt ſie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieſes befiehlt, vergeht ihr alles Hören und Sehen: ſie wirft ſich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt ſey Gott und Mahomet ſein Prophet! — und gehorcht.

Ich beſchloß daher ohne Paß und ſo leiſe als möglich mich aus meiner guten freien Vaterſtadt zu ſchleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir ſpäter nachgeſchickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß dieſe Zögerung ein diplomatiſches Belieben zur Urſache hatte; doch iſt meine damalige Aengſtlichkeit noch heute in meinen Augen gerechtfertigt, und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weiſe handeln. Vor der Revolution ſagte ein kluger Franzoſe: „wenn man mich beſchuldigte, die große Glocke von Notre-Dame geſtohlen und ſie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen.“ So ſchlecht war damals die Criminaljuſtiz in Frankreich. Nun, mit dem Stehlen, Rauben und Morden iſt es in Deutſchland ſo gefährlich nicht und ich würde, wenn man mich eines ſolchen Verbrechens beſchuldigte, ruhig die Unterſuchung abwarten. Nicht aber ſo bei politiſchen Vergehen. Käme morgen beim Frühſtücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht gerathen, auf der Frankfurter Börſe dreihundert der tapferſten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächſten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und ſo den monarchiſchen Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen, meine Stiefeln anzuziehen, ſondern in Pantoffeln davon laufen. Ich möchte nicht ſagen, daß die deutſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden minder einſichtsvoll und gerecht wären, als die engliſchen und franzöſiſchen; aber ſobald es ſich um ſogenannten Hochverrath handelt, verlieren ſie die Beſinnung, ſie wiſſen nicht was ſie ſehen, was ſie hören, noch was ſie thun; ſie haben dann ihren Gott im Auge und ſind unmenſchlich. Sie beherrſcht eine falſche oder eine überſpannte Vorſtellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politiſches Vergehen iſt ihnen auch eine Ketzerei, und die Glaubenswuth trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr ſie gewohnt ſind, ihre Pflicht ſtreng zu erfüllen, um ſo gefährlicher werden ſie dem Unſchuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgeſprochen, über die Art, wie die Preußiſche Regierung in der Angelegenheit der demagogiſchen Umtriebe verfahren, und wie mancher Unſchuldige, unſchuldig ſelbſt in dem engen Sinne, wie es die Regierung nahm, durch eine hinſchleppende Unterſuchung und lange Gefangenſchaft ſo geängſtigt und gequält worden, daß dieſes ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzuſehen, als wenn Ziegel vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung ſoll kein Dach ſeyn, und wenn ja ein Dach, eines uns zu ſchirmen, nicht uns zu verderben. Und ſie ſoll ihre Ziegel feſt machen, daß nicht jeder Windſtoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenſchaft ſie herabſchleudere auf die unten gehenden Bürger. Es iſt doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbei gehen kann!

An einem heitern Oktober-Tage ging ich über die Sachſenhäuſer Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reiſen. Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verſtehen, einem jungen Menſchen, der mit Nutzen reiſen wolle, wären folgende Kenntniſſe und Uebungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1) Naturgeſchichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirthſchaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leſerlich und ſchnell ſchreiben;

9) ſchwimmen; 10) einige mediciniſche Kenntniſſe; 11) ſchöne Künſte, beſonders Blas-Inſtrumente, die man auseinanderlegen und ſehr bequem in die Rocktaſche ſtecken kann. Außerdem müſſe ein reiſender Jüngling mehrere ſpirituöſe Dinge mit ſich führen, als 1) eine Flaſche Vierräuber-Eſſig; 2) eine Flaſche franzöſiſchen Branntwein; 3) eine Flaſche Schußwaſſer oder peruaniſchen Balſam; 4) ein Fläſchchen Ammoniac-Salz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläſchchen Hofmänniſche Tropfen. Von allen dieſen Kenntniſſen beſaß ich wenig, von den mediciniſchen und chirurgiſchen Flüſſigkeiten gar nichts; ſondern ich führte blos ein zweites Hemd bei mir, ſchon genannten Kriegsrath und eine kleine nette Ausgabe von den Dynaſtieen des franzöſiſchen Kaiſerreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einſt Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutſchen geſpielt hatte, Abends mit ſeinen Generalen ſpielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: n'est-ce pas, Rapp, les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Oui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiſer einige Jahre ſpäter auch erfahren. Die Deutſchen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob ſie zwar der große alle geſchlagen hat, behalten. . . Dieſen Doppelgedanken hatte ich vor dem deutſchen Hauſe.

Bis zur Sachſenhäuſer Warte ſah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar

Graphelius und der lange Gazenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angſt betrübte es mich beſonders, daß ich aus der ganzen Reiſe-Apotheke nicht wenigſtens das Ammoniac-Salz gegen Ueblichkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutſche, worin ein vergnügter Lotterie-Collekteur ſaß, bei dem das große Loos herausgekommen war oder der es ſelbſt gewonnen hatte, und der mit ſeiner Gattin eine Luſtreiſe machte. Auf meine Bitte waren ſie ſo artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Perſonen zu eng war. Als ich die Frankfurter Gränze zurückgelegt hatte, ward ich ſehr heiter. Daß Deutſchland, welches doch im Grunde ein ungetheiltes Ganze ausmacht, immer in Brüchen gezählt wird und daß man, ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagt der deutſche Bund, nämlich $^{39}/_{39}$ — das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armen-Advokat Siebenkäs verdroß, wenn ſeine Frau ſagte: es hat vier Viertel auf vier geſchlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß dieſe Verbal-Zerſtückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich ſey; denn da eine Behörde oft ſchon für die zweite Meile Requiſitorialien braucht, ſo kann, bis dieſe concipirt und mundirt ſind, ein Spitzbube ſchon einen guten Vorſprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raſchen Vorübergehen dem Collekteur die in der Darmſtädter Lotterie herausgekommenen Gewinnſte zuriefen. Fortuna auf der

Chauſſee kam mir wunderlich vor; aber der Collekteur ſchien zufrieden. Als wir uns Darmſtadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugeſtanden. Ich für meine Perſon bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Paſſagier in meiner Rocktaſche incommodirte die ſchöne Collektrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich ſchämte mich, in einer Großherzoglichen Reſidenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Geſandten verbergen, an deſſen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahnete, meine geheime Geſinnung noch einmal dechiffriren würde. Auch iſt dieſe Ahnung einige Monate ſpäter eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuch erzählen werde. Zwar iſt die Geſchichte alt und mein Gedächtniß ſchwach; doch in unſern Tagen braucht man kein Gedächtniß, um dumme Gewaltthätigkeiten nicht zu vergeſſen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, ſetzte ich mich in den Poſtwagen und fuhr nach Strasburg. Wie wohl war mir, als ich die franzöſiſche Gränze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In dieſem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; iſt er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt ſich. Hier wird man auch geſchimpft, aber es beſchimpft nicht, denn man ſchimpft zurück.

Bei uns aber wird man geſcholten und muß ſchweigen wie ein Bedienter; man wird geſchlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kommt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unſere Gegner; es kommt nicht auf die größeren oder geringeren Schmerzen, nicht auf die größern oder kleinern blauen Flecken an; ſondern darauf, daß wir unſere Ehre behaupten und uns zur Wehre ſetzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer ſo einzurichten, daß er die erſte Ohrfeige gibt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der achtzehnte Oktober wird in Deutſchland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geſchieht dies, um die Londoner Kaufleute portofrei zu benachrichtigen, daß Alles noch gut für ſie ſtehe, und um die hohen vergeßlichen Alliirten jährlich einmal an ihr Verſprechen zu erinnern. Es war Weinleſe, und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorübereilenden Poſtwagen, es wagend, ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrath und eſſend und vergeſſend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Dieſen Morgen fand ich am Saume eines waldigen Hügels, unter einer Eiche, eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelſacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war ſeit ſeiner Geburt nicht gewaſchen worden; aber durch die dunklen Wolken ſeines Geſichts blitzten feuerrothe

Wangen. Die Sonne ſchien ſo warm auf ihn herab, als wäre ſie ſeine Mutter und er ein Königsſohn. Sie hat ihn ſelbſt geſäugt und er wird ſtark werden. Gras und Bäume verneigten ſich vor ihm: die Vögel des Waldes, flüſternde Höflinge, zwitſcherten um ihn und ein ſanfter Wind ſchmeichelte ſeinen launiſchen Locken. Wie glücklich iſt dieſes Kind! rief ich aus. Sorgenlos von der ſorgenloſen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben iſt ihm ein Glücksſpiel ohne Nieten, und kömmt nur ſeine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt: aber das bringt keine Sorgen, das ſchafft ſie weg. Wie langweilig und abgeſchmackt iſt es aber, ein Kind honetter Eltern zu ſeyn, und ſelbſt ein ehrlicher Menſch zu werden und ſein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen Eſel, ſtatt frei umherzugraſen, wo ſich eine Wieſe findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und ſchleppen es dem reichen Müller Tod zu, der es für den gnädigen Herrn Wurm mahlt und ſiebt! Alles hat, wer nichts hat; wer viel, hat immer zu wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Aehnliche Gefühle, als mir heute die ſo glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie ſie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieſes von ewigen Winden bewegte, toſende Meer, ſchwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren:

denn ich wußte gewiß, daß ich ſpezifiſch leichter ſey. An den drei franzöſiſchen Mauthgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil ſie mich an den viel zolligeren Mauthfuß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Paſſagiere bei Regenwetter von dem Poſtwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und unterſucht, und die armen reichen Leute mußten verdrüßlich alles ſelbſt wieder in Ordnung bringen und waren unendlich beſorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten, daß es ein Mitleid war. Ich aber ſah dieſes alles aus dem Fenſter des Wirthshauſes ſchadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als abſoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich ſie, theils nützlich, indem ich mich unter den Poſtillonen im Franzöſiſchen übte, theils angenehm, indem ich die Weine des Landes verſuchte, theils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde ſtillte.

Im Pariſer Poſthauſe ſtieg mein Wohlbehagen und die Noth meiner Reiſegefährten erſt recht hoch. Dieſe waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum erſten Male in Paris, und wußten ſich gar nicht zu helfen. Man ſchleppte ihr Gepäcke in die Mauthſtube, wo eine Verwirrung ohne Gleichen herrſchte. Nachdem die Koffer viſitirt waren, luden ſie Packträger auf den Rücken und trugen ſie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigenthümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Conducteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehn Uhr Morgens war ich angekommen, und erſt Nachmittags vier Uhr ſah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adreſſe; aber Nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais-Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendome-Platz, von dieſem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Baſtille. Ich ſah gleich den erſten Tag die halbe Stadt. Nur Etwas machte mir Sorgen. Der Poſtwagen war von Strasburg an drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nöthigſten nicht die nöthige Zeit gelaſſen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das, wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nöthige Zeit, nicht aber die nöthige Gelegenheit und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erſte beſte Haus im Palais-Royal, ſtieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und ſuchte. Ich öffnete eine Thüre, ſteckte den Kopf hinein, ſah ein menſchenleeres Reſtaurations-Zimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräthe auf dem Tiſche lagen, und zog mich eilig und erſchrocken zurück. Ich ſtieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thüre, ſah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer ſtechen, ſagte: pardonnez, Monsieur, und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleichfalls mehrere falſche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine

Dame ſaß, ſagte abwechſelnd: **pardonnez, Monsieur, pardonnez, Madame** und ſetzte meine Entdeckungsreiſe fort. Endlich im vierten Stocke gewahrte ich eine Thüre mit einem kleinen runden Glasfenſterchen; ich glaubte am Ziele zu ſeyn und öffnete raſch — da trat mir ein junges ſchönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein **pardonnez, Madame** hervor: die Notre-Dame aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thüre hinter mir. **Reposez-vous, Monsieur,** ſagte ſie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geſchenk, ein Fünffrankenſtück auf das Nachttiſchchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauſes bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher ſteigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Geſichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Taſche gehabt, ich wäre wohl zehn Male feſtgehalten worden; denn ich ſchlich und lauſchte wie ein Dieb. Aber — es iſt ein Wunder! man ahnete den unſichtbaren Gott in mir, ſah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und abſteigen.

Vom langen Umherſtreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus um zu frühſtücken, mich auszuruhen und dann meine Wanderung fortzuſetzen. Da der ſchwere Reichard in meiner Taſche mir etwas läſtig fiel, bat ich die ſchöne Dame, die am Comptoir ſaß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeſchreiblicher Freundlichkeit ſchüttelte ſie ihre ſchwarzen Locken, wies das Buch zurück und ſagte **Oh, Monsieur!** das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tiſch und bezahlte auf deſſen Deckel meine Karte. Die Dame ſtrich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als ſie es früher abgewieſen, wieder zu ſich, legte es in eine Schublade und ſagte, es ſolle gut verwahrt werden. Erſt fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von dem Betragen denken ſollte. Ganz gewiß glaubte die gute Franzöſin, ich hätte kein Geld, mein Frühſtück zu bezahlen und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklaſſen. Sie nahm es nicht an und ſtellte ſich, als merkte ſie meine Verlegenheit nicht. Dieſes machte einen ſehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts iſt mir früher oder ſpäter in Paris begegnet, was dieſen erſten Eindruck wieder geſchwächt hätte. Ich habe die Franzoſen immer urban, immer menſchlich gefunden — menſchlich im ſchönſten Sinne des Wortes. Das iſt nicht allein Menſchlichkeit, daß man Jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? — ſondern daß man menſchlich fühle und eines Jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind und, kleinſtädtiſch ſelbſt in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett hatte. Ich ſuchte mir ein Hotel heraus, das ſchön angeſtrichen war und viele Fenſter hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Meſſagerie ſolle abholen laſſen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden ſpäter nachkommen. Das machte ihn etwas ſtutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Manheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Kniee reichte, ein etwas ärmliches Anſehen. Indeſſen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir verſuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von ſeiner verzeihlichen Aengſtlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er ſchon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht ſprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit ſelbſt. Er hatte in den Zeitungen geleſen, ich wäre als politiſcher Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir ſein ganzes Haus, ſeinen Tiſch, ja ſeinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutſchland bekam, und ſo lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erſt als meine Sachen angelangt waren, und der Hausherr ſah, daß ich nicht ohne Mittel ſey, nahm er Bezahlung von mir an

So betrug ſich ein Franzoſe, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutſchen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß, meine Koffer an ihn adreſſiren laſſen zu dürfen, da ich nicht wiſſe, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und alſo keine ſichere Adreſſe nach Hauſe ſchreiben könne. Der Mann war ſchon in Verlegenheit als er mich ſah; da ich aber um die Benutzung ſeiner Adreſſe bat, erſchrack er und verwirrte ſich, daß es zum Erbarmen war. Er beſchwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verſchonen, denn er habe in den heutigen Blättern geleſen, daß ich in politiſchen Händeln verwickelt ſey und in dergleichen laſſe er ſich nicht gern ein. „Je suis père de famille.“ jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemuthet; er war nicht blos ein Deutſcher, ſondern zugleich ein Jude, alſo ein Haſe mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Miniſter können daraus lernen, daß, um mit ihren widerſpenſtigen Liberalen fertig zu werden, ſie nichts Klügeres thun könnten, als ſie alle beſchneiden zu laſſen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden ſie folgſam wie die Schaafe werden, und würden, indem ſie alle ihr Geld in Staatspapiere ſteckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leiſten.

Vierzehen Tage lang ſprachen die Pariſer Blätter der verſchiedenen Partheien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich ſervil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal ſanft auf — aber man ſprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchſte Perſon? Bin ich ein Kourier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubellirender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch iſt in den Zeitungen von mir die Rede! Was iſt das für ein närriſches Volk! Insbeſondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Debats, worin theils mythologiſch, theils biographiſch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geiſt, und wäre von den deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden, um von dem Comité directeur das Mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre „d'ailleurs un homme de bonne foi.“ Da das Journal des Debats damals ein miniſterielles Blatt war, ſo dürfen loyale Deutſche darauf ſchwören wie auf den öſterreichiſchen Beobachter und die preußiſche Staatszeitung, und ſie dürfen ohne zu unterſuchen annehmen, daß ich wirklich ein homme de bonne foi bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich ſie verſichere: daß ich nicht von deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden bin; daß ich Nichts von einem Comité directeur erfahren; daß es nie ein ſolches gab, und daß ich kein mot d'ordre geholt. Mot d'ordre, ich, der ich nur von mir ſelbſt und meinem Arzte mir etwas vorſchreiben laſſe! Guter Gott! Ich bin kein ſolcher Narr.

Schon am erſten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir ſprachen, wurde ich von mehreren Deutſchen beſucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber verſicherten, ſie kennten mich recht gut — welches auch wahrſcheinlich war. Gott weiß, woher ſie meine Adreſſe wußten! Sie fütterten mich mit franzöſiſchen Liebkoſungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Bruſt an Bruſt, recht nahe unter der Schulter, ſo daß unſere beiderſeitigen Achſelhöhlen Kapſeln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich: wie ſieht es im *lieben Vaterlande* aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann ſchweigen, wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann ſich eine Furche finden, in welche ein ſtilles Samenkorn fällt, das Wurzel faßt. „*Das arme Vaterland!*" — riefen ſie aus, und ſahen einander an, und ſuchten Wechſeltroſt in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte ſo einige Tage lang, bis mein Mundvorrath erſchöpft war; dann verſchwanden ſie und ich ſah ſie nicht wieder. Der Teufel ſoll ſie holen, wenn er ſie, gegen alle Wahrſcheinlichkeit, in dieſen zehn Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden, den 18. Mai.

Ich war immer erſtaunt, daß unſern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: ſie haben Adelſtolz des Geiſtes, und ſcheuen ſich, da, wo ſie öffentlich erſcheinen, gegen den Witz, der plebejiſcher Geburt iſt, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hauſe, wenn ſie Keiner bemerkt, werden ſie wohl witzig ſein. Doch als ich ihren Briefwechſel geleſen, fand ich, daß ſie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal ſagt Schiller von Fichte: „Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man iſt erſtaunt, verwundert; aber dieſe witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichſten hervor, wo ſie in ihren vertraulichen Mittheilungen, Menſchen, Schriftſteller und Bücher beurtheilen. Es geſchieht dieſes oft ſehr derb, oft ſehr grob: aber es geſchieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch: das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz, iſt Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht: Wohlgefallen iſt nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunſtwerke. Ohne ihn iſt Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Geſetzbücher der Aeſthetik den Witz ſtellen; aber ohne Witz, ſey man noch ſo großer Dichter, kann man nicht auf die Menſchheit wirken. Man wird nur Menſchen bewegen, Zeitgenoſſen, und ſterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden ſeiner Brüder zu errathen, keinen Muth, für ſie zu ſtreiten. Er iſt der Arm, womit der Bettler den Reichen an ſeine Bruſt drückt, womit der Kleine den Großen beſiegt. Er iſt der Enterhacken, der feindliche Schiffe anzieht und feſthält. Er iſt der unerſchrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott ſieht, wo ihn noch kein Anderer ahnet. Der Witz iſt das demokratiſche Princip im Reiche des Geiſtes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: ich will nicht!

Der Verſtand iſt Brod, das ſättigt; der Witz iſt Gewürz, das eßluſtig macht. Der Verſtand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält ſeine Kraft für alle Zeiten: Gothe's und Schillers ſo verſtändige Lehren nützen nicht mehr, denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wiſſen braucht neue Regeln. Auch Leſſing und Voltaire haben gelehrt, die Kunſt und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren ſind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz iſt ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geſchichte zählt große Menſchen, die ſind Regiſter der Vergangenheit: ſo Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die ſind Inhalts-Verzeichniß der Zukunft: ſo Voltaire und Leſſing.

— Ihr, die ihr nicht Menſchen, nur Göttern glaubt: ſo hört doch einmal, was eure verehrten Orakel ſprechen! Schiller, wo er an Göthe von dem ſchlechten Abſatze der Propyläen berichtet, ſpricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ . . . Er ſchreibt: „Ich darf an dieſe Sache gar nicht denken, wenn ſie mein Blut nicht in Bewegung ſetzen ſoll, denn einen ſo niederträchtigen Begriff hat mir noch Nichts von dem deutſchen Publikum gegeben“ . . Er meint: „Den Deutſchen muß man die Wahrheit ſo derb ſagen als möglich.“ Ach! dieſe Wahrheit habe ich ſchon oft geſagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören ſie zu ärgern; das allein kann helfen. Man ſoll ſie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es ſind ſogar gute Leute, man muß ſie in Maſſe ärgern. Man muß ſie zum National-Aerger ſtacheln, kann man ſie nicht zur National-Freude begeiſtern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr ſeyd keine Nation, Ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenſchaftlich mit ihnen ſprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, ſondern die Unvernunft, die Leidenſchaft, ohne welche der Verſtand keine Füße hat. Sie ſind ganz Kopf — **caput mortuum**. Europa gährt, ſteigt, klärt ſich auf; Deutſchland trübt ſich, ſinkt und ſetzt ſich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem ſie angehören, ſo ſtolz herabzuſehen? Sie weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, ſie haben es verachtet, ſie haben für ihr Volk Nichts gethan. Aber ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch ſoll man nur ſtreng ſcheinen, nicht es ſeyn; man ſoll den Zorn auf den Lippen haben, und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menſchen, und Schiller war noch ein ſchlimmerer Ariſtokrat als Göthe. Dieſer hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß iſt zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und ſich unentdeckt in ihre Reihen miſchen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem *Adel der Menſchheit* an einem kleinen Tiſchchen und den ungebetenen Gaſt warf er zornig hinaus. Und ſeine Ritter der Menſchheit wiſſen das Schwert nicht zu führen, ſie ſchwätzen blos und laſſen ſich todtſchlagen; es iſt ein deklamirender Komödianten-Adel. Marquis Poſa ſpricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor ſeiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen ſoll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch ſein Anführer ſeyn; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederſchmettern das Genicke der Menſchlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an und wer angſtvoll iſt, hört und iſt ſtill und betet. Der Däniſche aber verſtopft ſich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der franzöſiſchen Revolution, ſchrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird ſich die Zeitſchrift Alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht.“ So ſpricht noch heute jeder Lump von Journaliſt, wenn er, um die Leſer lüſtern zu machen nach dem neuen Blatte, ſie verſichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte und Charaden mittheilen, ohne alle garſtige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als ſein Volk. So ſprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durſtigen Menſchheit ſeine Dichter, daß ſie trinken, ſie mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den ſie nicht mit uns theilen, noch mehr verſchmachten? und ſo denkend und ſo ſprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen finden ſollte?“ Wie kann ſich in Jedermanns Händen finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgerthum, nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutſche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher ſchwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden, den 20. Mai.

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende geleſen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Geſundheit als Waſſerkur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Recenſionen zu verſchaffen ſuchen, die über dieſen Briefwechſel gewiß erſchienen ſeyn werden. Ich freue mich ſehr darauf. Was werden ſie über das Buch nicht Alles gefaſelt, was nicht Alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als ächter Monarch, es immer mit dem literariſchen Pöbel gehalten, um die reichen unabhängigen Schriftſteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für ſich hat ſich immer vornehm gehalten, er hat nie ſelbſt von oben gedrückt; er iſt ſtehen geblieben und hat ſeinen Janhagel von unten drücken laſſen. Nichts iſt wunderlicher als die Art, wie man über Göthe ſpricht — ich ſage die Art; ich ſage nicht, es ſey wunderlich, daß man ihn hochpreiſt; das iſt erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernſt und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrſamkeit die Geſchichte ſeiner Entſtehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man ſammelt die Parallelſtellen; man iſt ein Narr. Ein Bewunderer Göthe's ſagte mir einmal: um deſſen Dichtwerke zu verſtehen, müſſe man auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Werke kennen. Dieſe kenne ich freilich nicht; aber was iſt das für ein Kunſtwerk, das ſich nicht ſelbſt erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakeſpeare's Bildungsgeſchichte, und verſtehe ich den Hamlet darum weniger, ſo viel man etwas verſtehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Macbeth zu verſtehen, auch den Othello geleſen haben? Aber Göthe hat durch ſein diplomatiſches Verfahren die Anſicht geltend gemacht, man müſſe alle ſeine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufaſſen; er wollte in Bauſch und Bogen bewundert ſeyn. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Göthe's Hinterlaſſenſchaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der ſo glücklich war, eine ganze Brieftaſche voll ungedruckter Zettelchen von ſeinem Gotte zu beſitzen, breitete einmal ſeine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern darüber her und ſagte mit Waſſer im Munde: „jede Zeile iſt köſtlich!“ Mein guter Freund wird dieſen Briefwechſel, der fünfzigtauſend köſtliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Gewölbe anſtaunen; ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefſammlung iſt es geſchehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in ſeinem langen Leben, ſich zur ſchönen Bruderliebe wandte, weil er ſich vergeſſen, ſich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbſtſucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er dieſem Fürſten für die von ihm empfangenen Beweiſe der Gnade dankt, gedenkt er Schiller's, des verſtorbenen Freundes, und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, ſich ſolcher fürſtlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm ſolche Huld zu Theile geworden. Göthe ſagt: „Der Gedanke, wie viel auch er von Glück und Genuß verloren, drang ſich mir erſt lebhaft auf, ſeit ich Ew. Majeſtät höchſter Gunſt und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich friſche Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet ſah, mich zu erfreuen hatte .... Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorſtellung geführt, daß auf Ew. Majeſtät ausgeſprochene Geſinnungen dieſes Alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um ſo erwünſchter und förderlicher, als er das Glück in friſchen, vermögſamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchſte Gunſt wäre ſein Daſeyn durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, ſeine Umgebung erweitert, derſelbe auch wohl in ein heilſameres beſſeres Klima verſetzt worden, ſeine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beſchleunigt geſehen, dem höchſten Gönner ſelbſt zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung.“

Dürfen wir unſern Augen trauen? Der Geheimerath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutſche Fürſten zu ſchelten, daß ſie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, ſo von höchſten und allerhöchſten Perſonen zu ſprechen? Iſt der Mann jung geworden in ſeinem hohen Alter? Ach nein, es iſt Alterſchwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf geweſen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlaſſe ſo hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt ſahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte ſeines leiſen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die feſtverſchloſſene, uneindringliche Amtsbruſt eines deutſchen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzigjährigen Froſt der ſtrengſten Verſchwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl ſeines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einſt preußiſcher Miniſter, Göthe's Anklage geleſen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürſten Deutſchlands macht, daß Schiller keinen Beſchützer unter ihnen gefunden, wenigſtens von ſeinem Herrn abzuwenden, wage er, die *amtlich nur ihm bekannte Thatſache* zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieſer den Wunſch geäußert, ſich in Berlin niederzulaſſen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitauſend Thalern jährlich und noch andere Vortheile geſichert hatte. Warum hat Herr von Beyme dieſen ſchönen Zug ſeines Herrn ſo lange verſchwiegen? warum hat er gewartet bis eingetroffen, was kein Gott vorherſehen konnte, daß Göthe einmal menſchlich fühlte? Daß der König von Preußen ſtrenge *Gerechtigkeit* übt, das weiß und preiſt das deutſche Vaterland; aber ſeinen Dienern ziemte es, auch deſſen *ſchöne* Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit ſie die Nachahmung erwecken, die unſern engherzigen Regierungen ſo große Noth thut.

In den europäiſchen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrſcher jede Geiſteskraft, die ungebunden und frei nur ſich ſelbſt lebt, und ſuchen ſie durch verſtellte Geringſchätzung in wirklicher Geringſchätzung zu erhalten. Wo ſie dieſes nicht vermögen, wo ein Talent ſich durchgeſchlagen und ſich Hochachtung erbeutet, da ſchmieden ſie es an die Schulbank, um es feſt zu halten, oder ſpannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Iſt die Regierung voll, und kann Keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftſtellern wenigſtens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man ſperrt ſie in den Adelshof, nur um ſie von der Volksſtadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutſchland, wo ſich doch die Höfe am wenigſten rathen laſſen. In Oeſtreich, wo die Juden ſeit jeher einen großen Theil der bürgerlichen und alle ſtaatsbürgerliche Rechte entbehren; in dieſem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und Alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung geweſen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht ſie zu Freiherren, ſobald ſie einen gewiſſen Reichthum erlangt. So ſehr iſt dort die Regierung beſorgt und bemüht, dem Bürgerſtande jede Kraft, ſelbſt den Reichthum, und ſeinen Einfluß zu entziehen! Es iſt zum Lachen, wenn man lieſt, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmſtadt dem Großherzoge von Weimar ſeine Räuber vorgeleſen, ernannte ihn dieſer zum Rath, der damalige Landgraf von Darmſtadt ernannte ihn auch zum Rath; Schiller war alſo zweimal Rath. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrath; der deutſche Kaiſer adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Profeſſor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und ſeiner Würde angemeſſen in Weimar von der Gunſt ſeines Fürſten. Kein Zweiter übernahm die irdiſchen Sorgen dieſes ätheriſchen Geiſtes, Gold hat ihm Keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zuſammengeſchoſſen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tauſend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der iſt bei unſern regierenden Herren ſchlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth, wenn deutſche Fürſten das Genie würdiger unterſtützen, da ſie doch die alleinigen und unbeſchränkten Verwalter des Nationalvermögens ſind?

Göthe hätte ein Herkules ſeyn können, ſein Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte ſich blos die goldenen Aepfel der Heſperiden, die er für ſich behielt, und dann ſetzte er ſich zu den Füßen der Omphale und blieb da ſitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürſten geliebt und gehaßt, beſchützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunſt und Tücke, und ſang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und ſchuf eine neue, den Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleißneriſcher Prieſter zu beſtrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelſtolz, und doch keuchte er wie ein Laſtträger den Parnaß hinauf, um von ſeinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er ſchrieb ſeine perſiſchen Briefe, worin er den Hof verſpottete, und ſeinen Geiſt der Geſetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur ſchöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie ſeine Geſinnung auf. Er trug eine wohlbeſtellte Perrücke, feine Manſchetten, ſeidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, ſobald ein Verfolgter um Hülfe ſchrie und holte mit ſeinen adeligen Händen ſchuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rouſſeau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundſchaft, ſelbſt der Vornehmen, verführte ihn.

er blieb frei und ſtolz und ſtarb als Bettler. Milton vergaß über ſeine Verſe die Noth ſeiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, ſo iſt Thomas Moore. Wie war, wie iſt Göthe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er ſich nur, daß er Enkel eines Schultheißen iſt, der bei der Kaiſerkrönung Kammerdienſte durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einſt als Knabe ein Gaſſenbube Baſtard ſchalt, und er ſchwärmte mit der Phantaſie des künftigen Dichters, weſſen Prinzen Sohn er wohl möchte ſeyn. So war er, ſo iſt er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, er, der früher auf der Höhe ſeines Ruhms unantaſtbar, ſpäter im hohen Alter unverletzlich, hätte ſagen dürfen, was kein Anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchſten Regierungen“ des deutſchen Bundes um Schutz ſeiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutſchen Schriftſteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen laſſen, ehe ich ſie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Göthe war glücklich auf dieſer Erde und er erkennt ſich ſelbſt dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig ſitzt die Nachwelt. Sie, die furchtloſe, unbeſtechliche Richterin, wird Göthe fragen:

Dir ward ein hoher Geiſt, haſt du je die Niedrigkeit beſchämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, haſt du je das Recht vertheidigt? Du hatteſt ein gutes Schwert, aber du warſt nur immer dein eigner Wächter! Glücklich haſt du gelebt, aber du haſt gelebt.

XII.

Soden, den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menſchenſtimme, das Geräuſch des Lebens entzückte mich. Mich fröſtelte nicht mehr unter Fiſchen: ich war nicht mehr in Deutſchland.

Gute deutſche Freunde, die mein deutſches Herz beſſer kannten, als wortfreſſende Recenſenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreiſen zu hören. — Du und dieſes Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht ſo, meine Freunde. — Die großen Vorzüge, welche wir den Franzoſen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menſchenliebe ſind innere Güter, die jeder Deutſche mitbringen kann in jedes Land. Aeußere Güter verlaſſen wir nicht im Vaterlande, und dieſe alle, die uns alle fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutſches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort iſt es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhauſe mit ſeinen feſtverſchloſſenen Fenſtern und Läden iſt uns des Ofens Hitze ſehr zur Laſt. Wozu die kindiſchen Abſchiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Aepfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechicher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: „Das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſeyn.“ Da nun mehr iſt glücklich ſeyn als ſein Glück machen, was der griechiſche Dichter meinte, ſo iſt in unſern Tagen das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen, in großen Städten leben, die das ſind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Waſſer in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein roſenrothes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein Menſchenfeind, oder noch ſchlimmer, ein Läſterer Gottes und ein Empörer gegen ſeine weiſe Ordnung. Unter einer ſpärlichen Bevölkerung treten die Menſchen und ihre Schwächen zu einzeln hervor, und erſcheinen verächtlich, wenn nicht haſſenswürdig. Große Verbrechen geſchehen ſo ſelten, daß wir ſie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die ſich ihrer ſchuldig machen, ſchonungslos verdammen. Ein großes Mißgeſchick kehrt erſt nach ſo langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine

Regelloſigkeit, für eine Willkühr der Vorſehung anſehen und wir murren über die böſe Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders iſt es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menſchen erſcheinen dort als Schwächen der Menſchheit: Verbrechen und Mißgeſchicke als heilſame Krankheiten, welche die Uebel des ganzen Körpers, dieſen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnothwendigkeit des Böſen, und die Nothwendigkeit iſt eine beſſere Tröſterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbſtmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber geſprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnſucht, die Habſucht, die Genußſucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grauſamkeit eigenſinniger Eltern, welche Liebende zum Sterben gebracht. Lieſt man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geſchehenen Selbſtmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derſelben ſich faſt gleich bleibt: wie ſo viele aus Liebesnoth ſich tödten, ſo viele aus Armuth, ſo viele wegen unglücklichen Spiels, ſo viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbſtmorde als Krankheiten anſehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindſucht, in einem gleichbleibenden Verhältniſſe jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutſchen Dame in Paris zündete ſich aus Unvorſichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der

Präfectur zu leſen, woraus ſie erſah, daß jährlich ſechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß dieſe Zahl ſich faſt gleich bleibt. Das tröſtete ſie viel. Das Schickſal in Zahlen hat etwas ſehr Beruhigendes, den Gründen der Mathematik widerſteht keiner, und eine Arithmetik und Statiſtik der menſchlichen Leiden würden viel dazu beitragen, dieſe zu vermindern.

Wer ein beſchauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tiſche, bequemer als ein Fürſt in der warmen Loge ſeines Bücherzimmers ſitzt, Könige vor ſich ſpielen läßt, ſie beklatſcht oder auszischt und über das Narren-Chor lacht, das ihnen gehorcht — dieſer Glückliche wähle Paris zu ſeinem Wohnorte. Dort iſt ein herrliches Schauſpiel, wo alles dargeſtellt wird, was in allen Gegenden der Welt geſchieht oder geſchehen kann. Man bleibt in Paris ſo ruhig. Auch die ſchnellſte Bewegung ſpüren wir nicht, weil alles, der Boden, auf dem wir ſtehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, ſich bewegt. Ruhe iſt Glück. In dieſem Sinne iſt es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris ſagte: **C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.**

Ruhe iſt Glück — wenn ſie ein Ausruhen iſt, wenn wir ſie gewählt, wenn wir ſie gefunden, nachdem wir ſie geſucht; aber Ruhe iſt kein Glück, wenn, wie in unſerm Vaterlande, ſie unſere einzige Beſchäftigung iſt.

In Deutſchland gehe ich aus, Bewegung zu ſuchen und finde ſie nie: in Paris ging ich nach Hauſe, um Ruhe zu ſuchen und fand ſie immer. Dort iſt das Leben geſellig, die Wiſſenſchaft geſellig, und das Bürgerthum iſt es auch. Die Regierung iſt offen und bildet keine geheime Geſellſchaft, die mit dem Kinderdrucke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte: ja dieſe beleidigen um ſo mehr, weil ſie uns für Kinder erklären, für welche das genug iſt.

Nur in der Jugend iſt man wahrer Weltbürger: die beſten unter den Alten ſind nur Erdenbürger. Auch ich war jung: aber ſeit ich das Land der Phantaſie verlaſſen, ſeit ich Deutſchland bewohne, habe ich die entſetzlichſte Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Solo-Geräuſch. Auch wenn Paganini ſpielt, auch wenn Sie ſingt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge ſelbſt für mich, auch noch ſo breit: aber auch keine über mir. Ich will unten ſitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Werth des Lebens wird in Deutſchland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falſchmünzern ausgeprägt. Die, welche arbeiten, genießen nicht, und die, welche genießen, die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angſt in Umlauf ſetzen und geltend machen, ſie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutſchland das eines Poſtillons, der die nämliche Station immerfort hin und zurück macht, und dem das Glück ein armſeliges Trinkgeld reicht. Freilich iſt uns auch jeder Stein auf unſern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben ſo viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich ſeyn.

Man nennt die Deutſchen fromm, beſcheiden, freiſinnig. Aber iſt man fromm, wenn man den Menſchen, Gottes ſchönſtes Werk, in Stücke zerſchlägt? Iſt man beſcheiden, wenn man hochmüthig iſt? Iſt man freiſinnig, wenn man dienſtſüchtig iſt? Man findet bei den Franzoſen wohl auch Hochmuth; aber er iſt perſönlich, ſeit dem alten Adam herabgeflucht, es iſt kein Gemeinde-Hochmuth, wie bei uns; er iſt nicht organiſirt. Es gibt keinen Beamtenſtolz, keinen Hofrathsſtolz, keinen Soldatenſtolz, keinen Adelſtolz, keinen Profeſſorſtolz, keinen Studentenſtolz, keinen Kaufmannsſtolz. In Paris, wie in der kleinſten deutſchen Stadt, zündet ſich jede Eitelkeit ihr Stümpchen Licht an; aber der Lichtchen ſind ſo viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umſchwung des Lebens iſt dort ſo raſch, daß die kleinſten Erſcheinungen, durch die kürzeſten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als ſchönes Feuerrad, wenn man ſie im Kreiſe ſchwingt.

In Deutſchland gibt es keine große Stadt. Von Wien iſt gar nicht zu ſprechen, und von Berlin nicht auf das Beſte. Zwar iſt dort mehr Geiſt zuſammengehäuft, als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabriciert, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es iſt nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geiſtreiche Beamte, geiſtreiche Offiziere, geiſtreiche Gelehrte, geiſtreiche Kaufleute; aber es gibt kein geiſtreiches Geſammt-Volk. Das geſellige Leben iſt dort ein Victualien-Markt, wo alles gut, friſch, aber nur roh zu haben iſt: Aepfel, Kartoffeln, Brod, auch ſchöne Blumen; aber das Herz ſoll kein Markt ſeyn, durch die Adern der Geſellſchaft ſollen keine Kartoffeln rollen, ſondern Blut ſoll fließen, worin alles aufgelöſt iſt, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterſcheiden kann. Der geſellige Umgang ſoll demokratiſch ſeyn, keine Empfindung, kein Gedanke ſoll vorherrſchen; ſondern alle Empfindungen und alle Gedanken ſollen an die Reihe kommen. Und in der geſellſchaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem Alle ſprechen, weil es Allen wichtig iſt, und das Allen wichtig zu ſeyn auch verdient. Der König iſt gut, die Prinzen ſind angenehm, das Theater iſt ſchön, Rebhühner ſind köſtlich; aber immer vom Könige ſprechen, immer von den Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüſſig.

Wenn in Deutſchland ſelbſt die großen Städte kleinſtädtiſch ſind, ſo muß man, den Geiſt der kleinen zu bezeichnen, erſt ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, iſt bei uns die Theilung der

Vergnügungen auf das Aeußerſte getrieben. Man amüſirt ſich homöopathiſch: in einem Kübel Langeweile kömmt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich beſitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geſelligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man ſich nach den Mühen des Tages verſammelt, dort, nachdem man ſich zu Hauſe die Hände gewaſchen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns ſind die Erforderniſſe zu ſolcher Bildung getrennt und zerſtreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit ſucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier iſt der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerſchlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das: Klubbs, Caſinos, Reſſourcen, Harmonieen, Collegien, Muſeen. Da geſellen ſich die Gleichgeſinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeſchäftigten, die Standesgenoſſen. Da findet Jeder nur, was er ſo eben verlaſſen; da hört Jeder nur das Echo ſeiner eignen Geſinnung; da erfahren ſie nichts Neues und vergeſſen ſie nichts Altes. Eine ſolche Unterhaltung iſt blos eine fortgeſetzte Tagesbeſchäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß ſie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. In dieſen Klubbs herrſcht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Domino-Steine: nichts ſieht man als Rauchwolken, die wie Geiſter aus den Pfeifenköpfen ſteigen. Erſt wenn neue Beamte gewählt, oder neue Mitglieder aufgenommen werden ſollen, beſonders wenn die Vorgeſchlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod: dann iſt ein Leben, wie es auf dem altrömiſchen Forum war. So beſteht jede deutſche Stadt aus fünfzig kleinen Feſtungen, deren Beſatzung auf nichts ſinnt, als ſich gegen die draußen zu vertheidigen. Sie ſterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß ſie ihre Thore öffneten: denn ihr Zweck und ihr Vergnügen iſt nicht die Vereinigung, ſondern das Excommunicieren. Wenn Polizei-Miniſter, Diplomaten, Central-Unterſuchungs-Kommiſſäre auf Urlaub, mir verſprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu ſeyn, ſo will ich ihnen etwas Wichtiges mittheilen, etwas Demagogiſches. Es gibt in Deutſchland einige Tauſend Caſinos, und eine Million Menſchen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimm-Recht. Zu welchem Zwecke? Die franzöſiſche Regierung kann ſchon mit ihren achtzig tauſend Wählern nicht fertig werden . . . und ſo weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die ſchon wiſſen werden, was ich meine und was ſie zu thun haben. Aber artig ſeyn!

Wenn mechaniſche Kräfte von gleicher Größe mit gleicher Geſchwindigkeit auf einander ſtoßen, halten ſie ſich wechſelſeitig auf und bleiben ſtehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geſchwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So iſt es auch mit Geiſteskräften. Das iſt das Geheimniß der Verdrüßlichkeit deutſcher und der Annehmlichkeit franzöſiſcher Geſellſchaften. Wo nur

Standesgenoſſen zuſammenkommen, da wird immer die Langeweile präſidiren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutſche Stadt und möchte den Geiſt der Bevölkerung kennen lernen, ſo iſt das gar nicht zu erreichen. Man müßte erſt ein Jahr lang alle Klubbs, Caſinos und Geſellſchaften beſuchen, und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen. Und auch dann würde man ſich verrechnen: denn es iſt mit den geſelligen Stoffen wie mit den chemiſchen; vereinigt bilden ſie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieſes unbekannte Dritte fürchtet man in Deutſchland wie den Böſen und ſucht ſeine Entſtehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Muſeum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klaſſen von Bürgern die Geſellſchaft beſtünde? Daß die Geſellſchaft klaſſiſch ſeyn werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es ſind gar keine Bürger dabei, höchſtens ein Paar und wir haben zwei Miniſter.“ Das hannövriſche Muſeum zu beſuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Verſehen einen Tag länger, was doch verzeiblich war, da ſchwangere Weiber ſich in ihrer weit wichtigern Rechnung ſo oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus: aber man gab mir brieflich zu verſtehen, man würde mich, wenn ich wieder käme, mit Schmerz zur Thüre hinaus werfen: die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob ſei. Die

Ordnung! Ach und Weh über die Romomanie der Deutſchen! Man ſollte dieſe lebendigen **Corpera juris** alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reiſe nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunſchweig. Aus meinem Zimmer im Gaſthofe konnte ich durch das Fenſter eines kleinen Saales ſehen, der menſchenleer war und worin auf einem grünen Tiſche viele Zeitungen lagen. Ich ſchmachtete ſehr nach der Frankfurter Didaskalia und ſagte dem Kellner, er möchte mich in das Leſezimmer führen. Dieſer antwortete, das ginge nicht an, das Zimmer wäre zugeſchloſſen, und es wäre eine geſchloſſene Geſellſchaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein ſchöner Tag und ich fragte, wohin die Leute ſpazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, deſſen Thüre offen ſtand; ich trat hinein. Viele geputzte und ſchöne Damen waren da verſammelt und ein Tiſch war gedeckt für mehr als hundert Perſonen. Ich nahm ein Meſſer, ſpießte, zum Zeichen der Beſitzergreifung des Gedeckes, das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und beſtellte proviſoriſch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, ſie wollten mich agaciren; aber ſie waren ganz unſchuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordiſcher Artigkeit, das wäre ein beſtelltes Eſſen und eine geſchloſſene Geſellſchaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Taback rauchten, Billard und Kegel ſpielten und andere deutſche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchſtaben vermiethet geſchrieben ſtand. Und das nennt man einen öffentlichen Garten. Ich ſetzte mich unter den Bäumen, wo noch ſechs bis acht Gäſte ſaßen, wahrſcheinlich excommunicirte wie ich. Bei dieſer Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme. Sonſt pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: Hole euch der Teufel alle mit einander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieſes Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bier-Kaltſchale, ſagte: hole euch der Teufel alle mit einander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume ſehe ich auf der Landſtraße genug; ich war gekommen Menſchen zu ſehen und finde ſie alle geſchloſſen wie die Spitzbuben.

Auf dieſer nämlichen Reiſe übernachtete ich in Eimbeck, einem Städtchen zwiſchen Minden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch eine gräuliche Miſſethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß ſich das Straßenpflaſter erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht blos in euerem Caſino geweſen, ohne Mitglied oder eingeführt zu ſeyn, ſondern ich habe auch darin geſchlafen, und habe mit dem Allerheiligſten, was ſich in einem Caſino nur findet, einen ſträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den Kronprinz ein. Der Kronprinz ſchien gut wie die meiſten Kronprinzen, doch hielt er was er verſprochen. Man ſchlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären beſetzt, dieſes wäre der Caſino-Saal und im Sommer verſammelten ſich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab und als Ehren-Mitglied des Caſinos hielt ich es für Pflicht, ſtark zu rauchen. Auf dem Tiſche ſtand ein Gehäuſe von grün lackirtem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Unterſuchung aber als das Stimm-Gehäuſe des Caſinos erkannte. Es war ſehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauſes. Auf dem Giebel des Daches ſtand ſtatt der Wetterfahne eine dicke goldne Flamme. Im obern Stocke war ein rundes Fenſter, ein **Oeil de boeuf**, ſo groß, daß man die Hand hineinſtecken konnte. Aus dieſem Loche führten zwei verſchiedene Gänge in zwei Schubladen, die im untern Geſchoſſe waren und die Hausthüre vorſtellten. Ueber der einen Schublade ſtand mit goldnen Buchſtaben ja, über der andern nein geſchrieben. Ich unterſuchte die Schubladen und — was fand ich? Die guten Eimbecker werden ſchändlich betrogen und ahnen es nicht. Beide Schubladen ſtehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, ſo daß der Stimmſammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herauszuziehen unbemerkt jede Kugel aus ja in nein, und aus nein in ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügeriſch und der Caſino-Präfect hat die Wahlen ganz in ſeiner Gewalt. Im Eimbecker Caſino wird aber nicht mit Kugeln geſtimmt, ſondern mit hölzernen Eicheln, vom Poſamentier mit grüner Seide überzogen. Ich ſtecke eine von den Eicheln ein, ſie mit auf Reiſen zu nehmen. Die Nacht ſchlief ich ſehr unruhig; ich fürchtete, der Geiſt des beleidigten Geſetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die geſtohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne ſeidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr ſpäter, da ſie alt geworden war, einem Kutſcher in Mainz ſchenkte. Wie ſchauerlich ſind die Wege des Schickſals! Eine Stimm-Eichel aus dem Caſino von Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lehnkutſchers! Und der Menſch jammert, daß er ſterblich iſt?

> Giace l'alta Cartago, e a pena i segni.
> De l'alte sue ruine il lido serba.
> Muoiono le citta, muoiono i regni,
> Copre i fasti e le pompe, arena ed erba;
> E l'uom d'esser mortal par che si sdegni?
> O nostra mente cupida, e superba!

XIII

Soden, den 25. Mai

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, ſie muß ſich zu Pferde ſetzen und im Galoppe davon eilen. Aber es gibt Menſchen, die brauchen längere Zeit, ein Geſchichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geſchehen zu laſſen. Das ſind die Generalpächter der Langenweile, die nicht dulden, daß ein Anderer, der nicht von ihrer Geſellſchaft iſt, auch nur das kleinſte Langeweilchen einführe.

— Der Bionom Butte gibt der Menſchheit eine Lebensdauer von zwanzig tauſend Jahren, welches nicht ſonderlich großmüthig iſt. Hätte es Herrn Butte etwas gekoſtet, ſie zwanzig tauſend Millionen Jahre leben zu laſſen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menſchheit zu kennen, da wir darum doch nicht wiſſen, wie weit ſie noch vom Tode hat, weil wir ihre ſchon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menſchheit iſt gewiß älter als ſie geſteht, ob man zwar, da ſie eine ächte Schwäbin iſt, glauben ſollte, ſie wäre noch keine vierzig Jahre alt. Herr Gruithuiſen in München iſt doppelt ſo freigebig als Herr

Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tauſend Jahren der Erde einen Beſuch machen: es muß alſo angenommen werden, daß alsdann die Menſchheit noch leben wird. Ließe ſich denken, daß der Mond ein ausgeſtorbenes Haus beſuchen, oder eine ſo weite Reiſe machen ſollte, blos um eine Thräne am Grabe der Menſchheit zu weinen? Nimmermehr. Dieſe etliche und dreißig tauſend künftigen Jahre mit den ſchon verlebten zuſammengerechnet, machten alſo vierzig tauſend. Wer hat nun Recht, Herr Butte oder Herr Gruithuiſen? Das iſt eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urtheilen können; dieſe Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis, nannte ein Kirchenrath Petri die Stadt Fuld in einem Liede, das er der abgereiſten Landesmutter bei einem „Natur- und Staatsfeſte" nachgeſungen.

Landesmutter und Kirchenrath,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geiſtlicher, betrunkene Gaſt —
Sprich! wie reimt man das am beſt'?
Bonifacius kam aus England,
Landesmutter iſt verbannt,
Kirchenräthe treiben Tand,
Dem Staate iſt zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land,
Woher viel Uebel ſtammen. —
So reimt ſich das zuſammen.

— Das Leben Carnots von Körte, das ich in dieſen Tagen geleſen, hat mir die alte Ueberzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vortheil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinſten antiken Style gebildet: er war uneigennützig, jeder Regung ſeines Herzens, jeder eignen Meinung entſagend; er gehorchte immer den Geſetzen, er gehorchte ſelbſt jeder Obrigkeit, ſobald dieſe ſich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man ſich geſtehen, daß, wenn Carnot ſeinem Vaterlande gute Dienſte geleiſtet, er dieſes nicht durch ſeine Tugend, ſondern trotz ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das Gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es iſt eigentlich ſelbſt in unſeren Tagen nicht das Weſen der Tugend, das man gering ſchätzt, ſondern nur ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerſpruche ſtehend ſich lächerlich darſtellt. Auch der reinſte Ton klingt widerlich, wenn er ſich in eine Harmonie miſcht, die ihm fremd iſt. Wenn Carnot, da er einſt als Kriegsminiſter mit einer Lieferantengeſellſchaft einen Contract für den Staat abgeſchloſſen, wenn dieſer das in Frankreich bei ſolchen Anläſſen immer üblich geweſene Geſchenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitauſend Louisd'ors zurückgibt und man die Spitzbuben von Lieferanten in's Fäuſtchen lachen ſieht, — wenn er ein anderes Mal unter der räuberiſchen Direktorial-Regierung von einer Summe, die ihm zu einer Amtsreiſe gegeben worden, nach ſeiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staatsſchatz zurückſchickt, das ihm übrig geblieben — muß man dann nicht bei aller Bewunderung ſolcher Tugend etwas ſpötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Entſagung als im Alterthum, denn er muß ein Opfer bringen, das ſelbſt der Tugend zu ſchwer fällt; er muß ſeine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabenſten Charakter eines guten Bürgers und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in ſeinem Spion aufgeſtellt. Viele Andere haben für das allgemeine Wohl einen ſchmerzlichen Tod erduldet: aber Cooper's Spion allein hat für ſein Vaterland ein ſchmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach ſeiner Rückkehr von Elba geweſen, zeigt ſich in Nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienſte verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber ſolche Zeit der Noth kann für alle Fürſten eintreten und es wäre daher ſehr weiſe, wenn ſie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen, auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menſchen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räthen auch geheime Widerräthe beſoldeten. Die Höfe haben ſo viele Sinecurſtellen — warum errichtet man nicht auch ein Miniſterium der tugendhaften Angelegenheiten?

— Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends iſt es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, ſchmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre beſſer ein Krebs ſeyn, als Menſch und unter Menſchen leben!

— Eine Kutſche fährt in den Hof; darauf ein Thurm von Schachteln gebaut. Das iſt ja prächtig, es ſind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkiſchen Pfeife am Fenſter des erſten Stockes und klopfte muthwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen Hut-Sarg. Da war es mir, als flüſterte eine Geiſterſtimme zu mir hinauf! ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelſtunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum Sterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus ſah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers ſchwebte ins Haus hinein. Wie heißt ſie? frug ich den Wirth. — Madame Molli. — Wer iſt ihr Mann? — Sie iſt Wittwe. — Wittwe! ſehr ſchön: aber eine Madame! Das iſt ſchlimm. Ich beſitze fünfzig Komödien von Scribe, die ein vollſtändiges Linnéiſches Syſtem von allen Wittwen-Gattungen in der Natur aufſtellen. Aber Scribe's Wittwen ſind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozieres, Marquiſe von Depre. Wer lehrt mich mit einer bügerlichen Wittwe umgehen? Ich verſuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige intereſſante melancholiſche Züge in meinem Geſichte zurückgelaſſen, und die

Weiber tröſten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübſinnig mit verſchränkten Armen, ohne zu grüßen, an ihr vorüber gehen. Ich fülle meine Taſchen mit Kreuzern und vertheile ſie rechts und links an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, ſie küſſen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne und ſie wird es wohl für ein Medaillon anſehen. — Eine abweſende Geliebte? Oder iſt ſie todt? — O, das wirkt! Bei Weibern iſt die Liebe ſo oft eine Tochter als die Mutter der Eiferſucht. Und vor Allen du, mächtige Göttin, ſiegreiche Langeweile — du zauberſt ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die Andere ſeyn? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß ſchon nicht mehr, was ich ſpreche. Ihre Schweſter, ihre Couſine, ihre Freundin — gleich viel. Zwei, um ſo beſſer. Ich muß mich heute noch ſehen laſſen. Ihr Fenſter geht nach dem Garten. Ich ſitze in der Laube, leſe Pfiſters Geſchichte der Deutſchen und ſtreiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch iſt hellblau gebunden und kann etwas Romantiſches vorſtellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute ſprechen ſie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Wittwe: dein Herz iſt mein; kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden, den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vokal-Muſik. Schon frühe Morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Sylbe und rief Conrad, die andere die erſte und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Wittwe iſt, wird ſie mir viel zu ſchaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrner Mann würde eine Wittwenſtimme von hundert andern Stimmen unterſcheiden; denn ſie hat gewiß etwas Eigenthümliches.

— Nein, Madame Molli iſt nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle ſchlanke Geſtalt mit etwas blaſſem Geſichte. Das iſt eine ſchöne Bläſſe! Das ſchüchterne Blut meidet die freien Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es ſich freudenroth und liebeswarm.

Sie hat eine Art ſich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt. Es iſt, als wenn ein Lüftchen ſie beugte, es iſt, als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen ſtehende Zimmer, worin das Mädchen ſäuberte. Dreizehn ausgeleerte Waſſerflaſchen ſtanden umher. Ich ſtellte ſie in Reihe und Glied vier Flaſchen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen ſie nur zurück und ſähen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was ſchadet's? Der Tag hat vier und zwanzig Stunden und Zeit für Alles. Heine's Reiſebilder. Oſſian. Volney's Ruinen, aus der Leihbibliothek. Iſt das Ernſt oder glaubten ſie, es ſey eine Räubergeſchichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaſchen Waſſer verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas Unreinliches. Laßt die Todten ruhen, von Raupach. Uhland's Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, ſo laß ich mir es gefallen! Das iſt auch alte Zeit; aber ſie iſt kindlich, nicht kindiſch; ſie iſt heiter, keift nicht mit der Jugend, ſondern ſpielt mit ihr. Das iſt auch ſüße Minne; aber ſüß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das ſind auch treue Bürger; aber demüthig ſind ſie nicht. Das ſind auch muthige Ritter; aber hochmüthig ſind ſie nicht. Das iſt auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er ſtrahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigſte Hütte. Golden und warm iſt Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Göthe's weſt-öſtlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verſtand leſen; mit Herz habe ich es früher einmal verſucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Auliſchen Werther ausgenommen, den er geſchrieben, ſich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein beiſpielloſes Glück mußte ſich zu dem ſeltenen Talente dieſes Mannes geſellen, daß er ſechszig Jahre lang die Handſchrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das ſind keine Weingeſänge, das ſind keine Liebeslieder! Das ſind keine loſen, das ſind feſte Gedichte. Wohl anmuthig ſäuſelt die Luft durch Zweige und Blätter und ſchüttelt ſie freundlich; aber den ſtarren Stamm bewegt ſie nicht. Was wurzelt, iſt halb der Nacht halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientaliſch dichten? Gefangene ſind jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinausſingen in die kühle Luft. Das Lied iſt leicht, das Herz iſt ſchwer. Selbſt Salomon ſeufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erſt ſeine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen ſtammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren despotiſchen Herrſchern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poeſie iſt kindlich, weil aufgewachſen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindiſch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrſchern hat ſich Göthe unter allen Koſtbarkeiten des orientaliſchen Bazars am begierigſten angeeignet. Alles andere fand er, dieſes ſuchte er; Göthe iſt der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthe's Styl iſt zart und reinlich: darum gefällt er. Er iſt vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber unterſuchte, ob die ſo glatte Haut Kraft und Geſundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas Würdiges, aber dieſe Würde kömmt nicht von ſeiner Herrlichkeit, ſondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er ſchlau und wohlbedacht Alles berechnet und angeordnet, ſtatt Ehrfurcht, dieſes urſprüngliche Gefühl, welches die Gottentſprungene Macht erweckte, Ehre und Furcht zu erzwingen. Genug für die, welchen ſolche Huldigung genug iſt; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, laſſen wir uns doch nicht verblenden; ſtutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo iſt das Recht?

Göthe ſpricht langſam, leiſe, ruhig und kalt. Die dumme, ſcheinbeherrſchte Menge preiſt das hoch. Der Langſame iſt ihr bedächtig, der Leiſe beſcheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es iſt Alles anders. Der Muthige iſt laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der

Entſchiedene ſchnell. Wer auf dem ſchwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirſtange der Ueberlegung; doch wer auf dem feſten Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängſtlich ſeine Schritte ab und ſchweift mit ſeinen Gedanken nach Luſt umher. Seht euch vor mit Allen, die ſo ruhig und ſicher ſprechen! Sie ſind ruhig aus Unruhe, ſcheinen ſicher, weil ſie ſich unſicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrſtyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem, was er ſpricht, ſteht: tel est notre plaisir, Göthe iſt anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides.

Göthe's Gedanken ſind alle ummauert und befeſtigt. Er ſelbſt will, ſein Leſer kann nicht mehr hinaus, ſobald er in ſie eingedrungen. Das Thor ſchließt ſich hinter ihm, er iſt gefangen. Göthe, weil er beſchränkt iſt, beſchränkt. Das Umflattern der Phantaſie, der eigenen wie der fremden, beläſtigt ihn; er ſtutzt ſie, und der flügellahme Leſer preiſt einen Dichter hoch, zu dem er ſich nicht zu erheben braucht, weil er ſo gütig iſt, auf gleichem Boden mit ihm zu ſtehen.

Göthe verbietet, ja ſelbſt dem Eigenwilligſten verhindert er das Selbſtdenken. Und ſage man nicht: es geſchieht, weil er den Gegenſtand bis auf den Grund ausſchöpft, weil er der Wahrheit höchſte Spitze erreicht. Der menſchenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf ſeine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann ſenkt er ſich, auch ſeine andern

Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, ſo iſt es, weil er den irdiſchen Dunſtkreis nicht verließ. Der wahre Dichter ſchafft ſeinen Leſer zum Gedichte, das ihn ſelbſt überflügelt. Wer nicht dieſes vermag, dem iſt Nichts gelungen. Ein Geſell zieht er Geſellen an; aber er iſt kein Meiſter und bildet keinen.

XV.

Soden, den 30. Mai.

Was mich in Paris am meiſten anſprach, war die Vermiſchung der Stände. Ich ſah in *einem* Glaſe alle Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft vereinigt: das zog ſich an, ſtieß ſich ab, gährte, ziſchte, ſchäumte, und am Ende mußte Jeder von ſeiner Natur etwas ablaſſen und von der fremden etwas annehmen. Ich ſah das Leben einmal auf dem naſſen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht blos dieſer chemiſche Prozeß machte mir Freude, ſondern auch ſo mancher unauflösliche Deutſche, der daran keine Freude fand. Von den Vielen unter uns, die keinen neben ſich dulden können und die, wenn ſie keinen Herrn vor ſich und keinen Diener hinter ſich haben, ſich für verlorne Menſchen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariſer Geſellſchaften. In ihrer Angſt, die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarre aufzufinden, wußten ſie gar nicht, wo ſie ſich hinwenden ſollten, und gleich einer vom Waſſerſtrudel ergriffenen Nußſchale drehten ſie ſich um ſich ſelbſt und kamen nicht von der Stelle.

Dieſen gefiel es gar nicht in Paris und ſie waren recht froh, als ſie wieder nach Hauſe kamen, jeder in ſeine heimathliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutſcher Freund noch ſpät Abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir; er habe bei Lafitte zu Mittage gegeſſen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers geweſen, zur Hälfte chriſtlichen, zur Hälfte jüdiſchen Glaubens. Lafitte dachte ſeinen Frankfurter Gäſten keine größere Artigkeit erzeigen zu können, als wenn er ſie alle neben einander ſetzte, und ſo kam durch eine fürchterliche Erderſchütterung ein Frankfurter chriſtlicher Kaufmann neben einem jüdiſchen zu ſitzen. Die Chriſten verloren alle Haltung, rutſchten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingeſperrte Artigkeit gegen Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor ſich nieder. Der eine Jude, ein neckiſcher Menſch, verſuchte mehrere Male ſeinen chriſtlichen Nachbar zur Beſinnung zu bringen, und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer ſie beide eigentlich wären und was ſie unterſcheide. Aber es half Alles nichts, die Chriſten in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Eſſen nahm jeder ſeinen jüdiſchen Landsmann unter den Arm, ging mit ihm im Kaffeeſaale auf und ab, und erkundigte ſich auf das Freundſchaftlichſte nach dem Befinden der Kanzen und Reſtanten.

Ein anderes Begegniß hatte ich in Paris mit einem deutſchen Baron. Zwiſchen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich geſetzt: Herz, Geiſt, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen iſt Alles Geſchäft, ſelbſt das Vergnügen; beim Edelmanne Alles Vergnügen, ſelbſt das Geſchäft. Ich haſſe daher keinen Edelmann, ich haſſe nur alle Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, ſondern wegen ihrer ſchönen Eigenſchaften, die ſie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haſſ' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Aber jenen Baron haſſe ich nicht blos maſſiv, ſondern auch in's Beſondere. Er war ein Prototyp von Hochmuth, und dem Hochmuthe gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tiſche häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief ſeinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menſchen, er ſolle das dem Hunde bringen. Der junge Bauersſohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward roth vor Schaam. Ich ward blaß vor Aerger, häufte auch von meinen Reſten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und ſagte: ich hoffe der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verſchmähen. Der Baron ſchwieg ganz ſtill. „Il n'y a pas de réparation“ — hörte ich einmal im Concerte zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem jungen Geſandtſchafts-Attaché ſagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn ſo eben Jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den ſich „sa bourgeoise“ gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand ſich ein Hofrath in Ems, der die närriſche Leidenſchaft hatte, nach den Wappenſiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte ſich an jeden Edelmann und kroch ſo lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr ſein Petſchaft roth oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen ſagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durchlaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen ſeines Geſchlechts und bat gehorſamſt um ein Siegel. Der Baron ſagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber ſeine Cigarre verlöſchte. Der dankbare Groß-Siegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adlige Wappen luſtig zu machen und fragte unter Anderem: woher es käme, daß meiſtens Vieh darauf vorkomme? Man ſollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien ſeyen alle Viehhändler, Jäger oder Menagerie-Wärter geweſen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naſeweiſer war als ich. Der Baron nahm uns das ſehr übel; aber ſprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? Il n'y a pas de réparation zwiſchen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war ſehr kränklich und für ſeine Geſund- noch ängſtlicher beſorgt, als nöthig war. Er ſcheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die Nähe des Fluſſes, war jeden Abend um ſieben Uhr ſchon in ſeinem Zimmer und ſchloß die Fenſter präciſe mit Sonnenuntergang. Er war beſonders auf ſeinen Kopf bedacht, den er ſelbſt bei Tiſche mit einem rothen ledernen Jakobiner-Mützchen bedeckt hielt und mit deſſen ſchwarzer Troddel er etwas kokettirte. Nun geſchah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und ſchönen Prinzeſſin ein kleines Feſt im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegäſten waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergeſſen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr Mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Bade-Commiſſär, der die Einladungsliſte für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben ſey? Der Commiſſär entſchuldigte ſich und als gerade ein Lakei des Herzogs die Straße herauf kam, ging er ihm entgegen, zog den

Hut vor ihm ab und bat ihn höflichſt, gegenwärtigen vergeſſenen Baron nachträglich zu ſeiner Hoheit einzuladen. Der Lakei fragte nach ſeiner Wohnung, der Baron erwiederte, er ginge eben nach Hauſe, ging wirklich dahin und der Lakei folgte ihm. Als er unter der Thüre ſeiner Wohnung gekommen, blieb er ſtehen, drehte ſich um und ließ ſich einladen. Ich bewunderte die chineſiſche Geiſtesgegenwart ſowohl des Lakeien als des Barons.

Die Geſellſchaft des Herzogs wurde im Garten der vier Thürme gehalten, der zwiſchen der ſtaubigen Landſtraße und dem zugluftigen Fluſſe liegt. Ich unter vielen andern Maulaffen ſtand vor der Gartenmauer und ſah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborne Bruſt die Schwindſucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, deſſen Weisheit ich in Anſpruch nahm, ſah ſich erſchrocken um und fragte mich, ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, ſelbſt kleine regierende Fürſten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der ſengenden Juliſonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn blosgeſtellt. So ſtanden ſie zwei Stunden lang, regungslos wie die Hermen; ſie machten keinen Schritt. Die Prinzeſſin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechſelte einige Worte mit den Gäſten; aber an unſeren Baron kam dieſe Ehre nicht. Ich war vor Erſtaunen außer mir, daß ein ſo kranker und ängſtlicher Menſch ſeine Geſundheit und Ruhe einer fruchtloſen Eitelkeit aufopfern, und ſich in eine Geſellſchaft einbetteln mochte, in der er ſo wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen ſtand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht feſt in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron ſtand hinter der Gartenmauer mir ganz nahe, bemerkte meine diätetiſchen Maaßregeln und ſah mich mit neidiſchen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernſthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Dieſen Baron fand ich in Paris in der Abendgeſellſchaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundſchaftlich auf ihn zu, wie man ſich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigſten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutſchen Bade, wo ſich die Adeligen von den Bürgern abſondern, als hätten ſie die Krätze — ſie oder ſie — wendete ſich um und wollte mich nicht geſehen haben. Ich kam gerade aus dem Varietés und war voll der ſchönſten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich ſeinem Geſichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und ſagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut, Sie hier zu finden. Dann moncherte ich ihn den ganzen Abend ſehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Parthieen arrangirt wurden, zwang ich ihn, Ecarté mit mir zu ſpielen.

Die Herzogin kam auf einige Minuten an unſeren Tiſch. Ich ſtand auf, nahm den Baron bei der Hand und ſagte: ich empfehle dieſen Freund und Landsmann Ihrer Güte; er iſt nach mir der liebenswürdigſte aller Deutſchen. „Sie ſind ſehr beſcheiden“ — erwiederte die Herzogin. Ich durfte mir aber ſchmeicheln, daß dieſer Fächerſchlag dem Barone gegolten und nicht mir. Der Baron war ſo entzückt und verwirrt, als die Herzogin mit ihm ſprach, ob zwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als ſie ſelbſt, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine ſeiner vier Marken wegſchob. Dadurch überholte ich ihn im nächſten Spiele und er verlor die Parthie, welches mir große Freude machte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite 10 Zeile 1 von unten ſtatt „nicht gut geſagt“ ſoll heißen „gut geſagt.“
„ 212 „ 3 „ „ „ hörbar — ganz hörbar.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Fünfter Theil.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1840.

V.

Vermiſchte Aufſätze. Dramaturgiſche Blätter. Aphorismen. Briefe aus Frankfurt. Kritiken.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Vermiſchte Aufſätze.

Das Leben und die Wiſſenſchaft. 1808. 1
Ueber die geometriſche Geſtalt des Staatsgebiets. 1809. 14
Von dem Gelde. 1809. 22
Ueber Freimaurerei. 1811. 57
Was wir wollen. Juli 1814. 67
Ernſthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel. 1818. 73
Kleine Gedanken über ſtändiſche Verfaſſung. 1818. 79
Geſchichten, Sagen und Meinungen. 1818. 85
Ein Gulden und etwas mehr. 1818. 92
Vollſtändiges Verzeichniß der Döring'ſchen wiſſenſchaftlichen Leihbibliothek 101
Eine Kleinigkeit 106
Ueber die Beurtheilung des Manuſcripts aus Süddeutſchland . . . 112
Unvollſtändiges Verzeichniß der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler. 1821. 121
Das Geſpenſt der Zeit. 1821. 127
Ueber die Nachtheile der Schulverſäumniſſe, von Dr. Seel 135
Zwangs-Gottesdienſt. 1819. 142
Ueber Etwas, das mich betrifft 146
Oken. 1819. 153
Noch etwas über Oken. 1819. 156
O närriſche Leute, o komiſche Welt 159
Für die Juden 163
Kuhſchnappel, den 20. Auguſt 1819 175
Franzöſiſcher Kunſtfleiß 178

Seite
Taſchenbücher 181
Der Herausgeber an ſeine Leſer. 1819. 185
Bauholz zu einem Roman. 1820. 186

Dramaturgiſche Blätter.

Der Vorſatz, ländliche Scene von F. v. Holbein 195
Raphael, hiſtoriſches Luſtſpiel von Caſtelli 197
Toni, Drama von Körner 197
Lodoiska, Oper von Cherubini 198
Künſtlers Erdenwallen, Luſtſpiel von Julius v. Voß . . . 198
Hadrian Barbaroſſa, Oper von Fränzl 200
Das verlorne Kind, Schauſpiel von Kotzebue 201
Toni, Drama von Körner 202
Das Geheimniß, Oper von Solie 202
Kaiſer Hadrian, Oper von Weigl 203
Kabale und Liebe, von Schiller 203
Camilla, Oper von Paer 205
Don Juan 206
Die Jungfrau von Orleans, von Schiller 206
Der Unſichtbare, Oper von Eule 207
Die Roſen des Herrn von Malesherbes, von Kotzebue . . . 207
Hedwig, Drama von Körner 207
Der Sie, Luſtſpiel von Caſtelli 209
Titus, Oper von Mozart 210
Die Indianer in England, Luſtſpiel von Kotzebue 210
Die Proberollen, Poſſe von Breitenſtein 213
Der Vorſatz, ländliche Scene von Holbein 214
Der Verräther, Luſtſpiel 214
Nachtigall und Rabe 215
Rochus Pumpernickel 215
Stille Waſſer ſind tief 216
Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti . . . 217
Don Juan 218
Der todte Mann, Luſtſpiel von Thienemann 220
Das Intermezzo, Luſtſpiel von Kotzebue 220
Der Geizige, von Moliere 221
Das Geſtändniß, Luſtſpiel von Kotzebue 221

Seite
Der Dichter und der Tonſetzer, Oper von d'Alayrac . . . 222
Die Zauberflöte . . . 223
Wilhelm Tell, von Schiller . . . 224
Fanchon, Oper von Himmel . . . 230
Sargin, Oper von Paer . . . 232
Die Kreuzfahrer, Schauſpiel von Kotzebue . . . 232
Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner . . . 232
Das Strandrecht, von Kotzebue . . . 234
Die Räuber, von Schiller . . . 234
Welches iſt die Braut? Luſtſpiel von Johanna von Weißenthurn . . . 235
Tancred, Oper von Roſſini . . . 235
Der Wirrwarr, Poſſe von Kotzebue . . . 236
Der Haupttreffer in der Güterlotterie, Luſtſpiel von Frau v. Weißenthurn 238
Das Fiſchermädchen, lyriſches Drama von Körner, Muſik von Schmidt 239
Zemire und Azor, Oper von Spohr . . . 239
Fridolin, Schauſpiel von Franz v. Holbein . . . 243
Pauline, Oper von Sutor . . . 245
Das Vogelſchießen, Luſtſpiel von Clauren . . . 246
Die Verwandlungen, Oper von Fiſcher . . . 247
Der Quartierzettel, Luſtſpiel von Reinbeck . . . 247
Die Schachmaſchine, Luſtſpiel von Beck . . . 248
Die Zauberflöte . . . 249
Der neue Gutsherr, Oper von Boieldieu . . . 252
Pagenſtreiche, Luſtſpiel von Kotzebue . . . 253
Soliman der Zweite, Oper von Süßmayer . . . 253
Das Landhaus an der Heerſtraße, Luſtſpiel von Kotzebue . . . 260
Die Beſtürmung von Smolensk, Schauſpiel von Johanna v. Weißenthurn 260
Der Schatzgräber, Oper von Mehul . . . 261
Der todte Mann, Luſtſpiel von Thienemann . . . 261
Zwei Worte, Oper von d'Alayrac . . . 261
Das letzte Mittel, Luſtſpiel von Johanna v. Weißenthurn . . . 262
Carlo Fioras, Oper von Fränzl . . . 265
Der Freimaurer, die eiferſüchtige Frau, und der Quartierzettel . . . 266
Abraham, Melodrama, Muſik von Seyfried . . . 268
Die eiferſüchtige Frau, die Verwandtſchaften, der Zanker . . . 270
Aphorismen . . . 276
Briefe aus Frankfurt . . . 283

Seite

Kritiken.

Truthahnchen. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman von Hartwig v. Hund-Radowsky 339
Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte von Heinrich Döring 344
Die Staats-National-Bildung. Von Julius Graf v. Soden 348
Ueber Herrn v. Villele. Aus dem Franzöſiſchen, mit Anmerkungen . 374
Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde 394

Vorwort.

Dieſe dritte Ausgabe der geſammelten Schriften Börne's unterſcheidet ſich beſonders in zwei Beziehungen von den früheren, die bei Lebzeiten des Verfaſſers erſchienen waren. Mehrere Aufſätze ſind hier ergänzt und vervollſtändigt durch Einſchaltungen derjenigen Stellen, welche urſprünglich dazu gehörten, und welche der Verfaſſer bei der von ihm veranſtalteten Ausgabe ſeiner Schriften [illegible]laſſen hatte; dieſe Einſchaltungen ſind durch beſondere Zeichen kenntlich gemacht. Der fünfte Theil (oder Supplementband) ſodann enthält eine Nachleſe von ſolchen Aufſätzen, die in den früheren Ausgaben gar nicht enthalten, ſondern aus verſchiedenen Zeitſchriften jetzt zum erſtenmal zuſammengeſtellt ſind; darunter befinden ſich mehrere Abhandlungen, welche Börne in ſeiner Jugendzeit geſchrieben, in der Zeit, wo er ſich als Schriftſteller einem weiteren Kreiſe noch nicht bekannt gemacht, wohl aber gerechte Erwartungen von ſeiner

Zukunft begründet hatte. So iſt denn die gegenwärtige Ausgabe allerdings eine weſentlich erweiterte geworden. Sollte es nöthig ſeyn, daß die Herausgeber ſich hierüber rechtfertigten? Jene ſtreng ſichtende Kritik, die Börne vor Allem gegen ſich ſelbſt übte, glaubten ſie, die nachgelaſſenen Freunde, nicht mehr anwenden zu dürfen: wiſſend, wo theure Reliquien des Dahingeſchiedenen zu finden, hatten ſie den Muth nicht, dieſelben unberührt zu laſſen, und indem ſie einem Gefühle der Pietät folgten, das die Erinnerung an einen großen Verluſt überall feſtzuhalten ſtrebt, hoffen ſie zugleich den Geſinnungen, welche Börne ſtets ſo lebhaft anzuregen wußte, dadurch entgegen gekommen zu ſeyn, daß ſie die Erzeugniſſe ſeines edeln Geiſtes von Neuem an das Licht ſtellten, und bisher Ungekanntes aus ſeiner Vereinzelung hervorzogen.

Die Herausgeber.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vermiſchte Aufſätze.

I.

Das Leben und die Wiſſenſchaft *).

(1808.)

Das Leben und die Wiſſenſchaft, ob zwar eins und unzertrennlich in der Anſchauung, ſind doch feindlich ſtets getheilt, ſobald ſie das Bewußtſeyn verlaſſen, und in die Wirklichkeit übertreten. So, den Haß im Herzen, und ſich wechſelſeitig verſpottend, durchwandern ſie die Welt, ſtreuen überall den Samen der Zwietracht aus, tödten jede Lebensfreude, und laſſen keine Seligkeit vollkommen werden. Dieſe Spaltung zwiſchen Idee und Wirklichkeit durchläuft alle Zeiten, und die Unverſöhnlichkeit derſelben beweiſt die Nothwendigkeit ihres Haſſes. Und nothwendig iſt er in der That. Denn die Idee fürchtet ihre eigne Realiſirung; weil, da es ihr nie gelingt, ſich erſchöpfend darzuſtellen, ſie durch Verkörperung

---

*) Archenholz, Minerva. 4r Bd.

ſich mit ſich ſelbſt entzweit, und ihrem Leben eigenhändig eine Schranke ſetzt. Die Wirklichkeit wiederum fliehet gerne die Idee, von der ſie ausgegangen iſt; denn ſie möchte ſelbſtſtändig ſeyn, und ſucht ſich daher der Herrſchaft derjenigen zu entziehen, die ihr das Daſeyn gab. Dieſem Naturgeſetze gemäß findet man, daß ſelten ein und derſelbe Menſch fähig iſt, Ideen zu ſchaffen und ſie zugleich bildlich darzuſtellen, daß er Wiſſenſchaft und Kunſt vereint beſitzt. Wo der Sinn am herrlichſten blüht, da mangelt die Frucht der That; wo die That am kräftigſten hervortritt, da hat ſie bewußtlos gehandelt. Heroismus und Genialität werden darum ſo ſelten beiſammen gefunden. Die Einen ſind Helden geworden, haben Welten bewegt und Welten zertrümmert; doch wurden ſie getrieben von einer unſichtbaren Gewalt, und ſie wußten nicht was ſie thaten. Die Andern haben der Beſchauung ſich gewidmet, ſie philoſophiren über der Menſchen Kräfte und wägen ihre Thaten ab; ſie loben und tadeln nach ihrer Weisheit, und meinen oft, es könnte beſſer ſeyn. Das ſind die Gelehrten; doch bringt ſelten es einer dahin, auch nur ein Sonnenſtäubchen aus ſeinem Gleiſe zu rücken. So ſchauen nun die Philoſophen von ihrem Sternenſitze verächtlich herab auf das kleinliche Treiben der Menſchen, und weinen den Verblendeten eine Thräne des Mitleids. Die Herrſcher hingegen von ihren goldenen Thronen ſehen lächelnd hinauf zu jenen Irrlichtern, die nicht leuchten und nicht wärmen, die ſchnell vergehen, wie ſie ſchnell entſtanden — ſie lächeln, und freuen ſich der bequemen ſichern Erde.

Dieſer Neigung aber des Geiſtes, ſich in tauſendfache Formen zu zerſplittern, die alle feindlich ſich bekämpfen, dieſer Neigung muß der Menſch widerſtreben in ſeiner Herrſcherkraft; und er kann es, wenn er den Muth hat, es zu wollen. Alles, was du in deinem Gemüthe erzeugſt, mußt du in der Wirklichkeit geltend zu machen ſuchen; denn du wirſt deinen eignen Gedanken nie klar erkennen, ſo lange er nicht verkörpert vor dir ſteht. Du mußt dich anderſeits bemühen, jedes Gebilde, das dir die Welt darbietet, zu vergeiſtigen; denn Nichts wirſt du erfaſſen, bevor du es erkannt, und du erkennſt es nicht, wenn du die Idee nicht begreifſt, die ihm inwohnt.

Ob nun zwar dieſe Univerſalität des Seyns nur Wenigen von Natur verſtattet iſt, ſo ſollte die Erlangung derſelben doch Keiner unverſucht laſſen. Wohl fließt ein reißender Strom zwiſchen dem Gedanken und der Wirklichkeit, zwiſchen der Philoſophie und dem Leben; aber der muthige Schwimmer kömmt doch hinüber. Wie glücklich wäre er dann, wenn er mit dem Ufer zugleich ſein Ziel erreicht hätte! Doch nein! die Menſchen in ihrem thörichten Wahn haben die Hinderniſſe der Natur nur noch zu vergrößern geſucht. Man hat eine Mauer aufgerichtet zwiſchem dem Leben und der Wiſſenſchaft, zwiſchen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handels, zwiſchen Theorie und

Praxis; eine Mauer, die man mit der ängſtlichſten Treue bewacht, die daher nicht erklimmt werden kann; die man zerſtören muß, um in das Gebiet, das ſie beſchützt, gelangen zu können.

Wie dieſe Dualität entſtanden ſey, begreift man leicht, wenn man weiß, daß ſie von der Natur begünſtigt worden iſt. Schwerer aber iſt es zu begreifen, warum die Menſchen, nachdem ſie zum Bewußtſeyn derſelben gelangt waren, ſich ſo ſehr bemühten, den Zwieſpalt permanent zu machen. Es bedarf keiner Erzählung der Qualen, die man ſich dadurch bereitet hat; denn gar wenige ſind es, die nicht darunter litten. Man beſuche die Geburtsſtätten der Gedanken, die Studierſtuben der Gelehrten, und was wird man finden? Man findet dort, je nach dem Alter der ſie bewohnenden Philoſophen, entweder die Thränen der unbefriedigten Sehnſucht, oder den Schmerz des mißlungenen Strebens, oder den Ingrimm wegen verſpotteter Weisheit. Durchwandle auf der andern Seite das Gebiet der bürgerlichen Thätigkeiten, und was wirſt du ſehen? Du ſiehſt da ein bewußtloſes Drängen und Gedrängtwerden, ein eitles Handeln, das ſich oft nicht zur Würde des Inſtinkts erhebt, des Inſtinkts, welcher doch immer die Zweckmäßigkeit für ſich hat. Sinnlos und todt ſind alle Glieder und ihre Bewegungen, gleich denen einer Marionette, ohne Leben und Selbſtbeſtimmung. Wenn auch einmal der Geiſt ſich in dieſes Puppenſpiel verirrt, ſo wird er flugs in kalte, ekle Formen eingezwängt, ſo daß er, der

Freie, dem Kerkerluft unerträglich iſt, nicht bleiben mag, und ſchnell die Flucht ergreift.

Da nun jede Wiſſenſchaft ein Gebiet hat, worin ſie ſich verkörpert darſtellt; da anderſeits jedem Gebilde der Welt eine Wiſſenſchaft gegenüberſteht, worin ſein Geiſt ſich ausſpricht; ſo laſſen ſich die unſeligen Folgen, die aus der Trennung der Theorie von der Praxis entſtanden ſind, an jedem Punkte aufzeigen. Man mag nun die einzelnen Inſtitutionen der menſchlichen Geſellſchaft betrachten, oder eine Encyclopädie der Wiſſenſchaften durchgehen. Der Geiſt der Zwietracht wird überall gefunden, ſchwächer oder ſtärker

Wie aber jede Thätigkeit des Menſchen darauf hingeht, Geiſt und Leib in ihrer Individualität zu erhalten und durch Fortpflanzung unſterblich zu machen, ſo wird zuerſt dem Menſchen das am Herzen liegen, was jenem Zwecke erſprießlich iſt. Da ferner, wie gezeigt, nur in Verbindung des Lebens mit der Wiſſenſchaft ein glücklicher Zuſtand gedacht werden kann, ſo folgt, daß das Unheil, was aus dem Gegentheil entſpringt, am größten dann ſeyn muß, wenn es in ein Gebiet fällt, das alle Menſchen ohne Ausnahme für ihre Zwecke in Anſpruch nehmen. Daher gibt es vorzüglich eine Wiſſenſchaft, wo Theorie, von der Praxis getrennt, jeden reinen Genuß unmöglich macht; daher gibt es ein Gebiet des Lebens, das, von der Wiſſenſchaft abgeſondert, entgeiſtert und ohne Bedeutung daſteht. — Es iſt die *Staatswiſſenſchaft*, es iſt der *Staat*.

Denn es läßt ſich zeigen, wie Jeder, der ſich mit irgend einem andern Zweige des Wiſſens befaßt, des Troſtes doch nicht ganz entbehrt, wenn es ihn ſchmerzt, daß die Wirklichkeit ſo wenig ſeinen Idealen entſpricht. Auch kann es dargethan werden, daß für die Meiſten, die ſich gezwungen herumtreiben in einem öden Felde des Lebens, daß es für Jeden außer ſeinem Kreiſe doch einen Zufluchtsort gibt, wohin er ſich flüchten kann, wenn die kalte Hand der entſeelten Wirklichkeit ihn zu Boden drückt. Für alle iſt einige Rettung möglich, nur nicht für den Gelehrten, der ſich mit der *Staatswiſſenſchaft* befaßt, nur nicht für den Bürger, der im Staate, als ſolcher, lebt.

Wenn der Theolog weint über die Gottloſigkeit der Menſchen, ſo iſt die Hand nicht fern, die ſeine Thränen trocknet. Denn wo er wahrhaft in Gott lebt, gibt es für ihn keinen Raum und keine Zeit. Die erquickende Ausſicht alſo, daß kommende Generationen oder die Bewohner anderer Welten frömmer ſeyn dürften, muß ihn genügſam für den Schmerz entſchädigen, ſich von Ungläubigen umringt zu ſehen. Wenn der Philoſoph klagt über die Unweisheit der Menſchen und ihren Blödſinn beweinet: ei, warum trauerſt du, Freund? Glaubſt du, daß nur in der Weisheit ein ſeliges Leben möglich ſey? nun gut, ſo überlaß dich ihr, und das Gefühl deiner Freiheit wird dir um ſo köſtlicher ſchmecken, je mehr du dich von Menſchen umringt ſiehſt, die in den Feſſeln der Sinnlichkeit ſchmachtend vergehen. Wenn die Aerzte jammern über die Unmäßigkeit der Menſchen, ſo haben ſie doch die Befriedigung, daß ihre Wiſſenſchaft ſie lehrt, den üblen Folgen, die daraus entſtehen, abzuhelfen. Wenn die Leute ſpotten über die Ungewißheit der mediciniſchen Kunſt, dann mögen ſie ſo leben, daß ſie ihrer nicht bedürfen. So gibt es ein Heilmittel für jede Wunde. Wenn aber der Bürger mit der Staatsverfaſſung, die ihn beherrſcht, nicht zufrieden iſt, wenn der Staatsgelehrte klagt, daß man ſeine Grundſätze nicht in Ausübung bringe, ſo iſt hier nichts, was für den Verluſt entſchädigen könnte, dann tritt auch nicht ein Moment ein, wo man den Einfluß einer geſtörten Harmonie nicht ſchmerzlich fühlen ſollte.

Denn mache es, wie du willſt, ſey geſchmeidig wie ein Aal, kleiner als ein Atom, oder von Giganten Größe, ſey König oder Bettler; du entgehſt dem Staate doch nicht und ſeinem Einfluſſe. Verkrieche dich in den entfernteſten Winkel der Erde, den nie ein Menſchenfuß betritt; auch da verfolgt er dich. Denn du wirſt dich der Gedanken nicht erwehren können, der Gedanken, die der Staat dir gab, in dem du erzogen worden. Die Luft umgibt deinen Leib, der Staat deinen Leib und deinen Geiſt. Deine Bedeutung in der lebendigen Natur endet mit dem Leben, wie ſie mit dem Leben begann; im Staate biſt du unſterblich. Er hatte dich beſtimmt, ehe du noch zur Welt kamſt; dein Leichnam iſt ſeiner Obhut nicht entzogen; er handhabt dein Vermögen, er beherrſcht deine Nachkommenſchaft als Blut von deinem

Blute und Geiſt von deinem Geiſte. Er dringt dir deine Geſinnungen auf, denn die Umgebungen ſind es, die uns erziehen, dieſe Umgebungen aber regelt der Staat. Daher kann man mit Recht behaupten, daß von den drei Verhältniſſen, die das menſchliche Weſen beherrſchen: ſeine thieriſche Natur, ſeine Humanität und ſein bürgerlicher Zuſtand, daß es der letztere iſt, der das größte Gebiet im Beſitz hat.

Dieſen Zuſtand kennen lernen, das heißt ſich ſelbſt kennen lernen. Die Forderung nun, ſich dieſer Kenntniß zu bemächtigen, würde man an Jeden machen müſſen, wenn es nicht darum überflüſſig wäre, weil ſchwerlich Einer, der ſich dieſem Geſetze nicht freiwillig unterwirft, im Stande ſeyn möchte, ſeine Nothwendigkeit überhaupt zu begreifen, auch wenn es ihm von einem Andern diktirt wird. Es iſt daher nicht nöthig, Jeden ohne Ausnahme zu tadeln, der dieſe Regel vernachläſſigt, denn es iſt die unorganiſche Menge, die überall ſinnlos waltet. Wenn aber Menſchen, die mit dem Staate in näherem Conflikte ſtehen, wenn Staatsdiener verabſäumen, ſich theoretiſche Kenntniſſe anzueignen: dann kann man mit Wahrheit behaupten, daß der ehrliche Tagelöhner, der doch weiß was er thut und warum er es thut, ſolchen Menſchen weit wird vorzuziehen ſeyn.

Und doch waren es meiſt ſolche Menſchen, die man an's Steuerruder des Staates ſetzte. Zwar muß man die Conſequenz des Feudalismus loben, wenn er den Adel ausſchließlich zu Staatsämtern zuließ. Denn da deren Verwaltung Verſtand erfordert, ſo war es natürlich, daß man ſie den Händen Derjenigen vertraute, die den Geiſt in Erbpacht beſaßen. Die Natur hingegen, die nicht mit ſich contrahiren läßt und auch keinen Prozeß fürchtet, hatte oft gewagt, mit frevelhafter Verletzung des Eigenthums, auch Leute von niedriger Herkunft mit Talenten zu begaben. Dieſe wurden immer zurückgeſetzt. Vorzüglich unſer ehrliches aber etwas tölpelhaftes Vaterland war immer darauf beſeſſen, nur ſolche Männer zu Ehrenämtern zuzulaſſen, deren Ahnen ſich rühmen durften, Schlöſſer verwüſtet und den wehrloſen Wanderer geplündert zu haben. Die Söhne ehrlicher Bürger aber wurden verdammt, die Müllerthiere des Staates zu ſeyn, die für Andere das Mehl herbeiſchleppten, während ſie ſelbſt mit Diſteln ſich begnügen mußten. Wenn man ſich auch dann und wann das Anſehen gab, als wollte man dem Talente Einfluß auf die Staatsverwaltung gönnen, ſo geſchah es doch auf eine ſo plumpe, beleidigende Art, daß kein Mann von Ehre wünſchen konnte, der Gegenſtand einer ſolchen Auszeichnung zu ſeyn. Es war nicht die heilige Flamme des Genies, die man ſchützte und göttlich verehrte. O nein! Man mäſtete die Intelligenzen, um dem Fiskus einen fetten Sonntagsbraten zu verſchaffen.

Jedoch, ſo wie jede böſe That immer zwei zugleich verdammt: die Sünde desjenigen, der ſie begangen, und die Schwäche deſſen, an dem ſie ausgeübt iſt: ſo war es auch hier. Wenn die Weisheit kalt und ſtreng vom Throne entfernt gehalten wurde, und die entadelte Regierung, indem ſie ihrer ſelbſt ſpottete, zugleich die ſchein- und glanzloſe Philoſophie dem Geſpötte des Pöbels preisgab: ſo war das eben ſo viel die Schuld der Philoſophen, die die Kraft nicht hatten, ihre Kraft geltend zu machen, als es die Schuld der Fürſten war, die nicht Muth genug hatten, einer angeerbten Schwäche treulos zu werden. Wenn die Machthaber glaubten, daß ſie vom Schweiße ihrer Arbeiten nirgends angenehmer ausruhen konnten, als unter dem Schatten eines breitäſtigen Stammbaumes: ſo folgten ſie darin der unwiderſtehlichen Lehre einer tauſendjährigen Gewohnheit, und ſie thaten, was ſie nicht laſſen konnten. Wie oft aber mochten ſie, an jener Sonntagskühlung bis zur Ueberſättigung ſchmauſend, zähneklappernd ihres Ekels ſich bewußt werden, und ſich zurück ſehnen nach der Freude des Sonnenſcheins! wo war alsdann die philoſophiſche Sonne, die Muth genug hatte hindurch zu dringen durch den Wolkendunſt der Gelehrſamkeit, um Licht dem zu ſenden, der um Licht flehte? Wie mancher edle Fürſt, umringt von ſeinen Lügentrabanten, mochte hinaufgeſehen haben zur Dachſtube der Philoſophie, wünſchend, daß ihm Erquickung käme von dorther; aber keine ward ihm zu Theil. Denn wo fand ſich der Philoſoph, der beſcheiden genug war, ſein Strahlenangeſicht zu umſchleiern, um das Licht der Wahrheit dem ermüdten Auge verdämmert darzubringen? Wer hatte den Muth, ſeine Bruſt den Lanzen der Fürſtenſchmeichler darzubieten, und wer war gewandt genug, daß er nicht ſtolperte über ſeine eigene Weisheit? O, wer da glaubt, daß es hinreicht, Geiſt und Wiſſenſchaft zu haben, um ein guter Fürſtenrath zu ſeyn, der kennt die Welt nicht, oder hat nie einen deutſchen Profeſſor geſehen. Steif, wie eine lateiniſche Declination, ſchreitet die deutſche Gelehrſamkeit einher und iſt rettungslos verloren, ſobald ſie es wagt, ein Compliment zu machen. Wie kann man aber von der blödſinnigen Menge, die nie durch die Oberfläche dringt, verlangen, daß ſie dem Manne Kraft zutraue, der zu ſchwach iſt, ſeinen eigenen Körper zu beherrſchen? Auf dieſe Weiſe aber ward die Schranke unterhalten, welche Fürſten und Philoſophie ſich zu vereinigen verhinderte.

So war es bis Jetzt. Nun hat aber zu unſerer Zeit die Vorſehung ſich in höchſt eigner Perſon herabgelaſſen, dem chriſtlich-moraliſch-ökonomiſchen Deutſchland eine handgreifliche Lection zu geben. Sie lehrte: daß der Staat wie eine todte Maſſe zu betrachten ſey, wenn keine Seele da iſt, die ihn belebt; daß aber auch der Geiſt keine Bedeutung habe, wenn ihm kein Stoff gegeben iſt, dem er ſich einbilden könne. Die Lehre war ſtark und man wird ſie nicht vergeſſen. Denn als die Preußen bei Jena geſchlagen wurden, da konnte Nichts mehr ihren Staat retten. Nicht die ſchön gedrechſelten Zöpfe der Soldaten, nicht der gewichtige Corporalſtock; denn die Seele war aus ihm gewichen. Die preußiſche Staatsverwaltung war nie was anderes, als eine kleinliche Tabellenkrämerei geweſen; man zwängte den Geiſt in rothe Linien ein, die er bei höchſter Ungnade nicht übertreten durfte, und der Mangel der Sinne ſollte erſetzt werden durch die fünf Species der Rechenkunſt. Man glaubte, daß das Theilungsprincip der Arbeiten auch auf den Kopf angewandt werden müſſe, welcher arbeitet. Daher erſchöpfte man die Alphabete der alten und der neuen Sprachen, um alle die Diviſionen und Sub-Diviſionen zu bezeichnen, in die man die Funktionen des Geiſtes zerſpaltete. Man zerſchnitt das Gehirn gleichſam in Stücke und ſprach: du thuſt dies, und du ſollſt jenes thun. Darum beſetzte man die Aemter am liebſten mit ſolchen Menſchen, bei denen man ihrer angeborenen Einſeitigkeit wegen dieſe Theilung nicht erſt vorzunehmen brauchte. Man mußte im preußiſchen Staate ein mittelmäßiger Kopf ſeyn, um in einer Amtsbewerbung zu reuſſiren, und die Glücksritter, die ſich klüger dünkten, bemühten ſich Mediocrität zu affektiren. Wie konnte ein ſolcher Staat ſich retten in einem Kampfe, wo ihm die ungetheilte Intelligenz gegenüber ſtand? Er mußte fallen: und dies war ſo natürlich, daß, hätte Preußen nicht einſt ſeinen Friedrich gehabt, kein Kind mehr davon ſpräche, daß es zertrümmert worden iſt.

Jetzt iſt Alles bei der Hand, um die Ehre des Sprichworts zu retten: durch Schaden wird man klug. Unſer proſaiſches Vaterland hat ſich plötzlich der Genialität hingegeben, hat abgeworfen den Reifrock und die ſteife Schnürbruſt, in der ſeine Staatsverfaſſung bis jetzt ängſtlich keuchend einher ging. Man fängt aller Orten an, die Gelehrten aus ihren Studierſtuben in die Staatsbehälter zu ziehen, indem man ſie ſchön ausſchmückt mit Sternen und Bändern. Wer hätte eine ſo hochherzige Huldigung des Genies ſich nur träumen dürfen, zu einer Zeit, wo Deutſchland — pfui, man möchte erröthen es auszuſprechen — wo das ökonomiſche Deutſchland zum Denkmal für ſeinen Luther kaum ſo viel Geld zuſammenbrachte, als hinreicht, um die Kinder einer großen Stadt mit Semmeln zu bewirthen? Doch der Leier des galliſchen Orpheus konnte Keiner widerſtehen, und ſogar die deutſchen Bären tanzten. — — — — — — — — —

II.

Ueber die geometriſche Geſtalt des Staatsgebiets *).

(1809.)

Die Form des Staats, d. i. ſeine geometriſche Figur, die ſeine Umgränzung bildet, hat den bedeutendſten Einfluß auf ſein ganzes Leben.

Die Regenten haben von jeher eine Neigung gehabt, ihre Länder zu *arrondiren*. Dieſer Trieb, ſich zu arrondiren, iſt der ſymboliſche Ausdruck für die Tendenz zur Vervollkommnung überhaupt, die jedem Dinge einwohnet. Man findet es bei allen Organismen der Natur, daß, je höher ſie ſtehen, je mehr nähert ſich ihre Geſtalt der Kugelform. Der Grund iſt auch leicht einzuſehen, warum es zur Vollkommenheit eines Staats gehöre, arrondirt zu ſeyn. Nur in dem Falle nämlich, daß der Staat einen Zirkel bildet, kann er einen Mittelpunkt haben; hat er aber ein Centrum, ſo wird die Lebenskraft, die von demſelben ausgeht, der

---

*) Crome's Germanien. 3r Bd.

Zu Thl V. S 14
zum Octavbande S 16

Fig II

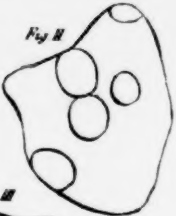


Fig III

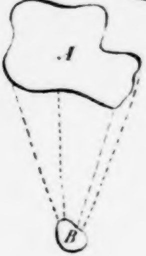
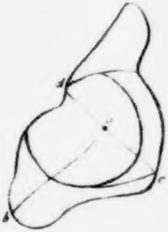


Fig I



Ich überlege zu meiner Beruhigung, daß die
[illegible] die und das [illegible] [illegible] auf unserer
Seite zum Guten macht, ich [illegible] [illegible]
ist als die des [illegible] Volkes …… in
Auteuil, da mich die [illegible] des Landes an
meinem Wege, [illegible] [illegible] [illegible]:
einmal unter dem neuen [illegible] einmal
unter dem neuen [illegible] und einmal
unter dem neuen [illegible]. Dagegen
[illegible] wird gut zu machen, [illegible] und
[illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] und für die Wahrheit [illegible] [illegible] und
[illegible] [illegible] des [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]
die [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]
am Abend in die [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], daß und der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
und die [illegible] zu [illegible]) und [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Auteuil 26. Sept. 32

Börne

Natur jedes Fluidums gemäß, ſich nach jedem Punkte der Peripherie hin gleichförmig vertheilen, und daraus muß ein Zuſtand reſultiren, welcher der vollkommenſten Staatsverfaſſung gleicht. Hat aber der Staat eine unregelmäßige Figur, ſo ſind die Uebel, die daraus entſpringen, eben ſo ſchlimm, als die Mittel gefährlich ſind, die man anwenden könnte, um jenen Uebeln abzuhelfen.

Man nehme an, ein Staat habe folgende Geſtalt (Fig. I.). Einen Mittelpunkt könnte er alsdann nicht haben, und es hängt blos vom Zufall ab, wo ſich der Punkt bilden wird, von dem alle ſeine Thätigkeit ausgeht. Dieſer Punkt ſoll a ſeyn. Sich ſelbſt überlaſſen, wird nun die Staatskraft ſich mit gleicher Stärke nach den Punkten d, c, b ausdehnen. Nun iſt die Linie a, b zweimal ſo groß, als die Linie a, c, die Intenſität der Regierung aber iſt ſich gleich, wodurch denn nothwendig ein Mißverhältniß entſtehen muß.

Will man nun, dem abzuhelfen, ein unregelmäßiges Land in viele Kreiſe zertheilen (Fig. II.), ſo wird dadurch die Einheit der Regierung vernichtet.

Was das Verhältniß eines Staats zu andern Staaten betrifft, ſo wird dieſes Verhältniß um ſo ſchwankender und daher um ſo gefährlicher ſeyn, je mehr ſeine Figur von der Cirkelform abweicht.

Man betrachte Fig. III. Hier werden die ſucceſſiven Bewegungen des Staats a um ſeine Achſe eben ſo verſchieden ſeyn, als die Linien, die von jeglichem Punkte der Peripherie nach dem Mittelpunkte hin gezogen werden können. Nach dem Geſetze der Gravitation wird daher der Staat a auf den Staat b in jedem Augenblicke mit einem andern Grade der Kraft einwirken. Da nun die Reaction des Staats b parallel läuft der empfangenen Kraft, ſo wird die Paſſivität des Staats a unendlich variabel ſeyn. Daraus folgt, daß das Verhältniß des Staats a zu irgend einem andern Staate ein ewig ſchwankendes ſeyn muß, welches ſich jeder Berechnung entzieht.

Will man ein Beleg haben für den Satz, daß das innere Leben eines Staates zum Theil von ſeiner äußern Umgränzung beſtimmt werde: ſo betrachte man *Italien*. Dieſes Land, unter allen Ländern Europas dasjenige, deſſen Figur von der ſphäriſchen am meiſten abweicht, zeigt uns in ſeiner Geſchichte einen wunderbaren Widerſpruch. Seine Kraft, ſo oft ſie ſich äußerte, wirkte immer nur centrifugal, und vermochte nie ſich in ſich ſelbſt zu bilden. Die Welt, nachdem ſie von den irdiſchen Banden erlöst worden, die ihr der **Materialismus der Römer** angelegt hatte, mußte ihre junge Freiheit der deſpotiſchen Intelligenz der Päbſte hinopfern, und ward ein Jahrtauſend lang, als ſeelenloſer Leib, nach Willkühr gelenkt. Nachdem die Geduld des Himmels, ſich als Marionettendrath gebrauchen zu laſſen, aufhörte zu ſeyn, hat zu unſerer Zeit Ajaccio einen Geiſt geboren, der in vereintem Beſitz ſowohl der intellectuellen, als der maſſiven Kraft der Weltgeſchichte auf eine lange Zeit ihre

Bahn vorgezeichnet: und ſo iſt es wiederum Italien, das die Herrſchaft der Welt auf ein neues Jahrtauſend in Pacht genommen.

Wie kömmt es aber, daß eben dieſes Land mit der unverſiegenden Herrſcherkraft doch nie vermochte, ſich ſelbſt zu beherrſchen? Der römiſche Staat, der mit ſeinen langen Armen ergriff, was er nur immer erreichen konnte, erſtreckte ſich nicht weit über das römiſche Gebiet hinaus, und die andern Provinzen Italiens wurden eben ſo fremd wie auswärtige Länder behandelt. Nie hat Italien einen einzigen Staat ausgemacht. Zerſtückelt, wie es war, bot es uns eine unaufhörliche Scene dar von innern Zerrüttungen, von Bürgerkriegen und Gräueln aller Art. Zu unſrer Zeit, wo ein einziger Federzug hinreichen würde, Italien in einen Staatsverein zu bringen, iſt es doch nicht geſchehen, und ſeine Zerſtückelung iſt von Neuem ſanctionirt worden.

Gleich wie dieſes Land eines Mittelpunkts entbehrt, ſo ſpricht ſich auch die centrifugale Tendenz des Egoismus nirgends ſtärker aus, als bei ſeinen Einwohnern. Die Unhöflichkeit der Italiener zeigt, wie wenig ſie der Nothwendigkeit bewußt ſind, zum Wohle des Ganzen von ihren egoiſtiſchen Zwecken etwas aufzuopfern, und ihre Rachſucht beurkundet, daß ſie zum Schutz des Staats kein Vertrauen haben können. Der Grund aber von allem dem liegt in der unglücklichen Figur des Landes, die einen Mittelpunkt unmöglich macht und daher der Entwicklung eines ungetheilten politiſchen Lebens hinderlich iſt

Mehr noch als ſeine Figur, hat der Umſtand einen großen Einfluß auf den Staat, ob er von benachbarten Staaten blos durch politiſche oder durch natürliche Gränzen getrennt werde. Im erſten Falle wird es unabänderlich ſeyn, daß einerſeits der Staat über ſeine eigenen Gränzen hinauswirken wird, und daß er ſich andererſeits der Rückwirkung benachbarter Staaten nicht wird erwehren können.

Durch dieſe Amalgamation der Staatskräfte zweier verſchiedenen Staaten werden aber die Geſetze eines Landes oft ſehr in Verwirrung gebracht. Man denke nur an die Schwierigkeit, die Geſetze der Acciſe an der Landesgränze geltend zu machen, wo der Schleichhandel mit ſolcher Bequemlichkeit geführt werden kann. Man denke an die Unmöglichkeit, alle unſicheren Menſchen abzuhalten, die ſich gewöhnlich an der Gränze aufhalten, wo es ihnen frei ſteht, ihren Aufenthalt bald in dieſen, bald in den benachbarten Staat hin zu verlegen.

Wenn aber ein Land mit Bergen oder Waſſer umſchloſſen iſt, ſo wird ihm dadurch in der Reihe der Staaten eine viel höhere Stufe angewieſen. Man findet es in der ganzen Natur beſtätigt, daß die Vollkommenheit des Lebens gleichen Schritt geht mit der größeren oder geringeren Iſolirung des belebten Körpers. Dem gemäß muß ſich auch die Kräftigkeit eines Staats ſtärker äußern auf Inſeln, als auf dem feſten Lande. Vergleicht man die Geſchichte des feſten Landes mit der Geſchichte der Inſelſtaaten, ſo findet man den

Geiſt, der in ihnen vorwaltet, ſo verſchieden, daß der Unterſchied Jedem in die Augen ſpringt. Auf dem feſten Lande war die Regierung immer monarchiſch, auf den Inſeln gewöhnlich republikaniſch. Man denke an die griechiſchen Inſeln, an England, Venedig, Weſtindien. Die Ariſtokratie im Handel, welche den Inſelſtaaten immer eigen war, hat man aus dem Umſtande erklären wollen, daß die See dem Transport der Waaren günſtig ſey. Die Sache iſt wohl wahr, der Grund aber, warum ſich die Inſeln die Präpotenz im Handel zueignen konnten, liegt höher, als in dieſem zufälligen Umſtande, und es ſoll an einem andern Orte mehr davon geſprochen werden.

Zur Wirklichwerdung eines ewigen Friedens iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß alle Staaten vollkommen arrondirt ſind. In dem Fall nämlich, daß ſie Cirkel bilden, werden ſich ihre Peripherien nur an einem Punkte berühren können, wodurch jede feindliche Bewegung erſchwert wird. Allein dieſes iſt noch nicht hinreichend. Damit der Friedenszuſtand der Staaten ewig ſeyn könne, darf unter ihnen gar kein Berührungspunkt Statt finden; ſie müſſen vollkommen getrennt ſeyn. Dieſes iſt nur dadurch möglich, daß die Staaten durch Waſſer von einander geſchieden werden, das heißt, daß ſie Inſeln bilden.

Um den Liebhabern des ewigen Friedens zu zeigen, welch eine mächtige Tendenz die Natur habe, jene paradieſiſche Zeit herbeizuführen, erſuche ich ſie, mit mir einen Augenblick die

Geſtalt der Erde zu betrachten. Sie werden finden, daß viele Länder, die jetzt getrennt ſind, ehemals zuſammenhingen, und daß andere, die jetzt noch zuſammenhängen, ihre zukünftige Beſtimmung, ſich zu trennen, gar deutlich offenbaren.

Daß ehemals die vier ſogenannten Welttheile mit einander verbunden waren, das iſt gar nicht zu verkennen. Europa hing mit Afrika da zuſammen, wo ſie jetzt die Meerenge von Gibraltar trennt; deßgleichen Amerika mit Aſien, da wo die Behringsſtraße das öſtliche Sibirien von Nord-Amerika ſcheidet. Daß England einſt mit Frankreich verbunden war, das läßt ſich eben ſo wenig bezweifeln.

Die Zeichnung der Länder, welche ſich künftig trennen ſollen, iſt gar beſtimmt gegeben. Hätten die Franzoſen ihr Project ausgeführt, die Erdenge von Suez zu durchbrechen, ſo würden ſie der Natur die Mühe erſpart haben, zum Behuf des ewigen Friedens Afrika von Aſien zu trennen. Es kann ſo viele tauſend Jahre nicht mehr dauern, dann wird ſich bei der Erdenge Darien Amerika in zwei Hälften theilen, und das Südliche wird ſich dann zum Nördlichen verhalten, wie ſich Afrika zu Europa verhält. Spanien von Frankreich zu trennen, das kann der Natur gar nicht ſchwer fallen, da der Biscayiſche Meerbuſen ſchon eine große Kluft zwiſchen beiden Ländern bildet. Eben ſo leicht iſt es, Italien von Europa loszutrennen. Dänemark mit Deutſchland hängt auch nicht feſt zuſammen, und um

Schweden von Rußland loszureißen, reichen ſich der Bothniſche Meerbuſen und das weiße Meer hülfreich die Hände. Es bleibt dann in Europa noch ein Kern übrig, der nicht zerſtückelt werden kann. Zumal Frankreich und Deutſchland, die hängen ſo feſt zuſammen, daß ſie ſich ſchwerlich werden trennen laſſen. Hier ſieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schickſals, daß beide Länder nur einen Staat bilden ſollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn ſich die deutſche Natur mit der franzöſiſchen vermählte und beide ſich neutraliſirten!

III.

Von dem Gelde *).

(1809).

Die Natur des Geldes beſchreiben, das heißt die Idee des Staates überhaupt entwickeln. Daher kommt es auch, daß keine Unterſuchung über dieſen Gegenſtand, an den Orten, wo man ſie gewöhnlich angeſtellt findet, nämlich in ſtaatswirthſchaftlichen Schriften, vollſtändig iſt, und ſeyn kann. Denn einerſeits mußte man, um die Art und Weiſe zu erklären, wie das Geld ſich nothwendig machte, bis zu dem Urſprung der bürgerlichen Geſellſchaft hinaufſteigen, und andererſeits, würde man das Geld in die feinſten Verzweigungen ſeiner Wirkſamkeit nicht verfolgen können, ohne die verſchiedenartigen und mannigfaltigen Kraftäußerungen des Staats überhaupt in Betrachtung zu ziehen. Aber die Gränzen der Nationalökonomie als Wiſſenſchaft ſind zu enge gezogen, als daß ſie dieſes Alles umfaſſen könnten; denn ſie ſchließen die Politik aus, was ſie nicht ſollten.

*) Harls Cameral-Correſpondent. Decemberheft.

Viele haben verſucht, das Geld zu definiren; doch, wie ich glaube, Keiner mit Erfolg. Wenn dieſes ſelbſt den Deutſchen, denen man doch Uebung im Definiren nicht abſprechen kann, mißlungen iſt; ſo kann man kühn behaupten, daß dieſes Mißlingen nicht einem Mangel an Einſicht zuzuſchreiben ſey, ſondern daß das Weſen des Geldes Etwas enthalten müſſe, das jeder Definition widerſteht. In der That läßt ſich auch wenigſtens für die empiriſchen Momente des Geldes kein allgemeiner Ausdruck feſtſetzen; denn das Geld iſt an verſchiedenen Orten ganz ein Verſchiedenes, je nach der Kraft, von der es in Bewegung geſetzt wird, und je nach dem Gegenſtande, den es ſelbſt in Bewegung ſetzt.

Die meiſten haben das Geld ſo definirt: es iſt ein Tauſchmittel. Allein da Alles, was zur Erklärung des Geldes geſagt werden kann, auch geſagt werden muß, um begreiflich zu machen, was ein Tauſchmittel iſt: ſo ſagt dieſe Definition nichts Anderes, als: Geld iſt Geld. Auch hat man außer Acht gelaſſen, daß das Geld für den Staat noch andere Beſtimmungen habe, als blos die, ein Tauſchmittel abzugeben.

Wenn man bekennt, daß die Neigung zum geſellſchaftlichen Leben dem Menſchen angeboren iſt, und wenn man eingeſteht, daß ohne Geld kein Staat beſtehen könne: ſo folgt nothwendig daraus, daß das Prinzip, welches die Konſtitution des Geldes herbeiführte, in der menſchlichen Natur ſelbſt nachgewieſen werden müſſe. Ich will verſuchen, das

Naturgeſetz zu beſchreiben, welches die Organiſation der Staaten und des Geldes anbefahl.

So mannigfaltig auch die Kräfte der Menſchen unter ſich, und ſo verſchiedenartig ſie in ihrer Anwendung ſeyn mögen, ſo erhalten ſie doch ſämmtlich von einem und demſelben Geſetze ihre Richtung — von dem Triebe der Selbſterhaltung. Dieſes Geſetz iſt allen Geſchöpfen vorgeſchrieben, und ſie gehorchen ihm, mit mehr oder minderem Bewußtſeyn. Doch könnten wir uns jenes Selbſterhaltungstriebes nicht bewußt werden wenn nicht Hinderniſſe vorhanden wären, die uns abhielten, ihn zu jeder Zeit und in der möglichſten Vollkommenheit zu befriedigen. Daß dieſe Hinderniſſe von verſchiedener Natur ſind, das iſt klar: ſo wie auch, daß ein und daſſelbe Hinderniß auf verſchiedene Menſchen einen verſchiedenen Eindruck machen kann: denn ſeine Wirkung muß ſich modificiren, je nach der Empfänglichkeit deſſen, auf den es thätig iſt.

Dieſe Feinde nun, die jedes individuelle Daſeyn ankämpfen, ſind doppelter Art — innere und äußere

Man kann ſich den menſchlichen, ſo wie jeden andern Organismus als einen Staat vorſtellen, worin zwar ſämmtliche verſchiedene Glieder einer gemeinſchaftlichen Lebensregel unterworfen ſind, wo aber jedes für ſich wieder ſeine eigenthümlichen Geſetze hat, die es befolgt, und welche es für die Alleinherrſchende des ganzen Organismus zu machen geneigt iſt, und auch dieſer Neigung gemäß handelt, wenn ihm kein Widerſtand geleiſtet wird. Da aber, ſobald ein einzelner Theil ſeine Sphäre übertritt, er die andern einſchränkt, und dadurch das Gleichgewicht des Organismus nothwendig aufgehoben wird: ſo iſt es eine Vorſchrift des Selbſterhaltungstriebes, die geſetzwidrige Präpotenz eines einzelnen Organs nicht aufkommen zu laſſen. Dieſes wird dadurch verhindert, daß, ſobald ſich eine abnorme Menge von Kräften irgendwo angehäuft hat, man dieſe Kräfte entweder gleichmäßig unter alle Glieder vertheile, oder, wo dieſes nicht möglich iſt, ſie gänzlich ausſtoße. Nun muß aber, wo irgend ein Körper ausgeſchieden wird, ein für Subſtanzen ſeiner Art empfänglicher Raum da ſeyn, der ihn aufnimmt. Findet ſich kein ſo beſchaffener Raum, ſo kann er auch nicht ausgeſtoßen werden. Es läßt ſich nun im Allgemeinen annehmen, daß Kräfte, deren ſich Menſchen entäußern, nirgends Empfänglichkeit finden, als nur bei andern Menſchen. Daher kam es, daß der Egoismus, indem er uns gegen jedes Außending ankämpfen lehrte, uns dennoch unterſagte, die uns umgebenden Geſchöpfe der völligen Vernichtung preiszugeben. So ward das Leben jedes einzelnen Menſchen an das Leben aller geknüpft, und der Selbſterhaltungstrieb konnte niemals handeln, ohne zugleich für die Erhaltung anderer thätig zu ſeyn. Man kann daher ſagen, daß das Bedürfniß, zu geben, früher und ſtärker, gefühlt wurde, als das Bedürfniß, zu empfangen. Der Selbſterhaltungstrieb alſo hat die Menſchen zuſammengeführt; denn es mußte genommen werden, damit gegeben werden konnte

Der äußern Feinde des Lebens ſind eben ſo viele, als es Dinge gibt in der Welt. Da aber in gewiſſer Beziehung kein irdiſches Naturgeſchöpf ſelbſtſtändig iſt, ſondern unter der Herrſchaft des Menſchen ſteht: ſo brauchen nur Letztere in Betrachtung gezogen zu werden. Jedes Naturprodukt, das zu unſerem Leben nützlich oder unentbehrlich iſt, muß daher immer in der Gewalt eines oder des andern Menſchen ſtehen, und es kann nicht anders erlangt werden, als indem wir auf letztere thätig ſind. Daſſelbe Motiv aber, das uns zu deſſen Erwerbung antreibt, wird auch den Beſitzer beſtimmen, die Sache nicht freiwillig wegzugeben. Das Produkt kann alſo nur auf eine gewaltſame Weiſe erlangt werden. Die erſte Lebensregel, die uns nun der Selbſterhaltungstrieb eingibt, wird daher ſeyn: den Feind zu vernichten. Da aber jeder Menſch von demſelben Egoismus erfüllt iſt, ſo wird gegen jeden Einzelnen der Widerſtand Aller ſich erheben: da ſie alle dieſelbe Abſicht haben, ſo wird ſie keiner erreichen So wird nun der Friede und das Gleichgewicht wieder hergeſtellt. Hierdurch wird zwar die Gefahr der Vernichtung entfernt, aber die Furcht wird nicht beſeitigt. Inſofern aber die wirkliche Gefahr ein beſtimmtes Objekt hat, die Furcht jedoch ein unbegränztes: ſo iſt es von größerer Wichtigkeit, letztere zu entfernen, als erſtere. Wenn alſo auf dieſe Weiſe der Zweck nicht erreicht wird, der Zweck ſelbſt aber unmöglich aufgegeben werden kann: ſo muß die Forderung des Egoismus auf eine andere Art befriedigt werden Die andere Lebensregel des Egoismus wird nun die ſeyn, ſich den Feind zu aſſimiliren. Eine vollkommene Aſſimilation des ganzen Objekts kann aber eben ſo wenig als deſſen Vernichtung zu Stande kommen. Denn da dieſes einer Zerſtörung gleich käme, ſo würde der unbeſiegbare Widerſtand ſich wieder erheben. Eine ſolche Zerſtörung kann aber auch nie bezweckt werden. Denn da jedes Weſen eigenthümliche, andern Geſchöpfen heterogene Beſtandtheile hat: ſo können wir es nicht unbedingt in unſere Lebens-Sphäre hineinziehen. Alle Thätigkeit wird ſich daher darauf beſchränken, daß wir nur gewiſſe Theile eines fremden Organismus in den unſrigen aufnehmen. Dieſe theilweiſe Aſſimilation kann aber eben ſo wenig gewaltſam bewerkſtelligt, ſondern ſie muß ganz friedlich und freiwillig ausgeführt werden. Wie dieſes möglich ſey, das iſt oben ſchon angedeutet. Da nämlich ein jeder Menſch binnen einer beſtimmten Zeit eine beſtimmte Summe von Kräften *) ausſtößt, ſo wird ein anderer, dem dieſe Kräfte fehlen, ſie aufnehmen, und ſie ſich aſſimiliren. Hier alſo beginnt der Tauſch. **) Dieſer Wechſel der Kräfte kann

---

*) Es iſt ganz gleichgültig, ob ich von Produkten oder von Kräften rede, denn jedes Produkt hat nur inſofern einen Werth, als es zur Kraft wird. Und in der That gibt es auch kein Produkt, das nicht zugleich produktiv wäre. Denn auch Alles, was wir verzehren und genießen, geht, inſofern es Bedingung aller unſerer Kräfte iſt, im Werthe allen andern Kräften zuvor. Dieſes ſcheinen Diejenigen nicht beachtet zu haben, welche ſo unbedingt gegen alle Konſumtions-Steuern eifern, weil (wie ſie ſich ausdrucken) nur das nutzbringende Eigenthum beſteuert werden ſoll.

**) Ich verkenne nicht, daß in dieſer Deduktion etwas Willkührliches herrſcht. Allein die Nothwendigkeit entſchuldigt mich. Um die Entäußerung der auf vielerei Art ſtattfinden. Das einfachſte Verhältniß iſt dieſes: A expulſirt b, und C expulſirt d. A nimmt nun das d und gibt dem C ſein b. Oder, durch den Konflikt von b und d entſteht ein neues homogenes Produkt e, in welches ſich A und C theilen. *) Oder: die beiden Theile von e werden von den beiden Eigenthümern derſelben in zwei verſchiedene Produkte S, g verwandelt, wovon jedes der Natur ſeines Produzenten homogen iſt. **) Man kann ſich dieſen letzten Fall bei der ganzen Nation denken. Die einzelnen Staatsglieder A, B, C, D, u. ſ. w. expulſiren die abnormen Kräfte e, S, g, h, u. ſ. w. Aus dieſen heterogenen Kräften entſteht ein homogenes Produkt = X. Von dieſem nimmt A nach Verhältniß, als er durch e dazu beigetragen hat, einen gleichgültigen Theil weg und macht daraus ein neues Produkt I. B nimmt ebenfalls ſeinen verhältnißmäßigen Theil und bildet das Produkt K daraus. Jenes X iſt es, was man Geld nennt.

Geld alſo iſt das Produkt des politiſchen

Geldes zu entwickeln, mußte ein geſellſchaftlicher Verein vorausgeſetzt werden; man kann ſich aber den Staat nicht einen Augenblick denken, ohne einen Tauſch der Kräfte vorauszuſetzen. Doch eben darum, weil hier, wie in allen politiſchen Betrachtungen, ein Zirkel von Urſachen und Wirkungen ſich uns darſtellt, iſt der Anfangs-Punkt der Unterſuchung willkührlich.

*) Z. B. ein Gerber gibt einem Schuſter Leder, und dieſer macht Schuhe daraus, für den Gerber und für ſich ſelbſt.

**) A hat einen Acker und C beſtellt ihn. Das gewonnene Getreide theilen ſie unter ſich. A läßt von ſeinem Korn Branntwein brennen, C aber läßt Brod daraus backen.

Prozeſſes, welcher die heterogenen Kräfte des Staats in eine homogene Maſſe verwandelt. Bei dieſem Geldprozeß unterſcheidet man zwei verſchiedene Operationen: die Konſtruktion und die Deſtruktion des Geldes. Wir wollen beide Momente genauer unterſuchen.

Wir haben gefunden, daß bei jedem Menſchen in einer beſtimmten Zeit ſich eine gewiſſe Summe von Kräften anhäufe, die er, weil ſie ihrer Quantität oder Qualität wegen ſeiner Natur entartet ſind, zu entäußern ſucht. Auch ſahen wir, daß ein jeder geneigt iſt, die expulſirten Kräfte Anderer, für die er Empfänglichkeit hat, ſich anzueignen. Nun kann man annehmen, daß in jeder etwas beträchtlichen Geſellſchaft die entbehrlichen und begehrten Produkte ſich das Gleichgewicht halten, und die Geber und Nehmer ſich wechſelſeitig ausgleichen. Denn da ſie alle auf derſelben Stufe der Kultur ſtehen, ſo wird der Fall nicht eintreten können, daß ein Einzelner etwas produciren ſollte, das nicht für irgend ein anderes Mitglied der Geſellſchaft brauchbar wäre, oder daß Jemand ein Bedürfniß hätte, deſſen Befriedigung er nirgends fände. Die Bedürfniſſe Aller würden daher befriedigt werden, und in dieſer Hinſicht würde der Umtauſch der Kräfte keine Schwierigkeit haben. Man muß ferner erwägen, daß in einem ſolchen idealiſchen Zuſtande einer Geſellſchaft (warum ein ſolcher Zuſtand in der Wirklichkeit nicht gefunden werden könne, werde ich in der Folge erörtern), daß bei einem Volke, welches den niedrigen Grad der Kultur beſitzt, welcher durch den Mangel des Geldes bezeichnet wird, keine Reflexion und Vorſicht geſucht werden kann. Nicht allein, daß ein Jeder, wenn er auch ſeine Bedürfniſſe kennt, dennoch um den kommenden Tag unbekümmert iſt, ſondern, ob zwar dieſelben Bedürfniſſe täglich wiederkehren; ſo hat er doch nicht Beſonnenheit genug, um ſich aus dieſer Erfahrung eine allgemeine Regel für die Art ſeiner Erhaltung bilden zu können. Man muß auch dieſes noch erwägen, daß beim Geben und Nehmen keineswegs das begehrte Produkt, ſondern das entbehrliche das erſte Motiv iſt, welches den Willen zum Tauſche beſtimmt. Man ſollte denken, daß unter ſolchen Umſtänden der Tauſch keineswegs Schwierigkeit haben könnte. Allein nichts deſto weniger können Verhältniſſe eintreten, wo nicht blos bei der Uebereinſtimmung beider Kontrahenten die Ausführung des Tauſches verhindert, ſondern wo auch ſchon bei dem ſchon beſchloſſenen Tauſche, während deſſen Vollführung, der Wille geändert oder aufgehoben wird, und alſo der Handel eben ſo wenig zu Stande kommt. Man denke ſich folgenden Fall: **A** und **B** haben die Produkte **c** und **d**, die ſie gegen einander umtauſchen wollen; jedes dieſer Produkte iſt für ſeinen Eigenthümer unbrauchbar oder wenigſtens entbehrlich. Indem aber dieſe beiden Produkte zuſammenkommen, entſteht ein neues homogenes Produkt, welches für Beide brauchbar oder nothwendig iſt, aber wegen ſeiner Untheilbarkeit doch nur Einer allein beſitzen kann. Nun wird Keiner Luſt haben, das Produkt dem Andern zu überlaſſen.

und der Tauſch unterbleibt. *) Oder das Produkt d, gegen welches c ausgetauſcht werden ſoll, befindet ſich an einem entfernten Orte. A muß alſo hingehen, um es ſich zu holen. Da aber durch dieſe Veränderung von Zeit und Raum das Verhältniß von A gegen c und d überhaupt geändert wird: ſo kann es kommen, daß A, wenn er an Ort und Stelle angekommen iſt, entweder das einzutauſchende Produkt nicht mehr brauchen, oder das wegzugebende nicht mehr entbehren kann. Der Tauſch kommt eben ſo wenig zu Stande.

Dieſe und mehrere andere Hinderniſſe werden ſämmtlich durch das Geld weggeräumt. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ich hier noch nicht an Gold und Silber, noch weniger an gemünztes Metall, und auch nicht einmal an irgend ein körperliches Surrogat des Geldes denken kann; denn alle die Völker, bei denen wir ein ſolches Surrogat finden, z. B. Vieh, Salz, Muſcheln u. a., mit denen ſie ſtatt des Geldes zahlen, die ſind ſchon weit über die unterſte Stufe der Kultur hinaus. Das erſte, deſſen man ſich als Geld bediente, war kein Objekt, ſondern eine Idee; ſie war der Maßſtab, mit dem man den Werth der Dinge verglich. Dieſe Idee mußte natürlich eine ſolche ſeyn, die in allen Dingen enthalten, oder, was daſſelbe iſt, die man ſich bei allen Dingen denken kann. Geht man alle Eigenſchaften der Dinge durch: ſo findet man keine, die allen gemeinſchaftlich wäre.

---

*) Z. B. A hat einen Pfeil, und B einen Bogen.

als Zeit und Raum. Das heißt: jedes Ding hatte eine beſtimmte Größe und eine beſtimmte Dauer. Der Raum und die Zeit waren es alſo, was die Preiſe beſtimmte. Daher laſſen ſich auch alle die Verhältniſſe, die noch jetzt unter uns den Preis der Waaren beſtimmen, unter jene zwei Urmaßſtabe von Zeit und Raum bringen. Die Werthe gleichartiger Dinge verhalten ſich wie ihre Größen. Bei ungleichartigen Dingen aber ſtehen die Werthe im Verhältniß mit ihrer Dauer. Der Verkäufer berechnet die Zeit von der anfangenden Produktion des Objekts, bis ſie an den Käufer kommt: letzterer hingegen rechnet von dem Moment der Beſitzergreifung an, bis zur vollendeten Konſumtion. Man darf aber den Anfang der Produktion nicht erſt in dem Augenblick ſetzen, wo die Menſchen anfingen, Hand an das Werk zu legen: die Produktion nimmt vielmehr ſchon da ihren Anfang, wo die Natur den erſten Keim zum Produkte legte. Je länger die Natur arbeiten muß, um irgend ein Weſen hervorzubringen, je höher ſteht dieſes im Werthe. Daher der verhältnißmäßige hohe Preis der Metalle. Und da wir von letztern nicht einmal wiſſen, wie lange die Natur beſchäftigt ſeyn muß, um ſie zu produciren, ſo iſt hier die Zeit für uns ſo gut wie eine unendliche. Die *Seltenheit*, welche eines von den Haupt-Momenten iſt, die den Preis der Waaren beſtimmen, drückt nichts Anderes aus, als die Größe ihrer Dauer. Denn je längere Zeit eine Kraft bedarf, um ein Objekt zu Stande zu bringen, je ſeltener wird in einer gewiſſen Zeit ein ſolches Objekt zum Vorſchein kommen. Da nun nach jenem Geſetze der Natur die Dauer der Konſtruktion eines Körpers im Verhältniſſe ſteht mit der Dauer ſeiner Deſtruktion: d. h. daß, je längere oder kürzere Zeit ein Ding bis zu ſeiner vollkommenen Ausbildung braucht, je langſamer oder ſchneller es auch abſtirbt: ſo findet man darum, daß die ſeltenſten Körper auch die dauerhafteſten ſind. Aus dieſem Princip der Zeit läßt ſich auch der Grund herleiten, warum der Transport die Waaren vertheuert, weil hierdurch Produktion und Conſumtion der Produkte weiter auseinander geſetzt werden.

Nun darf man freilich nicht denken, daß die wilden und rohen Völkerſchaften einen deutlichen Begriff von dieſem Gelde gehabt hätten. Natürlich konnten wir die Weſenheit jenes Urgeldes erſt dann begreifen, nachdem wir ſeiner nicht bedurften. Es läßt ſich aber zeigen, wie ſie inſtinktmäßig nach jenem Urgelde berechneten. Bei rohen Jägervölkern, wo Jeder ſeinen täglichen Unterhalt erjagen mußte, war es ein natürlicher Vertrag, daß, wenn Jemand von ihnen irgend ein rohes Kunſtprodukt zu Stande brachte, der Käufer deſſelben ſo viel Lebensmittel dafür geben mußte, als der Fabrikant, in der Zeit, wo er mit dem Werke beſchäftigt war, zu ſeinem Unterhalt bedurfte. Hier wird alſo der Werth des Produkts ganz allein an die Zeit der Produktion abgemeſſen.

Die Hinderniſſe, welche den Tauſch oft unmöglich und faſt immer beſchwerlich machten, ob zwar verſchiedener Natur, hatten doch einen gemeinſchaftlichen Grund, der ſie alle herbei führte. Daher konnte ein und daſſelbe Mittel hinreichen, ſie ſämmtlich zu beſeitigen. Wir hatten gefunden, daß die Neigung zum Geben aus der Nothwendigkeit entſprang, die dem Organismus entarteten Produkte auszuſtoßen, und daß die Begierde zu nehmen in dem Egoismus ſeinen Grund hatte, welchem zu Folge ein Jeder ſeine Lebensſphäre zu erweitern ſucht. Sollten nun dieſer Gründe wegen die Produkte **X** und **Y** gegen einander umgetauſcht werden, ſo trat jedesmal ein Umſtand ein, der einerſeits wirkte, daß der Wille der Kontrahenten nicht vollſtändig erfüllt wurde, und der andrerſeits etwas herbeiführte, was dem Wunſche der Tauſchenden gerade entgegen war. Das Produkt **X**, welches ſeiner Heterogenität wegen expulſirt wurde, konnte unmöglich ganz und durchaus heterogen ſeyn. Denn wäre es dieſes, ſo ließe es ſich nicht begreifen, wie es in dem Organismus, der es ausſcheidet, hat erzeugt werden können. Es muß alſo irgend einen homogenen Beſtandtheil in ſich ſchließen, welchem ſich die andern Theile gleichſam nur äußerlich angeſetzt haben. Dieſen normalen Theil würde der eine Kontrahent gerne zurück behalten, und er gibt ihn nur darum hin, weil er von den anderen heterogenen Theilen unzertrennlich iſt. Ferner muß auch das einzutauſchende Produkt **Y** einen Beſtandtheil haben, der für den Nehmenden nicht brauchbar iſt. Denn da jeder Menſch etwas Eigenthümliches in ſeiner

Natur hat, was ihn von andern unterſcheidet: ſo muß auch im jedem ſeiner Produkte dieſe Eigenthümlichkeit ſich ausgedrückt finden. Der Beſtandtheil alſo, der dieſes enthält, wird dem Nehmenden heterogen ſeyn, und er nimmt ihn nur darum, weil er von den andern brauchbaren Theilen nicht getrennt werden kann. Bei dem andern Kontrahenten findet daſſelbe Statt. Beide alſo nehmen und geben mehr, als ſie wollen. Ferner: gemäß der Tendenz, ſeine Lebensſphäre immer zu vergrößern, ſoll das aufgenommene Produkt in alle Theile des Organismus gleichförmig verbreitet werden: oder dem Aſſimilirenden muß wenigſtens die Wahl frei ſtehen, auf welchen beſondern Theil er es anwenden wolle. Bei dem Produkten-Tauſch aber kann weder das Eine, noch das Andere ſtattfinden; denn da jedes Produkt ſchon ſeine beſtimmte Form hat, ſo kann der Aſſimilirende es nur auf die Art gebrauchen, wie es ihm von der Natur jeglicher Form vorgeſchrieben wird.

Das Mittel alſo, welches zur Erleichterung des Tauſches dienen ſollte, hatte untern andern auch jene zuletzt erwähnten Beſchwerlichkeiten aufzuheben. Es ſollte dreierlei bewirken. Erſtens mußte derjenige Theil von dem wegzugebenden Produkte, welchen man zurückbehalten möchte, von den andern Theilen abgeſondert, oder, wo dieſes nicht möglich iſt, etwas dafür empfangen werden, was jenem Theile gleichartig iſt, oder gemacht werden kann. Zweitens mußte derjenige Theil des einzunehmenden Produktes, welcher uns widerſteht, entweder ſeiner Heterogenität beraubt, oder etwas dafür gegeben werden, was unſerer Natur angemeſſen iſt. Endlich mußte das einzutauſchende Produkt die Beſchaffenheit haben, daß es auf die allgemeinſte, oder jede beliebige beſondere Art angewendet werden konnte.

Das Weſen des Geldes umſchließt alle die Eigenſchaften, die jenen gemachten Forderungen entſprechen. Wir wollen deſſen einzelne Beſtandtheile, jedes in ſeiner eigenthümlichen hülfreichen Beziehung, betrachten; aber es läßt ſich nicht erklären, auf welche Weiſe jene Beſtandtheile ſich ſo vereinigen, daß ihr Produkt das Geld bildete. Der innere Bildungsprozeß des Geldes kann keineswegs dargeſtellt werden. Denn da die Neigung zum geſellſchaftlichen Leben dem Menſchen angeboren, das Geld aber nichts Anderes iſt, als der allgemeine Ausdruck für alle die mannigfaltigen Thätigkeiten, welche die Menſchen als Geſellſchaftsglieder wechſelſeitig leiden und ausüben — ſo fällt der Urſprung des Geldes, wie ſchon erwähnt, ganz zuſammen mit dem Urſprung der Staaten. Weder das Eine noch das Andere kann von ſeinem Urſprung an verfolgt werden; denn jede Wurzel entzieht ſich unſern Blicken. Daher iſt die Unterſuchung des Geldes ſtets analyſirend, es kann immer nur als vorhandenes Produkt betrachtet werden.

Da alle Menſchen auf einer und derſelben Stufe der Organiſation ſtehen, ſo müſſen ſie auch, ungeachtet ihrer anderſeitigen Verſchiedenheit, dennoch ein Gemeinſchaftliches haben.

welches den Charakter ihrer Gattung ausſpricht. Dieſes Gemeinſchaftliche iſt nichts Anderes, als die Grundkraft der Humanität, welche, durch die eigenthümliche Natur jedes Einzelnen modificirt, uns eine Mannigfaltigkeit von Kräften darſtellt. Jenes Prinzip aller Thätigkeit muß daher in jedem humanen Produkte ausgedrückt ſeyn. Folglich wird auch jedes Produkt etwas enthalten, was für alle Menſchen brauchbar iſt. Und zwar muß dieſer Theil, der für Alle brauchbar iſt, auch im Verhältniß gegen das ganze Produkt überhaupt der brauchbarſte Theil ſeyn. Denn wenn das Produkt im Ganzen nur auf die Art angewendet werden kann, wie es deſſen Form erheiſcht, ſo kann die Grundkraft in ihm auf jede beliebige Weiſe gebraucht werden. Wird nun dieſe Grundkraft iſolirt und objektiv gemacht, ſo entſteht ein Produkt, welches für Alle einen gleichen Werth hat. Dieſe Gleichgültigkeit kann aber nur ſo verſtanden werden, daß jenes Produkt für Jeden in Beziehung auf ſich ſelbſt gleich unſchätzbar iſt. Ein Theil dieſer Grundkraft = a hat einen gleichen Werth für **N** und **L**; denn einem Jeden muß die Fähigkeit zu produziren, die er durch ſie empfängt, vom höchſten Werthe ſeyn, inſofern Jedem ſein Leben überhaupt das Wertheſte iſt. Aber in den Augen eines Dritten iſt es keineswegs gleichgültig, ob **N** oder **L** dieſe Kraft anwende; denn wenn **L** den **N** an Geiſt und Talenten übertrifft, ſo muß auch deſſen Produkt an und für ſich einen größern Werth haben. Dieſe Grundkraft iſt nun eben der Theil, den man bei jedem wegzugebenden Produkte gern zurückbehalten möchte. Da er aber dennoch weggegeben werden muß, ſo kann dieſer mißliche Umſtand nur dadurch gut gemacht werden, daß für dieſen Theil Grundkraft eine gleiche Quantität ähnlicher Kraft zurück gegeben werde. Hierdurch wird nun die erſte Beſchwerlichkeit des Tauſches aufgehoben. Die andere, welche darin beſtand, daß man mit dem eingetauſchten Produkte einen Theil erhielt, den man nicht brauchen konnte, wird auf gleiche Weiſe beſeitigt. Statt dieſes Theiles nämlich wird eine gleiche Quantität Grundkraft gegeben, die Allen homogen iſt. Das dritte Erforderniß zu einem vollkommenen Tauſche war, daß das zu empfangende Produkt ſo beſchaffen ſey, daß es uns in der Art ſeiner Anwendung keine Feſſeln anlege. Es gibt aber nur eine Sache, welche dieſe Eigenſchaft beſitzt, nämlich die reine Grundkraft. Die Menge der Grundkraft nun, die für jedes Produkt gegeben werden muß, iſt gleich der Summe von Grundkraft, die angewendet worden iſt, um das Produkt zu Stande zu bringen und derjenigen, die ſich der Empfangende aus dem Produkte ſelbſt durch die Conſumtion bereiten kann. Letzterer aber wird von der Bezahlung ſo viel abziehen, als er wird Kraft aufopfern müſſen, um die Aſſimilation des Produkts zu Stande zu bringen. Dieſe Grundkraft nun iſt nichts Anderes, als das Geld. Es iſt hierdurch angedeutet, in welchem Verhältniſſe die Geld-Maſſe eines Staats mit ſeiner Produkten-Maſſe ſtehen müſſe und welche Folgen unausbleiblich ſind, wenn jenes Verhältniß verletzt wird.

Man darf ſich daher das Geld keineswegs als ein Produkt eigenthümlicher Natur vorſtellen, welches von den andern Produkten völlig unterſchieden und blos willkührlich als der Maßſtab, mit dem man die verſchiedenen Werthe vergleicht, angenommen worden ſey; ſondern das Geld iſt der ausgezogene Beſtandtheil, der in allen Produkten gleichartig enthalten iſt, und der ſich von ſelbſt darſtellt, ſobald die Produkte mit einander in Conflikt treten, das heißt ſobald der Tauſch beginnt. Man kann daher ſagen, daß bei jeder Produktion das Geld, womit das Produkt bezahlt werden ſoll, zugleich mit erzeugt werde; denn jede Waare iſt immer nur ſo viel werth, als Geld daraus gemacht werden kann.

Nachdem die menſchliche Geſellſchaft eine höhere Stufe der Cultur erſtiegen hatte und die Wechſelthätigkeit ihrer Glieder anfing, lebendiger und raſcher zu wirken; da mußte in demſelben Verhältniß, als hierdurch das Geld in größerer Menge und ſchneller ſich erzeugte, auch deſſen Begriff ſich deutlicher entwickeln. Von dieſer Zeit an konnte auch die abſtrakte Idee des Geldes, die bis dahin zugereicht hatte, nicht mehr hinlänglich ſeyn. Das Geld mußte ſinnlich dargeſtellt werden. Wir haben geſehen, daß bei Völkern, die von der Jagd oder Fiſcherei lebten, die Menge der Nahrungsmittel, die Jemand während der Zeit, als er mit der Produktion einer

Sache beſchäftigt war, verzehrte, diejenige Form abgab, nach welcher der Preis des Produkts beſtimmt wurde. Doch ward durch dieſe Bezahlung die Arbeit eigentlich nur erſetzt, es mußte aber auch für beide Contrahenten noch ein Gewinnſt ſtattfinden, wenn der Tauſch zu Stande kommen ſollte. Dieſer Gewinnſt beſtand nun für den Conſumenten darin, daß er ein Produkt erhielt, welches er auch bei aller Muſe aus Mangel an Talent nicht hätte hervorbringen können; bei dem Produzenten aber darin, daß er der Mühe, ſich auf eine beſchwerliche Art ſeinen Unterhalt zu erwerben, enthoben ward. Gehen wir aber einen Schritt weiter und betrachten die Hirtenvölker. Bei dieſen, welche ſich von den Erzeugniſſen ihrer Heerden, alſo auf eine leichte Art ernährten, konnte bei jedem Produkt zwar der Erſatz der Arbeit, aber bei keinem der Gewinnſt auf die vorige Art berechnet werden. Denn der Produzent durfte die abgenommene Miethe des Nahrungserwerbs nicht mehr in Anſchlag bringen und der Gewinnſt wäre daher einſeitig blos dem Conſumenten zugefallen. Oben ſprach jede Sache ihren Preis ſelbſt aus. Das Produkt war Maßſtab für das Geld. Im gegenwärtigen Falle aber, wo das Produkt ſeine beſtimmenden Gränzen verlor, mußte das Geld beſtimmt werden, und das Geld ward Maßſtab für das Produkt. Es ward nothwendig, ein Objekt aufzuſuchen, welches eine beſtimmte, allgemein bekannte und unveränderliche Quantität von Dauer und Größe enthielt. Das Objekt mußte ein ſolches ſeyn, welches für Jeden und zu jeder Zeit eine gleiche Brauchbarkeit hatte. Bei Hirtenvölkern iſt nur eines, welches Alle beſitzen, und deſſen Beſitz zu jeder Zeit nützlich iſt: nämlich das Vieh. Und dieſes mag es auch geweſen ſeyn, welches bei ihnen das Geld vorſtellte. Andere Völker haben vielleicht einen anderen Gegenſtand als Geld gebraucht. Man kann daher aus dem unterſchiedenen Worte, mit welchem die Nationen den Begriff des Geldes verbinden, oder aus dem Urſprung dieſes Wortes den verſchiedenen Grad der Cultur erkennen, welchen ein Volk beſaß, als die Idee des Geldes anfing, ſich bei ihm zu entwickeln! Man kann überhaupt daraus erſehen, auf welche Art und Weiſe der geſellſchaftliche Verein eines Volkes ſich ausgebildet habe. Die Römer z. B., welche von einem Hirtenſtamme ihren Urſprung nehmen, drückten Geld durch **pecunia** aus, wahrſcheinlich, weil ihnen das Vieh Geld war. Bei den Deutſchen, unter welchen, als einem kriegeriſchen Volke, die Tapferkeit dasjenige war, welches von allen und zu jeder Zeit am meiſten geſchätzt wurde, war es eben die Tapferkeit und Stärke, welches bei ihnen das preisbeſtimmende Princip vorſtellte, welches durch Geld, gelten bezeichnet wird.

Wir wollen nun unterſuchen, wie bei fortſchreitender Cultur die Unvollkommenheit des bisher dienlichen Geldes ſich aufdecken und man nothwendig zum Gebrauch des Metall-Geldes kommen mußte. Es iſt gezeigt worden, daß Dauer und Größe das urſprünglich werthbeſtimmende Princip der

Dinge iſt. Zwei Körper von gleicher Größe werden ſich alſo verhalten, wie ihre Dauer und umgekehrt. Dieſer Satz aber kann, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nur dahin gedeutet werden, daß hierdurch nur das Verhältniß der Dinge unter ſich ſelbſt beſtimmt werde. Natürlich mußte es dahin kommen, daß Körper von gleicher Dauer und Größe dennoch für verſchiedene Menſchen und für dieſe zu verſchiedenen Zeiten einen ungleichen Werth haben mußten. Auch konnten zwei Produkte, an und für ſich von gleichem Werth, dennoch ein und demſelben Menſchen von verſchiedener Gültigkeit ſeyn. Ja in vielen Fällen mußten die Werthe der Körper mit deren Größe in umgekehrte Verhältniſſe treten. Dieſes Alles aber konnten wir bis jetzt unbeachtet laſſen. Denn in jenem einfachen Natur-Zuſtande waren alle Bedürfniſſe der Menſchen gemeinſchaftliche und zu jeder Zeit dieſelben. Da nun jedes Produkt für jeden Menſchen denſelben Werth hatte, ſo brauchte man blos auf das Verhältniß der Dinge unter ſich Rückſicht zu nehmen. Es konnte daher irgend ein Produkt, das allgemeine Brauchbarkeit hatte, als Geld feſtgeſetzt werden. Dieſes einfache Verhältniß mußte jedoch verwickelter werden, ſobald die Menſchen aus dem Stande der Natur heraustraten, *) ſobald ihre Bedürfniſſe

---

*) Ich habe dieſen Ausdruck, obzwar ihn ſehr mißbilligend, doch nicht unterdrücken können, denn man hört und lieſt ihn ſo oft, daß man nicht vermag, ſeiner Geläufigkeit Einhalt zu thun. Was die Schriftſteller, welche ſich dieſer Redensart im Ernſte und aus wahrer Neigung bedienten, dabei denken mochten, iſt mir ſtets unerforſchlich geblieben.

mannigfaltiger wurden und von der eigenthümlichen Cultur jedes Einzelnen und dem verſchiedenen Charakter der Zeiten ihre Beſtimmung erhielten. Ich will mich über die Beziehung, die zwiſchen der Cultur und den Bedürfniſſen der Menſchen ſtattfindet, etwas deutlicher ausſprechen.

Diejenige Verrichtung, wodurch die Kunſt-Produkte ihre möglichſte Vollkommenheit erhalten — die Theilung der Arbeiten, iſt eine Operation, welche die Natur überall ausübt, und auch die Menſchen zu jeder Zeit ausgeübt haben. So wie die Theilung der Arbeiten eine Mannigfaltigkeit der Produkte zur Folge hat, ſo ſetzt ſie auch Mannigfaltigkeit der Kräfte voraus. Dieſe verſchiedene Kräfte, obzwar blos Modifikationen ein und derſelben Grundkraft vorſtellend, bedürfen doch jede ihrer eigenthümlichen Nahrung, um ſich zu erhalten und fortzupflanzen. Dasjenige nun, was ein Ding zu ſeiner Erhaltung nothwendig erfordert, heißt, in Beziehung jenes Dinges, ein Bedürfniß. *)

Wenn die Menſchen den Stand der Natur verlaſſen haben ſollen, ſo muß ihr jetziger Stand ein widernatürlicher, oder übernatürlicher, auf jeden Fall aber ein unmenſchlicher ſeyn. In der That eine höchſt intereſſante und wunderbare Situation, die aber, mir wenigſtens, ganz unbegreiflich iſt!

*) Daher iſt es ein Mißverſtändniß von bedeutenden Folgen, wenn man von wahren und eingebildeten Bedürfniſſen ſpricht; denn indem man letztere tadelt, tadelt man eigentlich nur die Kräfte, die durch ſie erhalten werden. Daß es aber eine menſchliche Kraft gäbe, die unterdrückt oder vernichtet zu werden verdient, das werden ſich auch ſolche zu bekennen ſchämen, aus deren Behauptungen man dergleichen Anſichten nothwendig folgern müßte. So unbedeutend dieſer Umſtand auch

Da die Grundkraft der Humanität nur in ihrer Wirkſamkeit erkannt und erſt in ihren Produkten anſchaulich wird, ſo muß in dem Verhältniſſe, als letztere vollkommener werden, auch die erſtere für die Erkenntniß einen höhern Grad der Bedeutung erhalten. Da ferner die Produkte wieder in Grundkraft verwandelt und produktiv werden, ſo müſſen ſie die empfangene Würde ſich wechſelſeitig mittheilen. Das Geld wird daher ſeinen Karakter verändern, wie die Dinge, die es vorſtellt, eine andre Geſtalt annehmen. Auf jener bezeichneten Stufe der Kultur kannte der Menſch, wie die Welt, ſo ſich ſelbſt nur höchſt unvollkommen. Alle die mannigfaltigen Beziehungen zwiſchen der Natur und ihm ſtellten ſich ſeiner Anſchauung in einem Bilde verſchmolzen dar. Eſſen war ſein ganzes Leben, und nach Nahrung ging alle ſeine Sehnſucht. Er kannte nur ſeinen Magen. Als aber durch die Ehe die Gefühle der Liebe und die Bedürfniſſe des Herzens ſich entwickelten, als aus der Präpotenz des Geiſtes die Herrſcherkraft, und aus dieſer der Herrſcherwille

---

ſcheinen mag, ſo wichtig iſt er doch, da er zu äußerſt falſchen Anſichten Gelegenheit gab. Denn jene Billigkeitskrämer haben, ſo oft ſie von Staatsausgaben ſprachen, nie unterlaſſen mögen, gegen ſogenannte falſche Bedürfniſſe zu eifern, und den Aufwand für ſolche zu verdammen. Sie haben aber ſolche Dinge mit dem Namen eingebildeter Bedürfniſſe belegt, von denen ſie ſahen, daß die meiſten Menſchen ihrer entbehren konnten, ohne zu ſterben oder krank zu werden. Sie hätten aber bedenken ſollen, daß eben darum, weil die rohe Subſtanz der Menſchheit beſteht, ohne jene falſche Bedürfniſſe zu fühlen, daß darum in den ſeltenen Kräften, welche jene Bedürfniſſe zu ihrer Ernährung dennoch erfordern, gerade die höchſte Würde der Menſchheit ſich ausſprechen muß.

hervorgingen, da der Kopf ſeine Rechte kennen lernte, und ſie geltend zu machen ſuchte: da ſchloß ſich die Welt den klarern Blicken des Menſchen auf und ſeine Sehnſucht, das Erkannte zu umfaſſen, ward ſchrankenlos. Von dieſer Zeit an hörte das, was bisher Geld vorſtellte, zwar nicht auf: das allgemeinſte Bedürfniß aber, als das allgemeinſte Bedürfniß, mußte aufhören Geld zu ſeyn. Wie die Staaten ſo bilden ſich die Menſchen. Wie jene ſich nach und nach der Monarchie *) nähern, wird auch der Organismus des Menſchen im Verlaufe ſeiner Entwickelung immer mehr und mehr monarchiſch. Die Organe werden nach ihrer Kraft und Bedeutung bei- und untergeordnet. Nun mußte dasjenige, was dem herrſchenden Organe Bedürfniß war, das herrſchende Bedürfniß überhaupt, es mußte Geld werden. Bedürfniß aber für das herrſchende Organ kann Nichts anders als dasjenige ſeyn, was überhaupt jede Herrſchaft nothwendig fordert, um ſich zu erhalten und ſich geltend zu machen. Daher durfte es mit den Bedürfniſſen der andern Organe Nichts gemein haben. Denn wäre dieſes der Fall, dann würde, da eine Aehnlichkeit der Bedürfniſſe auch eine Aehnlichkeit der Kräfte vorausſetzt, die herrſchende Kraft an verſchiedene Orte vertheilt ſeyn, welches der Vorausſetzung,

---

*) Ich verſtehe unter Monarchie die Alleinherrſchaft einer Idee, und ſetze ſie der Polyarchie (Anarchie) entgegen. In dieſem Sinn ſind alle Staaten monarchiſch; denn während der vorübergehenden Perioden der Anarchie (Revolution) hört der Staat auf ein ſolcher zu ſeyn.

daß die Regierung monarchiſch ſey, nicht entſpräche. Es ſollte blos das Princip vorſtellen, welches alle Bedürfniſſe unter ein Geſetz bringt, ſie leitet und nach Regeln unter die untergebenen Organe vertheilt. Es war daher nothwendig, daß das Vieh oder ſo ein Aehnliches, was bis jetzt als Geld gebraucht wurde, vom Tauſchmittel zum Tauſch-Produkt herabſank — Was trat an deſſen Stelle? —

Ein Produkt der Art, welches ſo wenig Bedürfniß für das phyſiſche Leben des Menſchen wäre, daß er jederzeit ohne daſſelbe beſtehen kann, finden wir nur in dem unorganiſchen Reiche der Natur. Hier alſo muß auch das geſucht werden, was auf der Stufe der Kultur, worauf wir jetzt die Menſchen betrachten, ſich als Geld konſtituirt haben müſſe. Von der geſteigerten Bildung der Menſchheit war die Vermehrung der Bedürfniſſe nicht die einzige Folge, es mußte noch ein Anderes daraus entſtehen. Der Menſch mußte nämlich für ſeine mannigfaltigen Kräfte, die er bisher nur aus ihren Aeußerungen erkannte, für jede ihr eigenthümliches, und das gemeinſchaftliche Geſetz auffinden, welches ſie alle in Bewegung ſetzt. Er mußte das Verhältniß kennen lernen, das ihn zugleich an die Natur feſſelt, und ihn von ihr trennt; ſeine Rechte an und jene Pflichten gegen die Natur mußten ſich ihm offenbaren. Von nun an war es nicht blos das Bedürfniß des Augenblicks, deſſen Befriedigung ihn beſchäftigte — es waren auch die Bedürfniſſe der Zukunft, die ſeine Thätigkeit anſtrengten. Und da durch die

Bande des Staats und der Familie, zugleich mit dem Gefühl der Liebe, das Bewußtſeyn der Unſterblichkeit in ihm erwachte; ſo ging ſeine Vorſicht auf eine unendliche Zeit, wie ſein Leben ſelber ſchrankenlos war. Es treten alſo jetzt Forderungen ein, die damals noch nicht an das Geld gemacht wurden, als es noch blos zum Tauſchmittel des augenblicklichen Bedürfniſſes diente, und nicht aufbewahrt zu werden brauchte. Es mußte folgende Eigenſchaften haben:

1) Die Erhaltung deſſelben durfte nicht ſo viel Kraftaufwand koſten, daß hierdurch der Werth der Kraft, die daraus bereitet werden ſollte, bedeutend verringert worden wäre.

2) Es durfte keiner ſolchen Veränderung ausgeſetzt ſeyn, die ſeinen Tauſchwerth vermindern könnte.

3) Die Kraft, die zu deſſen Aſſimilation erfordert wird, darf nicht ſo groß ſeyn, daß ſie den Werth der daraus zu bereitenden Produkte aufwiegt.

Wegen des erſten und zweiten Punktes konnte kein organiſches Produkt Geld werden, weil organiſche Produkte Nahrung bedürfen und ſich verändern. Wegen des letzten Punktes durfte das Geld keine große Ausdehnung haben, weil alsdann der erſchwerte Transport viel Kraftaufwand erfordern würde. *) Dieſe Forderungen alle finden wir nur bei den Metallen befriedigt.

---

*) Dieſer letztern Forderung zu Folge mußte alſo der eine Factor des werthbeſtimmenden Princips, nämlich die Größe des Produkts, immer mehr abnehmen, und der andere Factor, die Dauer, dafür einen Zuſatz erhalten.

Doch nicht allein ſeiner objektiven Beſchaffenheit wegen iſt das Metall zum Gelde tauglich befunden worden; ſondern auch, und zwar vorzüglich die Art, es zu gewinnen, war der Grund, der es vor allen andern Dingen zum Geld brauchbar machte. Denn da, wie gezeigt worden, das Geld jedesmal den Karakter der Kultur ausdrückt derjenigen Geſellſchaft, in welcher es geltend iſt, ſo folgt natürlich: daß das Geld einer ſpätern Zeit und von einer höhern Bedeutung, ſchon ſeiner künſtlichen Fabrikation wegen, bei einem frühern und geringerem Grade der Kultur unmöglich hatte dargeſtellt werden können. Die Behandlung der Bergwerke und alle die Operationen, welche erfordert werden, um das Metall in ſeiner Reinheit darzuſtellen, ſetzen ſo viele Wiſſenſchaft und Kunſt voraus, daß man hieraus ſieht, welch eine lange Zeit verſtrichen ſeyn müſſe, ehe man dahin kommen konnte, das Geld auf eine ſolche Art vorzuſtellen. Wäre das Metall von der Art, daß es ohne Kunſt und Mühe in ſeinen brauchbaren Zuſtand gebracht werden könnte, ſo würde es ſeiner übrigen empfehlenden Eigenſchaften ungeachtet, und auch bei demjenigen Grade der Seltenheit, der ſeine Dauerhaftigkeit bewährte, dennoch zum Gelde nicht dienlich ſeyn.

Da das Geld das vorſtellende Zeichen der Kräfte iſt, ſo folgt: daß es von den Kräften auch ſeine Beſtimmung erhalten und ſeine Größe mit ihnen in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen müſſe. Wäre es möglich, daß das Geld ſich unabhängig erzeugen, und ſich nach eignen Regeln vermehren und vermindern könnte, ſo würde es hierdurch gänzlich ſeine Bedeutung verlieren. Dieſes würde aber der Fall ſeyn, wenn die Metalle ohne viele Arbeit erworben werden könnten. Aber die auf die zu Tag Beförderung der Metalle zu verwendende Arbeit iſt nichts Anderes, als derjenige Theil der Kraft, der vom Gelde nothwendig verzehrt und verſchlungen werden muß, um ſelbſt ein vorſtelleudes Zeichen der Kräfte abgeben zu können.

Lägen die Metalle rein und mit fremdartigen Beſtandtheilen unvermiſcht auf der Oberfläche der Erde, ſo würden ſie, wenn auch während einer beſtimmten Zeit nicht mehr davon aufgefunden werden könnte, als in einem gleichen Zeitraum jetzt aus den Bergwerken gewonnen wird, dennoch nicht zum Gelde gebraucht werden können. Denn da die Kraft eines Einzelnen alsdann hinreichen würde, das Geld darzuſtellen, ſo würde das Geld nicht mehr vorſtellen, als eben nur die Kraft eines Einzelnen, und das ſämmtliche Geld einer ganzen Geſellſchaft könnte keinen größern Werth haben, als die Summen der Kräfte einiger Wenigen. Der Staat hätte es alsdann nicht in ſeiner Gewalt, den Umlauf des Geldes zu leiten. Denn da ihm ſowohl deſſen Menge als deſſen Aufenthaltsort unbekannt bleibe, ſo könnte er weder die Kraft beſtimmen, die erfordert würde, um Geld in Bewegung zu ſetzen, noch den Punkt, von welchem dieſes bewegende Princip ausgehen müſſe. Denn wenn es auch Privatleuten verboten wäre, ſich das Geld eigenmächtig zuzueignen, ſo würden doch, da deſſen Beſitzergreifung ſchnell und ohne Geräuſch von Statten ginge, die Uebertreter des Geſetzes ſelten entdeckt und beſtraft werden können. So, wie ſich aber die Sache wirklich verhält, kann das Metall nur durch die vereinigten Kräfte Vieler zu Gelde gemacht werden. Eine Vereinigung, die ein Einzelner nicht zu Stande bringen, die er wenigſtens nicht unbemerkt vollbringen kann! Und ſo bleibt es der Regierung allein möglich, dem Gelde denjenigen Charakter zu geben, den es als allgemeines Tauſchmittel haben muß *).

Wenn die Idee einer Monarchie dasjenige iſt, was die Vereinigung der Menſchen erſt zum Staate ſtempelt, ſo können die verſchiedenen Grade der Integrität, welche die Staaten zu verſchiedenen Zeiten beſaßen, nur darin ihren Grund haben, daß jene Idee mit mehrerer oder minderer Klarheit dargeſtellt und mit größerer oder geringerer Beſonnenheit erkannt wurde. Zu der Stufe der Vollkommenheit, auf welcher jetzt die Staaten ſich befinden, konnten ſie erſt alsdann gelangen, nachdem die Idee in die Gewalt eines

---

*) Wenn dieſe Bemerkung richtig iſt, ſo kann ſie auch keineswegs überflüſſig befunden werden. Denn in der That, man hat, ſo oft man vom Gelde ſprach, dieſen Umſtand nicht genug berückſichtigt. Man glaubte, die empfehlenden Eigenſchaften des Metall-Geldes blos in der Natur und Beſchaffenheit des Metalls allein zu finden. Jedoch, ob zwar dieſe Eigenſchaften wichtig genug ſind, daß ſie mit zu jenen Beſtimmungsgründen haben beitragen können, ſo iſt die *Schwierigkeit*, das Metall zu erlangen, dennoch das Haupt-Motiv, warum es als allgemeines Tauſchmittel konſtituirt worden iſt.

Einzelnen gekommen war, nachdem die Staaten einen Monarchen erhielten *). In früherer Zeit, wo jene Idee noch unſichtbar herrſchte, nahmen zwar alle Thätigkeiten der Nation nach ihr ihre Richtung. Da aber dieſer Punkt verborgen war, ſo hatte jeder Einzelne für ſeine Thätigkeit eine Bewegung, jeder glaubte wenigſtens es in ſeiner Willkühr zu haben, wohin er die Kraft lenken wollte. Nun wird zur Berechnung einer jeden Kraft erfordert, daß man die Zeit beſtimme, welche ſie auf ihrem Lauf zugebracht und den Raum, den ſie durchgangen, das heißt: daß man den Punkt erforſche, von dem ſie ausgeht, und den, wo ſie ihre Bewegung endet. Dieſer letztere war in der bezeichneten Lage der Dinge unbekannt; eine ſolche Berechnung hat alſo damals nicht vorgenommen werden können. Nun fand aber zu jeder Zeit ein Tauſch Statt; getauſcht kann jedoch nicht werden, ohne daß das Werthverhältniß der verſchiedenen Kräfte beſtimmt werde. Es mußte alſo dennoch eine ähnliche Berechnung unternommen werden, ſie ward auf folgende Weiſe zu Stande

---

*) Man kann hierauf einwenden, daß es ja zu allen Zeiten Republiken gab, und daß wir noch jetzt Staats-Verfaſſungen finden, die der republikaniſchen Form ſich nähern, deren Regierung an Kraft und Würde der beſten Monarchie nicht nachſteht. Hierauf aber läßt ſich antworten, daß ſchon ſeit langer Zeit die europäiſche Menſchengeſellſchaft nicht anders als ein Staats-Verein anzuſehen iſt, und daß man die einzelnen Staaten blos als Regierungs-Verwaltungen untergeordneter Provinzen betrachten muß. Wenn alſo eine Republik mit gleicher Kraft als eine Monarchie herrſcht, ſo kann ſie es darum, weil beide derjenigen Idee unterthänig ſind, welche auf dem Throne von Europa ſitzt.

gebracht: Jeder Tauſchende ſetzt den End-Punkt der Bewegung in ſich ſelbſt und ihren Anfangs-Punkt entweder in die vertauſchende Perſon oder in den Moment, wo die Natur den erſten Keim zur Schaffung des Produkts gelegt hatte. Da nun ein ungetheilter Zweck nicht anders, als durch eine Einheit der Mittel erreicht werden kann, ſo erſieht man leicht, wie die verſchieden gerichtete Thätigkeiten der Vervollkommnung der Staaten im Wege ſtanden. Nachdem aber die unſichtbar herrſchende Idee in der Perſon des Monarchen formell gemacht war, nahmen alle Thätigkeiten nach dem Regenten ihren Lauf. Er ward das Ziel aller Bewegungen, und ſchloß den Punkt in ſich ein, den man, nach dem Ausdruck eines geiſtreichen Schriftſtellers, den Schwer-Punkt des Handels nennen kann. Hierdurch nun ward die Berechnung der Kräfte einfacher gemacht. Denn die Linie, die jede Bewegung von jedem einzelnen Staatsgliede aus bis zu der Perſon des Regenten durchlief, war der Maßſtab für den Werth des ſich in dieſer Linie bewegenden Produkts. Da aber der Regent nur darum die Kräfte der Nation in ſich vereinigt, um ſie nach einer allgemeinen Regel wieder jedem Einzelnen zurückfließen zu laſſen, ſo wird bei dieſer rückgängigen Bewegung der Schwerpunkt jedes Einzelnen zurückgeſetzt und der Regent ſtellt wieder den Anfangspunkt dar. Wie aber der Werth einer jeden Sache das Produkt iſt von der Anſicht des Gebens und des Nehmens, ſo ſteht es keineswegs in der Willkühr des Regenten, den Dingen einen beliebigen Preis zu geben, ſondern er wird die Unterthanen dahin leiten müſſen, daß ſie ſowohl unter ſich, als mit dem Oberhaupt des Staats ſich freiwillig über den Werth der Tauſch-Produkte vereinigen.

Geld iſt das vorſtellende Zeichen der Kräfte. Jeder Mangel der Bildung alſo, der in letztern aufgefunden wird, muß auch im erſtern nachgewieſen werden können. Zu der Epoche des Metall-Geldes, welches wir zuletzt erwogen, waren die Kräfte in demjenigen Zuſtand, den wir vollkommen nannten. Doch waren ſie es nur in ſo fern, als ſie ruhend betrachtet wurden, oder doch in Beziehung gegen ihre Produkte. Sobald aber die Kräfte anfingen, ſich nach jenem monarchiſchen Prinzip hinzuwenden, ſo mußte, weil dieſe Bewegung nur bewußtlos geſchah, ſich eine Zweckwidrigkeit offenbaren, durch deren Beſeitigung allein die Beſtimmung des Staats vollkommen erreichbar ward. Worin jene Zweckwidrigkeit beſtand, haben wir zuletzt angegeben. Die Kräfte einer Menſchengeſellſchaft waren damals nur erſt National-Kräfte und das ſie vorſtellende Geld National-Geld. Durch die Objektivirung der Monarchie aber mußten die National-Kräfte ſich in Staats-Kräfte verwandeln. Wir wollen zeigen, wie ein drittes Prinzip — das Staats-Geld — welches ſich zum National-Geld verhält, wie dieſes zu den National-Kräften, ſich nothwendig konſtituirte, und es endlich in der Münze dargeſtellt ward.

Da das Geld für alle einen Werth und für jeden einen gleichen haben ſollte, ſo durfte die Ergründung dieſes Werthes kein Erkenntnißvermögen erfordern, das nicht bei allen überhaupt, und nicht bei jedem in gleichem Grade vorausgeſetzt werden konnte. Wäre dieſes anders, würde zur Werthbeſtimmung des Geldes ein Talent erfordert, das Manchem ganz abginge und die Andern in ungleichem Grade beſäßen: ſo wäre die nothwendige Folge davon, daß das Geld ſeinen Werth verändern würde nach dem Verhältniſſe jenes Talents. Hierdurch aber erhielte es einen Charakter, der ſeiner Beſtimmung zuwider wäre, oder wenigſtens veranlaßte, daß dieſe Beſtimmung nicht vollſtändig erreicht werden könnte. In der That aber finden wir dieſe mißlichen Umſtände bei dem ungemünzten Metall-Gelde. Da Gold und Silber gewöhnlich mit ungeltenden Metallen vermiſcht gefunden wird, dieſe Unlauterkeit alſo von dem Empfänger des Geldes in allen Fällen wenigſtens befürchtet werden muß: da überhaupt die Scheidekunſt damals noch nicht in dem vollkommenen Zuſtand geweſen ſeyn konnte, daß ſie es vermocht hätte, das Gold und Silber in ſeiner höchſten Reinheit darzuſtellen, ſo mußte bei jedem Tauſche die Aechtheit des Geldes unterſucht, und der Grad ſeiner Unlauterkeit erforſcht werden. Dieſe Unterſuchung erfordert aber eine Geſchicklichkeit, die verſchieden ſeyn wird, je nach der Einſicht, die Jeder in die Natur dieſes Geſchäftes, und je nach der Uebung, die Einer hat, ſolche Operationen vorzunehmen. Je mit größerer oder geringerer Leichtigkeit, je in längerer oder kürzerer Zeit, je mit mehr oder minderer Vollkommenheit Jemand dieſe Operation zu Stande bringt, um ſo mehr oder weniger muß auch das Geld von ſeinem innern objektiven Werth verlieren. Und überhaupt wird hierdurch der Forderung entgegengewirkt, die oben an das Geld gemacht worden war: daß nämlich die Kraft, die auf deſſen Verfertigung verwendet wird, die Summe derjenigen nicht bedeutend vermindern dürfe, die aus demſelben bereitet werden ſoll. Hierdurch wird der Tauſch äußerſt beſchwerlich gemacht. Da die Unterſuchung des Geldes einige Zeit erfordert, und der Tauſch nicht eher gültig iſt, als bis das Geld in Empfang genommen, ſo wird oft der Fall eintreten, daß während dem Akte der Unterſuchung, durch veränderte Umſtände bewogen, einer der beiden Kontrahenten ſeinen Willen widerrufen wird, wodurch Streitigkeiten unvermeidlich herbeigeführt werden. Die Kontrahenten werden ſich ferner darüber vereinigen müſſen, wer die Mühe des Geldunterſuchens über ſich nehmen ſoll, ob der Geber oder der Nehmer des Geldes, wodurch der Tauſch-Kontrakt einen Zuſatz erhält, der nicht in dem urſprünglichen Beſtimmungsgrund der Kontrahenten lag, und wodurch ihr Zweck verrückt wird.

Sobald der Staat einen ſinnlichen Monarchen erhielt, konnte das Geld nicht mehr in dieſem Zuſtand verbleiben. Denn da der Regent die Kräfte der Nation in ſich vereinigt, und ſie nach allen Seiten hin wieder zurückgibt, ſo kann er die Wirkung, welche die rückfließende Kräfte auf jeden Einzelnen machen werden, nicht berechnen, ohne die Empfänglichkeit zu kennen, die Jeder zum Gelde hat *). Dieſe Empfänglichkeit aber war, wie wir geſehen, bei dem ungemünzten Gelde verſchieden. Doch durch das Prägen der Metalle ward man der Unterſuchung ihrer Feinheit überhoben, und dadurch erſt erhielt das Geld einen Charakter, welcher dem Zuſtand der jetzigen Cultur angemeſſen iſt.

Ich breche dieſe Unterſuchung ab an einem Punkte, wo ſie anfängt, am allerintereſſanteſten zu werden. Ich hatte mir vorgeſetzt, die Entſtehung des Geldes darzuſtellen. Von der Natur und Wirkung des Geldes, als vollendetem Produkte, werde ich an einem andern Orte reden.

*) Auf welche Weiſe der Regent die Kräfte der Nation in ſich vereinigt, und wie er ſie zurückgebe, dieſes zu zeigen iſt hier nicht der Ort, es wird in der Finanz-Wiſſenſchaft gelehrt. Daß es aber auf jeden Fall Geld ſeyn müſſe, in welcher Geſtalt die Kräfte der Nation in den Regenten ein- und von ihm zurückfließen, dieſes bedarf keines Beweiſes, es folgt aus dieſer ganzen Unterſuchung. Ich will nur noch kürzlich auf das hierausfließende nothwendige Reſultat aufmerkſam machen: wie zweckwidrig nämlich Natural-Abgaben, und Natural-Beſoldungen für die Staats-Verwaltung ſeyn müſſen.

IV.

Ueber Freimaurerei.

(1811.)

So oft unſerer göttlichen Kunſt ein neuer Tempel erbaut wird, kann man ſich einer Betrachtung nicht erwehren, die das Herz betrübt und den Geiſt gefangen nimmt. Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens friſche Lüfte ſie nicht berühren, wo der Sonne Strahl ſie nicht beleuchtet, wo ſie beim Dämmerſchein der Kerzen hinſchmachtet und ihre Farbe der Geſundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beſchwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorſam bleiben? Wie lange noch ſoll das himmliſche Licht, in die enge Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich ſeyn, die dürſtend nach der Quelle eilt? Iſt dieſes Weltall nicht geſchmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht ſtark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wiſſenſchaft ſchöner und lebendiger, als ſtumme Zeichen, auf todte

Leinwand gemalt? — Solche Zweifel hegend, kam ich zu einem frommen Prieſter der Maurerei und bat um Belehrung. — Was er mich lehrte, will ich treu verkündigen.

Nachdem das heilige Wort entſendet, das der Welt ihr Daſeyn gab, ward das Chaos geboren. Dunkel war ſein Leben, doch liebevoll; öde, doch ohne Sehnſucht; einförmig, doch nicht allein, denn ihm ſtand nichts gegenüber. — Verſchwiſtert waren alle Kräfte und der Schöpfung einziger Sohn ſchlummerte in Träumen der Kindheit und der Unſchuld. Nun ward das Licht, und der Friede — ſtarb. Die Elemente begannen ihren fürchterlichen Kampf und aus dem Schooße der allumfaſſenden Mutter ſtiegen Geſchöpfe, feindlich geſinnt im Seyn und im Werden. Das Licht, das Alles bindet, und Alles löſt, zeugte zwei Söhne: das Leben und den Tod, den Tag und die Nacht. Die Morgenröthe ſpottete die Nacht des Trugs und des Wahns hinweg, und am Abend ſchwang der Himmel ſein blutiges Panier, und die verſcheuchte Finſterniß kehrte ſiegreich zurück. — Daſeyn kämpfte gegen Daſeyn, Liebe gegen Haß, Treue gegen Verrätherei, und der Tod gegen Alles. Die Natur hatte ihre ganze Kraft verſchenkt, es gab kein herrenloſes Gut mehr. Was das Eine erwarb, mußte das Andere verlieren; jeder Athemzug war ein Diebſtahl, jeder Pulsſchlag war ein Mord. So ſproßte die Pflanze der Zwietracht, mit ihren Zweigen den Himmel berührend, und ihre Blüthe war — der Menſch.

Wie das Herrliche der Schöpfung in dem Menſchen ſich offenbaret, ſo auch das Verworfenſte: denn die höchſten Bäume ſind's, die am tiefſten wurzeln. Wenn die ſinnloſen Geſchöpfe der Natur in ihren Kämpfen ſich bewußtlos anfeindeten, wenn ihren Schmerz weder Erwartung noch Erinnerung begleitete; ſo war beim Menſchen nicht die That allein, auch der Wille war blutig; Reue folgte der Sünde nach, und vor dem Uebel ging die Furcht drohend einher. Die Herrſchaft ward geboren, und mit ihr die Sklaverei. Das Recht mußte der Stärke weichen, das Glück ward der Habſucht geopfert, und die Unſchuld der Bosheit preisgegeben. Jeder Baum der Freude trug die vergiftete Frucht des Neides, und unſchuldsvolle Geſchlechter mußten den Jammer ernten, den Andere geſäet. Der Wahnſinn hatte den Menſchen ergriffen; er vergaß, daß nur ein Herz im Buſen der Menſchheit ſich bewege: mit ſelbſtmörderiſchem Beginnen zerriß er ſeine eignen Glieder, — der Menſch erſchlug ſeinen Bruder.

So ward Jahrtauſende der Kampf fortgeführt: der Beſiegte verlor, doch der Sieger hatte Nichts gewonnen, und nur Leichen behaupteten das Schlachtfeld. Das Gut, um welches man ſtritt, ward Keinem zu Theil, der karge Becher der Freude ward im Taumel umgeſchüttet, und früher, als man es ſelbſt verlangte, gab man der ſchadefrohen Erde ihre Beute hin. — Was war die Quelle dieſer ewigen Feindſchaft, und was war ihr Ziel? Es war nicht der Preis des Sieges, um den man kämpfte, man kämpfte um die Luſt des Kampfes, denn oft kehrten die Völker geſättigt vom Streite zurück, geſtillt war jede Sehnſucht, und jeder Wunſch befriedigt. Todesſtille herrſchte über Leichenfelder, und die Morgenröthe des Friedens ging glänzend auf. Darob erſchracken die Böſen und hielten ihren ſündlichen Rath. — „Soll unſer Reich zu Grunde gehen? Iſt nichts vorhanden, das die erloſchene Kampfbegierde wieder anfacht, und hat der Himmel keine Blitze, um die Welt des Friedens zu entzünden?“ Sie ſuchten ſolche Blitze und fanden ſie auch. Das Heiligſte, was die Erde und der Himmel trägt, das ſchönſte Gut, das der Menſch beſaß, ſtahlen ſie frech, warfen es hin auf den Kampfplatz, und die Flamme des Kriegs loderte von Neuem auf. — — — Was war jenes Heilige, das dem Blödſinn zur Folie dienen mußte? Wie hieß das Göttliche, das der Menſch zum Wetzſtein ſeiner Bosheit herabwürdigte? Wie es hieß? Keiner frage mich darnach. Ich weiß es wohl, doch darf ich es nicht ſagen. Ich mag in dieſem Hauſe des Friedens und der Freude das Wort nicht ausſprechen, das wie ein böſer Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht; ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Sylben das Schrecklichſte bezeichnet: den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich. —

Solches ſahen die Guten und die Beſten jeder Zeit, wie die Menſchheit in ihren eigenen Eingeweiden wühle; ſie ſahen es und trauerten. Sie trauerten, doch ſie verzweifelten nicht. Denn das Kraut des Heils ſproßte in ihrem Herzen, und die Hoffnung des Geneſens machte ſie geſunden. Sie beſchloſſen, die vertriebene Vernunft wieder in ihre Rechte einzuſetzen. Sie ſprachen zu dem Volke der Finſterniß, und Worte des Friedens und der Verſöhnung ſtrömten von ihren Lippen: „O, Könige der Natur, habt ihr das Leben auf eine Ewigkeit gepachtet, daß ihr Jahrhundete, dem Haſſe vergeudet, nicht für verloren haltet? Werdet ihr euern Kindern einen Balſam hinterlaſſen, um die Wunden zu heilen, die ihre Väter ſchlugen? Habt ihr ein Zauberwort, das die Geſchlechter wieder hervorrufe, die ihr getödtet; das die Ruhe wieder herſtellt, die ihr betrübt; das die Narben ausglättet, die die Schande eurer Ahnen der Nachwelt überbringen? O! kehrt zum Frieden zurück und liebt euch!“

So redeten die Guten in ihrer Frömmigkeit. Doch von der ehrnen Bruſt der Böſen hallten ihre Worte nachſpottend zurück. *Gehört* hatte man ſie, aber nicht *verſtanden*, und Verfolgung war ihr Lohn Doch keine Saat geht durchaus verloren, und nicht ganz fruchtlos war ihr Bemühen. Alle die, welche Gott im Herzen und die Wahrheit im Geiſte trugen, traten hervor und folgten dem Ruf. Sie reichten ſich die Hände, und der Bund des Lichts war geſchloſſen. Keine Zeugen hatten ihn beurkundet, kein Unterpfand hatte ihn verſichert; das heilige Wort ging von Mund zu Mund.

und um den Altar des Rechts zog ſich der geheimnißvolle Kreis, und wehrte den Zutritt. — Wie heißt das Bündniß, das die Edlen aneinander kettet, das den Geiſt dem Herzen vermählt, und dem guten Willen die That zuſichert? — Es heißt hier in dieſem heiligen Tempel, dem Herkommen gemäß, Maurerei. Anders nennt man es im Leben: doch nennt es wie Ihr wollt, es ſpricht ſich ſtets als das Würdigſte aus.

Ja, meine Brüder, die Maurerei iſt die heilige Quelle, wo die verblühte Schönheit ihre Huldigung, wo die getrübte Weisheit ihre Helle, wo die geſchwächte Kraft ihre Fülle wiederfand. Sie iſt das Aſyl der geängſtigten Treue, die Verſöhnerin der beleidigten Unſchuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Die verworrenen Rechte des Lebens ſoll ſie ordnen, das beſtochene Urtheil der Leidenſchaft ſoll ſie ſtrafen, die Handlungen des Herzens ſoll ſie richten. Was die plumpe Hand des Blödſinnes wild untereinander gemengt, das ſoll ſie ſondern, und mit ihrem Geiſte beleben: was die Feuerkraft der Begierde zu heiß umarmt, das ſoll ſie mit ihrer Milde erquicken; und was die unkundige Menge zu ſtreng verdammt, das ſoll ſie mit ihrem Schilde ſchützen. — Sie ſtürzt die Scheidewand ein, die das Vorurtheil zwiſchen Menſchen und Menſchen aufgerichtet; ſie zieht das goldene Kleid hinweg, das einen ſeelenloſen Leib bedeckt: ſie ſtellt Herz gegen Herz, Geiſt gegen Geiſt, Kraft gegen Kraft, und gibt dem Würdigſten den Preis. Sie lehrt den Baum nach ſeinen Früchten ſchätzen; nicht nach dem Boden, der ihn trägt, nicht nach der Hand, die ihn gepflanzt. Sie ſichert das Glück vor den Pfeilen des tückiſchen Zufalls, ſie ergreift das Ruder bei den Stürmen des Lebens, und führt das lecke Schiff in den ſichern Hafen ein. —

So, meine Brüder, ſollte die Maurerei handeln, ſo ſollte ſie ſeyn. Doch ſo war ſie ſelten, ſo iſt ſie nicht. Nicht der Göttin, dem Prieſter opfert man. Man ward es müde, das Kunſtwerk anzubeten, man wollte den Künſtler verehren. Nun trat man keck hin vor die Göttliche und ſprach: Sag' uns doch, wo kömmſt Du her? Wohin gehſt Du? Wer hat Dich gemacht, und für wen biſt Du verfertigt? Doch der Himmel verſchmäht es, der Erde Rechenſchaft zu geben, und keine Antwort erfolgte. Jetzt warf der Maurer das Senkblei ſeiner Wißbegierde aus, — grundlos war das Meer. Das wilde Herz pochte an die Schranke der Erkenntniß und forderte den Ausgang; doch die Schranken blieben ſtehen, und die Pforte öffnete ſich nicht. Zu den Sternen ſchaut er hinauf, wo die Wahrheit quillt — das Leuchten ſah er wohl, doch nicht das Licht. Jetzt wendet er rückwärts ſeinen Blick; die Vergangenheit ſoll ihm die Gegenwart löſen; doch die ernſte Sphinx im Oſten ſchaut ihn verſchloſſen an, und hinter dem Schleier der Iſis lauſcht der Tod. Nun irrt der betrogene Maurer in der Weite umher und kann die Heimath nicht mehr finden. Da ließ eine Stimme ſich hören aus dem Innerſten ſeines Herzens. Sie ſprach zu ihm: Bethörter Menſch, du haſt dein eignes Haus verlaſſen, und ſuchſt Ruhe in der Fremde. Du biſt der Wahrheit treulos geworden, und ſuchſt Heil bei der Lüge, du biſt der Quelle entflohen, und ſuchſt Erquickung in der Wüſte. — Kehre ſchnell zurück! Menſch erkenne dich ſelbſt. — Der Maurer hörte wohl die Stimme ſeines Herzens, doch er gehorchte ihr nicht. Der Puls ſeiner Neugierde war fieberhaft geſpannt; er wollte der Maurerei Herz und Nieren prüfen. Da ergriff er im Wahnſinn das kritiſche Meſſer; er öffnete, er zerlegte ſie; er ging ihren Adern nach, er ſonderte ihre Nerven. Nun ja, jetzt lagen ihre innern Theile klar und zergliedert vor ſeinen Blicken; doch eine Leiche war ſie geworden, der Geiſt entfloh. Er hatte die Quelle der Maurerei entdeckt, doch nur vertrocknet fand er ſie; er war ihrem Bette nachgegangen, doch verſiegt war der Strom. — Anfänglich war man freilich etwas betrübt über ihren Tod; doch bald tröſtete man ſich, man ſetzte ſich hin und ſchrieb — Maureriſche Syſteme. — Syſteme! — Ja der Mörder glaubte ſeine That gebüßt zu haben, wenn er ſeinem Schlachtopfer eine Leichenpredigt hielt. Man ſpannte das Gemälde des gotterfüllten Künſtlers in einen langweiligen Rahmen ein, und einer bemalten, vielfarbigen Natur gleich, blickt uns das göttliche Bild der Wahrheit lächerlich an, und läßt weder die Anbetung in unſerm Herzen, noch die Bewunderung in unſerm Geiſte aufkommen.

Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge aufgehängt, und wieder Einen, und noch Einen. Meine Brüder! kann denn das Heilige noch heiliger ſeyn? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihr[illegible] Grade, und kann die Sonne heller leuchten als helle? — Man will die Unwürdigen abhalten — o unnöthiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet ſie nur an; deſſen Auge trüb iſt, wird auch nur Trübes ſchauen; ſeyd unbeſorgt, Jedem wird nur ſo viel Licht zu Theil, als ihm gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch Nichts erbeuten. Oeffnet die Pforte: die Sehnſucht bleibt doch ſtets das Maß der Befriedigung —

Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laſter ſtreitet, dann bleibt das Herz des Zuſchauers nicht ganz ohne Troſt; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpft, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man ſeine Neigung zu wenden, und wenn auch das Verderben den Gerechten trifft, ſo endet doch der Schmerz mit der That, di[e] ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, wenn Tugend mit Tugend ſich feindlich begegnen, woher ſoll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem ſoll man den Sieg, wem den Untergang wünſchen? Iſt nicht die Freude des Einen die Trauer des Andern? — So iſt es in der Maurerwelt. Syſteme kämpfen gegen Syſteme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar iſt es zu ſehen: Alle wollen ſie die Wahrheit ſuchen, doch Jeder will allein ſie finden. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit Allen theilen, doch Jeder will allein ſie ſuchen. Das Licht iſt in ſeine Beſtandtheile zerfallen, und Farbe kämpfet gegen Farbe. Die Weisheit hat ſich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält ſtandhaft die Einigkeit von ſich entfernt. Die Morgenröthe, die das Licht verkündigt, wird vom hohen Mittag verſpottet, — verachtet: denn das ſtolze Sonnenbild hat ſeine Wiege vergeſſen, und ſchämt ſich ſeiner Mutter.

Meine Brüder, wann wird der Tag erſcheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinſchaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entſchlummern? — Er wird kommen der Tag des Lichts! Mögen immerhin Pygmäengeſinnungen in einen Kampf ſich einlaſſen mit dem Rieſengeiſt der Wahrheit; wir lächeln und ſind des Sieges gewiß, doch, — auch die Wunde des Siegers ſchmerzt. Darum, meine Brüder, laßt uns mit lindernder Hand Balſam träufeln in die Wunde der ſiegenden Wahrheit, damit, wenn man das neunzehnte Jahrhundert noch einmal erröthen ſieht, man ſagen möge: „Die Farbe der Freude iſt's, die es verklärt, nicht die Farbe der Schaam!"

V.

Was wir wollen.*)

(Juli 1814).

Es frommt uns nicht von der Brücke, die Vergangenheit und Zukunft bindet, an der ſchützenden Bruſtwehr gelehnt, ſorglos hinabzuſchauen in die wilden Fluthen, die das Unerforſchte und das Unerforſchliche verbergen. Wir wollen, hier oder dort, ganz hinüber ſchreiten — Pfeiler können brechen.

Beneidenswerthes Geſchlecht, dem vergönnt iſt, das Seltene zu ſehen: Saat und Ernte, Frucht und Blüthe der Zeiten, was die Geſchichte in ihrer geheimnißvollen Grotte bereitet, und was vollendet des Meiſters Mühen umſchleiert. Beneidenswerthes Geſchlecht, dir leuchtet ein beglückender Stern. Nicht wie Römer in angeerbter Größe ſchwelgend, wir erfreuen uns der ſelbſterworbenen Kraft. Nicht wie ſie, des Lebens mannigfaltige Gefühle in einen Brennpunkt drängend, uns ward ein beſſeres Loos zu Theil. Was wir als Bürger gethan, hat auch den Menſchen belohnt; wir haben den übermüthigen Feind beſiegt und dürfen auch die Wunden heilen, die wir ihm geſchlagen. Die Freuden aller Jahreswechſel ſind uns vereint gegeben.

---

*) Frankfurter Journal.

Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unſere Kraft vergeuden, ſondern die Luſt in keuſcher Ehe umarmen, damit ſie fruchtbar und unſterblich werde. Nicht das iſt unſere Größe: der Flitterglanz ſchillernder Empfindungen, oder die Vergänglichkeit großer Thaten, die im Rauſche, wenn auch in dem edelſten, begangen; denn auch faules Holz kann leuchten, und Wunder glaubt zu thun, wer die Grenzen des Natürlichen nicht kennt. Das brennende Gebäude hat uns angewärmt, der Wetterſtrahl hat unſere Nacht erleuchtet, aber nur da iſt Wahrheit und iſt Kraft, wo Licht und Wärme aus dem Innern kommen.

Großes kann nicht täglich geſchehen, aber Helden ſind es auch in ihren Häuſern, und überall, wo ſonſt die Gemeinheit den Weg alles Fleiſches wandelt. Zwar ziemet uns die Ruhe am Abend des heißen, geſchäftigen Tages; aber der Morgen wird kommen, der uns zu neuen Thaten ruft. Darum laßt uns, nachdem wir das Geſchehene berechnet, beſonnen überlegen, was ferner zu thun ſey; was zu thun ſey, damit über des Lebens Gauckelei nicht der heilige Ernſt, und über den Genuß der Freiheit, die Kraft, ſie zu behaupten, verderbe.

Wir wollen freie Deutſche ſeyn, frei in unſerem Haſſe, frei in unſerer Liebe. Mit dem Leibe nicht, nicht mit dem

Herzen einem fremden Volke ergeben. Tyrannei verwundet, und kann nur tödten; aber die Luſt, die ſchmeichelnde, vergiftet und verſiecht. Jene lähmt die Kraft, dieſe auch den Willen. Wir wollen frei ſeyn, nicht jenen Inſelbewohnern unterthan, die uns bereichern und entnerven. Wir dürfen wünſchen, ſie zu ſeyn, nicht es ihnen nachzuthun. Dort, wo der kühne Händler mit empörten Wellen kämpft, ſich ſeinen Handelsweg durch beſiegte Feinde bahnt, wo er, mit Gewürzen, auch den Boden erbeutet, der ſie trägt, und Könige, die den Boden beherrſchen; dort iſt es edel zu gewinnen — der wuchernde Epheu ſchlängelt ſich um die Eiche der Kraft. Wir aber ſind Waffenſöhne; in dem Eiſen iſt unſer Gold.

Wir wollen freie Deutſche ſeyn, und damit wir es bleiben, über ſclaviſche, willenloſe Völker auch nicht herrſchen. Mögen jene Knaben ſich mit den Scherben ihres zerbrochenen Ruhms ergötzen, wir wollen ihr Spiel nicht theilen und nicht ſtören, wir wollen es belächeln und verachten. Weil ſie ihre Freiheit und ihre Frühlingskraft einer Metze hingegeben, ſind ſie vor der Zeit gealtert und kindiſch geworden. Gefährlich iſt's, ihnen zu dienen, gefährlicher, ihnen zu gebieten.

Wir wollen das deutſche Herz nicht mit jenen Eisfeldern befreunden, wo die Empfindung gerinnt, und Größe aus unumfaßlichen Koloſſen ſpricht. Nun, da der Friede geläutet, kehre das Rieſenſchwert in die Scheide zurück. Wir ſind uns ſelbſt genug; wo nicht, auch ſie nicht. Wir ſind, wohin ſie zielen. Sie haben Wälder auszurotten im

Reiche der Natur, und da, wo der Geiſt herrſcht: uns lacht ein freundliches Land. Wir wollen ſeyn, wie unſere Luft, fern von entnervender Schwüle, und fern von erſtarrender Kälte, damit ſich Muth mit Liebe, und Kraft mit Schönheit paare.

Wir wollen Deutſche ſeyn, ernſten, ruhigen Sinnes, nicht in dumpfer Gefühlloſigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächſernen Flügeln in das Reich der Sonne ſteigen. Wir wollen ſtark ſeyn, der Gebieter in ſeiner Macht, im Gehorchen der Bürger. Gleich; ſo daß Jedem gleich geſchützt, was ihm gebührt, nicht daß Jedem Gleiches gebühre. Wo Jeder Alles hat, geht Alles am leichteſten verloren. So geſchah's. Man hatte im Wahnſinn die Stufen abgebrochen, die von der friedlichen Werkſtätte zu dem Throne führen, und nun als das Gebäude brannte, war nirgends Hülfe — in Aſche ging der Scepter und der Wanderſtab. Man hatte alle Dämme eingeriſſen, und als das Ungemach fluthend eintrat, war nirgends Rettung. Darum haben Blitze, die Paläſte trafen, ſich hinab bis zu den niedrigſten Hütten geſchlängelt, und Meinungen zerlumpter Bettler haben Throne untergraben und umgeſtoßen. Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rath der Fürſten einzudrängen; ſie ſind beſſer als wir. Wir haben das Schwert, ſie uns geführt; aber das Schwert kann nur tödten, der Wille ſiegt.

Mögen Andere mit plumper, ungeübter Hand in den Eingeweiden der bürgerlichen Geſellſchaft wühlen, das Herin den Magen ſchieben, das Gehirn neben die Leber ſtellen, und den Lauf des Blutes nach eigner Weisheit lenken. Wir wollen es nimmermehr. Der Tag der Entſcheidung wird es lehren, daß Vieler Wille und Willenloſigkeit und Willkühr zu gleichem Ziele führen. Wir wollen es voraus bedenken, und auch dieſes: daß Thränen ſpäter Reue in dem Himmel, und nicht auf Erde fruchten.

Wir wollen nicht ferner in lächerlichen Vogelſchlingen eitler Convenienzen zappeln, ſondern Männer auch im Frieden ſeyn, damit die Noth uns geharniſcht finde: Löwen ſeyn, keine Schmetterlinge, und auch nicht Bären, die Honig lecken. Werde der Preis der Schönheit immerhin den Jungen hingegeben, die eine gefallene Stricknadel am ſchnellſten wiederbringen, oder am lieblichſten mit ſäuſelndem Schmeichelwort die Glut der Eitelkeit fächeln — der tapfere Jüngling lerne ſolchen Preis verachten. Aber die Bürgerkrone werde nicht ferner ſchlauen Gaunern zu Theil, die in dem Dunkeln trippeln, und das ſchlafende Geſetz beſtehlen. Sie werde am hellen Tage gewonnen und vergeben, dem Würdigſten, dem Beſten.

Ernſt ſey in den Spielen unſerer Kinder, damit ſie den Ernſt, froh und leicht, wie in dem Spiele üben. Sie ſollen nicht in martervollen Stunden lernen, wie man römiſche Worte und Thaten dumpf bewundere, ſondern in Luſt und Freiheit es ihnen nachzuthun. Sie ſollen tauchen lernen in die Fluthen der Ströme und in die Fluthen der Zeit, damit ſie des zerbrechlichen Fahrzeugs nicht bedürfen und ſich verlaſſen auf die eigene Kraft. Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgezogenen Volke, das frech mit Geſetzen ſpielte, und zum Spotte geworden, weil es Alles mit ſeinem Spotte beſudelt; führt ihn hin, damit er gehorchen lerne. Führt den Fürſtenſohn auf jenes Inſelland, wo in den Bergen das zornige Eiſen wohnt, und wo die gerechte Vergelterin ſich ihren Tempel erbaut; führet ihn hin, damit er herrſchen lerne, und dort die heilige Lehre vernehme Müller's und der Weltgeſchichte: Wer gewinnt, hat nur ſich ſelbſt zu fürchten; wer verliert, keinen anzuklagen als ſich ſelbſt.

Auch ſollen unſere Frauen ſich dem eiteln Tand entwöhnen, thun, was ihnen ziemt, nicht Netze ſtricken. Penelope, die Mutter der Gracchen, und des Ritters züchtige Braut, ſaßen nicht am Spieltiſch moderner Damen. Sie ſollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geſchick uns ſchlägt. Sie ſollen das heilige, ungetrübt Menſchliche bewahren, worin ſich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen; das Eine, worin die tauſendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zerſplittert, ſich wiederfinden und verſöhnen — die Liebe.

Denn wahrlich, das iſt's, was vor Allem Noth thut: daß ſich die Sitten mit den Zeiten verſchwiſtern; damit nicht etwa nach Jahren des Friedens, wir wie aus dem Schlummer erwachen, uns ſelbſt nicht mehr kennen, unſre eigene Thaten belächeln, und hingeben, um in Aſſembleen die ſehr komiſchen Träume zu erzählen.

VI.

Ernſthafte Betrachtung über den Frankfurter Komödienzettel.

(1818.)

„Mit gnädigſter Erlaubniß.“

Vor meiner nachfolgenden Rede ſtehen dieſe Worte nicht ganz ſo übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubniß; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels ſind ſie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zuruf aus dem Tempel der freiſchaltenden Kunſt durch Mißlaute eines heiſeren Knechtſinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künſtlern verſtatten, daß ſie unſer Gemüth und unſern Geiſt erfreuen? Die Art freilich, wie dieſes auf manchen Bühnen geſchieht, machte eine gnädige Erlaubniß nicht unnöthig; aber ſo boshaft wollte der geiſtreiche Verfaſſer des Komödienzettels vorſätzlich gewiß nicht ſeyn. In einer freien Stadt, wo die Bürger ſich ſelbſt regieren, ſollte das Wort Gnade nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwiedere mir ja nicht: nur grämliche Tadelſucht möge gegen ſo

Etwas eifern, und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung abſichtslos gebraucht werde, ſich breit und wichtig auslaſſen. Darin eben iſt die Gefahr, daß das Wort hohl iſt, es kann ſo mit mannigfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu ſeiner Miſcherei keiner Schale bedürfe: der Trank iſt der Tod, das Gefäß bringt ihn. Wo Ketten ſind, da findet ſich leicht ein Schließer. Ein witziger Piſiſtratus bedürfte nur eines ſolchen Komödienzettels, um freien Bürgern zu beweiſen, daß ſie leibeigen ſind und es immer waren.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath ſolcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; ſolche noch aufrechtſtehende Mauern und Trümmer von niedergeriſſenen Kerkern aus Zeiten einer knechtiſchen Unterthänigkeit finden wir im deutſchen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernſt, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutſchen. Von allerunterthänigſten treugehorſamſten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünſche und Klagen Allerhöchſt ihrer Huld und Gnade keuchend vorſchleppen, erwarte man nicht viel. Es iſt ein wunderbarer Zauber in den Worten, ſie rufen Geiſter hervor und leichter noch bannen ſie den Geiſt. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Bruſt müßte das Kettengeklirre gefeſſelter

Zungen nicht unerträglich ſeyn, ſo daß er lieber alle ſeine Gefühle zurückdrängen, als ſie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalſprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in ſeinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieſelben, Hochderen, Allerhöchſtihrer, wie von läſtigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, ſo daß er nicht von der Stelle kam, und die ſchönſten und nothwendigſten Gedanken, um ſich zu erleichtern, zurücklaſſen mußte?

Da wo uns dieſe Sprachſchlingen von Vorgeſetzten und hohen Händen angelegt werden, müſſen wir — es iſt nun einmal ſo — bis zum Tage der Erlöſung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigſtens im Umgange mit unſeres Gleichen dieſe Hinderniſſe weg? Warum ſchreiben wir noch immerfort, Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinſchaftlich dieſes zu unterlaſſen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler geleſen, worin über ein gewiſſes Kunſtwerk verſtändige und ſinnige Worte geſagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu leſen, an einem ſolchen Orte und von einem ſolchen Manne. Wir geringen Leute, wir müſſen freilich Alles folgſam mitmachen und dürfen es nicht wagen, ſtörend in die Gebräuche der Menſchen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir eben ſo angelegen ſeyn, eine abgeſchmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunſtanſicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrſamen Herren werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, du taumelnder unverſtändiger und unverſtandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen du Troſt, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen du deine irdiſche Nahrung und dein Himmelsbrod findeſt? Hat er dir nicht tauſend Räthſel gelöſt, die dich verwirrten, und Räthſel aufgegeben, die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er dir nicht alle Geheimniſſe auf, ſelbſt jene verborgenen, ſelten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du ſuchteſt einen Leidensbruder, er gab dir ihn, welcher litt, duldete wie du und genas. Du ſuchteſt einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete ſie. Es gibt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Menſch ſich verzehrt, weil er allzureinen Sauerſtoff athmet; es gibt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdiſchen Dünſten umwallt, das Herz unter matten Schlägen ſich hinſchleppt.

Dann Jüngling, wenn du bald Beſänftigung, bald Stärkung ſuchteſt, wenn du von der Erhebung oder dem Falle des menſchlichen Geiſtes dich erholen wollteſt, laſeſt du die Bücher Jean Paul's. Denn an den Flügeln hochherziger Menſchen hängt er das erdwärtsziehende Gewicht des Alles ausgleichenden, mit dem Verwandtſchaftsſtempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit ſie in ihrer Erhebung über Andere ſich nicht einſam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menſchheit in ihren gemeinen Bedürfniſſen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die Alles veredelt, alle Flecken reinigt und alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlſt du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geſchloſſenen Tempel in ſich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgibt, er iſt im Leben wie in ſeinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns Alle bändigt" berührt ihn nicht. Ach, wie oft ſehnteſt du dich, dich an ſeine Bruſt zu lehnen, ſeine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährſt du, daß er in deiner Nähe in Frankfurt iſt und in der Buchgaſſe wohnt. Du würdeſt empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch dich ſchüchtert die tückiſche Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu ſchreiben hätteſt du wenigſtens den Muth. Nun ſetze dich hin, Kamerad, und beginne deinen Brief:

„Hochgeſchätzter Herr Doktor, inſonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigſt verzeihen. . . . .“ Jetzt ergieße dich, wenn du kannſt oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber du, armer Frankfurter Komödienzettel, der du mich auf dies Alles gebracht haſt, es thut mir leid um dich. Doch warum, Unglückſeliger, läßt du täglich hinter die gnädigſte Erlaubniß ein Ausrufungszeichen ſetzen? Das iſt Schuld an Allem. Es hat mich gewaltſam auf jenen Tadel geſtoßen, da dieſes Zeichen dir den Schein gibt, als machteſt du dich über dich ſelbſt luſtig und riefeſt allen Vorübergehenden zu: Kommt her, ihr Leute, und lachet die gnädigſte Frau Erlaubniß aus.

Wenigſtens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg. Gibt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl ſeiner Vaterſtadt nicht ſo ſehr liebte, daß er an dem Tage, wo er den Komödienzettel zum Erſtenmal ohne gnädigſte Erlaubniß erhält, nicht gleich mir, den aus zwei Meſſen und einem Neujahrstage gebildeten Dreiklang unſeres Zettelträgers gerne quadrire? Gewiß nicht Einen.

VII.

Kleine Gedanken über ſtändiſche Verfaſſung.

(1818.)

Wer die Geheimniſſe der Pflanzenwelt zu erforſchen und zu begreifen weiß, wird ungeſchickt und unwillig den Pflug führen. Da habt Ihr eine Formel, nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menſchen abgemeſſen werden muß, damit ſie leuchte, ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Kultur macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Geſellſchaften nöthig, da bei den jetzigen Verfaſſungen der Staaten die aus der geſteigerten Geiſtesbildung entſpringenden Anſprüche ſo vieler Menſchen nicht befriedigt werden können. Es gibt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieſes Uebels abzuwenden vermag — die Volksrepräſentation, indem dieſe der Geiſtesbildung abwechſelnd aller Bürger einen Spielraum gewährt, oder ihn doch hoffen läßt.

Das Leben des Staates iſt das Produkt einer doppelten Kraft, des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener ſtrebt nach der Erhaltung des Beſtehenden, dieſer nach dem Wechſel; jener vertritt die Vergangenheit und das Allgemeine, dieſer das Intereſſe der Gegenwart und des Beſondern. Jener bemüht ſich für das Recht und den Beſitz, dieſer für die Kraft und die Erwerbung; jener iſt thätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieſer für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft entſpringt aus dem richtigen Verhältniſſe, in welchem beide Kräfte zu einander ſtehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt, da werden die Forderungen des belebenden Geſchlechts und des Geiſtes der Zeit nicht berückſichtiget, und der Staat, in Mißklang mit der Außenwelt und von derſelben angefeindet, muß widerſtrebenden Kräften, die ihn aufreiben, weil ſie nichts Entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrſcht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, ſeinen Schwerpunkt, und da er das Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft nicht blos auszubeſſern und zu ſchmücken ſich bemüht, ſondern auch an dem Grundſteine rüttelt, ſo ſtürzt das Haus rettungslos zuſammen. Der Zweck aller Bewegung iſt Ruhe, nicht umgekehrt. — In einer repräſentativen Verfaſſung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der Bildungstrieb durch die Volksdeputirten vertreten. Das bleibende Intereſſe des Staates, dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, vertheidigen die Pairs: das wandelbare Intereſſe, dem das Beſtändige aller Zeit ſich anſchmiegen ſoll, vertheidigen die

Deputirten. Der Fürſt hält beide Kräfte im Gleichgewichte. Er ſorgt für die Zukunft, während der Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die ſtarre Unbeweglichkeit ſo wie die allzugroße Wandelbarkeit der Geſetzgebung.

Wer ſoll die Volksrepräſentanten wählen? Natürlich nur Solche, die ſelbſt wahlfähig ſind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen, die Anſprüche und Rechte des Volks auszumitteln und zu vertheidigen, nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.

Wer und was ſoll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im Allgemeinen, die verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, und deren verſchiedene Intereſſen und endlich die einzelnen Bürger.

Es iſt nicht immer das wichtigſte Intereſſe und die bedeutendſten Klaſſen der Staatsbürger ſind es nicht, welche am mächtigſten vertreten werden müſſen; ſondern das Gegentheil findet manchmal Statt. Reichthum und hoher Stand ſind mächtig genug, ſich ſelbſt geltend zu machen, aber die leiſe und furchtſam ſprechenden, die kaum vernehmlichen untern Stände müſſen am lauteſten von den Volksdeputirten vertheidigt werden. Es gibt ferner nicht blos unmündige Klaſſen der Geſellſchaft, ſondern auch unmündige Intereſſen, die der Theilnahme am meiſten bedürfen, weil ſie deren am wenigſten erregen. Aus jenem Geſichtspunkte betrachtet iſt es ungerecht, wenn man die Juden nicht Theil an der Repräſentation nehmen läßt, auch wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichſtellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um ſo mehr ungerecht und dem Weſen der Repräſentation widerſprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbürger, dann ſind ſie als politiſch Gebrechliche oder als Kinder anzuſehen, und als ſolche bedürfen ſie am meiſten der Vormundſchaft. Aber wem anders dürfte dieſe anvertraut werden, als den Geſunden und Erwachſenen unter ihnen ſelbſt? — Da den unmündigen, unerwachſenen Bedürfniſſen eine Fürſprache am meiſten Noth thut, ſo ſollte die Anzahl der Deputirten vielleicht im umgekehrten Verhältniſſe mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräſentirten Körperſchaft ſtehen.

Man hat gefragt, wer tauglicher ſey, das Volk zu vertreten, der reiche oder der wiſſenſchaftliche Bürger: aber es bedarf kaum einer Unterſuchung, daß ſie beide dazu berufen werden müſſen. Der Gegenſtand der Ausmittelung iſt, in welchem Verhältniſſe ſie zu einander ſtehen ſollen, und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geiſtreichen unter den Volksvertretern überwiegend ſeyn müſſe. Für das Erſtere ſpricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen, die vertreten und befördert werden müſſen, dingliche und perſönliche. Zu den Erſteren gehört ſein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derſelben; zu den Andern ſeine Freiheiten, ſeine ſittliche, politiſche und religiöſe Selbſtſtändigkeit. Die dinglichen Rechte ſollen von den begüterten Deputirten, die perſönlichen aber von den wiſſenſchaftlichen vertreten werden. Die Erſteren ſind von mannigfaltiger, oft ſich feindlich gegenüberſtehender Art. Der Beſitzer von Grundeigenthum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben ſich wechſelſeitig widerſtrebende Intereſſen, die wieder jedes für ſich nach dem Wohnorte des Staatsbürgers verſchieden ſind. Die perſönlichen Rechte der Bürger aber ſind für Alle und aller Orten faſt die nämlichen. Geſetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre u. ſ. w. ſind Rechte und Anſprüche, die für Jeden die nämlichen ſind, und nur der Unterſchied der Stände wird eine Schattirung dieſer Verhältniſſe bewirken, da die perſönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des Bürgers zuweilen einander im Wege ſtehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer ſtärkeren Vertretung als deſſen Perſon bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wiſſenſchaftlichen überſteigen müſſe. Ganz ausgeſchloſſen dürfen die Gelehrten von der Repräſentation nicht werden, weil ſie dann als Inhaber blos perſönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein ſie ſelbſt ſondern die Geſammtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Perſonenrechtes ſeyn, weil ſich oft beide Intereſſen einander widerſtreben.

Bei einer einzigen Kammer in den Ständeverſammlungen würde freilich das Volk mehr Freiheit haben, als es genießt, wenn ihm die Adels- oder Pairskammer wehrend gegenüberſteht: aber eben dieſes Uebermaß der Freiheit wäre dem Volke gefährlich, und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibungen zwiſchen Regierung und Volk ohne vermittelnden Körper wären zu ſtark, und ſie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten, ohne ſich wechſelſeitig wehe zu thun. Der zwiſchen ihnen ſtehende Adel ſoll keineswegs eine trennende Scheidewand zwiſchen Regent und Unterthanen, ſondern nur die Abgrenzung bilden, über welche Beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer ſelbſt zuſtehenden Gewalt wird durch den Raum, der zwiſchen Volk und Regent liegt, von ſelbſt beſtimmt.

Das wahre Intereſſe der Regierung iſt auch das des Volks, aber Letzteres in ſeiner ausſchweifenden Freiheitsliebe verkennt oft dieſe Verbindung und ſetzt ſich und ſein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß ſelbſt um des Beſten des Volks willen unter den Ständen auch die Regierung ihre Fürſprecher haben, wozu die von ihr abhängenden Staatsbeamten am tauglichſten ſind. Es heißt alſo das Princip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener ſollten zu Repräſentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Einrichtung allzuvieler Staatsämter ſich nicht ein gefährliches Uebergewicht verſchaffe, kann das Volk, welches die Steuern, von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilliget, durch Beſchränkung derſelben leicht verhindern.

VIII.

Geſchichten, Sagen und Meinungen.

(1818.)

Spanien. — Die bisherigen Miniſter ſind abermals abgeſetzt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es ſchon öfters geſchehen, mit ſultaniſcher Eigenmacht verfahren, da man die Verabſchiedeten aus Madrid verbannte, ſie innerhalb vier Stunden abzureiſen zwang und ihnen ihren Aufenthaltsort vorſchrieb. Man wechſelt die Aerzte und die Krankheit bleibt. Der ſpaniſche Hof wird ſo lange das Unmögliche verſuchen, bis es dahin kommt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er ſucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer ſehen, welche den Geiſt der Zeit kennen, ohne ihn zu lieben, die Lehren der Gegenwart verſtehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt ſind, ohne dieſe Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumſchränkten Herrſchaft mit Waffen umgeben ſollen, die nur eine freiſinnige Staatsverfaſſung verſchaffen kann. Wo gibt es aber Männer, die ihr Herz ſo ängſtlich vor dem Einfluſſe ihres Geiſtes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Miniſter ſcheinen die Anſichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben, denn, ſeitdem ſie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüſtung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürſten ſollten es nicht dulden, daß Spanien die thörichten Verſuche zur Unterjochung ſeiner amerikaniſchen Länder fortſetze: nicht wegen der fruchtloſen Schlachtopfer — was iſt eine zertretene Menſchenſaat, das nächſte Jahr erſetzt ſie euch! — ſondern weil es ihnen allen gefährlich iſt, europäiſche Kinder (daß ſie es noch ſind, weſſen iſt die Schuld?) in die amerikaniſche Revolutions-Schule zu ſchicken. Eigenmächtige Fürſten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe für noch gegen die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obſiege, ſie bringen in ihre Heimath Grundſätze zurück, die der Alleinherrſchaft verderblich ſind. Sieht ein Mann ernſten Sinnes der Muſterung des Heeres zu, ehe es von Cadix abſegelt, ſo fragt er ſich gewiß in ſeinem Innern: Wer von euch wird der Lafayette werden ſeines Vaterlandes?—Gleichzeitig mit jenem Miniſterialwechſel wurde auch ein neuer Groß-Inquiſitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geiſtliche Macht ihren ruhigen, von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat — traurig, weil dieſe allein dem ſchwankenden Hofe eine gewiſſe Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. — Es iſt dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Kommiſſion zur Unterſuchung der ſogenannten Verrufserklärung und ihrer Haupturheber und Beförderer niedergeſetzt worden. Es ſoll dieſer Hochſchule eine ganz neue Einrichtung bevorſtehen: man will dem akademiſchen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studirenden entziehen, und dieſe der ſtädtiſchen Obrigkeit unterwerfen. Es iſt von der *Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Univerſitätsweſen in Deutſchland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken*, mit kecker Zuverſicht geſprochen werden. Erwägt man die großen und eilenden Schritte, welche die hannöv'riſche Regierung macht, um zu einer entſchiedenen Umgeſtaltung des deutſchen Univerſitätsweſens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart nicht des Geiſtes, aber *ihres* Geiſtes, dieſelbe nach den Göttinger Vorfällen zu Werke gegangen war, ſo ergibt ſich vielleicht, daß Alles vorbedacht und bereits angeordnet geweſen, und man nur Ereigniſſe, die auf deutſchen Akademien ſeit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht, nach der man lüſtern war, ſich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes argliſtigen Krieges nicht zum Voraus unterrichtet und damit einverſtanden waren, ſo werden ſie doch gewiß ihren Antheil an der Beute des Sieges nicht verſchmähen. Denn wem iſt es unbekannt, daß es Staatsmänner gibt, die ſeit dem achtzehnten

Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig ſchlafen können, weil ihnen das Wartburgsfeſt wie ein Alp auf der Bruſt liegt und ſie beängſtigt, und die, wie ſie es gewohnt ſind, mit dem Geſpenſte ihrer Einbildungskraft auch die Fürſten von ihrer Ruhe aufſchrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilſames Mittel zugeführt und deſſen üblen Geſchmack für ſich allein behalten zu haben. Möchten ſie es nie bereuen und nie zu ſpät einſehen lernen, daß Hannover Deutſchlands Mund iſt, der nicht blos dazu dient, die bittern Arzeneien zu verſchlucken, die das engliſche Miniſterium dem deutſchen Staatskörper einzugeben für gut findet, ſondern ſich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen ſie thun, was ihnen beliebt, es geſchieht doch nur, was der Himmel für gut findet, und endlich wird es den Menſchen klar werden, daß die Vorſehung, ſo oft ſie große Zwecke erreichen will, den Beherrſchern der Völker die Augen verbindet, um ſie *leitſamer* zu machen, wie man Pferde blendet, die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreiſe ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

Großſtädtiſche Geſinnung. — Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor Kurzem, was folgt: Eine Deputation der hieſigen Stadtverordneten machte dem neuen Gouverneur der Reſidenz, General Grafen von Gneiſenau, vor einigen Tagen ihre *Aufwartung*, und *empfahl* Sr. Excellenz das *Wohl* der Berliner *Bürgerſchaft*.

Die Deputation genoß das Glück einer langen Audienz, in welcher ſich Se. Excellenz mit vieler Güte und Herablaſſung äußerte u. ſ. w.

So etwas in's Franzöſiſche überſetzt, müßte drollig zu leſen ſeyn. Faſt zweimalhunderttauſend Menſchen machen durch Stellvertreter einem einzigen Generale ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen ſich's zum Glücke, daß ſie ſo lange vor ihm ſtehen durften, und der General läßt ſich herab, gütig mit ihnen zu ſprechen. Wahrhaftig, der brave Gneiſenau hat es nicht verdient, daß man ſo kriechend und balſamiſch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur geweſen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerſchaft zur Thüre hinausgeworfen; denn ſie war gekommen, um ſich die Befreiung von Wachtdienſten zu erbetteln. Dieſe Hauptſtädter alle ſind die gefährlichſten Feinde der deutſchen Volksfreiheit; ſie ſchmieden die Ketten, mit welchen die Provinzen belaſtet werden. Die winzigen, engherzigen Menſchen! Um wöchentlich vielleicht eine Stunde länger ihrer Krämerei nachzugeben, geben ſie freiwillig die letzte Waffe aus den Händen, und die Schwachköpfe wiſſen es nicht zu berechnen, daß ſie in den ſechzig Minuten, am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Theil ſo viel hätten erſchachern können, als es ihnen an Abgaben mehr koſtet, wenn ſie die Oberherrſchaft des Soldatenſtandes wieder aufkommen laſſen. Geht nur, ihr luſtigen Feuerwerker vom 18. Oktober, ihr ſeyd Taugenichtſe, wie ihr immer waret. Das matte Lüftchen, das oberflächlich eure ſumpfige Empfindung kräuſelte, es iſt nicht mehr, und die Briſe — ſchläft.

Otaheite, den 30. Okt. 1818. — Se. Excellenz, der Finanzminiſter Ubauga, haben ſich geſtern auf eine, noch von Keinem verſuchte Weiſe zu entleiben geruht, nämlich durch freiwilliges Selbſterſchrecken. Er ſaß, und anſcheinend ganz ruhig, bei einer Taſſe Thee, als er plötzlich und ehe man ihn daran verhindern konnte, die Worte ausſprach: die Preſſe iſt frei, der Teufel iſt los! Darauf fiel er zurück und todt war er. Dieſer Staatsmann wird allgemein bedauert, und man begreift nicht, was ihn zu dieſem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgend ein Zeichen von Geiſtesanweſenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. — Auf einer Maskerade, welche unter andern Hoffeſten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth gehalten wurde, erſchien auch eine erhabene weibliche Geſtalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufſehen erregte. Sie war als heilige Allianz gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham ſie erblickte, näherte er ſich ihr, ſchrieb ihr ein T in die Hand und ſprach: ich kenne dich, ſchöne Maske! Dieſe verließ darauf eiligſt den Saal und man hatte ſie nicht wieder geſehen. **(Morning-Liar.)**

Cap Henri, vom 4 Oktober. — Se. Maj. der König von Hayti, ſtets auf das Beſte ſeiner Unterthanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken auf die Entdeckung des politiſchen Perpetuum immobile, das ſeit Jahrtauſenden vergebens geſucht worden, auszuſetzen geruht. Der glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung noch die Stelle eines erſten Miniſters als erbliche Würde in ſeiner Familie. Die betreffende Verordnung war ſchon am 25. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

IX.

Ein Gulden und etwas mehr.

(1818.)

Die Natur der Dinge und was ſchön ſey oder mißgeſtaltet, malt euch jeder Batzenſpiegel nicht minder treu zurück, als das hohe ſtolze Glas am Pfeiler eines fürſtlichen Gemaches. Die Weltgeſchichte pulſiert in Täglichkeiten. Darum, wer emſig iſt und frohen Muthes zu forſchen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menſchheit in einer Taſchenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer ſo geſinnt, den hat gewiß jener Gulden, zu dem der Eintrittspreis der Bühne freventlich geſteigert worden, nicht weniger als mich ſelbſt aufgeregt und warm gemacht. Für Dieſe brauche ich nicht zu reden; nur um der Andern willen, die blödere Sinne haben, thue ich es. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden, als ſey er ein Floh oder ein Mückenflügel, unter das Mikroſkop ſetzen, damit ſein kunſtreicher, faſt wunderbarer Bau erkannt und angeſtaunt werde.

Als Voltaire ſagte: Der erſte König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieſer Mann nicht, was er ſprach.

Der erſte König war ein fieberkranker Bauer, der in ſeinem Irrſinne ausrief: „Ihr Leute ſeyd meine Unterthanen und mir Gehorſam ſchuldig," und da er geſundete und von dem Schmerzenslager ſich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen ſeines Bettes niedergeſunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unſchuldigen Deſpoten; die Unterthänigkeit war ſchon ſo raſch im Gange, daß man der Zeiten ſich nicht mehr erinnerte, da man frei geweſen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrſchaft ſo entſtanden ſey, da ja vor unſer Aller Augen dieſe Erſcheinung ſich erſt geſtern erneuert hat? Drei Menſchen ſagten zu Vierzigtauſenden: Ihr ſollt einen Gulden zahlen — und ſie thaten es. Sie thaten es? Nein, das iſt noch nichts. Sie thaten es ungern, ſie murrten und thaten es dennoch! Jetzt gebt und ſchweigt; ſo war es immer geweſen. Gehorſam wurde weit öfter gefunden als geſucht, und Knechtſchaft war früher als Herrſchaft.

Ich ſehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß Alle, wie ſie im weißen Schwanen bei ihrem Schoppen ſitzen, ſagen: der Mann hat recht, es iſt unverzeihlich, was wir uns gefallen laſſen müſſen! und dennoch um 6 Uhr in's Schauſpielhaus gehen und mit möglichſter Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten ſich zu verabreden, daß ſie es nicht eher wieder beſuchen wollten, bis die alten Preiſe hergeſtellt ſind, und es müßte eine Abänderung geſchehen. Aber nein, ſich befehlen laſſen iſt eine ſo ſüße Gewohnheit!

Man ſoll uns nicht zum Vorwurfe machen, wir wären den guten und ſtarken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und ſchwach ausgewichen: nein, wir wollen ihnen entgegen gehen, und können es um ſo unverzagter, da, werden wir auch hier beſiegt, noch nicht Alles verloren iſt. Denn dann, dann erſt tritt die mächtige Frage aus dem Hinterhalte hervor: warum theiltet ihr eure Gründe nicht mit, warum entſchuldigtet ihr euch nicht, warum batet ihr nicht um Nachſicht? Wie durftet ihr es wagen, das Volk, dem Ehrfurcht gebührt, weil von ihm allein alle Macht und jedes Recht kömmt, ſchlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: Geh, bring her?

Sind die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen, koſten Brod, Bier, Holz, Oel, Talg und die übrigen Beſtandtheile der dramatiſchen Kunſt mehr als vormals? Nein. Hat ſich das Schauſpiel verbeſſert, iſt es um ein Fünftheil mehr werth als ſonſt? Nein, nein: es iſt koſtbarer aber nicht köſtlicher geworden. Aus welcher andern Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreiſes entſprungen ſeyn, als aus dem majeſtätiſchen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kaſſe wäre im Rückſtande; allein wer anders als ſie ſelbſt hat den Schaden zu tragen, den ſie durch eine unverſtändige Verwaltung und durch ihre unzeitigen Erſparungen ſich zugezogen hat? Stehen ihr ja beſſere Gründe zu Gebot, womit ſie ihr Verfahren rechtfertigen kann, ſo ſollten dieſe zu unſerer Kenntniß gebracht werden. Gewiß hätte ſich nicht ein Einziger der Rührung enthalten können, wenn ihm in einer auf gutem grauem Löſchpapiere gedruckten, wohl abgefaßten, Darſtellung, wie etwa folgende, wäre mitgetheilt worden, was zur Ausſchmückung und Veredelung der Bühne ſeit langer Zeit mit vielem Geldaufwande geſchehen ſey.

An das verehrte Publikum.

Wenn es nicht allgemein anerkannt iſt, wie ſehr wir ſtets bemüht geweſen, die uns anvertraute Bühne in einem dauernden Zuſtande der innern Würde und des äußern Glanzes zu erhalten, ſo liegt es an der Beſcheidenheit derjenigen, welche ſie beſuchen, weil dieſe ſich nicht eingeſtehen mochten, daß ſo viel dazu nöthig war, ihre Forderungen, das heißt, die des feinſten und höchſten Kunſtſinnes, zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht ſchweigen, ohne uns ſelbſt zu nahe zu treten, und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutſchland von der attiſchen Bildung unſerer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles redneriſchen Glanzes, der mehr blendet als aufklärt, enthalten, und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im Stillen gebeſſert haben und noch ferner für ſie zu thun geſonnen ſind.

1) Andere und zwar die beſten Theaterdirektionen begnügen ſich damit, gute Schauſpieler und Sänger zu haben, mehr thun ſie nicht. Wir aber ſind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus

der Einrichtung der menſchlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönſte und Beſte abſtumpfe, oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden, unſere Bühne mit guten Mitgliedern zu verſehen, ſondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl ſchlechter bedacht, damit es nie an Gegenſtänden der Vergleichung fehle, und die Luſt an den beſſern Schauſpielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir, ſo oft ſie zu haben waren, die untauglichſten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß ſie würden ausgeziſcht werden, als Gaſtſpieler auftreten, aus genannter Urſache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit ſagen, daß wir jährlich mehr Geld für ſchlechte Gaſtſpieler, als andere Bühnen für ſtändige gute Mitglieder verwendet haben.

2) Haben wir in jenen Jahren, da die Brodfrucht, und mithin auch das, worauf ſie wächſt — das Stroh, ſo theuer war, nicht blos alle Bänke des Parterres damit auspolſtern, ſondern auch Fußdecken von dieſem koſtbaren Stoffe verfertigen laſſen.

3) Iſt mit ſehr vielen Koſten die Büſte des unſterblichen Lux, den Europa betrauert, aus der beſten Kreide verfertigt, hingepflanzt, und dieſer Künſtlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienſtes auf das umrollende Rad der Zeit gleichſam feſtgeflochten worden, wie ſich Jedermann überzeugen kann, der den Hals zurückbeugt und hinaufſieht.

4) Hat man ſeit einiger Zeit ſehr gutes Papier zu den Komödienzetteln angewendet

5) Sind vor der Thüre zwei Oefen dicht neben einander geſetzt worden, woran auch im ſtrengſten Winter die Naheſtehenden ſich wärmen können, und wodurch dem Frieren zwiſchen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen iſt.

6) Gedenken wir im nächſten Jahre noch andere Verbeſſerungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Anſehen von Großſprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orcheſters, die ſeit langer Zeit nur noch durch Nägelbohrer aufrecht gehalten wird, ſoll vermittelſt ganz neuer Nägel feſt gemacht werden. — Man wird in Betrachtung ziehen, ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre, vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalte entblößt iſt, friſch mit Stroh auszufüllen ſey. — Iſt es ſehr leicht möglich, daß die Prieſterkutten in der Zauberflöte gewaſchen werden. — Bedarf der Vorhang eines neuen Loches, weil dieſes durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr allzubrauchbar geworden iſt u. dgl. m.

Das verehrte Publikum wird daher unſere gute Abſicht nicht verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen eine Erhöhung des Eintrittspreiſes uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuſpruch. — Frankfurt, den 1ten September 1848.

Wer, auf dieſe Weiſe belehrt, hätte nicht mit Vergnügen ſeinen Gulden bezahlt? Aber ſo ohne Weiteres drucken zu laſſen „In das Parquet 1 fl.“ das muß auch ein Lamm aufbringen, um wie viel mehr einen Frankfurter!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nachſchrift.

Später als Obiges geſchrieben war, fand ich Gelegenheit, mich mit einem ſehr achtungswürdigen Manne zu beſprechen, welcher, aller Verhältniſſe unſerer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreiſes glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünſche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden ſollen, das Publikum für die Theaterdirektion zu ſtimmen, ſich fähig zeigten: aber meine eigene Anſicht widerſtand ihnen. Es wurde mir bemerkt, man beabſichtige eine umfaſſende Verbeſſerung der Bühne, man wolle die beſten Schauſpieler und Sänger zu gewinnen ſuchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Uebrigens ſey der Theaterpreis im übrigen Deutſchland ſtets auf der Höhe geweſen, auf welche er erſt jetzt in Frankfurt gebracht worden ſey. Was den letzten Punkt betrifft, ſo habe ich ſelbſt die Bühnen in Darmſtadt, Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin beſucht, und jene Behauptung nicht beſtätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigſtens zur Zeit meiner Reiſen) koſtete der Eintritt in's Parquet einen Gulden. Was den erſteren Punkt betrifft, ſo hat er mich noch weniger überzeugt. Warum ſoll das Publikum die Verbeſſerung der großen Mängel unſerer Bühne erſt beſonders erkaufen müſſen? Warum ſoll die Vergütung dafür früher geleiſtet werden, als jene Verbeſſerungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte

Verfahren billiger, ja klüger geweſen? Hätte die Direktion damit begonnen, unſer Theaterperſonal durch Anſtellung vorzüglicher Künſtler aufzufriſchen und zu verjüngen, dann wäre das Schauſpiel zahlreicher beſucht worden, die Kaſſe würde ſich ſchnell gefüllt und man nicht nöthig gehabt haben, um eines unbedeutenden, ja zweifelhaften Vortheils willen, eine ſo große und ſtark ausgeſprochene Ungerechtigkeit zu begehen.

Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen Händen die Verwaltung unſerer Bühne heimgegeben iſt? Was die Sinnloſigkeit beſchließt, wird vom Eigenſinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich dieſe Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffs ſich tauſend Stimmen zu ihrer Vertheidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direktion, die ſich durch beſſere Einſicht und durch den Beſitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunſtſinnes auszeichnen; dieſen kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum ſind ſie nicht beharrlicher, das, was ſie für das Beſte erkannt, durchzuführen? Wann und wo ward je das Gute ohne Kampf geltend gemacht, und was iſt ein guter Wille, wenn er nicht auch ſtark iſt? — —

Seyd verſichert, meine Landsleute, daß unſer Theater ſo lange in ſeinem gegenwärtigen ſchlechten Zuſtande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter ſeine Oberaufſicht nimmt. Und warum ſollte ſie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker beſorgt zu ſeyn? Und warum würde ſie es nicht, da ſie ja aufgeklärt genug iſt, im Schönen das Wahre, Nützliche zu erkennen? Und warum dürfte ſie es nicht, da ja das Schauſpielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine ſtärkere Stimme, als die meinige, dieſes zur Sprache bringen. Eben jetzt wäre die Zeit dazu. Denn der geſetzgebende Körper, der ſich bald neu verſammelt, iſt gewiß genügſamer als der vorige, und wird nur drei Tage in der Woche darauf ſinnen, wie er die armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Chriſten erfreue, durch beſſere und wohlfeilere Schauſpiele

X.

Vollſtändiges Verzeichniß der Döring'ſchen wiſſenſchaftlichen Leihbibliothek

in der großen Sandgaſſe, der kleinen Sandgaſſe gegenüber.

Drittes Heft. Frankfurt am Main, 1820.

Dieſes Werk zeichnet ſich nicht blos durch ſeine Wohlfeilheit aus (es koſtet nicht mehr als 12 Kreuzer), ſondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfaſſer gibt darin die überzeugendſten Beweiſe, daß die zwiſchen einem Leihbibliothekar und ſeinen Leſern beſtehende Verbindung keine Löwengeſellſchaft ſey, blos zum Vortheile des einen Theiles gebildet, ſondern daß beide Theile dabei gewönnen, ob zwar mit Unterſchied. Das Leſen guter Bücher, ſagt der Vorredner ſehr treffend, bildet den Geiſt des Menſchen, veredelt ſein Daſeyn und macht ihn zum unumſchränkten Herrn ſeiner Sinnlichkeit und Leidenſchaften. Aber, „durch dieſes allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, ſondern ein Götterſohn iſt.“ Wahrlich, der muß ein ſehr armer Teufel ſeyn an Geld und Geiſt, der nun die herrliche

Gelegenheit vorübergehen läßt, ſich ſeine Apotheoſe ſo wohlfeil zu erkaufen. Bei den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und todt war, vergöttert werden, jetzt koſtet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Leſegebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht ſo viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anſchlag bringt, was er hierbei an Ausgaben für ſeine Leidenſchaften und ſeine Sinnlichkeit erſpart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunſt nur dazu dienen, das Wirthſchaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Dieſe vortreffliche Schrift des Herrn Döring iſt aber insbeſondere für mich und einige Andere von ganz unſchätzbarem Werthe. Ihre vierzehn Kapitel ſind eben ſo viele Ordens-Kapitel, worin wir Männer von Verdienſte zu tapfern Rittern ernannt worden ſind. Unſere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehren-Legion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittelſtande werden gegen täglich 1 Kreuzer Leſegebühr ausgeliehen, für die unſrigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und dieſe Vornehmen unter der Menge ſind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordensverleiher die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er nicht die Verdienſte, ſondern ohne Unterſchied das Verdienſt belohnt hat. Die „Wage“ wie „die Pferdeluſt zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber,“ „Wolfs Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Duderſtadt“ wie Cäſars Spielalmanach,“ und Franks Ueberſicht des

Hypotheken-Weſens zu Frankfurt am Main“ haben den Stern der Ehren-Legion erhalten. Was dem Gnaden-Spender noch mehr Bewunderung zuzieht, iſt der Umſtand, daß er, obzwar ein Frankfurter, — die ſeit fünf Jahren nur die Bekenner der drei chriſtlichen Religionen als Menſchen anſehen — dennoch zwei türkiſche Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Caſtellans Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmanen,“ und „das türkiſche Reich in allen ſeinen Beziehungen“ von Thornton. Aber ich wollte, ein Anderer machte die Bemerkung (von mir ſelber wäre ſie unbeſcheiden), daß unter allen Werken der Ehren-Legion die Wage beinahe das Einzige iſt, das keine Kupfer hat; denn Hoffmann's Kater Murr hat wenigſtens einen kupfernen Deckel.

Doch es iſt Zeit, daß ich zur Hauptſache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir ſchmeichle, einen weltgeſchichtlichen Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die ſchriftſtelleriſche Handelswelt einen Seeweg nach dem goldreichen Indien gefunden, wobei man das ſchöne Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft. Die beſchwerliche Landreiſe nach Leipzig und zurück wird künftig erſpart werden können. Es iſt eine eben ſo bekannte als befremdende Erſcheinung, daß die Schriftſteller nicht nach Verdienſt bezahlt werden. Ihr Ehrenſold beſteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Waare, die Buchhändler gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten am Arbeitslohne. Ein wirkſames Mittel, dieſes unnatürliche

Verhältniß auszugleichen, verdanken wir dem Herrn Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unſere Werke verleihen müſſen, ſtatt ſie zu verkaufen. Ich will berechnen: was mir mein literariſcher Kleinhandel auf dieſe Weiſe abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu leſen koſtet, wenn ich Herrn Döring's billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibſtuben beſchäftigten Frankfurter zwei Tage über einem Hefte zubringen würden, ſo würden ſie 4 Kreuzer Leſegeld darauf verwenden. Nun iſt es gewiß keine unbeſcheidene Schätzung meiner ſelbſt, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15000 Menſchen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieſes betrüge zuſammen 1000 Gulden Leſegeld, und für einen Band von 8 Heften 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutſche, und, nach dem Verhältniß von Frankfurt den dritten Theil der Nation zu meinen Leſern, ſo würde ein Band der Wage jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennutz dann jährlich 4 Bände ſchreiben würde, dieſe zuſammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinnſt einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenoſſen, mir dieſes nachzuthun? Wahrlich mir wird ſchwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache Folgendes bekannt:

„Das dritte Heft der Wage iſt unter der Kelter, und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verſchenkt werden, oder ſo gut als verſchenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 4 Kreuzer, wofür man es zwei Tage behalten kann. Es wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterſchrift zugeſchickt werden. Da in jeder Stadt Deutſchlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15000 Leſern 30000 Tage oder 82 Jahre 2 Monate und 10 Tage erforderlich ſind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen iſt, ſo bemerke ich ausdrücklich, daß die Abonnement-Scheine auch für die Erben in abſteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mitbürger mit dieſer Einrichtung um ſo zufriedener ſeyn werden, da viele die Erhöhung des Preiſes der Zeitſchrift nicht gebilligt haben: denn ich muß dieſes annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hieſigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund dieſer Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr ſo offen und frei ſchreiben darf, wie ehemals: denn für meine verſtändigen Leſer, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel ſeyn, ob ich, wie ſonſt, gerade heraus ſage, ſechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich ſage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann.“

XI.

Eine Kleinigkeit.

Im vorigen Hefte der Wage hatte ich eine Beurtheilung der ſatyriſch-humoriſtiſchen Gedichte, von Döring, Lpz. 1820., in Ernſt Klein's literar. Comptoir, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine literariſche Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt.“ Hierauf bezieht ſich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedruckt fand.

„Herr Börne, der jetzt wieder in dem von ihm ſo geſchmähten Frankfurt lebt, findet für gut, ſeinen Witz jetzt in ſeiner Wage an Schriftſtellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftſtellern wie E. T. A. Hoffmann, und auf eine Art, die ſchon laute Mißbilligung erregt hat.“

„Auch Dr. Heinrich Döring hat er wegen: Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte, beſonders in Bezug auf neuere Zeitereigniſſe; dabei auch mich, den gewöhnlich neutralen Verleger, angegriffen Herr Börne weiß wohl nicht, daß Witz auf Namen der ſchlechteſte iſt, und daß es ſcheint, als wenn das kleine Comptoir wenigſtens ſo groß ſey, daß es keine Börne'ſche Wage (die nirgends geſetzlich oder üblich eingeführt iſt) zu verlegen braucht. Sollte Herr Börne unwillig auf mich ſeyn, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich ſey auch ein Judenfeind!

„Herrn Börne's Schreck vom 20. September 1819 läßt ihn in Herrn Dr. Döring einen Septembermann erblicken. Sollte er darum meiner würdig ſeyn? Dann hat der geſcheute Herr Börne den Herrn Dr. Döring gar nicht verſtanden, und von meinem Wirken weiß er gar Nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, ſo haben doch freimüthige Kritiker ſeinen Freimuth über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkühr zu kämpfen gehabt, ohne dieſem durch eine Reiſe nach Paris auszuweichen.“

Ernſt Klein,

Buch- und Kunſthändler in Leipzig und Merſeburg.

Ich weiß recht gut, daß Witz auf Namen der ſchlechteſte iſt, und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, eben ſo grauſam, als die Vorrechte, welche die Geburt ſich anmaßt, lächerlich ſind. Daher war auch der Witz ein ſchlechter, den ich auf Herrn Klein angewendet. Er war gegen den guten Geſchmack, er wäre aber auch unſittlich geweſen, wenn ich den Zweck dabei gehabt hätte, Herrn Klein zu kränken, oder die Vermuthung hätte haben können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Uebereilung damit rechtfertigen, daß der ſchlechte Witz anſteckend iſt, und ich nicht vorſichtig genug war, als ich die ſatyriſchen Gedichte des Herrn Döring beurtheilte. Es würde mir ſehr wehe thun, den Herrn Klein gereizt zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, deſſen ich mich ſchuldig gemacht, ſelbſt, und weit ſtärker beging, mein Gewiſſen beſchwichtigt hätte. Hr. Klein hat Recht, der Buchhändler iſt neutral; aber unter dem Vorwande einer bewaffneten Neutralität darf er an dem Krieg keinen größern Antheil nehmen, als die Vertheidigung ſeiner Grenzen erfordert. Waren die Ausfälle weit in mein Gebiet hinein gerecht, ſind die großen kriegeriſchen Zurüſtungen nothwendig geweſen? Herr Klein hat nicht blos den ganzen deutſchen Bund feindlich gegen mich geſtimmt, ſondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separat-Bündniſſe gegen mich geſchloſſen. Nie habe ich Frankfurt geſchmäht; denn Unrecht und Irrthum haben ſo wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für dieſe, wenn ich gegen jene ſtritt, ſo mußte es wohl auf irgend einem Schlachtfelde geſchehen, aber der Ort des Kampfes iſt nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an Hoffmann's Schriften meinen Witz geübt? Nun wahrlich, und hielt ich mich auch für den beſten Schützen, ich wüßte immer, daß die Armbruſt ſo hoch nicht trägt, und ich verſucht' es nicht. Ich habe Kater Murr und die Serapions-Brüder beſtritten, und da ich hierin Muth gezeigt, ſo geſchah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen ſchwachen Feind gewagt hätte. Hoffmann's Wiſſenſchaft, nicht ſeiner Kunſt bin ich entgegengetreten: beide achte ich, aber nur die letztere liebe ich, und ich wäre ſehr zufrieden, wenn mich dieſer geiſtreiche Schriftſteller nur um die Hälfte weniger ſchätzte, als er ſelbſt von mir geſchätzt wird. Wie konnte Herr Klein auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang ſeines Buchhandels mit Geringſchätzung bezeichnen wollen? Wäre dieſer nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Herr Klein Recht, der Verlag meiner Wage würde ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meinung von ſeinen Geſchäften. Denn wenn ich die zwei Artikel erwäge, mit welchen Herr Klein in dem neueſten Leipziger Bücher-Verzeichniſſe ſteht, und die beide in neuen verbeſſerten Auflagen erſcheinen, nämlich: „Die Heirathsluſtigen, ein kurzweiliges Lottoſpiel mit Karrikaturkarten für frohe Geſellſchaften" und: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelſpiel für Jung und Alt" — ſo ſchließe ich mit Recht, daß ſeine jungen wie ſeine alten Verlags-Werke neue Auflagen theils verdienen, theils erhalten haben.

Herr Klein fragt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen ſeiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein Judenfeind ſey? Da ich ſo ſchuldlos bin wie ein Lamm, und weder die Schlupfwinkel des Argwohns noch die Schleichwege der Liſt kenne, ſo verſtand ich dieſe Betonung gar nicht. Ein Anderer mußte ſie mir erſt aufſchließen. Man erzählte mir, eine Schrift *gegen* die Juden, von *Hartwig von Hundt-Radowsky* u. ſ. w., u. ſ. w. verfaßt, wäre im Verlage des Herrn *Klein* erſchienen, und da mich dieſer für einen Juden hielte, glaube er, ich ſey deßwegen böſe auf ihn. Die bezeichnete Schrift kenne ich gar nicht: aber wenn ſie ſo ſchlecht iſt als eine andere des nämlichen Verfaſſers, als *Truthähnchen*, ſo iſt ſie unter allen ſchlechten Schriften gegen die Juden die ſchlechteſte. Iſt Herr *Klein* ſelbſt ein Judenfeind, ſo geſtehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die Feindſchaft aus ſeinem Herzen, und beklage, wenn ſie aus ſeinem Kopfe entſpringt. Dem deutſchen *Volke* verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein *Kinder*-Volk iſt, und darum, eben wie die Kinder, um einſt *frei* auf den Füßen ſtehen zu können, einer Lauf-Bank bedarf, damit es an der Schranke der Freiheit die Schranke entbehren lerne. Das deutſche Volk würde hundertmal im Tage *umfallen*, wenn es ohne Vorurtheile wäre. Aber dem einzelnen *erwachſenen* Menſchen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermuthet Herr *Klein*, daß ich ſelbſt ein Jude ſey? weil ich die Juden vertheidige? Alſo Herr *Klein* ſchließt, alle die Menſchen müſſen meine Freunde oder Blutsverwandte ſeyn, die ich nicht berauben und beſtehlen helfe? Denn iſt es etwas Anderes als der gewaltſamſte Raub, als der ſchnödeſte Diebſtahl, wenn man den Juden das heiligſte, das unantaſtbarſte, unverletzlichſte Eigenthum, das, was ſie von der Natur ſelbſt erworben, betrügeriſch vorenthält? Gibt es etwas Ungerechteres, als die *Minorate*, die wir zu unſerem Vortheile geſtiftet, und etwas Lächerlicheres, als die Meinung, daß uns, weil wir die *jüngern* Söhne des Vaters ſind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude ſeyn, um *chriſtliche* Geſinnungen zu hegen?

Herr *Klein* ſagt, die Beſchlüſſe des 20. *Septembers* hätten mich *erſchreckt*. Wäre ich der, für den mich Herr *Klein* gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erſchrocken, ich hätte mich *gefreut*. Er ſagt, ich hätte Herrn Döring nicht verſtanden, der Nichts gethan, als die Gebrechen der Zeit freimüthig gerüget. Ich habe Herrn Döring wohl verſtanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die *Gebrechlichen* der Zeit hat er verſpottet, ſtatt *die* zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Herr *Klein* ſagt, er ſelbſt habe gegen Willkühr zu kämpfen gehabt — das geſteht er, und doch, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkühr ſchmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er ſich erzählen ließ, ich ſey nach Paris *entflohen*. Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das *Verdienen* der Strafe, nicht die Strafe.

XII.

Ueber die Beurtheilung des Manuſcripts aus Süd-Deutſchland,

in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820.

Das beurtheilte Werk ſelbſt werde ich ſo wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil ſein Inhalt bekannt, und bekannter als es ſelbſt verbreitet iſt, (denn was that es mehr, als die ſtille Geſinnung Aller zur Sprache bringen? — es that nur weniger) ſondern aus dem Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundſätze des Beurtheilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuſcriptes nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig genug. Es hat ſich geſcheut, die Schamtheile der Wahrheit zu entblöſen; aber wenn die Wahrheit krank iſt, da iſt nicht Zeit mehr zu ſittſamen Bedenklichkeiten. Der Beurtheiler iſt ein kühnerer Wundarzt, er ſtößt die Sentnadel in die Wunden — der Seinigen, bis er die Knochen ſpürt. Freilich that er es unbedacht, nicht mit Vorſatz; denn an Wortgaukeleien ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den ſtärkſten Gerüchen, um die Sinne zu betäuben, um die Luft zu verdüſtern, damit man an den Geiſterſpuck um ſo leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurtheilers entgegen trete — unſere Hauptanſichten ſelbſt ſtehen ſo weit auseinander, daß es zwiſchen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann — ſo geſchieht es nicht, um ſie zu widerlegen: denn man täuſcht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenloſe Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irdiſchen Vortheil bringt; es geſchieht, um dem Beurtheiler zu zeigen, daß man ihn verſtanden. Der alte Adam ſpricht aus ihm, die Erbſünde der gewalt-lüſternen Menſchen. Eines aber hat er uns verrathen, was erfreulich iſt — wo der Gewaltwille ſich zu rechtfertigen anfängt, da iſt ſeine Macht im Sinken. Redet nur immer was ihr wollt, aber redet. Die Wahrheit iſt ein Magnet, ſelbſt das Eiſen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurückbleibt. Was vermag er waffenlos?

Der Beurtheiler glaubt die jetzige Zeit erſt ſchildern zu müſſen, vergeſſend, daß ſie kenntlich genug bezeichnet iſt, wenn er erklärt, wie ſie ihm und den Seinigen mißfalle. Er ſpricht: die einſeitige Begriffskultur, und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbeſſerung dieſer Zeit hätten die Eigenthümlichkeit der Völker in eine gleichartige chaotiſche Maſſe aufgelöſt, in der nur noch die wandelbare Parteimeinung des Tags, und der eben ſo wandelbare und unſichere Geldbeſitz trenne und unterſcheide. Was ſonſt Völker waren, wären jetzt Parteien, und der Parteimann in Deutſchland ſey ſeinem Geiſtesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und befreundeter, als ſeinem andersdenkenden Landsmanne. Er ſpricht von der zerſtörenden Wirkung der Verſtandesbildung, und von den gewöhnlichen politiſchen Tagsſchriftſtellern, deren ganze Schaar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre Eigenthümlichkeit verloren, weil ſie angefangen übereinſtimmende Wünſche zu hegen? Man iſt eher Menſch als Bürger, und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohl gethan, die Wälder des Tacitus zu verlaſſen, aber kann die Freiheit nicht auch in Häuſern wohnen? Die alten Deutſchen hatten auch Könige. Wandelbarer Geldbeſitz! — ja wohl, dem fließen die Thränen des Beurtheilers. Geld iſt ein Strom, aus dem Jeder ſchöpfen kann, die Durſtigen aber ſind kraftlos wie man ſie wünſcht. Es wäre freilich beſſer, den Werth der Dinge mit leibeignen Menſchen, Schaafen und Grundſtücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schaafe in den Stall ſperren, und Grundſtücke mit einer Mauer umziehen — dann wandeln ſie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft! Dann kommt aller Reichthum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde iſt ihnen gelobt, uns nur der Himmel. Wenn der Beurtheiler ſelbſt keine Bundesbrüder mehr in Spanien ſucht, iſt das Vaterlandsliebe, iſt das ſein Verdienſt? Es iſt das Verdienſt der Spanier, welche die Inquiſition abgeſchafft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben. Verſtandesbildung! Ja freilich; denn eben der Verſtand iſt der Geldhaushalt des Geiſtes, der wandelbare; der unwandelbare Glaube aber iſt beſſer, weil er der grundbeſitzenden Ariſtokratie Frohndienſte leiſtet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und ſchöner Lohn iſt uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beides iſt euer Verbrechen. Daß die Tagsſchriftſteller, die jetzt für die gute Sache ſtreiten, eine Schaar; daß ſie gewöhnlich ſind, und nur wenige unter ihnen ſich zu feilen Söldlingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurtheiler keinen Muth machen. So klein iſt die Zahl der Söldlinge geworden, daß, wie ehemals die Herrſcher ein Triumvirat gebildet, jetzt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beſtändige im Munde Führen des öffentlichen Wohls, deſſen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat mißbraucht wird“ iſt dem Beurtheiler eine der Farben, woran er das Schreckbild erkennt, vor dem wir ſchon dreißig Jahre die Phantaſie furchtſamer oder ſchuldbewußter Menſchen haben zittern ſehen — des Jakobinismus. „Humanität, Aufklärung, Freiheit und Gleichheit, Menſchenrechte, Liberalität, Konſtitution u. dgl., wobei ſich eigentlich Niemand etwas

Beſtimmtes und Klares denkt," nennt der Beurtheiler Stich- und Modeworte. Wenn der Deutſche das öffentliche Wohl nur im Munde führen darf, weſſen iſt die Schuld, und weſſen iſt die Schuld, daß er ſelbſt dieſes nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geſchah, verwerfliche (nicht immer verworfene) Menſchen, die Freiheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewaltthätigkeit zu bereiten, hätte es geſchehen können, wenn die Völker Etwas zu verlieren gehabt, und nicht in dem Wechſel ihrer Zwanggebieter eine willkommene, und eine um ſo willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtſinn und Unerfahrenheit der neuen Tyrannei ſich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freiheit, Menſchenrechten und Konſtitutionen ſpricht, ohne zu wiſſen, was ſie ſich klar und beſtimmt dabei zu denken habe — dieſe Einwendung, die der Beurtheiler macht, denkt er uns damit zu täuſchen? Er ſelbſt muß es wiſſen, wie ausgedehnt und kraftlos ſolche Redensarten ſind. Iſt der Menſch darum weniger krank, weil er den Sitz ſeines Uebels nicht kennt, fühlt er ſich weniger geſundet, weil er nicht weiß, wie er geheilt worden? Die Arzneikundigen kennen jenen und wiſſen dieſes. Wenn das Volk über den Druck der Abgaben klagt, iſt ſeine Klage darum ungerecht, weil es nicht einſieht, daß es die ſtehenden Heere und die tauſend Schmarotzer am Staats-Tiſche ſind, die ſich mit dem Schweiße ſeiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menſchen keinen Acker finden, auch für die Freuden des Lebens zu ſäen und zu ernten, dürfen ſie darum nicht murren, weil ſie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden entziehen? Wenn ein ſchlichter Bürger ſeufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangen gehalten ohne Unterſuchung; frei geſprochen ohne Rechtfertigung, verdienen ſeine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle ſeiner Noth nicht kennt, weil ihm unbekannt iſt, daß ſie daher entſprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geſchwornen im Lande gibt? Dazu ſind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurtheiler ſelbſt Humanität, Aufklärung, Freiheit, Menſchen-Rechte, Liberalität, Worte ſind, unter denen er ſich nichts Beſtimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle ſeine Reden bewieſe. Aber was Konſtitution ſey, ſollte er doch wiſſen; England, Frankreich, Baiern, Würtemberg, Baden, hätten es ihn lehren können. Oder nennt er eine ſolche Konſtitution auch eine „Revolution von Oben,“ wie ſich Fr. Schlegel in ſeiner Konkordia „trefflich“ ausdrückt?

Endlich ſteigt der Beurtheiler von ſeinen erhabenen Anſichten herab, nachdem er oben auf dem Berge, wie Moſes, für die Sache ſeines Volkes die Hände gefaltet — er ſteigt herab, um nachzuſehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und ſchmäht nun den Feind, den er geſchlagen wähnt. Er wirft dem Verfaſſer des Manuſcriptes vor: er habe verſucht die Regierungen zu entzweien, doch vergebens, die Kabinette ſeyen nie einiger, das Band gegenſeitiger Achtung und befeſtigten Vertrauens, ſey nie ſtärker geweſen, als jetzt. Er wirft ihm vor: jene verrufene Rechenmeiſter-Politik, jene willkührlichen, weder Recht noch Geſchichte beachtenden Ländervertheilungen, jene Staatenmacherei, jene gewaltſame rückſichtsloſe Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunſch und Willen. „In Deutſchland zerſchneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abſchnitt. Die Geſinnung des Manuſcriptes ſey weniger die republikaniſche Art und Geſtalt, als die weit wirkſamere Napoleoniſch-Despotiſche“ ... Wenn der Verfaſſer des beurtheilten Werks die Regierungen zu entzweien geſucht, dann hat er Unrecht gethan, und nicht blos im Sinne des Beurtheilers. Wo Schlimme und Gute ſich geſellen, da verderben oft jene dieſe, aber nicht ſelten auch beſſern dieſe jene: wir haben beide Erfahrungen. Wie man auch geſinnt ſey, man darf ſich der Einigkeit der Fürſten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einſicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liegen werde, mit ihren Völkern, als unter ſich eng verbunden zu ſeyn. Man rede uns doch nicht von Kabinetten, es gibt keine Kabinette mehr, ſeitdem die Fürſten ſelbſt das Hausrecht aller Staats-Bewohner anerkannt haben. Die Kabinette ſind nur noch — doch nein, ſie ſind mehr — ſie ſind die Thürwächter-Zimmer, worin über alle Theile und über alle Bewohner des großen Hauſes gewacht wird. Wahrlich eine ſchönere und edlere Beſtimmung, als die frühere war! Wenn der Beurtheiler gegen die Rechenmeiſter-Politik, gegen die weder Recht noch Geſchichte beachtenden Ländervertheilungen eifert, ſo danken wir ihm dafür, das war brav geſprochen, und kann er es nicht auf Erden, ſo wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er deſpotiſche Art verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht blos Napoleoniſche gemeint.

Endlich — endlich, nachdem es lange geſiedet, gebrauſt, gelärmt und geziſcht, erhebt ſich ſchwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut, und winkt, und hoch in ſeiner Rechten hält er den Becher, den Kelch des Heils, den er im Abgrund fand. Die Preßfreiheit, die ſeit Jahr und Tag, wie Unkraut, in Deutſchland wuchernde Preßfreiheit, hat allen den Jammer verſchuldet. Sie müſſe ausgerottet werden. Cenſur-Geſetze genügen nicht, man müſſe die Preßfrechen beſtrafen wie in — England. Ja, Ihr könnt es leſen, England wurde zum Beiſpiel genommen! an Würtemberg läßt der Beurtheiler den Befehl ergehen, es ſolle über den Verfaſſer des Manuſcripts, wenn er ſich im Lande ſehen ließe, das Geeignete verfügen. O pfui! Iſt das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn Ihr Häſcher ſeyn wollt, ſo redet nicht, ſchweigt und ſchleicht wie es die Diebe machen. Meiſter des Kerkers iſt der Beurtheiler, nicht Meiſter des Worts, und ſo raſſele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder ſchlagen. Wenn er in ſeiner blumengeſtickten Sprache ausruft: „Wie einſt nach jener großen Fluth Tauben ausgeſendet worden, bis eine den Oelzweig des Friedens zurückbrachte, ſo ſenden ſie ihre Zwietracht-Raben aus, daß einer ihnen endlich den erſehnten Zweig des Unfriedens bringe“ — wenn der Beurtheiler an den Raben erinnern mochte, ſo vergaß er ſicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm ſelbſt unwillkommen, aufwecke:

> Maître Corbeau sur un arbre perché
> Tenoit dans son bec un fromage . . .

Der Rabe iſt der Gewaltwille, der Beurtheiler iſt der Fuchs, der Käſe iſt — der General-Direktor des Buchhandels, welcher in Leipzig thronen ſoll. Stempeln (Ihr erfahrt es jetzt) wollen ſie die Bücher laſſen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihren Stempel, und wäret Ihr von Erz und Stahl, flach wie Ihr ſeyd, Ihr müßt ihn doch aufnehmen.

XIII.

Unvollſtändiges Verzeichniß der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler.

(1821.)

Wenn ich nicht die Feldſchützen fürchtete (denn auch die Witzjagd hat ihre Hägezeit), oder wenn ich ein belletriſtiſcher Grec wäre, der falſche Wortſpiele triebe, ſo würde ich ohne Umſtände ſagen: „Der geneigte Leſer wolle die im zweiten Hefte der Wage vorkommenden Druckfehler wegen der Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte entſchuldigen: ſeine Entfernung vom Druckorte aber bedarf keiner Entſchuldigung, denn er wohnt im Druckorte.“ Aber ich mag dieſe ungeſchickte Volte nicht ſchlagen, ſondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und beſſern, und zwar dieſes und jenes — ungleich den Hofpredigern und Großen — nur die großen. Seitdem Fauſt die Druckfehler erfunden hat, iſt dieſe ſchöne Kunſt ſehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhältniſſe, als die Größe der Bücher abgenommen hat, iſt die Menge der Druckfehler angewachſen; man findet deren in

Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler ſind von keiner Bedeutung, ſie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die ſinnentſtellenden Fehler werden von den Schriftſtellern mehr gefürchtet als von den Leſern, welchen es auf eine Sinnloſigkeit mehr nicht ankömmt. Aber von großer und oft angenehmer Wichtigkeit ſind die *ſinnverſtellenden* Druckfehler, und auf dieſen typographiſchen Maskenbällen begeben ſich die artigſten Verwechſelungen. Z. B. *Kuchenfreund* ſtatt *Jugendfreund*, *Mädchen* ſtatt *Mährchen* und dergleichen andere, wie ſie Göthe in einer Abhandlung über „Hör-, Schreib- und Druckfehler“ (Kunſt und Alterthum, 2ten Bandes 2tes Heft) herzählt. Dort ſagt Göthe: „... Iſt man nun beim Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht ſchon mit der Sache bekannt, ſo wird man von Zeit zu Zeit anſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine divinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Verfaſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes ſagen will, noch darf. Aber iſt man denn einer ſolchen Anſtrengung fähig? und wer iſt es immer? Da nun die werthe deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in dieſem Punkte leider allen übrigen nachſteht, die, ſowohl in ſchönem, prächtigen Druck, als, was noch mehr werth iſt, in einem fehlerfreien Ehre und Freude ſetzen, ſo wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Uebel durch gemeinſame

Bemühung der Schreib- und Druckluſtigen entgegen arbeiten. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Gefühl der Druckherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſeyn; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer, wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen als literariſch gebildeten Männern ein ſolches Unweſen nothwendig auffallen muß, wenn ſie, wie das Geſetz erlaubt, Aushängebogen cenſiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläßig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen, als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann? ſo darf man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angeſtellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerkſame habe immer noch Aufmerkſamkeit genug. Wie dem auch ſey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, ſo iſt deſſen Heilung vorbereitet. Mögen einſichtige Druckherrn über dieſe ſie ſo nahe angehende Angelegenheit in unſeren vielgeleſenen Zeitblättern ſich ſelbſt ausſprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünſchenswerth ſey, ihrer nähern Einſicht gemäß, die wirkſamſten Aufſchlüſſe geben." Was ſich doch ein rechtlicher Mann wie Göthe alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spitzbuben hätten nicht den Rath geben dürfen, die Cenſoren zu Staats-Correctoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Cenſoren als ſolche, literariſch gebildete Männer wären: man hätte beides für Satyre gehalten. Aber Göthe's Vorſchlag iſt gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedies kann man der Polizei nicht Beſchäftigung genug geben: denn Müſſigang iſt aller Laſter Anfang. Die Cenſoren hätten nicht blos auf die Fehler der Druckerei, ſondern auch auf die grammatikaliſchen und ſtyliſtiſchen der Schriftſteller ein wachſames Auge zu haben. Gegen alle neologiſch-grammatikaliſchen Umtriebe, wie die neuern, deren ſich Jean Paul ſchuldig gemacht hat, hätten ſie kräftig einzuſchreiten. Staats-Correctur-Häuſer wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographiſche Zentral-Unterſuchungscommiſſion für ganz Deutſchland unaufſtehlich ſitzen — und zwar aus keinem andern Grunde in Mainz, als weil von dort die Buchdruckerkunſt ausgegangen iſt. Dieſe ſtereotype Commiſſion hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wiſſenſchaft in Wien oder Berlin zu berichten, was ſie zu berichten hat; hat ſie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Druckfehler in der Wage zu verbeſſern, damit ich in kein Staats-Correctur-Haus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerkſamkeit.

Seite 2. Zeile 13. muß es heißen nie ſtatt mir. — S. 3. Z. 15. ſteht: tout le monde marchand ici; es ſollte aber ſtehen: tout le monde est marchand ici. Der Setzer konnte wahrſcheinlich nicht klug aus mir werden, ob ich ein guter oder ein ſchlechter Franzoſe ſey. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen ſchlechten, weiter unten aber S. 8. Z. 15. läßt er mich wie einen ächten Pariſer, Jck ſagen ſtatt Jch — S. 9. 2. von unten, ſteht Flarlan, ſtatt Flaſſan; ſo heißt der franzöſiſche Schriftſteller, welcher eine Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie geſchrieben hat. — S. 12. Z. 11. ſteht grune ſt. grunze, und eben dort Z. 12. maue ſt. miaue. Der Setzer ſollte die Sprache der Hausthiere beſſer kennen. — S. 20. Z. 8. ſteht Kreuzwägen, ſtatt Kreuzwegen. Poſtwägen kann man freilich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens iſt; aber ich nahm es nicht in dieſem Verſtande. — S. 22. Z. 5. ſteht hatte für halte. — S. 23. Z. 4. muß es heißen jambon (Schinken) ſt. Jean bon. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grauſamer Setzer einen Spaß ausrupft. Auf der nämlichen Seite Z. 15. ſteht Thüler-Logen, ſtatt Töchter-Logen. — S. 25. und folgende, wurde ſt. Grillparzer, immer Grillpazzer geſetzt. Ich habe um ſo größern Verdacht, daß dieſe Vorliebe zum z, eine ſpaniſch-italianiſche Tendenz, und irgend einen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60. Z. 8. Meißeniſch ſteht, ſt. Meißeniſch. — S. 28. Z. 16. von unten, ſteht umgrimter ſt. umgrunter. Umgrimmte Lorbeerhaine iſt zwar ſchön geſagt; mancher Dichter geht um den Lorbeerhain herum, und iſt grimmig, daß er nicht hinein darf. — S. 29. Z. 11. muß es heißen Weſte ſt. Weß. — S. 30. Z. 11. ſteht verlegenen ſt. verlogenen. Lügen kann man in keinem Conjungations-Falle mit Theater-Direktionen verbinden. — S. 31. Z. 17. v. unten ſteht brauche ſt. braucht. S. 37. Z. 14. ſteht Ecken ſt. Erde. — S. 40. Z. 8. ſteht ein Fehler, über den ich heftig erſchrak. Die Worte „Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun,“ ſtehen im Texte, und es ſieht aus, als hätte ich ſie geſagt. Aber ſolche gottloſe Reden ſind mir ein Gräuel. Es iſt ein Vers aus dem angezeigten Trauerſpiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdrucker Sprache, Petit geſetzt werden ſollen, wie die übrigen Verſe. Solche carbonariſchen Redensarten können nicht klein und unleſerlich genug gedruckt werden. — S. 47. Z. 12. von unten, muß es heißen Sittenprunk ſt. Ritterprunk, wie dort ſteht. — S. 54. Z. 13. ſteht Theater-Baren. Theater-Bär iſt gut geſagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn ſchmücken; ich ſprach blos vom Theater-Lärm. — S. 60. letzte Zeile unten, ſteht Ofen ſt. Oſten. — — — Man hat Beiſpiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre ihrem Richter den Beutel aus der Taſche gezogen haben, und daß unter der Predigt ſolche Verbrechen begangen worden ſind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht werden alſo auch in dieſer Druckfehlerreinigung neue Fehler zum Vorſchein kommen. Doch können wir zufrieden ſeyn, wenn die Arzenei nur ſo viel wirkt, daß ſich die Krankheit nach außen auf unedlere Theile des Körpers wirft.

XIV.

Das Geſpenſt der Zeit.

(1821.)

Geht ein vornehmer Mann in's literariſche Wirthshaus, und wird er in die Balgereien der Zechluſtigen mit hineingezogen, ſo hat er ſich das ſelbſt zuzuſchreiben, denn er hätte weg bleiben können. Drängt er ſich aber gar zu unſerem Tiſche, und ſucht er Händel, dann freut ſich gewiß jeder billige und beſcheidene Mann, wenn es was abſetzt. Wir ſind die Kutſcher der Zeit; die großen Herren können es bequem haben, ſich in den Wagen ſetzen und ſich fahren laſſen. Zwar behaupten ſie, Kutſche, Pferde und Kutſcher, das gehöre alle ihnen eigen, und wir müßten fahren, wohin ſie wollten. Ob ſie das Recht haben, dieſes zu fordern oder nicht, das zu unterſuchen iſt jetzt zu ſpät; genug, wir haben die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausſpringen aus dem Wagen iſt mit chirurgiſcher Gefahr verbunden. Was iſt der Zeitgeiſt? Dieſen Gegenſtand hat der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe in einer zu Bamberg gehaltenen Advent-Rede beſprochen. Wie er ihn beſprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber ſeine Rede auch hat drucken laſſen, hat er vor Menſchen zu verantworten. Dieſe kleine Schrift iſt zwar zu unbedeutend, ernſte Aufmerkſamkeit zu verdienen, und zu ſcheinlos, um täuſchen und verführen zu können; doch möge ſie als Anregung zu einer wichtigen Frage nicht ganz verworfen werden. Wie hat ſich der Religionslehrer in unſerer Zeit, wo die bürgerliche Geſellſchaft — ich werde mich, dem Leſer die freie Wahl überlaſſend, beider Sprachen bedienen — ſich verjüngt oder hinfällig wird, ſich erfriſcht oder abwelkt, aufbaut oder zerſtört, mündig oder geiſtesſchwach, geſund oder krank wird; wie hat er ſich da zu verhalten? Er muß über dieſes alles hinausſehen: denn er hat den Menſchen abzuziehen von der ſinnlichen, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beſtändige, wahre, ſondern die vergängliche, wechſelnde, falſche Welt iſt, die, nur ein Spiegelbild der Sinne, im Ohre, im Auge, in jedem Menſchen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bei jedem Wandel des Lichtes, ſich anders abbildet, und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechſelt. Der Geiſtliche ſoll lehren, daß nichts geſchieht ohne Wiſſen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge, und daß alles, was geſchieht, weiſe, gerecht und erſprießlich iſt. Mag Deſpotie die Glieder des Volks zuſammendrücken, mag Anarchie ſie auseinander zerren; mögen in Republiken tauſend

Blutigel, mögen in Monarchieen nur wenige Raubthiere das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ordnung der Geſchichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeiſt, wer die allgemeine Beſchaffenheit der jetzigen Welt läſtert, der hat Gott ſelbſt geläſtert; denn gottlos iſt jeder, welcher meint, die Menſchen könnten handeln ohne Gott. Kömmt die Macht der Fürſten vom Himmel, ſo kommt auch deren Beſchränkung vom Himmel. Es gibt nichts Verächtlicheres unter der Sonne, als einen Geiſtlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde, und die Religion zur ſchmutzigen Handthierung einer gemeinen Polizei-Magd zwingt. Die Geiſtlichen ſollen Achtung lehren vor den beſtehenden Geſetzen, Gehorſam gegen die beſtehende Obrigkeit: nicht darum, weil jene Geſetze die weiſeſten ſind, weil dieſe Obrigkeit die gerechteſte iſt, ſondern ſelbſt dann, wenn ſie es auch nicht wären. Denn der Menſch ſteht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorſehung, und er ſoll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er geſunde und erſtarke. Zu jeder Zeit hat die Religion auf die Verfaſſungs-Urkunden der Staaten ihr Siegel gedrückt, und die Prieſter waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt, oder von irgend einer Gewalt zerriſſen worden — was nützt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern?

Es iſt fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu thun, um ſich ſelbſt zu retten, und durch ihr treues Zeugniß den Hader der Rechtsſtreitenden zu verhüten? *Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrags aufzudrücken.* Weil dieſes immer verſäumt worden, weil die Prieſter, ſie, die Lehrer der Unſterblichkeit, ſie, die Gläubigen der Zukunft, immer ängſtlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten, als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechſel der innern Natur der bürgerlichen Geſellſchaft auch die Religion gewechſelt. Zittert ihr Chriſtus-Lehrer, daß der Haß, den eure Widerſpenſtigkeit erregt, nicht auf eure Lehre zurückfalle! Wenn ihr predigt, die chriſtliche Religion könne nicht beſtehen mit der neuen Ordnung der Dinge; ſo habt ihr gepredigt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht beſtehen mit der chriſtlichen Religion. Aber ſie kann es wohl, nur eure Herrſchſucht kann es nicht. Die Religion ſoll nicht Wurzel ſeyn der Staaten, die nur ſolche oder ſolche Früchte geduldig trägt, ſondern befruchtender Thau, der alle Pflanzen erquickt. Sie ſoll nicht eine Oellampe ſeyn, die dieſen oder jenen Winkel erhellt, ſondern die Sonne, die Alles beleuchtet. Herrſchbegierde und Freiheitsliebe werden ewig die menſchliche Seele bewegen, ſie ſind die zwei Seiten *eines* Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geſchöpfen eingeflößt hat. Leben, heißt frei ſeyn. Herrſchſucht iſt die Freiheitsliebe Einzelner.

Freiheitsliebe iſt die Herrſchſucht Aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müſſen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Alterthums waren glücklicher; denn ſie waren freier als wir, und ſie waren freier, weil ſie von dem Grundvermögen ihrer Freiheit lebten, und keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, Alles der Gegenwart aufopferten. Der Chriſt iſt minder frei, weil er nur die Zinſen ſeiner Freiheit verzehrt. Die chriſtliche Religion lehrt frei ſeyn in der Freiheit, ſich glücklich fühlen in dem Glücke Anderer. Wenn je die Welt in das Heidenthum und in die Finſterniß zurückſinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntniß, wenn die Sonne der Liebe untergeht, und wenn wir, an der Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verſchwender in den Tag hineinleben — dann werden es jene herrſchſüchtigen Prieſter verſchuldet haben, die der Gewalt ſchmeicheln, um ſie zu theilen, denen der Opferpfennig mehr iſt als Gebet, und welche keck behaupten, alle Freiheit, die wir genößen, wäre nicht der ſchuldige Zins von dem Darlehen, das wir unſern Herrſchern gaben, ſondern nur das Almoſen ihrer Gnade, ſteigend und fallend wie dieſe.

Wer nicht wahr ſprechen und überzeugen kann, der ſollte wenigſtens ſchön ſprechen, um zu überreden, und wer beides nicht vermag, der ſollte ſchweigen können. Schweigen iſt eine große Kunſt; doch gewöhnlich beſitzen ſie nur ſolche, denen ſie nicht frommt, und die, welchen ſie frommt, haben ſie nicht. Was iſt der Zeitgeiſt? frägt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe, und dieſe Frage in zwei Hälfte theilend, theilt er auch die Antwort, die er ſich ſelbſt gibt. Er fragt: I. Worin beſteht der Geiſt unſerer Zeit? II. Welcher Mittel müſſen wir uns gegen ihn bedienen, um uns vor demſelben rein zu erhalten? Und wie beginnt er ſeine Unterſuchung? — „Die Nacht iſt vergangen, der Tag aber iſt angebrochen, hinweg denn mit den Werken der Finſterniß und angethan die Rüſtung des Lichtes. (Brief Pauli an die Römer K. 13, V. 12.) Mit dieſem Spruche, ja wahrlich mit dieſem Spruche beginnt er ſeine Unterſuchung. Nur der frömmſte Prieſter kann ſich ſo kaſteien, — ſich ſelbſt ſo grauſam zu verſpotten, das verdunkelt den Ruhm aller Helden des Glaubens! Die Nacht iſt wirklich vergangen, der Tag iſt wirklich angebrochen, die Werke der Finſterniß werden beleuchtet und verſpottet werden, und vor der Rüſtung des Lichtes taumelt ihr ſchon jetzt geblendet zurück, und überſtürzt Euch ſelbſt. Der Geiſt der Zeit, vor dem ihr zittert, iſt nicht der Geiſt der lebenden Zeit, er iſt das Geſpenſt der verſtorbenen, der Euerer erſchreckten Einbildungskraft erſcheint. Die fürchterliche Geſtalt dieſes Geiſtes beſchreibt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe auf folgende Weiſe. „Er iſt ein gewaltig mächtig wirkender Geiſt. Wer mit dieſem Zeitſtrome nicht fortſchwimmen will, der ſtehe feſt (mitten im Waſſer, oder an den Ufern?) und ſey auf ſeiner Hut. (Wer denkt nicht hierbei an Horazens

Bäuerlein?) Leicht erkennbar iſt derſelbe; denn er miſcht ſich in Alles, bekrittelt Alles (der Strom?) und trachtet, Alles unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Auch ſind ſeine faulenden Früchte zu Tage gefördert, (alſo der Zeitſtrom trägt Früchte!) ſie heißen Ehrgeiz und Habſucht — Luxus und Sittenloſigkeit — Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privat-Leben — willkührliche Aenderungen ſonſt unantaſtbarer Regierungsformen Intriguen im Innern und von Außen — Untreue im Handel und Wandel — falſche Eidſchwüre — Familien-Zwiſte — gewaltſame Veränderungen durch falſche überſpannte Aufklärung — Grundſätze, die nichts taugen (wie naiv!) — Trennung, Druck und Mißbrauch der Religion und ihrer Diener“ . . . Was ſagt der heilige Hieronymus? Hieronymus ſagt: „Es gibt viele, welche nur den Glauben heucheln, ohne ſich demſelben zu unterwerfen. Aufgeblaſen von eitlem Menſchendunſte ſind ſie, da ſie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geſchmack finden, und nicht an der Wahrheit.“ Hieronymus war ein braver und kluger Mann, und durchſchaute die Heuchelei der Pfaffen. Warum richtet der Verfaſſer gegen uns dieſe Worte? Nicht uns treffen ſie.

Was iſt zu thun in ſolcher Betrübniß? Der Verfaſſer ſtimmt jetzt ſeinen Ton herab, und gibt in der Bußpredigerweiſe allerlei Lehren. Wie er aber auch in dieſem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifervolle Rede zeigen

„Man ſpricht keck den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch Christus ſo oft und ſo nachdrücklich hinweiſet und Viele bewaffnen ſich mit Scheingründen, da ſie ſprechen: „„Niemand wird verdammt; denn dies ſtünde im Widerſpruche mit der unendlichen Liebe des höchſten Weſens."" So alſo macht man den Sohn Gottes zum Lügner. Ihn, der für alle Zeiten die ewig denkwürdigen Worte geſprochen: „Weg von mir, ihr Verfluchten! Weg, in's ewige Feuer! welches dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt." —

Und ihr nennt euch Streiter des Herrn? Iſt Gott nicht barmherziger als ihr, dann wehe euch ſelbſt.

XV.

Ueber
# die Nachtheile der Schulverſäumniſſe.
Einladungsſchrift zu der öffentlichen Prüfung der Muſterſchule,
von
Dr. Seel,
Direktor und Oberlehrer der Muſterſchule.
Frankfurt am Main, 1819.

Europa hätte nichts Ausführliches davon erſahren ohne mich. Eine kleine Schrift von nur vier und zwanzig Seiten, aber voll Inhalt. Ich habe ſie zweimal geleſen. Das erſte Mal lachte ich, und, ich mache kein Geheimniß daraus, ich nahm mir vor, mich darüber luſtig zu machen; das andere Mal aber lachte ich nicht; denn ich ſah wieder eine Faſer von des Lebensbaumes kranker Wurzel. Ich will Scherz und Ernſt mit meinen Leſern redlich theilen.

Man kann nicht wiſſen, ob ſchon Adams Kinder in die Schule gegangen ſind; aber wenn ſie es thaten, ſo kann man wiſſen, daß ſie es ungern thaten. Wir oberflächlichen Menſchen, welche ſeit Jahrtauſenden dieſe Erſcheinung wahrnahmen, begnügten uns mit der Erklärung, das läge in der Natur des Kindes, und dagegen ſey keine Hülfe möglich. Ich ſelbſt habe erſt vor einigen Tagen die ſchmerzliche Entdeckung gemacht, daß die diesjährige Wohlfeilheit der Kirſchen der Frankfurter Jugend ſehr ſchade, indem ſie auf dem Wege zur Schule für ihre wenigen Kreuzer ſehr viel Obſt eſſen kann und hierüber auf der Straße koſtbare Zeit verliert. Ich wollte den Vorſchlag machen, von Polizeiwegen für die Schulkinder eine hohe Taxe der Kirſchen zu ſetzen, damit ſie ſolche mit ihrem kleinen Vermögen nicht erſtehen könnten.

Herr Direktor Seel behandelt den Gegenſtand von einer ganz neuen Seite, mit ungemeiner Gründlichkeit und Menſchenkenntniß. Im Allgemeinen, ſagte er, müſſe man ſich mehr darüber wundern, daß die Schulen noch ſo viel, als daß ſie ſo wenig wirken. Wir wollen dieſe Behauptung hingehen laſſen, und durch keinen Widerſpruch der Beſcheidenheit des Verfaſſers, der ſelbſt Schullehrer iſt, zu nahe treten. Er theilt die Hinderniſſe, welche der Wirkſamkeit der Schule entgegen ſtehen, in zwei Regimenter ein, in das unvermeidliche, und das vermeidliche. Das unvermeidliche Regiment zerfällt in drei Bataillone, wovon das erſte in dem Kinde hauſt, das zweite bei dem Lehrer liegt, und das dritte in die elterliche Wohnung einquartirt iſt. Das Kinderbataillon beſteht aus folgenden Compagnieen Laſter. 1) Trägheit, nicht das wohlbekannte deutſche Uebel, ſondern eine lateiniſche Krankheit, vis inertiae genannt. (Die drei übrigen übergebe ich.) Die Laſter des Lehrer=Bataillons zählten: Beſchränktheit des Verſtandes, (nicht die der Lehrer, ſondern des menſchlichen überhaupt) unvollkommene Einſicht (nicht die des Lehrers, ſondern aller menſchlichen). „Man denke nur, ſagt der Verfaſſer, der Lehrer iſt ein Menſch (nicht immer) und das Objekt ſeiner Lehrthätigkeit (Harmonikaklänge) ein Geiſt! — Und: unſer Wiſſen iſt Stückwerk, und unſer Weiſſagen iſt Stückwerk!" -- Das älterliche Sündenbataillon iſt aus Mangel an Einklang mit der Schule, (oft die einzige Rettung für das arme Kind) und aus vielen andern Unvollkommenheiten, welche bald von den Eltern, bald von den Geſchwiſtern, bald von den Knechten und Mägden ausgehen, zuſammengeſetzt. Dieſe Dinge alle vereinigt, ſagt der Verfaſſer, ſind die unvermeidlichen Uebel, welche das gute Werk der Schule zerſtören. Nun gibt es aber auch vermeidliche Hinderniſſe, an deren Spitze die Schulverſäumniſſe ſtehen.

Herr Dr. Seel bittet nun die Eltern der Muſterkinder, letztere zum fleißigeren Schulbeſuche anzuhalten. Er bittet ſie, „aber freilich mit dem Zuſatze — ſagt der Verfaſſer — zu deſſen Anfügung ich von höherer Behörde beauftragt worden bin, daß, wenn dieſe Bitte den Erfolg nicht haben ſollte, den ich mir davon verſpreche, wir zu Anwendung von — den Eltern vielleicht unangenehmen und empfindlichen — Mitteln ſchreiten müſſen." Bei dieſer Stelle muß ich verweilen, da ſie etwas Gefährliches für die Rechte der perſönlichen Freiheit zu enthalten ſcheint.

Bei der jetzigen Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft, wo ſich der Staat um die Kinder-Erziehung nicht bekümmert, (denn öffentliche Schulen ſind nicht mehr, als Marktanſtalten, welche die Regierung mit Nahrungsmitteln für den Geiſt verſehen läßt, damit Jeder für ſein Geld, ſo viel er für die Seinigen bedarf, dort finden möge) gibt es keine Zwangsmittel für Eltern, die dumm, leichtſinnig, oder pflichtvergeſſen genug wären, den Unterricht ihrer Kinder zu vernachläßigen. Was könnten alſo das für unangenehme und empfindliche Mittel ſeyn, auf welche Herr Direktor Seel anſpielt? Da er von Aufträgen einer höheren Behörde ſpricht, ſo iſt zwar nicht zu bezweifeln, daß ihm, um die Kinder von Schulverſäumniſſen und die Eltern von deren Verſtattung abzuhalten, nur ſolche Verwaltungsbefugniſſe eingeräumt worden ſind, die innerhalb der Schranken der Geſetze liegen. Aber warum nennt Herr Dr. Seel ſeine unangenehmen Mittel nicht, und wie kann er je ſich zu deren Anwendung berechtigt fühlen, ſo lange er ſie nicht beſtimmt angedroht hat? Dem Herrn Dr. Seel ſollte es nicht unbekannt ſeyn, daß nach dem Geiſte der jetzigen Regierungskunſt, kein Strafgeſetz Gültigkeit hat, wenn die darin auf ein Vergehen geſetzte Buße nicht in Größe und Beſchaffenheit beſtimmt ausgedrückt iſt. Der früher in manchen deutſchen Staaten beſtandene Mißbrauch, wo ſich die Regierungen zu ſagen erlaubten: dieſes und jenes zu thun, ſey verboten, und ſolle der Uebertreter „nach Befinden angemeſſen“ beſtraft werden, um ſich hierdurch die ſchöne breite Willkühr vom Galgen bis zu dreißig Kreuzern hinab zu verwahren, findet nirgends mehr Statt. Ich fordere daher Herrn Dr. Seel auf, und die Eltern der Muſterkinder thun dieſes gewiß auch in ihrem Sinne, ſich gefällig darüber zu äußern, worin jene empfindlichen Mittel beſtehen.

Eine herrliche ganz nach der Natur getroffene Schilderung gibt der Herr Verfaſſer, (Seite 7 und 8) von den Tücken, welche die Kinderchen anwenden, um ihre Eltern zu bewegen, daß ſie ihnen den Beſuch der Schule erlaſſen. Es wird Keinen gereuen, dieſe maleriſche Stelle ſelbſt nachgeleſen zu haben.

Die Eltern, fährt der Herr Verfaſſer fort, bringen gewöhnlich nur den negativen Schaden (**lucrum cessans** in der gerichtlichen Sprache genannt) der Schulverſäumniſſe in Anſchlag; den poſitiven Schaden aber (**damnum emergens**) rechnen ſie nicht. Grade dieſer aber ſey die Hauptſache. Schulverſäumniſſe nemlich zerſtören bei dem Kinde die ſo nothwendige Achtung vor der Schule. Warum? Deswegen: „Man urtheile nur einmal ſelbſt: wenn die Schule zuweilen mit einem Spaziergange, mit einem Beſuche, einem häuslichen Vergnügen, mit der Theilnahme an einer Mahlzeit in Colliſion kömmt, und die Schule ohne Weiteres zum Zurückſtehen verurtheilt werde . . . !“ Dieſe Achtung ſey das Nöthigſte. „Wir Menſchen alle, wir Großen ſowohl (es iſt von körperlicher Größe die Rede) als die Kleinen, bedürfen beſtändig, um uns immer mehr zu erheben (den Trieb, ſich zu erheben, zeigt der Verfaſſer ſtark) etwas, das wir hoch über uns erblicken, zu dem wir mit ehrfurchtsvoller Scheu und Achtung emporſehen." Die Kinder alſo ſollten die Schule ſcheuen: (aber das thun ſie ja auch!)

„Daher — es iſt wundervoll, wie der geiſtreiche Verfaſſer ohne Brücke zu dieſem Satze kommen konnte — will es Gottes Wort und Gottes Geſetz, daß der Menſch alle Obrigkeit, Geſetz und weltliche Ordnung ehren ſoll. Und wenn wir es einmal dahin gebracht haben werden, daß jeder Zeitungsſchreiber und Tagblättler die Obrigkeit bekritteln, meiſtern und ſchmähen darf: ſo ſind wir eben ſo gut dran, als hätten wir keine Obrigkeit, dann ſie iſt ja alsdann nicht mehr Obrigkeit." Wenn ich des Herrn Schuldirektors grammatikaliſchen Witz richtig aufgefaßt habe, ſo heißt ihm Obrigkeit was über Alles iſt, alſo auch über das Urtheil. Er geſtatte mir, ihn hierüber zu belehren. Höher als die Obrigkeit ſteht das Geſetz. Ehrfurcht dem Geſetz, nnd Achtung den Vollſtreckern deſſelben! Wo aber das Geſetz aufhört: und wo die Willkühr beginnt, da hört auch, zwar nicht der jeder Obrigkeit ſchuldige Gehorſam, aber die von ihr geforderte Achtung auf, und man wird alsdann nicht blos berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet, ihre Schritte zu beurtheilen. Wenn die Folgerung des Verfaſſers wahr wäre, dann müßten Frankreich, England, Baiern und Würtemberg ohne Obrigkeit ſeyn, da dort täglich geſchieht, was er Bekritteln der Obrigkeit nennt.

Alſo wie die Obrigkeit, ſo ſolle man auch die Eltern und Gott ſcheuen und fürchten. Der Liebe iſt der Verfaſſer abhold, vielleicht ſie auch ihm. Furcht iſt ihm die Lenkerin der bürgerlichen Ordnung und jeder Pflicht, und da es ſich von dem Herrn Muſter-Schuldirektor, wie von jedem braven Manne, erwarten läßt, daß er die Regeln, die er gibt, ſelbſt befolgt, ſo darf man annehmen, daß er ſich gewaltig fürchtet.

Wenn Herr Dr. Seel durch dieſe Abhandlung hat zeigen wollen, warum die Kinder die Schule, deren Direktor er iſt, ſo gern und oft verſäumen, ſo muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er die Wurzel des Uebels völlig aufgedeckt hat: ſie iſt ganz handgreiflich geworden.

Aber ihr, armen geſchreckten Kinder, weinet nicht! Die Natur iſt ſtärker als die Unvernunft der Menſchen. Und was die Thoren, und was die herrſchſüchtigen Knechte auch immer ſagen und thun mögen — euch bleibt ewig ein Mutterſchoos, wohin ihr vor ihren Schmähungen, und ihren Mißhandlungen flüchte:

XVI.

Zwangs-Gottesdienſt.

(1819.)

Am ſieben und zwanzigſten des verfloſſenen Juni wurde in Frankfurt die Erinnerung an eine große Feuersbrunſt, die vor hundert Jahren an dieſem Tage viele Häuſer in Aſche gelegt, feierlich begangen. Der Senat, erwägend, „daß die Erinnerung an ein ſolches Verhängniß einen tiefen Eindruck in die Seele jedes Bürgers und [*]) Einwohners machen muß“, hatte dieſe Feier angeordnet. Es iſt ſchön, einem Staate anzugehören, deſſen Bewohner alle ein von Liebe geflochtenes Familienband vereint: die kein anderes Glück kennen, als das häusliche, keinen andern Schmerz, als den ein Blutsverwandter duldet: die, verſchloſſen vor der ſtürmiſchen Außenwelt, nicht betrauern die mannigfaltigen Jammer, die ſeit dreißig Jahren Europa trafen, und nicht Theil nehmen an der vornehmen Luſt freigewordener Völker, denen eine hundertjährige Geſchichte keine dringendere Lehre bot, als die: ſorglich umzugehen mit Feuer und Licht, und keine größere Mahnung, als ſchnell mit der Spritze herbei zu eilen, wenn es brennt, damit nicht durch Zögerung das große Verhängniß, das vor hundert Jahren über die Frankfurter Menſchheit hereinbrach, ſich erneuere. Glücklicher Staat! Wer fühlt, wie ich, wird deine Hochherzigkeit zu würdigen verſtehen. Nicht hiervon, von etwas Anderem ſey die Rede.

---

[*]) Man ſieht, daß es in der freien Stadt Frankfurt verſchiedene Arten Seelen gibt, deren Beſchaffenheit von den ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen der Leiber abhängt.

In der Verordnung, welche der Senat der freien Stadt Frankfurt, wegen jener Säcularfeier ergehen ließ, heißt es am Schluſſe: „Der Senat . . . . . . erwartet von dem rechtlichen Sinne löblicher Bürger- und Einwohnerſchaft, daß ſolche durch ernſte Gottesverehrung den Dank gegen die Vorſehung . . . . laut ausſprechen werde. Zu dem Ende wird Sonntags den 27. l. M. in allen chriſtlichen Kirchen feierlicher Gottesdienſt gehalten werden, ſo wie in der jüdiſchen Synagoge Gebete verordnet ſind."

Der Senat hatte mit Recht zur kirchlichen Feier eines irdiſchen Ereigniſſes nur aufgemuntert, ſie aber nicht anbefohlen: denn dieſes wäre eine Verletzung der Gewiſſensfreiheit geweſen. Aber warum ließ man dieſe gebührende Achtung nur den chriſtlichen Bürgern widerfahren, und verſagte ſie den jüdiſchen? Warum heißt es von jenen: es wird in allen chriſtlichen Kirchen Gottesdienſt gehalten werden; und von dieſen: man habe in der Synagoge Gebete verordnet? Warum ſpricht man dort von Gottesdienſt hier von Gebeten? Geſteht man den Juden keinen Gottesdienſt zu? Dieſer Eingriff in die religiöſe Freiheit der Juden kann ſelbſt in der vorgeblichen Verſchiedenheit ihrer bürgerlichen Rechte in Frankfurt weder Erklärung noch Entſchuldigung finden. Verordnete Gebete! Erhöreſt du ſie, Vater des Lichtes? Wirſt du des Herzens warmes, inbrünſtiges Gebet von dem polizeibefohlenen nicht zu unterſcheiden wiſſen? Gewahrſt du nicht den bittern Fluch der Unterdrückten, den ſie aus Furcht vor ihren Unterdrückern mit Segen überzuckern? Oder wie? Ein Frankfurter Jude ſollte ſich liebend erinnern können der verwitternden Gebeine ſeiner Feinde, die vor hundert Jahren, da ſie noch lebten, ein Unglück betroffen? Er ſollte brüderlich der Menſchen gedenken, die ihn ſchmähten, mißhandelten, mit Füßen traten, einer Zeit, wo er keine Vaterſtadt hatte, und ſein Geburtsort ihm fremder war, als jedes Ausland? Heißt es nicht in der Beſchreibung der damaligen Feuersbrunſt: „täglich mußten 100 Mann Handwerksburſche, Bauern, Soldaten und Juden, auf den Brandſtätten arbeiten, räumen und den Grund wegſchaffen, und den Judenbaumeiſtern wurde ſcharf anbefohlen, ſo viel Juden, als nur immer möglich, zu ſolcher Arbeit herbei zu ſchaffen.“ Und das Andenken jener Zeit ſoll ihn mit Menſchenliebe erfüllen? Er ſoll das Unglück derjenigen beweinen, deren Urenkel ihn heute noch verfolgen, und ihn, ſo viel, als es nur geduldet wird, in ſchmählicher Erniedrigung halten? Seit jenem Tage, da zum erſten Male die Befreiung Deutſchlands in Frankfurt gefeiert worden, wurde ſtets in den obrigkeitlichen Feſtordnungen der ſondernde Ausdruck gebraucht: den Juden ſeyen Gebete verordnet worden. O armes Vaterland, in dem ſolche Dinge geſchehen!

Denn, haßt oder liebt die Juden, drückt ſie nieder, oder erhebt ſie, erzeigt ihnen Gutes, oder verfolgt ſie. Dies Alles ſey eurer Willkühr überlaſſen Aber Eins ſage ich euch: Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit des deutſchen Landes, ſo lange die Freiheit nicht ſeyn ſoll für Alle

XVII.

Ueber Etwas, das mich betrifft.

Ich, und der Cenſor der freien Stadt Frankfurt (nur des Wohllautes wegen nenne ich mich zuerſt), ſehen uns ganz verdutzt an und ſind erſtaunt, daß wir ſchon ſeit länger als ſechs Wochen Ruhm haben und parallel der Unſterblichkeit zulaufen. Die Zeitungen aller Länder erwähnen unſerer Namen. Es iſt ganz vergebens, wenn wir ſagen: wir ſind gar nicht werth, daß man von uns ſpreche; Europa glaubt's nicht, und meint: hier wäre die Beſcheidenheit doch wirklich ein wenig zu weit getrieben. Als Leuten von Ton bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als die neueſte Thorheit der Welt mitzumachen und an unſerer eigenen Wichtigkeit ſo wenig als möglich zu zweifeln. Der Umſtand, daß wir Feinde haben, beweiſt klar genug, daß wir Verdienſte beſitzen. Wir hoffen aber Erſtere mit Letzteren zu ſchlagen. Der Herr Cenſor wird Seinerſeits nicht ungerügt laſſen, daß ihn die Londoner **Times** vor einigen Tagen **Master Savenas** genannt, welches im Perſiſchen Weiberfeind heißt (S. Adelungs Mithridates), wahrſcheinlich in der boshaften

Abſicht, durch dieſe Namens-Entſtellung die Geſchichtſchreiber der künftigen Jahrhunderte irre zu führen. Was aber mich betrifft, ſo habe ich kaum Zeit genug, meine eigenen Kriege durchzufechten, um ſo weniger die Anderer. Mein jüngſter Widerſacher iſt das **Journal des Débats**, welches am 4. Juli Folgendes von mir erzählte, welches ich gut deutſch wieder erzähle:

Frankfurt, den 28. Juni (Auszug eines Briefes).

„Die **Rénommée** hat ganz kürzlich ein vorgebliches Schreiben aus Frankfurt mitgetheilt, das von Irrthümern wimmelt. Hier folgt eine Auseinanderſetzung der Thatſachen, auf die Sie ſich verlaſſen können.“

„Es iſt allerdings wahr, daß Herr v. Handel, der Miniſter-Reſident Oeſtreichs, bei unſerer freien Stadt, ſich gegen den Cenſor Herrn Severus bei dem Senate beſchwert hat, weil dieſer einen unſchicklichen Artikel, der ſich über die vorgeblichen Abſichten Oeſtreichs auf ein neues Königreich Rom, mit welchem man jetzt einen Erzherzog beſchenken möchte, verbreitete, in der Zeitung der freien Stadt hatte durchgehen laſſen. Der Cenſor hat ſich nicht entſchuldigt, wie es das erwähnte Blatt behauptete; er hat bewieſen, daß er den Artikel geſtrichen habe, daß ihn aber demungeachtet der Redacteur der Zeitung habe ſtehen laſſen. Er hatte dieſe Uebertretung nicht angezeigt, um ſich nicht der Unannehmlichkeit auszuſetzen, daß ihn der Redacteur von neuem zum Gegenſtande ſeiner Bemerkungen mache. Dieſer nämlich gibt noch ein anderes Blatt heraus, das der Cenſur nicht unterworfen iſt, und worin er die von der Cenſur geſtrichenen Artikel wieder zum Vorſchein bringt, und ſie mit Anmerkungen begleitet, welche alle Jakobiniſchen Journale in Deutſchland wiederholen.

„Der Senat hat den Redacteur zu einer Gefängnißſtrafe, deren Dauer ich nicht kenne, verurtheilt; und in Erwägung der häufigen Unannehmlichkeiten, zu welchen er Anlaß gegeben, verlangt der Senat von denjenigen, welchen er das Zeitungsprivilegium ertheilt, daß ſie ihm, bei Verluſt ihres Privilegiums, einen andern Redacteur vorſchlagen: Der Redacteur hat von dieſem Urtheile appellirt.“

So weit das **Journal des Débats**. Wäre der Einſender vorſtehenden Artikels ein Fremder, ſo würde ich ihm ſagen, er ſey falſch unterrichtet von dem Hergange der Sache. Da er aber ſelbſt zu verſtehen gibt, daß er in Frankfurt wohnt, und er mir überdies namentlich bekannt iſt, ſo kann ich mich nicht anders ausdrücken, als daß er gelogen hat. Ich hoffe, daß er das Deutſche genug verſteht, um zu verſtehen, was ich mit dieſem Worte ſagen will.

Daß Herr v. Handel ſeine Beſchwerde gegen den Cenſor gerichtet habe, dieſes iſt mir erſt durch Hörenſagen bekannt geworden; denn bei der gegen mich geführten polizeilichen Unterſuchung hieß es immer, die Beſchwerde ſey gegen mich angebracht worden. Es iſt nicht wahr, daß der Cenſor den betreffenden Artikel geſtrichen hat: er hat dieſes nicht einmal behauptet, ſondern vorgegeben, er habe die Aufnahme deſſelben nur für den Fall bewilligt, wenn er aus einer deutſchen Zeitung entnommen wäre; ich aber hätte den Artikel ſtehen laſſen, ungeachtet er aus einem franzöſiſchen Blatte überſetzt geweſen. Es iſt nicht wahr, daß der Cenſor dieſe ſeine Behauptung bewieſen hat; den Beweis dafür, nämlich das Cenſurblatt, gab er vor, verloren zu haben, und mir wurde der Beweis der Schuldloſigkeit aufgelegt, und da ich dieſen nicht führen konnte, ſo verurtheilte man mich zu einer 14tägigen Arreſtſtrafe. (Die Leſer danken es mir gewiß, daß ich ihnen das von dem Frankfurter Polizeigerichte ergangene Erkenntniß unten nachfolgend mittheile.)

Der Frankfurter Correſpondent hat dem dortigen Cenſor keinen freundſchaftlichen Dienſt erwieſen, daß er von ihm erzählte, er habe die Uebertretung der Cenſurvorſchrift, der ich mich angeblich ſchuldig gemacht, darum nicht angezeigt, weil es ihm unangenehm war, ſich deßwegen von mir in meinem cenſurfreien Journale (die Wage) zu Rede ſtellen zu laſſen. Das iſt ein gewiſſenloſer Beamter, der ſeine Pflicht nicht erfüllt, weil deren Erfüllung mit Unannehmlichkeiten verknüpft iſt!

Der Frankfurter Correſpondent ſagt ferner, daß die von mir in meinem cenſurfreien Blatte angeſtellten Betrachtungen von allen jakobiniſchen Journalen Deutſchlands wiederholt würden. Es fällt mir nicht auf, daß jener Frankfurter Briefſteller alle deutſchen Blätter Jakobiniſch nennt.

deren Herausgeber keine Orden tragen, und nur von ihren Leſern gegen offene Quittung, halbjährlich, und nicht monatlich bezahlt werden. Die Keckheit gewiſſer feilen, ſchuldbewußten Menſchen iſt ganz unerklärlich. Sie ſollten doch froh ſeyn, wenn man ſie in Ruhe läßt, und ſollten keinen Angriffskrieg führen wollen.

Aber wahr iſt's, daß ich außer der Gefängnißſtrafe auch noch zu zwanzig bis vier und zwanzigtauſend Gulden Geldſtrafe verurtheilt worden bin. Denn da die Eigenthümer der Zeitung der freien Stadt Frankfurt genöthigt worden ſind, mich von der Redaction zu entfernen, ſo habe ich hierdurch, das von ihnen bezogene Honorar als Zinſen eines Kapitals berechnet, jene Summe verloren. Auf dieſe Weiſe bin ich, ohne richterlichen Spruch, zu einer lebenslänglichen, jährlichen Strafrente verurtheilt worden. Für dieſe Summe, denke ich, hätten tauſend der ſchönſten Spitzbübereien begangen werden können, und ich habe für mich und meine Kinder auf alle mögliche Polizeiübertretungen, die wir während unſeres ganzen Lebenslaufes begehen könnten, reichlich und auf die koſtbarſten prachtexemplariſchen Strafen pränumerirt.

Anhang.

„Erkenntniß des Polizeigerichts, wodurch der Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt wegen Verdachts einer Uebertretung der Cenſurvorſchriften, und weil er den ihm aufgelegten Beweis ſeiner Unſchuld nicht führen konnte, zu 14tägiger Einſperruug unter Gaunern, Bettlern und Dieben verurtheilt worden."

In Unterſuchungsſache gegen **Dr. Börne**, Uebertretung der Cenſur-Weiſung betreffend, iſt der Beſcheid:

Nachdem

1) der in Nr. 107 der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unter der Aufſchrift: Italien, Rom, 15. März enthaltene Artikel an ſich ſchon ſo geartet iſt, daß die Redaction ſolchem in keinem Fall eine Aufnahme hätte geſtatten ſollen.
2) Der Redacteur nicht mit Beſtimmtheit zu behaupten vermag, daß die Cenſur dieſen Artikel habe paſſiren laſſen, auch die Vorlegung des Cenſurblatts unter dem unſtatthaften Vorgeben, ſolches nicht mehr zu beſitzen, hartnäckig verweigert, nicht minder auf die wiederholt an ihn, mit umſtändlicher Erklärung des ihn treffenden Präjudizes, geſtellten Frage, ſich gar nicht eingelaſſen hat.
3) Die früher gegen den Redacteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gepflogenen Unterſuchungen allerdings zu dem Verdacht berechtigen, daß er auch bei dieſem Artikel die Cenſurvorſchriften unbeachtet gelaſſen, welcher Verdacht durch die Verweigerung der Vorlegung des Cenſurblattes — als des Dokuments, womit jeder Redacteur bei vorkommenden Fällen ſich über die Befolgung der Cenſur-Weiſungen legitimiren muß — zur Gewißheit erhoben wird. Als wird derſelbe wegen dieſer wiederholten Nichtbefolgung der Cenſur-Vorſchriften bei einem Artikel, der ohnehin, ſeines höchſt anſtößigen Inhalts willen, nicht hätte in die Zeitung aufgenommen werden

durfen, in eine 14tägige Arreſtſtrafe auf der Polizei-Wache, ſo wie zur Bezahlung der **Unterſuchungkoſten** verurtheilt, er wolle denn binnen 8 Tagen durch Vorlegung des Original-Cenſur-Blattes beweiſen, daß die Cenſur dieſen Artikel entweder **pure**, oder unter einer von ihm erfüllten Bedingung habe paſſiren laſſen, als worauf anderweite Verfügung ergehen ſoll.

Decretum Polizei-Gericht am 11. Juni 1819.

In fidem copiae.
Gravelius,
Actuar.

XVIII.

Oken.

(1819.)

Der Teufel kann ſeinen Pferdefuß nicht verbergen, ſo freundlich er auch ſchmunzelt, und ſo menſchlich er ſich auch geberdet, wenn er, Beute ſuchend, unter Menſchen wandelt. Es kömmt die Stunde der Verſuchung, wo ihn eine Lage überraſcht, auf die er nicht vorbereitet war: das umhüllende Gewand flattert auseinander, und die hölliſche Natur ſpringt um ſo erboster hervor, je ängſtlicher ſie ſich verborgen gehalten.

So wandelt der böſe Geiſt der Zwingherrſchaft unter dem deutſchen Volke, das fromm und gut, aber leichtgläubig und unerfahren, ſich ihm zutraulich anſchmiegt, weil er die lockende Maske der Freiheit trägt, bis es mit Schrecken erwacht und zu ſpät erkennt, daß es ſeine Seligkeit für gleißneriſche Worte, ſein höchſtes Gut für Kindertand hingegeben.

Mancher edle Fürſt iſt umringt von Dienern, in welchen jener hölliſche Geiſt niſtet und Verderben brütet. Sie, deren Macht ſich nicht vererbt, leben nur im Augenblicke; unbekümmert um die Zukunft, verzehren ſie mit der Frucht auch das Saatkorn, und opfern ihrer Herrſchbegierde und ihrer Habſucht Fürſt wie Volk auf.

Der Großherzog von Weimar, der edelſten der deutſchen Fürſten einer, der auf der Bahn des Rechts allen übrigen vorausgeeilt, der aus freiem Triebe ſeinem Volke die geraubte Menſchenwürde wieder gab, auf den alle Deutſche mit Stolz und Hoffnung ſahen, mußte von ſeinen treuloſen Dienern ſeinen Namen zu einer Handlung mißbrauchen laſſen, welche Deutſchland ſchändet. Die Ehrfurcht, die man ſo gern dieſem Fürſten zollt, macht es zur Pflicht, Jeden daran zu erinnern, daß er außer dem Lande war, während man gegen Oken jene beiſpielloſe Gewaltthätigkeit verübte. Mit Zuverſicht darf man erwarten, daß, wenn er zurückkehrt und das wahre Verhältniß der Sache ſelbſt unterſucht, er das mit Füßen getretene Recht wieder aufrichten, und diejenigen, die ſich dabei verſchuldet, beſtrafen wird.

Die Univerſität zu Jena hat ſich mit Würde benommen — mit Würde, aber nicht mit Kraft. Mit dieſer handelnd, hätten ſie Alle ihr Amt niederlegen ſollen, ehe ſie es duldeten, daß ihrem Genoſſen das widerfahre, was Oken geſchah. Wie kann man ferner der Wahrheit ihrer Lehren vertrauen, wenn ſie ſich nicht ſchämen, ihre Worte von einer Zuchtruthe bewachen zu laſſen?

Daß Oken den Zwingherren mißfiel, wen ſollte das wundern? Seine Reden waren der anmaßlichen Gewalt gefährlicher, als ſie ihm ſich gezeigt. Aber ſollen die Schlechten ſagen dürfen: er war ein Narr, daß er ſich für dreißig Millionen Deutſche aufgeopfert. Oder ſollen wir ihnen zurufen dürfen: Seht! er hat es nicht für Undankbare gethan. Ich weiß nicht, ob Oken ohne Amt ſorgenfrei iſt; aber es wäre ſchön, wenn er es nicht wäre, damit wir doch endlich einmal beweiſen können, daß wir ſo ſchlaffe, ängſtliche und erbärmliche Menſchen nicht ſind, als Viele behaupten. Ich erbiete mich mit Freude und nicht ohne Hoffnung des Erfolgs, die Beweiſe guter deutſchen Geſinnung ſolcher Art, wie ſie hier erforderlich ſind, zu ſammeln, und dem, dem ſie gelten, mitzutheilen.

N. in Offenbach unterzeichnet . 10 Gulden

XIX.

Noch Etwas über Oken.

(1819.)

Der Großherzogliche Weimariſche Beamte für die Angelegenheiten der Univerſität Jena, hat eine „Berichtigung der Anſichten über die Entlaſſung des Hofraths Oken zu Jena“ bekannt gemacht. Dieſe, der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung, ſo wie ſie diejenigen ehrt, die ſie gebracht, muß auch Jedem, dem es obliegt, oder der es freiwillig übernommen, die Stimme des allgemeinen Willens zu verbreiten und geltend zu machen, aufmuntern, in ſolchem preiswürdigem Beſtreben nicht zu ermüden, immer wieder zurückzukehren, und durch keine Gefahr, und durch keine theilweiſe Niederlage ſich abſchrecken zu laſſen. Es wird immer dabei gewonnen, und Vieles iſt erreicht, wenn man die Willkührherrſchaft dahin bringt, daß ſie ſich vertheidige: denn heller als die Anklage bringt oft die Rechtfertigung die Schuld zu Tage.

Oken, ſagt man, habe unter der Aegide der Preßfreiheit häufig die Geißel der Satyre geſchwungen, und dadurch ein allgemeines und ärgerliches Aufſehen gemacht. Er habe ſich unanſtändiger Aeußerungen bedient, denen es häufig an wiſſenſchaftlicher Bedeutung und Wirkſamkeit fehlte, er habe ſich plumpen, Geſchmack und Sitte beleidigenden Ausfällen hingegeben, und darum mußte man ihn von ſeiner Stelle entfernen. Allein, ſind dieſes Vergehen, welche das Geſetz bedrohte, und daher beſtrafen darf? Wann und wo war es unterſagt, die Geißel der Satyre zu ſchwingen. Iſt Oken hierbei ohne Geſchmack und plump zu Werke gegangen, ſo kann ihm nur auf wiſſenſchaftlichem Wege zurechtweiſend begegnet werden, aber der Staatsgewalt ſteht es nicht zu, den Mangel an Witz zu beſtrafen, und es ſteht ihr nicht an, als Kunſtrichterin aufzutreten. Die Weiſe Okens hat vielen mißfallen, aber die Gutgeſinnten verziehen ihm die äſthetiſchen Mängel ſeiner Schreibart, weil ſie wußten, daß auf Deutſche, mit ihrer dicken Elephantenhaut, kein leichter ſatyriſcher Kitzel wirke, und daß man, um Eindruck zu machen, ſich zuweilen grober Kartätſchen bedienen müſſe.

Die Verabſchiedung Okens ſoll damit beſchönigt werden, daß ihm ja die Wahl frei geſtellt worden wäre, ſeine Stelle oder die Iſis aufzugeben. Allein grade hierin liegt die Gewaltthätigkeit jener Handlung. Oken würde, wenn er ſich gefügt hätte, ſich als ein ehrloſer Mann gezeigt haben, der ſeine Freimüthigkeit für Geld hingibt. Man hat ſeine Antwort grob gefunden, aber ſie war nur männlich. Sie war die Antwort eines Feſtungscommandanten, den man zur Uebergabe auffordert; höfliche Redensarten in ſolchen Fällen, verrathen Furcht und Neigung zum Kapitulieren. und dienen nur die Belagerer zuverſichtlich und muthig zu machen

XX.

O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Gott weiß, welche Klapperoper das Liedlein in mein Gedächtniß abgeſetzt; aber es iſt etwas Vertrauliches, Umſchlingendes in dieſer Weiſe, und ſie verläßt mich nicht mehr. Wenn ich ſehe der Menſchen ruchloſes Treiben, und will ihnen nicht fluchen; ihr tolles Beginnen, und möchte ſie nicht gewaltſam bändigen; ihren Weisheitsdünkel, und ihr lächerliches Machtgepränge, und will ihrer nicht ſpotten; will ich die Menſchen tadeln, ohne ihnen wehe zu thun, ſie lieben, ohne ihnen zu ſchmeicheln, ſie kennen, und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröſtet, ſchmerzt und heilt, mißbilligt und verſöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leiſe: O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Sittliche Freiheit, bürgerliche Sklaverei — Mutter und Tochter: im Schlafe empfangen, im Wachen geboren. Unſeliger Traum, fluchbringende Verblendung! Die ſchöne blanke Münze für Papiergeld hingegeben, das wohlverwahrte Vermögen für lockende Zinſen ausgeliefert. Und dieſer plumpe Betrug, faſt zwei tauſend Jahre dauernd, und Pfaffen und Gewaltherrſcher lachen noch immer fort. Als die Menſchen begannen, ſich frei zu dünken, da reichten ſie, wie zum Spiele, ihre Glieder den Feſſeln hin: da traten ſie lächelnd in die Kerker der Tyrannei, deren Mauern ſie nicht ſahen, weil das Licht des Glaubens ſie durchſichtig gemacht. Und da ſie ihre Freiheit erprobten, und ſich bewegen wollten, zerſtießen ſie wie Sperlinge ſich die ſchwachen Köpfe an den Fenſterſcheiben. Wie klein iſt nicht der menſchliche Körper, wie klein für euch, die ihr Sterne kennt und ihren Lauf berechnet. Nun erkrankt dieſer Leib. Millionenmale habt ihr das Uebel geſehen, und ſeinen Ausgang. Tretet zum Kranken hin, und ſprecht: Leidender, ſey vernünftig, und faſele nicht! Schwitze, und die Krankheit iſt vorüber: wir haben Erfahrung in ſolchen Dingen. Er hört euch nicht. Am ein und zwanzigſten Tage kömmt Schweiß und Heilung, oder der Tod erfolgt. Oder ihr ſeyd des Kranken Anverwandte und lieben Freunde, und ſagt zum Arzte: Helfen Sie ſchnell! Der kluge Arzt erwiedert: die Natur hat ihre abgemeſſene Zeit, und ſie läßt ſich nicht einhalten, noch treiben in ihrem Gange. So ſpricht er, und doch wie klein iſt nicht der Leib eines Menſchen gegen einen Volkskörper gehalten! Deutſchland iſt ſiech und voller böſen Säfte: die Geſchichte (die Menſchen-Natur) will es durch ein Fieber heilen. Da ſagen die Staatsärzte zum Kranken: Habt nicht ſo viel Hitze, und ihr werdet geſunden. Die lieben Anverwandten ſagen zum Doktor: Geben Sie ihm gleich eine gute Konſtitution, wie ſie Frankreich hat. Warum ſollen wir erſt das Fieber der Revolution durchmachen? Weiſe Reden! Hat je eine Mutter ohne Wehen geboren, weil ſie tauſendmal Andere gebären ſah? Hat ſie den Schmerz vermeiden gelernt? O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Sie brüſten ſich mit ihrer Freiheit; aber ſo oft ſie das Schlechte gethan, machen ſie ſich ſchuldlos, und ſagen, ſie wären Sklaven des Schickſals. Wie oft wurde zu Dieſen und Jenen geſagt: Ihr ſehet euer Unrecht ein, ihr begreift euren Irrthum. Warum macht ihr Jenes nicht gut, warum kehrt ihr nicht von Dieſem zurück, warum entſaget ihr nicht euren Vorurtheilen? Sie antworteten: Das wird ſich mit der Zeit machen, das kömmt nach und nach. Aber warum nicht gleich? Dünkt ihr euch frei, ſo ſetzt euch nicht in den Wagen des Schickſals, um das Ziel der Reifheit zu erreichen. Die raſche Fahrt macht euch ſchwindeln, Millionen ſtürzen heraus, der Huf der Roſſe und die eiſernen Räder zermalmen ganze Menſchengeſchlechter. Darum geht bedächtig zu Fuße, und ihr erreicht mit Schonung Aller, ja ſchneller das Ziel. Denn das Schickſal hat auch in andern Welten zu thun, und wenn ihr zum Gehen zu träge ſeyd, läßt es euch Jahrhunderte warten, bis es euch abholt. Seyd ihr frei, ſo greifet der Zeit vor! Seyd ihr es nicht, ſo murrt nicht! O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Religion iſt Liebe und Verſöhnung; ſchon im Worte liegt es: ſie verbindet wieder, was getrennt war. Wären alle Menſchen gleich weiſe, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie iſt die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unſtäten; ſie verzeiht die Schuld, und löſt die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menſchen daraus gemacht! Ein Blutſtrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte, und an ſeinen Ufern wohnt das Chriſtenthum. Wie haben ſie das Heiligſte geſchändet! Religion war eine Waffe in räuberiſcher, oder meuchelmörderiſcher Hand. Wie haben ſie den Gott der Liebe herabgewürdigt, und ſeine Lehre zum Geſetze ihrer Herrſchſucht, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechts mißbraucht! Hat das Chriſtenthum je zu etwas Anderem gedient, als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troſte wehrloſer Schlachtopfer? Verſöhnt ſeine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judenthum, und es ſtirbt. Vernichtet die Religionen, und ihr habt die Religion zerſtört. Oder iſt die Chriſtuslehre nur die zerreißende Pflugſchar der Menſchheit? Wie mühſam und ſchmerzlich war dann der Bau des Landes, und bis der frohe Tag der Garben erſcheint, rufe ich leiſe und mit erſtickter Stimme: o närriſche Leute, o komiſche Welt!

XXI.

Für die Juden.

Ich bin nicht geſonnen, meine Betrachtungen über die Juden an die ſtrenge Ordnung eines Lehrbuchs zu feſſeln, und, Grundſatz auf Grundſatz bauend, endlich das Werk mit einem fröhlichen Dache zu krönen. Es ſind denkende Köpfe, die dieſe Art lieben und fordern, aber ſolche bedürfen meiner Belehrung, und die, auf welche ich wirken möchte, denken nicht. Ihr Haß und ihre Verachtung der Juden, das iſt ein angeborner oder anerzogener Trieb, der nie zur Klarheit gekommen, und von ſich ſelber Rechenſchaft gefordert. Dieſen aufzuwecken durch irgend einen Stoß oder Druck der Rede, darum allein iſt mir zu thun. Die Sache der Juden muß aus einem Gegenſtande der Empfindung zu einem Gegenſtande der Ueberlegung gemacht werden, und dann iſt das Gute gewonnen; denn wer über ſeine Träume nachzudenken vermag, der träumt nicht mehr. Ich werde daher, ohne Regel, bald dieſe bald jene Seite des Gegenſtandes beſprechen, hierin nur meinem Triebe oder auch äußern Anregungen gehorchend. Nachfolgend theile ich einige Stellen aus einer Schrift mit, welche ſchon vor drei Jahren gedruckt worden, aber nicht zur Oeffentlichkeit gekommen, weil ſie nicht dafür beſtimmt war. Vielleicht findet man die darin herrſchende Sprache — leidenſchaftlich, wie man es nennt. Ich habe mich auf dieſen Vorwurf nie verſtanden. Wenn Könige Krieg führen, auch gerechte, ſo liegt nicht in den Schwertern, nicht im Geſchütze, nicht in der Kampfbegierde der Soldaten, der Grund ihres Rechtes; aber — damit erringen ſie es. Die Rede mag immer im Drange und Sturme wild und heiß werden, wenn nur der als Feldherr gebietende Geiſt die Ruhe und Klarheit nicht verliert.

„Die zur Befreiung Europens verbündeten Fürſten und Heere waren bis an den Rhein gekommen. Da ſahen wir verlernte Wünſche geſchehen, und des Herzens dunkle Träume klar und erfüllt uns vor die Augen treten. Damals mochte die Bruſt jedes gut gearteten Menſchen wohl kein anderes Gefühl aufnehmen, als das einer zagenden, der Vollendung harrenden Freude, als das der ehrfurchtsvollen Anerkennung eines Alles lenkenden Schickſals, und das des Dankes gegen die edlen und weiſen Vollſtrecker deſſelben. Doch manchen Orts that ſich kund, was in Zeiten großer Dinge am meiſten überraſcht, und was mitten unter Wundern als das Wunderbarſte erſcheint — das Alltägliche und Gemeine.“

„Die Erretter hatten auf ihrem Siegeswege auch aus Frankfurts Mauern den gewohnten Feind verjagt — aus

Frankfurt, das mehr als irgend ein anderes Land oder Volk der köſtlichen Früchte glorreicher Kämpfe in Siegen ſich erfreut, die es nicht erringen half. Denn nicht allein ward ihm von dem geduldigen, gebeugten Nacken das fremde Joch mit ſanfter Hand abgenommen, ſondern auch eine durch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte lieb gewordene Verfaſſung ward ihm zurückgegeben, und ihm verſtattet, ſich als eigenes freies Glied dem deutſchen Staatenbunde anzuſchließen. Aber nicht alle dort, die ſich in die Ehre dieſer Auszeichnung theilten, ſtellten ſich ſolcher würdig dar. In dieſer Stadt, die ſeit fünf und zwanzig Jahren den Frieden nicht geſehen, hatten ſo lange Stürme nicht vermocht, die Sümpfe ſtehender Geſinnungen zu beleben und zu erfriſchen, und kaum war der Wind vorüber, ſo entquollen ihnen von Neuem verdunkelnde Düfte, die eben ſo giftig als unbehaglich waren.“

„Die über Deutſchland aufgegangene Sonne der Freiheit beleuchtete tauſend noch nicht geſehene Wunder. Das felſenfeſteſte Herz mußte erweichen bei dem Anblicke all' des Jammers und all' der Verwüſtungen, die ſeit zwanzig Jahren über dieſes edle Volk und herrliche Land gekommen waren. Sollten die Deutſchen, nach überſtandener Gefahr, ſich nicht inniger vereinigen gegen jede künftige? Sollten ſie nicht brüderlich ſich tröſten über den Verluſt des Unerſetzlichen und zur Wiederherſtellung des Beſchädigten ſich wechſelſeitig behülflich ſeyn? Auch geſchah es. Ja, man darf es freudig bekennen, die Meiſten entſprachen der Erwartung, und man ſah deutſche Völker und Bürger in Eintracht das Glück der Gegenwart genießen, das der Zukunft begründen. Aber die Herzen einiger ſelbſtſüchtigen Krämer und Regierlinge verdorrten nur am Sonnenſtrahle deutſcher Freiheit, und darum ſah man zu Frankfurt geſchehen, was erzählt werden ſoll.“

„Nämlich das neue Verfaſſungswerk des wieder in's Leben gerufenen Freiſtaats ſoll begonnen werden. Da zeigten ſich mannigfaltige, ſich wechſelſeitig verſchlingende Begierden ſonderbarer Art, und Abneigungen, die noch ſonderbarer waren . . . . Einige derer, welche zu regieren gewohnt waren, meinten, es verſtünde ſich wohl von ſelbſt, daß die ſeit ſieben Jahren entbehrte Luſt ihnen als Rückſtand mit Zinſen vergütet werden müſſe, und ſie ſuchten, um ſich ſo zu bezahlen, hyperſtheniſche Herrſchaft einzuführen. Aber dieſer Kampf von Selbſtſucht gegen Selbſtſucht, als ein Streit ohne Kraft und Würde, war auch ohne Luſt für den ſinnigen Zuſchauer, der es widerlich finden mußte, an Spieltiſchen, wo man um Kronen und Völker würfelte, Pfenningsleidenſchaften zu begegnen.“

„Unter den kämpfenden Staatselementen traten auch die Religionen auf; deren eine angreifend, ſich vertheidigend die übrigen. Die lutheriſche Religion wollte herrſchen — über die reformirte, die ſich herkömmlicher Unterthänigkeit geduldig hinzugeben gewohnt war — über die katholiſche, weil ſie monarchiſche Regierungsform zu lieben ſchien — über die jüdiſche, deren Bekenner man haßte aus angeerbter Geſpenſterſcheu und andern bekannten Gründen.“

„Die Juden zu Frankfurt hatten, als eine Frucht unſeres Alles zeitigenden Jahrhunderts, die Bürgerrechte erlangt. Aber die vornehmen Diener der Zeit, die ihnen dieſes Gewinnſtes frohe Botſchaft brachten, forderten und erhielten einen ungeheuern Botenlohn. Die Löſung ihrer ſchmachvollen, ſeit Jahrhunderten getragenen Ketten hat faſt eine halbe Million gekoſtet. — Doch von dem unabänderlich Geſchehenen ſey weiter keine Rede.“

„Nun war das Geſchütz des fliehenden Feindes in Frankfurts Weichbild kaum verhallt, da vernahm man ſchon mehrere laute Stimmen, die mit wechſelſeitiger Ermunterung ſich zuriefen: Man müſſe vor allen Dingen darauf bedacht ſeyn, wie den unerhörten Anmaßungen der Juden Grenze geſetzt werde. Man ſagte ſich dieſe Sorgfalt zu und hielt Wort, und in jenes Lärmgeſchrei war nun verpufft alle der Zündſtoff aller der deutſchen Vaterlandsliebe, die kühle Selbſtlinge in ihr Herz hinein gedichtet hatten.“

„Seitdem waren die ſo theuer erworbenen Bürgerrechte der Juden auf mannigfaltige Art gekränkt worden. In allen Verfaſſungsentwürfen ward es als Grundſatz angenommen, daß dieſe Religionsbekenner außer der Konſtitution geſetzt, und nicht einmal gleiche bürgerliche Rechte mit den chriſtlichen Einwohnern haben ſollten. Mehr zu thun unterließ man geſliſſentlich, weil man ſich durch kein Geſetz die Hände binden, ſondern die Juden unter die wandelbare Herrſchaft der Willkühr ſetzen wollte. Seitdem auch hatten die Juden, einzeln ſowohl, als in Geſammtheit, des erlittenen Unrechts ſich laut beklagt. Daher ſahen die Machthaber in Frankfurt ſich von Zeit zu Zeit genöthigt, um ihre ſtereotypiſchen Grundſätze, theils gegen den Spott der öffentlichen Meinung, theils gegen den Tadel Derer zu ſchützen, die auf Deutſchlands Geſetzgebung einflußreich wirkten, ihr rechtkränkendes Verfahren gegen die Juden zu beſchönigen. Dieſes geſchah ſtets mit derjenigen ängſtlichen Bemühung, die das Selbſtgefühl eines unedeln Strebens zu begleiten pflegt.“

Bei ſolchen Anläſſen waren ſo unglaubliche Dinge behauptet worden, daß es unglaublich wird, daß ſie behauptet worden ſind ..... So wurde in einer im November 1815 von dem Frankfurter Senat, zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens gegen die Juden, einem der erſten deutſchen Staatsmänner überreichten officiellen Denkſchrift geſagt:

„„Die europäiſche Congreßakte ſpricht deutlich aus, daß die Stadt Frankfurt — alſo auch ihre Bürger — in den Stand von 1803 verſetzt ſeyn ſollen. Damalen hatten die chriſtlichen Bürger wohlerworbene Rechte, *) auf deren Wiedererſtehung ſie demnach den gegründetſten Anſpruch haben.““

---

*) Nämlich zur Bedrückung der Juden.

„Der Art. 46. der Wiener Congreſsakte, auf den ſich hier bezogen wird, heißt nach der betreffenden Stelle:

„„La ville de Francfort avec son territoire, tel qu'il*) se trouvoit en 1803, est déclarée libre.““

„Nun wird mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit eine geographiſche Beſtimmung zum ſtaatsrechtlichen Princip erhoben, und darauf klagend ausgerufen:

„„Die wohl erworbenen Rechte der hieſigen chriſtlichen Bürger, wie ſie Anno 1803 beſtanden, ſollten verſchwinen u. ſ. w.““

„Auch hat man argliſtig geſucht, die von der Judenmeinde geſchehene Erwerbung des Bürgerrechts, als in ſte Jahre fallend, wo noch zu Frankfurt der Geiſt franzöſcher Geſetzgebung vorherrſchend war, durch Hinweiſung auf je Gleichzeitigkeit als etwas Gehäſſiges darzuſtellen. In dieſem Sinne iſt bemerkt worden:

„„Daß die Gerechtigkeit der allerhöchſten verbündeten Mächte gleich nach der Beſitznahme des Großherzogthums Frankfurt ſich ruhmwürdig dadurch ausgeſprochen hat, daß alle franzöſiſche Inſtitute mit ihren Folgen abgeſchafft ſeyn ſolle. So mußte zur großen Dankverpflichtung der Einwohner dieſer freien Stadt das Enregiſtrement und der Code Napoleon verſchwinden, und dieſe an die Juden in Maſſe in Folge der franzöſiſchen Einrichtungen Statt gehabte

---

*) nämlich le territoire

Burgerrechtsertheilung ſollte beſtehen können, die doch in ihren Folgen eben ſo verderblich, wo nicht verderblicher für die chriſtlichen Einwohner dieſer freien Stadt auf lange Zeit hinaus wirken wird?““ —

„Welche Anſichten werden uns hier kund gethan! wie wird man von Ueberraſchung zu Ueberraſchung fortgeführt! Alſo hätte wirklich die ſo lange unter tauſendfachen Wehen kreiſende Zeit eine lächerliche Maus geboren? Darum allein wären Millionen Menſchenleben hingeſchlachtet worden, dami nach dreißigjährigen Kämpfen ſich ergebe, was Jederman ſchon gewußt — daß die Herrſchaft über ein gewiſſes Vlk dem Kunz und nicht dem Hans gebühre! Es wäre nicht geſtritten worden, für die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte, die der Menſch auch als Bürger nicht verliert; nicht für die Gleichheit aller Bürger vor, und für die Stellung der Herrſcher unter dem Geſetze! Nicht für die Unventwortlichkeit und den gleichförmigen Staatsſchutz aller religiöſen Geſinnungen! Wie? die Früchte einer ſo mühſame und kummervollen Saat ſoll man tauſend deutſchen Bürger darum, weil ſie Juden ſind, rauben, und dieſe Erzeugniſſe wegwerfend franzöſiſche Inſtitute nennen dürfen? Man leſe nur die alte Frankfurter ſogenannte Judenſtättigkeit — man wird glauben, den Roman der Bosheit zu leſen — und die Befreiung von ſolchen albernen und abſcheulichen Geſetzen, daran man nur „hier und da etwas abzuändern“ gedenkt, wird eine verderbliche franzöſiſche Einrichtung genannt!

Wo ſind ſie denn, die verderblichen Folgen dieſer ſeit fünf Jahren beſtehenden Einrichtung? Man zeige oder nenne doch nur einen chriſtlichen Kaufmann in Frankfurt, der durch die den Juden gewährte Handelsfreiheit verarmt, oder von Bereicherung wäre abgehalten worden! Wem anders als chriſtlichen Kaufleuten ſind ſie zugehörig, die täglich ſich vermehrenden, glänzenden Kutſchen und Pferde, alle die Luſtgärten, die man neu anpflanzen, alle die Häuſer und Paläſte, die man in ganzen Straßen ſich erheben ſieht? . . . . . .
Wenn es aber chriſtliche Kaufleute gibt, die ihre Zufriedenheit nur in dem Unglücke und dem Mißbehagen ihrer jüdiſchen Mitbürger finden, dann möge man ſie bedauern, belehren, wenn man will, doch nimmermehr darf man verſtatten, daß ein erbärmliches Krämerrecht die Anſprüche der Menſchlichkeit verdränge."

„Als nun die Fürſten und ihre Räthe ſich zu Wien verſammelten, ſchickte auch die Judengemeinde zu Frankfurt, ſich verletzt fühlend, und mehr noch von der Zukunft fürchtend, ihre Deputirten dahin, um Gerechtigkeit und Schutz zu ſuchen. Dort ward dieſen eine dreifach beruhigende Zuſicherung gegeben. Erſtens, man werde bei der künftigen Bundesverſammlung die bürgerliche Verbeſſerung der deutſchen Juden im Allgemeinen ſich angelegen ſeyn laſſen, wodurch nothwendig jede vorgängige Verſchlimmerung derſelben, als ein Rückſchritt, als etwas ganz Undenkbares ſich ergebe; dann ſey man ausdrücklich übereingekommen, daß kein Staat bis zum Eintritt jener allgemeinen Beſtimmung, Etwas zum Nachtheil der Juden ſolle verfügen dürfen, und endlich habe ja die Iſraelitengemeinde zu Frankfurt auch ohnedies Nichts zu beſorgen, da genannter Stadt, und zwar ganz allein aus Veranlaſſung der bedrohten bürgerlichen Lage der Juden, nur unter der Bedingung, daß ſie die wohlerworbenen Rechte jeder Klaſſe von Unterthanen aufrecht erhalte, ihre Selbſtſtändigkeit zugeſtanden worden, und nicht zu erwarten ſey, daß ſie ihre politiſche Freiheit lieber werde aufgeben, als jene Bedingung erfüllen wollen.“

„Dieſe dreifache Mauer konnte aber die Juden vor weitern Anfällen nicht ſichern, und ihre Widerſacher ſchritten auf dem betretenen Wege fort. Was bisher hierin auf beiden Seiten theils angreifend, theils vertheidigend geſchehen war, erſieht man aus einer Druckſchrift, welche die Vorſteher der Judengemeinde herausgegeben haben. Sie haben darin gezeigt, wie ſehr das Recht auf ihrer Seite wäre; aber wahrhaftig ſie haben es bis zum Erſchrecken gezeigt. Ihr friſches, warmes, jugendliches Recht mußten ſie, um es handgreiflich zu machen, bis in die letzte Faſer zergliedern, ſo daß es entſeelt geworden, und wie ein Leichnam uns angrinſt. Guter Gott! nachdem in dreißig Jahren ein Meer von Menſchenblut für Wahrheit und Recht gefloſſen iſt, ſoll es noch Noth thun, den rechtlichen Beſitz des heiligen Erbtheils der Menſchheit ſich erſt anzubeweiſen, als ſey von einem ſtreitigen Krautfelde die Rede!“

„Wenn alle das Thun und Reden der Vorſteher der Judengemeinde Nichts gefruchtet, dann werde nicht geſagt, daß jener Männer leiſes, abwartendes und furchtſames Benehmen daran ſchuld ſey — wo die öffentliche Meinung ſich nicht liebend hingibt, da muß ſie erkämpft, ſie kann nie errechtet werden — aber genug, es hat Nichts gefruchtet. Dies haben ſie ganz vor kurzer Zeit ſchmerzlich genug erfahren.“

„Bisher hatte man ſich mehr damit begnügt, die Juden in banger Erwartung der Zukunft und in dem Schrecken zu erhalten, ſich einem oligarchiſchen Regimente preisgegeben zu ſehen, das den Wunſch, ihre bürgerlichen Freiheiten aufzuheben, um ihren Wohlſtand zu zerſtören, laut und mit Frohlocken ausgeſprochen hat. Endlich aber wollte man ſie von der Furcht des Uebels durch Vollziehung des Uebels befreien. Bis jetzt war der Bürgerſtand der Juden nur in ſo viel beſchränkt worden, daß man widerrechtlicher Weiſe den ſich verheirathenden jungen Leuten die Ertheilung des Bürgerrechts zurückhielt, daß man das Ergreifen eines Handwerks nur unter dem abſchreckenden Vorbehalte zukünftiger Beſtimmungen verſtattete, und dergleichen mehr: die weitern Eingriffe hatte man der Zukunft vorbehalten. Nun aber, einen längern Aufſchub läſtig findend, hat man angefangen, Eingriffe in das *perſönliche*, ſchon früher erworbene und anerkannte Bürgerrecht der jüdiſchen Familienväter zu thun *Wie* dieſes, wie tief verletzend, und mit welcher Geringſchätzung, faſt möchte man ſagen, höhnenden Auslegung der

Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes es geſchehen, wird jeder rechtdenkende Mann mit Erſtaunen, jeder rechtfühlende mit dem innigſten Unwillen aus der hier nachfolgenden Bekanntmachung erſehen. Sie unterſagt den jüdiſchen Bürgern den Ankauf von Häuſern und ſonſtigen Grundſtücken, außer in denjenigen Quartieren, die ihnen unter der ehemaligen reichsſtädtiſchen Verfaſſung eingeräumt und unter der Fürſt-Primatiſchen Regierung in Etwas erweitert worden war."

XXII.

Kuhſchnappel, den 20. Auguſt. *)

(Eingeſandt.)

Der durch amerikaniſche, aſiatiſche, afrikaniſche, europäiſche und auſtraliſche, ſowohl unter Cenſur als cenſurfrei geſchriebene, miniſterielle, Oppoſitions- und independente Blätter rühmlichſt bekannte Augenarzt Sr. Maj. des Königs von Hayti, Eigenthümer und Direktor der Königl. Dispenſary zu Cap Henry, Herr Dr. **Boaſter**, iſt in hieſiger Stadt angelangt, und wird ſich, ehe er nach Karlsbad geht, wohin er ſich aus Menſchlichkeit begibt, einige Monate hier aufhalten. Die Ankunft deſſelben wird den vielen Augenkranken hieſiger Stadt und Umgegend zum großen Troſte gereichen. Die Fälle ſeiner gelungenen Kuren, ſelbſt bei ſolchen Perſonen, welche unheilbar waren, ſind zu häufig, als daß ſie ohne ungeheuere Inſeratgebühren hier alle angeführt werden konnten. Der Kaiſer von Marokko hat dem Herrn **Boaſter** wegen ſeiner unzähligen Kuren, den Titel eines **Kurfürſten** ertheilt. Derſelbige heilt die hartnäckigſten Augenkrankheiten, indem er den Leidenden einen feinen, von ihm erfundenen Sand in die Augen ſtreut; auch wendet er mit vielem Glücke einen blauen Patentdunſt an. Er heilt die dazu geeigneten Blinden durch den thieriſchen Magnetismus und macht ſie hellſehend; jedoch müſſen Perſonen, die auf ſolche Weiſe behandelt ſeyn wollen, zuvor all ihr Metall ausliefern, ſonſt hilft es nichts. Auch hat Herr Boaſter einen Zauberſpiegel, der Blindgebornen auf der Stelle das Geſicht wiedergibt, wenn ſie ſich darin ſehen Viele Perſonen, die nach Sonnenuntergang Nichts deutlich unterſcheiden konnten, heilte er gründlich durch Anzündung eines elektriſchen Talglichtes. Junge Mädchen, die aus Schwäche der Augenlieder und aus Congeſtionen nach dem Kopfe oft die Augen niederſchlagen, ſtellt er wieder her, ſo daß ſie Jedem ſtarr in's Angeſicht ſehen können. Junge Leute, denen ein ſchönes Mädchen in die Augen geſtochen, heilt er ſympathetiſch durch Ringewechſeln. Richter und Beamte, die unwillkührlich ein Auge zudrücken, eine gefährliche Krankheit, die aus zu häufigem Hinſehen auf glänzende Gegenſtände entſpringt, ſtellt er durch einfache diätetiſche Mittel wieder her, indem er ſie von augenanſtrengenden Amtsgeſchäften entfernt. Auch das bei dieſen Perſonen nicht ſelten vorkommende durch die Finger Sehen heilt er durch mehrmaliges Schlagen auf die Finger. Der Aufenthalt des Herrn Boaſter in hieſiger Stadt iſt zu kurz, als daß er allen Kranken vollendete Heilung zuſagen könnte, doch können die Blinden, die ſich ihm anvertrauen, verſichert ſeyn, daß ihnen bald nach ſeiner Abreiſe die Augen aufgehen werden. Herrn Boaſter iſt wegen ſeiner Verdienſte die Auszeichnung widerfahren, daß er in hieſiger Stadt praktiziren, und ſeine toxiſchen Mittel anwenden darf, ohngeachtet nach §. 55 und 62 der kuhſchnappel'ſchen Medicinalordnung, 1) kein Arzt Arzneien bereiten und Arcana verkaufen ſoll, und 2) auswärtige Aerzte, welche von dortigen Kranken conſulirt werden, durch einen dort recipirten Arzt, zur Verhütung aller Mißbräuche, die Recepte unterzeichnen laſſen müſſen. Herr **Boaſter** behandelt alle Armen **ohne Nutzen**. Auch verfertigt derſelbe verſchiedene Arten künſtlicher Augen, als: ſchmachtende für verliebte Mädchen, thränende für junge Wittwen, wachſame für Polizeibeamten, kurzſichtige Augen für Kuhſchnappler Schutzjuden, womit dieſelben, wo ſie auch wohnen mögen, nie in eine chriſtliche Bürgerſtraße ſehen können, und andere mehr.

---

*) Zeitſchwingen 21. Auguſt 1819.

Herr **Boaſter** wohnt in der Henkerſtraße Nr. 8.

XXIII.

Franzöſiſcher Kunſtfleiß.

Unter den Erzeugniſſen der franzöſiſchen Induſtrie, die gegenwärtig in Paris öffentlich ausgeſtellt ſind, ſieht man folgende merkwürdige Stücke:

1) Eine ſympathetiſche Druckerſchwärze, die nach einem Jahre wieder verſchwindet. Gut zu gebrauchen zum Drucke der Conſtitutionen, Proklamationen, Aufforderungen zu Befreiungskriegen u. dergl.

2) Eine Cenſur-Säure, die, wenn man die Zeitungen damit beſtreicht, alles Staatsgefährliche ausätzt.

3) Akuſtiſcher Apparat, wodurch man hören kann, was in allen Häuſern geſprochen wird. Der Erfinder iſt Herr Mouchard in Lyon.

4) Revolutions-Gewitterableiter, die den Blitz in eine große Sandbüchſe abführen.

5) Eine Spiel-Uhr, welche zu jeder beliebigen Stunde, auf welche man den Zeiger ſtellt, die Wachenden einſchläfert.

6) Ein Taſchen-Apparat für Freunde des Selbſtmordes, der Werkzeuge zu allen möglichen

Todesarten enthält — Meſſer zum Halsabſchneiden — Piſtolen zum Erſchießen — wäſſerige Schriften zum Erſäufen — deutſche Protokolle zum Sterben durch Langeweile — ein Pulver, deſſen Genuß augenblicklich zum Diebe macht, für Liebhaber des Galgens-Automat einer Xantippe zum Todtärgern — ein desgleichen, das ſeinem Eigenthümer auf öffentlicher Straße Schimpfreden nachruft, und ihn darauf im Duelle erſticht — ein künſtlicher Acciſe-Einnehmer, zum Hungertode — Verſchwörungsgeſchichten (gedruckte), zum Erſticken vor Lachen — eine ſinnreiche Chauſſée zum Halsbrechen — ein Schächtelchen voll Verläumdungs-Pillen zum Vergiften — ein ungeſchickter Arzt aus Stahl, und ein dergleichen Chirurgus, zu vermiſchten Todesarten — Ernennungen zu Geſandtſchaftspoſten, um an diplomatiſchen Indigeſtionen zu ſterben. — Eine Büchſe voll Wahrheiten. Sobald man ſie öffnet, fällt man in Ungnade, und ſtirbt aus Verdruß. — Ein Blatt des Londoner Couriers, mit der Lüge, Buonaparte ſey entwiſcht, zum Selbſterſchrecken — falſche Briefe aus dem Haag, mit der Nachricht, vom Gewinnſte des großen Looſes, zum Sterben vor Freude. — Eine Marionetten-Truppe, die Schiller's Don Carlos aufführt, zum Sterben vor Ungeduld — das franzöſiſche Preßfreiheitsgeſetz, zum Sterben vor Neid. — Ein Regiment hölzerner preußiſcher Douaniers, zum Bewirken einer tödtlichen Auszehrung — Ein Luftballon, durch Verſprechungen aufgeblaſen, der in einer gewiſſen Höhe platzt, und mit dem Aeronauten herabfällt

7) Hölzerne Feudal-Stiefelknechte für hohe Herrſchaften, die den Fuß, der hart darauf tritt, ſanft bedienen.

8) Soldaten-Röcke neuer Art, die ſo knapp gemacht ſind, daß die Soldaten, die darin ſtecken, ſich auf Kugeln und Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerſchrocken der Gefahr entgegen gehen.

9) Puder für unruhige Köpfe, um ſie weiſe, weiß, und ihnen was weis zu machen.

10) Model eines langſam fahrenden diplomatiſchen Wagens, zur Herbeiführung der Inſtructionen, ſehr bequem eingerichtet.

11) Der kleine Orthograph, für Frauenzimmer, eine mechaniſche Figur, die, auf den Schreibtiſch geſtellt, jedesmal die Hand aufhebt, wenn ein Wort unorthographiſch geſchrieben wird.

12) Eine Luftpumpe zur Ausleerung der Windbeutel. Das Otto Guerikiſche Experiment zeigt die Wirkſamkeit dieſer Maſchine auf's Schönſte. Der Künſtler ließ am Kopfe und den Füßen eines engliſchen Augenarztes zwölf Pferde ſpannen, und dieſe nach entgegengeſetzter Richtung ziehen, ohne daß ſie vermochten, den leeren Windbeutel auseinander zu reißen.

13) Waſſerdichte Filzhüte, die Waſſer weder ein- noch auslaſſen.

14) Elektriſirmaſchine für freiwillige Landſtürmer. Sind aus Papier-mâché verfertigt und darum nur einmal zu gebrauchen.

15) Eau de Congrés. Ein Waſchwaſſer und augenſtärkendes Mittel. Das Kiſtchen mit 39 Gläſern koſtet vier Gulden.

XXIV.

Taſchenbücher.

Manna in der Wüſte! Der Gott Iſraels verläßt ſeine Kinder nicht. Warum weint ihr um die Fleiſchtöpfe Aegyptens? Waren ſie mit ägyptiſcher Finſterniß nicht zu theuer erkauft? Die Nacht liegt hinter euch, und auch das rothe Meer, mit ſeinen ſtillen gleißneriſchen Blutwellen. Muth! Unſere Kameraden in Frankfurt haben wir ſchon ſeptembriſiren ſehen, und auch wir entgehen dem Schickſale nicht. Es thut nicht weh, ein leichter Sprung, und aus dem rauhen, dornigen Pfade der Staatsnarrheit ſtehen wir in den romantiſchen Blumengefilden der Almanache. Welche heitere Lüfte! Wie ſie ſäuſeln! Welche Blume duftet mir am ſüßeſten zu? Ich breche ſie zuerſt. Die garſtige Zeitungsraupe hat ſich eingepuppt, und ein tändelnder ſchönfarbiger Schmetterling gaukelt hervor, und wiegt ſich und koſet und ſchlürft Nektar ein. Schon kann ich mich nicht faſſen vor Wonne und Liebe. Ach! . .

Komm her Erinnerung, kleines goldgelocktes Märchen, ich will dich auf meinen Knieen ſchaukeln. Ja weit, recht weit reiſen wir. Wann geſchah es, Louiſe, daß auf deinen erglühenden Wangen die Morgenröthe meines Glücks aufflammte, und der volle Frühling mir plötzlich aus dem dunklen Boden hervorſprang, früher erreicht als erſehnt? Es war in einer feierlichen Sommernacht, da der Himmel ſeinen goldgeſtickten Königsmantel trug. „Dort oben wohnt Gott" — „Biſt du ihm gut?" — „„Ach der iſt ja gar zu fern von mir!"" . . . Jetzt ſtopfſt du Strümpfe, zahlſt keifend eine Küchenrechnung aus, und reichſt mit Blicken ohne Zärtlichkeit dem fünften Säugling deine Bruſt. Und ich ſitze hier mit ausgeleerter Bruſt und trocknen Augen, oder ſie thränten aus Zorn und ohnmächtiger Wuth. Meine Empfindung iſt matt und farblos, im Treibhauſe der Phantaſie kärglich auferzogen. Sehen wir uns wieder, ſo erkennen wir uns nicht; erkennen wir uns, ſo freuen wir uns nicht. Unſere Liebe liegt begraben, und tiefer noch, als ſie, unſere Trauer über die verlorne . . . Steig ab, Kleine, ich bin ſchon müde.

Ihr ſeht es, Leſer, ich bin zu ſchwach und zu weich, und müßte vergehen unter Wonnen und Leiden, und Sehnen und Thränen, wollte ich alle die rührenden Almanache leſen, welche, wie ich hoffe, die Herren Verleger mir zum Koſten zuſchicken werden. (Bis jetzt habe ich erſt das geſellige Vergnügen von Herrn Gleditſch in Leipzig und von den Herrn Gebrüdern Wilmans in Frankfurt Liebe und Freundſchaft erhalten.) Darum habe ich eine Werkſtätte errichtet.

in der ich von jungen Leuten und Mädchen alle erſcheinenden Taſchenbücher leſen und beurtheilen laſſe. Ich vertheile die Wolle unter ſie, und ſie bringen mir das Gewebe zurück. Auf dieſe Weiſe erſpare ich mir die Rührung und bleibe bei Kräften. Eine meiner Fabrikarbeiterinnen, Namens Guſte, aus dem Fuldiſchen gebürtig, hat in nachfolgendem Briefe das Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet, herausgegeben von Schütze, recenſirt. Das Mädchen iſt noch jung und bittet um Nachſicht.

„Meiſter und Brodherr!

„Ich verſtehe zwar nur die Hälfte des Titels, aber mein Bruder ſagt, das ſey genug, um ein Buch beurtheilen zu können. Schon der Name iſt ſchön, und darum möchte ich vor allen übrigen dieſes Taſchenbuch, was auch darin ſtehen möge, als Geſchenk geben, oder empfangen. Nun habe ich aber Vieles darin geleſen, das mich durch Luſt oder Trauer angezogen und feſtgehalten hat. Ludchens Heimkehr, von Schütze, erklärt angenehm die zwölf allerliebſten Zeichnungen, und die weißen Blätter dazwiſchen können mit den denkwürdigen Tagen der Bälle und Concerte, der Schlittenpartien und Sommerfahrten zweckmäßig ausgefüllt werden, ſo daß, wenn das Jahr verfloſſen iſt, man einen ſchönen Freudenkalender hat. Doch lieber noch hätte ich zwölf Liebhaber, die mir eben ſo viele zärtliche Gedichte darunter ſchrieben, die nirgends noch gedruckt worden. — Nach dieſem kommt das Fräulein von Scuderi, eine Erzählung von Hoffmann, dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke. Dieſer Mann machte mir eben ſo große Freude, als Furcht. Ich war erſtaunt, am Ende der Erzählung zu finden, daß dieſes Ende ſo nahe war, und bewunderte die Kunſt, mit welchem ein kleiner Park, bald durch ſich verſchlingende Wege, bald durch bedeckende Geſträuche, zu großen und immer abwechſelnden Luſtgängen eingerichtet worden. — Hans Leu, von Langbein, iſt ein ganzer tüchtiger Mann; ich möchte ſo einen wohl lebendig, nicht haben, aber ſehen. Eines ſchönen Märchens Lächeln hat den Rieſen beſiegt. Ach, das waren noch herrliche Zeiten; jetzt werden wir Aermſten ja kaum mit Zwergen fertig. — Das Nachtabenteuer, von Graf von Löben, habe ich zweimal geleſen, nicht blos weil die Geſchichte etwas verwickelt iſt, ſondern auch, weil ſie mir gut gefiel. — Dem Herrn Nänny bin ich ſehr freundlich, weil er einen harten Menſchen, der eine Roſe mit Füßen getreten, wie er es verdiente, ausſchalt. Aber ſo fluchen, wie er gethan, hätte er doch nicht ſollen; die Strafe iſt viel zu grauſam. Ihre Dienerin, Meiſter.“

XXV.

Der Herausgeber an ſeine Leſer.

(9. Oktober 1819.)

Von heute an erſcheinen die Zeitſchwingen *unter* Cenſur. Wo die Freiheit Allen verloren ging, da gewährt die Gleichheit Troſt. Das haben wir ſchon unter Napoleon erfahren. Laßt uns die Weisheit der Vorſehung bewundern! Um unſre herumirrenden, ſich oft feindlich begegnenden Wünſche zur Ruhe und Eintracht zu bringen, gab ſie uns gemeinſchaftliche Trauer. —

Meine Leſer dürfen es mir glauben — einer Stimme, die oft genug gezeigt hat, daß ſie ſo weit von Schmeichelei, als von Furcht abſtehe — wenn ich ſie verſichere, daß die, von der Großherzoglich-Heſſiſchen Regierung, wegen der Cenſur der Zeitſchwingen erlaſſene Weiſung in den Ausdrücken der *möglichſten* Schonung abgefaßt iſt.

Die Worte, womit Schiller's *Braut von Meſſina* beginnt, könnten ihr zur Ueberſchrift dienen. Das Urtheil über *inländiſche* Angelegenheiten iſt mir freigegeben. In der Wahl zwiſchen *Verurtheilung* und *Beurtheilung* werden gewiß mehrere deutſche Staaten die letztere vorziehen.

Lebt wohl, Leſer, auf Wiederſehen!

XXVI.

Bauholz zu einem Roman.

(1820.)

Der Glückliche hatte ſich in ſeinem Sinne ein ſchönes geräumiges Wohnhaus eingerichtet und es mit Behagen ausgeſchmückt. Gedachte er Enkel darin zu wiegen, und hat ihm der Tod den geliebten Sohn entriſſen? Oder wollte er das Weib ſeiner Seele hineinführen, und ward es ihm treulos vor den Stufen des Altars? Oder ſollte es ihm ſelbſt bequem werden, daß er ſich ſeines Beſitzes erfreue, und ſchlug ihn dann Armuth nieder? Wie es auch ſey — die Axt des Zimmermanns ruhte. Mannigfaltig iſt das Hoffen, getäuſchte Hoffnungen ſind ſich alle gleich. Das Bauholz lodert düſter im Kamine, und nicht Alles hat der Unglückliche verloren, wenn eine zweite nackte Bruſt, wenn ein zitterndes Herz ſich findet, das in rauhen Tagen die Wärme mit ihm theilt.

Sende mir die wildeſten Stürme des Himmels, ſende mir alle Qualen der Hölle, ich dulde ſie aus, nur laß mich nicht einſam ſeyn. Stelle den Mordbegierigſten gegen die unbewehrte Bruſt; er ſieht doch das Herz, indem er es zerfleiſcht. Ungekannt leben — athmen im Grabe, das iſt dein Bild. Wie viele Unglückliche werden wie Schiffbrüchige in dieſe Welt geworfen, und finden rings umher eine menſchenleere Wüſte. Vergebens ſtecken ſie am Strande ihre Zeichen auf, den Nothruf, mit ihrem Blute geſchrieben — kein Schiff geht vorüber. Monde, Jahre verfließen. Spät entdeckt das ausgetrocknete, ſtarre Auge ein Segel am Rande des Himmels. Aber es iſt zu fern. Sie hören ſein Geſchrei, ſie ſehen ſeine Zeichen nicht, und ſtreichen vorüber. Nur der Tod erlöſt den Einſamen. Nach vielen Jahren wirft der Sturm einen Andern auf die unbewohnte Inſel; dieſer findet die Leiche ſeines Vorgängers, und lieſt die Erzählung ſeiner Leiden, um zu verzweifeln wie er.

Wozu nur die Sprache nütze! Sie verſagt uns ihren Dienſt, wenn wir ſie am nöthigſten gebrauchen. Forderte ich Brod, wenn mich hungerte, Waſſer, wenn ich durſtete, wohl auch eine Salbe, wenn mich der Finger ſchmerzte: das reichte man mir., Aber wenn mein Herz in Seligkeit überquoll, und ich ein empfängliches Herz aufſuchte, meinen Ueberfluß zu faſſen, wenn der Schmerz mein Innerſtes zerriß, und ich ein Ohr ſuchte zum Wiederklange meiner Leiden, da verſtand mich Keiner, und ſie gingen ungerührter an mir vorüber, als an einem Baume, durch deſſen Zweige die Winde ſeufzen.

Einſam ſteht der Menſch auf den Bergeshöhen des Geiſtes, einſamer ſitzt er in den Tiefen des Herzens. Fandeſt du dich nicht auch manchmal einem rohen Zechgeſellen gegenüber, und ſpielteſt mit ihm das lächerlichſt-traurigſte Poſſenſpiel? Ihr tranket euch zu aus dem Becher der niedrigſten Luſt; ihr ſpottetet des Heiligſten; ihr tratet das Unſchuldigſte mit Füßen; ihr ſuchtet in den gemeinſten ſpießbürgerlichſten Redensarten Einer den Andern zu beſiegen, und taumeltet ſpät in der Nacht lärmend durch die Gaſſen, und wecktet die Schläfer. Und doch hattet ihr euch beide getäuſcht! Euch ſchlug ein weiches, edles Herz in der Bruſt, euch erhellte ein aufflammender Geiſt, und ihr kanntet, ihr trautet euch nur nicht, und jeder vermummte ſeine gute Natur. Verſtandet ihr euch, ſo hättet ihr euch an's Herz gedrückt, und hättet in einer ſeligen Umarmung eure Wonnen und eure Leiden vermählt. Heuchler nennt ihr die Menſchen? So ſehr verbergen ſie nie ihre Laſter, als ſie ihre Tugend verbergen.

Die närriſchen guten Menſchen! ſie verwunden oft mit zitternder Hand, nur um ihre Härte darzuthun; ſie verſchließen aus Furcht vor räuberiſchen Ueberfällen dem darbenden Bettler ihre Thüre. Die edelſten Eingeweide, Kopf und Herz, hat die Natur mit Knochen umgeben, nur den Bauch nicht, und ſo iſt der Menſch nie blöde, ſeine roheſten Lüſte zu zeigen; aber was er Schönes begehrt, verſchweigt er, er verſchließt ſeine Leiden, und duldet lieber den Schmerz, als den Troſt. Da fuhr ich neulich im Poſtſchiffe am Rhein hinab. Was nur im deutſchen Reiche an Krämern, Juden und ſchlechten Dirnen Gemeines herumwandert, fand ſich da zuſammen. Einer der Reiſegefährten war mir mehr als alle andern in tiefer Seele zuwider. Der Kerl war jung und Feldmeſſer. Er trug weiße, blau geſtreifte leinene Beinkleider, Kamaſchen von gelbem Nankin, und ſeine ſchwarzſeidene Weſte hatte unausſtehlich farbige Blumen. An ſeiner Tabakspfeife hingen große gelbe und rothe Troddeln. Er drang der ganzen Geſellſchaft die mit ſich führende Wurſt auf, ſchnapſte mit jedem Poſtillon, konnte ſeine langen Beine nie zu erwünſchter Gemächlichkeit bringen, ließ kein vorübergehendes Bauernweib ungeneckt, und erſchöpfte alle Saufgelage an ſchlechten Redensarten. Nach dem Eſſen ſchlief der Kerl und ſchnarchte im Sonnenſcheine. Ein Buch fiel aus ſeiner Seitentaſche, das ich in die Hand nahm. Es war Jean Pauls Titan, und tauſend Anſtriche und Punkte, und alle Ränder vollgeſchrieben. Keine Ader hatte dieſer Herzensgliederer beſchrieben, die der Feldmeſſer nicht nachgezeichnet, keine Nerve aufgedeckt, die er nicht durchempfunden, kein Leid erzählt, deſſen Schilderung er nicht als treu bekräftigt. Manchen Pinſelſtrich des Malers hatten die Thränen des anbetend Niedergefallenen ausgelöſcht, und oft war der Schleier, mit dem der Dichter große Schmerzen umhing, von einer feſten, ſelbſtmörderiſchen Hand weggezogen. In dem frechen Geſellen war eine ſchöne

Seele. Als er aufwachte und das Buch in meiner Hand ſah, ward er roth und zornig und rief: „Dummes Zeug, ich gebrauch's zu Fidibus," und riß wirklich ein Blatt heraus, um ſeine Pfeife damit anzuzünden. Und ſo iſt der Menſch!

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt
Und laßt ihn ſeiner Pein.

Ja, den Harfner faſſen ſie deutlich; denn erſt wenn man wahnſinnig geworden iſt und ſich den Bart wachſen läßt, kommen ſie herbei, und ſperren uns in's Tollhaus, nicht den Unglücklichen zu heilen, nein, zu ihrer eigenen Sicherheit. Mit welchem Fleiße haben ſie nicht den menſchlichen Körper durchſucht, und jede Ader, jede Nerve, jede Muskel abgeſondert. Wie ſorgfältig haben ſie die Entwickelungen der verſchiedenen Alterſtufen, alle Verrichtungen der einzelnen Theile beobachtet. Wie viele Krankheiten haben ſie gefunden, von den Wehen der Mutter, vom Zahnen des Kindes an bis zur Hinfälligkeit des Greiſes, und für jede hundert Mittel. Wie zahlreich ſind die Aerzte, wie reich die Apotheken! Hat man aber nur einen einzigen Heilkünſtler für eine kranke Seele, und einen Saft, ihre Leiden zu ſtillen? Sind die Nerven erſchlafft oder überreizt, was wird nicht alle gerathen und gegeben, ſie zu ſtärken oder zu beſänftigen. Aber wenn die Saiten des Herzens nachlaſſen oder überſpannt ſind, wer bekümmert ſich darum? Man hat keine Linderung, ja keinen Blick dafür, und erſt wenn die Saiten zerriſſen ſind, erkennen ſie den Jammer, um ihn zu verſpotten, und ſagen: Das ſey die Folge thörichter Ueberſpannung. Jahrhunderte hat es gedauert, bis man ſo weiſe geworden, den unglücklichen Selbſtmörder nicht vom Schinder wegführen und ihn wie einen Hund am Kreuzwege einſcharren zu laſſen. Und doch, wie viel beſſer waren jene Zeiten, da noch Liebe und Glaube Alles verklärte und ſogar den Leib vergeiſtigte! Wurde damals ein Kranker von Muskelkrämpfen hin und her geworfen, da meinte man, er wäre vom Teufel beſeſſen, und die Prieſter ſprachen dem Herzen zu. Jetzt hat man die Seele verknöchert, und wenn ſie hundert Teufel ängſtigen, kommen die Aerzte und ſagen, das käme von Würmern im Leibe.

Die Menſchen ſind einſam mit ihrer Seele, nur mit dem Leibe hängen ſie zuſammen. Nur noch beim Schmauſen findet man Liebe und Verſtändniß, aber wenn das Herz genießt oder entbehrt, da findet man keinen Tiſchgenoſſen und keinen Wirth, der den Hungrigen ſtille. O irrende Liebe, falſches Mitleid! Was liegt daran, daß man eine kurze Zeit am Fieber darnieder liege, um ſtärker und geſünder aufzuſtehen, oder im bewußtloſen Taumel dahin zu ſterben? Und doch, wie ſind dann die Freunde betrübt! Aber ein verwundetes Herz, das nie vernarbt und nie verblutet und uns durch das ganze Leben ſchmerzt, findet keine Sorgfalt.

Einſamkeit des Herzens, wie biſt du ſo fürchterlich in Luſt und Trauer!

Will ich mir eine Luſt machen, dann leſe ich ihre Erziehungsbücher; bin ich zu Trauerſpielen geneigt, dann ſehe ich mir ihre wohlerzogenen Menſchen an. Es wäre zum Tollwerden, wäre man nicht ſchon früher toll. Wahrlich, auch mit den leiſeſten Wehen der Mutter iſt das Leben eines Kindes ſchon viel zu theuer bezahlt. Die Mikropolitik jedes geiſteigenen Bürgers — und das ſind wir Alle — iſt ganz nach morgenländiſcher Deſpotie geformt. Da ſitzt irgend eine erblichherrſchende Idee, ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Gelehrter, ein Kaufmann, als Sultan auf dem Throne und verfährt mit allen übrigen Sinnen, Gedanken und Empfindungen der menſchlichen Natur, wie mit todter Maſſe, die keinen Willen habe, noch ſelbſtthätige Kraft. Erhebt ſich irgend eine Luſt, gleich wird ſie von den Janitſcharen-Säbeln der Geſetze niedergehauen. Will man einen vornehmen Trieb mit Achtung tödten, ſchickt man ihm die ſeidene Schnur der Moral, daß er ſich ſelbſt erwürge. Wie viele Kräfte im Menſchen gehen ungebraucht zu Grunde! Nein — gingen ſie zu Grunde, das wäre noch Heil; aber jede unbenützte Kraft verſauert, und verdirbt alles Blut des Lebens, wie ſchlecht verwahrter Wein zu Eſſig wird. Alle unſere Laſter ſind ungeſchlagene Tugenden. Wie viele ſind der Freuden unſerer Tage? Glücklich ſind die, welchen die

Wiege gleich zum Sarge wird; weiter als zum Schoppen Wein täglich bringen es Wenige.

Die Kräfte des Menſchen müſſen demokratiſch gebildet werden, ſo daß abwechſelnd jede zur Sprache, zum Handeln und Genießen kömmt. Aber auch die glücklichſten Völker haben nur Stände: Kopf, Herz, Magen, und die tauſend mannigfaltigen Farbenſpiele, die dazwiſchen liegen, werden nicht gehört und beachtet. Ich weiß recht gut, woher der Jammer kömmt. Es iſt die uralte Gaunerei des Law, und unſere Altmutter Schlange, die gefräßige Habſucht. Sie legen ihr baares Geld auf eine gemalte Bank, und es fällt zu Boden, und rollt in's Weite. Miſſiſippi-Hoffnungen! Wo strömt der Miſſiſſippi? Wo liegt das gelobte Louiſiana? Wenige wiſſen es, und dieſe lachen, und theilen mit dem Beutelſchneider.

Liebe iſt ſüßes Mondlicht, dem Wanderer in der Nacht ein treuer willkommener Führer: aber die Glücklichern verſchlafen das Dunkel.

Der eine Menſch iſt Stahl, der andere Stein, der dritte Zunder, träfen ſie auf einander, dann entzündete ſich ein ſchönes Licht, ihnen und Andern zur Freude. Aber es geſchieht nicht. Die Eigenliebe der Menſchen ſchlägt ſich ſelbſt die tiefſten Wunden. Jeder ſucht nur den Gleichgearteten, und ſo begegnen ſich nur immer Stein und Stein, Stahl und Stahl, und kein Funke entſpringt.

Die älteſten griechiſchen Künſtler bildeten die Gerechtigkeit ohne Kopf ab. Es war ein Deutſcher, der zuerſt dieſe Bemerkung machte — Winckelmann.

Dramaturgiſche Blätter.

(1818.)

1. Am 28. Juni. *Der Vorſatz*, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen, die ſo anſpruchslos hervortreten, erhalten oft mehr als ſie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die ſich eben ſo ungezwungen auflöſt, geben dieſer Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatiſchen Künſteleien, die mit Geräuſch auf die Bühne gebracht werden. — Frau *** ſpielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künſtlerin und machte ſie vergeſſen. Sie wußte die Naivität eines Landmädchens von ſtädtiſcher Ziererei und bäuriſcher Derbheit frei zu halten. Ihr Liebſter, der Soldat Hans, von Herrn *** dargeſtellt, ſchien ſich auf den Drang ſeiner Gefühle verlaſſen, und daher auf das, was er ſagen wollte, ſich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verſchwieg, ihm nicht blos den Arm ſteif gemacht? Wahrſcheinlich.

2. *Raphael*, ein hiſtoriſches Luſtſpiel von Caſtelli, in einem Aufzuge.

Verwiſchte Zeichnung, ſchmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blaſſe, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwiſchen Laune und Empfindung: das ſind — nicht die *Eigenthümlichkeiten* dieſer Dichterarbeit, denn man findet ſie nur gar zu häufig. Der Schauſpieler kann mit aller Kunſt und Anſtrengung ſolche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in dieſem *hiſtoriſchen Luſtſpiele* herrſcht:

Fürſt.

„Ihr malt ſo gerne Jungfrauen.“

Raphael.

„*Weil ſie was Seltenes ſind*, gemalten darf man trauen.“ Hoffentlich iſt dieſe *Rede* nur unverſtändlich

Eine andere:

Cäcilie.

„Auf's Krankenlager ſank mein armer Vater hin,
Bald ſchwang der Senſenmann die Hippe über ihn.“

Ein ſo komiſches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf ſeinem Todtenbette aufheitern.

Herr *** als Raphael that, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenſpiele dieſes jungen Künſtlers ſollte Andern als Muſter dienen. Frau *** ſpielte die Cäcilie ..... aber ſie war auch gar zu ſchön! in der 8. Scene wendet ſie ſich mit der Rede:

„Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt.

ſo ſucht bei Märchen nicht durch Wiſſenſchaft zu glänzen u. ſ. w.“

an das Publikum. Hier ſcheint freilich der Dichter ſelbſt Cäciliens Spiel dieſe falſche Richtung gegeben zu haben; aber es iſt das unheilbare Gebrechen auch der beſſern Schauſpieler, daß ſie mit den Zuhörern liebäugeln und ſie zum Mitſpielen zwingen. Ein Schauſpieler ſoll kein bas-relief ſeyn, das blos auf der einen, der Betrachtung zugewendeten, Seite ausgebildet iſt, ſondern ein rundum geſtaltetes Werk. Er mag wohl ſeinen Standpunkt ſo wählen, daß er vortheilhaft geſehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufſchlagen. — Herr *** gab den Fürſten mit ſeiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenſchaftlichen Freund der Kunſt und Cäciliens hätte Keiner in ihm errathen.

3. Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung, noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatiſche Geiſt dieſem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Oberſten Strömly den Verführer der Babekan und Toni's Vater hätte entdecken laſſen.

Demoiſelle W.... gab als Gaſt die Rolle der Toni. Sie iſt der Bühne fremd — unſerer, und es ſoll ſelbſt der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimiſche Künſtlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr *** wußte als Guſtav von der Ried ſeine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen ſolcher Art (Liebhaberrollen, wie man ſie nennt) ſind nicht immer dankbar. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunſt, das gelungene der guten Natur zugeſchrieben. — Warum Herr *** bei ſeinem Eintritte in den Hof des Negerhauſes den Hut auf die Erde wirft, und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgibt, bedarf einer Erklärung. — Frau *** in der Rolle der Meſtize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenſpiel waren ſehr richtig. — Herr W.... machte den Negerhauptmann. Selbſt in dieſer kurzen Rolle fand er Zeit, den ſinnvollen Künſtler zu entwickeln: Das ſüdliche Blut, die kochende Rachſucht, das verzehrende Weſen eines Schwarzen, den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4 Am 29. Juni. Lodoiska, Oper von Cherubini. Dieſe ſtrenge und rauhe Muſik, der kein Lächeln abzugewinnen iſt, wurde bei ihrer Darſtellung auch durch Nichts willkommener gemacht. Nur Demoiſelle P... verdiente wegen ihres ſchönen und volltönenden Geſanges den Beifall, den ſie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um ſo ehrenvoller, da ſie bei leerem Hauſe ſpielte, und die Geſinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl verſammelt iſt, die gebührende Achtung nicht verſagen dürfe.

5. Künſtlers Erdenwallen, Luſtſpiel von Julius von Voß

Ach, der Kunſtfreund findet auf ſeinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künſtler; freilich ſind ſie anderer Art — jenem wird oft für ſeine Kunſt kein Geld, und dieſem für ſein Geld keine Kunſt zu Theil. In dieſem Originalluſtſpiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Louiſe hat es nicht geſchrieben, das merkt man einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zuſammengeflikten Lappen der verbrauchteſten Hiſtörchen! Als wenn es nöthig wäre, die Langeweile von ſo vielen Seiten her mit Mühe herbeizuſchleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauſpielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man ſich betrogen. —

Herr *** ſpielte den Magiſter Lämmermaier, manchmal ſeiner ſelbſt, manchmal der Poſſe würdig. Man ſagt, daß er in dieſer Rolle Iffland kopiere; ſo hätte alſo das Vorbild ſeine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *** ſtellt den Magiſter zuweilen als einen eingebildeten Menſchen dar, der ſtolz auf ſein umfaſſendes Wiſſen ſey; aber Lämmermaier iſt nicht ſo. Er dünkt ſich keineswegs was Großes, ſondern die poetiſche Kunſt ſcheint ihm nur was Kleines zu ſeyn, mit dem man leichte Arbeit habe. Es iſt alſo ein Mißgriff, wenn ſich der Schauſpieler in die Bruſt wirft, und ſich hochtrabend und tragiſch geberdet. — Herr *** gab den Eduard Ihlen als ein wohlgeſitteter junger Menſch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Verſammlung ſchuldig iſt. Ein Anderer, der es mit den feinen Sitten nicht ſo genau nähme, würde beim Nachhauſekommen aus dem Konzerte, in welchem er zur Thür hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick auf's Parterre, unterdrückte ſeinen Schmerz, und betrug ſich, als wäre Nichts vorgefallen. Zu artig! — Herr *** zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hauſe ſey. Es iſt recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden ſo bequeme Rollen hat. — Frau *** ſpielte die Virtuoſin Tempioni in einer Scene meiſterhaft, in der nämlichen, wo ſie ſich vom Magiſter Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorleſen läßt. Auch Herr *** war in dieſer Scene vortrefflich.

6. Am 5. Juli. Hadrian Barbaroſſa, Oper von Fränzl.

Die Lärmſchüſſe in der Ouvertüre haben nicht unnöthig Angſt gemacht; ſo wurde man wenigſtens vorbereitet auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geſchrieben iſt: das ſoll Herr N. ſeyn, dann mag man, ohne das Gemälde zu ſehen, ſeinen Unwerth beurtheilen. Dieſe Oper iſt eine muſikaliſche Herberge, die gaſtlich viele Fußgänger und mehrere Paſſagiere aus dem Mittelſtande aufnahm, und wohin ſich einige vornehme Reiſende verirrten. —

Madame H... als Donna Julia, und Herr S... als Don Ramiro, haben die Koſten der Unterhaltung dieſen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und ſonſtige Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten ſich auf die künſtlichſte und anmuthigſte Weiſe. Bald ſtellten ſie einen Fächer vor, bald einen Cirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwiſchen die Flügel dieſer Letztern gerathe; er mag ſehen, wie er ſich heraushelfe!

7. Das verlorne Kind, Schauſpiel von Kotzebue. Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will ſich im Walde todtſchießen, muß aber ſeinem ihm nachgeſchlichenen treuen Diener die Piſtolen abliefern. Jetzt wird er ſatyriſch und ſagt: das Beſte am Leben ſey, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er an's Meer, welches bei der Hand iſt, und will ſich hineinſtürzen. Aber es wird wieder Nichts daraus. Ein am Ufer ſchlafendes Kind, das ſich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbſtmord. Des Kindes Eltern finden ſich wehklagend ein. Deſſen Vater iſt des Lords eigner verſtoßner Sohn. Verſöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr *** machte den verwirrten Lord, der nach des Dichters Vorſchrift „mit unheimlicher Wildheit“ auftreten ſoll, ſehr natürlich. — Frau *** ließ in ihrem Geberdenſpiel nichts zu wünſchen übrig. — *** (das Kind Toni) war gut einſtudirt; aber auch ihr war der Fehler, ſich den Zuſchauern zu viel en face zu zeigen, ſchon frühzeitig beigebracht worden.

8. Toni, Drama von Körner.

Demoiſelle S... ſpielte die Toni als Gaſt, und zeigte ſo viel künſtleriſche Fähigkeit, als nur dieſe Rolle zu entwickeln verſtattet. Ein warmes und ſeelenvolles, aber dennoch beſonnenes, die Ueberlegung der Künſtlerin frei zeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, das gehörige, bei andern ſo oft vermißte Anſchwellen und Sinkenlaſſen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenſpiele (Toni's Hinneigung zu Guſtav iſt nur erſt eine Tugend, noch keine Leidenſchaft) — dieſe Vorzüge ſind es, welche uns den weitern Darſtellungen der Dem. S... mit angenehmer Erwartung entgegen ſehen laſſen.

Wer Kant's oder eines Andern phyſiſche Geographie beſitzt, den bitte ich dringend darin nachzuleſen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht ſey — die Sache wäre äußerſt merkwürdig. Wenigſtens war es im Schlafzimmer des Guſtav von Ried der Fall geweſen; dort fiel durch das eine Fenſter grauſe, finſtere Nacht und durch das andere der hellſte, freundlichſte Sonnenſchein. Die Handlung ſpielt eigentlich im Dunkeln und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Das Geheimniß, Oper von Solié.

Die franzöſiſche Converſations-Muſik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutſches Orcheſter, wie das unſrige, iſt faſt zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über ſolche Sachen wegzurauſchen. Sein

Spiel wird zu ausgeſprochen ſeyn; und ſo war es auch. Die Sänger in einer ſolchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied: **Femmes, voulez-vous éprouver**, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme.

10. Am 11. Juli. — Kaiſer Hadrian, Oper von Weigl.

Selbſt der Ernſt dieſes Tondichters iſt einſchmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von ſeiner Würde zu verlieren. Das Talent iſt merkbar genug, doch hat ſeine eigentliche ſchöpferiſche Kraft Weigl in der Schweizerfamilie verbraucht. — Hr. *** hat in der Rolle des Osreos ſich ſelbſt übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen ſeyn, daß er ſich den ungewöhnlichen Beifall, der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er **con sordino** ſang, und ſeinen blutdürſtigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgeſungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich, der ſie jetzt unterworfen ſind.

11. Am 12. Juli. — Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert, dieſer Vorſtellung beizuwohnen, und ich verſuchte vergebens die geſammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verſtattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmſtadt, welcher ich an dieſem Tage beigewohnt hatte, meinen Leſern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Muſik, und nicht ohne Geiſt und Würde. Wenigſtens lernt man einſehen, daß man den Italienern Unrecht thut, wenn man ſie nach ihrem Roſſini beurtheilt. Herr Wild, dieſer herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn ſo zu feſſeln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er ſeinen Theil zu reich ausgeſtattet; der koſtbare Stoff eines Gewandes ſoll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Mad. *** Altſtimme, ſang als Decebalus, König von Dazien, vortrefflich, doch in einer faſt eigenthümlichen tönenden Weiſe. Sie hat das große, ſeltene Verdienſt der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin iſt es mit der Bühne gekommen, daß dieſes als Verdienſt angerechnet werden muß!) Ihr Anſtand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. Mad. K... als Colmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Dieſe in voller Jugendblüthe prangende Geſtalt, mit unnennbarer Anmuth ausgeſtattet, dieſer ſeelenvolle Blick, dieſes reizende Lächeln ſollten einer ſchlechten Sängerin zu Theil geworden ſeyn, damit das Auge das Ohr beſteche. Und nun ihr zauberiſcher Geſang, wo Kraft=Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentſchiedenen Wettkampf führen! — Herr D... hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, ſich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man, daß er ſich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten dieſem braven Baßſänger bei ſeinem Gaſtſpiele den verdienten Beifall nicht verſagt. — Von der großen Ordnung und Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendſten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geiſtvollen und ſtrengen Leitung, die in dieſem Allem ſichtbar wird, und wodurch ſich die Darmſtädter Bühne auszeichnet, ſoll ein andermal ausführlicher geſprochen, und die Vergleichung, zu welcher dieſes Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli. — Camilla. Oper von Paer.

Paer's Camilla hat einen guten unantaſtbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, ſie zu verläumden, ſo fein es auch angelegt war, ſo ſchlau ſich auch alle Mitſingenden dazu verabredet hatten. — Herr ***, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag ſtellte den Herzog vor. Wenn die böhmiſchen Stände keine beſſern Redner als Sänger haben, dann ſteht es ſchlecht um ihre Volksvertretung. — Madame *** ſang die Camilla. Welch ein grauſames Vergnügen dieſe Parforcejagd nach aufgeſchreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Camilla iſt wie eine Büßende, nicht wie eine unſchuldig Leidende gekleidet. Nach Vorſchrift? — Demoiſelle W...., als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht loſe, ſchnippiſch, allerliebſt, ſehr allerliebſt. Ihr Bräutigam hieß Antonio

13. Am 18. Juli. — Don Juan.

Die Nacht vor dieſer Aufführung begaben ſich wunderbare Dinge. Mozarts Geiſt ſchritt polternd durch das Komödienhaus — die dickſte Saite des Contrabaſſes zerſprang — die große Trommel ſeufzte — eine Clarinette lachte laut auf. Ich habe dieſes Alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorſtellung von Eliſe v. Valberg eingeſchlafen war, und im Schauſpielhauſe übernachten mußte. — Herr * * * ſang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geſchehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. Offenherzig zu geſtehen: Nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu ſagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringſte Berückſichtigung. Gleich nach den erſten Scenen mißmuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und gerieth in eine ſolche Stimmung, daß ich ganz die Geiſtesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatraliſchen Vorſtellung erforderlich iſt. Höchſt wahrſcheinlich haben ſie alle vortrefflich geſpielt, und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erſchien mir Alles ſo ſchleppend und ſeelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die lieben Zuſchauer ihre Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche ſogar bis zum vierten Akte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr * * *, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine ſehr

komiſche Weiſe den Geiſt aufgab. Eine ganze Loge voll ſchöner Damen in meiner Nähe belachte dieſe Sterbeſcene. Ernſt zu ſprechen, es kam daher, weil Herr *** nicht ſtarb, ſondern ſich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei faſt nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrſcheinlich um akuſtiſch darzuthun, wie einſtimmig das Volk in ſeiner Freude ſey.

15. Am 28. Juli. — 1) Der Unſichtbare, Oper von Eule.

Würde eine Oper der Unhörbare zur Vorſtellung gebracht, dann wäre ſchwer zu unterſcheiden, wer die Hauptrolle verdiene, denn gar viele hätten Anſprüche darauf zu machen. Doch haben Herr O... und Herr H... recht ſchnurrig geſpielt. Ging es nur immer luſtig zu auf unſerer Bühne, da wäre man noch am beſten daran, dann wüßte man wenigſtens, wo alles hinaus wolle.

16. Die Roſen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Suſette; Herr ***, Malesherbes; Herr ***, Peter. — Keine Roſe ohne Dornen! Dem. Lindner war die Roſe.

17. Am 30. Juli. — Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutſchen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theure Vaterland begeiſtert, und der die Liebe zu ſeiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenſtrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du ſüßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege ſtarb, und nicht zur Männerwürde hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth deiner Hedwig mit dir feilſchen, wie ſollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zuſammengezogen, daß Alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es ſonſt ſey? Dein Geiſt, dein Herz iſt darin; deine Dichtungen ſind Heiligthümer einer verſtorbenen geliebten Zeit, die wir verehren ſollen nicht beurtheilen! . . . Aber, warum mußte ich mich auch ſo hoch hinauf ſchwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nämlich Herr *** ſpielte den Julius. Theure Freunde und Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unſerer Bühne ſo oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es iſt mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht verſtehe ich Nichts von der Sache, es mag ſeyn: vielleicht mache ich Forderungen an die Kunſt, die der in Raum und Zeit eingeengte Künſtler nicht zu gewähren vermag. Iſt es ſo, dann bitte ich um Belehrung und fordere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich ſchriftlich zurechtzuweiſen (mit mündlichen Erörterungen wünſche ich verſchont zu bleiben, ſie rühren mich zu ſehr). Widerlegungen ſolcher Art, und ſollte auch jede Waffe darin benutzt ſeyn, die man außer Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu beſtreiten, und ſollte auch mein Mangel an Einſicht in Beurtheilung ſchauſpieleriſcher Darſtellungen noch ſo fühlbar gemacht worden ſeyn — wird niemals, ich verſpreche es feierlich, die Aufnahme in dieſe Zeitſchrift verſagt werden. Aber dafür verſtatte man mir auch freimüthig auszuſprechen, was ich denke, und ich denke, daß der kein Schauſpieler zu nennen iſt, der uns gebrochene Kniee, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu ſehen, der uns das langweilige melancholiſche Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören gibt; der in leidenſchaftlichen Lagen eine märchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn ***, welcher den Rudolf ſpielte. Hier iſt Grazie ſelbſt im wilden Ungeſtüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenſchaft. Vergleicht damit, ſage ich; denn übrigens war Herrn *** Spiel gar nicht vorzüglich.

18. Der Sie, Luſtſpiel von Caſtelli.

Eine dumme Geſchichte! Denkt euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinſchaftlich mit ſeinem Diener ſeinen alten Vater verlacht und verſpottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich ſeyn. — Herr *** ſpielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichſten Schwerfälligkeit. Er verſtand ja kaum ſelbſt zu lachen, wie wollte er ſolches erregen? — Herr W als Herr von Anker, wußte die komiſche

Wirkung hervorzubringen, welche mit dieſer Rolle beabſichtigt wird. — Frau *** ſpielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Demoiſelle A.. war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Herr O... machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regſamkeit und Laune. Dieſer Künſtler weiß ſich immer zu beſchäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit gibt. —

19. Am 2. Auguſt. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiſelle *** trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher ſie begann, verrieth, daß ſie beſcheiden genug iſt, den Werth ihres Geſanges nicht zu überſchätzen. Demoiſelle *** fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenſtrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutſchen Ueberſetzung: ſie mißfiel ſehr.

Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu erſuchen, daß ſie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen iſt, von neuem möchten drucken laſſen. Bei mehrern andern Opern iſt derſelbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht ſehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Geſänge, ſondern auch die geſprochene Worte, und die ganze ſceniſche Anordnung des Singſtückes zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. Auguſt. — Die Indianer in England.*) Luſtſpiel von Kotzebue.

---

*) Die Handſchrift, welche die Berichte über die ſchauſpieleriſchen

Mit „Auweh“ beginnt dieſes Luſtſpiel, wenn das nicht herzbrechend wird, ſo iſt's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundert drei und dreißig Male (bedachtſam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgeſprochen, es gurlt einem ums Ohr herum, daß man vor Angſt und Wehmuth vergehen möchte. Närriſcher Samuel, hat je eine abgeſchmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: nein. Es wird gewiß keine beſorgte Mutter ihre Tochter zum zweitenmale in dieſes Schauſpiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine ſtyliſtiſche Bemerkungen zur Uebung unſeres Geſchmackes machen. In der 4ten Scene des 2ten Akts ſagt Liddy: „Pfui! keine romantiſchen Thorheiten! Kaberdar iſt ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verſchmähen, deſſen Herz ich blos aus ſeinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreiſe den Compaß gegen einen Schmetterling vertauſchen.“ Eine ſchöne Zuſammenſtellung: man hätte eben ſo gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — Ein andermal heißt es: „unglückſchwangere Blitze.“ Sehr falſch. Der Blitz kann nicht ſchwanger werden; ſchon deſſen langgeſtreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung

---

Darſtellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straß, aus der Taſche verloren, und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzuſtellen vermocht. Daher die Unvollſtändigkeit dieſes Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen Finder des Verlornen es mir zurückzugeben, denn dieſer thut es wohl von ſelbſt, ſondern den unehrlichen, und es ſey ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund werth iſt, dafür zugeſagt.

nicht einzufaſſen. Uebrigens iſt der Bliz das Geborne, nicht das Gebärende: wenn die unglückſchwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann ſind die Blize die Unglückskinder.

Die Aufführung war im Ganzen gut. Herr *** machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagriſten haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenſtimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu ſagen pflegt, iſt geſund. Sie ſind heiter, ſie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Herr *** mit kläglicher Stimme, matt und entathmet geſprochen. — Frau *** als Miſtriß Smith hat ihre Rolle ſehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Beſonders erfreulich war ihre deutliche Ausſprache. Man wird ſehr unverſtändlich, wenn man die Wörter und Sylben zu viel ſchleift, ſie müſſen, wie Frau *** es gethan, geſtoßen werden. — Aſchgrau, dürre, ſenkrecht, von ſeinem Regenſchirme unzertrennlich: ſo ſtellte Herr L . . . den trocknen, vorſichtigen, ſich ſelbſt controllirenden Zollinſpector ſehr lobenswerth dar, und ließ Nichts zu wünſchen übrig. — Herr ***, welcher den Schiffskapitain Robert machte, ließ ſeine rothe Unterweſte eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweſte; das nahm ſich nicht gut aus. — Dem Spiele des Herrn *** als Nabob kann man nicht beikommen, denn er ſpielte gar nicht. — Herr *** war als Zollviſitator voller Laune und Regſamkeit. Eine Rüge ſey verſtattet. Jn der ſiebenten Scene des erſten Akts, wo er ganz entathmet zu ſeinem Vorgeſetzten, dem Zollinſpektor, kommt, um ihm zu berichten, was er erlauert, ſprach Herr *** ſchnell, mit einander überſtürzenden Worten. Das war recht; denn er ſollte kriechend und allzeitfertig, wie er iſt, hierdurch ſeinen raſchen Dienſteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun ſeine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, ſobald ihn der Zollinſpektor verließ, plötzlich zur Ruhe überſpringen, und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Scene langſam und kühl ſprechen, nicht aber, wie er es gethan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müſſen. — Herr H . . . als Bootsknecht ſprach recht wacker ſeemänniſch. — Herr U . . . und Herr K . . . waren als beide Notarien ſehr ergötzlich. Einer von ihnen hätte ſich, um das Poſſierliche des Fauſtkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen ſollen. — Aber wo bleibt die ſchöne Gurli: ***? Gurli ſoll lachen, Gurli ſoll weinen, Gurli ſoll hüpfen, Gurli ſoll lieb haben, Gurli ſoll küſſen, Gurli ſoll ihr Kätzchen ſtreicheln, Gurli ſoll ihren Papagei füttern, Gurli ſoll heirathen, heirathen, heirathen — — aber Komödie ſpielen ſoll Gurli nicht, weder auf der Bühne noch mit uns. — Madame ***, Lippy: darüber iſt nicht viel zu ſagen, das iſt nicht Fleiſch und nicht Fiſch. —

21. Die Proberollen, Poſſe von Breitenſtein.

Dem. Lindner machte die Schauſpielerin Schnell. Aber wie ſchön hat ſie geſpielt! Das iſt ja über allen Ausdruck!

Als Landfräulein — dieſe Selbſtgefälligkeit wie natürlich! welch artiges Hand- und Fingerſpiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die ſehr gute Ausſprache des Franzöſiſchen. Als Kadet — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, raſch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamirſtück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuverſicht, die ausgeſpreizten Finger. Wenn ich Nichts weiter zu ſagen weiß, ſo iſt es die Schuld derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen laſſen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und ſie dieſen Abend nicht herausrufen ſollen — der ſchönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. Sept. — Der Vorſatz, ländliche Scene von Holbein.

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorſatz, gelenker zu ſeyn, hatte Herr ***, wie es ſich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23. Der Verräther, Luſtſpiel.

Herr Otto und Dem. Lindner, jener als Berger, dieſe als Klärchen, hatten ſo angenehm und mit ſo reicher Laune geſpielt, daß ſie ſich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den ſie verdient, dem armen Jakob einen Almoſen abzugeben. Es war dieſen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *** zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24. Nachtigall und Rabe (Zum erſtenmale wiederholt.)

Wenn auf unſerm Zettel ſteht: zum Erſtenmale wiederholt, ſo heißt das in der Bilderſprache eines lockenden Wirthshausſchildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute iſt der zweite Feiertag, macht euch noch einmal luſtig, morgen geht's wieder an die Arbeit.“ Die Sache iſt gutgemeint und darum löblich. —

Ich hätte ſchon früher des Herrn Schwind gedenken ſollen, der ſo kunſtreich und bedachtſam ſeine Nachtigallen-Flöte, bald ſüß bald kräftig, tändeln oder ſchmettern ließ. Die Flöte iſt ja hier Alles, die wahrhafte Schickſalsgöttin dieſer Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

25. Am 27. Sept. — Rochus Pumpernikel.

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Poſſenſpiel, das unter zehen Menſchen auch nur einen froh gemacht, verſchmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Luſt und des Lachens, die der Thränen wiegt ihr doch nicht auf.

Herr *** war ein lieber Herr Rochus Pumpernikel, ſaß drollig zu Pferde, ergötzte ſehr, da er ſein Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall, was er ſeyn ſollte, ein Genie von Dummheit. — Herr *** als Vorthal verſtand ſeine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene paſſive

Komik, wie ſie dem kränklichen, ängſtlichen, jede Gemüthsbewegung fürchtenden Manne vorgeſchrieben iſt, zur Laſt fiel. Er iſt beſſer an ſeinem Platze, wo er ſeiner gährenden Laune Luft machen kann. Madame H... hat gut geſpielt. Madame H... auch, Herr D... auch, Herr H... auch, Herr K... und Herr B... auch auch, Herr H... auch, Herr J... auch, Demoiſelle U... und Madame S... auch auch, Demoiſelle W... auch, Herr U... auch, Herr H... auch. Es iſt doch Niemand vergeſſen? Auch die Straßenjungen haben gut geſchrieen und ſind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müſſen ſich mit dieſem Regimentslobe begnügen, wer kann wiſſen, wie ſie alle heißen!

26. Stille Waſſer ſind tief.

Ein herrliches Luſtſpiel alter guter Art, wo ernſter Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigſten Verſchwiſterung ſich zeigen. Alles gehörig ſchattirt, nichts von jenen Farbenſprüngen, die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele ſolcher.

Herr *** hat die Rolle des Baron Wiburg ſehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und beſcheidene Zuverſicht zum anmaßenden herriſchen Weſen, gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln ſollen laſſen. Dieſe Rolle hat Klippen, die nicht jeder zu vermeiden verſteht. — Frau

*** die Frau von Holmbach. Junge, reiche Wittwen, die heirathen wollen und nicht wollen, und nicht wiſſen, was ſie wollen, in dieſen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau *** um keinen Beifall erſt zu werben, er iſt ihr ein- für allemal anerkannt. — Herr Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt ſich als Schauſpieler zeigen! Mit ſo vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künſtler, der ſo reich iſt, wie dieſer an aufgeſpartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Luſt nicht mißlingen. — Herr *** als Kammerjunker von Dornhelm, war flach, [illegible] und lauernd, wie es ſich gebührt; Herr H.. braver Hauptmann; aber Herr *** (Herr v. Rebberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling, der eine ſchöne Frau, ſondern einem linkiſchen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiſelle Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, ſo gut ſie auch ſonſt ſpielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anſtändig und edel aufgetreten ſeyn.

27. Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Muſik, die nur bis ins Ohr, dieſes Vorzimmer des Herzens, gelangt, und, wie Alles, was ſich in Antichambren aufhält, zwar geſchmeidig iſt und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Herr O... war als Kapellmeiſter das Ergötzen des Hauſes, beſonders in dem Sextett, worin er den Kontrebaß mit der Stimme nachzumachen hat, ſpielte er mit unübertrefflicher Laune. — Hr. K... den Marco, gut; aber iſt nicht der muſikaliſche Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonſetzer einen gichtiſchen Geſang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorſatz ſchlecht geſungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Herr *** hatte den Carlin zu ſpielen. Bei ſeinem erſten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bucephalus, ſingen beide letztere: „O weh! er ſcheint von Sinnen.“ — „Was macht er für Grimaſſen? Mir graut ihn anzuſehen. Er faſelt.“ Aber von dem Allen konnte man Herrn *** nichts abmerken; er betrug ſich wie der vernünftigſte Menſch und war ſo gelaſſen als ein Lamm.

28. Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Comödienzettel ſtand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine ſolche Aufführung hätte wohl weder einer Entſchuldigung noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünſchte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroiſch-komiſche Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italieniſchen. Die Muſik iſt von Mozart,“ welches Jedermann auswendig weiß; ſondern: „Der Ertrag der Einnahme iſt für das Denkmal beſtimmt, welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird.“ wovon Niemand Etwas weiß.

Madame *** ſang die Donna Anna. Nur in ihren eigenen Tönen könnte man ſie würdig preiſen. — Man iſt gewohnt von Herrn Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darſtellen zu ſehen, und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechteſten Beifall. Er vereinigt in ſeinem Spiele Laune, Feuer, Anſtand und Lebendigkeit, und läßt es auch an dem Sonſtigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, ſo wäre Madame *** die wohlgefälligſte, artigſte Zerline, die ſich nur denken läßt, befunden worden. — Herr *** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — Don Juan, wie auf dem Comödienzettel ſteht, iſt ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —

Es iſt verdienſtlich für jeden Sänger, in dem Glanze unſeres Orcheſters nicht ſcheinlos unterzugehen. Wem dieſes noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von ſolchen Künſtlern, deren die meiſten ausgeſtattet ſind mit eigener ſelbſtſtändiger Kraft, ſich ſo willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, ſo daß man ein einziges Inſtrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, iſt um ſo bewunderungswürdiger, je ſeltener ſonſt Verläugnung des Ichs mit dem Genius ſich paart. Geiſt und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorſam, finden ſich ſo verbunden vielleicht bei keinem Orcheſter irgend einer deutſchen Bühne. Das hieſige Publikum, welches in ſeiner Geſammtheit ſtets gerecht iſt, verſäumt auch nie, demſelben ſeinen Dank und ſeine Huldigung zu bezeigen, wenn dieſes, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geſchehen kann.

29. Am 8. Oktober. — Der todte Mann, Luſtſpiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Perſonen: welche in dieſem Stücke vorkommen, haben ſchlecht geſpielt für ſechs. Wer dieſes Räthſel nicht zu löſen weiß, mag froh ſeyn: ſein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30. Das Intermezzo, Luſtſpiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei erſten Akte.) Herr B... machte den Junker Hans, und richtiger kann man dieſe Rolle nicht auffaſſen und wiedergeben, als er es that: das wohlgetroffenſte Bild der herzlichſten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unſchuld. Wo dieſer Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da iſt das Spiel ſchon verfehlt. Das Schnirr Schnapp Schnurr muß Herr B... fertiger ausſprechen lernen; er ſprach es zu langſam. Auch an dem Lirum Larum ſchien mir etwas zu mangeln. Für ſo ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine ſtehende Melodie, die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal geſagt werden. — Herr O... war ein guter allerliebſter Max. — Herr W..., als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. — Herr ***, als Galanteriekrämer, hat ſeine Scene ſehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargeſtellt. — Herr *** (Kaufmannsdiener) hätte beim Präſentiren des Wechſels ſich nicht ſo ſehr ärgern ſollen, als er gethan. Bei ſolchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung, bleibt man kalt und weiß, was man zu thun hat, oder man erſchrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Perſonen, durch welche Kaufleute ihre Wechſelzahlungen pflegen einkaſſiren zu laſſen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältniſſe viel zu ſaubere und hübſche Geſichter. —

31. Der Geizige, von Molière.

Herr K... ſpielte als Gaſt den Geizigen und leiſtete, erwägt man die Schwierigkeit dieſer Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Beſorgniß war auf ſeinem Geſichte ſehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete Ruhe, etwas Altfranzöſiſches im Anſtande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen ſollen. Er künſtelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauſeriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menſchennatur wie ſie Molière entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebſtahl gelang gut, und am Schluſſe bildete Herr K..., vor ſeiner Kaſſette ſich hinwerfend, eine ſchöne maleriſche Stellung.

32. Am 11. Oktober. — Das Geſtändniß, Luſtſpiel von Kotzebue.

Urſprünglich heißt dieſes Stück, die Beichte; aber die Menſchen ſind in der Gottloſigkeit ſo weit gekommen, daß ſie ſich ſogar nicht ſcheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu ſeyn. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzuſtellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfeſt verſpotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar Vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beſchämen glauben; das ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Auch könnte ich ihnen beweiſen, daß, wenn ſie Ihren Mann nur etwas Weniges geliebt hätten, Sie die Zeche ſeiner übeln Wirthſchaft, wenigſtens nicht ſo freundlich lächelnd, auf Ihre eigne Rechnung hätten ſetzen laſſen … Aber wer möchte mit Ihnen ſtreiten, Liebenswürdigſte?

33) Der Dichter und der Tonſetzer. Oper von d'Alayrac.

Die Handlung iſt munter, die Verwicklung kunſtvoll, die Auflöſung witzig, die Muſik leicht, ſehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Geſang der Mitſpielenden war, wie wir ihn an Jedem und Jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzſtreitigkeiten zwiſchen Schauſpielern und Sängern in dem zunftſüchtigen Frankfurt noch immer nicht geſchlichtet ſind. Jene wollen Dieſen das Spielen nicht erlauben, das, wie ſie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, ſie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indeſſen den Klageführenden nicht zu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, wird in der Oper ſo ſelten und verſtohlen als nur möglich geſpielt.

34. Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte

Ob ſie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben ſie nicht geſehen, aber wenn auch, ſie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel ſchöner ſeyn als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenſpiel? die ſonſt ſo freigebigen Feen ſind, wie es ſcheint, auch knauſerig geworden. Ich will es dem Herrn Papageno ***, damit es nicht vergeſſen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig ſpaßt, wenn er mit ſeinen Trommelſchlägern ſo ſtark in das alte Futteral hinein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorſtellen, als ſpiele er ſelbſt die Glocken, die hinter den Couliſſen, bewegt werden, wie darf er alſo Lärm machen? — — Dieſer nämliche Schalk that auch nicht wohl daran, ſein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber verſagte gewaltig dieſen Abend: das Gravitations-Syſtem und das ganze Kompendium der Phyſik ſtand feſt wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verſchwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzuſinken, aber die lichten Götter waren der Dem. Friedel zu hold, um ſie der Gewalt der unterirdiſchen preiszugeben. Da nahm ſie einen Seitenweg. Alle unſere Opern ſind komiſche Opern, es mag auf dem Zettel ſtehen oder nicht.

Herr *** ſpielte den Saraſtro. Dieſer ſein erſter theatraliſcher Verſuch gelang ihm gut, und empfahl ihn. Die Forderungen an den Baßgeſang werden nach einem andern Maaßſtabe gemacht, und ſie ſind darum ſchwerer zu erfüllen, als die Leiſtungen des Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Inſtrumenten befreundeter, werden von denſelben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Baſſe nicht ſtattfindet; dieſer ſteht einſamer da. Auch iſt ihm, bei ſeiner ernſtern Art, nicht ſo viel als jenen verſtattet, ſeine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verſtecken.

35. Am 20. Oktober. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterſtädtiſches Herz ſchlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr, auf dem Komödienzettel, das Landſturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere, wohlgemuth herbeiſtrömen, zweihundert Quadratſchuhe bretternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutſches Auge weint auch, wenn es ſieht, wie, nach geſchehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabſteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergeſſenheit, und einige Großen, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für ſich allein behalten. O Juſt, o Hilde, o Rühr, o Badjera, du Aelterer, und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, ſich täglich dafür lobpreiſen laſſen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag das Land frei gemacht? .... Hätte ich meine Zeit während dieſer Vorſtellung beſſer verwenden können, als zu ſolchen patriotiſchen Phantaſien? Auch hab' ich es redlich gethan. Beim Himmel, das iſt kein braver Mann, der über nichtswürdige Poſſen, und ob dieſer oder jener Schauſpieler die gehörige Fratze gemacht, ſich breit und wichtig ausſprechen, aber an des Lebens heiligem Ernſte unbekümmert und dämiſch wie ein graſendes Hornvieh vorüberſchreiten mag! Denkt ihr, daß dieſe Theaterkritiken, woran ihr ſo gut ſeyd, eure Freude finden zu wollen, auch mich ſelbſt beluſtigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Verſilberung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geſchickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war ſtets das ſchlaue Loſungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpoſſen zugafften, leerten uns geſchickte Beutelſchneider die Taſchen aus. Laſſe ſich, wer da wolle, zum Beſten haben; aber glaubt mir's ich thäte keinen Schritt in's Parterre, wo es einen Gulden koſtet, fände ich nicht meine Freude daran, ſchreckhaften Menſchen zuweilen eine Knallerbſe unter die Beine zu werfen.

Iſt Frankfurt eine Vorſtadt Wiens, daß wir es ihnen nachthun in der Cenſur der Theaterſtücke? Mögen ſie an der Donau ängſtlich ſeyn hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein öſtreichiſcher Statthalter in der Schweiz ſchlecht hausgehalten, und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich ſolcher Herrſchaft ſatt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oeſtreich mit allen daraus gebildeten Adjectiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, ſo daß Keiner, der des Dramas oder der Geſchichte unkundig iſt, wiſſen kann, wenn er von den „Fremdlingen reden hört, (welches Wort zuweilen ſtatt Oeſtreicher geſetzt iſt), ob Chriſten oder Hottentotten darunter gemeint ſind? . . . Da ſeht ihr ſelbſt, welche üble Folgen es hat, wenn eure **Circenses** ſo ſchlecht ſind, und man aus Langeweile genöthigt iſt, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer iſt man ſo glücklich, zu ſeiner Zerſtreuung luſtige Einfälle zu erjagen, Folgendem gleich. Während der ganzen Verſchwörungsſcene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachläſſigkeit des Maſchiniſten, das wäre ein köſtlicher Biſſen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück iſt folgender Weiſe ſolfeggirt worden. Doch zuerſt von denen, die mehr gethan als das. Am beſten unter allen hat Ida Weidner als Tells Knabe, geſpielt. Dieſes Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch beſſern Lehrmeiſter. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?“

verſchränkte es die Aermchen, um ſich eine nachſinnende Stellung zu geben; dieſe Bewegung iſt aber Kindern nicht natürlich. — Herr *** ſtellte ſeine ſchwierige Rolle als Freiherr von Attinghauſen mit großer Kunſt und Einſicht dar. Die Sterbeſcene gelang ihm ſehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnſtuhl weiter vorwärts ſtehen, oder daß Attinghauſen erſt todt zuſammenſinken ſollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten iſt. Herr *** ſtarb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ ſich als Leichnam durch das ganze Zimmer ſchleppen und dann auf den Seſſel niederſetzen; dies nahm ſich nicht gut aus. — Herr *** ſpielte den Tell mit der edelſten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte ſpielt. Melpomene mag ſich freilich geärgert haben, ſich mit ihrer Feindin Thalia in einer Geſellſchaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte ſeine Luſt daran gehabt, ſie beide zugleich einzuladen. Doch . . . ich will mich nicht bezwingen, ich will grob ſeyn. Gibt es keine Theatergeſetze, die einen Schauſpieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *** im Beſitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch ſo oft, mit Geringſchätzung der Zuhörer und ſeiner Pflicht, ſchlecht und mit der unverzeihlichſten Nachläſſigkeit ſeine Rolle abwickelt; und ermangelt unſere Bühne ſolcher Geſetze, warum übt das Publikum nicht ſelbſt Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geſchehen, daß man ſeine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *** machte den Geßler. Es fällt auf, in unſern Tagen keinen Tyrannen ſpielen zu können. Mit dem rauhen und barſchen Tone, deſſen ſich Herr *** befleißigte, wird Nichts ausgerichtet. Dieſer iſt eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit, dagegen ſchlüpft die Tücke mit einer leiſen und glatten Sprache, als ihrer Schlangenhaut, vor's Ohr vorbei. Boshafte Menſchen liſpeln gewöhnlich, ſie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Herr *** diesmal die rechte Tonart in ſeinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demſelben Ausdrucke, mit dem er ſagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß:

hätte er auch ſagen können: „Hier, mein Söhnchen, haſt du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in Acht, daß du dich nicht verbrennſt" .... Auch ſein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeſchickt. Herr ***, als Rudolph der Harras, war es in dieſer Scene nicht minder, denn er ließ ſich ſeine Vorbereitung, den ſinkenden Geßler in ſeine Arme aufzufaſſen, zu frühe abmerken. — Herr *** machte den Arnold von Melchthal, und las wieder das ganze Wörterbuch ſchauſpieleriſcher Mißgriffe und Fehler in unalphabetiſcher Ordnung durch. Dieſer Künſtler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil für ihn nicht ganz verloren iſt, und je ſichtbarer es ward, wie ſchwer ihm die Enthaltung von gewiſſen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für ſein Beſtreben. Herr *** *fühlt*, was er ſpricht, aber der Schauſpieler ſoll nur denken, was er zu fühlen ſcheinen ſoll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr *** iſt ſo unglücklich, niemals den Schwerpunkt ſeines Geiſtes, noch den ſeines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierſtange einer hyperpathetiſchen Deklamation; daher ſein Herüberneigen des Oberkörpers, ſein öfteres ſich Erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewiſſer Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen und in ſeinen Fehlern beſtärken. Man kann mit ſeiner Stimme ſteigen und ſteigen und erklettert wohl endlich das Jauchzen der Gallerie, wenn man das Lächeln der Verſtändigen für Nichts achtet. Herr *** nimmt mit ſeinem Munde ſtets einen zu ſtarken Anlauf, ſo daß er, wenn ihn Jemand im Zweigeſpräche ablöſt, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexierwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Muſik forttanzt; man glaubt, Herr *** müſſe noch Etwas zu ſagen haben, und iſt über ſein Schweigen ganz verduzt. Jede Rede pflegt er, gleichſam um einen Trumpf darauf zu ſetzen, mit einer ſchleudernden Bewegung der Fauſt zu endigen. Es iſt dieſes ein mimiſcher Schnörkelzug, dem kalligraphiſchen gleich, ohne welchen viele Menſchen ihren Namen nicht ſchreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der zweiten Scene des erſten Akts vorgeſtellt wird, den Beſchluß machen. Von dieſem Hauſe heißt es, an verſchiedenen Stellen:

— Da ſteht dein Haus, reich, wie ein Edelſitz
. . . .
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell.
. . . .
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an. (Der Vogt.)

Geßler mag ſich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts Anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher, in einer ſo ärmlichen Hütte, die nur ein einziges Fenſter hatte, wohnen mochte. Warum hat der ſonſt ſo umſichtliche Streicher des Wilhelm Tell nicht alle die Stellen unterſchlagen, die eine Satyre auf die Dekorationen unſerer Bühne enthalten?

36. Am 23. Oktober. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Geſellſchaftskreiſe wäre es wohl leicht zu erlernen geweſen, wie man Sängern und Sängerinnen von ſonſt guten Gaben ihr linkiſches, holpriges, und kleinſtädtiſches Benehmen, mit Schonung und darüber wegſcherzend vorhalte; aber eines deutſchen Tadlers höchſte Feinheit iſt das Verſchweigen. Doch haben Herr H... als Saintval, und Herr K... als Abbé es an der nöthigen Gewandtheit nicht fehlen laſſen. — Herr *** ſpielte als Gaſt den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es iſt hierbei billig zu berückſichtigen, daß die Vorſtellung zu ſeinem Beſten und das Haus leer war. — Herr *** zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, beſonders da er den Tapezier auf's Sopha warf und durchprügelte. — Herr *** ſpielte den Gewürzkrämer poſſirlich. — Hr. ***, Fanchon's Haushofmeiſter, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müſſen. Ob hiedurch Alterſchwäche, oder was ſonſt bezeichnet werden ſollte, weiß ich nicht.

Da ich ſo eben des Herrn *** erwähnte, ſo will ich es meinen Leſern erzählen, daß dieſer Schauſpieler vor ſeiner Abreiſe zweimal in meinem Hauſe war, mit mir zu ſprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen ſind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen mich zu bitten, daß ich ſeiner Frau ſchonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch ſeine Abſicht geweſen ſeyn mag, ſo würde ich ſeinen Drohungen zu begegnen und ſeinen Liebkoſungen zu widerſtehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauſpieler abzuhalten, daß ſie in der Abſicht, meinem Urtheile über ihre Darſtellungen eine gewiſſe Richtung zu geben, mich zu beſuchen kommen. Sie mögen ſich hierin das Betragen ihrer hieſigen Kunſtgenoſſen zur Richtſchnur nehmen. Dieſe, obzwar mir ſo nahe geſtellt, haben es noch nie verſucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Anſicht Einfluß zu erlangen, und ſie werden gewiß immer ſo beſcheiden und ſchonend ſeyn, mir die traurige Wahl zu erſparen, entweder durch heuchleriſche Verſprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, ſie ſelbſt, oder aus abgeſchmackter Weichherzigkeit meine Leſer zu betrügen.

37. Am 26. Oktober. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranitzky von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von ſeltenen Gaben, wie ſie der Ruf ohne Uebertreibung ſchon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen ſich, den angenehmſten Eindruck zu erregen, und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Geſang durch eine ſchmächtige, zarte Geſtalt Lügen geſtraft, noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Korpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt ſich Einklang überall. Madame S. hat eine ſehr liebliche Stimme, einen beſcheidenen, ächt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. Oktober. — Die Kreuzfahrer, Schauſpiel von Kotzebue.

Türkenthränen ſind auch zu gebrauchen, ſie machen naß, ſo gut wie die andern. Aber der chriſtliche Theil der Rührung zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunſt, wovon bei der nächſten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden ſoll. —

Madame *** ſpielte die Emma von Falkenſtein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat erſuchen wollen, über ſie ſchonend zu urtheilen, ſo thue ich es hiermit. —

39. Am 31. Oktober. — Hedwig, die Banditenbraut. Drama von Körner. (Manuſcript.)

Tauſendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück iſt wenigſtens ſchon vier Jahre lang gedruckt, und alſo kein Manuſcript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn, entweder iſt darunter eine Charlatanerie verborgen: es ſollen nämlich die Schauluſtigen ſtärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durch's Leſen nicht kennen lernen kann; oder: es iſt dieſes abermals obzwar ein kleinerer Beweis von gedankenloſer Bühnenleitung. Urſprünglich ſtand auf dem Zettel: Manuſcript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert ſo ſtehen bleiben. Desgleichen lieſt man ſehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben“ und frägt man darnach, ſo iſt er nicht zu haben. Götter! ſendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritiſchen Aergers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur geſpeiſt werde. — Liebe Leſer, da alſo Hedwig gedruckt iſt, ſo leſet lieber das Stück, als daß ihr es vorſtellen ſehet; jenes bekommt euch beſſer. — Madame *** ſpielte die Hedwig. Ich ſchone ſie noch einmal. — Frau *** als Gräfin war kalt, und Herr *** als Julius, lau. — Herr *** machte den Rudolph. Anfänglich ſpitzte ich die Ohren ſehr; denn zum Erſtenmale auf unſerer Bühne, hörte ich diminuendo und piano ſprechen. Halt, dachte ich, der Mann verſteht's, da gibt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück: beim Schatten blieb's. Herr

*** konnte unter ſo Manchem, was er nicht konnte, auch kein böſes Geſicht machen; er lächelte auch in den betrübteſten Tagen, und dies gar nicht verſtohlen, ſondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet ſich ein Räuber von Ehre, der ſich mit ſolchem unbehülflichem, verlegenem, abgeſchmacktem Lumpengeſindel, als wir es im Walde ſahen, abgeben mag, ſo muß das Handwerk ſehr geſunken ſeyn.

40. Das Strandrecht, von Kotzebue.

Herr Weidner, als Herr v. Hayniſch, entfaltete die üppigſte Laune, der man nicht widerſtehen konnte. — Demoiſelle Lindner als Indianer, war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

41. Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerſchaft, welche größtentheils aus Handwerksburſchen und andern Paradiesvögeln, ſo wie aus Knaben beſtand, verſchweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter iſt, über gewiſſe Gegenſtände ein Buch zu ſchreiben, als eine Blattſeite. Nur zwei Worte. In Deutſchland am meiſten finden rohe und kräftige Menſchen, oder Kinder, die noch keine Geſetzesfurcht kennen, ihre Luſt an Räuber- und Mordgeſchichten. Was, bei unſern gothiſchen Staatsverfaſſungen, bliebe Männern, die Thatkraft fühlen, auch

Anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug: führe ich meinen politiſchen Thespis-Karren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieſer Betrachtung, ſo kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, ſo wollte ich für meinen Extra-Gulden auch Etwas genießen; und — ſah nur zwei Akte. — Herr *** (Karl Moor) war ſchon gleich anfänglich auf dem Cimboraſſo der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher ſteigen. — Herr ***: Franz: mittelmäßiges Fabrikſpiel; — Madame ***, Amalia, eben ſo. —

42. Am 14. Nov. — Welches iſt die Braut? Luſtſpiel, von Johanna v. Weiſſentburn.

Das iſt eine von den Verwicklungen, die ſich auf eine vorherzubeſtimmende Weiſe auflöſen. Ich vermochte durch Hülfe des Komödienzettels, mir die ganze Geſchichte ſo zuſammenzufügen, als ich ſie nachher bei der Vorſtellung wirklich fand. — Herr ***, als Herr v. Blümleim, war ganz in ſeinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Theezirkel deklamiren, ſo ſollen ſie nicht dabei der ganzen Geſellſchaft den Rücken zukehren, ſondern im Gegentheil. Wollen ſie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, ſo brauchen ſie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Roſſini.

Arſir ging mit unbedecktem Haupte, ſogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger ſingt gleich anfänglich mit allem Schmelze Roſſiniſcher Muſik:

In den Armen treuer Liebe
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürſt gefährlichere Soldaten hätte, als ſolche Minneſänger? Demoiſelle ***, als Tancred, erwarb ſich nicht allein den Beifall aller, ſondern ſie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos im Tancred, ſondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich ihres Beifalls werth zu machen ſuchen. Gute Nacht!“ Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wohl eine freundlichere Erwiederung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Poſſe von Kotzebue.

Auf unſerer Bühne erſcheinen ſolche Spiele wie ein muthwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgeſpannt; nur muß das Gleichniß umgekehrt werden. Die armen Leute ſind nicht rührig genug. „Lachen ſie doch, Marinelli!“ — Des Herrn von Langſalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitſpielenden übergegangen, wenn nicht auch auf die Zuhörer, ſo lag dies nur an der unwiderſtehlichen Ermunterung des Dichters. — Herr ***, als Herr

v. Langſalm, war matt, er wußte ſeinem Spiele nicht Friſche und Colorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieſer Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwiſchenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenſpiel ausgefüllt, und ſo die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame ***, Frau v. Langſalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die ſie zu ſprechen hatte, im Uebrigen ganz ihrem ſchlafluſtigen Gemahl, ſtatt daß ſie überall deſſen Gegenſatz hätte bilden ſollen. Herrſchſüchtig, heftig, jungſüchtig, putzſüchtig, nicht korpulent, nicht ſo ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiſelle Lindner, Doris. Daß dieſe Künſtlerin die Gabe, ſchlecht zu ſpielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebuſch, Herr ***. **Presto, Presto!** Aber das immerwährende Springen durch's Zimmer thut's noch nicht. Herr *** als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne gibt es eine Menge herkömmlicher Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Iſt Einer ein junger Sauſewind, ſo geht er nie, er läuft beſtändig. Man ſoll aber die Natur ſtudiren. Meine Herren, beobachten Sie den luſtigſten jungen Menſchen ihrer Bekanntſchaft, wenn er auch erſt 18 Jahre alt wäre, und ſehen Sie, ob er wie ein

Knabe ſpringe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Herr *** machte den Major Langſalm. Es muß ihm zum Verdienſte gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen viel beſſer ſpielten, als vorher. — Demoiſelle *** als Babet, war nicht natürlich genug, und deklamirte manchmal an unpaſſenden Stellen. Sie möge ſich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu laſſen, dies iſt das unfehlbarſte Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeſchicklichkeit war's, daß ſie die Kaffeetaſſe ſo regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß dieſe ganz bleiben mußte. Aber Herr *** trat mit bewunderungswürdiger Geiſtesgegenwart tapfer mit dem Fuße darauf, und zerbrach ſie in zwanzig Stücke. —

43. Am 28. Merz 1819. — Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, von Frau v. Weiſſenthurn, Luſtſpiel in vier Abtheilungen.

Dieſes Luſtſpiel der ſehr befliſſenen Frau v. Weiſſenthurn als ein Zug, den wir in der Güter-Lotterie gethan, iſt zwar nicht völlig eine Niete, aber ein ſo kleiner Treffer, daß er dem Einſatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkömmt. Da iſt weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menſchengeiſt, nicht Menſchenherz, nicht Witz, nicht Laune — Nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute, lebendige und zuſammenhaltende Spiel faſt aller Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen beſſern Stoff, an dem er ſich übe, nur noch wünſchenswerther.

46. *Das Fiſchermädchen*, lyriſches Drama in einem Akt von Körner, Muſik von Schmidt.

Nur ein Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgeſponnene Verhältniſſe und große Gemüthsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überſtürzt ſich Alles in dieſem kleinen Drama wegen ſeiner Haſt, und was genießbar geweſen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm iſt die Sprache und jugendlich friſch. Die Muſik iſt etwas chaotiſch. Kenner ſagen, es ſeyen Elemente fremder Meiſter darin; mag ſeyn! aber ſie ſind nur *gemengt* unter einander, nicht wahlverwandtſchaftlich *gemiſcht*. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April. — *Zemire und Azor*, Oper in zwei Abtheilungen, von Herrn Kapellmeiſter Spohr (zum Erſtenmale).

Wer weiß es nicht, welch eine hohe Gabe Spohr beſitzt. in ſeinen Tondichtungen Anmuth mit Würde, Freundlichkeit mit Ernſt zu paaren. Dieſe reizende Lieblichkeit in allen ſeinen Geſängen thut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen ſtrenger Kunſtrichter nicht weniger genug, als ſie das Ohr des lüſternen Freundes des Schönen lockt und liebkoſt. Nur in der Tonkunſt iſt man dem Geiſte und Gemüthe eines Jeden um ſo erreichbarer, je höher man ſteht: in andern Künſten verdient man nicht den Beſten zu gefallen, wenn man Vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunſtwerk, das in allen ſeinen Theilen ſeines Bildners werth iſt, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunſt und der Verſtandesfaſſung der Kenner ſich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unſichtbare Chor, der ſich nach Erhebung des Vorhangs vernehmen läßt, iſt ſo groß und herrlich gedacht als ausgeſprochen. Die kühne und erfindungsſchöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menſchenſtimmen geflochten worden, überraſchte ſo ſtark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azor's Nr. 6. „Nein, ich will nicht klagen:“ Zemirens Arie Nr. 8. „Roſe, wie biſt du reizend und mild,“ und ſo viele andere herrliche Tonſtücke machen dieſe Oper zu einer der reichbegabteſten, die wir je gehört. Das kunſtliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit gewaltſam fortgezogen, es konnte nicht widerſtehen, und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeiſters Spohr, daß es auch ſeine ſchwachen Minuten habe, wo es ſich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man ſeine Chladniſchen Klangknoten ausfindig mache, und es an dieſen Stellen tüchtig treffe.

Der beſcheidene Spohr wird gewiß ſelbſt der erſte ſeyn, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche

Zemire und Azor gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung ſeine Oper ausgeſtattet hat. Der wunderſchöne Feenpalaſt, in welchem der reiſende Kaufmann und ſein Diener Milchbrei aßen, war ein Meiſterſtück von überirdiſcher Baukunſt. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Heide durchreiſen und findet keinen ähnlichen. Und die Spuckgeiſter von Genien, worunter eine tanzende, und als dieſe erſt in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es iſt recht ſchön geweſen von der Theaterdirection, daß ſie, um den Künſtler zu ehren, der ſich um unſere Bühne, wenn auch ohne ſeine Schuld, vergebens ſo ſehr bemüht hat, an dem äußern Glanz ſeiner neuen Oper Nichts hatte fehlen laſſen. Indeſſen war dieſer Beweis von Achtung überflüſſig. Daß Spohr ein großer Künſtler iſt, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlaſſen. Im Herbſte geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, iſt das Schlimmſte nicht, das Schlimmſte iſt, daß er Nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unſerer Heimath, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künſtler, wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen laſſen. Er hatte ſehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ſtändige, geſicherte Anſtellung verlangt, damit er (ſo ſagt er ſeinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und ſich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiſte einer einſichtsloſen Direction nicht brauche gängeln zu laſſen. Dieſe aber wollte den Künſtler, wie einen ihrer Ladenbedienten, nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kömmt es, daß die Frankfurter ſich eine ſo erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen laſſen, da man doch ſonſt ein Volk, wenn auch über ſeinen wahren Vortheil zuweilen, aber nie über ſein Vergnügen täuſchen kann? Es kömmt daher, weil die Directoren, als hieſige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wiſſen. Da iſt auch wieder ein bejammerungswürdiges Erzeugniß ariſtokratiſcher Herrſchaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiſelle F . . . ſang als Zemire ausgezeichnet ſchön und hat für Einen, den ſie vom Zauber befreite, hundert Andere bezaubert. — Herr Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunſtgewandten geiſtvollen Sänger, der, ſo oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größern Billigkeit ſtimmt. Seelenvoll und anmuthig war er beſonders im Vortrage des Recitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte“ und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in dieſe Geſänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. — Auch Herr K . . ., als Sander, und die beiden Demoiſellen *** erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlaſſen unſere Bühne. Wahrſcheinlich wird man an ihrer

Stelle wieder einige rumfordiſche Sparſängerinnen verſchreiben, und, bis dieſe ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April. — **Fridolin**, Schauſpiel von Franz v. Holbein.

Nach Schiller's Ballade frei bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig die Freiheit, die ſich der Verfaſſer genommen, iſt etwas zu groß. Es ſollte billig Jedem ſelbſt überlaſſen bleiben, wie viel Waſſer er ſich zu ſeinem Weine gießen wolle. Der Schilleriſche Geiſt iſt hier durch fünf Akte ſo verdünnt (als umgekehrte Quinteſſenz), daß von dem herrlichen Getränke Nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmthuende rhythmiſche Proſa — die Menuetſchritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchſe, welche aufgeblaſene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätſchern des Brunnens“ (dazu gehört kein großer Lärmen). . . „O Gewißheit, breite deine eiſernen Fittige über mich, und gib meinem Wanken Feſtigkeit“ (wie erhaben geſagt!). — Wie konnte ein Robert nur ſo dumm ſeyn, der Gräfin ſeine ruchloſen Abſichten offenherzig mitzutheilen? Zu ſolchen albernen Streichen braucht man keine rothe Haare. — Die Shakeſpearirende Unterredung der beiden Eiſenhammerknechte iſt ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um dieſe unſerem Schauſpieldichter abgelernte Bombaſt-Sprache in's Deutſche zu überſetzen) — ſie iſt nicht zum Aushalten.

Herr *** machte den Grafen von Savern. In der Scene, wo ihm die Unſchuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloſer Reue ausbricht, war ſein Spiel ſehr gut. Es iſt's immer bei dieſem Schauſpieler in ſolchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur ſo heftig und ſo furchtbar ſind, daß keine falſche Kunſt ſie überbieten kann. Im Uebrigen wären nur die ſo oft ausgeſprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr *** immer nur er ſelbſt iſt, und ſeinen Fehlern keine andere Abwechſelung als die des Grades gibt, ſo muß auch die Beurtheilung ſtets die nämliche bleiben. Beſonders auffallend war mir heute der rhythmiſche Gang des Herrn ***, er ging immer in Verſen, wie der griechiſche Chor. Es iſt dieſes ein eigenes Taktſchlagen zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künſtler bedarf. — Herr *** als Fridolin, und noch mehr Herr *** als Robert verdienen großes Lob. — Luithgarde: Demoiſelle ***. Einen leiſen Tadel möge ſie ſich für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen laſſen. — Thränen, ja ſelbſt erſtickte, ſind ein Luxus der Empfindung, welche nur ſelten bei großen Feſtlichkeiten des Herzens zu genehmigen ſind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eiſenhammer, als ſie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meiſterhaft, und, obzwar mit dem Rücken dem Zuſchauer zugewendet, konnte man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. — Herr *** machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, ſo lange ſein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerſcenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. — —

Den Waſſerkrug, den Luitgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemeſſen . . . . Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß unter ein ſo ſchmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erſchien, eine Ruhebank angebracht worden ſey: man pflegt dazu breitäſtige Bäume zu gebrauchen . . . Die Gartenmauer, die ſich in der dritten Scene des erſten Akts durch eine Thüre des Burghofes zeigt, iſt durchaus nicht gothiſch gebaut. Es iſt dieſelbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden ſpielen ſieht. Hat man das Stück geleſen und geſehen, und nicht die kleinſte Luſt dabei empfunden, ſo bleibt doch Etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich: daß die Zeiten nicht mehr ſind, wo es einem eiferſüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen ſeiner Unterthanen braten zu laſſen. Es liegt etwas Angenehmes in dieſer Vorſtellung.

49. Am 18. April. — Pauline, Oper in zwei Abtheilungen, Muſik vom K. Hannövr. Muſikdirektor Sutor (zum Erſtenmale).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen

Burg,“ ſitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Miniſter ein Pasquill geſchrieben hatte; aber ſchon nach einigen Jahren wird er wieder frei gegeben, und erhält ſein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man ſieht, es iſt eine Feen-Oper. Seine liebende Gattin Pauline hat ſich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingeniſtet. Ein Fiſcher und ein Gefängnißwärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum Beſten gehalten, und ſingen eiferſüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt ſich in einen Prinzen, und der Erle macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. —

50. Am 14. März. — Das Vogelſchießen. Luſtſpiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechſelnd und raſch; und das iſt gut, denn um ſo ſchneller ſchlüpfen die dem Dichter eigenen plaſtiſchen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Luſt fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Aegypter Särge aufgeſtellt waren, ſo wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutſche Landwehr verſpottet. Im fünften Akte werden Scenen aus Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da ſie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich raſch geſpielt. Demoiſelle Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität; Herr Becker als Selting, wegen ſeines Feuers und Anſtandes; Herr Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen ſeiner Komik, die um ſo wirkſamer war, weil ſie paſſiv blieb, verdienen eine beſondere Erwähnung. Herr Otto machte den Fürſten. Seine Rolle iſt zwar klein: aber das Still-Leben der Großen und Vornehmen mit ſolcher Leichtigkeit zu ſpielen, ſcheint leicht und iſt ſchwer. — Der Schauplatz mit ſeinen Buden, Schenken, Gauklern und Luſtſpielern, war ſo gut als möglich angeordnet. Unſere Bühne iſt zu eng für ſolches Leben und Treiben.

51. Die Verwandlungen, Oper in einem Akt, von Fiſcher.

Muſik ohne Bedeutung. Weder deutſches Gewicht noch franzöſiſche Leichtigkeit. Madame H.. , als die junge Wittwe, ſang beifällig und ſpielte mit Anmuth ihre verwandelten Rollen. Schauſpieler ſpielen am beſten, wenn ſie ſich ſelbſt kopiren, weil ſie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Der Quartierzettel, Luſtſpiel in drei Abtheilungen, von Reinbeck.

Ein junger Menſch, der ſich nach Herzensluſt in den Dukaten ſeines gutmüthigen Onkels ſonnen darf, will heirathen. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel iſt ſo ſehr gegen das Heirathen eingenommen, daß er, ſo oft davon die Rede iſt, „pfui Teufel“ ruft, und dabei ausſpuckt. (Das iſt gewiß zu arg, iſt die Ehe auch kein Nektar, ſo iſt ſie doch wenigſtens kein Vomitiv!)

Dann, befindet ſich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der ſich von ſeiner Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag, und daher beide erheirathen will. Es kommt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überliſten. Der Zufall leiſtet hülfreiche Hand. Ein franzöſiſcher Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menſchen ſein Einquartierungsbillet, und bittet um Zurechtweiſung. Siehe da! es iſt die Nummer des Hauſes worin die Geliebte wohnt. Der junge Menſch führt den Franzoſen in ein Weinhaus, ſchleicht ſich mit dem Zettel davon, verkleidet ſich gehörig, und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige gibt. Der Onkel ſucht voller Angſt den Neffen überall auf, und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des Letztern, der mit unter der Decke ſpielt, verräth endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe ſagt, aus Liebe habe er ſich bei den Franzoſen anwerben laſſen, (nämlich aus Liebe zu ſeinem Mädchen) jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirath erlange. Der liebende Onkel läßt ſich auch aufbinden, daß die Franzoſen unter ſolchen erotiſchen Bedingungen Rekruten anwerben, und gibt ſeine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Luſtſpiels mit ſaurem Geſichte endlich beiſtimmen.

53. Am 8. Juni 1820. — Die Schachmaſchine, Luſtſpiel nach dem Engliſchen, von Beck.

Die Komik des Herrn ***, der den jungen Nuri ſpielte, war eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Mißgriff beſtand, das läßt ſich, ſo viel die allzu poſſenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe, deutlich zeigen; ſchwerer aber iſt, die Vergehen im Spiele ſelbſt nachzuweiſen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne dieſe Grazie iſt die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeſchmackt. Daß ein junger Menſch, um die ſteifen Philiſter aus dem Sattel zu heben, und ihre Reitbahnkünſte zu Schanden zu machen, ſich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich ſeyn. Aber den Koller darf er nicht haben, das iſt eine Krankheit.

54. Am 14. Juni — Die Zauberflöte.

Seitdem unſre Bühne beſteht, iſt von allen Singſpielen Mozart's Zauberflöte am häufigſten vorgeſtellt worden. Im Jahre 1793, wo ſie zum Erſtenmale erſchien, wurde ſie ſiebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre ſechs und zwanzig, 1795 zwölf, 96 zehn, 97 acht Male, ſpäter ſeltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) iſt die Oper 137 Male geſpielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, iſt dieſe Muſik in Aller Ohren, in Aller Herzen einheimiſch. Unſer vortreffliches Orcheſter könnte ſie wohl auswendig ſpielen. Wenn eine Muſik ſo lange ihre Herrſchaft behauptet, und ſo dauernd die Liebe feſſelt, ſo beweiſt dieſes nicht blos ihren Werth, ſondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutſche, können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutſcher, ſondern auch, weil ſeine Kunſt die einzige iſt, worin, durch ihn, die Deutſchen ſich, vor allen Völkern Europas, des größten Meiſters erfreuen. Deutſchland beſitzt für alle Wiſſenſchaften und Künſte eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetſten dürfen ſich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wiſſenſchaft, die Philoſophie, worin die größten Geiſter Deutſche ſind, und in den Künſten die Muſik. (Es iſt bezeichnend für deutſche Art, daß Muſik eine metaphyſiſche Kunſt iſt). Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theater-Kaſſe gebracht hat, ſo dürfte man mit Recht fordern, daß dieſe Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anſtande und Glanze geſchmückt erſcheine, was aber auf unſerer Bühne nicht geſchieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theater-Kaſſe betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwiſchte, verſchabte, alte Dekorationen: die nämlichen, die ſchon vor 27 Jahren gebraucht. In ſo viel Zeit wird ſelbſt ein maſſives Bauwerk ſchadhaft und der Ausbeſſerung bedürftig, geſchweige ein gemaltes. Eine Soldatenpfeiſe, eine alte Bandſchachtel, woraus das Glockenſpiel, von zwei hölzernen Trommelſchlägeln angeſchlagen, erklingt. Feen koſten ihre Geſchenke keinen Heller, darum ſind ſie auch immer prächtig: welche Pracht ſich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuſchen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tauſend Jahre den Tamino ſchrecken, und noch millionenmal todtgeſtochen werden — ſo eine Schlange hat ein zähes Leben — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger ſieht darin aus wie ein Hanswurſt. Das Kleid mag buntbefiedert ſeyn, ſo bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau. Aber welcher Vogel hat ſo abgezirkelte, ſymmetriſche Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn beſetzt, die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verſtorbenen, wenn auch nicht unerſetzlichen, doch unerſetzten Lux (möchte unſer fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er ſich unter dem Spiele mauſte. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeſchafft, welches aber jetzt, obzwar keine natürliche, ſondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf ſitzen, wieder verdorben iſt. Auch wäre zu wünſchen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel geſperrt werde; es ſind nicht mehr als zwei ausgeſtopfte magere Hinkel darin. Würden dieſe Verbeſſerungen eingeführt, dann bliebe Nichts mehr zu wünſchen übrig, da die Prieſterkutten vor zwei Jahren gewaſchen worden ſind. Die Zeitgenoſſen ſind immer undankbar gegen lebende große Männer, die ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben; aber die ſpäte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Prieſterkutten veranlaßt hatte.

33. Der neue Gutsherr. Oper von Bojeldieu.

Der Amtsſchulze ward von Herrn Obermayer ſehr brav und ſehr fein in italieniſcher Manier dargeſtellt. Er brachte mehrere ſinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreiſe an. Eigentlich dürfte dieſes Extemporiſiren in jedem Luſtſpiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Souſleur nachgeſprochen wird. Madame Hofmann, als Bärbchen, ſang mit ſilberreiner Stimme ſo leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und ſpielte mit der ihr eigenen Anmuth. Herr Leißring erquickte ungemein durch ſein komiſches Spiel, das nie die Gränze des Anſtands überſchreitet, und ſich nie in ungemeſſener Breite umhertreibt.

Das Orcheſter ſchien die Grazie dieſer Muſik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es ſchien mir etwas ſchläfrig, ſchleppend. Es ſchien mir, ſage ich zum dritten Male; denn eigentlich verſtehe ich Nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuſchung leicht möglich iſt. „Wovon Sie Nichts verſtehen, ſollten Sie auch nicht ſprechen.“ könnte man mir erwiedern. Freilich, und darauf konnte ich Nichts antworten als, daß einen Journaliſten, der jetzt ſo ſklaviſch behandelt wird, wohl auch einmal die Luſt anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger, zu ſpielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, ſein gefiedertes Schwert in die Wagſchale wirft.

36. Am 20. Juni. — Pagenſtreiche. Luſtſpiel von Kotzebue.

Semper luſtig, nunquam traurig, ſingen die Herren Studenten. Wir auch. Und will ſich einmal ein verrückter König Lear verſtohlen über unſere Bühne ſchleichen, machen wir ein ſpöttiſches Geſicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieſer Miſere Luſtiges begegnen?“ Kotzebue ſelbſt hat die Pagenſtreiche eine Poſſe benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor ſolchen erhabenen Dingen, und nennen ſie darum ein Luſtſpiel. In einigen Tagen gibt man uns wieder ein neues Luſtſpiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns ſehr darauf.

37. Am 22. Juni. — Soliman der Zweite. Oper, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Huber. Muſik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darſtellung kennen lernt, die das Converſations-Lexikon davon gibt, mag ſich wundern, daß ein ſo hochherziger, thatenreicher Mann zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabſinken, und ſich ſo armſelig geberden konnte. Er fragt:

iſt denn die Geſchichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäiſche Sklavin geheirathet und ſeinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigſtens allgemein behauptet. Roxelane nennt ſie die Geſchichte, und Marmontel, der ſeine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Soliman gleicht ſeinen Lindors, ſeinen Floricourts, er hat den Helden zu einem bonbon de Sultan gemacht, wie ſie für die polygamiſchen Pariſer in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane ſoll eine Italienerin geweſen ſeyn; doch Marmontel hat ſie in eine Franzöſin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſagt) weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine franzöſiſche, einen ſo ſeltenen Sieg über einen Großtürken erhalten könne." Wenn aber Marmontel's franzöſiſche Eitelkeit grade in dieſem Falle zu entſchuldigen iſt, weil allerdings eine queckſilberne Pariſerin geeigneter erſcheint, ſich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuſchmiegen, als eine ſtarre, ſtolze Römerin; ſo verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in ſeiner Oper jene ſiegreiche Sklavin zur Deutſchen gemacht hat. Marianne nennt er ſie: aber habe ſie einen noch ſo ſchmeichelnden, ſchmelzenden Namen, eine Deutſche bleibt immer eine brave, ſchwere Gertrude, die Noth hat, an einen Mann zu kommen, geſchweige an einen Kaiſer. Was nur das für einen deutſchen Gelehrten ein ſonderbarer Ehrgeiz iſt, für ſeine tugendhaften Landsmänninnen um das höchſte Verdienſt in der Koketterie zu ſtreiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulaniſchen Rollen beträfe — aber ſo Etwas!

Ich habe Leſſing's und ſeiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß ſehr ungeſchickt, ſich einer ſolchen Vergleichung preiszugeben. Indeſſen, es iſt einmal geſchehen, und weil es geſchehen iſt, will ich einige Stellen aus der ungemein geiſtreichen und ſcharfſinnigen Beurtheilung, die Leſſing von jener Erzählung Marmontel's, bei Gelegenheit eines franzöſiſchen Luſtſpieles, gibt, zu der, wie zur beſprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch Nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und ekel gemacht hat, der ſeine ſchlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes wieder geſpannt und gereizt wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzählung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; Nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf Etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten, empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen, und vergeſſen. Endlich erſcheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille, aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeichelei wie mit der Thüre in's Haus: **Gràces au ciel, voici une figure humaine!** — Und ſo wie dieſes Eingangskompliment, ſo das Uebrige. — **Vous ètes beaucoup mieux, qu'il n'appartient a un Turc: vous avez mème quelque chose d'un François. — En vérité, ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespére pas d'en faire quelque jour un François.** — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern, und Geiſtlichkeit und Pöbel wider ſich aufzubringen, Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben ſo glücklich ſeyn, als ſchon der und jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnt ſich wohl der Mühe!"

„.... Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:“ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal gibt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freiern Liebe zu genießen: aber wird er deswegen der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freie Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverei gefallen ließen: er hätte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden: aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Luſt genießet, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genuſſe auf einmal Alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach dieſem kritiſchen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieſes Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehelichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!“

So urtheilte Leſſing von Marmontel's Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, ſie vortrefflich, allerliebſt nennt. Was würde er nun erſt geſagt haben, wenn er geſehen hätte, wie Soliman in Huber's Oper bis zu einem bleichſüchtigen Märchen herabkränkelt worden, wenn er ſeine Reden geleſen hätte: „die Grauſame! ſie flieht vor mir. Iſt das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie ſpottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das ſüße Gift einſaugen, daß ſie kann fühllos ſeyn." Oder: „Amors ſanfte Zaubertriebe machen ſelig und vergnügt, wird das Hinderniß der Liebe ſtufenweiſe nur beſiegt." Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einſam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz." (Dieſer Schäfer hatte Wien belagert, und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt beſtürmt!)

Die Ouvertüre dieſer Oper erinnert an die der Entführung und des Califen von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim erſten Paukenſchlage und Schellenklange ſich viele Parterre-Geſichter aufheiterten, und Beifall zeigten. — Herr ***, als Soliman, ſpielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er Empfindſamkeit vorherrſchen: er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen ſangen brav, wetteifernd; aber die erſtere, als Marianne, war in ihrem Spiele ganz die deutſche Gertrude. Sie wollte losgebunden ſcheinen, ſie hüpfte, drehte ſich im Kreiſel, aber zehnmal fürchtete ich, ſie würde mit ihrer hohen ſtolzen Geſtalt den Sultan umrennen. — Herr ***, als Osmin, zeigte von der Stimme eines zuverläſſigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitſche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zuſammengepeitſcht? Das iſt nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als ſie zu wünſchen ſich wenigſtens anſtellen mochte, erzählt Nichts hiervon. — Im erſten Akte, gleich in der erſten Scene, zeigen ſich, nach aufgezogenem Vorhange, die verſammelten Sklavinnen, die wechſelſeitig neidiſch und eiferſüchtig, wegen der bevorſtehenden Wahl des Sultans, mit der Zunge gegen einander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig, und ſchreit: „Ha! was ſoll denn dieſes Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen.“ Aber hat Einer ſchwärmen geſehen und lärmen gehört? Die Mädchen ſtanden ruhig im Halbkreiſe, und bewegten weder Hand noch Fuß. Dann war im ganzen Saale kein Polſter, noch ſonſtiges Geräth. Glaubt man, daß die armen Kinder ſo ſchlecht behandelt werden? Und der Sultan, der ſo oft hierher kömmt, wird er niemals müde und wünſcht ſich zu ſetzen? —

38. **Das Landhaus an der Heerſtraße**, Luſtſpiel von **Kotzebue**.

Eines der witzigſten, launigſten aller Poſſen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwei Drittheil Munterkeit, eine Miſchung, wie ſie das Spiel erfordert — ſie wird manchmal verfehlt.

39. Am 2. Juli. — **Die Beſtürmung von Smolenſk**, Schauſpiel von Johanna von Weiſſenthurn.

Ein ſchönes Schlachtſtück, das man mit Wohlgefallen *ſehen* mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur dieſe Trompeten der Empfindung? Man hört ſie ja doch nicht vor dem Donner des Geſchützes.

60. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodiſchen Aerger! Auf dem Zettel ſtand: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben.“ Als ich ihn aber bei der Caſſe kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen den Text zu leſen, aber es gebührt ſich doch. Wenn der Text nicht zu haben iſt, warum wird gedruckt, daß er zu haben ſey? So vieles Ueberflüſſige wird gedruckt! rufe ich hier in der menſchenfreundlichen Abſicht aus, damit ſich Einer oder der Andere meiner Leſer das Vergnügen machen könne zu ſeufzen: Ja wohl!

61. Am 22. Juli. — Der todte Mann, Luſtſpiel von Thienemann.

Ein trokner und invalider Spaß. Die Langeweile muß elaſtiſch ſeyn, da ſo viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zuſammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten ſich vergebens; wir erkannten ſie ſogleich, wie ſie nun ſind, ſo oder ſo.

62. Zwei Worte, Oper von d'Alayrac.

In dieſer, als Handlung und Muſik, gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der beſten eine, verdiente das Spiel der Madame H..., als Roſe, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünſchen. — Habe ich recht geſehen, ſo drohten zwei Balken an der Decke der Schenkſtube gefährlichen Einſturz. — Auf dem Zettel ſtand gedruckt: „Der

Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben“, aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hauſe mag wohl ein verborgener Eingang ſeyn, den ich noch nicht kenne. „Schillers Gedichte“ — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß“ — „Heute roth morgen todt.“ — „Diejenigen Perſonen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um ſechs Uhr eingelaſſen werden.“ — Alles das kann ſtereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben,“ darf nicht ſtereotyp gedruckt werden, da es Zeiten gibt, wo er nicht zu haben iſt. **Delenda est Carthago!**

63. Am 23. Juli. — (Zum Erſtenmale) Das letzte Mittel. Luſtſpiel in vier Abtheilungen; von Johanna v. Weiſſenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin, (wie heißt es in der Mehrzahl?) ein Fräulein Tochter, eine ſimple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrſchaften nebſt ſtandesmäßiger Bedienung, in gehöriger Anzahl. Mehr als dieſes, was mir der Kommödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuſcripten-Luſtſpiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübniß ſage ich; denn das Stück ſoll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geſchmack zeigen. Da erſcheint kein neues Schauſpiel des Herrn Ziegler noch der Frau v. Weiſſenthurn, das nicht alſobald, 160 Stunden weit, von Wien herbei geſchafft würde. Weiſſenfels iſt viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneſerin nicht? Vom Yngurd ſagten ſie: der ſey zu polydramatiſch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben: und von der Albaneſerin ſagten ſie: ſie hätten hier und da geleſen, ſie ſey hier und da getadelt worden. Ueber dieſe Vorſicht! Ueber dieſe ſtrenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwei Tableaux für Eins verſucht, könne man es auch mit Müllner's Albaneſerin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieſer Tragödie getadelt: das ſoll alles gegründet ſeyn: aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner ſeine Albaneſerin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft iſt gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie ſie ſich nennen), und die Athenienſer am Main überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeiſtert hat:

Wolleſt nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde ſinkt.
Dem, deſſen Leuchtthurm nach der Freiſtatt winkt.
Verleiht ſchon hier der Himmel ſeine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Kritiken zu ſchreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht ſüß ſey, das ſchwätzt auch nur der Opern-Text ſo in den Tag hinein.

Manche Schauſpieler haben ſich beklagt, daß ich ſie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn ſie rachſüchtig ſind, mögen ſie zufrieden ſeyn, denn ſie quälen mich mehr, als ich ſie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu ſcheinen — nicht durch ihr Spiel, ſondern durch das, was ſie ſpielen, quälen ſie mich, woran ſie freilich ſchuldlos ſind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhſchnappel ſpielt, ſo wird ſie doch wenigſtens, um vor dem Schulrath Stiefel zu ſtolziren, zuweilen mit Wallenſtein, mit Egmont oder Macbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht ſtolz, wir zeigen uns, wie wir ſind. Man überſehe nur das Verzeichniß der ſeit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwei Tableaux für Eins; die Beſtürmung von Smolenſk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutſche Hausfrau; die eiferſüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beiden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das letzte Mittel; der Freimaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eiferſüchtige Frau; und zwiſchen dieſen allen nur Gotters alte aber gute Marianne, und Körner's Hedwig, die wenigſtens als Reliquie zu verehren iſt! Nichts, woran man ſich erquicken, woran man ſich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derſelbe abgeſchmackte Jammer, derſelbe abgeſchmacktere Spaß. Es iſt nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es iſt Ernſt und Wahrheit, wenn ich meine Leſer verſichere, daß mich die Vorſtellungen auf unſerer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Bruſt beklommen iſt, wenn ich an den Theater-Abenden dieſe fürchterliche Pein der Langenweile zu ertragen habe. Man hat mir geſagt, das Haus bliebe leer, ſo oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränenſäcke dienlich ſey. Gut, das iſt ein ernſtes Wort, das iſt eine fürchterliche Beſchuldigung, davon wollen wir im nächſten Hefte der Wage in einer eigenen Abhandlung ſprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauſpiele ſoll mit dem der übrigen deutſchen Bühnen verglichen, und der große Abſtand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher ſey: daß es einem oder wenigen Menſchen, oder daß es vierzigtauſenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle für's Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli. — Carlo Fioras, Oper. Nach dem Franzöſiſchen von Vogel. Muſik von Fränzl.

Es läßt ſich ſo wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieſer Oper ſagen, ſie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie iſt arm an dramatiſcher Handlung, doch die Redensarten ſind etwas weniger einfältig, als ſie ſonſt in Opern zu ſeyn pflegen. Den Noten-Raub des Komponiſten verzeihen wir; wir ſind die Richter nicht, und haben unſeren Theil an der Beute. — Herr * * *, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Geſtalt eines Unglücklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen ſo Jammervollen, und ſeinen Anblick los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunſche es erheitert zu ſehen. Sein Mienenſpiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm ſehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Herr *** als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns ſeine Abweſenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male: aber ein anderer als er ſelbſt, kann uns dieſe nicht vergüten. — Herr B... ſpielte den Barbaſtro. Es iſt zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiſelle Bamberger: Iſabella. Schöne Stimme, gute Schule, und einnehmende Geſtalt laſſen nichts mehr zu wünſchen übrig, als daß dieſe junge Künſtlerin, bei längerer Uebung, auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengſtlichkeit oder Beſcheidenheit, aus denen ſie fließt; das iſt gebührlich vor einer verſammelten Menge.

63. Am 26. Juli. — Der Freimaurer, die eiferſüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Alſo Neugierde, Liebe und Eiferſucht, dieſe drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, ſie leben nicht länger als ſie lieben, und an der Eiferſucht ſterben ſie. Frau v. Uhlen: die letzte

Seite ihres Dreieckes haben ſie in der Eile etwas ſchief gezogen; es iſt noch keine Frau an der Eiferſucht geſtorben. Der Freund: Haben Sie die Faſtenpredigt in der Wage geleſen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand ſie höchſt langweilig, und nur weil ſie ruchlos iſt, iſt ſie nicht abgeſchmackt; wäre ſie nicht bitter, wäre ſie fade. Der Freund: Es ſcheint mir eine gewiſſe Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem ſagt, was ſie denkt; doch iſt dieſe Ironie zu unerfreulich, daß man ſie ſuche, und zu tief verſteckt, daß man ſie finde. Die armen Spötter werden oft auf ſolche Weiſe beſtraft. Es trifft ſie das Loos jener Vertrauten eines türkiſchen Kaiſers und Heerführers, deſſen Namen ich nicht weiß. Dieſer wollte, um ſeine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern ſprechen laſſen. Einige Höflinge fanden ſich bereit den Betrug zu ſpielen. Der Kaiſer aber, um ſeines Geheimniſſes ſicher zu ſeyn, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verſtehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verſtehen die Kunſt liebenswürdig zu ſeyn, und dieſe Wiſſenſchaft umfaßt alle übrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war ſchon auf dem Wege, Ihnen zu geſtehen, daß der Faſtenprediger nicht in allem Unrecht hat, was er von meinem Geſchlechte Böſes ſagt; nur die Schadenfreude, mit der er es ſagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch ſollte eben dieſe

Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Faſtenpredigers ſcheint mehr Grundſatz als Empfindung zu ſeyn. Ich glaube, das entſpringt aus ſeinen politiſchen Begriffen. Wer Bürger-Freiheit liebt, muß die Weiber haſſen. Frau v. Uhlen: Iſt es unſere Schwäche, wenn das Herz der Männer zu eng iſt, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß ſie Ihren höhern Pflichten ſo lange im Wege ſtand. Der Freund (allein): So ſind ſie alle, ſie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Herr B..., wie Herr H..., wie Frau *** geſpielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?“ — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorſteht. Der Frau ***? — Nein, der Freimaurerei.

66. Am 18. Dezember. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Muſik von Kapellmeiſter v. Seyfried. (Zum Erſtenmale.)

Die gewöhnlichen Singſpiele in Verſen ſind doch wenigſtens ſchmal, und laſſen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin ſoll man ſich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieſer Abraham könnte der Erz-Vater ſeyn des ganzen Geſchlechts ſinnloſer Schauſpiele. Das geiſtliche Gericht ſollte die Gottloſigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfaſſer die Geſchmackloſigkeit zu ſtrafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inſchriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüſte ſieht ihren Ismael verſchmachten, und verſchreibt ſich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbei, und bringt ihr Waſſer! Nach Schwefel geſtunken hat der Drache durch das ganze Haus, mit der möglichſten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung ſolch ein feuriger Drache erſcheinen, und etwas über unſeren Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren ſehr in dieſen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einſchlafen in der Kälte ſey, iſt Jedermann bekannt, es koſtet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da ſie vor der Thüre ſtehen, und nicht im Hauſe, ſo heitzen ſie ohne Vorliebe ganz Europa, und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatiſchen Dichter den Verſtand verlieren, ſobald ſie mit Tondichtern zuſammentreffen. Oder wählen ſich die Letztern, um gefährliche Nachbarſchaft zu meiden, gefliſſentlich ſolche, die den Verſtand ſchon verloren? Dann verrechnen ſich aber die Herren ſtark. Für die meiſten Menſchen iſt der Opern-Text das unentbehrliche

Geländer, woran ſie ſich lehnen, um in die Muſik hinabzuhören. Iſt dieſes Geländer nicht *haltbar*, dann bekommen ſie den Schwindel, das Ohr dreht ſich mit ihnen im Kreiſe, und ſie hören und verſtehen nicht das Spiel der Muſik. *Die* zu Abraham iſt gut. Seyfried hat die rechte Art, altteſtamentariſche Geſchichten zu *betonen*; die rabenſchwarze Trauer der ägyptiſchen Völkerſchaften und ihre vierſchrötige Luſtigkeit mag man ſich ohngefähr ſo vorſtellen.

67. Am 19. Dezember. — 1) *Die eiferſüchtige Frau*, Luſtſpiel in zwei Abtheilungen; 2) die *Verwandtſchaften* Luſtſpiel in fünf Abtheilungen, beide von Kotzebue; 3) der *Zänker*, Schauſpiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Akte hinter einander werden ſehr ſelten auf unſerer Bühne gegeben, *acht* aber wurden es noch niemals; dieſes geſchah geſtern zum Erſtenmale. *Die eiferſüchtige Frau* und die *Verwandtſchaften* ſind alte bekannte Stücke, beſonders das erſtere wiſſen wir beſſer als das Ein mal Eins auswendig. Es iſt wie Sauerkraut, das in unſerer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigſtens Einmal auf dem Tiſch kömmt. Ich brauche daher blos von dem letzten Stücke zu reden, welches neu iſt. Es iſt dieſes ohnedem meine Pflicht; denn das Schauſpiel iſt mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erſt von mir. Meine einheimiſchen Leſer müßen mir aber erlauben, daß ich zuvörderſt über den Inhalt des Stückes, der ihnen ſelbſt ſchon bekannt iſt, wegen der fermden Leſer ſpreche. Wenn ich dieſen den nöthige Elementar-Unterricht gegeben, und ihnen das Abc der Geſchichte beigebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu ſagen. Es iſt geſagt worden, es ſey nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der Zänker eine Ueberſetzung des Grondeur jener beiden Dichter; das deutſche Schauſpiel iſt ganz Original (obzwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Franzöſiſchen nichts entlehnt, als die Lehre der Freundſchaft, um ſie weiter und ſchöner auszubilden. Wenn dort ſich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinſchaftlich ein Schauſpiel zu ſchreiben, ſo haben ſich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatiſches Kunſtwerk darzuſtellen. Die Handlung iſt folgende.

Eine Schauſpielerin und eine gute, ſo beliebt in der Welt als auf der Bühne, war ſeit zehen Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling ſein Vermögen, ſeinen Stand und ſeine Glückshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrſchenden Sitten die Verbindung mit einer Schauſpielerin für keine ehrenvolle anſah, ließ er ſich enterben und entſagte dem Range, der ihm offen ſtand, um ſeiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künſte der Gefallſucht ſchätzen lernen, wodurch ſie eine ſo heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenſchaft zu bewirken verſtanden, und die Waffen-Uebung fortſetzen, die ihr den Sieg verſchaffte. So — ſagt man — habe ihr Betragen, das liebloſer gegen ihren Mann als gegen die Welt geweſen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermuth geſtürzt, woran er ſeit mehreren Jahren leidet, und die endlich, da vor einigen Wochen ſeine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Verſuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und ſchalt es undankbar, daß ein Weib ſeinen Gatten, der ihm alles, ſeinen Wohlſtand, die Zuneigung ſeiner Anverwandten, ſeine Ruhe, ſeine Kraft und ſelbſt ſeine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlaſſen wolle, nachdem es ihn hülflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunſt zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die ſich mit Worten und ſtillem Tadel ſelten begnügt, nahm ſich vor, über die angeſchuldigte Schauſpielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, ſobald ſie wieder auftreten würde. Die Theater-Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichts-Handlung einzubringen verſprach, (es ließ ſich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ ſie es geſchehen, daß jene Schauſpielerin ſpielte, und war ſogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (der eiferſüchtigen Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anſpielung gab, und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauſpielerin auftrat, erhob ſich ein Lärmen, ein Pfeifen, Ziſchen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuſchauer an, und berief ſich mit einer Ruhe, die der höchſten Schuld und der höchſten Unſchuld gleich eigen iſt, auf die Reinheit ihres Gewiſſens. Endlich gelang es einigen Gegen-Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preis werth war, den Aufruhr zu beſchwichtigen, und das Stück wurde zu Ende geſpielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufſeher zahlreich im Hauſe vertheilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr ſchickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrſcheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber ließ ſie ungeſtörten Gang. Am andern Tage machte die Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauſpielerin würde nicht wieder auftreten, da ſie „durch die geſtrigen Vorfälle im Schauſpielhauſe ſich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leiſtungen auf der hieſigen Bühne die frühere Theilnahme verſagt.“

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geſchehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und ſie könnte wohl geneigt ſeyn, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum iſt es nöthig zu unterſuchen, ob die befolgte Handlungsweiſe zu loben oder zu tadeln ſey. Es ehrt gewiß die Jugend, daß ſie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine ſolche Vertheidigung für nöthig hält? War jene ſittenrichterliche Handlung nicht etwa bloſer Muthwille, ſondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob recht gehandelt worden: denn das Gefühl hat immer Recht, aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, ſich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken ſollen, daß, da jedes angeſchuldigte Weib auch ſchuldig iſt, weil es den Schein der Tugend ſo ſehr zu hüten hat, als die Tugend ſelbſt, darum Schuld mit Anſchuldigung leicht verwechſelt werden könne. Man hätte bedenken ſollen, daß, da die verderbte leichtſinnige Welt übereingekommen iſt, an dem Vergehen, welches man jener Schauſpielerin vorwarf, nicht die Art, ſondern die Größe des Vergehens zu beſtrafen es leicht ſeyn könne, daß nicht die Angeklagte, ſondern das alles vergrößernde Gerücht das Maaß der Bewilligung überſchritten habe. Man hätte bedenken ſollen, daß, wenn jene Schauſpielerin viele Freunde gehabt hätte, ſtatt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beifalle zu übertäuben, und daß man ſie ſo dafür beſtrafte, daß ſie nicht ſchuldig genug war, um ihre Unſchuld darzuthun. Freilich kann man auch erwiedern: es gibt Vergehen, welche die öffentliche Meiung rächen muß, weil ſie das

Geſetz nicht erreichen kann — wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbſt-Vertheidigung — wo das Leben eines Künſtlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit ſeiner Kunſt zuſammen und wird, wie dieſe, Gegenſtand des Urtheils — es iſt eine Kränkung der ganzen Genoſſenſchaft der Schauſpieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungeſtraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich ſolle kurz und bündig ſagen, was ich von der Sache denke, ſo erwiedere ich Folgendes Wenn jene Schauſpielerin alles das begangen, deſſen man ſie beſchuldigt, ſo iſt ihr recht geſchehen, und die Verſeher des Sittenrichter-Amtes ſind nicht zu tadeln: ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Miſſethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

Aphorismen.

1.

Die Hanſe-Städte, dieſe Parzen, welche den Lebensfaden des deutſchen Handels von engliſcher Wolle ſpinnen, können noch einmal Deutſchlands Furien in der Hölle der Armuth werden.

2.

Wenn politiſche Schriftſteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, ſo thut man ihnen Unrecht, wenn man dieſes einer ſtörriſchen unerträglichen Denkungsart, oder einer eiteln Verbeſſerungsſucht zuſchreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel iſt ſo mannigfaltig, als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum unberedt. Es gibt tauſend Krankheiten aber nur eine Geſundheit.

3.

Hätte Rußland Cäſars hochherzigen Stolz, lieber der erſte in einem Dorfe als der zweite in Rom ſeyn zu wollen.

dann würde es ſeinen Trieb, ſich weſtlich auszudehnen, unterdrücken, und den Blick nach Aſien wenden. Rußland wird Europa nie beherrſchen, oder dieſes müßte früher des Wunſches unwerth geworden, ſeine Cultur zerſtört, die Krone der Bildung ihm entriſſen ſeyn. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reichs von der Grenze Aſiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen was Noth thut; aber nun, nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäiſcher Bildung beſucht hat, möge es nach Aſien zurückkehren, wie Peter der Große ſelbſt nach vollendeten Lehrjahren in ſeine Heimath zurückgekehrt war. In Aſien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein geringgeachteter Schüler bleiben. Aber die herrſchaftliebenden europäiſchen Fürſten, den verjährten Vorurtheilen des Adelſtolzes noch immer anhängend, wollen ſich nur mit ahnenreichen europäiſchen Ländern vermählen, auch wenn ſie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und ſchönern Staaten der übrigen Welttheile darum nicht, weil ſie neuern Urſprungs und gleichſam bürgerlicher Abkunft ſind. Rußlands Unterthanen werden als aſiatiſche Bürger ſich frei und glücklich fühlen, und ihren Beherrſcher lieben, als europäiſche aber, ſich mit den liberaler beherrſchten Deutſchen, Franzoſen und Engländern vergleichen, und das Joch der Regierung drückend finden.

4.

Dieſe abgeriſſenen Sätze ſtehen in geheimer Verbindung.

und ſind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte ſie und die Leſer eben ſo leicht an eine gemeinſchaftliche Galeerenkette der Langeweile ſchmieden können. Aber lange Aufſätze werden als zu zeitkoſtſpielig in dieſer aphoriſtiſchen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und ſelbſt jeder Zufall zum Sprichworte des Schickſals wird, ſeltener geleſen, als verfertigt. Man fordert, daß die Reden ſeyn ſollen wie die Thaten der Gegenwart: compakt und, gleich Bouillontafeln, für ſich nicht genießbar. Der Leſer will das Vergnügen haben, ſein eignes kochendes Waſſer darüber herzugießen, um ſich ſelbſt daraus eine Fleiſchbrühe zu bereiten.

5.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorſicht unternommen werden. Oft werden politiſche Hautkrankheiten zurückgetrieben, und hierdurch innere weit gefährlichere Uebel erzeugt.

6.

Oft gleichen Fürſten den ängſtlichen oder ungeſchickten Reitern, die ein allzuraſches Pferd, um es einzuhalten, ſtark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken, und hierdurch ſeinen Lauf nur noch toller machen. Nämlich das Volk iſt hier das Pferd.

7.

So ſchnell bilden ſich die Lawinen unſerer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtſam mit dem Auge begleiten ſollen, wohin ſie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht, hat ſich Kleines und Kleines zu einem furchtbaren Berge auf einander gehäuft, und die Sorgloſen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die **Pindares** in Oſtindien, ein berittenes Heer von den Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttauſende grenzt, kann den Britten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden ſie von der legitimen brittiſch-oſtindiſchen Kaufmannſchaft genannt; aber ſie werden, mit Rauben beginnend, damit endigen, durch unvergleichliche Taſchenſpielerkünſte die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank über das weite Meer herüber in ihre Aermel zu locken.

8.

Man will durch Wiederherſtellung des Alten der Neuerungsſucht entgegenwirken und vergißt, daß man eben hierdurch der Neuerungsſucht fröhne, denn das Alte iſt neu geworden. Denkt euch: es wolle ein Arzt den Fehler ſeines Kranken, der ſich der Vorſchrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet ihr nicht ſagen: der Herr Doktor iſt ein Narr? Um des Himmelswillen ſeyd höflich und ſagt es nicht; denn es geſchieht täglich vor unſern Augen. Am die nämliche Weiſe glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeſchehen machen zu können.

9.

Jean Paul, dieſes Harzgebirge und Potoſi voll der edelſten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutſchen Belletriſten verſehen, und zu Goldſchlägerblatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unſere literariſchen Zinngießer und Kupferſchmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieſer große Dichter (ein um ſo größerer, da er das Muſenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu beſteigen, und ohne metriſchen Zügel zu lenken verſteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrſamkeit friſche, liebliche Blumenſträuße zu winden, ſtatt daß Andere ſelbſt ihre Roſen und Lilien in ein Gemüſe zerkochen. Ihm fehlt nichts, als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erſchwert nämlich durch gleichzeitiges Darbieten verſchiedenartiger Genüſſe die Wahl unter denſelben, und ſchmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur ſelbſt gibt hierin eine weiſe Lehre: die dem Auge wohlgefälligſten Blumen ſind es nicht, die am ſüßeſten duften, und bei der Frucht ſind Farbe und Geruch dem Geſchmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakeſpeare gethan. Er würde an dieſem Mammuthsknochen einer ihm unbekannten Rieſengeiſterart die zierliche

Taille eines franzöſiſchen Marquis abgemeſſen, und das Uebermaß des Erſteren lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

10.

Der muſikaliſchen Welt iſt es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewiſſer Henkel „Wiener Congreß-Walzer“ componirt hat. Bei Simrock in Bonn ſind ſie zu haben. Ehemals war ein Congreß ein Menuet, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte ſich mit langſamen ſtolzen Schritten, und verlor ſich nie aus dem Auge, doch ſo, daß man ſich immer nur von der Seite anſah. In Wien ging es raſcher her, man walzte bald mit Dieſem, bald mit Jenem, und Keiner blieb vom Tanze ausgeſchloſſen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herren an der Luſtbarkeit Theil nehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächſtfolgende Congreß gibt ein **Pas de deux**. Unſere Enkel ſehen Solo tanzen. Endlich kömmt der Teufel und ſpielt den Kehraus, wobei wieder alles durch einander läuft. Dann hat der politiſche Carnaval für dieſe Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und ſo geht's immer fort. Der Menſch iſt zur Dienſtbarkeit geboren.

11.

Man mag die Wiederaufnahme der Jeſuiten in einigen Kantonen der Schweiz läſtern, aber es wäre dumm, darüber zu erſtaunen. Es iſt nur zu verwundern, daß es nicht allgemeiner geſchieht. Die Ariſtokraten aller Orten können nichts Klügeres thun, als ſich mit der Geiſtlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu ſpät betrauern, daß ſie die ſtärkſte Säule ihrer Throne ſo leichtſinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen regierten und konnten der Prieſter nicht entbehren, wie wollen es die Fürſten der Gegenwart, die nur zu herrſchen verſtehen? In dem endloſen Kampfe der menſchlichen Herrſchbegierde gegen die Freiheitsliebe werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechſelt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerſt verbanden ſich die Fürſten mit ihren Unterthanen, um die Macht des Adels zu ſchwächen, dann gebrauchten ſie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für ſich ſelbſt, doch näher der Thronſeite, kämpfte die Geiſtlichkeit. Die Fürſten behielten die Oberhand, ſo lange ſie die dem Volke abgewonnene irdiſche Beute des Sieges mit den himmliſchen Schaaren, ihren Bundesgenoſſen, willig theilten. Nun haben ſie aber zu unſerer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, ſondern ihrer eignen ausſchweifenden Liebe zur Unabhängigkeit, auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden ſie ſelbſt überwältigt. Diejenigen, die ſich aus dem Sturme gerettet, verſtehen noch heute das Geheimniß ihrer Schwäche nicht. Sie vergeſſen, daß nicht die Religion, ſondern die Lehrer der Religion ſie gegen das Volk geſchützt Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbar Verträge abſchließen, und nicht durch Geſandte: ſie wollen die Gottheit ohne Prieſter fürchten machen, und — ſie gehen zu Grunde, beharren ſie darauf.

12.

Man kann nicht oft genug davon ſprechen, daß die Jeſuiten ſich auch in Freiburg wieder angeſiedelt haben: ein Wunder wird nicht gleich bei der erſten Erzählung geglaubt. Dem ſchuldloſen kindlichen Volke dort, das wie überall, wo die Furcht es nicht abhält, ſeine Furcht zu äußern, bald auswittert, ob ihm Schaden bevorſtehe, ward unheimlich vor dem Böſen, und es bewegte ſich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß um den Spöttereien ein Ende zu machen — keiner, Abends nach 10 Uhr, ohne Laterne und Licht auf die Straße gehen dürfe. Man ſieht, die Herren ſind nicht ſo ſchlimm, als man denken ſollte. Bei der Finſterniß, welche ihre Jeſuiten hereingebracht, ſorgen ſie doch für einige Beleuchtung.

13.

Aus Neuchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar Dort werden jährlich 130,000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wiſſen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es iſt!

14.

In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu

Kriblowitz bei der Beerdigung Blücher's gehalten hat, iſt ein ungemein ſchöner Witz. Denn nur dieſes ſchönwiſſenſchaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geiſt, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verſtehen ſich von ſelbſt. Welche pfeilſchnelle Fortſchritte hat die deutſche Sprache gemacht! Da noch die Franzoſen herrſchten, war das Wort gefangen; ein geſunder, ſtarker, ſchön gebauter Körper war unſere Sprache, aber man ſah ihr die Kerkerluft an, ſie war bleich, und konnte ſich kaum auf den Beinen halten. Und jetzt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, ſind erſt acht Jahre vorüber, und man höre, welch eine Sprache ſie führen! So nachgiebiger Gemüthsart auch unſere deutſchen Staatsmänner ſind, ſo wenig geben ſie doch den engliſchen in der Redekunſt nach. Durch das einzige Wort Preußenthum, deſſen ſich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz ſo glücklich bediente, iſt die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marſchall Vorwärts, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Gibt es ein Preußenthum, ſo gibt es auch ein Fezthum, ein Marokkothum. Gibt es ein Preußenthum, ſo gibt es auch — die Ausländer bei Seite geſchoben — ein Oeſtreichthum, ein Baiernthum, ein Sachſenthum, ein Hannoverthum, ein Badenthum, ein Naſſauthum, ein Heſſenthum, ein Reußthum, ein Brementhum, ein Frankfurtthum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publiziſtiſches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatiſirten Staaten das ſchöne Thumrecht nicht verſagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningenthum, Fuldathum, Salmthum, Erbachthum, Wied-Runkelthum, und noch viele andere Thüme vermehrt werden. Das hätten wir der ſchönen Rede zu verdanken, die Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz am Grabe Blücher's gehalten hat. Nur müßte man ſich vorſehen, das herrliche Wort immer gut Meißeniſch auszuſprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch, nicht ſein eigenthümliches Gepräge, ſeine zarte Ausſprache verliere.

15.

Man hat ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort Bediente, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falſch ſey, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen ſolchen bezeichnet, der bedient wird. So werden in einer königlich hannöveriſchen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienſtvergehungen der Staatsbeamten handelt, dieſe Beamten Bediente genannt. Es heißt: „durch grobe Nachläſſigkeit ſich auszeichnende Bediente,“ „ſolche leichtſinnig-nachläſſige, pflichtvergeſſene Bediente.“ Ein Staats-Bediente aber iſt nicht ein Mann, der dem Staate, ſondern Einer, dem der Staat dient. Dieſe Zweideutigkeit iſt zu bedenklich, als daß man nicht ſuchen ſollte ſie zu vermeiden.

16.

Die Frevel der gottloſen Menſchen, die, einen höchſten Verſeher des Rechts und der Liebe verläugnend oder verkennend, im Sinnesrauſche dahintaumeln, und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — dieſe Frevel ſind lilienweiß gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irdiſche Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Schaam ihr ſchmeicheln zu können, die ihr ſchmeicheln, um an dem Bediententiſche der Mächtigen koſtenfrei zu zechen, und die keck behaupten, Gottes Hand ſelbſt habe mit Sternenſchrift in das himmliſche Budget geſchrieben, ſie, ſeine Verehrer, ſollten jährlich ſo und ſo viele tauſend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis ſie einſt im Paradieſe ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt ihr wiſſen, was in der Wiener Concordia auf jedem Blatte geſagt wird? Es wird darin geſagt, in einer mephitiſchen, dunkeln, zähe dahinſchleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude Itzig Herſchmann in Caſſel mit wenigen Worten auf's Verſtändlichſte und Anmuthigſte ausgeſprochen hat. Dieſer Jude ließ vor einigen Tagen folgende Dankſagung in die Zeitungen ſetzen: „Der Gott meiner Väter ſegne den Herrn Pfarrer Wahler tauſend= und aber tauſendmal und bis in's dritte und vierte Glied! denn ſeine vortreffliche Froſtſalbe hat meine ganz aufgebrochene Füße von Grund aus geheilt, ſo daß ich nunmehr meine Geſchäfte wieder verrichten kann.“

17.

Deutſcher Muth und eiſerner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das ſo ſchwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, ſeinen Willen und ſeine Freiheit gegen die mächtigſten Fürſten Europens zu behaupten — dann dürfte es ſich wohl verſtatten, von Neapolitaniſchem Muthe und eiſernem Sinne zu ſprechen. Wir aber, wir! . . . doch halte ein, Leſer, lege die Hand auf das Blatt und ſuche zu errathen, ehe ich es enträthſele, bei welcher Gelegenheit ein deutſcher Mann von deutſchem Muthe und eiſernem Sinne geprahlt hat. . . .

. . . Der Buchhändler Gerhard Fleiſcher in Leipzig hat es gethan. Er ſagt in einer Ankündigung: „Mit allen dieſen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch teutſcher Muth und eiſerner Sinn aufgenommen, und — — und? — — wir erhalten mit nächſtem den erſten Theil (einer neuen Auflage) von: Naumanns Naturgeſchichte der Vögel Teutſchlands, mit 48 colorirten und 2 ſchwarzen Kupfern! — O daß man nicht zuſchlagen darf, daß man ein erbärmlicher Menſch iſt, der nichts zu führen verſteht, als die Feder einer Gans, und daß man dieſe nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Muth und eiſernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Muth haben wir, den Uebermuth Anderer geduldig zu ertragen, und eiſern mag wohl unſer Sinn genannt werden, weil er folgſam dem Magnete jeder Gewalt zuſpringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beſchäftigt, und kann alſo die Schriften, die davon handeln, nicht beurtheilen. Aber mir iſt bekannt, daß Herr Fleiſcher den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältniſſe ſeines Preiſes vortrefflich iſt. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter abſteht, als es von den Kunſtwerken, welche die Engländer und Franzoſen in dieſem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändler-Familie Pankoucke in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke großer Unternehmung verlegt, als alle deutſche Buchhändler zuſammengenommen! hat man aber je geleſen, daß ſie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer geſprochen? Was würden die Deutſchen erſt prahlen, wenn ſie ein Werk wie das franzöſiſche über Aegypten zu Stande gebracht hätten! Und die Franzoſen haben jenes Land nicht blos beſchrieben, ſondern auch erobert! Wir leben in einer gar ſonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich auf's Allerunbefangenſte: wir werfen uns vor, wir wären zu beſcheiden, erkennten unſere eigenen Vorzüge nicht, und überſchätzten das Gute des Auslandes. Aber iſt es nicht nur eine andere, ja die lächerlichſte Eitelkeit, zu ſagen, daß man zu beſcheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln, und überlaſſen Andern die Früchte, ſo nennen wir das Gründlichkeit; ſind wir feige, Unrecht abzuwehren, ſo nennen wir das Ausdauer; und ſind wir langſamer als die Schnecken, ſo nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyklopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber ſtarb, als er eben mit dem Artikel Leiche beſchäftigt war: zwei andere Herausgeber ſind ſeitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erſchienen waren, koſteten ſchon über 400 Rthlr. und jetzt, ſoviel mir bekannt iſt, ſteht das Buch (48 Jahre nach Erſcheinung des erſten Bandes) im Buchſtaben R. Alſo das wäre deutſcher Muth, eiſerner Sinn! die neue Encyklopädie von Gruber und Erſch zeigt ſchon als Kind dieſen deutſchen eiſernen Sinn. Iſt ſie in 40 Jahren vollendet, ſo will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchſtaben des Werks zu zählen, und mir bei jedem Buchſtaben eine Ohrfeige geben zu laſſen. Und wenn ſie endlich fertig iſt, wozu wird ſie zu brauchen ſeyn? Der Artikel Adel iſt geliefert, aber bis die Zeit und das Buch zur Vernunft kommen, gibt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büſſende, der auf ſeiner Wallfahrt nach Rom immer nach zwei Schritten vorwärts einen zurückthat, iſt ein Blitz gegen uns; wir machen einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück. Darum werden wir nie Männer werden, ſondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurückkriechen, und uns von unſern Ammen in den Schlaf lullen laſſen. Wohl bekomm' es!

18.

Die über München ſcheinende *Eos* verkündigt folgenden Tag: „Der Präſident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir ſind überzeugt, daß das, was dieſer rühmlichſt bekannte Schriftſteller und Staatsdiener über dieſen Gegenſtand, es ſey dafür oder dagegen, ſagen wird, Werth haben und gediegener ſeyn werde, als die zuſammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unſerer Zeit.“ Das iſt der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Aſträus gebiert. Wie ſich aber der Titan Aſträus in unſern Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht ſagen. Dieſe baieriſche Eos mag wohl Helenen zur Schweſter haben, aber Helios iſt gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn dieſe zu ſteigern wäre, ſo würde ſein Werk über die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beſchaffen ſeyn wird, nichts dazu beitragen. Spricht er *für* die Oeffentlichkeit, ſo bleibt auch ihm nichts Anderes übrig, als Ideen *zuſammenzutragen*; denn in dieſem Gebiete der Staatswiſſenſchaft iſt Alles erſchöpft, und wo die Erfahrung ſchon in Blüthe ſteht, da iſt es überflüſſig, ja oft verderblich, den *Grund*, auf dem die Pflanze wächst, von neuem aufzulockern. Spricht er aber *gegen* die Oeffentlichkeit, ſo kann er nur etwas Falſches, oder etwas Gewöhnliches, Bekanntes ſagen. *Falſch* wird ſeine Lehre ſeyn, wenn er die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens unbedingt für jede Staatsverfaſſung verwirft. Alle Ausſprüche und Vollſtreckungen einer geheimen Juſtiz ſind *heimliche Hinrichtungen*, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen iſt. Ob eine ſtreitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Miſſethäter beſtraft werde oder nicht, dieſes iſt dem Gemeinweſen ſehr gleichgültig. Aber die *Zuverſicht*, daß *Recht* geübt werde, iſt Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Geſellſchaft, und dieſe Zuverſicht verſagt die heimliche Juſtiz. Kein Fürſt, kein Richter, kein Verwalter darf *Glauben* fordern an ſeine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menſchen aber will man ſehen, hören, betaſten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präſident von Feuerbach darzuthun, daß in dieſem oder jenem Staate Oeffentlichkeit der Juſtiz unerſprießlich ſey, ſo iſt dieſes etwas ſehr Bekanntes, Gewöhnliches. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigenthümlichkeit dieſes Staates zu verletzen. In ſtrengen Monarchieen iſt geheime Juſtiz eben ſo wohlthätig, als es barmherzig iſt, einem zum Tode Verurtheilten bei der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was ſoll hierdurch bewieſen werden? Wenn wir Oeffentlichkeit der Juſtiz, oder Geſchwornengerichte, oder Preßfreiheit fordern, ſo haben wir natürlich dabei noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand *nehmen* wir. Wenn die dintenfingerige *Eos* von *berühmten Schreiern* ſpricht, ſo iſt ihr Wahn ſo groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftſteller berühmt iſt, der *verdient* es auch zu ſeyn. Die wiſſenſchaftliche Erkenntniß gleicht nicht der Weisheit der Staats-Myſtagogen, hinter deren klugen Larve der Blödſinn ſchwitzt — ſie zeigt immer nur ihr wahres Angeſicht. Es kann wohl Schriftſteller geben, die als Schreier *berüchtigt* ſind, aber *berühmte* Schreier hat es nie gegeben.

19.

In einer Anzeige, die Zeitſchrift *Flora* betreffend, wird geſagt: „Sie kömmt wöchentlich viermal nebſt einer Beilage heraus, *ſchließt alles Politiſche aus und beſchäftigt ſich blos mit Gegenſtänden, die den Verſtand und das Gemüth anſprechen.*" Alſo die Politik iſt ein Gegenſtand, der weder den Verſtand noch das Gemüth anſpricht! Und was ſpricht ſie denn an? den Magen oder welches Eingeweide ſonſt? Die Zeitſchrift Flora erſcheint in Wien — — nein, ich habe mich geirrt, ſie erſcheint in *München*.

Briefe aus Frankfurt. *)

1.

Frankfurt am Main, den 1. Oktober 1820

Unſere Meſſe iſt jetzt verſchieden; ſie ſoll ein ſeliges Ende genommen haben, und man lobt ſie ſehr wegen ihrer guten Eigenſchaften. Worin dieſe aber beſtanden, das zu erzählen, muß ich andern Biographen überlaſſen. Uns Glückliche, die wir nur zum Eſſen gebohren ſind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es iſt uns ſehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaaren überführt waren, ob das Sohlleder ſtark gezogen, oder ob von allen dem das Gegentheil ſtattgefunden. Eine ſeidene Weſte, Battiſt zu Halstüchern, ein paar Stiefel, das behält ſeinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder ſchlecht gehen, ſo wie auch der Schoppen Wein in den hieſigen Gaſthäuſern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre auf einander folgten. Wichtiger als etwas Cosmologiſches iſt der Staatspapierhandel, wobei von gedankenloſen Vätern der

---

*) Morgenblatt.

Wohlſtand der Enkel auf dem Halme verſchachert wird. Der Cours ſchwankte ſeit acht Tagen wie ein Schiff auf ſtürmiſchem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habſucht, ſelbſt mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren iſt hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der ſüdlichen Beweglichkeit dieſes Volkes und der Oeffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann Jeder, der ſich nur etwas auf die Chiromantie verſteht, an den Fingern der von der Börſe zurückkehrenden Aſiaten abzählen, ob eine feindliche Einmiſchung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die beſten Meßgeſchäfte hat unſere Bühne gemacht, und zwar in Colonialwaaren, denn der Indianiſche Gaukler gehört unſtreitig darunter. Das war ein Leckerbiſſen! Ein wahres indianiſches Vogelneſt! Bei neun Vorſtellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unſerer Oſtindiſchen Compagnie kann nie ſo hoch geſtanden haben. Es iſt wahr, der Equilibriſt hat das Mögliche gethan, und es wäre zu wünſchen, man ſtellte ihm Europa auf die Naſe, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt Noth thut. Sein Spiel mit den Meſſern und Kugeln war ſo meiſterhaft, wie ſelten ein Spiel auf dieſen Brettern ſich zeigt, und wenn er das lange Schwert verſchlang, ſo hätten Aerzte ſchon das Zuſehen als vomitiv verſchreiben können. Unſer vortreffliches Orcheſter — das ganze vollſtändige von vierzig Mitgliedern, nicht wie bei gewöhnlichen Schauſpielen von Schiller, Müllner, nur ein Theil deſſelben — hatte die Ehre, dem Indianer zu ſeinen Schwebekünſten Walzer, Menuets und Hopsangloiſen vorzuſpielen, wozu jener ſein Gigidi Gagidi halb ſang, halb ſprach, welches der Muſik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatiſchen Stücke, welche den Darſtellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerſchlechteſten; denn die Oſtindiſche Compagnie dachte mit Recht, ſie müſſe dieſe Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirektion mit den neuen Stücken, die ſie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derſelben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meierbeer. Es ſoll dieſem jungen Tondichter nicht aller Werth abgeſprochen werden; nachſichtige Kenner ſagten, in der Inſtrumentirung ſey er nicht ohne alles Talent; vielleicht hat auch Herr Meierbeer ſeitdem Beſſeres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er ſich als einen Petitmaître, der Italieniſchen Weiberchen den Hof macht. So parfümirt, ſo überzuckert iſt dieſe Muſik, daß ſelbſt die Roſſiniſche Pfeffer und Salz dagegen iſt. Dann kamen die beiden Gutsherren von Voß. Wir Frankfurter ſind ſonſt ſehr genügſam, und verzehren die dramatiſchen ſchwarzen Suppen, die man uns vorſetzt, gleich den beſten Spartanern, mit der größten

Eßluſt: aber dieſesmal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenſter der Poeten fällt, iſt ſo etwas Abgeſchmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgeziſchte Stück war das luſtige Beilager, ein komiſches Singſpiel von Wenzel Müller, dem berühmten Componiſten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig Unrecht, wenn ich ſage, er hat die beiden Gutsherren in Muſik geſetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz ſo ſchlecht war, als die vorhergehenden, war Zieglers 24jähriger Hausdoktor, der ſich ſo lange unſern Kennerblicken beſcheiden zu entziehen wußte. Indeſſen das wahre Verdienſt dringt endlich durch. — Dem. Fiſcher vom Braunſchweiger Theater hat einige Gaſtrollen gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir ſeit lange keine gehört haben. — Man hat den Verſtand gehabt, den Herrn Mals, einen Mann, der Kunſtliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel in's Leben einzuführen verſteht, bei der Theaterverwaltung anzuſtellen. Wenn man auch den Verſtand hätte, ſeinen Rath zu befolgen, dann ließe ſich für die Wiederherſtellung unſerer kränkelnden Bühne noch Hoffnung ſchöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Beſuche fremder Tonkünſtler zu erfreuen gehabt. Canonva, ein Portugieſe, ließ uns ſein Spiel auf der Clarinette bewundern; und der Flötenſpieler Drouet aus Paris erwarb ſich das einſtimmige

Urtheil der Kenner und Kunſtfreunde, daß er . . . . alle, die je hier auf dieſem Inſtrumente gehört worden ſind, weit hinter ſich zurückläßt. Ein eigentliches Conzert konnten dieſe beiden Tonkünſtler nicht geben, da ihnen ſämmtliche Mitglieder des Theater-Orcheſters ihre Begleitung verſagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Dieſe Herren hatten von der Theaterdirektion die Weiſung erhalten, während der Meſſe an keinem Conzerte fremder Tonkünſtler Theil zu nehmen, damit Letztere ſich abſchrecken ließen und die Leute genöthigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung in's Theater zu gehen. Ich überlaſſe es der Empfindung und der Sprachkenntniß der Leſer, für dieſe ſchimpfliche Schacherei mit der Kunſt ſich einen Ausdruck zu ſchaffen. Dahin wird es der hier ſo verderblich herrſchende Zunftgeiſt noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird ſeyn müſſen, um einheimiſche Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauſpielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (ſo lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, Alles zu ſehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademiſche Kunſtgallerie, beſtehend aus mehr als 130 Statüen in natürlicher Lebensgröße.“ Daß aber dieſe Statüen aus Wachs waren, davon meldete der Anſchlagzettel nichts. Die übrigen Künſtler übergehe ich, um von Herrn **Rovère** zu ſprechen: **Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur**, wie er ſich nannte, gab jeden Abend „**Spectacle** des delassements à la mode.“ Die Athenienſer hätten ſeine Ankündigungen beſſer verſtanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unſeren deutſchen Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetſcher machen. Herr Rovère, ein ſchöner, artiger, junger Mann, machte beſonders bei der weiblichen Welt ſein Glück, auch beſchäftigte er ſich immer mit derſelben. Schlau war der Franzoſe. So oft er mit einem Kaſten einen Taſchenſpielerſtreich machen wollte, gab er ihn ſchönen Mädchen in die Hände, um unterſuchen zu laſſen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenſeite des Deckels war mit einem Kryſtall-Spiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute beſſer zu benutzen als zur Erforſchung des double fond. Die Eine und die Andere ward in Verlegenheit geſetzt, indem ſie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier ſchon mehr auf ſeinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht ſelten in große Noth, wegen des Franzöſiſchſprechens. Ein junges, ſchönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz ſieben hieße? (Dieſe Karte hätte ſie ſich in den Sinn genommen, und ſie müſſe dieſes öffentlich erklären). Da ich in Paris war, konnte ich guten Beſcheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig, und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück

Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: **la-voisi!** Der gute Mann hatte das noch von der Einquartirung der alten Garde übrig behalten. Aber der Satan von Franzoſe hielt ihn jetzt feſt, und hielt ganze meidingeriſche Geſpräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr **Rovère** hat wirklich geleiſtet, was von ſeiner Kunſt gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Theile ſeiner Schauſpiele hatte er ſich ſehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magiſchen Vorſtellungen im Saale wurden die Zuſchauer in einen daran ſtoßenden Garten geführt. **Grande illumination en verres de couleurs représentant l'empire de Circé parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimopyrotechniques,** alles das ließ man ſich einige Male gefallen. Herr **Rovère** aber hatte ſich nicht ſowohl Wirkung von der glänzenden Beleuchtung verſprochen, als von der Beleuchtung, da wo ſie aufhörte, glänzend zu ſeyn. In abgelegenen Lauben und Baumgängen ſollten ſpärliche Lampen die Dunkelheit verrathen, und die Rückkehr der Beſuchenden ſichern. Wir ſoliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hauſe, und der Franzoſe war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee ſo wenig Lebensart gelernt hatten.

Der ſtille Fleiß unſerer hieſigen Literatoren hat einige wichtige Erzeugniſſe an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der erſten Gottesgelehrten Deutſchlands, hat ein Sendſchreiben an den Profeſſor Marheinecke zu

Berlin drucken laſſen, worin er auf Verlangen Auskunft gibt, wie er als Rechtsgelehrter dazu gekommen, ſich mit dem Bibelſtudium zu beſchäftigen. Der Verfaſſer kehrt zu den Jahren ſeiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ, und ins bürgerliche Leben eintrat. Er ſagt: „Körperliches Mißbehagen ſtumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernſthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eiſernen Netze. Ohne jemals an den politiſchen Weltveränderungen thätigen Theil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geſchlagenes, obwohl dennoch geſchontes Opfer. Die glänzendſten Ausſichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umſturz der Dinge unter; der Beſitz und die Anwartſchaft von wichtigen deutſchen Staatsämtern wurden mir durch Ländertauſch und Aufhebung der Behörden zernichtet; ich wandelte zwiſchen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern geweſener Herrlichkeit . . . Das Nachtſtück der Zeit und meine verjährten Leiden, da ich ſchon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernſterer und hellerer Beſinnung.“ Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker ſeines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!“ Auf dieſe Weiſe wurde Herr von Meyer zum Bibelſtudium geleitet, und die Vorſehung war ihm hierbei ſo behülflich, daß ſie ihm alle philologiſchen Hülfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die beſten ältern und neueren Bibelüberſetzungen, lateiniſche Commentarien und Scholien . . . wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Verſteigerungen und ſonſten zugeführt." — Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit beſonderer Beziehung auf Magnetismus." Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre." Die Ober-Poſtamts-Zeitung von 20. September hat zur würdigen Feier dieſes Tages einen Auszug mitgetheilt, worin der Verfaſſer die Jünglinge belehrt, wie ſie ſich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Profeſſor Hufnagel iſt erſchienen: „Das Leben Jeſu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben." Zwei Theile. Das Werk wird ſehr gelobt wegen Gehalt und Form

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzlei-Styl der Begeiſterung hat ſich an dieſem 18. Oktober nicht geübt, und das erſte Stufenjahr der deutſchen Freiheit wurde ohne Floskeln und um ſo ſchöner in unſern Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Feſtlichkeiten den Grundſtein zu einem großen Gebäude, worin die öffentliche Bücherſammlungen der Stadt aufgeſtellt werden ſollen. Rüſtkammern ſolcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterlande den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieſes wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfniß nicht blos befriedigen, ſondern bei Vielen auch erregen ſoll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben ſey die deutſche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken einmal gefaßt, nicht wieder aufgibt, oder mehr zu tadeln ſey die deutſche Langſamkeit, die ſo langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu geſtalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer

Bibliothek beſchloſſen; bald vierzig Jahre ſind ſeitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtniß eines guten Bürgers, des verſtorbenen Buchhändlers Brönner, der 25000 Gulden dazu beſtimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, ſo wäre ſie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttauſend Gulden koſten, und es ſoll in vier Jahren vollendet ſeyn. Deſſen Leitung iſt dem einſichtsvollen Baukünſtler Heß übertragen, und da ſeine Geiſtesfreiheit hier keine Schranken fand und alle ſeine Entwürfe genehmigt worden ſind, ſo läßt ſich erwarten, daß das Gebäude nicht blos ein Denkmal des Bürgerſinnes und der wohlthätigen Fürſorge der Regierung, ſondern auch ein Denkmal der Kunſt werde. Es gibt vielleicht keine Stadt in Deutſchland, wo nach Verhältniß ihrer Größe ſo viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren ſieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuſer entſtehen. Aber ſo ſchön und prächtig auch die dem Reichthume der Beſitzer angemeſſene Ausſchmückung, ſo zweckmäßig auch die architektoniſche Einrichtung im Innern dieſer Wohnungen ſeyn mag, ſo wenig befriedigt doch deren Außen-Seite die Forderung der ſchönen Kunſt. Ganze neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Licht-Oeffnungen verſehener Steinhaufen, und man würde glauben Kaſernen zu ſehen, wenn nicht die ſeidenen Vorhänge an den Fenſtern die Art der Bewohner verriethen. Der Sinn für das Oeffentliche, was zugleich ſchön iſt (und ſchön iſt nur das, was nützlich iſt für Alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier iſt keine Kunſt, es iſt ein Handwerk, und Frankfurt iſt gewiß einer der engſten, ſpitzeſten Krähwinkel, die es in Deutſchland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der erſten Folge nützt, herrſcht Empfänglichkeit: aber nur die Frucht, nicht die Blüthe des Glückes, wird gewartet. Für Kranke und Nothleidende, für die Erziehung der Jugend iſt gut und reichlich geſorgt, wer aber zu etwas höherem Luſt trägt, als zu Arznei und Speiſe, zu Schulwiſſenſchaft und Schulkunſt, der kann ſein Sehnen nicht befriedigen. Die düſtern Thore und ängſtlichen Zugbrücken, die Waſſergräben und hohen Wälle und Mauern ſind endlich verſchwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Geſetz und Sitte, in Ordnung und Gewohnheit herrſchen, und die, herüber gekommen aus den Zeiten des Fauſtkampfes, das Bedürfniß jetzt ſchon Jahrhunderte überdauern — dieſe verfinſtern und verengen das Leben noch immer. Alles hier iſt zünftig, ſogar die Freude iſt es. Die Arbeiten ſind getheilt, die Genüße ſind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke ſo ängſtlich gezogen ſind, daß eine fußbreite Uebertretung Rechtsſtreit und Richterſpruch bewirkt, ſo iſt auch Luſt von Luſt geſchieden und ungeneckt mag Keiner herüber oder hinüber ſchreiten. Die Aufnahme in das Caſino iſt mit ſo vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die

Aufnahme in ein Domkapitel war, und caſinofähig ſeyn oder nicht ſeyn, hat hier eine wichtige geſellſchaftsrechtliche Bedeutung. Man iſt hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutſcher, nicht einmal ein Frankfurter: man iſt Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doktor, Candidat, man iſt Bürger, Beiſaß, Permiſſioniſt, man iſt Chriſt oder Jude Gemeinweſen herrſcht nur in Finanz und Polizei, nicht im geſelligen Leben; jeder ſteht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanſchauung, die uns über Raum und Zeit erhebt, und die nur gewonnen wird, wenn die Beſten aller Stände ſich vermengen; daher jene Geiſteigenſchaft, die an das Pflaſter des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hieſigen geſelligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüſſen aber am Vollgenuſſe des Lebens. In den Mittelſtänden herrſcht eine Treue und Biederherzigkeit, die Vieles gut macht, und in den untern eine gewiſſe Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend Unrecht thut. Die höhern Stände ſind ſchlimm Es gibt hier ſo viele verſtändige und gutmeinende, ja geiſtvolle und edle Menſchen. Nun wohl, ihr ſprecht mit ihnen; ihr luſtwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des ſittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden ſich; ihr verſteht euch und ſeyd zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter ſtehen und iſt nicht von der Stelle zu bringen Erſtaunt und fragend erhebt ihr den Blick und ſeht einen der vier Wartthürme, die das Weichbild dieſer Stadt begrenzen. Euer Mann iſt nicht fortzutreiben; ſein Wunſch, Wille und Kraft, ſein Geiſt und Herz, ſein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Wartthürme iſt er vollkommen. Jene Beſchränktheit theilen die Frauen nicht. Geiſt und Gemüth, Witz, Anmuth, Lebendigkeit beſitzen viele, und oft geſellen ſie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbtheil iſt, auch den Theil davon, der ihren Männern gebührt. Um ſo ängſtlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenſchaften droht. Es iſt die Schwärmerei, die Myſtik, die ſich als düſterer ungeſunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geiſt verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts ſind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiſte und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in ſich ſelbſt zurückſchlagen, und jener Rauch und Qualm entſteht, der alle Umriſſe und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Dieſen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, geſellige Leben, deſſen Verhältniſſe von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande ſich bildeten, haben jene myſtiſche Neigung ausgebrütet. Es iſt für liebevolle Herzen ſo ſüß, Wunden zu heilen, daß ſie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn ſie alle vernarbt, die Krieg und Noth geſchlagen, wird das leidſüchtige Gemüth zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menſchheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Seyn von Nicht-Seyn, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Ueberſinnlichen trennt. Das *magnetiſche* Treiben einiger hieſigen Aerzte und öffentliche Vorleſungen über den *thieriſchen Magnetismus* haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerſtören. Man dürfte wünſchen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmiſchung in das freie Schalten des Geiſtes aufzufordern. Wie ſehr man ſich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle gefloſſene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hieſigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London beſtehende Geſellſchaft *zur Bekehrung der Juden* hat einen Miſſionär hiehergeſendet, und es hat ſich als Folge deſſen auch hier eine ſolche Geſellſchaft gebildet. Seitdem ſind in den hieſigen Blättern Aufforderungen zu leſen an Jedermann, Theil zu nehmen an dieſem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In dieſen Tagen hat „eine deutſche Jungfrau in Frankfurt am Main“ eine engliſche Flugſchrift überſetzt.

benannt. Einer engliſchen Predigerin „Worte Deborahs." oder **Zuſchrift** an Frauen für die Londongeſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den engliſchen nachzuthun, und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groſchengeſellſchaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde beſtimmt, um ganz beſonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham." Wer wöchentlich einen Groſchen bezahlt, werde Mitglied der Geſellſchaft und ausſchußfähig. Das ſolle man hier nachahmen. Aber unſere guten und verſtändigen Frauen werden ſich nicht verwirren laſſen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht ſeyn könne, die man ſo wohlfeil erkauft; begreifend, daß ſie Beſſeres zu thun haben als zu beten, und wenn ja beten, daß ſie zu beten haben für ſich oder für Alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Haſſe zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Beſonnenheit. Das Haus ſey ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es iſt kein Sprung, wenn ich von der Myſtik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unſere Bühnenverwaltung wandelt ſtolz und ruhig ihre Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen." Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künſtlern, ſobald ſie die Mittelmäßigkeit überſchreiten, kein Gaſtſpiel verſtattet. So durften Herr und Frau Weixelbaum aus Karlsruhe, die der Ruf zu den beſten deutſchen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieſer Oktober gab uns zwei dramatiſche Neuigkeiten, die als Erzeugniſſe des Weinmonats etwas von der Natur des Rebenſaftes haben: Houwald's Leuchtthurm, den Rauſch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagen's Simſon, die wehe Nüchternheit, die auf einen ſolchen Rauſch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatiſchen Dichtkunſt einen Aequator bildet, ſo iſt Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunſt verſchlagen worden. Alle dramatiſche Handlungen des Erſteren ſind fabelhafter Art; das Unnatürliche geſchieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unausſprechliche zu ſagen verſucht. In einem ältern Drama im „Bild" hat jener Dichter ſeinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held doch in einem Leuchtthurme. Das Steigen einer ſolchen Luftſchiffenden Phantaſie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simſon betrifft, ſo muß Jeder, der ſich nur etwas hierin fühlen kann, in jene einfache Kraftmenſchen einer vergangnen Zeit, wenigſtens lächeln, wenn er ſieht, wie ſie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieſer Simſon da war nicht der kühne Lümmel des alten Teſtaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der ſentimentaliſirte, reflectirt und manierirte wie unſer Einer. Was haben jene glücklichen Menſchen von unſerer erbärmlichen Nerven-Philoſophie gewußt? Auf der Bühne erſchien Simſon gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Calif von Bagdad, in der Oper dieſes Namens. Ueber ſein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, iſt er gedichtet. — Die Familie Kobler gab dieſen Monat über und gibt noch ferner Ballete. Gute Solo-Tänzer ſind ſie allerdings; aber an Pantomime, an dramatiſcher Tanzkunſt fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vortheile bemerkt werden, daß ſie bei unſerer Bühne die nothwendigen Gehülfen vermiſſen, denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenſpieler Drouet gab ein zweites Conzert. Ich ſage der Kürze wegen, ſeine Flöte iſt eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart ſolche aufgeblaſene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moſcheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleichrauſchender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier ſelten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelt-Conzert, das er mit unſerm Aloys Schmitt ſpielte, war es ſo erfreulich als anziehend zu beachten, wie dieſe großen Künſtler von verſchiedenen Wegen her am Ziele der Meiſterſchaft zuſammentrafen.

3.

Frankfurt am Main, den 6. Dezember 1820.

Wenn auch das Morgenblatt, ſeiner Beſtimmung nach, der Verhandlung politiſcher Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, ſo könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geſchichte des preußiſchen Staates, die ohne Namen des Verfaſſers hier im Verlage der Herrmann'ſchen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erſchienen iſt, nach der Fülle ihres Werthes zu loben! Aber dieſes Werk hat eine Kunſtſeite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es iſt ſo leicht zu erklären, warum die Deutſchen keinen Styl haben können, daß es verzeihlich wird, daß ſie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält ſich zum künſtleriſchen, wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das iſt an der Rede der Styl. Es gibt einen National-Styl und einen Perſonal-Styl; jenen haben die Franzoſen, dieſen die Engländer. In Frankreich iſt die Geiſtesbildung monarchiſch, darum unterſcheiden ſich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftſtellern nur im Gedanken-Reichthume, nicht durch ihren Styl, der bei allen faſt gleich iſt. In England iſt die

Geiſtesbildung republikaniſch. Aber in Deutſchland leben die Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, ob ſie zwar figürlich von einer Gelehrten-Republik ſprechen, den Wilden gleich noch in keiner geſelligen Verbindung: darum haben die Schöpfungen ihres Geiſtes einen Werth, aber keinen Preis — ſie haben keinen *Styl*. Wir ermangeln ſowohl einer Hauptſtadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugniſſe des Geiſtes einen Markt bilde, als auch einer Volks-Repräſentation, wobei die Beſten aus der Menge dieſe vertretend, rathen und beſchließen. Die kritiſchen Blätter könnten ſolche Kammern bilden, aber die meiſten ſind nur Wohnhäuſer, worin die Familienväter Redakteurs nach Belieben ſchalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritiſche Blatt tadelt, was das andere lobt, ſo treffen doch dieſe feindlichen Anſichten nie auf einem Schlachtfelde zuſammen, ſie umgehen ſich, und kein Werk der Wiſſenſchaft erfährt einen entſcheidenden Sieg oder eine entſcheidende Niederlage. Das Beſte findet ſeinen Tadler, und das Schlechteſte ſeinen Lobredner. So können es die Deutſchen zu keinem Style bringen, weil ſie einzeln ſtehen. Wohl bliebe es Jedem frei, die Eigenthümlichkeit *ſeines* Geiſtes auszuprägen mit dem Stempel *ſeines* Styls, aber die Deutſchen ſind zu furchtſam, ſie *wagen* es nicht, einen Styl zu haben, ſie halten dieſes für eine ſtrafbare Falſchmünzerei. Ihre Aengſtlichkeit verräth ſich gleich darin, daß ſie in der didaktiſchen

Rede, Wir ſagen, ſtatt Ich. Die Wenigen, die ſich durch ihren Muth auszeichnen, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen muſterhaften (claſſiſchen). Dieſes Wort, in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des Werthes, und als den des Preiſes der Gedanken, kann man ſagen, daß es Schriftſteller gibt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Göthe), und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er ſich dazu verſtehen können, von der Gediegenheit ſeiner Gedanken Einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimiſchung unedler Metalle, ſo kann man auch keinem Style Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Geſagte gilt nur von der frühern Zeit, denn in der neuen ſind Zeichen genug vorhanden, daß die deutſchen Schriftſteller bald einen Styl bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geſchichte des preußiſchen Staates. Ich ſage, es macht den Anfang, die erſten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit ſchon erreicht. Kein zweites deutſche Buch hat eine ſo herrliche Schreibart, die ſo viel Stärke mit ſo viel Anmuth, ſo viel Gediegenheit mit ſo großer Lebendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskel-Ausdrucke eines plaſtiſchen Bildwerkes vereinigt. Man ſollte das Buch, abgeſehen von ſeinem übrigen Werthe, zu rhetoriſchen

Zwecken in Schulen einführen, damit die deutſche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht blos habe, ſondern auch rede, was nur die ſchöne Redekunſt vermag.

Aber unſere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Styls, ſo wenig ſie auch übrigens dem griechiſchen Cultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältniß nicht verſchweige, welches ihre üble Lage ſehr entſchuldigt. Sie iſt vielleicht die einzige in Deutſchland, die von dem Staate nicht die kleinſte Unterſtützung genießt, ja dieſer zieht noch Vortheil von ihr; denn das Schauſpielhaus, ein ſtädtiſches Eigenthum, iſt der Direktion verpachtet, und es heißt ſogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unſer Freiſtaat hat es noch nicht zu der Einſicht gebracht, daß, weniger die Befriedigung der thieriſchen, als die der geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen dieſe genöthigt hat, in eine geſellſchaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln ſtehende Menſch hat Verſtand genug, zu begreifen, was ſeine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbſterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der faſtende Geiſt hungert nicht, und er ſtirbt dahin, ohne ſich ſeines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn ſpeiſt und tränkt. Die Regierungen haben dieſe Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachſenen iſt, die ihnen nicht blos Unterricht, ſondern auch Erholung gibt von den langweiligen Lehrſtunden des wahren Lebens? Man erwiedere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl ſeiner Bürger zu beſtreiten, eine Schaubühne aber iſt entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Muſik iſt es auch. Die Luft iſt unentbehrlich, und wer genießt ſie? Nicht daß der Menſch athme, daß er froh athme, darauf kömmt es an. Wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt erſt die Freiheit an, wo die rohe Sinnlichkeit endet, beginnt erſt die menſchliche Luſt. Auch iſt die hieſige Bürgerſchaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere nothwendigere darum beſchränken zu müſſen. Daß ſie es nicht thut, iſt um ſo unerklärlicher, da ſie ſich ſelbſt beſteuert, indem Frankfurt einen Freiſtaat bildet, und die alleinherrſchende Anſicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnen-Verwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Ciſternen angewieſen, denn das Waſſer quillt nicht von ſelbſt, es wird von Tage zu Tage geſammelt. Sind ſie nun ausgeſchöpft, und wir verſchmachten, dann mag die Verwaltung ſich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz losſprechen, das vermag ſie nimmer, denn ſie ſelbſt hat ſich in einen verderblichen Zirkel gebannt. Unzeitige Erſparniſſe haben das Einkommen vermindert, und eine Fehlſumme herbeigeführt, und dieſe zu decken, werden ferner unzeitige Erſparniſſe gemacht, die den Verluſt nur vergrößern. Man kann der Theater-Verwaltung keineswegs eine übermäßige

Gewinnſucht zum Vorwurfe machen, ſie beſteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinſen fordern. Mangelnde Einſicht hat zu fehlerhaften Schritten verleitet. Man ſucht die Schauſpielluſtigen zu reizen, man bemüht ſich aber nicht, ſie zu feſſeln, denn das Neue reizt, und nur das Gute feſſelt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke gibt, aber ſie ſind, wie ſie heut zu Tage ſind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäuſen zernagen. Ich habe das Opern-Verzeichniß der hieſigen Bühne vor Augen liegen, es iſt ſo reich, als man es nur wünſchen kann. Wird es wohl Einer glauben, daß neben den vielen Meiſterwerken von Paeſiello, Cimaroſa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr gibt, ſogar zwei Opern von Mozart ſich befinden, die das ganze jetzige Geſchlecht faſt vergeſſen hat? Daß Idomeneo ſeit dreizehn Jahren nur drei, cosi fan tutte ſeit vier und zwanzig Jahren nur acht Male aufgeführt worden iſt? Daß Spohr's Fauſt und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeiſter war, für unſere Bühe componirt hat, ſeit ſeiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorſcheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, ſind: Die Trube von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von Eliſe Bürger. Die Trube nennt der

Dichter eine „dramatiſche Kleinigkeit." Vor ſo einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine ſtumme Verbeugung machen: aber ſie denkt bei ſich: ein Drama iſt keine Kleinigkeit, man ſoll daher keine dramatiſche Kleinigkeit ſchreiben. In dieſer Kleinigkeit iſt mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geitzgen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Sibermünzen gegen Kupfergeld auswechſelt, damit die Zahl der Stücke ſich vermehre. Das Schauſpiel der Frau Bürger habe ich weder geſehen noch geleſen, ich kann aber doch mit Verſtand darüber urtheilen. Ein hieſiges Theaterblatt hat das Stück ſehr getadelt, die Verfaſſerin ſelbſt aber iſt öffentlich aufgetreten, und hat es ſehr gelobt. Die Mitte zwiſchen ſehr ſchlecht und ſehr gut iſt mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich ſtehen. Man darf es der Verfaſſerin nicht zum Vorwurfe machen, daß ſie ſich ſelbſt Recht verſchafft, ſie iſt dazu genöthigt worden. Sie ſagt: „da die Direktion mir noch ein Schauſpiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, ſo war ich es derſelben ſchuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geſchwiegen hätte." Wir erwarten die Jamben und ſchweigen. Doch darf ich nicht zu erwähnen vergeſſen, daß Frau Bürger auch ein Declamatorium gegeben hat. Eines Urtheiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Declamiren liebe ich ſchon darum nicht, weil man kein deutſches Wort dafür hat. Es hilft mich Nichts, in Heyſe's Verdeutſchungs-Wörterbuche nachzuſchlagen. Dort heißt es: „Declamiren. 1) kunſtmäßig leſen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2) im redneriſchen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, ſich in Schmuckrederei verlieren; 3) ſchreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler).“ Frau Bürger iſt weder gegen einen Fehler losgezogen, noch paſſen die übrigen Verdeutſchungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf ſeiner Durchreiſe nach Frankreich und England mit einem Conzerte erfreut. Man braucht nur dieſen Namen zu nennen, das Uebrige verſteht ſich von ſelbſt.

4.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821.

Zur gemeinſchaftlichen Uebung und Ausübung des Geſanges bildete ſich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Geſellſchaft von Männern und Frauen, deren Art und Weiſe jede Aufmunterung verdient, und ſchon entbehren kann. Der Geſang iſt die Urſprache des Herzens, die Inſtrumental-Muſik nur eine Ueberſetzung dieſer Sprache, und ſo verehren die Frauen den Herrſcher ihrer eigenen Natur, wenn ſie der Muſe des Geſanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel ſeiner Beſtimmung ſo wahr auffaßte und ſo ſchnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unſerer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künſtlers den Geiſt verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunſt beſeelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von ſeiner Würde verliere, beſchränkt die Zuhörer bei ſeinen Darſtellungen auf ſeinen eigenen an Uebung, Luſt und Zahl immerfort wachſenden Kreis. Nur ſelten gibt er von ſeiner ſchönen Ausbildung öffentliche und überraſchende Beweiſe. Dieſe geſchah auch am 5. Dezember bei einer Aufforderung, welche verſtanden zu haben, das beſte Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Muſik erſchaffen hätte, hätte ſie der Himmel nicht ſelbſt geſchaffen — Mozarts, und man wollte durch die Ausführung ſeines herrlichen Werks, des Requiems, dieſer ſchönſten Verklärung des Grabes, den Tod des Künſtlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war ſchwarz behangen, und auch alles Uebrige ſinnvoll und maleriſch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erſchienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinſtimmung der Gefühle auch äußerlich ſo ſichtbar als hier. Die muſikaliſche Ausführung geſchah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunſt zugleich ihre Freunde ſind. Ging auch durch den Mangel der Inſtrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, ſo ward dieſes reichlich erſetzt, indem man den Geſang, den die immer herrſchſüchtigen Inſtrumente nicht unterdrückten, ſtärker vernahm und genoß. Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieſer Feier: die Anweſenheit des jungen Mozart's, der als Sohn und Künſtler ſich der Verehrung ſeines Vaters und der Kunſt erfreuen durfte. Er ſelbſt gab kurze Zeit darauf ein Clavier-Conzert, das ſo zahlreich beſucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilien-Verein durch Aufführung einer Cantate warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leiſtungen des Herrn Mozarts, ſeine Tondichtungen ſowohl als ſein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewöhnt wie man iſt, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erſchöpft zu ſehen, war man überraſcht, noch im Sohne ſo viel Kraft zu finden. Der Herbſt der Tonkünſtler — der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Concerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hieſigen Orcheſters, ein ſo kunſtfertiger als gefälliger Clarinettſpieler; das andere ward von dem vereinigten Orcheſter zum Vortheil des Theater-Penſions-Fonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Muſikſtücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt geweſen, durch das Neue zu reizen, und man hätte dieſe Erlaubniß um ſo eher benutzen ſollen, da man die Würde der Kunſt dem Geld-Vortheile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche herrliche Muſik iſt uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen, aber ausgedienten Muſikſachen, welche man ſpielte, brachten den ausgedienten Schauſpielern kleinen Gewinnſt.

Einige Privat-Bühnen wollten den Winter durch, die Kunſt und die Zeit befördern, aber gleich nach den erſten Vorſtellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu ſehr Wort gehalten oder weil ſie ſonſt auf andere Art zu natürlich geweſen vergeſſend, daß die Bühne das Leben fernſchaulich malen aber nicht handgreiflich darſtellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich nicht erfahren. Aber unſere Großmutter-Bühne ſelbſt hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, ſondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmſtück aufführen laſſen. Eine hieſige Schauſpielerin, an der man ſtrafbar fand, daß ſie die Gunſt der Menge im gleichen Grade erwiederte als beſaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu unterſuchen ſich berechtigt fühlte, ſollte, weil die Geſetze ſie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als ſie daher auf der Bühne hervortrat, wurde ſie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerſchmettert und berief ſich kalt und ruhig auf ihr ſchuldloſes Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit ſie aufrecht erhalten, entſcheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akuſtiſche Zeichen des Tadels erſchöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende geſpielt. Aber die gerichtete Schauſpielerin unterlag doch dem Andrange; ſie wird unſere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlaſſen. Die Liebe, auch nur zur Kunſt, verliert viel an ihr, und ſie wird ſchwer zu erſetzen ſeyn. Die Theater-Direction hätte die angeſchuldigte Schauſpielerin nicht ſollen auftreten laſſen, ſobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet, und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menſchlich geweſen, von einem wehrloſen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzſchlau wie ſie iſt, ſah ſie an der Gewitterſtange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll ... Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erſtens: Abraham, Melodrama mit Muſik von Seyfried. Der Wein der Muſik reichte nicht hin, die große Waſſertonne des Dramas zu veredeln. Es iſt doch eine ſtrafbare Entweihung der bibliſchen Geſchichten, wenn man den darin herrſchenden guten Geiſt zu einem bald gräulichen, bald lächerlichen Geſpenſte umwandelt. Wenigſtens das Kunſtgericht darf hierzu nicht ſchweigen. Das zweite neue Stück war: Voltaires Zayre, nach der Ueberſetzung von Peucer. Es hat ſeinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausſtreckt, warum nicht das beſſere Vaterländiſche ergreifen? So lange unſere Dichtkunſt einen Sommer hat, warum ſich an den Treibhaus-Gewächſen der Ueberſetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt ſeine Kinder nicht. Unſeres Göthe's Egmont und Götz ſind nie über unſere Bühne gegangen — nie! und ſind uns ſo fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forſter ſie in's Vaterland verpflanzt.

Das ſogenannte neue Jahr gibt mir Veranlaſſung von den hieſigen Zeitſchriften zu ſprechen, dieſen Kalendern der Wiſſenſchaft. Unſer Baum des Erkenntniſſes iſt blätterreich genug, und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politiſchen Zeitungen wüßte ich wenig zu ſagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben kleinen Tranſito-Handel, und da ſie Nichts wagen, ſind ſie ſichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am erſten Januar trinken ſie etwas viel, und dann ſprechen ſie in Verſen ſowohl gereimte als ungereimte Dinge. Dieſe Neujahrs-Gedichte ſind von großem humoriſtiſchen Werthe, ſie ſind ſatyriſche Paraphraſirungen des Proſt Neujahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gaſſe ſchreien. Es iſt ſchon an ſich ſelbſt drollig, eine ehrenfeſte, politiſche Zeitung mit ſehnſuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäiſchen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren: es iſt, als ſähe man Soldaten in ſeidenen Strümpfen Schildwache ſtehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne ſie ſo, weil in Deutſchland die Frau eines Geheimraths Geheimräthin genannt wird) hat eine unſerer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeſchmückt, wie ſie auch ſchon früher unſere Gaſtfreundſchaft mit Verſen erwiederte. Doch haben wir auch eine ſchöne Litteratur, (ſo genannt, wie das weibliche Geſchlecht das ſchöne heißt, weil es manchmal ſchön iſt). Zuerſt die Iris, eine ſonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt,“ vorzüglich Theater-Kritiken beſtimmt, wobei ſie zwiſchen der Lobſucht der Schauſpieler und der Tadelſucht der Zuſchauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geſchicklichkeit durchſchifft. Dann eine andere ſonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal“ unter dem Namen: Wöchentliche Unterhaltungen für Stadt und Land. Trotz dieſes bäuerlichen Namens enthält dieſes Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutſchen Apollo-Hauſes fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo ſie ihr Neſt haben. Etwas Schönes haben dieſe wöchentlichen Unterhaltungen, was ſie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthſel zuerſt errathen haben. Auch theilen ſie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern anſehnliche Preiſe aus. Von zehen Meilen weit in der Runde ſchicken kluge Oedipe ihre Auflöſungen und Namen ein, um ſich gedruckt zu ſehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch dieſe Anſtalt der Scharfſinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutſche Journal ſelbſt in der Mitte ſeines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge iſt Endlich iſt die Wage zu erwähnen, eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften, die aber das Recht der Zwangloſigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn ſie erſcheint ſo ſelten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen alſo ſehr der ſchönen Kunſt; doch dieſe, unſerer Bewerbungen müde, hat uns jetzt Allen einen Korb gegeben — einen Blumenkorb nur. Mit dieſen Namen hat ſich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenſchrift gemeldet, ein vaterländiſches Volks- und Bürgerblatt. Sie ſagt in ihrer Bekanntmachung: ſie wolle es nicht den Andern nachthun, die viel verſprechen und wenig halten, ſondern ſie verſpreche gar Nichts, verſpreche aber zu halten, was ſie nicht verſpreche, und das in Folgendem beſtehe u. ſ. w. Unſer geſetzgebender Körper iſt angeregt worden, ſich über zwei der ſtädtiſchen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides ſind Gegenſtände, die Alle berühren, da ſie Tod und Leben, Geſundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es iſt von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorſperre die Rede. Wenn das Erſtere, wie es wahrſcheinlich iſt, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des geſetzgebenden Körpers zu verdanken haben. Durch mehrere Flugſchriften, in einer Sprache geſchrieben, die zugleich überzeugt und überredet, iſt er der beabſichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorſperre verhält es ſich wie folgt. An den kürzeſten Tagen um 5 Uhr, an den längſten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder ſpäter, je nach der Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelſtück hat wie jedes andere Conzert drei Abtheilungen und zwei Pauſen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerſt das beſonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro: dann ein ruhiges Andante; endlich ein wüthendes auf Sturmes-Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marſch genannt. Sobald der letztere anfängt, ſieht man an ſchönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu ſchlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landſtraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten, Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menſchenmenge treibt ſich, drängt ſich, und die geduldige Schaafheerde wird in den ſtädtiſchen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel ſchließt ſich das dröhnende Eiſenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erſt vor einer Stunde ſeine Werkſtätte verließ, die mondſchein-durſtigen Verliebten, ſie müſſen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von ſeinem Sonntagsbier zurück: er läuft, er keucht, er iſt noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat dieſe Abgabe eine heilige Beſtimmung, ſie iſt der Armuth gewidmet, und ſo beträchtlich, daß ſie im vorigen Jahre fünfzehn Tauſend Gulden eingetragen hat. Aber ließe ſie ſich nicht durch eine andere Steuer erſetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht dieſe kleine Abgabe entrichten, dann bleibt ſie um ſo verwerflicher, wenn ſie den Armen allein beläſtigt. Doch auch dem Vermögenden iſt die Freiheit hierin nicht minder beſchränkt; erſtens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrſinne ſich nicht die Luft wollen beſteuern laſſen, und zweitens: weil man ungern einſam im Freien wandelt, und die Meiſten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es iſt mehr zu wünſchen als zu hoffen, daß der gemachte Vorſchlag zur Ausführung komme.

5

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder iſt es erlogen, daß die Bühne jeden Ortes dieſes Ortes Leben konterfeie, oder Mnemoſinens Töchter ſind boshafte Malerinnen, deren Pinſel gröber verzerrt als ſchmeichelt. Auch die mäßigſte Eigenliebe, würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht ſo, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie dieſe *geleitet* oder *geduldet* wird), dann ſtünde es ſchlimm mit uns. Ein Ueberblick der *erlittenen* Darſtellungen im verfloſſenen Jahre müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geiſt wie Herz, und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenſpiel der Luſt, ſondern nur ein barſches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein geſundes Auge hätten für die erhabene Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, ſondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunſtfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, ſondern nur kindiſche Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber ſolche Folgerungen ſind falſch, und wir ſchieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne ſuchte und fand unſern Beifall nie. Im verfloſſenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren: Trauerſpiele 44 (meiſtentheils nur traurige Spiele). Schauſpiele (Fiſch- und Mehlſpeiſen) 30, Luſtſpiele 107 und Opern 123. Alſo oben ſpitz und unten breit — eine ägyptiſche Pyramide, worin die Herrſchergebeine unſeres Geſchmackes begraben liegen. Wie ſich aus Folgendem ergibt, zeigt der Nilmeſſer unſerer dramatiſchen Kunſt auf großes Waſſer und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauſpielen in der allgemeinen Bedeutung (recitirende Schauſpiele, wie man hinter den Couliſſen ſagt) waren, um nur der Demagogen des dramatiſchen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weiſſenthurn 15, und von Kotzebue 39. Dagegen erſcheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakſpeare, Leſſing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Ueberſchwemmung, welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verurſacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauſpiele höherer Art, wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Meſſina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galloti, Hamlet, (zwar nur Schröders vierſchrötiger) Zayre, Graf Eſſex, Sappho und die Schuld. Am häufigſten wurden wiederholt, und zwar von Opern Titus und Tancred, jede 7mal, und Joſeph, der Calif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede 6mal.

Von Schauſpielen: Die eiferſüchtige Ehefrau und Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiele von Kotzebue, 7mal, und Houwald's Bild und *Reinbeck's Quartierzettel* 6mal. Vergleicht man dieſe Ueberſicht mit dem neueſten Schauſpiel-Verzeichniſſe der uns nahen Darmſtädter Bühne (in Lambert's Taſchenbuch für Schauſpieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt), ſo muß man den Kopf ſchütteln und ſich verwundern. Dort werden wöchentlich nur *zweimal* recitirende Schauſpiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen ſie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben, Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Taſſo, Phädra, die Wallenſtein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und Julius Cäſar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterſtatter aus Darmſtadt an: daß in jenem Verzeichniſſe nur die größern Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meiſten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutſchen Schaubühne, und werden hier nur im äußerſten Nothfall gegeben!" *Weil* die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutſchen Schaubühne gehören, läßt ſich ſchon denken, daß wir hier ganz damit überſtreut werden. Die Stücke von nur 2 Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, ſind im verfloſſenen Jahre 48 Stücke von *einem* Akte, theils Singſpiele, theils Schauſpiele gegeben worden. Dieſe kleinen abgetröpfelten Gaben beweiſen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unſerer Bühne komme, iſt ſchwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel *handeln* und die kommerzielle Contemplation unſern Blick von gemeinen irdiſchen Dingen abwendet: denn in Leipzig handeln ſie noch mehr, ſie haben 3 Meſſen, und wir nur 2, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Mackbeth, König Lear von Shakesſpeare, u. dergl. m. ſpielen. Das Mainwaſſer kann nicht Schuld am Uebel ſeyn, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an ſeinem Ausfluſſe am breiteſten iſt, läßt Stücke jener Art aufführen, wie ſie ſich für Männer und für Geiſtesmündige ziemen. Auch ſind wir nicht etwa zu gute Proſaiker, um das Papiergeld würdiger poetiſcher Freuden zu achten; denn wir verſifiziren unſer tägliches Leben täglich mehr und mehr, ſo daß es faſt dithyrambiſch geworden iſt. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zur Miethe anboten, nicht beſſer zu empfehlen, als daß wir ſagten: ſie habe *die beſte Meßlage*, jetzt aber rühmen wir von ihr, ſie habe *eine romantiſche Ausſicht*. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ſich unſer Theater magnetiſiren laſſe, um im ſomnambülen Zuſtande den Sitz ſeines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachſen iſt.

Das war der Geiſt des verſtorbenen Jahres! Jetzt entſchwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn ſchreien. Dieſer Hahn iſt der geſpornte *Prolog*, der jedesmal am erſten Januar auf der Bühne erſcheint, und das ſchönſte theatraliſche Wetter verſpricht. Er rief dieſesmal unter Andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,
Wenn hier bei deutſchem Witz, bei deutſchen Melodien
Aus deutſcher Bruſt des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel ſchweigt,
Dann erſt iſt unſerer Wünſche Ziel erreicht!

Unter *lichtumglänzter Bahn* iſt hier nicht das gemeine irdiſche Licht zu verſtehen, das von zahlreichen Oellampen ausſtrömt; denn in dieſem Sinne iſt unſer Schauſpielhaus höchſtens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmliſche Licht hin, das die Nerven-Heiligen in der magnetiſchen Extaſe ſehen. *Deutſche Melodien* ſind uns immer willkommen, aber *deutſcher Witz* muß ſich ſelten machen, um gefällig zu bleiben. Die *deutſche Bruſt* haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landſturmsuniform. Aber der Geſpornte war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunſt haben kein Vaterland. Die *Kikiriki* (oder wie man ſonſt den Hahnenruf akuſtiſch bezeichnen mag) am Schluſſe ſind zweideutig. Glaubt der Hahn *ſeiner Wünſche Ziel erreicht*, wenn *aller Tadel ſchweigt*, oder wenn der Tadel nichts mehr zu *verſchweigen* findet? Wir ſehen in dieſem Theaterjahre nur ſchlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenſchirmen verſorgen. Zu den bisherigen Mängeln unſeres Schauſpiels haben ſich noch neue geſellt. Unſere erſte Kokette haben wir verloren, und unſern einzigen komiſchen Sänger werden wir verlieren, ſo daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komiſch ſingen. Der Oper ſteht jedoch eine andere Verbeſſerung bevor. Herr Kapellmeiſter Guhr, bisher in Kaſſel, wird ſie künftig leiten. Unſer jetziger Muſikdirector iſt zwar ein vortrefflicher Geiger und ſehr einſichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht blos für ſich ſelbſt genug iſt, ſondern auch noch einen Ueberſchuß hat, um für die Trägheit Anderer einzuſtehen. Herr Guhr ſoll ein feuriger Mann ſeyn. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar ſchon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geſchont, die ſchlechten werden wie Mähren todtgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reiſe zur Hochzeit, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen von Lambert — zwar etwas germaniſirter Anſtand, aber doch luſtig und gut. Zweitens: der Tauſch, komiſches Singſpiel nach dem Franzöſiſchen von Kaſtelli, Muſik von Herold. Die Muſik dieſes ſonſt gerühmten Tondichters hat keine Aufmerkſamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, dieſe und mit deren Einwilligung gegen einander austauſchen — mit Anmuth behandelt, mag dieſer Stoff zu einem Luſtſpiele nicht verwerflich ſeyn. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geſchah, iſt wenigſtens lächerlich. Auf dem Lande findet ſich die Sittenverderbniß nicht ſo fein gedrechſelt, und das Laſter läßt ſich nicht idylliſiren. — Am 15. Januar gaben Herr Billwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger, und Herr Reinhart, ein eben ſo vorzüglicher Klarinett-Spieler, beide Mitglieder unſerer Bühne, gemeinſchaftlich ein Conzert, bei faſt leerem Hauſe. Zwar hatten die Conzertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künſtler-Stolz, das Zeitliche verſäumt, ſondern im Gegentheile eine Ouvertüre von Meyer-Beer aufſpielen laſſen, um die Judenſchaft zu locken. Aber die Judenſchaft kam nicht. Es iſt auch unter dieſen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die chriſtliche Ouvertüre des Figaro gefällt ihnen beſſer als die jüdiſche der Emma von Rosbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um ſie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hieſigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine ohne Namen des Verfaſſers erſchienen, iſt religiöſen Inhalts, und heißt: Lebensanſichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräiſchen Buchhandlung). Lebensanſichten ſind zwar nicht darin, denn über das Seyn in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was ſonſt zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geiſt und tiefem Ernſte beſprochen. Nicht für Jünglinge iſt das Buch, *aber* für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt ſind von der Gluth ihrer Tage, und über die Lorbeerkränze irdiſchen Gelingens nicht die Palme verſchmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: *Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen*, von Dr. Johann *Karl Paſſavant* (Frankfurt, b. Brönner). Ein lehrreiches, man darf ſagen, ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forſchung der Menſchennatur anzieht; und wen ſollte ſie nicht anziehen, da ja der Menſch, wie er auch ſeine Wiſſenſchaften nenne, doch nur ſich ſelbſt weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, ſo iſt es nöthig, ſich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nöthiger, ſich über einen herrſchenden Wahn zu unterrichten; denn dieſer wirkt ſchneller und allgemeiner als jene. Der Verfaſſer hat mit dem redlichſten Willen, und ſo beſonnen und klar, als man nur bleiben kann, wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erſcheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zuſammengeſtellt, und ſeine eigenen Anſichten ſind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — *gelinder* als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht ſelten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ ſich verlocken an dem herkuliſchen Scheidewege, wo Gemüth und Geiſt, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; ſein Verſtand kapitulirt auf eine würdige Weiſe, und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab. Eines aber hat er ſo wenig bedacht, als die ihm Gleichgeſinnten — es heißt Gott läſtern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menſchen läſtern, ihm Gott erſt im Wahnſinn erſcheinen zu laſſen. Wahnſinn iſt Krankheit, er mag als Begeiſterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erſcheinen. Alles iſt Geiſt und alles iſt Körper, und wer dieſes nicht weiß, ſieht eine Welt ohne Geſtalt, oder eine Welt ohne Seele. So ſind die Magnetiſten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politiſche Annalen," herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob ſie zwar in der Cotta'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart erſcheinen, ſo werden ſie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe beſitzt, alles zu ſagen, ohne ſich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen ſeiner beſten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wiſſenſchaft einen Freund verloren, der ihr zwar ſtille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar ſtarb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine kurze Zeit Profeſſor in Tübingen und darauf bis an ſeinen Tod, Syndikus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen ſtürmiſchen Jahren des Krieges, der Angſt und der Noth, hatte er für die Erhaltung und den Vortheil ſeiner Mitbürger ruhig, feſt, beſonnen — in unſern Tagen des nüchternen Friedens, und ſtehender Geſinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfriſchend gewirkt. Schon zu den reifſten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz, für Alles, was ſchön, wahr und gerecht iſt, ungeſchwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, ſo zu reden, und nicht die Tugend ſo zu handeln wie er, huldigte doch den Grundſätzen des Verſtorbenen, und eine große Zahl Trauernder ſchloß ſich ſeinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele ſolcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger

Kritiken.

I.

Truthähnchen.

Ein ſatyriſch-komiſcher Roman

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merſeburg, 1820. Mit einem ſchönen Titelkupfer und einer ſauber illuminirten Vignette.

Als am 11. Oktober 1492 Colombo, ſtill begeiſtert, und ſeine Fahrtgenoſſen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl keiner in ſeiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das literariſche Schickſal, die Geburt eines ſchlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne dieſe Vögelwanderung wäre beſagter ſatyriſch-komiſcher Roman nicht geſchrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recenſent nicht theologiſch geſinnt iſt und ſteif und feſt an eine beſſre Welt glaubt, ſo lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen

Uebelthaten, die ohne Ahndung und anſcheinend ohne Nutzen ſich im Reiche der Wiſſenſchaft begeben. Wer dieſes Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu ſprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindiſch unſere ſchöne Literatur iſt, der ſich mir ungeſucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weiſen. Alſo nicht einmal Geiſt haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Alſo nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verſtand? Keine Literatur haben wir: nicht wahr, die Staatsgeſchäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen ſatyriſchen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichſten Kunſtſchätze in hundert Paläſten der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der ſchönſte Marmor auf allen Wegen liegt, das beweiſt doch gewiß, wie unvermögend und armſelig wir ſind. Als die Sonne der römiſchen Freiheit unterging, da wenigſtens ſchmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere den Himmel mit goldblumigem Abendrothe, und leiſe, freundlich und ſchonend ward die düſtere Nacht herbeigeführt.

Herr Hartwig von Hundt-Radowsky nennt ſeinen Roman ſatyriſch-komiſch: er iſt aber in der That komiſch-ſatyriſch. Die „ſauber illuminirte Vignette“ ſtellt einen Truthahn vor, der mit geſchwollenem Kamme erboſt ſein Kuller Kuller Kuller ſchreit. Er führt die Unterſchrift: Der ſtarke Geiſt. Das ſollte nun das Bildniß von dem Widerſacher des Satyrikers ſeyn, eigentlich aber ſtellt es den Maler ſelbſt vor.

Wir wollen ſehen, was das für ein rother Karren war, der den komiſch-ſatyriſchen Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky ſo ſehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimüthigen, entzweite ſich mit dem Herausgeber deſſelben und wurde darauf öffentlich aus der Liſte der Mitarbeiter geſtrichen, „worüber jener (Herr v. Hundt) freilich ſich ganz grimmig anſtellte, und ſogar klagte, im Herzen aber ſich gar ſehr freute, weil ihm, bei Lichte beſehen, die größte Ehre widerfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals förmlich bei ſeinen Leſern introduciren, und vor dem ganzen deutſchen Publikum ein **Pater peccavi** anſtimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktirt hat.“ Die Leſer werden nach der Urſache des Streichens fragen — ich ſelbſt als Journaliſt frage ſo etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da iſt ſie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in ſeiner Art, manchen ſeiner Mitarbeiter unter zwanzig verſchiedenen Namen auftreten zu laſſen. So lieferte ein gewiſſer Herr Friedrichſen unter dem Namen Wilhelm, Solly, Reiſſendrich, Wattmann, Raloſt u. ſ. w. ſeine Beiträge. Das nennt man in der Handwerksſprache der Journaliſten: Ableger machen. „Das Publikum bildet ſich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um ſo begieriger wird es darauf.“ . . . . „Blos ein gewiſſer Hartwig von Hundt-Radowsky war ſo albern, ſeine Ableger aus ſich machen laſſen zu wollen" — und daher das Ausſtreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen iſt nichts Anderes als der Dr Auguſt Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen dieſen, und den Buchhändler Schleſinger, Verleger des Blattes, iſt die Satyre gerichtet. Beide ſind Juden, und wie hungrig und emſig daher auf dieſem Stoppelfelde des deutſchen Witzes geleſen wird, das kann ſich Jeder vorſtellen, der die Armuth des Verfaſſers kennt. Den Herrn Schleſinger redet er an: „herrlicher vortrefflicher Aaron, Marcus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichſelzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf dieſe Weiſe wird das Buch, das anfänglich leidlich unſauber iſt, zuletzt ein wahrer Schweineſtall.

Am 25. des ungeſunden Monats, in dem ſchon ſo manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, ſtarb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnluſtigen Dorfjugend zu Kuckkucksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Leſers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnweſen — über, nicht gegen, ſondern gegen das Gegen — geſprochen und geſpottet worden, nehmen die Albernheiten und ſchmutzigen Geſchichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten ſchließt:

O du lieber Auguſtin
Alles iſt hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hund-Radowsky für uns hin iſt; denn wie man in der Zeitung geleſen, hat er ſich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf ſeinen Geſchmack, und das vorurtheilsfreie auf ſeine Geſinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

II.

Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereigniſſe.

Von

Heinrich Döring.

Leipzig 1820. In Ernſt Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literariſche Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben dieſe Gedichte nichts als die Wäßrigkeit. Wie ſie getrunken ſeyn wollen, ſagt die Vorrede. „Eben derſelbe Charakter, der ſich neuerlich in den Werken der Kunſt, und namentlich der Poeſie, ausſpricht — man mag an die ſchuld- und verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonnette denken — eben dieſer Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privatleben auf's deutlichſte hervor. Es iſt eine gewiſſe phantaſtiſche Schwärmerei, ein falſches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall ſich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunſt hinwegſetzt, in dem andern, in Gedanken verſteht ſich, Staaten umſtürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweiſen: wer denn ſo eigentlich ein

Deutſcher ſey oder nicht, das ſich ſehr verſtändig mit der Nothwendigkeit einer deutſchen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?" Das wäre alſo der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten ſind. „Sie ſchildern den Conflict eines unbefangenen Gemüths mit den Erſcheinungen einer auf vielfache Weiſe bewegten Zeit." Daß des Verfaſſers Gemüth nicht befangen iſt, kann ihm geglaubt werden, er beſitzt keines. Er fuchsſchwänzelt auf ſeinem poetiſchen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutſche Volk zu elektriſiren, ſondern um es ſeiner Elektricität zu entladen. Er temporiſirt, doch ſieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — ſeptembriſirt. Ich will den Leſern einige Stengel dieſes ſatyriſch-humoriſtiſchen Unkrautes in die Hände geben ſie würden ſich doch nicht darnach bücken.

Deutſcher Freiheitsgeſang.

Fort! hinweg mit dieſem Alten!
Neu muß ſich die Welt geſtalten,
Throne müſſen wanken, ſchüttern,
Fürſten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend
Deutſchlands kühne Heldenjugend.

Muſenſöhne, nie bezwungen
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnaſiaſten,
Können nimmer ruh'n noch raſten
Bis das Größte iſt geſchehen,
Was die Welt annoch geſehen.

Einen ſcharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um ſo mehr, da wir in Rocke
Sehr geſchicklich ihn verſtecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — ſtoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tauſend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unſer Vorbild! reiner
War im deutſchen Volk wohl Keiner!
Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernſten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinſinn und — Gemeinheit
Und erkämpfet Deutſchlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutſchen Jugend, kömmt Folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es ſchallt vom Uferſtrand der Spree!
Ihr, edle Turner ſeid's! was iſt geſchehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr ſeht's, der Turnplatz ſteht verödet,
Wo ſonſt das Leben ach! ſo friſch und fröhlich war!“ —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch neuer Unglücksſchlag! Nein, das muß Steine rühren
Den theuren Meiſter gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug geprieſ'ner Mann,
Wer hat ſo viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?“ — So fragt ein Einfaltspinſel!
Der Korſe ſäß' fürwahr, anſtatt auf ſeiner Inſel,
Noch jetzt auf Frankreichs Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den letzten Funken faſt erloſch'ner Deutſchheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter ſprechen.

Es iſt ſchändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes ſo zu ſpotten — unglücklich, wenn er ſchuldlos, unglücklicher, wenn er ſchuldig iſt. Das hätte Hr. Döring dem *freien* Jahn nicht geſagt; aber es iſt die Art feiger Nachzügler, daß ſie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner, befleckt der Dichter mit ſeiner ſatyriſch-humoriſtiſchen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man ſieht es ſeinem Eifer an, daß er ein Recrut iſt. Er droht mit einem ſtärkeren Bändchen humoriſtiſcher Gedichte. Er ſollte ſie in Friedrich Schlegel's *Concordia* einrücken laſſen: man würde ihn gewiß damit nicht abweiſen, auch wenn er Proteſtant wäre.

III.

Die Staats-National-Bildung.

Verſuch über die Geſetze zur ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundſätzen
der National-Oekonomie

von

Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer. VI und 244 S. in 8.

Wenn ein Buch in Paragraphen geſchrieben iſt und ſeine Sätze in Schlacht-Ordnung anrücken, dann mag dieſes oft als Zeichen gelten, daß der Verfaſſer mehr von der kriegeriſchen Unterordnung, als von der männiglichen Einſicht und Tapferkeit ſeiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch ſchwache Gründe können, in Reihe und Glied geſtellt, langen und guten Widerſtand leiſten. Ich ſage, dieſes kann *oft* ein Zeichen ſeyn, aber nicht *immer*; wie es auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier beſprochen werden ſoll, keines iſt. Wenn ſelbſtkräftige, erfinderiſche Meinungen das freie Plänkeln lieben, und unwillig ein geſchloſſenes logiſches Regiment bilden ſo bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr: einzeln wie ſie ſind, können ſie von einer

Zahl-Uebermacht umzingelt, oder ſelbſt von ſchwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeſchlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil ſie edle, kampfluſtige Grundſätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunſt ſie vorſchreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger iſt ſie unterrichtend für weit vorgeſchrittene Denker. Sie lehnt ſich ſieben früheren Bänden des Verfaſſers: über die National-Oekonomie, als deren Fortſetzung an. Die Widerſacher können nicht ſagen: das ſind Schwärmereien, das ſind Träume, das ſind die kranken Gelüſte der Neuerungsſucht! nein — was der Verfaſſer behauptet, beweiſt er, und was er beweiſt, das war ſchon bewieſen in einem früheren Satze, und ſo immer höher hinauf. Seine Grundſätze haben keinen erworbenen, ſie haben einen Geſchlechts-Adel, und können der Ahnen-Probe genug thun. Alle ſeine Reden, ſeine Wünſche, ſeine Beſorgniſſe, ſind die eines Menſchenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des, ſondern eines arbeitſamen Freundes der Menſchen. In den Lehren des Verfaſſers ſpricht nicht blos ein wiſſenſchaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, ſondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er iſt der Freiheit aus ganzer Seele zugethan, und vertheidigt ſie, wie mit feſter Beſonnenheit, ſo mit liebenswürdiger Begeiſterung Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es iſt ein Markt des Ueberfluſſes, wo

Jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf, und was die Prachtliebe wünſcht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem erſten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staats-National-Bildung zu leiten, dargethan, und die Volks-Erziehung in ihre Beſtandtheile geſondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der ſittlichen, und das vierte von der intellektuellen Bildung. Der Verfaſſer geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wohl nicht Jeder gewählt hätte, nicht weil er falſch wäre und irre führte, ſondern weil er ſteil und gefährlich iſt, und nur über Felſen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundſatz des Britten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung ſey und müſſe ſeyn: Sich entbehrlich zu machen" wird angenommen und den Leſern dargereicht. Es wird geſagt: der Menſch, deſſen ſittliche Gefühle und intellektuelle Kräfte vollſtändig ausgebildet ſind, bedarf kaum mehr einer Regierung. Kaum mehr — alſo doch etwas, nur vielleicht keiner ſtrengen. Man kann alſo nur behaupten, eine gewiſſe Regierungs-Form müſſe ſuchen, ſich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im Allgemeinen, denn ſie iſt: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemein-Gefühl, das Gefühl der Einheit dieſes Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchſten Grade ſittlich und geiſtig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Geſellſchaft kann es kein unbeſchränktes Recht ſelbſt auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geiſteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche der Körperkräfte, einer geſetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abſchlagen?) was der Verfaſſer ferner ſagt: die Weiſeren der Menſchheit, die auf der höchſten Stufe der Bildung ſtehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten Herrſcher der Uebrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern Ariſtokratie als der des Geiſtes ruht, nicht erſt entbehrlich zu werden, ſie war es immer geweſen.

Von jener alten, ſchönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, ſondern auch in jedem Bürger beſtand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im Ganzen lebte; wo alſo die vollſtändige Erziehung und Bildung öffentlich war“ — von jener Zeit ſagt der Verfaſſer ſie ſey verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann dieſe Troſtloſigkeit nicht theilen, aber um ſo mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger ſchuldig iſt: nämlich dem Unterrichte in der Verfaſſung des Staats und den Geſetzen. „Indeß die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abſtrakteſten religiöſen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältniſſe des Bürgers in der Geſellſchaft gedacht.“

(Hier, wie auch an andern Stellen, hätte man ſich von dem Verfaſſer gern erklären laſſen, wie fehlerhafte Staats-Einrichtungen nothwendig zuſammenhängen; denn auch das Schlechte hat ſeine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des Stiftungs-Vermögens, das für Schulen und öffentliche Erziehung beſtimmt iſt, in Schutz genommen und der Grundſatz verworfen, daß Stiftungs-Vermögen Staats-Vermögen ſey. Wenn aber der Verfaſſer ſeinen Tadel auch auf die Einziehung der geiſtlichen Güter ausdehnt, ſo kann man ihm nur in ſo fern beiſtimmen, als dieſe Güter großen Theiles „zu den Planen der Ehrſucht und Eitelkeit“ verwendet wurden, denn im Uebrigen kömmt es keiner geiſtlichen Körperſchaft zu, ein ſelbſtſtändiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es iſt nicht nöthig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geſchah, denn der Verfaſſer verlangt, daß die Regierung, um ſolchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Ober-Aufſicht führe. Aber die Religion kann erſt dann ein Gegenſtand der Geld-Wirthſchaft ſeyn, wo ſie als Gottesdienſt anfängt, äußerlich zu werden; doch wo ſie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört ſie in das Gebiet der weltlichen Herrſchaft. Die Einziehung der geiſtlichen Güter in Spanien kann daher noch beſſer, als damit entſchuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung iſt, um ohne Leidenſchaft zu ſeyn.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfaſſer einen wehmüthigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundſätze zurück, welche die alten Völker in dieſen Dingen befolgt haben. Doch iſt die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich ſie nicht wiederholen ſollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates ſtehen alle in einer nothwendigen Verbindung, und ein gegebner Staat kann ohne gewiſſe Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchieen, in der Art, wie ſie jetzt beſtehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenloſigkeit der Bürger iſt dort die Verfaſſung ſchützendes Geſetz, aber nicht das Eiſen iſt die Waffe, ſondern der geübte Mannes-Arm, der das Eiſen zu führen, und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns ſchlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung ſchade der geiſtigen; und da freilich der Geiſt der ſchönere und beſſere Theil des Menſchen iſt, haben wir eine Wahl getroffen, und unſere leibliche Erziehung vernachläſſigt. So iſt es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunſt geworden iſt, die nur Wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen ſtarken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu ſehen, als wären ſie nicht auch Menſchen wie wir, ſondern Thiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemüths-Schwäche, die aus Männern Kreiſel macht, die ſich drehen, ſobald eine kindiſche Polizei ſie peitſcht; Binſen macht, die ſich neigen vor dem

Lüftchen eines Mundes, und Haſen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geiſtes, ohne welche der Geiſt iſt, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinſel ohne Farbe. Daher die Zerſtörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiſte führt, und daher der abergläubiſche Magnetismus, und die Myſtik, dieſe alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an getrennten Ufern ſtehend, ſich verliebte Kußhändchen zuwerfen, und gar ſehr jammern, daß ſie beide nicht ſchwimmen können. Die Turn-Kunſt iſt an der Schulfuchſerei ihrer Lehrer geſcheitert, denn es iſt der noch ungetilgte Fluch der Deutſchen, daß ſie, wagen ſie ſich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, ſie das Feld ſogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul-Garten beſtimmen, wenn ſie nicht gar ein Dach darauf ſetzen und es zum Schul-Gebäude machen. „Auch iſt jener Soldatismus (ſagt Graf von Soden), den man mit der Turnanſtalt verknüpft hat, nachtheilig, wenn er nicht unter einer weiſen Leitung ſteht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich iſt, was der Verfaſſer über die Nothwendigkeit eines Inſtitutes zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moraliſchen und phyſiſchen Bildung der Kinder ſagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abend-Zeitung, die elegante Zeitung, den Freimüthigen, den Geſellſchafter, und wie ſonſt die literariſchen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel über Kinderwärterinnen ihren Leſerinnen mitzutheilen, ſtatt daß ſie dieſelben belehren, wie am 1. October Herr Hans in Prag, wie am 2. October Herr Kunz in Dreſden den Hamlet geſpielt, und wie am 3. October Frau Ur[illegible]a in Braunſchweig die Königin der Nacht geſungen hat.

Das dritte Buch, welches von der ſittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfaſſer mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Geſetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels beſtimmter Geſetze. Die erſte Folge iſt, „daß die Richter ihre wahre Weſenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Ausſprecher der Anpaſſung des Geſetzes auf den einzelnen Fall zu ſeyn, alſo willkührliche Diſpenſatoren des bürgerlichen Eigenthums geworden ſind.“ Die zweite unglückliche Folge iſt, daß der allergrößte Theil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, ſich in die Arme der Advokaten werfen müſſe. „Unverkennbar herrſcht alſo in Abſicht des Eigenthums und deſſen Sicherheit, alſo in Abſicht des erſten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Geſellſchaft, auch bei dem größeren Theile der gebildeten Völkerſchaften zur Zeit reine Deſpotie. Die Richter und Advokaten ſind die eigentlichen Gewaltigen des National-Eigenthums, und was aus dieſer Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anſpruch genommen.“ Es gibt nur ein Mittel, jene Uebel zu heilen, nämlich das Leſen des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu ſind zwei Wege. Erſtens: die Deutlichkeit.

Beſtimmtheit, Ausführlichkeit und Umſtändlichkeit der bürgerlichen Geſetzbücher, und zweitens: die Oeffentlichkeit der Juſtizpflege. Man hat das preußiſche Landrecht ſeiner Umſtändlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin beſteht ſein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß dieſem Geſetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art ſeiner Verfaſſung. Von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die Nation darüber zu Rathe gezogen, nicht die Volksſtimme darüber gehört, und das iſt es, was die Geſetzgebung unerläßlich bedarf.“ Nur durch die Oeffentlichkeit der Juſtiz kann dem ſonſt unvermeidlichen Deſpotismus der Richter und Advokaten Grenze geſetzt werden. Der Verfaſſer vertheidigt ſie mit der Wärme eines Mannes, der an ſich und Andere erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit ſchmerze. Ueber die Heimlichkeit der peinlichen Prozeßform wird bemerkt: die ſpaniſche Inquiſition iſt der Gegenſtand des Abſcheues aller Nationen (geweſen), und in dem bei weitem größern Theile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen dieſer nämlichen Inquiſition geurtheilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß ſein Mitbürger davon oder von dem Grunde ſeiner Verhaftung Kenntniß erhalte. Er wird eines angeſchuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Unterſuchung genommen; ſeine Mitbürger erfahren nichts davon, als durch das Kamäleon des Gerüchts .... Es iſt ein erſtaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menſchlichen Vernunft, daß Regierende ſich ſolch deſpotiſcher Gewalt über die Nationen bemächtigen konnten; es iſt ein eben ſo erſtaunenswürdiger Beweis der gemüthlichen Beſchränktheit der Nationen, daß ſie eine ſolche deſpotiſche Behandlung in Abſicht der wichtigſten und theuerſten Güter der Menſchheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit, ſeit Jahrhunderten ſich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einfluſſe der Leih-Bibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geſchlechtes zumal, wie ſie den Leichtſinn ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie ſie die Jünglinge entnerven und ausfaſern, davon entwirft der Verfaſſer ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert ſich und zürnt, daß man es geſchehen laſſe. Der Herr Verfaſſer war wohl zu ängſtlich oder beſcheiden, daran zu erinnern, daß jene Leih-Bibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß ſie die Jugend, indem ſie ihr das Mark aus den Knochen ſaugen, zum Widerſtande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfaſſer verlangt, die Polizei ſolle den Unternehmern der Leih-Bibliotheken vorſchreiben, welche Bücher ſie halten müſſen, und ihnen das Anſchaffen der ſchädlichen Bücher verbieten, ſo hat er diesmal nur ſein Herz zu Rathe gezogen. Keine Zwingherrſchaft im Reiche des Geiſtes!

Auch ſollen wir die Gefälligkeit unſerer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat ſie freiwillig für uns übernommen, ſie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es gibt noch andere Mittel, das ſchändliche Gewerbe der Romanenmiſcher zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn ſie nur abgeſchmackt, man züchtige ſie, wenn ſie zugleich verführeriſch und ſittenverderblich ſind. Einſichtsvolle und wohlwollende Männer mögen in jedem Orte, wo es Leihbibliotheken gibt, eine Geſellſchaft bilden, die das mühſame aber edle Geſchäft übernehme, ſich mit allen in den Catalogen der Leih-Bibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen, und die guten öffentlich zu empfehlen, die ſchlechten aber zu widerrathen. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichniß der ſitten- oder geiſtverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die ſie in den Catalogen der Bibliothekare einnehmen, abdrucken ließen, und etwa dabei bemerkten: „kein ſittſames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröthen auch nur in die Hände nehmen;“ oder: „kein verſtändiger Jüngling, und der einſt ein Mann werden will, nicht blos dem Alter nach, wird ſeine geſunde Seele durch ſolche Leſereien verkrüppeln laſſen;“ dann läßt ſich erwarten, daß die Nachfrage nach ſchlechten Romanen ſich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert ſelbſt die Tugend ihren Werth. Daher war ich ſehr überraſcht, daß der würdige

Verfaſſer, der für Freiheit und Recht überall mit ſo großer Herzenswärme ſpricht, von der Geſetzgebung „Kleider-Ordnungen zu Bezeichnung der Stände“ fordert. Es iſt dieſes um ſo überraſchender, da er eine Zwangsbeſchränkung des Luxus überhaupt mit Recht verdammt. Er ſagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „ſo lange es den untern Klaſſen frei ſteht, ſich den höheren im Aeußerlichen gleich zu ſtellen.“ Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er ſeine beſondere Sitten hat, auch ſeine beſondere Sittlichkeit; iſt nicht dieſe eine gemeinſchaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen ihrer Sittenverderbniß auf die niedern wälzen? Wenn ſich die untern Klaſſen den höhern äußerlich gleichſtellen, dann iſt eine innere durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichſtellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Uebels vertilgt man ſeine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen iſt daher weder Noth noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Noth — denn der Kleideraufwand der dienenden Klaſſe iſt nicht Urſache, ſondern Folge der Sittenverderbniß, und nicht die ihrer eignen, ſondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unſere Diener ſind nicht unſere Sklaven, und wenn ſie mündig ſind, muß ihnen verſtattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es iſt beſſer, daß unſer Dienſtvolk die Zeichen ſeines übeln Lebenswandels oder ſeines Betrugs offen an ſich trage, als verſteckt, und wenn man ihnen die koſtbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit ſich auf eine mehr verborgene Weiſe, die den Geſetzen unerreichbar iſt, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Beſſeres ſagen als: Wie der Herr, ſo der Diener?

Ueber Schauſpiele und deren Einfluß auf die öffentliche Sitten macht der Verfaſſer vortreffliche, zum Theil neue Bemerkungen. Man leſe ſie und verſuche es anderer Meinung zu ſeyn. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall ſich ſelbſt überließen. „Sie gewöhnten ſich ſie als eine geſellſchaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geiſt ſie dem Geſchmacke hingeben könnten. Sie bewachten ſie zwar ängſtlich in politiſcher Hinſicht, damit nichts dem Geiſte der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beſchränkung der Willkühr Betreffendes, öffentlich dort verkündet werde; . . . aber die ſittliche, ſo wie die intellektuelle Tendenz blieb ihnen allergrößtentheils fremd. Mag nur der Grund darin liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, ſteigenden Tendenz zur unbeſchränkten Herrſchaft und Allgewalt, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergeſſenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmählig ſelbſt vom Sittenverderbniß ergriffen wurden — der ſittliche und intellektuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtentheils ohne Aufſicht: und dies nannte man dann — liberale Geſinnungen.“ Die Abnahme des Geſchmackes für Trauerſpiele, die man in neuern Zeiten bemerkt, ſchreibt der Verfaſſer der

Sittenverderbniß zu, welche das Herz ſchlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgeſtumpft habe. „Bei dem weiblichen Theile des höhern Publikums hat dieſe Abneigung gegen die Tragödie ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung . . . Ermattet wie ſie ſind, alſo unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moraliſche Veredlung lohnenden Schmerzes, wollen ſie nur glückliche Liebende ſehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe iſt.“ Auch den neuern tragiſchen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerſpiele zugeſchrieben. Sie haben den wahren Geiſt der Tragödie verlaſſen. Ihre Helden und Heldinnen ſind oft, nicht mit dem Schickſale ringende Menſchen, ſondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenſchaften, die als Opfer derſelben muthlos untergehen, oder Verbrecher, die ſich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem ſie der Verweichlichung der Menſchheit fröhnten, zu ihrer Verſchlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht für Tugend und Seelengröße, haben ſie Nachſicht für das Laſter durch Theilnahme an verſchuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler ſeines Freundes, Intereſſe aufgeregt. — Den Harlekin wünſcht der Verfaſſer mit Unrecht zurück: auf unſeren Bühnen iſt der Ernſt abgeſchmackt, wie unerträglich wäre erſt der Spaß.

Alles, was über Religion und Gottesverehrung geſagt wird, zeigt eben ſo große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meiſten bedarf die irrende Welt Zurechtweiſung, da in Dingen der Religion, wo der Irrthum der Uebelwollenden aufhört, der Irrthum der Gutmeinenden beginnt, Wahnſinn aber auf beiden Seiten herrſcht. „Wie weit mußte die menſchliche Vernunft nicht verkrüppelt ſeyn, um ſich bis zu den Begriffen einer herrſchenden Religion, einer herrſchenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Anſprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Anſichten eines Theils der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchſten, unſichtbaren Weſens, dieſen berechtigten, die phyſiſche Uebermacht zu gebrauchen, um den andern Theil einzig um der Verſchiedenheit der Anſichten von der Art dieſer Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken, oder mindeſtens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbſt das Wort Toleranz iſt ein Vergehen gegen die menſchliche Vernunft. Wie? indeß der Allvater jede Art ſeiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Theil ſeiner Kinder ſichs zum Verdienſt rechnen, wenn er dem andern erlaubt, ihn nach ſeiner Weiſe zu verehren?.. Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menſchlichen Natur in ſeiner größten Scheußlichkeit dargeſtellt.“ (Und um wie viel iſt es jetzt etwa beſſer geworden? die Religionskriege dauern fort, nur ſchlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet ſie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt ſich, ſie verwundet zu haben, und macht ſie zu Sklaven. Die verlorne Kunſt des Alterthums beweint man, aber um die verlorne Weisheit der alten Welt, die von der Raſerei des Religionshaſſes ſtets frei geblieben, um dieſe weint man nicht. Für Einen, den das Chriſtenthum ſeit je getröſtet, haben die Chriſten Tauſende troſtlos gemacht!) —

Die Bibelgeſellſchaften habe ich immer als einen Beweis mehr angeſehen, daß die waltende Vorſehung, um ihre Zwecke zu erreichen, ſich ſolcher Mittel bedient, die dem Menſchen mit der Erfüllung ſeiner Wünſche ſchmeicheln. Wie wäre ſonſt die Verblendung der proteſtantiſchen Eiferer zu erklären, die durch die Verbreitung der Bibel, durch dieſes unfehlbare Mittel, die Demokratie im Religionsſtaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfaſſer bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Chriſtenthum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfaſſer hat, indem er, abweichend von der Form ſeines Buches, dieſer Unterſuchung eine eigene Ueberſchrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er ſelbſt dem Gegenſtande gibt. Aber es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet.

die, weil ſie einen unendlichen Werth hat, zu ihrer Preisbeſtimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es gibt Grundwahrheiten, die zum Wahnſinne führen, wenn man ſie zum Gegenſtande der Unterſuchung macht: denn ſie ſind der Boden des Verſtandes, und wenn dieſer wankt, wankt auch alles Uebrige. Aber die Menſchen ſind unbedacht: ſie wollen das Sehen ſehen und reißen das Auge aus ſeiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. So lange die Juden ein Gegenſtand des Haſſes, des Abſcheues, der Verfolgung waren, und wo ſie es noch ſind, da möchten oder mögen die Beſſerdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für ſie zu ſprechen wäre Thorheit: denn die Leidenſchaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet ſich nicht, weil ſie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wiſſenſchaftlich ſpricht, da iſt es Zeit, dem Irrthume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgeſehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Bruſt erregt, ſie mag treffen wen, ſie mag verübt werden, von wem ſie wolle, alles das, was ich je gegen, oder auch nur über die Juden geleſen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältniß paßten, und die Wohlwollenden meinten, ſie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptſache vergeſſend, haben ſie ſich eine unnöthige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erſt erworben zu werden man wird damit geboren, man iſt ſchon Bürger in der Wiege. Wenn Keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Geſellſchaft nicht Theil zu nehmen, wie kann dieſe das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuſchließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend ſeyn, und darf es dem Verdienſtloſen verweigert werden, dann müßte man auch die Chriſten in die Klaſſen der Guten und Schlechten eintheilen; denn wären die Juden auch noch laſterhafter, als man je behauptet, ſo ſind doch ihre Laſter menſchlicher Natur, von welchen nothwendig auch viele Chriſten behaftet ſeyn müſſen. Ich glaube an Alles eher, als an die Bosheit der Menſchen: ich glaube alſo nicht, daß ſie die Quelle der Verfolgung ſey, welche die deutſchen Schriftſteller gegen die Juden üben. Es iſt nichts, als ein garſtiges Muttermal, welches die Deutſchen nicht abwaſchen, nichts, als eine Schulfuchſerei, die ſie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird ſchon beſſer werden: freilich große Geduld. Denn es iſt zu wetten, daß die Spanier, wenn ſie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich ſage acht Jahre und bewillige keinen Tag länger — ſelbſt den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird ſich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquiſition Juden Mitglieder der Cortes ſind, während man im

Lande Luther's noch angſtvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeiſter oder Advokat werden könne, ohne daß die Achſe der Welt breche.

Auch der Verfaſſer geht in ſeinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Anſichten, die er aufſtellt, höchſt weiſe und die Mittel, die er zur Vervollkommung des bürgerlichen Zuſtandes der Juden anrathet, eben ſo zweckmäßig als menſchenfreundlich ſind. Er ſagt: die ganze Geſetzgebung chriſtlicher Staaten wäre offenbar auf die Lehren des Chriſtenthums gegründet, man könne alſo die Glieder eines Volks, deſſen Religions-Grundſätze jenen Lehren entgegenſtehen, mit ſolchen Staaten nicht amalgamiren. Aber erſtens, bekennt der Verfaſſer ſpäter ſelbſt, daß die wahren, nicht erlogenen Grundſätze des Judenthums mit den wahren, nicht erlogenen Grundſätzen des Chriſtenthums ganz zuſammentreffen; und zweitens, iſt die Anſicht von der Grundlage der Staaten, worin die chriſtliche Religion herrſcht (der Ausdruck: chriſtliche Staaten ſetzt ſchon als bewieſen voraus, was erſt bewieſen werden ſoll) nur bedingt wahr. Die europäiſchen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Chriſtenthume, aber doch nur factiſch und zufällig, nicht rechtlich und nothwendig. Sie ruhen auf dem Chriſtenthume wie ein Haus auf ſeinem geometriſch eingeſchränkten Grunde, wobei es aber auf die mineraliſche Beſchaffenheit des Bodens nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfaſſer gern auf ſeinem ganzen Wege. Er ſagt: „Jeſus als Iſraelit geboren, von ſeiner Kindheit an den iſraelitiſchen Religionsgebräuchen unterworfen, und im ſpätern Alter ſich ihnen freiwillig unterwerfend, ſtarb als Iſraelit. Nirgend verwarf er die moſaiſchen Geſetze; er ſelbſt verwies das Volk auf Moſes und die Propheten. Nirgend kündete er ſich als den Stifter einer neuen Religion an; und ſo wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts beſitzen, ſo haben uns auch ſelbſt ſeine Biographen, die Evangeliſten, nichts aufbehalten, das eine Abſicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden .... Die Eitelkeit der Menſchen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und urſprünglichen Chriſtus-Lehre ſich bemächtigend, aus ihr eine neue, und zwar, gerade jenes Haſſes wegen der moſaiſchen, alſo altjüdiſchen Religion entgegengeſetzte Religionsparthei — — geſchaffen hat ... Wenn alſo der Chriſt die moſaiſche Geſetzgebung, mit Ausſchluß der lokalen und temporellen politiſche Anordnungen verehrt, ſo zeigt ſich, daß beide Religionen, die chriſtliche und die jüdiſche, an ſich zuſammentreffen ... Zieht man von der Chriſtus-Religion das Geheimnißvolle und Wunderbare ab, an deſſen Unfehlbarkeit um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt ſeyn mag, weil die chriſtlichen Religionspartheien unter ſich darüber nicht ewig ſind, ſo wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrſätze ſich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich ſträuben kann." Zu dieſer allein ſeligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfaſſer ſie nennt, altmoſaiſchen Religion, ſolle man die Juden zurücknöthigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, ſondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudiſchen Vorſchriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menſchen-Satzungen entſagten, die in der jüdiſchen, wie in jeder andern Religion albern ſind, wo ſie nicht ruchlos ſind, ſolle man zu Staatsbürgern machen, ſie den Chriſten völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwiſchen beiden ſich ſo verſchwiſterten Religionspartheien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenſtiftung, die der Verfaſſer verſucht, verdammen? O! gar Viele werden es: denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmuthe aller Menſchen, die, weil ſie keinen innern Werth haben, nach den Zeichen eines Werthes geizen. Wer nicht von Adel ſeyn kann, um auf Bürger herabzuſehen, will wenigſtens ein Chriſt ſeyn, um die Juden unter ſich zu haben. „Mögen dieſe Wahrheiten noch ſo lange unbeachtet bleiben: es erſcheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reklamiren wird." Mit dieſen Worten ſchließt der Verfaſſer ſeine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, dieſe Zeit wird kommen; da wird der Menſch aus ſeinem Fiebertraume erwachen, und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an ſeinem Bette ſitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellektuellen Bildung, iſt reich an ſcharfſinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menſchenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privat-Unterricht, werden auseinander geſetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verſchmelzung unter den Ständen und Volksklaſſen möglich, über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbſtſucht, allen Kaſtengeiſt ausſchließt. „Nur in öffentlichen Unterrichts-Anſtalten kann jener Staatsbürgerſinn ſich bilden, der für alle Staaten ſo wichtig iſt, weil mit dem Fortſchritte der Ausbildung der menſchlichen Vernunft alle Staatsverfaſſungen republikaniſch im reinen Sinne dieſes Wortes werden müſſen." — Ueber den erſten Religions-Unterricht bemerkt der Verfaſſer: Für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine Deismus, aber keine Dogmenlehre. Das Herz müſſe zur Religion gebildet werden. Man ſolle den Kindern (wie die verderbliche Uebung herrſcht) keine Mythen des Glaubens vortragen „für die ſie keinen Sinn haben, noch haben können, da ſelbſt die Bezwingung der Vernunft dieſen Glauben erſt zu erpreſſen vermag. Man verfinſtert die erſten Keime dieſer Vernunft durch das Memoriren der Katechismuslehren. Beim erſten Sprachunterricht ſolle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalſprache und zur Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar iſt Sprache das Gefäß des Geiſtes; der Reichere an Geiſt wird daher immer eine ſchönere Sprache haben, als der Aermere; aber die irdene Schüſſel kann ſo rein gehalten werden als die goldne Schaale, und darauf kömmt es an). — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder leſerlich ſchreiben lernen, weil man ja nur ſchreibe, um geleſen zu werden. (Dieſes würde wenig helfen; denn im 25. Jahr haben ſehr viele Menſchen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre ſehr nöthig, eine hohe Schreibſchule für Erwachſene zu errichten. Die meiſten Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, ſchreiben ſo erbärmlich, daß man den Herren auf die Finger klopfen möchte: man weiß oft ſo wenig, was ſie mit ihrem Geſchriebenen, als was ſie mit ihrem Gedruckten haben ſagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen andern Fehler, ſie ſchreiben zu deutlich, ſo daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um ſie zu leſen. Wozu, um des Himmels Willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten, und nur zu verwirren dienen? Buchſtaben und Zeilen verſtricken ſich und ſind gar nicht mehr von einander zu bringen, ſo daß jede Blattſeite eine dichte Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühſam fällt).

Dem primären Unterrichte reiht ſich der ſekundäre an. Jener iſt Lebensbedürfniß für alle, dieſer nur für gewiſſe Stände des Volkes, oder für alle Klaſſen, aber nur in gewiſſen Verhältniſſen. Im Allgemeinen gibt die Natur jedem einzelnen Menſchen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung ſeines Geiſtes auch das Gebot dazu. Aber der Verfaſſer nimmt außerdem für gewiſſe bürgerliche Verhältniſſe auch einen Zwang der Geſetze zu jener höhern Ausbildung an. Dieſer Zwang trete unter andern Fällen auch beim Erbadel ein. Ueber dieſen Gegenſtand wäre, theils zur Ergänzung, theils zur Widerlegung der Ausſprüche des Verfaſſers mehr zu ſagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geſchieht die Aeußerung: „Ob nach national-ökonomiſtiſchen Grundſätzen der Erbadel in Monarchien als Staatsmaſchine nothwendig ſey, iſt eine dieſem Werke fremde Unterſuchung;“ doch ergibt ſich klar genug, daß der Verfaſſer die Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen ſollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich iſt, ſondern ob der Menſchheit Monarchien ſolcher Art unentbehrlich ſind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich iſt der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergeſſe nicht, daß jede Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung Eins iſt mit der Maſſe des Volks, nicht durch ein räumliches Band ſondern chemiſch verbunden, da bedarf ſie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel beſteht (fährt der Verfaſſer fort), iſt er „als eine zur höhern geiſtigen Ausbildung verpflichtete Volks-Klaſſe zu betrachten.“

*

und der Staat ſolle, ehe er den adel=gebornen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, ſie über ihre geiſtige Ausbildung prüfen laſſen. Allein dieſer geſetzliche Zwang wäre nicht eine Gewalt gegen den Adel, ſondern eine Gewalt gegen den Bürgerſtand ausgeübt. Denn während die im Letztern Gebornen, rückſichtlich ihrer geiſtigen Ausbildung, ganz allein der Willkühr und oft der Kurzſichtigkeit, dem Unverſtande, den Leidenſchaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben ſind, würde das unwandelbare und ſtets als weiſe anzuſehende Geſetz, für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundſchaftlich Sorge tragen. Wäre dieſes nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksklaſſen? Auch eine verdiente möchte ich ſagen. Denn die Bürgerſtände waren oft blödſinnig genug, über den Mangel an perſönlichen Verdienſten des Adels zu ſpotten, vergeſſend, daß gerade durch dieſen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es troſtlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geiſtes geſellte.

Ueber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit, bei den Studirenden, über die Methode des akademiſchen Unterrichts, beſonders über die Sinnloſigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenſtände macht der Verfaſſer viele treffliche Bemerkungen. Es iſt Etwas in allen ſeinen Ausſprüchen, das ſie gegen jede

Beleidigung übelwollender Menſchen ſchützt — ſie ſind ganz freimüthig; und offen wie ſie ſind von allen Seiten, kann weder der Unverſtand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten ſich anſtellen, als lauere hinter jenen Grundſätzen etwas Gefährliches. Darin unterſcheidet ſich der Verfaſſer von manchen andern freiſinnigen Schriftſtellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Muth der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

IV.

Ueber Herrn von Villele und deſſen politiſche Stellung. Paris 1822.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mit Anmerkungen von Börne. *)

---

1) Die Journale einer gewiſſen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privat-Correſpondenz angegriffen.

---

*) „Politiſche Annalen" 8r Band, ergänzt aus der Handſchrift des Verfaſſers.

1) Frankreich iſt das Zifferblatt Europens; hier ſieht man, welche Zeit es iſt, in andern Ländern muß man die Uhr erſt ſchlagen hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört ſich aber leichter, als man ſich verſieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen um das Weſen unſerer Zeit aus ihren Zeichen zu erforſchen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politiſchen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift über Herrn v. Villele kam mir ſehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich iſt, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, iſt es in Meinungsſtreitigkeiten immer räthlich, ſich auf den Standpunkt zu ſtellen, den ſich der Gegner gewählt. Die Leſer der genannten Schrift, von welcher Partei ſie auch ſeyn mögen, Ariſtokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewiſſe Grundſätze, Anſichten und Zwecke öffentlich bekennt, und über Mittel und Wege unverholen ſpricht. Des Königs geſchieht zwei- oder dreimalige Erwähnung, der Ariſtokratie

die ſie ihm zuzuſchreiben für gut gefunden. Ohne zu unterſuchen, ob jene Privat-Correſpondenz wirklich von dieſem Miniſter herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem, vielleicht unbeſonnenen Freunde, dünkt es uns erſprießlich, uns mit den Anſichten zu beſchäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Correſpondenz betrachten, und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Miniſters annehmen wollen. 2)

---

wird oft gedacht, unaufhörlich aber iſt davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Miniſter jetzt nothwendig thun muß, um ſeine Stelle zu behalten. Von den Forderungen der Franzoſen aber, von den Bedürfniſſen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinſte Wörtchen geſprochen. Eine jener Ungeſchicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorſchein kommen, ſobald die Gewalt — ſpricht! Die Freiheit kann reden, denn ihr iſt das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber iſt verloren, ſobald ſie anfängt, ſich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen franzöſiſchen Miniſter ſind viel zu klug, als daß ſie hoffen dürften, ihre Abſichten durchzuſetzen. Zu gewiſſen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es iſt nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenſchaft der menſchlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren ſeyn muß, ſo iſt es die Dummheit. Es gibt für jeden franzöſiſchen Miniſter nur ein Mittel, ſich durch die Gefahren zu ſchlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünſchen der Ariſtokratie beherrſchen will — er darf dieſe Gefahren nicht ſehen. Ueber enge, felſige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu ſchreiten, das vermag nur ein Packeſel.

2) Die Privat-Correſpondenz, auf welche hier angeſpielt wird, hat ſich den engliſchen miniſteriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich ſage Schaubühne, denn der Urſprung, wie der Zweck jener Correſpondenz iſt das Geheimniß der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit ſeiner Herrſchaft auch ſeine maskirte Correſpondenz, er iſt aber doch vorübergegangen. Möchten ſich die Herren Miniſter doch endlich einmal des Diplomaſirens und

Dieſe Grundſätze ſind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der ſocialen Suprematien (Suprématies sociales), die in gegenwärtigem Augenblicke ſehr bedroht ſind, zu befeſtigen, es wenigſtens eben ſo vieler Mäßigung als Energie bedarf. [3] Bei dieſem Worte Mäßigung haben ſich die Feinde des Herrn v. Villele ſehr ereifert. Sie haben ſehr redneriſch von der Nothwendigkeit geſprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß

Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt iſt ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof, und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine geſpielt. Sie ziſchen hier wie dort, ſind ſchlau jetzt wie damals und ſchlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn ſie nur immerfort einheizten, damit könnten ſie den Frühling abhalten.

[3] Unter Mäßigung wird hier verſtanden: die einen wollen Tag, die andern wollen Nacht, der Miniſter aber will Mondſchein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet ſich als die Zunge der Wage, die nur ſo lange aufrecht ſteht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das iſt das alte Schaukelſyſtem, gegen welches die Liberalen wie die Ariſtokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Miniſter bleibe entweder auf dem feſten Lande, oder ſuche die offene See, nahe am Ufer hinzufahren iſt das Gefährlichſte. Und was heißt Energie? dem Wortverſtande nach iſt Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energiſch bezeichnen, wobei man nach dem unſichern Augenmaße ab- oder zugibt, und ſich mit ſeinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das iſt gerade das Gegentheil von Energie, das iſt Wankelmüthigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprematies sociales wurde hier wohl vorſätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erb-Ariſtokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprematies sociales gerechnet habe.

verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle dieſe Dinge zu vergelten. In dieſer Beziehung könnte er ſelbſt ſeinen Theil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, iſt noch nicht Alles geſagt; dieſe Worte, ſo achtungswerth ſie auch ſind, gewähren keinen Talisman, der die, während einer fünf und zwanzigjährigen Revolution entſtandenen Intereſſen und aufgekommenen, feierlich anerkannten, Meinungen plötzlich verſchwinden mache. [4] Herr von Villele, wie kein Mann von Geiſt, kann ſich über den Boden, auf dem er wandelt, und über die Luft, die ihn umgibt, Etwas vortäuſchen. Es iſt ſein Fehler nicht, wenn ſo höchſt achtungswerthe Diener der Monarchie unglücklicher Weiſe in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, deſſen Lage und Sitten ſie ſeit dreißig Jahren nicht kennen — ſich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für ſich Frankreich zu regieren.[5]

---

[4] „plötzlich verſchwinden mache“ — alſo mit dem Verſchwinden machen wäre man einverſtanden, nur daß es allmählig geſchehe, und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakei mit dem Pudel ſeines Herrn gethan, dem er die Ohren abſchneiden ſollte, ihm aber nur ein Stückchen davon abgeſchnitten, um dem armen Thiere nicht auf einmal ſo wehe zu thun. Die Anſicht, daß die plebejiſchen Intereſſen in der franzöſiſchen Revolution entſtanden wären, verdient keine Widerlegung, da ſie nicht einmal ernſtlich gemeint iſt. Sie wird nur zum Scheine aufgeſtellt, um jene Intereſſen revolutionär ſchelten zu können. Die Revolution hat die Volks-Intereſſen, die ewig beſtanden, und ſeit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, ſie hat zum Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Ariſtokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel ſeine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm ſie ihm. Dem Gott Jupiter iſt es nicht beſſer ergangen, und kein Wunder konnte ihm ſein altes Anſehen wieder verſchaffen.

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch ſeine Einſichten und ſeine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieſer Partei Vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anſtrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu ſchützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde ſie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verſtändigen Manne angemeſſen, auf gehäſſige Erinnerungen oder bloſe Parteifeindſchaften Rückſicht zu nehmen.[6]

---

5) Dieſes Compliment iſt nicht ſehr fein gedrechſelt, aber deſto beſſer; das Geſtändniß gewinnt ſo viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele geſteht, daß die achtungswerthen Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt ſind, woraus alſo folgt, daß man ſie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie ſollten wohl hier in ihrem reinen Wortverſtande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Ariſtokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürſten eigentlich ein treuer Diener ſeiner ſelbſt. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne deſſen Lage und Sitten zu kennen, ſo verdienen ſie nur die Hälfte des Vorwurfes, den ſich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieſer kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft, die ihn umgibt, und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es ſich durch die Revolution geriſſen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege, nur will er langſamer gehen. Das iſt dieſelbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

6) Dieſer krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die

Die Royaliſten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterſtützt, und die ihm den Weg zum Miniſterium gebahnt haben, ſollten die Lehren nicht vergeſſen, die ihnen das Beiſpiel des Herrn Decazes in einem andern Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejiſchen Intereſſen befangener Mann, und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejiſchen Intereſſen angemeſſene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär“ in der gehäſſigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es iſt alſo klar, daß die Anhänger der Grundſätze und Intereſſen der Revolution, ſo wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen,[7] das Miniſterium und den Einfluß des Herrn

---

Ultra-Partei gebraucht hat, ſchmeichelte er ihren Leidenſchaften unbedingt. Jetzt da er erſter Miniſter geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder ſeiner Collegen im Miniſterium auch thun würde, ſobald er Premier-Miniſter geworden wäre. Als ſolcher würde es ſelbſt Herr v. Peyronet nicht beſſer, das heißt hier, nicht ſchlimmer machen als Herr v. Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältniſſe überſchaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Anſehen erlangt, welche den höchſten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder franzöſiſche Staatsmann einſehen, daß Frankreich ein rein ariſtokratiſcher oder, in der Kanzlei-Sprache der Heuchelei zu reden, im rein royaliſtiſchen Sinne, nicht mehr regiert werden könne, und daß, würde es verſucht, nicht blos Frankreich, welches eine Nebenſache iſt, ſondern auch der Waghals, der es verſuchte, darüber zu Grunde gehen müſſe.

[7] „So wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen“ — Dieſe Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingeſtanden, daß die Charte die Grundſätze und Intereſſen der Revolution geſetzlich angenommen habe, woraus alſo folgt, daß diejenigen, welche gegen

Decazes als etwas Vortheilhaftes für ſich betrachten mußten. Hätten ſie, ſtatt leere Händel mit ihm zu ſuchen, ihm beigeſtanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejiſche oder demokratiſche Prinzip begünſtigen könnte, ſo würden ſie die Charte auf eine ſolche Art demokratiſirt haben, daß die Hoffnungen derjenigen, die ſie ariſtokratiſcher wünſchen, wenn nicht gänzlich aufgelöſt, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengeſetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt: es iſt alſo offenbar ſein Intereſſe,*) die ariſtokratiſchen Prinzipien

---

jene Grundſätze und Intereſſen kämpfen, nothwendig darauf denken müſſen die Charte zu vernichten.

*) Es kann Frankreich, wie ganz Europa, ſehr gleichgültig ſeyn, was Herr v. Villele für ſein Intereſſe anſieht. Ueber das kindiſche Weſen der großen Leute, welche feſt daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ozean geſchaffen, wird ſich ein vernünftiger Menſch nimmer und nimmer ſatt lachen. Wir haben hier von viel nöthigern Dingen zu ſprechen, als von dem Intereſſe des Herrn v. Villele und dem Kaviar der großen Leute. Die Weltgeſchichte hat ſeit einigen Wochen Rieſenſchritte gemacht. Diplomatiſche Gedächtniſſe würden ſich vergebens beſinnen, was ſich denn eigentlich in der jüngſten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Kabinetten, in den Sälen der Menſchheit iſt Vieles geſchehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat ſich rein und ſcharf von der Nacht geſondert. Das haben wir dem königlichen Prokurator Herrn v. Marchangy zu verdanken. Berton und ſeine Mitſchuldigen haben ausgeſagt: nicht gegen den König, gegen die Ariſtokratie hatten ſie ſich verſchworen. Herr v. Marchangy hat dieſes Wort nicht fallen laſſen, wie es das Intereſſe ſeiner Klienten erfordert hätte, er hat es hoch empor gehalten und die ariſtokratiſchen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert ſich Einer über dieſe Ungeſchicklichkeit? Die Geſchicklichkeit der Beziehung beſteht in der Ungeſchicklichkeit der Menſchen. Die berühmte Klageſchrift

der Charte zu begünſtigen, in ſo weit als dieſe Principien mit den herrſchenden Meinungen und den Bedürfniſſen

des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben; ſie wird den Fürſten und den Völkern die Augen öffnen. Die Ariſtokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maſke immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß ſie für den Thron, ſie ſagt frei heraus, daß ſie für ſich ſelbſt ſtreite. Sie ſpricht noch offener, ſie ſagt, und wenn alle Throne darüber einſtürzten, würde ſie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — ſie ſagt dieſes freilich nur erſt in ihrer ſchwer abzuſtreifenden Hofſprache. Man leſe und überdenke folgende Worte, die ein franzöſiſches Ultra-Blatt kürzlich enthielt: „quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désespérant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combatterons pour la royauté...... ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chute d'un trône." Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anſtand aufzugeben — und möchten ſie ihre Verblendung nie verlieren, möchten ſie nie einſehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftſteller, ſondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Ariſtokratie ohne Rettung zu Grunde richtet!... Wie Geſtändniſſe jener Art dazu dienen, den Fürſten die Augen zu öffnen, ſo ſind ſie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tauſend redliche Menſchen, welche die Freiheit lieben und auch den Muth hätten, für ſie zu ſtreiten; aber ſie wiſſen nicht, wo ſie ſie zu ſuchen haben, oder kennen keinen unſchuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man ſagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu ſtürzen; das Bedürfniß monarchiſcher Verfaſſungen für die europäiſchen Staaten iſt aber ſo tief gewurzelt, daß es zum religiöſen Gefühle geworden iſt. Auch haben ſie geſehen, daß die franzöſiſche Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht blos ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht ſie mit Recht ſchüchtern. Jetzt aber kömmt die Ariſtokratie und ſagt: nicht gegen die Fürſten, gegen uns ſind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tauſende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit feurigen Herzen der Demokratie zufallen, und wie dieſer Kampf zwiſchen den Plebejern und Patriziern enden werde, iſt der Zeit — um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar ſind. Allein, ſo wie die Liberalen Herrn Decazes geſtürzt haben, indem ſie von ihm verlangten, was er nicht thun konnte; ſo könnte es dahin kommen, daß die Royaliſten, indem ſie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand ſetzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt.[9] Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes gethan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein populäres Wahlgeſetz, deſſen Verluſt ſie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutirungsgeſetz, das gleichfalls in ihrem Intereſſe war, noch für viele andere theilweiſe Bewilligungen und allmählige Dienſtentſetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl nothwendig beleidigen mußten; ſie wollten Abſetzungen in Maſſe; kurz eine vollſtändige und unverholene Veränderung des Syſtems.

---

eben ſo unzweifelhaft, als es unbeſtimmbar iſt, wann er enden wird. Aber die Inſel des Friedens wird ſich aus einem Meere von Blut erheben — das iſt am Gewiſſeſten.

[9] Das will ſagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royaliſten Herr v. Villele geſtürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen geſtürzt worden. Allerdings iſt ſo Etwas ſehr möglich, ja wahrſcheinlich. Denn es läßt ſich während der nächſten Kammerſitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweitenmale den Muth haben werde, ſich mit der rechten zu verbinden, um einen Procruſtes bei Seite zu ſchaffen, der bald die Demokratie verſtümmelt, bald die Ariſtokratie ausdehnt, um dieſe und jene in das miniſterielle Bett zu zwängen.

Herr Decazes gab ſchrittweiſe nach, ſo lange er konnte, fand ſich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten, und da er ſich, durch ſeine Rückſichten für die Liberalen, die Feindſchaft der entgegengeſetzten Partei zugezogen hatte und die Liberalen ſelbſt, von den Hinderniſſen, die ihm entgegen ſtanden, Nichts hören mochten, mußte er nothwendig fallen.[10]

Herr v. Villele befindet ſich in einer gewiſſen Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm ſtehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienſte aus Frankreich ein Monopol für ſie und ihre Familie machen müſſe. Sie ſehen nicht ein, daß, ſo wie das Herz des Königs ſich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menſchen von ihm verlangte, die ſeinen Bruder verurtheilt hatten, eben ſo der Geiſt des Königs ſich verletzt fühlen mußte, ſo oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine beſondere Klaſſe machen wollte.

Unbekannt, wie wir ſind, und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweiſen, werden wir ſagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Takt inwohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überſchreitet. Er hatte Herrn Decazes Alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine ſeinem Herzen kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Abſicht *perſönlicher* Beleidigung dabei im Spiele ſey.[11]

---

[10] Die demokratiſche wie die ariſtokratiſche Partei haben beide gleich recht, daß ſie Nichts vom Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Ariſtokratie geben — das iſt die Frage, es gibt kein Drittes. Die engliſche Reichsverfaſſung ſcheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber iſt man auch gewiß, daß die engliſche Revolution vollendet ſey? In dieſem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

Er gewährt Herrn v. Villele Alles, was die Sicherheit ſeines Thrones und die Ruhe ſeines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenſchaftliche Partei geben (und es gibt leidenſchaftliche Menſchen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für ſich allein benutzen wollte (denn das Geſetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengeſtellt, ſehen wir als eine Revolution an), wie es leidenſchaftliche Menſchen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren ausſchließlichen Vortheil zu verwenden gedachten: ſo iſt nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da ſie anfingen, verderblich zu werden, Einhalt gethan, gleichfalls die entgegengeſetzten Folgen des Syſtems von 1820 wird aufzuhalten wiſſen.

---

[11] Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieſes ſogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Ueberſetzer aber iſt es gewiß verſtattet, die Perſönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht, und vollkommene Entſchuldigung für alle, die er geſchehen läßt. Ein König iſt auch ein Menſch, nur ein ſchwächerer, weil er tauſend Täuſchungen und Verführungen mehr ausgeſetzt iſt, als ein Bürger. Doch, um dieſe welke Predigt fahren zu laſſen — ich will nur auf Eins aufmerkſam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäiſchen Mächten als viel gefährlicher angeſehen werden, als Napoleon ſelbſt war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verſtand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er ſieht die Ultra-Partei als eine Occupations-Armee an, die wenigſtens wohlfeiler iſt, als eine aus Ruſſen, Preußen und Oeſtreichern zuſammengeſetzte.

Wir glauben, daß Herr v. Villele, wie er es verdient, das Vertrauen ſeiner Majeſtät beſitzt; aber wir ſind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Intereſſen des Thrones und Frankreichs den perſönlichen Anſichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schickſal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns ſo ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzuſagen, was wirklich eintreffen könnte.

Ueber das kindiſche Bedürfniß, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, iſt Herr v. Villele weit erhaben; und ſollte er ſich ſelbſt die Mißbilligung einer gewiſſen Anzahl Menſchen zuziehen, die nur fähig ſind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, ſo wird er dennoch, wir ſind es überzeugt, ſeinem Syſtem der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieſes Alles nur bemerken wollen, um zu beweiſen, daß, wenn ſich der Miniſter von der Mäßigung entfernte, ihn der König ſelbſt dahin zurückführen würde. Es iſt daher eben ſo ungerecht, ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für erſprießlich hält, als es abgeſchmackt iſt, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in ſeiner Macht ſteht, zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einſichten, und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königthume zu vereinigen geſucht. Wenn dieſe Vereinigung nicht zu Stande kam, ſo lag dieſes weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich ſehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie ſelbſt. Herr v. Villele verſucht ſeinerſeits, eine vernünftige Ariſtokratie mit dem Königthum zu verſchmelzen, und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigenſinne jener Ariſtokratie liegen. Man darf ſich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele ſchwieriger iſt, als das des Herrn Decazes; denn, wie der beredſamſte unſerer Schriftſteller geſagt hat: die öffentliche Meinung iſt republikaniſch (**les idées du siècle sont republicaines**). [12] Es bedarf alſo Geiſt und Klugheit, dieſer Neigung die Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Theil der Mannſchaft mit ihm zerfiele, ſo dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Ueberfahrt ſcheitern ſollte. [13]

---

[12] Es läßt ſich denken, daß der Wortführer des Herrn v. Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredſamſten franzöſiſchen Schriftſteller gefunden haben wird; alſo war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieſer heftigſte aller Ariſtokraten ſagt es ſelbſt, die öffentliche Meinung wäre demokratiſch. Ihr ſtimmt dieſer Anſicht bei und dennoch glaubt ihr, die Welt ändern zu können? Man bekommt den Schwindel, wenn man ſieht, zu welchen Höhen menſchlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung iſt der See, und man behandelt ſie wie eine Suppe; Herr Decazes hat ſie zu ſehr geſalzen; Herr v. Villele will ſie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

Uebrigens befürchten wir einen ſolchen Ausgang nicht. Man kann ein ſehr treuer Unterthan, ein ſehr ergebener Royaliſt ſeyn, ja ſogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen Nichts verſtehen, die nothwendig gütlich betrieben werden müſſen. Vielleicht macht ſogar eine lange, freilich durch die edelſten Triebfedern verurſachte, und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abweſenheit weniger fähig, die Geſchäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt. [14] Fern ſey von uns der Gedanke, die Leitung dieſer Geſchäfte, ſelbſt nur in den geringſten Einzelnheiten, in wenig ſichere Hände zu geben: aber immerhin darf man ſie nur geübten Händen anvertrauen. Das iſt, wie uns ſcheint, der Grundſatz des Herrn v. Villele, ein Grundſatz, den ihm die Menſchen, die ihn angreifen, ſchon vorgeworfen haben. Aber ſie werden ihn nicht davon abbringen: denn wenn man es dahin gebracht hat, ſein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man ſich das Zeugniß geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben 15) etwas beigetragen zu haben, läßt man ſich durch Salon-Gemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden iſt, und die, wenn ſie es ja wäre, die Monarchie dieſen vorübergehenden Triumph theuer bezahlen ließe.

---

[13] Der Irrthum des Herrn v. Villele und vieler andern politiſchen Steuerleute unſerer Zeit iſt, daß ſie die Demokratie für die Klippe und die Ariſtokratie für den Hafen anſehen, da doch umgekehrt die Ariſtokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen iſt. Weſſen Schuld iſt es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer ſcheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es iſt die Schuld derer, die es nicht dahin gelenkt.

[14] „Zu belohnende Abweſenheit.“ Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund ſtopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigenthümer der Nationalgüter ſollten entſchädigt werden und das Miniſterium wolle in der nächſten Sitzung der Kammern ein desfallſiges Geſetz vorlegen, um die heißen Royaliſten etwas abzukühlen.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerſtehen, wenn ſie ihn nöthigte, mit ihr zu brechen, ſo geneigt auch die Kammer ſcheint, die Liberalen und ihre Grundſätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abtheilungen der Kammer erſchrecken ſchon im Stillen vor den Ausſchweifungen, zu welchen man ſie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußerſten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Anſprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbeſſerlich iſt: aber die große Maſſe der linken Seite, dem Herrn v. Villele ſo lange abgeneigt, als er es mit der äußerſten Rechten zu halten ſcheint, würde jedem Miniſterium zufallen, das

---

15) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr von Villele die franzöſiſche Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre ſchwer zu errathen, wenn man nicht wüßte, was die Ariſtokratie unter einer verdorbenen Monarchie verſteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, ſehen ſie an, als wären ſie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

ſie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge. 16) Die Menſchen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der beſonnene Theil der linken Seite ſieht den Fehler ein, den ſie begangen, als ſie ein Miniſterium ſtürzen halfen, das ſich den Ausſchweifungen der rechten Seite entgegengeſetzt hatte. Dieſer Umſturz hat ihnen nur die Wahl zwiſchen einer ungeſetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein Syſtem gelaſſen, das die Unterwerfung ſelbſt nicht entwaffnet. 17) Ferner, abgeſehen davon, daß verſtändige und gewiſſenhafte Menſchen gewaltſamen Mitteln nicht geneigt ſind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen ſelbſt gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt. 18) Der 14. Juli

---

16) Das iſt eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht ſchrecken wird. Weder für dieſe noch für die linke iſt eine Kapitulation möglich. Es handelt ſich zwiſchen beiden nicht um materielle Intereſſen, nicht um eine gewiſſe Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis ſich beide Parteien verglichen haben; es handelt ſich um moraliſche, nämlich um ſolche Intereſſen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt ſich um Grundſätze. Frankreich begnügt ſich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert ſie als ſein Eigenthum.

17) Es giebt noch ein Drittes, da zu wählen iſt — eine geſetzliche Revolution, welches das franzöſiſche oder jedes andere Volk, mit Einverſtändniß und Hülfe ſeines Fürſten, zu Stande bringt.

18) Man braucht dieſe Herren nur ungeſtört reden zu laſſen, ſie fangen ſich früher oder ſpäter in ihren eigenen Wortſchlingen. Es iſt nichts wahrer, als was hier behauptet wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt. Aber Leute, die ſelbſt Theile der Regierung ſind, ſollten derlei Wahrheiten fein für ſich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen ſolche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Deklamationen gegen die Demokraten ſind doch lächerlich, denn nicht wer

hat ſtattgefunden, weil Necker Miniſter geweſen, der 10 Auguſt, weil ihn das Girondiſtiſche Miniſterium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Comité des öffentlichen Wohls getheilt war; der 18. Fructidor, weil ſich drei Mitglieder des Direktoriums gegen zwei verſchworen; der 18. Brümaire, weil ſich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buonaparte gegen die drei Uebrigen verbunden; der 31. März, weil ſich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentſetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Miniſterium gewollt hat. Alſo in dem, was am volksthümlichſten, wie in dem, was es am wenigſten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreiſe der Macht; ohne dieſen Stützpunkt geſchieht Nichts, und die Menſchen, welche glauben, daß ſie ohne in der Regierung Verbündete und Gehülfen zu haben, blos indem ſie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebniß herbeiführen können, ſind unruhige

---

eine Revolution wünſcht, ſondern wer ſie zu Stande bringt, iſt der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entſtehen nur, wenn eine Regierung mit ſich ſelbſt zerfallen iſt..... Ich wollte nur zeigen, wie das unvorſichtige Wort unſers Schriftſtellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen iſt, einen Widerſacher zu verwirren, ſo bemerke ich, daß ſich der Vertheidiger des Herrn v. Villele falſch ausgedrückt hat. Er hätte nicht ſagen ſollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt, ſondern: es iſt ein untrügliches Zeichen, daß eine Revolution gelungen, ſobald ein Theil der Regierung ſich ihr anſchließt. Denn wenn ſich die Beamten, Ariſtokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie ſchlagen, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß auf dieſer Seite der Vortheil und die Macht iſt.

Köpfe oder geprellte Narren. Indeſſen hat ſeit dem Sturze des letzten Miniſteriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Uebergewicht erlangt, um das ganze jetzige Miniſterium an der Befolgung eines Syſtems zu verhindern, das einige Perſonen ängſtlich zu machen ſcheint. Auf der linken Seite ſelbſt gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verſtändigen Vergleichs zur Heftigkeit zwingt, und die nach einem geordneterem Syſteme ſchmachten, und ſich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talents jeder Verwaltung anſchließen würden, die ſie aus ihrer peinlichen Lage befreite. Von dem linken Centrum, das weſentlich die Ruhe liebt, wäre dieſes noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnißmäßigen Antheil der Macht und des Einfluſſes im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux ſteht jedem Miniſter, der nur nicht Contre-Revolutionär iſt, viel näher, als er dem General Demarçay ſteht; und Herr Royer-Collard würde ſich beſſer mit einem Manne von Geiſt, der halbconſtitutionell wäre, verſtehen, als mit Herrn Tarayre. 19)

---

19) Namen, nichts als Namen! Das iſt die ewige Verblendung der Ariſtokratie. Sie verſtehen ſich nur auf Menſchen, nicht auf die Menſchheit und verwechſeln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereigniſſe, meinen ſie, entſprangen aus kleinen Quellen, die man nur zu verſtopfen brauchte, um den Geſchichten ein Ende zu machen. Von den Schleuſen des Himmels haben ſie keine Ahnung, und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden ſie ſagen: *das iſt eine Intrigue* und hingehen, ihrer Quelle nachzuſpüren. Ich glaube wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Conſtant, Foy, Laffitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei ſtürben

Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß nicht alle genannten Mitglieder der Oppoſition reine Abſichten hätten: aber es iſt offenbar, daß, wegen der Art ihres Geiſtes, wegen der Reden, die ſie führen und der Wirkung, die dieſe hervorbringen, das linke Centrum ſich nicht mit ihnen befreunden kann.

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausſchweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu ſtimmen genöthigt iſt, dieſelbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerſte Rechte. Herr Lainé iſt eben ſo betrübt über die Deklamationen des Herrn Dupleſſis Granedan, Herr Maine de Biran ſeufzt eben ſo laut über die ausſchweifenden Reden des Herrn Dudon, als Herr Benjamin-Deleſſert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewiſſer Glieder der linken Seite. Allein ſo wie die Gemäßigten des linken Centrums, ſeitdem die Kammer in zwei entgegengeſetzte Hälften getheilt iſt, geneigt ſind, mit Allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinſchaftliche Sache zu machen, weil ſie zur Rechten die Contre-Revolution ſehen, ſo ſchließt ſich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie 20) zur Linken ſieht. Ein Miniſter, welcher die

---

daran — die Ariſtokraten würden ſich die Augen reiben und ſagen: Gott ſey Dank, es war Alles nur ein Traum; heute iſt Hirſchjagd im Walde von St. Germain!

20) Nicht die Revolution, die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das ſah man ehemals in Frankreich, das ſieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens iſt die grammatiſche Liſt, Revolution und Mordbrennerei

verſtändigen Parteien von dieſen zwei Geſpenſtern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angeſehen werden. Das iſt die Rolle, die Herr v. Villele ſpielen kann. Die Kammer iſt müde, ſich für Hirngeſpinnſte zu bewegen, und da das Wahre ſich nur in der Mäßigung findet, ſo braucht die Mäßigung nur zu erſcheinen und alle Welt ſchließt ſich ihr an. Herr v. Villele iſt tauſendmal ſtärker, als es ſich diejenigen einbilden, die, weil ſie ihm das Miniſterium geſchafft, glauben, er müſſe es zu ihrem ausſchließlichen Nutzen bewirthſchaften. Wenn ein Mann nur durch eine Faktion gehoben wird, muß er ſich von dieſer Faktion leiten laſſen und heftiger ſeyn, als ſie ſelbſt: mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntniſſen zur Macht gelangt, iſt es etwas Anderes.[21] Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Miniſteriums nur der ausgeſprochenen royaliſtiſchen Meinung einen Triumph verſchaffen wollen, ſo würde er auf der nämlichen Bank, aber gerade an dem, dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengeſetzten Ende, eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verſchafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überſchreiten wird.

---

als gleichbedeutend darzuſtellen, von keiner Wirkſamkeit mehr. „Unſere glorreiche Revolution,“ ſagen die redlichſten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzoſen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

[21] Dieſen Satz zu widerlegen, iſt die Sache des Herrn v. Peyronnet.

V.

Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde. *

> Ich dich ehren? wofür?
> Haſt du die Schmerzen gelindert
> Je des Beladenen?
> Haſt du die Thränen geſtillet
> Je des Geängſtigten?
>
> Göthe's Prometheus.

Die mißtrauiſche Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging ſogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geſtändniß der Verfaſſerin las, daß ſie an orthographiſchen Fehlern leide, und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wiſſe. Bei einer gebildeten Frau iſt die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geſchrieben, ſelbſt in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzoſen, würden dieſe Briefe eines Kindes die höchſte Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutſches Werk ſind ſie von noch größerer Bedeutung. Iſt es doch

---

* Geſchrieben in Auteuil bei Paris, im Sommer 1835.

das erſtemal, daß wir deutſchen Geiſt, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See, bei günſtigem Winde, mit geſchwellten Segeln ſtolz dahin fahren ſehen. Soll uns das nicht freudig überraſchen, uns, die wir die deutſchen Schiffe nur immer im Hafen ſahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Göthe iſt der Anker dieſes Schiffes! Bettina würde ſagen: er iſt mein Polarſtern, mein Magnet und mein Steuermann. Geſchwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Göthe iſt der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, ſchwere und träge Eiſen, ſo oft das Schiff ausgeſchlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewiſſe, getragen von dem Schwankenden, unter ſich den Abgrund, hinter ſich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Geſtaltung!

Betet dieſes Kind an, denn der Himmel iſt in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina iſt nicht Göthe's Engel, ſie iſt ſeine Rachefurie.

Einſt vor vielen Jahren ſchmolz wieder einmal der Schnee in unſerem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen ſproſſenden Geiſtern einer hervor, mit tauſend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter ſprachen: dieſen Dichter wollen wir ehren durch unſere Gunſt denn er wird uns verherrlichen, uns und ſein Vaterland, und ſein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch ſeiner gedenken in unſerer Höhe. Sie ſendeten dem Dichter einen ihrer vertrauteſten Geiſter herab, ein holdes, zauberiſches Weſen, das ſich in irdiſcher Geſtalt ihm näherte. Die ſchönſten Blumen, die ſüßeſten Früchte brachte ſie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und ſang ihm vor mit Harfenſtimme von ihrem Heimathlande, wohin ſie ihn zu führen verſprach. Göthe fühlte ſich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er: denn Göthe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Haſſe erkannte er allein das Leben.

Göthe ſchlug Mignon todt mit ſeiner Leyer, und begrub ſie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den ſchönſten Liedern. Die Todte verſprach er ſich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umſtänden, und ſo oft ihn die Optik, Karlsbad, und ſeine gnädigſte Herrſchaft nicht in Anſpruch nähmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte ſie, dann ließ ſie ihre Hülle ſinken und entſchwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief ſie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunſt der Götter verſchmäht! Du haſt mich nicht geliebt als Jüngling, ſo ſollſt du mich lieben als Greis: du haſt mich nicht umarmt in den Tagen deiner

Kraſt, ſo ſollſt du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht: du haſt mich von dir geſtoßen, da ich deine Luſt wollte ſeyn, du ſollſt mich an deine Bruſt drücken, wenn ich deine Qual werde ſeyn. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einſt erſcheine ich dir wieder.

Und wie ſie gedroht, vollſtreckte ſie. Nach vierzig Jahren kam ſie wieder und nannte ſich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, ſie ſpotte ſeiner: er liebte ſie und ſie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz, und war ſehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer ſolchen, wie ſie in Deutſchland Keiner findet: dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlt es ihr, ſonſt wären ihre Briefe den intereſſanteſten franzöſiſchen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutſche Sevigné, nur verſchönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutſche Nation über die franzöſiſche erheben. Die Verfaſſerin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtiren, ſowohl Zeiten als Menſchen, welches ſich mit ihrem nationellen Talente, zu idealiſiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, ſie gründete eine Unterrichts-Anſtalt für die hiſtoriſchen Profeſſoren der deutſchen Univerſitäten, welche die Kunſt beſitzen, ſehr gute Geſchichtsbücher zu ſchreiben, aber nicht die Kunſt, ſie leſen zu machen. Es wäre eine Kochſchule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen

Victualien der deutſchen Literatur, alles Zähe, alle Säure und ſaure Luft zu vertreiben ſey, damit ſie zur wohlſchmeckenden und geſunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfaſſerin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie ſie Freiheit des Geiſtes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflöſung des Räthſels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, ſie gehörte zu den unterdrückten Volksklaſſen, ſie war alſo Weltbürgerin, und dieſes bewahrte ſie vor der Engherzigkeit und der Philiſterei, von der ſich der Proteſtant Göthe, deſſen Familie zur herrſchenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Göthe, den größten Dichter, zum kleinſten Menſchen? Was ſchlang Hopfen und Peterſilie durch ſeine Lorbeerkrone? Was ſetzte die Schlafmütze auf ſeine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältniſſe, zum feigen Philiſter, zum Kleinſtädter? Er war Proteſtant, und ſeine Familie war rathsfähig. Er war ſchon ſechzig Jahre alt, ſtand auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhms, und Weihrauchwolken unter ſeinen Füßen wollten ihn trennend ſchützen vor den niedern Leidenſchaften der Thalbewohner: — da ärgerte er ſich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätsſalbader“, die den Juden das Wort ſprächen. Ja, der Gott ärgerte ſich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umſchläge auf ſein gichtiſches Herz legen und ihn beſchwichtigen, wie einen leidenden, mürriſchen Onkel!

Bettina liebte Göthe, wie einſt Petrarca ſeine Laura: ſie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Göthe, ſie kniete in ihm: er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Göthe war König, nicht der gemeinen noch der vornehmen Geiſter, ſondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literariſchen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoiſten: verſchmähend Alles, was Allen, haſſend das, was den Beſten gefiel. Er beſchützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ ſich von ihr bewachen.

Er ſchrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten ſammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, ſind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernſteren Beſchäftigungen ihr hohes Intereſſe nicht verläugnen: nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke.“ Wenn Göthe für Original-Skizzen dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit ſeines Dankes zweifeln. Wären dieſe Briefe nicht Original-Skizzen geweſen, ſondern an Alle geſchrieben, gedruckt, dann hätte ſie Göthe unleidlich gefunden. Daß er ſie, ſelbſt in ihrer ausſchließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verſtanden, mußte er in ſeinem Geiſt, wir zweifeln nicht daran, ſie als orientaliſche Poeſie angeſehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieſer Vorſtellung begreiflich und verzeihlich. Dieſe Weiſe der Anſchauung und des Urtheils war begründet in Göthe's innerſter Natur. Feuer, das Nichts verzehrte, Licht, das Nichts beleuchtete, Wärme, die Nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die ſondern und ſperren, ſah er allein das Leben. Stoffloſes Feuer, farbenloſes Licht waren ſeinem Herzen unverſtändlich, und ſeinem Verſtande, ſeiner Wißbegierde nur als eine Seltſamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einſt Ludwig **XIV.** einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeiſtert aus: es iſt doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Perſonen Göthe groß gefunden und bewundert, nur weil er ſo gnädig war, ihnen zu ſchreiben, weil er einen Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu dieſen eiteln Enthuſiaſten gehörte Bettina nicht; ſie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu ſeyn. Aber wie konnte ſie Göthe lieben und bewundern? Es iſt das Geheimniß der Apokalypſe, man kann hundert Auslegungen verſuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höheſinn und eine unſtillbare Kletterluſt. Sie kletterte an Göthen hinauf, wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte ſie, ſie hätte oben die Wärme gefunden, und die ſchöne Ausſicht, die ſie auf der Höhe gewann, ſie glaubte, die Höhe hätte ſie geſchaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, ſo oft Göthe es berührte, wähnte ſie, von ihm käme ſeine Gluth. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Waſſer in ihre Flamme ſprizte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend, ſtatt anzufachen, dann kam Bettina zur Beſinnung und ſie erkannte Göthe, und ſie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an ſeine eiſerne Bruſt.

Wem hätte Göthe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tauſende erquicken, wenn ſie Folgendes leſen, was Bettina, überwältigt von ihrer ſich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Göthe ſchrieb. Kinder ſagen die Wahrheit und Narren verbreiten ſie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit dieſem Kinde, ein Narr mit dieſer Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergeſſen werde, die Art, wie ſie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeſchrieben für dich. Die Leute ſagen, du wendeſt dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern iſt, gerne ab; wende dich in dieſem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinſcheiden ab, lerne ſie kennen, wie weiſe und liebend ſie gerade im letzten Augenblicke war, und wie gewaltig das Poetiſche in ihr.“

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich beſinnen ſollteſt über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachſpüreſt, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in ſo eifriger Correſpondenz gegen Sömmering behaupteſt; ſag mir aufrichtig, werde ich dir ſo wichtig ſeyn, als ein ſolcher todter Knochen?“

„Ich möchte zum Wilhelm Meiſter ſagen: Komm, flüchte dich mit mir jenſeits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unſer Schwert wetzen, und das Lumpenpack von Komödianten vergeſſen, und alle deine Liebſten müßten dann mit ihren Prätenſionen und höhern Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wieder kommen, ſo wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht ſeyn, und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem ſonnenverbrannten Marsantlitze ſchaudern.“

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine ſchöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebſt ohne Kunſt und ohne feines Taktgefühl, ſo ganz wie dich Gott geſchaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein ſo kühler Brief ankommt, wo ich mich beſinnen muß, was ich denn gethan habe.“

„Ach du haſt einen eignen Geſchmack an Frauen. Werthers Lotte hat mich nie erbaut, ſo geht mir's auch mit Wilhelm Meiſter; da ſind mir alle Frauen zuwider, ich möchte ſie alle zum Tempel hinaus jagen.“

„Ach, Göthe, laß dir keine Liedchen vorlallen, und glaube nicht, du müßteſt ſie verſtehen und würdigen: ergib dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willſt du alles Göttliche ordnen und verſtehen, wo's her kommt und hin will.“

„Ja, das hat Chriſtian Schloſſer geſagt: du verſtündeſt keine Muſik, du fürchteteſt dich vor dem Tod und habeſt keine Religion.“ Und, in einem langen herrlichen Briefe über Muſik, erzählt Bettina, ſo oft ſie ſpiele oder ſinge, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteſte, freudendurchdrungenſte Mitgefühl. Dann ſpricht ſie fortfahrend zu Göthe: „Dieſe beiden kleinen Thierchen haben ſich der Muſik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem ſie ihre Exiſtenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der ſich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habeſt keine Religion? Du, deſſen Werke, deſſen Gedanken immer an die Muſe gerichtet ſind, du lebteſt nicht im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?“

„Du biſt ein koketter zierlicher Schreiber, aber du biſt ein harter Mann: die ganze ſchöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, ſo freundlich du biſt, ſo kalt biſt du auch.“

Einmal ſchickte Bettina Liebes-Aepfel an Göthe. Darauf ſchrieb er ihr: er habe ſie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, an's Fenſter in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angeſtellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte dieſen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch ſo gern Geſchenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er ſo gern Geſchenke nahm, ja oft erbettelte: Göthe war der ärmſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er beſaß, und er beſaß nur, was unter ſeinen Augen ſtand, was er mit den Händen faſſen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantaſie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnſucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Menſch, kein großer Fürſt, kein Gott hat je eine ſeelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als ſie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe ſind Gebete des Geſchöpfes an ſeinen Schöpfer, jedes Wort zu ſeiner Verherrlichung. Ein Gott ſelbſt hätte ſolche Lobpreiſungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und geſagt: ich will werden, was ich ſcheine. Wie aber nahm ſie Göthe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann ſchickte er ſie ihr gekocht zurück. Die Proſa ihrer Briefe putzte er in Poeſie, machte Sonette daraus, und beſang und verherrlichte ſich ſelbſt, mit der erſtaunenswürdigſten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft ſein Diener und berauſcht ſich ſelbſt; aber Göthe hat einen ſtarken felſenfeſten

Kopf: er kann Fäſſer ſeines Lobes austrinken, und es ſchwindelt ihn nicht, und er wankt nicht.

Göthe hatte weder Sinn noch Geiſt für edle Liebe, er verſtand ihre Sprache nicht, noch ihr ſtummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt: und ſelbſt in dieſer galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Göthe müde war vom Stolze, ward er eitel, ſich auszuruhen. Man muſtere die liebenden Paare, die durch ſeine Dichtungen ſtreichen, loſes Geſindel, das in allen Reichsſtädten dem Konſiſtorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe iſt ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecheriſcher Wunſch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen ſind Maitreſſen, ſeine geliebten Männer Günſtlinge und bezahlt. Die Liebeswirthſchaft in Wilhelm Meiſter hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele geweſen.

Göthe fürchtete ſich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Geſpenſt. Er ſchlug ſie todt auf ſeine gewohnte Weiſe. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtſchaft. Er ſtellte die Liebe in gutverſtöpſelten Gläſern in ſein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Göthen von ſeinen Kinderjahren, was ſie von ſeiner Mutter gehört: „Einmal ſtand Jemand am

Fenſter bei deiner Mutter, da du eben über die Straße herkamſt mit mehreren andern Knaben; ſie bemerkten, daß du ſehr gravitätiſch einherſchritteſt und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten ſehr ſonderbar von den andern Knaben auszeichneteſt. Mit dieſem mache ich den Anfang, ſagteſt du, und ſpäter werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen.“

Knaben, die ſich gerade halten, werden Männer, die ſich bücken, und darin hat ſich Göthe ausgezeichnet, er hat ſich tief gebückt vor Allen, die ſich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In ſeiner Kleidung war er nun ganz entſetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten beſorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weſte, ſtellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, ſeidne Strümpfe, die er ſchon angehabt hatte, Schuhe u. ſ. w. Auf den dritten kam alles vom feinſten, nebſt Degen und Haarbeutel. Das erſte zog er im Hauſe an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Galla.“

Göthe war ſtolz und hochmüthig, aber alle ſeine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und iſt man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit ſind verzauberte Prinzeſſinnen. Gar manchen Rieſen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und

Waſſer geben, über einen Draht reiten, um ſie zu erlöſen. Aber Göthe iſt auch kein Dichter: die Muſe war ihm nie vermählt, ſie war ſeine Dirne, die ſich ihm hingab für Geld und Putz, und Baſtarde ſind die Kinder ſeines Geiſtes.

Ja, wahrlich, Göthe mußte, um ſeine Freundin erträglich, um ſie nur begreiflich, und in ſeinem Naturalien-Kabinet ein Schubfach für ſie zu finden, ſie als ſeine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre ſchöne Begeiſterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod, Göthen anvertraut, und von ihm Verſtändniß, Erwiederung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närriſche Kind, das ſeiner Puppe ſeine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein ſo bedeutender Mann als Göthe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondriſche Einbildung hat, das Herz wäre von Glas, und müſſe brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Göthe hatte eine fixe Idee, ſo traurig als man nur je eine im Irrenhauſe fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Menſch, aber für Göthe galten die Futterale ſelbſt als Kleinodien: innen die Koſtbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er ſie als eingeſchloſſene Diebe, die ſeinen Schatz bedrohten. Göthe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunſtliebe, ſeine Verehrer nannten es Kunſtkennerſchaft, Sachdeutlichkeit. Aber es war eine betrübte

Kunſtliebe, eine lächerliche Kunſtkennerſchaft und eine wahnſinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunſtwerk iſt der ſterbliche Leib eines unſterblichen Gedankens, die Verſinnlichung des Ueberſinnlichen. Aber für Göthe war ein Kunſtwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas ſich darin rühren, floh er entſetzt davon, ihm ſchauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimniſſe mehr. Göthe's ehemaligen Miniſter und Günſtlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach deſſen Tode nicht verrathen; aber mögen ſie ſchweigen, ſo tief ſie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Göthe's Quälgeiſt war, und daß ſie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Beſuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeiſterung, ihrer Schwärmerei, ihrer ſchattenloſen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternſchnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantaſie konnte Göthe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in ſeiner Gemälde-Gallerie, nicht in ſeinem Naturalien-Kabinette wollte ſie ſtill halten, ja aus dem feſteſten unterirdiſchen Gedichte wußte ſie zu entſpringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Troſtloſigkeit auf kurze Zeit ſchützte, war, daß er ſie wie Sand auf eine Glastafel ſtreute, und ſie zu Chladniſchen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte ſie anſchwindelnd getanzt bis zur willkommenen Geſtaltung — ein Lüftchen, und ſie ſtäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin ſie mit Göthe von Muſik, von Liebe, von der ſchöpferiſchen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode geſprochen, ſchrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun Deinen letzten Brief zu den andern lege, ſo finde ich abermals mit dieſem eine intereſſante Epoche abgeſchloſſen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwiſchen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und muſikaliſchen Anſichten, haſt du mich zu dem Tempel des Mars geleitet." Um den Lichtwechſel und den launiſchen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er ſich das Herz als einen engliſchen Garten vorſtellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Prieſter des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig ſchlafen konnte!

Göthe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verſtanden, das Unendliche und die Ewigkeit verſtand er nicht: aber unſterblich iſt nur, wer die Unſterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie ſie Göthe in ſeinem viel geprieſenen Fauſt dargeſtellt: Göthe hat Gott und Teufel nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen. Dort iſt Gottes Weisheit, fünf gerade ſeyn laſſen: und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr iſt.

Hätte Bettina die ſchöne Muſik ihres Herzens vor rohen Ohren hören laſſen, vor einem Philiſter ihrer Vaterſtadt, vor einem Sachſenhäuſer, der aus dem Aepfelwein ſeine

Begeiſterung ſchöpft — es hätte uns gewundert; aber nicht verdroſſen. Wir hätten gedacht: ſie iſt ein Sonntagskind, die einen edlen Geiſt da erkennt, wo wir Wochenmenſchen nur die rohe Hülle ſehen. Aber daß ſie ſich Göthen zugewendet, der ſeinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geiſtern den Schatz einſchließt; den jeder Alltagsmenſch begreift, nach ſeinem vollen Werthe ſchätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er ſein eigener Hintergrund iſt — das betrübt uns.

Göthe hat nur verſtanden, was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verſtehen. Nicht die Natur, nicht den Menſchen faßte er. Er zerſtückelte das Leben in ſeine Glieder, in ſeine einzelnen Organe und zeichnete ſie ſehr richtig, wie in den beſten anatomiſchen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in ſeinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber ſetzt ſie nur zuſammen, macht einen lebendigen Menſchen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in ſeinen Dichtungen, aber geriſſen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Göthe lebt nur in ſeinen Liedern, da allein iſt er ganz und vollſtändig; denn das Lied iſt die Scheidemünze der Poeſie, die ſich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechſelt werden kann.

Bettina iſt ein reichbegabtes, gottgeſegnetes Kind, das wir lieben und verehren müſſen. Sie iſt glückliche Geſpielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; ſie verſtand die Sprache der Stille, der Göthe taub war, und wußte das Mienenſpiel der ſtummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, ſie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch iſt ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Mährchen. Göthe's Nachwelt iſt auch die ihre, ſie richtet beide. Wird Göthe verurtheilt, iſt Bettina freigeſprochen, wird Göthe freigeſprochen, iſt Bettina ſchuldig. Göthe nannte ſie eine Närrin, und er wußte wohl; denn Bettina ſelbſt ſagt es: „Narrheit iſt die rechte Scheidewand zwiſchen dem ewig Unſterblichen und dem zeitlich Vergänglichen.“

Göthe wagte ſich nicht zu berauſchen im Weine der Begeiſterung. Er hätte Waſſer in den Nektar ſelbſt gemiſcht und ihn wie Arznei getrunken, in Maaß und Zeit.

Bettina beſiegte Göthen, aber nicht wie die Liebe beſiegt; er floh vor ihr, und ſo eilig und angſtvoll, daß er nicht einmal ſeinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, ſie ſpendet uns auch das Licht der Nacht. So ſoll auch der Dichter ſeyn: ſüß dem Freudedurſtigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das erſtere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an ſeinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbſtſucht, der Liebloſigkeit geſchmeichelt; darum lieben ihn die Liebloſen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet ſeyn könne, freiſinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbſtling;

wie man alle Laſter haben könne ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geiſt rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anſtand ſündige, und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine ſchöne Kunſtform veredle. Und weil er ſie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Göthe hat ſich mit wenigen Worten treffender und wahrer geſchildert, als es irgend ein Anderer vermöchte. Er ſagt in ſeinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen." So war Göthe immer und überall, ſo hat er ſich gezeigt in allen ſeinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menſchen ſich gegen ihre böſe, tyranniſche Natur empören, ſich von ihr frei zu machen ſuchen, war es Göthe's Weisheit, ſich ihr zu unterwerfen mit Lakeien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunſttödtende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechſelte, wie Alles wechſelt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitäts-Narr und die Bequemlichkeit war ſeine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum feſtgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, ſein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach ſeinem Tode; denn über ſeine Leiche muß es ſchreiten, will es zu ſeinem Ruhme und ſeinem Glücke kommen.

Blind iſt jede Liebe, aber blinder hat ſie ſich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Göthe's, hat ſeine Blöße gezeigt, hat ſeine geheimſten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb ſich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; ſie hat ihm manchmal den Kopf gewaſchen, aber das Herz konnte ſie ihm nicht waſchen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte ſie ſtatt zu Göthe für ihn gebetet, gebetet mit ſeinen eigenen ſchönen Worten:

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berichtigungen.

Seite	46	Zeile	5	von	unten	ſtatt	„jene Pflichten“ ſoll heißen „ſeine Pflichten.“
„	61	„	13	„	oben	„	betrubt — getrübt.
„	104	„	7	„	„	„	beſchäftigten — ſehr beſchäftigten.
„	172	„	15	„	„	„	Druckſchrift — Denkſchrift.
„	192	„	2	„	unten	„	ungeſchlagenen Tugenden — umgeſchlagenen Tugenden.
„	208	„	2	„	oben	„	Männerwürde — Männerſtimme.
„	266	„	4	„	„	„	und — um.
„	358	„	17	„	„	„	Bibliothekare — Leihbibliothekare.

Die Spende.

Eine
Auswahl von Aphorismen, Epigrammen,
Anekdoten, Bemerkungen ꝛc. ꝛc.

Mit einer Vorrede von Dr. Börne.

Herausgegeben
von
Bernhard Reinwald.

*

Offenbach,
gedruckt bei Carl Ludwig Brede.
1823.

Seinem

ſo großherzigen als geiſtreichen Freunde

Herrn

Wilhelm Speyer

aus

innigſter Hochachtung und Liebe

gewidmet

vom

Herausgeber.

Die Beſcheidenheit des Herrn Herausgebers dieſer Sammlung: »zu verſchweigen, daß er ſie veranſtaltet, mit dem Geldertrage derſelben den Armen ſeines Wohnortes beizuſtehen« — wird von der größern bedeckt, daß er mich erſuchte, eine Vorrede dazu zu ſchreiben. Ich ziehe dieſe weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel ſelbſt nicht wiſſen, deſſen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm ſeit zweitauſend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel ſeyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erſcheint jeder, unanſehnlicher Geſtalt, der, für die Armen nur ſprechend, ſich dem zur Seite ſtellt, der für ſie handelt. Aber in unſern heißen Tagen iſt die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pauſe zwiſchen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch ſelten mehr ſpricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und beſtreben uns nicht, und verſtehen es nicht, ſie zur ſchönern Kunſt zu erheben. Das beweinenswürdige Geſchlecht! Es iſt tugendhaft im Schweiße ſeines Angeſichts, und ſpielend ſchlecht, ſtatt daß den glücklichern Menſchen einer beſſern Zeit die Tugend eine feſtliche Freude war, und das Laſter der Wochentage ſauere Mühe. Der Eigennutz iſt der Dünger unſerer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber iſt, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und ſobald er ſtill iſt, regt ſich nichts mehr in uns. Unſere Wohlthätigkeit iſt nur eine beſſere Polizei, und man iſt noch nicht gut, wenn man beſſer iſt, als die. Wohlthaten ſind jetzt ſo unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erſt die Freude beginnt, mit der Noth aber unſer Erbarmen endet. Wir ſind nur der chriſtlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die ſchönere der Mitfreude iſt uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergeſſen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber ſiebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum beſten aller Könige? Daß er nicht gewünſcht, alle ſeine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, ſondern ein Huhn einmal jede Woche. Dieſe engherzige Zeit hat es als eine ſchöne Erfindung der Menſchenliebe geprieſen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordiſche Suppen daraus bereitet! Fromme Chriſten, wenn ſie ihre Erben beneiden, laſſen Spitäler bauen, und ſorgen dafür, daß jedes ſieche Daſeyn gefüttert und gefriſtet werde, damit ja kein raſcher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauſpielhäuſer zu errichten, damit das arme

Volk eine geiſtige Freude habe, worin es ſeine trockne Kruſte tunke, das ſiel noch Keinem ein! Glücklich nur iſt in unſern Tagen, wer Courfähig oder Spitalfähig iſt; wer aber mit unbiegſamen doch geſunden Gliedern in der Mitte wandelt, ſucht vergebens eine Blume der Freude im unumzäunten Garten; man ſpendet ihm erſt getrocknete Apothekerkräuter, wann er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben friſten, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Broſamen der Hofluſt zu verzehren. So gemein proſaiſch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geſchmack, und es iſt wahrlich gut, daß der Himmel die Almoſen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben ſelbſt belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben Ihm die Großen Kinderſpiele und ſüß-

Leckereien, und nahmen Sich den Ernſt und die ſaure Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philoſoph leben, deſſen Vormünder aber ſpielen und eſſen Zuckerbrod. Einem Handwerksmanne des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und ſäße auf der Dreibatzengallerie unſerer Theater, müßte zu Muthe ſeyn, wie einem Flibuſtier, der, nachdem er ſich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingſtmontag für zwei Kreuzer über den Mayn zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich ſchlagen unſere wohlerzogenen, weichen, furchtſame, polizeikommiſſariſchen Herzen ſehr ſtark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Veſpaſians neunzigtauſend Zuſchauer unentgeldlich geſeſſen, und daß es unter dieſen Umſtänden faſt nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientaliſchen Majeſtät requirirte Reiſende nach beendigtem Schauſpiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unſerer ſchönern Zeit, wo über je drei Menſchen vier Aufſeher geſetzt ſind, und wo nur noch Seelen in der Einſamkeit zerquetſcht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Chriſtenthum rühmt ſich, die Sklaverei abgeſchafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die ſich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt alles eine Haut wie Sammet ſo weich und fleckenlos wie Schnee, und darunter ſitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menſchen des Alterthums nicht glücklicher als die geiſteigenen unſerer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindſchaft, aber ſie genoſſen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; dieſe, verwaiſt und frei aller verwandtſchaftlichen Bande, ſind verlaſſen und der launiſchen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigſtens lebendigen Geſchöpfen unterthan, dieſe ſind lebloſen Sachen unterworfen, ſie ſind Sklaven ihrer Beſtimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder ſonſt eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie ſonſt ihre Patrone, bei denen ſie in Sorge und Noth Rath und Beiſtand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und deſſen Gabe beſchämt, weil ſie durch Liebesdienſte dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verſchenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menſchheit wäre das Glück zugemeſſen und zugezählt, und über dieſes Maas und dieſe Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menſchen ſich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müſſe der Andere entbehren. Dieſer Wahn entſpringt aus der ſchwachen und eiteln Geſinnung unſeres Geſchlechts. Millionen Menſchen müſſen ſo viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die ſie genießen, ſie nur dann genießen, wenn Millionen ſie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre iſt die Folie, die der

Loge Glanz gibt, und jeder Caſino-Ball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei ſeyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu beſcheinen, und leuchtet ſich nicht aus, wenn noch Milliarden Menſchen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unſere Wohnungen Fenſter haben. Wollt Ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiſte Freiheit herrſcht, hat man die Wahl, taub, ſtumm oder blind zu ſeyn, aber alle ſeine Sinne zugleich zu gebrauchen, iſt nur denen erlaubt, die ſich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle ſteht, und das Glück erwartet, geht dieſes auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schickſal neckt ſich gern mit einfältigen Menſchen: den Füchſen unter ihnen ſetzt es das Glück in enger Flaſche, den Störchen auf flacher Schüſſel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menſchen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüſtet ſey und nie verdurſte; doch dieſe angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das iſt die Quelle der Armuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatsſophiſten prahlen damit, wie ſich der menſchliche Geiſt ſo herrlich hoch hinaufgeſchwungen, und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menſchen arbeiten. Die Unglückſeligen wiſſen nicht, daß darum auch jeder Gewinnſt von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menſchen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menſchen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Feſttage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unſer geſellſchaftliches Leben iſt ein Schachſpiel: Könige wie Bauern ſtehen hölzern auf dem ihnen angewieſenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeſchriebenen Wege, und ſind ſich einander gleich an Dienſtbarkeit, noch ehe ſie der Tod in ſeine Schachtel wirft. Frei ſind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe ſpringen, und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieſer Einrichtung mag wohl Herr Fouque zufrieden ſeyn, der ſelbſt ein Ritter iſt; aber kein Bauer kann es, kein König ſollte es ſeyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Götterſucht dieſes Zwerggeſchlechts gebracht! Sie haben die Menſchen unter einander geſtaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht, ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem ſie damit fertig geworden, haben ſie ſelbſt die lebloſen Dinge unter einander geordnet, und eine Ariſtokratie der Sachen eingeführt. Selbſt die alte ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben ſie abgeſchafft, weil ihnen dieſe noch zu republikaniſch geſchienen, und haben nur das Feuer monarchiſch beſtehen laſſen, ihm aber Luft, Waſſer und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinüber ſieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrſchen. Dieſe Verhältniſſe aber ſind zu unnatürlich, als daß ſie ohne Kunſt zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß ſie fortbeſtehe, die Liſt zur Gewalt geſellt, und haben den Bürgern, denen ſie jedem einen kleinen Lebensring angewieſen, vorgelogen, dieſer Ring ſey ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menſchen ausreiche; darum möge ſich ja keiner zerſtreuen, und über die Grenze ſchweifen, ſondern jeder ſoll in ſeinem Gebiete bleiben, und es benutzen, und ſein Geſchäft zur größten Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Die leichteſten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anſtrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären ſie die ſchwerſten Verrichtungen des menſchlichen Geiſtes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, ſich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geſelle wandert, ein paar Stiefel machen zu lernen, und das Meiſterrecht, eine Semmel zu backen, wird erſt nach längern Prüfungen zugeſtanden, als man ſonſt zu dulden hatte, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geiſtes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt ſich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbſe aufzuziehen, und Cincinatus, der weder in einer Cadettenſchule noch bei Fellenberg erzogen worden, ſchritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geiſtreichſten Bürger, wenn ſie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegeſellſchaften und am Spieltiſche zu verwenden, und finden nicht Zeit, ſich menſchlich auszubilden.

Ich höre auf, denn ich bin müde — nicht, zu reden, ſondern zu ſchweigen. Da ich nun ſo Vieles von dem, was ich mir für dieſe Vorrede erdacht, verſchwiegen habe (wie die Leſer aus deren Lückenhaftigkeit erkennen werden), wäre ich ein Thor, wenn ich auch noch verſchwiege, was ich nicht verſchweigen muß, ſondern nur ſollte. Nämlich der Herr Herausgeber dieſes Werks hat mir geſchrieben, daß er in die Sammlung fremder auch ſeine eignen Gedanken gemiſcht, und daß er mit einem Romane beſchäftigt ſey; ich möchte aber beides nicht weiter erzählen. Doch gegen ſolche zarte Bitten um Verſchwiegenheit ſind wir abgehärtet, und es bedarf ſtärkerer Bande, uns die Zunge zu feſſeln.

Der Roman iſt in Briefen verfaßt, und wird heißen:

Die Reſidenz Dach.

Ein gut gewählter Name! Zwar iſt Dach Kopf und Fuß einer wirklichen ehemaligen Reſidenz; es bleibt aber immer ein angenehmer, ſatyriſcher

Zufall, daß eine Reſidenz voll O und Ach iſt, und der Umſtand war zu benutzen.

Montmorency
den 18. Juny 1823.

Dr. **Börne.**

Subſcribenten-Verzeichniß.

Alsfeld.

Herr J. H. Waldeck, Kaufmann	1 Ex.

Birkenfeld.

Herr Regierungs-Aſſeſſor G. Reinwald	1 —

Baſel.

Herr J. Holdenecker	1 —

Darmſtadt.

Frau Ewald, geborne Nungeſſer	1 —
Herr J. W. Heyer, Buchhändler	1 —

Frankfurt.

Herr J. B. Baldenecker jun., Tonkünſtler	1 —
„ Elliot	1 —
„ Moriz Flersheim	1 —
„ J. C. Gayl, Muſikhändler	1 —
„ G. L. Geß	2 —
„ M. L. Geß	2 —
„ J. B. Helbig, Muſiklehrer	1 —
„ M. J. Herz	2 —

Herr Carl J. Koch	1	Ex.
Frau Mariana Kraft	2	—
Herr G. F. Kraft	2	
Ernſt Krocker	1	—
= E. Rahlenbeck	1	—
Frau Reichardt	1	—
Herr J. J. Reinach	1	—
= Aloys Schmitt, Tonkünſtler	2	—
= Jacob Schmitt, Tonkünſtler	2	—
= M. M. Schnapper	2	—
= C. F. Schroeter	1	—
= Dr. Stiebel	1	—
= Vogel, Candidat	2	—
= G. L. Worms	2	—

Glauchau.

Herren Herrmann u. Germar	1	—

Göttingen.

Herr A. Bauer, Stud. jur. von Hildesheim	1	—
= Blumenberg, Stud. jur. von Hildesh.	1	—
= W. A. Brandis, Stud. jur. von Hildesh.	1	—
= v. Bothmer, Stud. von Nienburg	1	—
= v. Brankoni, Stud. jur. von Langenſtein	1	—
= Breitenbach, St. jur. von Heiligenſtadt	1	—
= Brenmann, Stud. jur. von Braunſchw.	1	—

Herr	W. Delius, Stud. jur. von Stade	1 Ex
=	H. C. Flohr, Stud. jur. von Hildesh.	1 —
=	A. Flöckher Stud. jur. von Hildesheim	1 —
=	C. Fricke, Stud. med. von Hildesheim	1 —
=	Fr. Gauen, Stud. jur. von Hildesheim	1 —
=	A. B. Gottsleben, Stud. v. v. Hildesh.	1 —
=	F. Hardeck, Stud. v. von Hildesheim	1 —
=	Henke, Stud. theol. von Hildesheim	1 —
=	A. Höne, Stud. theol. von Göttingen	1 —
=	N. Jacobi, Stud. theol. et phil.	1 —
=	Kaiſer, Oeconom aus Bergen bei Zelle	1 —
=	v. Kerßenbrock, St. jur. aus Helmsdorf	1 —
=	K. Kirchhoff, Stud. jur. aus Nienburg	1 —
=	W. Kirchhoff, Stud. jur. aus Nienburg	1 —
=	L. Klopper, Stud. jur. aus Hildesheim	1 —
=	F. Krüger, Stud. jur. aus Hildesheim	1 —
=	H. Kübler, Stallmeiſter aus Göttingen	1 —
=	Fr. Laeen, Stud. v. aus London	1 —
=	Lippermann, Stud. v. aus Göttingen	1 —
=	Conr. Meyer, Stud. jur. aus Hildesheim	1 —
=	v. Mithofen, Stud. aus Burg in Preußen	1 —
=	Neuß, Stud. v. aus Göttingen	1 —
=	G. Pellens, St. j. v. Moritzberg bei Hildesh.	1 —
=	Penon, Stud. med. aus Oſtfriesland	1 —

Herr H. E. **Peters**, St.med. aus Eſens in Oſtfr.	1 Ex
" F. K. **Reinwald**, Stud. jur. aus Hildesh.	1 —
" G. **Ripking**, Stud. med. von Nordheim	1 —
" W. v. **Roſenſtern**, Stud. jur. von Hildesh.	1 —
" F. **Ruſt**, Stud. v. von Hildesheim . . .	1 —
" **Schaefer**, Lieutenant, von Abbenſen . .	1 —
" A. **Schaefer**, Stud. jur. aus Bettendorf	1 —
" F. J. **Schrader**, Stud.med. aus Hildesh.	1 —
" F. **Schroeder**, Stud. aus Hannover . .	1 —
" A. **Schütte**, Stud. jur. von Hildesheim	1 —
" F. **Siegener**, Stud. von Hildesheim .	1 —
" G. **Söhlmann**, Stud. v. von Hildesheim	1 —
" **Ströver**, Stud. jur. von Reinhauſen .	1 —
" **Tielemann**, Stud. med. von Hildesh.	1 —
" G. v. **Baernewock**, St.med. v. Holzhauſ.	1 —
" H. **Vortmann**, Stud.med. aus Hildesh.	1 —
" **Vorwerck** St.med. a. Sorſum bei Hildesh.	1 —
" **Werner**, Stud. med. aus Hildesheim .	1 —
" T. **Witting**, St. d. Forſtw. aus Hildesh.	1 —
" C. **Wolfrom** Stud. cam. aus Hildesh.	1 —
" K. A. **Wüſtenfeld**, St. jur. aus Hildesh.	1 —
" J. **Zeppenfeld**, St. jur. aus Hildesh.	1 —

Hanau.

Herr Joh. **Grill**	1 —
" **Harz**, D. G. Procurator	1 —

Heidelberg.

Herr W. Merz, Stud. jur.	1 Ex.

Hildesheim.

Herr Brandis, Paſtor	1 —
= M. Erlenbach, Domainen-Einnehmer	1 —
= Koken, Kämmerer	1 —
= Krüger, Kloſter-Receptor	1 —
= Niesmann, Caplan	1 —
= Sander, Conrector	1 —
= A. Wedekind, Kaufmann	1 —
Ein Ungenannter	6 —
Ein Ungenannter	1 —

Iſerlohn.

Fräulein Wilhelmine Jäger	8 —

Kreuznach.

Herr J. Fr. Kehr	1 —

Meerholz.

Herr Bechtel, Juſtiz-Canzlei-Advokat	1 —
= Beck, Bauverwalter	1 —

Offenbach.

Se. Durchl. Prinz Victor zu Yſenburg	1 —
Se. Durchl. Prinz Wolfgang zu Yſenburg	1 —
Herr A. André, Hofrath	1 —

Herr J. A. André, Kunſtfärber	1	E
= Becker, Dr.	1	—
= F. Beer, Weinhändler	1	—
= Blachière	1	—
= C. L. Brede	1	—
= F. Brede	1	—
= Breidenbach, Rath	1	—
= F. Buch	1	—
= Cloeß, Conditor	1	—
= Jacob Dezonge	1	—
Frau Deucher	1	—
Herr J. Dick	1	—
= W. Ewald, Weinhändler	1	—
Frau Franziska Fink, geborne Schmidt	1	—
Herr Flach, Steuer-Einnehmer	1	—
= Ph. Fleiſchmann	1	—
= Fulda, Dr.	1	—
= Geldern, Landrath	1	—
= Gervinus, Regierungs-Advokat	1	—
= Gillé, Profeſſor	1	—
= v. Goldner, Geheimer Rath	1	—
= Gölzenleuchter, Weinhändler	1	—
= Grau, Obriſt	1	—
= J. Gunther, Kaufmann	1	—

Herr Hauch, Hofrath	1 Ex.
= J. F. Heſſe, Weinhändler	1 —
= Hoffmann, Inſpector	1 —
= Höfer, Pfarrer	1 —
= Joh. Kellermann, Lichterfabrikant	1 —
Frau Koch, geborne Metzler.	1 —
Herr P. C. Kraft, Tabacksfabrikant	1 —
= Krieger, Direktor	1 —
= Kugler, Geheimer Rath	1 —
= Kugler = Zinn, Kaufmann	1 —
= v. Level, Forſtmeiſter	1 —
= Lendroy, Profeſſor	1 —
= Iſaac Lowengard	1 —
= Marquard, Major	1 —
= Marſchall, Dr. Med. Hofrath	1 —
= Maury, Hutfabrikant	1 —
= Meyer, Hofrath	1 —
= C. Merz, Apotheker	1 —
= Metzler, Geheimer Rath	1 —
= Möller sen., Kaufmann	1 —
= Mönch, Fabrikant	1 —
Frau Neuhof, Hofräthin, geb. Gervinus	1 —
Herr Neuſtetel	1 —
= v. Schienſtein, Obriſtlieutenant	1 —

Herr L. H. Otten	1 Ex.
= Philipp d'Orville	1 —
= d'Orville Fuchs, Burgermeiſter	1 —
= J. P. d'Orville jun.	1 —
= G. Overbeck	3 —
= G. C. Pauli, Kaufmann	1 —
= P. Petri, Fabrikant	1 —
= Pilger, Auditeur	1 —
= J. Pirazzi, Kaufmann	1 —
= Fr. Pfalz, Kunſtfärber	1 —
= Pfeiffinger, Dr.	1 —
Fr. Pfeiffinger	1 —
= Pohl, Amtskeller	1 —
Fräulein Cath. Reichert	1 —
Herr v. Reineck, Geheimer Rath	1 —
= Rödiger, Superintendent	1 —
= Scheid, Hauptmann	1 —
= Scholl, Kaufmann	1 —
= Schuchard, Kammer-Rath	1 —
= Schurer, Dr.	1 —
= Schwaner, Hofrath	1 —
= Simeons, Dr.	1 —
= Spahn, Tonkünſtler	1 —
= Speyer-Ellyſen	1 —

Herr Spieß, Pfarrer	1	Ex.
= D. H. Springer, Kaufmann	1	—
= J. P. Stock, Baumeiſter	1	—
= Stockhauſen, Rentmeiſter	1	—
= Stockmann, Sekretär	1	—
= J. Teufert, Sattlermeiſter	1	—
= S. Trier, Kaufmann	1	—
= Venator, Hauptmann	1	—
= Voigt, Hauptmann	1	—
= Waldeck, Inſpector	1	—
= Ziegler, Kaufmann	1	—
Se. Exc. Herr General v. Zweier	1	—

Orb.

Herr Bayer, Rektor	1	—
= Bopp, Kaplan	1	—
= Ihl, Apotheker	1	—
= Kurrel	1	—

Petersburg.

Herr Heinr. Kirichten jun., Kaufmann	2	—

Selbold.

Herr Beck, Amtskeller	1	—
= A. Derzbach, Kaufmann	1	—

Herr Pohl, Regierungs-Rath	1 Ex.
„ Weitzel, Amtsaktuarius	2 —

Wetzlar.

„ H. Hilbers, Apotheker	1 —

Einige Verlagsbücher von Brede in Offenbach, die von jeder ſoliden Buchhandlung bezogen werden können.

Blicke über das Grab, 8. 12 ggr. oder 45 kr.

Brand, Unterricht und Gebete für katholiſche Chriſten, 8. Auf Schreibpap. 12 ggr. oder 45 kr.
Daſſelbe auf Druckpapier 9 ggr. oder 36 kr.

Deimlings Beſchreibung des Orgelbaues und der Verfahrungsart bei Unterſuchung neuer und verbeſſerter Werke. Ein Buch für Organiſten, Schulmeiſter und Ortsvorgeſetzte, zweite Aufl., gr. 8. 16 ggr. oder 1 fl.

Ewalds fünf Predigten von der Natur und dem hohen Werth der Liebe, 8. 5 ggr. oder 20 kr.

la Fite (Madame de) das Orakel: oder Verſuch durch Frag- und Antwortſpiele auf eine leichte Art die Aufmerkſamkeit der Jugend zu üben, und ſie auf eine nützliche und angenehme Art zu unterhalten. Aus dem Franzöſiſchen, mit Anmerkungen von Crome und einer Vorrede von Madame de la Roche, 8. 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Förſter's (Joh. Chr.) Andachten und Gebete für gutgeſinnte Chriſten zur häuslichen Erbauung. (Ein Pendant zu dem Zollikoferſchen Buch), 2 Bände. Neue unveränderte Ausgabe, gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 36 kr.

Handbuch für Hebammen, enthaltend 1) die einer Hebamme zu wiſſen nöthigen Lehren der Entbindungskunſt; 2) Eine Anweiſung, wie Schwangere, Kindbetterinnen und Säuglinge nicht nur überhaupt zu behandeln, ſondern auch, wie einigen, beſonders eine ſchnelle Hülfe erfordernden Krankheiten und

Zufällen, denen dieſe Perſonen öfters unterworfen ſind, begegnet werden ſoll, vom Dr. Wiebel, 8. 16 ggr. oder 1 fl.

Hauffs Bemerkungen über die Lehrart Jeſu, mit Rückſicht auf jüdiſche Sprach- und Denkungsart. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung deſſen, was Lehre Jeſu iſt, 2te Auflage, 8. 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Hering (J.) Ueber die Lehrart Jeſu und ſeiner Apoſtel, mit Hinſicht auf die Religionsbegriffe ihrer Zeitgenoſſen. Eine von der Haagiſchen Geſellſchaft zur Vertheidigung des Chriſtenthums gekrönte Preisſchrift, 8. 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Hoffmann, J. J., Anleitung zur Elementar-Arithmetik, 2te Auflage 1 Rthl. 16 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Laurent Stark ou Tableaux caracteristiques par Engel, de la traduction de Chastel, Franzöſiſch und Deutſch, 8. 8. 16 ggr. od. 1 fl.

Lavater (Joh. Caſp.) die weſentliche Lehre des Evangeliums: die Gerechtigkeit durch den Glauben an Jeſum; in ſechs Predigten über Apoſtelgeſch. 10. v 43. 8. 6 ggr. oder 24 kr.

— — Nachdenken über mich ſelbſt, 8. 2 ggr. od. 8 kr.

Lied der Nymphe zu Geilnau, von Langbein; in Muſik geſezt von A. Methfeſſel, quer 4. 12 ggr. od. 48 kr.

Recueil (nouveau) des Psaumes et des Cantiques à l'usage des Eglises françoises, gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr. netto.

Ebendaſſelbe durchgängig mit Noten, 8. 21 ggr. od. 1 fl. 20 kr netto.

Reid (Thomas) über die Natur und Heilung der Lungenſucht, 8. 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

La Roche (Sophie von) Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreiſe. Meinem verwundeten Herzen zur Linderung, vielleicht auch mancher trauernden Seele zum Troſt geſchrieben, 8. 1 Rthl. 12 ggr. oder 2 fl. 15 kr.

La Roche (Sophie von) Roſaliens Briefe an Mariane von St.***, 4ter Theil, 8. 1 Rthl. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

— — Roſalie und Cleberg auf dem Lande, 8. 1 Rthl. 10 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Rochlings Unterhaltungen (lehrreiche und anmuthige) für Kinder beiderlei Geſchlechts, zur Bildung des Verſtandes und Herzens, 2 Theile, 8. 16 ggr. oder 1 fl.

— — (phyſikaliſch und moraliſche) für die Jugend. Deutſch und Franzöſiſch. 14 ggr. oder 54 kr.

Roman (der) von einem Jahre oder die Familie zu Bergfeld. Ein Beitrag zur Welt- und Menſchenkenntniß, 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl.

Rush (Benjamin) Unterſuchung über den Einfluß körperlicher Urſachen auf die Moralität. 9 ggr od. 36 kr.

Schedels (J. C.) neues und vollſtändiges allgemeines Waarenlexicon, oder deutliche Beſchreibung aller rohen und verarbeiteten Produkte, Kunſterzeugniſſe und Handelsartikel zunächſt für Kaufleute, Kommiſſionare, Fabrikanten, Mäkler und Geſchäftsleute, aber auch für jeden andern, der in der Waarenkunde unterrichtet ſeyn will. 4te, durchaus umgearbeitete, ſtark verbeſſerte, und mit vielen hundert Zuſätzen und neuen Artikeln vermehrte Auflage, von Dr. J. H. M. Poppe, 2 Bde., gr. 8. 5 Rthl. 12 ggr. oder 8 fl. 15 kr.

Schreibers Beiſpielſammlung (neue deutſche) aus den beſten Dichtern und Proſaiſten. Für Schulen und für alle junge Leute, denen die Veredlung ihres Styls am Herzen liegt, 8. 16 ggr. od. 1 fl.

— — Bemerkungen auf einer Reiſe von Strasburg bis an die Oſtſee, 2 Bändch. 22 ggr. oder 1 fl. 25 kr.

— — hiſtoriſche Gemälde von Griechenland und Rom. Mit 1 Kupfer. 2 Rthl. oder 3 fl.

Schreibers Gemälde im ſanftern Colorit aus dem Leben des Schwarzkünſtlers Fauſt. 10 ggr. oder 40 kr.

— — Pilger (der) Seitenſtück zum Waldbruder im Eichthale. 12. 12 ggr. oder 45 kr.

Schnell's Verſuch einer deutſchen Sprachlehre nach den bewährteſten Gründen für Stadt- und Landſchulen und ihre Lehrer, 2te Auflage, herausgegeben von V. Meidinger, 8. 8 ggr. oder 30 kr.

Sylbenmaaß (von dem) den Versarten, dem Reim und der Declamation. Ein proſodiſches Hülfsbuch für Nichtgelehrte, Anfänger in der Verskunſt, angehende Tonſetzer und Schauſpieler, 8. 1 Rthl. 8 ggr. o. 2 fl.

Tobler's (Archidiakonus in Zürich) verſchiedene zum Theil für die Familienandacht beſtimmte Predigten, gr. 8. 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Ueber den Nutzen und Schaden der bibliſchen Kritik, gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Vorlegblätter (zwölf) zum Schönſchreiben. Nach den beſten bekannten Muſtern für Schulen, auch für den Selbſtunterricht; gr. 4. 16 ggr. oder 1 fl.

Weiſſenbruch's (J. W. J.) ökonomiſches Lehr- und Hülfsbuch: oder praktiſche Anweiſung für Bürger und Landleute; welche lehret: wie Aecker, Wieſen und Gärten anzubauen und zu benutzen, das Vieh zu füttern, vor vielen Krankheiten zu bewahren und wie demſelben mit bewährten Mitteln zu helfen ſey, gr. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl.

— — die einfachſte und leichteſte Bienenbehandlung, nach den bewährteſten Grundſätzen, um daraus den höchſten Ertrag zu ziehen, gr. 8. 6 ggr. od. 24 kr.

White (Thomas) über Skropheln und Kropfe und ihre Heilart, 8. 9 ggr. oder 36 kr.

Erſte Abtheilung.

Die Thorheiten des Tags — merkt euch das Wort! — gebären das Elend der Zeit, und darum iſt es Pflicht, ſie mit allen möglichen Waffen zu bekämpfen.

◆

Unter allen Gunſtbezeigungen ſcheint Natur Verſtand am gerechteſten vertheilt zu haben, denn es gibt Niemand, der nicht mit ſeinem Theile zufrieden wäre.

◆

Die fortſchreitende moraliſche Entkräftung und Verfeinerung wird alle unſere Auſſenſeiten noch ſo abſäubern und ausgleichen, und zwar nach demſelben Geſetze, wornach phyſiſche Schwäche die Hautausſchläge zurückjagt, und in die edleren Theile verweiſt — daß wahrlich ein Engel und ein Satan am Ende in nichts zu unterſcheiden ſind, als im innern Herzen.

◆

Ach, die Philoſophie, die uns die Freude verdenkt, und ſie im Bauriſſe der Vorſicht durchſtreicht — ſie ſage uns doch, mit welchem Rechte denn die glühenden Schmerzen in unſer zerbrechliches Leben traten!

◆

Man macht ſich das Leben immer ſchwerer, je weniger man es Andern erleichtert!

◆

Der Tabakraucher und ſeine Wirthſchafterin.

Sie. Der Ofen raucht doch ganz infam,
Es ſchmerzen mich die Augen beide;
Der muß hinaus!
Er. — — Der bleibt, Madam,
Man laß' dem Ofen ſeine Freude.

Es gibt eine lyriſche Trunkenheit des Herzens, worin man keine Briefe ſchreiben ſollte, da nach einigen Jahren Leute dahinterkommen könnten, denen das Herz und die Trunkenheit zugleich abgeht.

◆

Ich habe Freunde die mich lieben, Freunde, denen ich gleichgültig bin, und Freunde die mich haſſen.

◆

Die Liebe hat ſelten, aber ſie macht oft Langeweile, beſonders die gedruckte. Je weicher, je reiner, tugendhafter, vernünftiger ſie iſt, deſto ſchlimmer für den Leſer.

◆

Es gibt eine ganze Ordnung von Gefühlen, ich möchte ſagen, eine ganze Ordnung von Tugenden, die mit der Kenntniß oder wenigſtens mit dem Geſchmack an der Muſik in Verbindung ſteht; es iſt eine wahre Grauſamkeit, daß man einen ſo großen Theil des Menſchengeſchlechts von dieſen Gefühlen entfernt hält. Die Alten waren der Meinung, die

Völker ſeyen durch Muſik entwildert worden. In dieſer Allegorie liegt ein tiefer Sinn; denn man kann nicht umhin, zu glauben, das Band der Geſellſchaft ſey entweder durch Sympathie oder durch Intereſſe geknüpft worden; und wahrlich, der erſte Urſprung iſt edler, als der zweite!

◆

Verſöhnlichkeit.

Gern verzeihe dem Bruder, und gern verzeiht Dir der Vater.
Geben kannſt Du wie Gott nicht; doch vergeben, o Menſch!

◆

Der Unterhaltungsgeiſt iſt meiſtens eine durch den Verſtand herbeigeführte, improviſirte Betrügerei, die nicht ſelten nachtheilig auf die ächte Aufrichtigkeit des Charakters wirkt.

◆

Daß die Kinder nicht wiſſen, was ſie wollen, darin ſind alle hochgelehrte Erzieher einig: daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdenrunde herumtaumeln, und, wie jene, nicht wiſſen, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen — eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln — eben ſo durch Bisquit, Kuchen und Birkenreiſer regiert werden, das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen!

✧

Es iſt der Triumpf des Verſtandes, vernünftig mit denen zu leben, die keine Vernunft haben.

✧

Nach allen chriſtlichen und heidniſchen Sittenlehren hat der, welcher das Böſe billigt, die nächſte Stelle nach dem, der es thut, und den dritten Platz werden unſtreitig diejenigen einnehmen, die ihm mit Gleichgültigkeit zuſehen. Wie ſtimmt das aber mit dem Sprüchlein, das die Vorſichtigen ſo oft im Munde führen: Was deines Amts nicht iſt, davon laſſe deinen Vorwitz?

Mir wird immer ordentlich bange, wenn einer zu milde, d. h. wenn einer gern tugendhafter ſeyn möchte, als tugendhaft.

◆

An die Grammatiker.

Sagt doch nicht, ein Verbum activum wäre das Lieben.
Verbum paſſivum iſt's. Liebt nur, ihr fühlt es gewiß.

◆

Die drückendſten und unbilligſten Geſetze pflegen am wenigſten beobachtet zu werden. Weil jedermann dabei intereſſirt iſt, ſie zu umgehen, ſo pflegt der Weg um ſie herum ein völlig eingetretener Pfad zu ſeyn. Sollten Geſetzgeber dieſe Wahrheit nicht wohl beherzigen?

◆

Künſtler von reizbarem Temperament ſollten ihren Schöpfungen gleich eine Antikritik beifügen.

Nicht das böſe Gemüth allein führt zu Verbrechen und Elend! Menſchliche Schwachheit iſt die Mutter der meiſten Sünden. Hüte dich vor Nachſicht gegen dich ſelbſt! Hüte dein Herz und deine Sinne vor der Tyranney der gefährlichen Minute!

◆

Wie ſelten guter Rath ſey, ſcheint ſogar die Sprache anzudeuten, denn ſie kennt nicht — gute Räthe.

◆

Nichts erfriſcht mehr das Blut, als das Bewußtſeyn, mit Bewußtſeyn einer Thorheit entwichen zu ſeyn.

◆

Es gehört viel Einſicht und viel Einſehen dazu, um ſehen zu können, wie Jemand ausſieht, d. h. aus ſeinen Augen ſieht. Wie ſchwer das iſt, zeigt ſich täglich bei den Portrait-Malern, von denen viele nicht wiſſen, wie ſie den Geiſt auffaſſen und bannen ſollen, der aus dem Geſichte ſieht, weshalb denn auch oft die trefflichſten Menſchen — nicht getroffen werden.

◆

Gnome.

Die ſchlecht'ſten Früchte ſind es nicht,
Woran die Weſpen nagen.

Nachſatz:

So mancher faule Apfel ſpricht,
Um Gut's von ſich zu ſagen.

◆

Ein Schwärmer ſeyn, iſt nicht ſchimpflicher als ein hitziges Fieber haben; ein Enthuſiaſt ſeyn, iſt das Liebenswürdigſte, Edelſte und Beſte ſeyn, was ein Sterblicher ſeyn kann. Aber freilich, wer wird die froſtigen, lichtloſen, öden und leeren Seelen jemals dahin bringen, dieß zu fühlen!

◆

Eine Menge Bücher gewinnen nur dadurch Beifall, daß die Mittelmäßigkeit der Gedanken des

Schriftſtellers mit der Mittelmäßigkeit der Begriffe des großen Haufens übereinſtimmt.

◆

Die erſte Würze im geſellſchaftlichen Umgange iſt Wahrheit — die zweite, geſunder Menſchenverſtand — die dritte, frohe Laune — und erſt die vierte Geiſt.

◆

Wie es manche Krankheiten gibt, die die Farbe des Geſichts ſo mächtig angreifen, daß nie, oder doch ſpät erſt die der Geſundheit, wie vormals, wiederkehrt: ſo gibt es auch Erfahrungen im Leben, die nie die Farbe des Frühlings wieder in der Seele emporkeimen laſſen.

◆

Es iſt ſehr gut, daß der Kluge nicht eben ſo leicht wieder dumm werden kann, wie der Reiche zum armen Manne.

Aufforderung.

Wie durch ein Pferd — bezeugt Virgil —
Einſt Priams hohe Veſte fiel.
Will Keiner von den Beſten ſingen,
Die gar durch Eſel untergingen?

◆

Ehe man es wagen darf, einem Kinde etwas vorzutragen, muß man ſehr feſt in der Sache ſeyn, und ſehr klare Begriffe darüber haben, weil man ſich auf mannichfaltige Fragen gefaßt machen muß, und nicht weiß, für welche Vorſtellungsart man das Kind gerade empfänglich ſinden werde.

◆

Herr von Roquelaure ließ während eines Platzregens ſeinen Kutſcher in Paris in den Schloßhof fahren, was nur Fürſten und Geſandten geſtattet war. Die Wache rief: Wer da? »Ein Herzog.» Was für Einer? — »Der Herzog von Epernon.» Welcher Herzog von Epernon? — »Der Letztverſtorbene!» — passez!

Wenn einer nirgend fortkann, und weder zum Sieden noch zum Braten taugt, ſo ſagen die großen Politiker und Protecktoren: er muß ſich behelfen, er muß einen Schuldienſt annehmen, bis man ſieht, wie man ihm weiter helfe. —

◆

Verbeſſerter Nachtwächterruf.

Ihr Bürger, hört und laßt euch ſagen,
Die Glock' hat Mitternacht geſchlagen!
Löſcht aus eu'r Feuer und eu'r Licht,
Daß nichts die Ruhe unterbricht
Von den geſtrengen Herren.

◆

Die langweiligſten Geſellſchaften würden unterhaltend werden, wenn jeder Narr Muth hätte, ſich rein auszuſprechen.

◆

Die Freundlichkeit hat nun ſchon ſo weit aufgehört, das Symbol des Wohlwollens und der geſelligen Achtung zu ſeyn, daß man bald wird die Naſe gegen einander rümpfen müſſen, um zu verſtehen zu geben, daß man Lebensart habe.

◆

Manche neuere, gar nicht unbedeutende Werke enthalten wenig mehr als ein langes, kräftiges »Nein» auf eine unzählige Menge früher gegebener voreiliger »Ja's.»

◆

Die Freundſchaft zwiſchen rohen Menſchen beſteht in nichts anderm, als in der wechſelſeitigen Erlaubniß, ungenirt, d. h. grob zu ſeyn gegen einander, nebenbei iſt auch alle nur mögliche Langweiligkeit verſtattet. Der gebildete Menſch allein iſt genirt in einer ſolchen ungenirten Geſellſchaft.

◆

Stoßgebet.

Bewahre mich, Herr! vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich ſchon ſelbſt fertig werden!

Abfertigung.

Ein Stutzerchen mit großem Backenbart
Bewies Sophien, nach ſeiner Art,
Daß Weiber keine Menſchen ſind.
Die Schmach verdroß das arme Kind —
»Ich glaube ſelbſt,» erwiedert' ſie dem Thoren,
»Daß Sie, mein Herr, von einer Kuh geboren.»

◆

Die Affenliebe vieler Eltern zu ihren Kindern iſt gewöhnlich das treueſte Bild ihrer Eigenliebe.

◆

Man ſchreibt ſo viele Epopeen — wird man nicht bald auch eine Sataniade erhalten? Oder fehlt es in unſerer Zeit vielleicht an Stoff dazu?

◆

Die öffentliche Meinung über die öffentliche Meinung (über das, was ſie eigentlich iſt) iſt eben ſo getheilt und widerſprechend, als die öffentliche Meinung ſelbſt. Es gibt Unwiſſende, Gleichgültige, Egoiſten, Furchtſame, Zweifler, Schreyer, Tadler, Widerſprecher, Hof- und Miniſterialparthei, Ariſtokraten, Demokraten, Royaliſten, Ultra's, Jakobiner, Obſcuranten, und endlich — Patrioten.

◆

Politik, Myſticismus, Magnetismus, Bibelgeſellſchaften und doppelter Kümmel — es iſt in der That des Geiſtigen zu viel für einen ſterblichen Menſchen!

◆

Das heiße ich einen treuen Ueberſetzer! Die Stellen, die ich im Original nicht verſtehe, verſtehe ich in der Ueberſetzung auch nicht.

◆

Das Genie des Ahnherrn der Familie iſt auf manchen gekommen, wie ein ſchöner Waſſerfall, der ſich von Felſen zu Felſen bricht, und endlich am Boden als — Dunſt anlangt.

◆

Ich meine, daß es nicht gut ſey, wenn die Vernunft ungläubig, allein fürwahr auch nicht gut, wenn der Glaube unvernünftig iſt. Ich halte dafür, daß mancher über die Vernunft bloß vernünftelt. Es iſt mit der Religion, wie mit der Geſundheit: jemehr man nöthig findet, davon zu ſprechen, je weniger beſitzt man davon. Religion iſt die Geſundheit der Seele.

◆

»Wo es heilſam iſt, zu reden, da iſt es Unrecht zu ſchweigen.» Eine goldene Regel, die leider von den beſten Menſchen aus Furchtſamkeit oder Bequemlichkeit nur zu oft nicht beobachtet wird. Man ſucht ſich mit dem Sprüchlein zu vertheidigen: »Was dich nicht brennt, das löſche nicht!»; allein das iſt ein heilloſer, egoiſtiſcher Grundſatz.

◆

Der Begriff des Wortes Ehrfurcht iſt zweierlei. Einmal bedeutet es: ich fürchte dich, weil ich dich ehre; das andremal: ich ehre dich, weil ich dich fürchte.

◆

Der gebildete, ſittliche Mann kann nie Beleidiger, ſondern nur Beleidigter ſeyn.

Es iſt Schade, ſagt Jean Paul in ſeiner Aeſthetik, daß Kotzebue zu viel Witz hat, um ein beſſeres Luſtſpiel zu ſchreiben, als ſeine guten ſind.

◆

Man äffe, auch zum Scherz, keinem nach; ein Affe iſt darin einem jeden unendlich überlegen.

◆

Wie viel große Menſchen ſind nicht durch Herrſchſucht, Neid oder Feigheit ihrer Zeitgenoſſen an den Schandpfahl geſtellt worden, der ſich ſpäter dann in einen Schandpfahl für die jämmerlichen Neider, und in eine Ehrenſäule für den Gekränkten verwandelte! Wurde nicht Chriſtus gekreuzigt? Und was iſt eine Trajan'sſäule mit dem ganzen Prunke ihrer Triumpfe gegen das Kreuz und ſeine höhnende Inſchrift?

◆

Schlägerei.

Er ſchlägt die Kinder oft, und ach!
Sie ſchlagen ihrem Vater nach.

So lange die Einbildung währt, daß der Status scholasticus nothwendig müſſe verbunden ſeyn mit dem Statu ecclesiastico, ſo lange werden wir keine gute Schulen in Deutſchland haben.

◆

Es will ſich kein großes Ingenium, kein generoſes Gemüth mehr in Schulen brauchen laſſen; denn ſie ſehen, daß ſie weder Ehre noch Brod davon haben

◆

Ein gemeiner Fehler bei den Gelehrten iſt, daß ſie wegen eines Bischen Küchenlateins, ſo ſie gelernt haben, ſich gleich einbilden, ſie hätten die Weisheit mit Löffeln gegeſſen.

◆

Wahrſcheinlich werden wir dort oben alle noch einen cursum theologicum machen müſſen, da der Himmel wohl keine Sekten duldet?

◆

Wem gehört die Herrſchaft im Hauſe? Der Vernunft. — Sie mögen beide herrſchen, Mann und Frau, wenn ſie beide vernünftig ſind.

Ein Schottländer, der mit dem Poſtwagen von Bath nach London ging, erkundigte ſich, als er in Speenhamland, wo die Reiſenden gewöhnlich zu Mittag eſſen, ankam, ſehr ängſtlich nach dem Preiß der Mittagsmahlzeit, und fragte, was der Wirth für ein Mittageſſen fordere. »Fünf Schilling,« erklärte der Wirth; was fordern Sie denn für ein Abendeſſen? »Eine halbe Krone.« Dann bringen Sie mir ein Abendeſſen.

◆

Hoffnung.

Hoffnung, ſüßeſte Gottheit der Welt! Ach, unſere Herzen
Sind Altäre für dich, und unſere Tage das Opfer!

◆

Hochmuth, Vermeſſenheit des weltklugen Menſchen, oder Ehrſucht, wenn auch kaum geahnt von dem Handelnden ſelbſt, ferner übergroße Reizbarkeit für augenblickliche Eindrücke, Befangenheit des Blicks im Ueberſchauen der Mittel, die zu einem großen Zwecke führen, ſtürmiſches Hinſtreben nach einem Ziele, das nur durch ruhiges, raſtloſes, aber deſto mehr Kraft und Umſicht forderndes Wirken erreicht werden kann, und mehrere andere ähnliche Mängel, ſind oft das Beſtimmende unſerer heutigen ſo auſſerordentlich ſcheinenden Thaten.

◆

Warnungstafel.

Ich habe ſchon fünfmal mich malen laſſen,
Und Niemand rieth bei den Bildern auf mich.
Verzeichnet und falſch war faſt jeglicher Strich;
So ſetz' ich denn auch ganz billigermaßen
Zum Warnungswort, zu dem nutzvollen:
Daß wir vor *Gezeichneten* hüten uns ſollen,
Noch dieſes hinzu, auch ganz nutzenreich:
O hütet auch ſein vor den *Zeichnern* euch!

◆

Es gibt Menſchen, denen die Natur in ihrem ganzen Weſen einen offenen Creditbrief gegeben hat, Kraft welchem ſie uns wehe thun, aber nie eigentlich beleidigen können.

Biſt du noch nie unglücklich geweſen, dann biſt du es wirklich.

◆

Gott gab uns Thränen, unſern Schmerz auf eine würdigere Art auszudrücken, als es Worte vermögen.

◆

Es ſoll kein Menſch dem Menſchen knechtiſch dienen;
Denn wo der Menſch gebeut, iſt Leidenſchaft;
Nur dem Geſetz ſoll jeglicher gehorchen,
Dem einzigen ſichtbaren Gott der Welt.

◆

Angeſehene Leute ſind oft ſolche, die man zu weiter nichts brauchen kann, als zum anſehen.

◆

Je tiefer ein Menſch empfindet, je weniger ſtößt er auf Menſchen, an die er ſich anſchließen, denen er ſein Herz aufdecken kann. Er, der ſo gern die Arme ausbreiten, und alle Welt liebevoll umſchlingen möchte, ſteht faſt immer vereinſamt, in ſich ſelbſt verſchloſſen, ach, und fühlt dieß ſo ſchmerzlich!

Liebe iſt Leben im Traume, und zugleich doppelt Leben.

◆

Der Arzt und ſeine Tochter.

Trotz der Weisheit, die er bekundet,
Heilt *er* minder, als *ſie* verwundet.

◆

Die meiſten modernen Dichter, ſagt ein genialiſcher Schriftſteller, dichten nie, ohne zugleich nach etwas zu trachten. Sie ſchreiben um Geld, faſt einzig um Geld, und ach! ſie müſſen es, wenn ſie nicht dahin gehen wollen, wie Cervantes und Otway, in die unbekannte Nacht, welche Poeſie und Religion allein erhellen können — ſie müſſen den Gegenſtand ihrer Liebe faſt einzig zum Gegenſtande des Erwerbs machen — ſie müſſen ihren Genius, wie einen gutwilligen Affen, von Meſſe zu Meſſe, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt dem gaffenden Volke zur Beſchauung vorführen, um des Lebens willen — ſie müſſen die Flügel ihres Pegaſus zerrupfen, um das Deckbett und das Kopfkiſſen damit auszuſtopfen, weil ſie ſonſt kein Nachtlager haben!!

◆

Der Indifferentismus der Vernunft, in Sachen der Religion, iſt ein beſſerer Beförderer der Religioſität, als Kreuzzüge und Scheiterhauſen der Schwärmerei.

◆

Seeländiſches Volkslied.

Woher denn kommt ihr geflogen,
Ihr wundergroßen Pirogen? *)
Das hab' ich nie zu wiſſen vonnöthen!
Ich will ja nichts als ſiegen und flöten;
Siegen, um meinen Feind zu verſchlingen,
Flöten, um meinen Sieg zu beſingen.
Nein! nein, ich will nicht zu den Unbekannten,
Die uns die großen Pirogen ſandten.
Sie brachten uns Gift, die Luſt zu ſtören.
Laßt mich von den Fremdlingen nimmer hören,
Die nicht verzehren den Leib der Feinde,
Allein vergiften die Herzen der Freunde.

*) Europäiſche Schiffe.

Ein Schüler deutſchte die Worte: tanta ejus fuit superbia: ſeine Tante war eine gewiſſe Superbia.

◆

Die Kinderzucht.

Iſt Mopſens Kinderzucht wohl gut?
Das hab' ich noch nicht recht erwogen.
Von Mopſen ſelbſt zeigt alles was er thut,
Er iſt erſchrecklich ungezogen.

◆

In den heutigen Thee= und Spielzirkeln findet man oft nichts als feindliche Freunde, und freundliche Feinde.

◆

An den Weibern nimmt ſich alles größer aus, als an den Männern: Die Klugheit, wie die Verkehrtheit, die Gutmüthigkeit wie die Bosheit.

◆

Ein guter Rath iſt oft noch viel mehr werth, als die ganze Sache, in der er gegeben wird.

◆

Gnome.

Ein Tyrann, trotz Macht und Gold und Muth
Fürchte ſo viel Uebles, als er thut.

Die Zeit verwiſcht nicht alles, und die Gewohnheit bedeckt den Abgrund nur wie das Seegras das Meer. Man vergißt einmal, leiſe aufzutreten, und man verſinkt.

◆

Liebe den Nächſten wie dich! Wer der Hülfe bedarf iſt der Nächſte!

◆

Ein und dieſelbe That kann ruhmwürdiger Heroismus oder Narrheit ſeyn, je nachdem die Beweggründe, die dabei zum Grunde lagen, vernünftig oder thörigt waren.

◆

Als Leſſing einsmals ein Buch zu recenſiren hatte, welches 1 Thaler 4 Groſchen koſtete, bemerkte er nur ganz kurz, daß der Käufer das Gute darin mit 4 Groſchen, das Schlechte hingegen mit 1 Thaler bezahle. Auf wie viele Bücher von dieſem und ähnlichem Preiße paßt dieſe Recenſion!

◆

Die Schönheit zeigt den Himmel und macht ihn vergeſſen.

Auf Silver.

Von Freiheit ſchwatzet nur Silver,
Und gegen Sklaverei krächzt er an allen Orten;
Er bindet ſich ſogar an kein Verſprechen mehr,
Aus Furcht, ein Sklav zu ſeyn von ſeinen eignen Worten.

◆

Gute Bücher eröffnen einen geheimen Ausgang aus dem Tumulte der eiteln Welt in einen angenehmen Garten voll Blumen und Früchte für Herz und Kopf, zu welchem jedoch manchem der Schlüſſel verſagt iſt.

◆

Manchen haben ſeine Schulden zu einer Art von Stern gemacht, der ſich nur bei Nacht ſehen läßt.

◆

Manch' Fräulein möchte man gern fragen: »Wie viel Toiſen iſt Ihre Naſe wohl über die Meeresfläche erhaben?«

◆

Die dümmſten Streiche begehen die Menſchen in ihren Häuſern; außer dem Hauſe iſt jeder noch ein leidlicher Narr.

Auf M., den größten Polemiker unſerer Zeit.

Ein Stern erſter Größe? Der?
Je nun! dann iſt's der — große Bär!

◆

Gnome.

Mit Müh' und voller Furcht, daß nicht die Blätter reißen,
Trennt man das Gold, von dem ſie gleißen;
Verklebt möcht' es wohl ſeyn, manch' Almanach-Gedicht,
Wenn auch mit Golde eben nicht.

◆

Das iſt eine erbärmliche Ehrlichkeit, der man immer auf die Finger ſehen muß!

◆

Die meiſten unſerer neuern moraliſchen Schauſtücke ſind ſchlecht dialogiſirte Vaterunſer, wo noch obendrein das bedeutende »Vergib uns unſre Schuld« ausgelaſſen iſt.

Wahre Freundſchaft, in der höchſten Potenz, iſt nur unter Dichtern möglich. Der Charakter derſelben iſt rein idylliſch.

◆

Die Wahrheit des Sprichworts: »Ueber Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten” ſcheinen wir deßhalb allgemein anzuerkennen, weil wir uns nicht ſelten vor uns ſelbſt zu ſchämen hätten, wenn wir uns von unſerm Geſchmacke Rechenſchaft geben, und geſtehen wollten, auf welchen Gründen und zufälligen Umſtänden dieſer oft beruht.

◆

Das äußere Leben des Dichters iſt gewöhnlich Perſifflage ſeines innern.

◆

Gute Geſellſchaft kann wohl eigentlich nur die heißen, wo man gute Gedanken umſetzen kann, und wo man wenigſtens ahnt, was die Menſchen einander ſeyn könnten, wenn ſie wären, was ſie ſeyn ſollten.

◆

Es iſt für Leute von niedriger Denkungsart der größte Triumph, Jemand, den ſie ſeiner

Vorzüge wegen nicht leiden können, wegen irgend eines Verſtoßes lächerlich zu machen.

◆

Man ſollte glauben, es gehöre auch zum guten Tone, daß diejenigen am meiſten mit einander ſprechen, die einander am wenigſten zu ſagen haben.

◆

Höflichkeit aus Gnade beleidigt nicht immer, demüthigt aber den Kenner, den ſie trifft, mehr, als die derbſte Unhöflichkeit.

◆

Unſchuldige Koketterie? Wie es unſchuldige Motionsſpiele gibt, bei welchen man nichts weiter zu beſorgen hat, als — den Hals zu brechen.

◆

Der Zeitgeiſt.

Was wollen Alle, groß und klein?
Regieren, nicht regieret ſeyn.

◆

Da alle Extreme in der moraliſchen Welt einander berühren, warum denn nicht auch der

Stand der eleganteſten Schuld und der Stand der Unſchuld?

◆

Der gemeine Menſchentroß nennt Schwärmerei, was nicht der Naſe nachgeht.

◆

Der Zeitgeiſt iſt der Kampf zweier Brüder, Schlendrian und Schludrian, die von dem Vater Schlechtrian abſtammen.

◆

Die Fama und der Nachruhm.

Die alte Fama ritt auf einem Hippogryph
Mit ihrem Horn ins Land. Ein Heer von Menſchen lief
Der Klatſche nach. Ihr Zug glich einem Donnerwetter.
Der Nachruhm ſaß am Weg und ließ ſie ungegrüßt.
Sie rief ihm höhniſch zu: »Was machſt du, träger Vetter?»
»Ich warte hier,» ſprach er, »bis du vorüber biſt.»

Welche Ausſicht gewährt nicht der niedrige Hügel eines Grabes!

◆

Wer ſeinen Kindern die Ruthe gibt, erſpart dem lieben Gott etwas.

◆

Niemand läugnet, daß ein Gott ſey, als etwa der, dem daran gelegen, daß es keinen geben möchte.

◆

Im Reimſpiele wurd' ein Poet aufgefordert, aus dem Stegreif in die Sylben: Di, Do, Dum Verſtand zu bringen, und er reimte ſogleich:

Frau Dido lebte froh;
Doch brachte ſie ſich um,
Sobald Aeneas floh:
Das war von Dido dumm.

◆

Freundſchaft iſt ſo ſelten, daß, wer ſie gefunden zu haben glaubt, ſchon betrogen iſt.

◆

Fürchte dich nicht vor dem, der recht herzlich lacht; aber dem gehe aus dem Wege, der immer lächelt.

Nur zu oft wird bei großem Leiden die Maxime, Mann zu ſeyn blos als Maske der Gefühlloſigkeit benutzt.

✣

Das ganze Geheimniß der großen Welt iſt: man intereſſirt ſich für nichts von Herzen.

✣

Erklärung.

Das war kein Heldenſtück, mein werther Freund;
Nicht deine Klugheit ſiegte über meine,
Dein ſchlechtes Herz hat über mein gerades
Den ſchändlichen Triumpf davon getragen.

✣

— — Die reichſte Phantaſie,
Selbſt wenn die Gluth des Fiebers ſie beflügelt,
Iſt bettelarm, dem Schickſal gegenüber.

✣

Es gibt Menſchen, die, nur vom böſen Prinzip beſeelt, natürliche Feinde alles Guten ſind. Offene Fehde iſt nicht ihre Sache — verläumden, rücklings morden — im Finſtern ſchleichen, und im Geheimen anreizen — Alles Gute im Verbergenen mit ihrem Schlangengeifer beſudeln — dieß ſind ihre treuloſen Waffen.

◆

Jemand ließ an ſeine Gartenthüre Folgendes anſchlagen: »Kund und zu wiſſen ſey Allen, die bisher von meinen Paliſaden zu ſtehlen gewohnt waren, daß, wenn es ihnen anders gefällig iſt, ſie mir einen Dienſt erweiſen, wenn ſie künftig lieber von meinem Holzſtoße ſich verſehen, und meine Umzäunung verſchonen. Falls ihnen das Steigen über den Zaun läſtig fallen ſollte, ſo wird zu ihrer Bequemlichkeit das Gartenthor offen gelaſſen werden.«

◆

Dem Comödienſchreiber Rau.

Einheit, das iſt wahr, iſt in Rau's ſämmtlichen Stücken;
Einheit der Zeit und des Orts, und der Perſonen dazu.

◆

Der Geiz hat keinen eigenen Willen; er iſt jedem Käufer feil.

Gegen große Vorzüge eines Andern, gibt es kein Rettungsmittel als die — Liebe.

◆

Man offenbart heutigestags immer mehr die gänzliche Unfähigkeit, ſich aus dem Nebel der *Worte* und *Reden-arten* ins helle Gebiet der *Thaten* zu erheben.

◆

Mancher heutigen Reformatoren organiſirende Thätigkeit möchte ich jener der Ameiſen vergleichen, denen man zu reinlicher Skeletbereitung irgend ein Thier überlaſſen hat.

◆

Gnome.

Halb verſchmachtet erreicht der Wanderer den labenden Brunnen,
Trinkt und ſtärkt ſich und — kehrt lachend den Rücken ihm zu.

◆

Oeffnet ſich dein Mund jedem ohne Wahl und Vorſicht, ſo ſind nur wenige Grade zwiſchen dir und dem Selbſtmörder.

Was Lebenszweck und Menſchenglück zerreißt, kann nicht heilig ſeyn! Ehebund ohne Liebe iſt Gotteslaͤſterung, iſt Spott auf das Heiligſte der Heiligthümer — Buhlerei unter dem Prieſtermantel.

✦

Manchem Katholiken ſcheint gleich das Evangelium in Gefahr, wenn irgend ein Jämmerlich um Gunſt oder Silberlinge zum Apoſtaten wird.

✦

An manchen Verdeutſcher.

Fremde Wörter verdeutſche uns nicht mehr; *verfremde* uns lieber
Was du als Deutſch uns gibſt, ſo wird der Sprache gedient.

✦

Wer der Weisheit die *Geſundheit* opfert, opfert meiſtens auch die Weisheit mit; denn nur *angeborne*, nicht erworbene Kränklichkeit iſt Kopf und Herzen unſchädlich.

✦

Alles ſollte der Menſch aufheben — alle Freuden-Blumen aufkleben, troz ihrer Vertrocknung, in ein

Herbarium. Nicht einmal ſeine alten Kleider und Nachtröcke ſollt' er verſchenken — ſondern hinhängen ſollt' er ſie, als Hülſen ſeiner ausgekernten Stunden, als Puppengehäuſe der ausgeflogenen Freuden, als todte Hand, die der Erinnerung heimfällt von den geſtorbenen Jahren!

◆

Wie ich im Leben mehr liebe, als geliebt werde, ſo trage ich das Leben auch mehr, als ich's genieße.

◆

Es kann der Frömmſte nicht in Frieden leben, wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

◆

Dem Abbe Rollet wurde zugeredet, ſich einem gewiſſen angeſehenen Miniſter zu empfehlen, um ſein Glück zu gründen. Er ging, wiewohl ungern, hin, und überreichte ein Exemplar ſeiner Werke. Jener überflog den Titel, und erwiederte kalt: Er danke zwar für die Höflichkeit, allein er leſe dergleichen Bücher nicht. »Erlauben Sie,» fiel Rollet ein, »daß ich daſſelbe im Vorzimmer liegen laſſe; vielleicht finden ſich Leute von Geiſt dort, die es gern leſen?

◆

Ueble Gerüchte ſchaden dem, der ſie ausbringt, denen, welchen ſie erzählt werden, und denen, über die es hergeht.

◆

Fabel.

Ein Glühwurm ergötzt' im Graſe ſich;
Da gab eine Schlang' ihm ſchnell einen Stich.
»Was that ich, daß den Tod du mir bereitet?»
»»Du fragſt noch? Haſt du nicht Licht verbreitet?»»

◆

Wenn man die Gerechtigkeit biegen will, ſo bricht ſie.

◆

Diejenigen Damen, die ſich in ihrer Jugend mehr vor den Herren hätten hüten ſollen, werden älter gewöhnlich Herrnhuterinnen.

◆

Ein gehänkter Schurke macht der Familie, woraus er ſtammt, mehr Ehre, als zehn darin lebende.

Wenn es einmal Mode werden ſollte, den ſchlechten Kerls öffentlich in's Angeſicht zu ſpeien, ſo würde die Welt bald beſſer ſeyn.

◆

Zuruf.

Wißt, daß in Jugendjahren,
Ja, noch in Silberhaaren
Auf Euch nur Schande ruht,
Wenn ſich Ein Tag entfernt,
An dem Ihr gar nichts lernt,
Und gar nichts Gutes thut!

◆

Manchen niedrigen Seelen, die etwas Hohes und Erhabenes leſen oder hören, iſt dabei zu Muthe, wie einer Katze, die man an einen Luftballon gebunden, und die eben mit hinauf ſoll.

◆

Leſſing ſagte einsmals: Ich weiß einem Künſtler nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und dieſe beſteht darin, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gebe bei ihm über Alles, er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch, als ſeltener beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er iſt nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Künſtler ſpottet bei ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen erfreuet ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

◆

Mancher kommt vor lauter Leſen nicht zum Denken.

◆

Vernunft verhält ſich zum Verſtande, wie ein Kochbuch zu einer Paſtete.

◆

Gleicht nicht manche heutige Poeſie der Prinzeſſin Bumphia in der Marionettenkomödie, die mit ihrem Schatz Aepfelwein trinkt, ſprechend: Ja mein Prinz, ich liebe dir aus vollem Halſe —?

Verhältniſſe und Konvention ſind die Geiſeln, womit ſich die Menſchen ſtäupen — goldne Ketten, an die der mit Freiheit prahlende Menſch geſchmiedet iſt. Aus dieſen Banden der politiſch zuſammengefeſſelten Welt entſtehen alle die widernatürlichen Auftritte, die dem Menſchen klare Beweiſe ſeiner Armuth — ſeiner Nichtfreiheit liefern. So lange er dieſer Laſt fröhnt — aus freiem Willen oder Unverſtand — ſcheint er eine traurige Kreatur und der Würger jener Wohlthaten, die eine gütige Vorſicht zum Glücke der Menſchheit erſchuf.

◆

Kant unterſcheidet einen logiſchen, äſthetiſchen und praktiſchen Egoismus. Der logiſche Egoiſt, ſagt er, hält es für unnöthig, ſein Urtheil auch im Verſtande Anderer zu prüfen. Er zeigt ſich im Eigenſinn und in Paradoxienſucht. Der äſthetiſche Egoiſt begnügt ſich mit ſeinem Geſchmacke, wie ſehr auch die Kritik ihn rechtmäßig tadle. Der praktiſche Egoiſt endlich, iſt der, welcher alle Zwecke auf ſich einſchränkt, der keinen Nuzzen ſieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl im Nutzen und in der eigenen Glückſeligkeit den oberſten Beſtimmungsgrund ſeines Willens ſetzt. Es ſoll wirklich Leute geben, in welchen ſich alle drei Gattungen recht hübſch vereinigen!!

◆

An die Freundſchaft.

Süße Freundſchaft! Glück der Seelen!
O wie mancher Schönvermummte
Log mir dich ſo wahr, ſo täuſchend,
Daß ich Armer, Oftbetrog'ner
Schon ob deinem Namen zittre.
Dennoch, wer kann leben, Freundſchaft
Ohne dich, und wer ſich freuen?
Ach mein Herz nicht. — Statt der falſchen
Gib doch Einen wahren Freund mir!
Hart iſt's, Undankbare lieben,
Aber, nicht zu lieben, härter.

◆

Ein Volk dem nicht verſtattet iſt, zu ſagen, was es denkt, wird ſich bald gewöhnen, nur das zu denken, was es ſagen darf, und ſo wird die Kraft gelähmt, und die Lüge zur Natur.

◆

Dem Kinde iſt die Religion mitgegeben, der Jüngling fühlt ſie, der Mann denkt ſie, der Greis glaubt ſie.

◆

Billigerweiſe ſollte man das Ablehnen des Lobes nicht ſowohl, als das Annehmen der Zurechtweiſung für den ächten Probierſtein der Beſcheidenheit halten. Doch das darf man kaum laut ſagen.

◆

Roſen-Gedächtniß.

Eine Roſenſchaar am Abend ſpricht:
Ach, wir ſterben mit der Sonne Licht!
Menſchen, euch nur ſchont der Parzen Scheere;
Wir erinnern all' uns nicht,
Daß ein Gärtner je geſtorben wäre.

◆

Daß ſich zuweilen ein ſonſt klaſſiſcher Schriftſteller Undeutlichkeit oder gar Unrichtigkeit zu Schulden kommen läßt, liegt hauptſächlich darin, daß wir immer verlangen, der Gedanke, der von einem Kopfe aus herab auf das Papier kam, ſoll eben ſo wieder vom Papier aus hinauf in den Kopf eines Andern kommen. Man ſollte doch billigerweiſe bedenken, daß es bergab weit leichter geht, als bergan.

◆

Unſre Nullität.

Glaubt mir, daß, wenn auſſer den Makelloſen, den Reinen,
Niemand den Himmel gewinnt, Niemand den Himmel gewinnt;

◆

So wie die Welt ſich in uns ſpiegelt, ſo und nicht anders iſt ſie uns. Aber, ach, wie viele Menſchen ſind wahre Verkleinerungs = Spiegel! ſie betrachten das Große, Schöne und Sittliche in dem Brennpunkte ihrer Erbärmlichkeit!

◆

Den meiſten Menſchen iſt es bei ihrer Bildung mehr um die Genüſſe der Kultur als um die

Kultur ſelbſt zu thun. — Solche Afterbildung, ſolche Halb-Bildung verhält ſich zur wahren Kultur, wie der Kunſtſchwätzer zu dem ächten Kunſtverſtändigen.

◆

Die drei Grundkräfte des ächten Geſchäftsgeiſtes ſind: Selbſtändigkeit, Selbſtanſicht, Selbſtthätigkeit — ſeine Hauptfeinde: Selbſtſucht und Schlendrian.

◆

Wer nicht ſtets zulernt, der verlernt, ſo wie die Pflanze, welche nicht mehr treibt, am Verdorren iſt.

◆

Auf die Schnürbrüſte unſerer Frauen.

Weh' euch ihr welſchen Nationen,
Wenn Habſucht eure Eide bricht!
Selbſt unſre Frau'n ſind Amazonen;
Gepanzert gehen ſie, und ſchonen
Das Kind im Mutterleibe nicht!

Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit ſchweren Fittigen, und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämmrung ſehn!

◆

Wer ſich leicht ärgert, ärgert andere auch leicht.

◆

Die Eiche fürchte weniger den Sturm als den Wurm!

◆

Alle Beſchuldigungen, welche Zweifler und Atheiſten der Religion von jeher gemacht haben, laſſen ſich mit der von ihnen ſelbſt nicht zu läugnenden Erfahrung zurückweiſen, daß die Religion die Menſchen zu keiner Zeit verdorben hat, daß aber die Menſchen die Religion zu allen Zeiten verdorben haben.

◆

Der Menſch, bloß für die Welt erzogen, paßt weder für die Welt, noch für den Himmel.

◆

Mancher verdammt den Witz, wie ein Verſchnittener die Liebe.

Der Wanderer und der Räuber.

Fabel.

Zog ein Wanderer ſingend am Morgen
Froh durch den Wald; ſah ein Räuber ihn,
Sprach: weil ſo luſtig er ſingt, mag er ziehn;
Der hat kein Geld, denn ſonſt hätt' er auch Sorgen.

◆

Nicht jeder der ein Recht hat, zu bitten, hat auch die Würdigkeit zu empfangen.

◆

Der Pöbel iſt ein niederträchtiger, unwiſſender, feiler, tauber, blinder und beſoffener Richter, an welchen alle Schurken appelliren, die ſchlechte Abſichten gegen Wahrheit und Recht durchſetzen wollen, und deſſen ſich die Rechtſchaffenen nur in der höchſten Verzweiflung bedienen.

◆

In dem geſetzlichen Zuſtande des Friedens und einer vollkommenen Gleichheit aller Confeſſionen ſollte eigentlich dasjenige, was urſprünglich ein Angriff auf eine andere Partei war, nicht zum

Gegenſtande eines öffentlichen Feſtes gewählt werden; — es iſt kein würdiges, kein ſchönes Feſt, zu dem man nicht auch ſeinen guten Nachbar bitten kann. Den Juden, wenn ſie auch volle bürgerliche Rechte und öffentliche Religionsübung erhielten, würde gewiß nicht geſtattet ſeyn, die Kreuzigung Chriſti zum Gegenſtand ihres religiöſen Siegs- und Jubelfeſtes zu machen. Das erſte Reformations-Jubelfeſt iſt wider alle Zeitrechnung und Geſchichte deswegen ins Jahr 1617 gewaltſam hineingeſchoben worden, weil man die Gemüther zu dem im nächſten Jahre 1618 angefangenen unglückſeligen dreißigjährigen Kriege erhitzen wollte.

◆

Schluß des Gebets eines guten Mädchens.

Vor ſtolzer Selbſtgefälligkeit
Bewahre meine Jugend;
Mein Vorzug ſey Beſcheidenheit,
Und meine Schönheit Tugend.

Der Muthwille des Verſtandes iſt unerträglicher, als der des Fleiſches.

◆

Im Leben haben eine Menge Dummheiten gleichſam das Bürgerrecht erhalten, und ſich mit dem Intereſſe ſo ſtark verſchwägert, daß ſie äußerſt ſchwer auszurotten ſind.

◆

Wenn man die Welt geradezu auf den Kopf ſtellen wollte, dürfte man nur die Stubengelehrten zu Regenten machen.

◆

Um den Beobachtungstrieb zu vermehren, und dem wirklichen Uebermuthe der Muſenſöhne vorzubeugen, ſollte man billig Collegien über dasjenige leſen, was wir nicht wiſſen, um wenigſtens denjenigen, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen, im Voraus den Dünkel auf ihr eingebildetes Wiſſen zu benehmen.

◆

Der längſte Tag, den Deutſchland je erlebte, war unſtreitig der Reichstag, denn er dau-

erte vom Jahre 1683 bis 1806, alſo netto 12
Jahre.

◆

Die Bibliothek.

Um ſeinen Bücherſaal zu ſehn,
Beſuchten wir den Herrn von Zahren.
Er ließ uns wieder gehn.
Vermuthlich, weil wir keine Motten waren.

◆

Das Benehmen eines Mannes, der eine wichtige öffentliche Perſon iſt, und ſeine Unwiſſenheit zu verbergen hat, iſt eine höchſt vollendete Taktik.

◆

Die Holländer ſind eine wohlfeile Ausgabe der Deutſchen, auf bloßes Druckpapier, ohne Kupfer.

◆

Mancher lügt, um einen witzigen Einfall nicht verloren gehen zu laſſen.

Frau von Stael war häßlich, und machte Anſpruch auf Schönheit. Einſt ſaß der gelehrte Lalande zwiſchen ihr und der ſchönen Madame Recamier. Er wollte beiden etwas artiges ſagen, und rief aus: »Wie glücklich ſitze ich hier zwiſchen Schönheit und Witz»! Schnell ſetzte Frau von Stael hinzu: ohne eins von beiden zu beſitzen.

❖

Durch häufige Erfahrungen iſt es beſtätigt, daß auf das Menſchengeſchlecht, wie auf einzelne Menſchen, nichts wohlthätiger wirkt als Vertrauen. In weſſen Bruſt nur noch ein edler Funke glüht, der widerſteht dem Zauber des Vertrauens nicht, und oft iſt der Dolch der Hand des Mörders entſunken, wenn der Verfolgte mit Vertrauen ſich in ſeine Arme warf.

❖

Wer ſeine Ueberzeugung ausſpricht, iſt ein ehrlicher Mann. Die Zeiten ſind vorbei, wo Leſſings Franziska ſagen durfte: man iſt verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts iſt, als ein ehrlicher Mann! Heutzutage iſt das verzweifelt viel.

◆

Fächerſurrogat.

Herr. Die guten Mädchen ſchwitzen ſich zu Tode,
Seitdem die Fächer aus der Mode
Gekommen ſind.
Dame. Dafür umgaukeln jetzt wie Zephyrs Spiele
Galante Herrchen unſre Stühle,
Und machen Wind.

◆

Man verſteht einander nur, wenn man ſich liebt. Man liebt ſich nur, wenn man ſich verſteht.

◆

Die abgeſchmackteſten Gewohnheiten ſtehen unter dem Schutze der Formel: es iſt ſo üblich. — Genau daſſelbe ſagen die Hottentotten, wenn man ſie fragt: wie könnt ihr das Ungeziefer verzehren, womit ihr bedeckt ſeyd? Auch ſie antworten: es iſt ſo üblich.

Bretſchneider ſagte: Gebt mir einen Mann, der mein ärgſter Feind iſt, laßt ihn ſogar etwas boshaft ſeyn, wenn er nur Kopf hat. Verſtand verſchmelzt ſich zuſammen, und ein wahrer Menſchenkenner findet mich bald, wie ich bin, und hört auf, mich zu haſſen. Sage ich das aus Stolz, ſo bin ich ihn der Erfahrung ſchuldig.

◆

Das Gedächtniß iſt kein Buch, wo alles Eingeſchriebene feſt und unverändert ſteht; es iſt vielmehr ein Feld, worin das Saamenkorn keimt, wächſt, reift und abſtirbt: Alles was man hineinwirft, ändert ſich in jedem Augenblick.

◆

Der Biber und der Eſel.

Fabel

Der Eſel ſprach zum Biber:
»Warum ſo mühſam ſich ein Haus bau'n, lieber?
Der Biber ſprach: weil ich ſtets gerne that,
Was nicht der Eſel Beifall hat.

Ich wünſchte einmal einen Menſchen, der nicht ſinnlos wäre, ein paar Tage, wäre es auch nur einen einzigen, laut denken zu hören. Ich hoffte hieraus mehr zu lernen, als aus einer Menge pſychologiſcher Schriften. — Ich möchte nur einen Theil von dem wiſſen, was mancher große Forſcher der menſchlichen Natur nie hat laut ſagen mögen. —

◆

John Adams ſagte: Ich habe alles geleſen, was Kräftiges gegen den Krieg geſchrieben worden; mein Herz und meine Vernunft ſtimmten bei; aber die Erfahrung hat mich überzeugt, daß Kriege eben ſo nothwendig und unvermeidlich ſind, als Orkanen, Erdbeben und feuerſpeiende Berge.

*

Gemeine Köpfe leſen in der Geſchichte die Vergangenheit, kluge Männer die Zukunft.

*

Hunde und Schmeichler machen öfters durch die Heftigkeit ihrer Liebkoſungen ihre eigenen Herren ſo ſchmutzig, daß ſie ſich Fußtritte von denſelben zuziehn.

◆

Es gibt Menſchen, welche aus Verkehrtheit der Begriffe eben ſo begierig jede Gelegenheit ergreifen, ſich zu proſtituiren, als andere die Gelegenheit ſich emporzuſchwingen nur immerhin ergreifen könnten.

◆

Ehe wir dazu kommen, Chriſten zu vereinigen, müſſen erſt Chriſten daſeyn — wo die vorhanden ſind, ſind ſie vereinigt, denn das Evangelium Chriſti iſt ihre Norm und ihr Vereinigungspunkt! Ach, ſie ſind alle vereinigt, alle im beſten Einverſtändniſſe, die guten Leute — alle vereinigt in dem bequemſten Indifferentismus — Nihilismus! Mit dem Gotte da droben haben ſie nichts zu ſchaffen. Alle ihre Gottheiten ſind hienieden.

◆

Kein Menſch belügt andere ſo ſehr, als der wahrhaftigſte Menſch ſich ſelbſt.

Ich bedaure den Menſchen, welchen die Noth — aber noch viel mehr den, welchen das Glück nicht beten lehrt.

✢

Abfertigung.

Der Epigrammatiſt beſtreitet
Die Laſter und den Unverſtand;
Doch wer's perſönlich deutet,
Der iſt ein Pasquillant.

✢

Der Egoiſt weiß ſich, ſo zu ſagen, immer auswendig, und dreht ſich beſtändig in dem Zirkel ſeiner einmal gefaßten Begriffe und Meinungen herum. — Alles was nicht ſeine Siegel an der Stirn trägt, verwirft er; — er ſchilt lieber die ganze Welt dumm, als daß er ſich eines Irrthums zeihte.

✢

Neue Behauptungen, an die anfangs Keiner glaubt, können, durch Unverſchämtheit der Volksführer, eben ſolche Wirkungen hervor bringen, wie wirklich gehegte Meinungen. Wenn jene keck behaupten: die Sache ſey ausgemacht — ohne Verläugnung der geſunden Vernunft könne man ſie nicht bezweifeln — alle vernünftigen Menſchen wüßten, daß es ſo ſey: ſo will aus falſcher Schaam oft jeder auch überzeugt ſcheinen, bis aus allgemeiner Heucheley, wie Feuer aus geriebenem Holze, ſich ein enthuſiaſtiſcher Wahn entzündet. Exempla sunt odiosa!

◆

Man muß Zeit haben, um zu erkennen, bis zu welchem Grade ein Menſch ſchlecht iſt; aber einige Tage reichen hin, um einen Biedermann zu würdigen. Grüner Raſen kann einen Moraſt dekken, aber wo ſchöne Aehren wachſen, da iſt gewiß der Boden gut.

◆

Das Menſchengeſchlecht bleibt immer daſſelbe; ſein ſogenanntes Fortſchreiten (im moraliſchen) iſt eine Schimäre, iſt ſogar eine gottloſe Einbildung, denn der Menſch iſt nicht auf der Welt, um hier ſchon vollkommen zu werden. Die Menſchennatur bleibt immer dieſelbe.

◆

Die Geſunden haben keinen Begriff von den Leiden des Körpers, und die Dummen keine Idee von den Leiden des Geiſtes und der Seele.

◆

Die Silbenſtecher in Geſchäften ſtürzen über ein Komma, wie Kinder über einen Span, der im Wege liegt.

◆

Dumme Menſchen kann man nur mit dummen Beweggründen überzeugen.

◆

Die ganze Kunſt der feinen Lebensart beſteht darin, den innern Menſchen mit allen ſeinen Unarten, Leidenſchaften und Mängeln zu verbergen, und dagegen Empfindungen, Geſinnungen und Vollkommenheiten zu heucheln, die man nicht in ſich fühlt.

Nach der alten franzöſiſchen Etikette beſtimmten auf Bällen die Königin und die Prinzeſſinnen ihre Tänzer, und bei dieſer Wahl entſchied nicht die Geſchicklichkeit im Tanz, ſondern der gute Ruf, und daß der Tänzer, was man nennt sans consequence (unbedeutend in gewiſſer Hinſicht) war. In Deutſchland iſt meiſtens die Wahl auf Seiten der Ungeſchicklichkeit im Tanzen, und der Unbedeutenheit zugleich.

◆

Es gibt kein Volk auf Erden, das, wenn es den Namen eines Schriftſtellers kennt, ſo mit vorgefaßter Meinung lieſt, als die Deutſchen, die ſelbſt alles was ihnen beliebt, in ihre Lectüre hineintragen; kein Volk, das, zu Bewunderung oder Tadel ſich ſelbſt ſo zwingt.

◆

In jenen Zeiten, als man noch erröthete oder Verlegenheit, Schüchternheit verbergen wollte, trug man ſehr große Fächer, hinter die man ſich verſteckte. Jetzt erröthet man ſelten, iſt nie ſchüchtern und will ſich nie verſtecken, darum ſind die Fächer ſo klein geworden, daß man ſie kaum mehr ſieht. Die Geſchichte der Moden iſt nicht ſo frivol, als man gewöhnlich glaubt; ſie iſt — ein Theil der Sittengeſchichte.

◆

Iſt nicht Muſik die Sprache, Malerei das Antlitz, Dichtkunſt der Blick der Poeſie? Mozart, Raphael, und Schiller!

◆

Bildungs-Beweis des Städtleins X.

Das Städtlein X hat ſeine Meriten!
Das redet kein Widerſprecher mir aus.
Das heiß' ich doch Bildung: in jeglichem Haus
Findet man Wielands Abderiten.

◆

Viele Menſchen leſen bloß, um nicht denken zu brauchen.

◆

Anmaßliche Dummköpfe und Auſtern ſind ſchwer zu verdauen.

Klage.

Aus dem Lande des Lichts ein himmliſcher Funke iſt Liebe.
Selig, wen ſie beglückt, leuchtend und wärmend zugleich.
Aber wehe der Bruſt, wird ſie zur verzehrenden Flamme!
Nirgend findet ſie Ruh', als in der kühlenden Gruft!

◆

Unſere Töchter werden für alles gebildet, nur nicht für — das häußliche Leben; ſie werden in allem unterrichtet, nur nicht in dem, was ſie zu thun haben, um hier zufrieden zu ſeyn, und zufrieden zu machen; ſie lernen alle Künſte, nur nicht die, ihre Stelle nützlich auszufüllen. Das Leben in den großen Kreiſen der Welt wird ihnen als ihre Beſtimmung genannt; hier eine Rolle zu ſpielen, als das Höchſte, worauf ihr Streben gerichtet ſeyn müſſe. Deshalb müſſen ſie alle Geſellſchaften beſuchen, an allen Vergnügungen und

Spielen Theil nehmen, halbe Tage auf ihren Putz und auf den äußern, oft ſehr falſchen Schmuck ihres Betragens ſtudiren. Romanenlectüre verſchlingt die übrige Zeit, gibt der Phantaſie eine idealiſche, oft phantaſtiſche Stimmung, und macht ihnen vollends die häuslichen Verbindungen zuwider, worin es alltäglich hergeht. Wo hören ſie von ihren Pflichten? Wo ſollen ſie erfahren, wie ſie es anzufangen haben, dieſen Genüge zu leiſten? Antwort: im lieben heiligen Eheſtande!

◆

Wen die Mutter nicht gut im Kopfe ausgeſtattet hat, der bleibt ein intellectueller Lump ſein ganzes Leben hindurch, was auch der Herr Papa und die Hofmeiſter für ihn thun mögen.

◆

Wer würde nicht zur beſſern Geſellſchaft in der Hölle gehören wollen, wenn alle dumme und langweilige Kopfhänger, alle Heuchler und frömmelnde Schurken die erſten Plätze im Himmel einnehmen könnten!

Ein herrliches Merkmal der Herzlichkeit und Tiefe unſerer deutſchen Sprache iſt es, daß ſie den Mund öffnet, weil ſie tief vom Herzen herauskommt wie ein Klang des Waldhorns. Die franzöſiſche ſcheint vom Verſtande, der den Sitz im Gehirn hat, durch den Kanal der Naſe den Lippen zugeflüſtert zu werden; das Herz ſteht in keiner Berührung mit dieſer Sprache.

◆

Die iſt die Liebenswürdigſte der Frauen, die in der Glorie der Mütterlichkeit, die Demuth der Jungfräulichkeit bewahrte.

◆

Man hört zuweilen behaupten, daß die Duelle auch ihren Nutzen hätten. Läßt ſich das Gleiche nicht aber auch von den Banditen behaupten? Wer Du Paty und andere über Italien geleſen, wird ſich überzeugt haben, daß die Banditen es ſind, welche die Großen nöthigen, die Menſchheit auch im Geringſten zu achten; daß ſie es ſind, welche, zumal in Rom, bei den vielen und bedeutenden

Abſtufungen der Hierarchie, eine wohlthätige Temperatur in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe bringen; endlich, daß man es größtentheils ihnen zuſchreiben muß, daß in der Monarchie, welche, durch die Gewalt der Schlüſſel herrſchend, keine Schranken kennt, Freiheit ſtatt findet.

◆

Als Friedrich Wilhelm I. den Feldmarſchall v. Nazmer fragte, ob er ſich ſchlagen würde, erwiederte dieſer: Wenn der, welcher mich fordert, den Chriſten zu Hauſe findet, ſo komme ich nicht; findet er aber den Nazmer, ſo ſoll ihn der T... holen.

◆

Das Abſchaffen der Taſchen hat eine Art von Umſturz in allen Haushaltungen zu Wege gebracht. Die Frauen ſind weniger ſorglich, laſſen ihre Briefe herumfahren, verlieren ihre Schlüſſel und nebenher — ihre Zeit. Man kann nicht zugleich Venus von Medicis, und eine gute Haushälterin ſeyn! Die Frauen ſollten wenigſtens zu

Hauſe Taſchen tragen. Aber freilich ſind ſie ja ſelten zu Hauſe!

◆

Ein wohlgezogener junger Mann ſagt einer Frau nie ins Geſicht, daß ſie ſchön ſey, denn ſein größtes Lob iſt, daß er Beſcheidenheit bei ihr vorausſetzt.

◆

Belehrung.

Young's Nächte preißt ihr hoch? — O laßt euchs ſagen,
Sie waren ſchlecht; denn ſonſt verſchlief er ſeine Klagen.

◆

Jeder Schriftſteller, der über Staatsverwaltung nach ſeinem Maaß von Einſichten urtheilt (ein Maaß, deſſen Größe nur er ſelbſt beſtimmt) würde, wenn ich ihn über eine Krankheit zu Rathe zöge, mir antworten: ich habe die Arzneykunſt nicht ſtudiert; oder wenn meine Uhr unrichtig ginge, ich bin kein Uhrmacher; aber ſobald es die Regierung betrifft, ſo weiß er Alles.

Auf dem Leopoldſtädter Theater in Wien kommt in einer Oper eine Scene vor, die ein Zuchthaus vorſtellt. Die Züchtlinge ſind mit Wollſpinnen und dergl. beſchäftigt. Unter ihnen geht ein Aufſeher mit einer Peitſche umher; ſie aber ſingen in lautem Chor:

In dieſen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht,
Und iſt ein Menſch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht. (Klipp, klapp.)
Führt Liebe (Klipp, klapp) ihn zur Pflicht.
(Klipp, klapp.)

◆

Der berühmte **Kraus** ſagte: »Die Natur, die nichts von Adel oder Bürgerlichkeit weiß, bringt überall unter einer gegebenen Menſchenmaſſe ohngefähr eine gleiche Zahl von guten Köpfen hervor. Nehmen wir mit großer Liberalität an, jeder zehnte ſey ein ſolcher, ſo haben wir unter tauſend Köpfen hundert gute. Da der Adel aber, auch wo er am häufigſten iſt, nur $\frac{1}{100}$ der Staatsbürger ausmacht, ſo kann es unter jenem Tauſend nur 10 Adelige, und unter dieſen nur Einen guten Kopf geben. Gibt man dem Adel alſo das ausſchließende Vorrecht auf die wichtigſten Stellen im Staate, ſo gehen von jedem Hundert guten Köpfen 99 für ſie verloren, denn die neun dummen Adeligen haben ſo viel Recht ſie zu erhalten, als der Eine Talentvolle.

◆

Manche Weiberköpfe ſind vom vielen Romanenleſen ſo durchlöchert worden, daß darin kein geſunder Gedanke mehr Raum und Halt hat.

◆

Man findet Menſchen, welche durch ihre zarten verſöhnenden Formen gleichſam von der Natur dazu beſtimmt ſcheinen, alles durch Mißverſtändniſſe getrennte Gute wieder zu vereinigen.

◆

Schon die Alten pflegten den ſchönſten Pferden ein Zeichen aufzubrennen. Und die alte wie die heutige Welt brannte und brennt auch ihren edelſten Bürgern ein ſolches Zeichen der

Vortrefflichkeit, mit dem glühenden Eiſen der Verkennung, der Ungerechtigkeit, des Haſſes, der Verfolgung auf; nur mit dem Unterſchiede: nicht auf einen äußern Theil des Leibes, ſondern in die innerſte Tiefe der Seele.

◆

Eine Thräne nur gib mir, du liebender Vater im Himmel!
Trocken wüthet die Glut durch die zerriſſene Bruſt.
O wie war ich ſo reich im Glück an Thränen der Freude!
Leidend, bin ich nun arm, daß mir die Eine gebricht!

◆

Man ſchämt ſich in Gegenwart kalter Menſchen vor nichts ſo ſehr, als vor ſeiner Begeiſterung.

◆

Das gravitätiſche vornehme Weſen iſt den Leuten ohne innern Gehalt eben ſo nothwendig, wie den Inſekten ohne Knochen die harte Haut oder Schale. Das ganze Ding würde keinen Halt haben, wenn ſeine Lockerheit nicht wenigſtens mit etwas Steifheit maskirt wäre.

◆

Das ſind entweder charakterloſe Menſchen oder heuchleriſche Betrüger, welche es darauf anlegen, allen Menſchen gefallen zu wollen. Der Weiſe und Gute kann und will den Thoren und Schurken nicht gefallen, und wer es in ſeinem Leben nicht ſo weit gebracht hat, daß einige ihn von Grund des Herzens haſſen, und, wenn ſie können, bis aufs äußerſte verfolgen, der hat es in der Weisheit und Tugend nicht weit gebracht.

◆

Herz! dein Klopfen, es mahnt mich noch immer, daß ich geliebet.
Quäler! ſchweige doch ſtill: denn ich vergeſſe es nie!

◆

Das Volk iſt gemacht, um beherrſcht zu werden, und nicht um ſelbſt zu herrſchen. — Nur Ignoranten oder nichtswürdige, böſe Menſchen können eine Volksregierung wünſchen und verlangen — denn das Volk bleibt immer und ewig Volk — und die ſogenannten Volksfreunde — ſind nicht nur nicht ſelbſt das Volk, ſondern unwiderſprechlich die ärgſten und gefährlichſten Feinde des Volks.

◆

Was Napoleon gelang, hing eben ſo ſehr von den Eigenſchaften ab, die ihm fehlten, als von den Talenten, die er beſaß.

◆

Einem, dem ein Bein im Halſe ſteckt, ſchlägt man mit dem wohlmeinendſten Geſichte den Buckel voll. Sollte man dieſe Operation nicht auch bei andern Verſtockungen in aller Liebe anwenden können?

◆

Daß Deutſchland das Herz von Europa, iſt wahrſcheinlich an dem vielen Herzklopfen erkannt worden! —

◆

Der Walzer iſt eine conventionelle Dispenſation, die ſich beide Geſchlechter wechſelſeitig gegeben, um ſich einander in verbotenen Graden zu nähern.

◆

Die Aufklärung macht ſeit einiger Zeit Rieſenſchritte, wie man ſagt. Kein Wunder, daß ſo viele Zwerge ſich auſſer Athem laufen, ohne ſie einzuholen!

◆

Nicht doch.

Der Schurke Nell iſt reich geworden —
Drum hängt man — ihn? nicht doch, an ihn Verdienſtesorden.

◆

Gnome.

— — Verzehrt die Feuersbrunſt Paläſte,
Wer fragt dann mitleidsvoll: »wie gings dem Schwalbenneſte?«

◆

Es iſt doch eine drollige Eitelkeit der Menſchen, daß ſie immer das für das Schönſte oder Wichtigſte halten, was ſie eben beſitzen. Sogar diejenige Zeit, in deren Beſitz das jetzt lebende Geſchlecht iſt, ſoll von Gott eine höhere Beſtimmung erhalten haben, als die Zeit unſerer armſeligen Väter. Mit andern Worten: Wir ſind beſſer, klüger, von Gott ausgezeichneter als unſere Väter, denn die Zeit an und für ſich iſt gar nichts; wir machen die Zeit, und ſo oft folglich von Gott und Zeitgeiſt die Rede iſt, heißt das weiter nichts, als: wir jetzt Sprechende, wir meinen dieß oder jenes, wir handeln ſo oder ſo, und begehren, daß Jedermann ſo ſpreche, meine und handle. Damit es aber nicht klingen möge, als ob wir gewaltig eitel wären, ſo laſſen wir das Wir weg, und ſetzen ſtatt deſſen: Zeitgeiſt. Im Grunde denken wir aber nichts anders dabei, als unſere eigene Meinung; jemehr es uns gelingt, dieſe auszubreiten, je lauter kakeln wir vom Zeitgeiſt; bis einmal einer kommt, der uns an Kraft der Rede und Schrift überlegen iſt, und der folglich ſeine Meinung an die Stelle der unſrigen ſetzt, wodurch dann alſobald ein neuer Zeitgeiſt entſteht. Es hat folglich mit dem lieben Zeitgeiſt dieſelbe Bewandniß, die es mit allen andern Syſtemen hat. Wolf und Leibnitz wurden von Kant verdrängt, Kant von Fichte, Fichte von Schelling u. ſ. w. aber ſolange ein Syſtem am Brette iſt, ſolange ſchwören die Jünger deſſelben Stein und Bein, es ſey das einzige Wahre, und werde ewig das einzig Wahre bleiben.

✣

Oft merkt die Dummheit ihre Niederlage kaum, wann ſie wirklich ſchon auf der Naſe liegt.

✣

Mit den kühnſten Gedanken der Schwachköpfe wiſcht die Genialität den Staub von ihren Schuhen.

✣

Es gibt Männer, welche in Geſellſchaften nur dann glücklich ſind, wenn ſie zum Narren gehalten werden.

✣

So wie es Meiſter und Herren der Meinung gibt, ſo gibt es auch Meinungsgeſellen, Meinungsjungen, Meinungsknechte.

Alle die unzähligen Laſter und Thorheiten, die gewöhnlich von der Selbſtſucht erzeugt werden, oder in ihrem Gefolge ſind, als Hochmuth, Eitelkeit, Genußliebe, Fröhnung jeder Art von Sinnlichkeit, Fühlloſigkeit, ſchmutziger Wucher ꝛc. ꝛc. ſcheinen heutzutage vorherrſchend, und nehmen, wie mir es bedünken will, täglich zu. Vergebens will man den Mangel der Sittlichkeit durch die Formen des Anſtandes erſetzen; umſonſt iſt man bemüht, unſer erſtorbenes Gefühl durch religiöſe Zeremonien zu beleben; es wird dadurch nichts weiter bewirkt, als ein höherer Grad von Verſtellung; eine kalte, heuchleriſche Frömmelei; und wir bleiben — wie wir ſind.

❖

Von der Decken ſagt vom Engliſchen Volke: Ruhig von auſſen, im Innern ſtürmiſch, wie das Element, das es beherrſcht — durch die Lage ſeines Landes zum Frieden beſtimmt, und immer Kriege führend — im Beſitze des größten Reichthums, verbunden mit großer Armuth — über das Gold und Silber der Welt gebietend und keins aus eigenen Mitteln beſitzend — ſich freier als Griechen und Römer dünkend, ein Sclave ſeiner Geſetze, Sitten und Vorurtheile — über alles, den Reichthum ſchätzend, und doch wohlthätig und ehrlich (?) — Egoiſt aus Grundſatz, menſchenfreundlich aus Drang des Gefühls (?), ſparſam aus Gewohnheit, verſchwenderiſch aus Laune; immer thätig und an Langeweile leidend — ſeinen Feinden nur bis zu einem gewiſſen Grade furchtbar, ſelbſt unüberwindlich, und der Gefahr des Fallens nur durch die Laſt ſeines eigenen Gewichts ausgeſetzt — oft anſcheinend am Rande des Abgrunds, und eben ſo ſchnell hoch oben auf dem Gipfel des Glücks.

◆

Man hüte ſich, dem weiblichen Geſchlechte die Religion bloß zur Herzens- und nicht auch zugleich zur Verſtandsſache zu machen!

◆

Die Zahl der Tagesblätter zu vermehren, ſo groß ſie auch ſchon iſt, bleibt doch ſtets erſprieslich, denn wie die Menge der Straßen und Kanäle auf Wohlhabenheit eines Landes deutet, ſo läßt ſich aus der Menge der Zeitſchriften auf lebhaften Umtauſch der Gedanken ſchließen, und wenn ein Zeitſchriftſteller auch nur ein Fuhrmann der Wiſſenſchaft und der Geſchichte wäre, ſo bleibt er doch ein ehrenwerther Mann. — Für kleine tägliche Bedürfniſſe braucht man *ausgemünztes* Wiſſen, nicht *Barren* der Wahrheit, und das Kupfer, durch Tagesblätter unter das Volk gebracht, iſt mehr werth, als alles Gold in Büchern. Oft wäre zu wünſchen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört und verloren würde.

◆

Das Schöne iſt keine *Eigenſchaft* der Dinge, ſondern ein *Verhältniß* der Dinge zu gewiſſen Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes, und richtet ſich deshalb nothwendig in unſerer Vorſtellung nach der Verſchiedenheit der Gemüthszuſtände.

Klage.

Leben, ſo freundlich und ſchön, und lieblich und reich an Genüſſen!
Und das froſtige Grab ſtarrend von Schauder und Nacht!
Und das Letzte ſo lieb, das erſte verhaßt ſo dem Jüngling!
Eine, ſie nur beſaß ſo zu verkehren die Kunſt!

◆

Alle Menſchen groß und klein,
Spinnen ſich ein Gewebe fein,
Wo ſie mit ihrer Scheeren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte ſitzen.
Wenn nun darein ein Beſen fährt,
Sagen ſie, es ſey unerhört,
Man habe den größten Palaſt zerſtört.

◆

Mancher der ſchon lange über die ſogenannten Flegeljahre hinaus iſt, wird noch zuweilen von Flegeltagen oder Flegelſtunden heimgeſucht.

Man kann mit Wahrheit von vielen Ehrenſtellen und Gütern ſagen, daß man, um beide zu verachten, nur diejenigen anſehen dürfe, die ſolche beſitzen.

◆

Die Wiege.

Die erſte Thräne, die im Kriege
Mit Seyn und Nichtſeyn uns entquillt,
Stillſt du; die letzte Thräne ſtillt
Der Sarg, des Menſchen zweite Wiege.

◆

Schon im Jahre 1789 erfanden die Franzoſen ein großes Kaleidoskop, in welches ſie, ſtatt der Glasſtückchen, Conſtitutionen thaten, und es nun immerfort drehten, wodurch gleichfalls immer neue Muſter ſich darſtellten. Bounaparte ſchlug es endlich entzwei. Jetzt haben die Deutſchen — bekanntlich zu allen Zeiten die Affen der Franzoſen — das große Inſtrument nachgemacht, und drehen noch immer luſtig drauf los; aber die Neigung ihrer Spiegel ſcheint nicht die rechte zu ſeyn, denn es präſentirt ſich alles noch ziemlich dunkel.

◆

So wie es Menſchen gab, die wünſchten, krank zu ſeyn, um wieder geſund zu werden, und das überaus angenehme Gefühl der Geneſung zu haben, ſo gibt es Leute, welche andern wehe thun, um wieder gut zu machen — um den Ruhm der gutmüthigen, verſöhnlichen, immer mit ihrem Temperamente kämpfenden Hitzköpfe zu erhalten. Iſt das nicht eine ſataniſche Eitelkeit!

◆

Alle Strafen müſſen der Natur des Verbrechens angemeſſen ſeyn, und allzuhäufige Todesſtrafen ſind eben ſo unpolitiſch als ungerecht, da alle Strafen die Beſſerung, und nicht die Ausrottung des menſchlichen Geſchlechts zum Zwecke haben ſollen.

◆

Niemand iſt mir fürchterlicher, als wer Abſichten mit mir hat.

Einem Pergamentſtolzen.

Man ſchrieb dem Edeln, den wir meinen,
Den Adelsbrief auf eine Eſelshaut;
So wird auf den Ruin des Einen
Gar oft des Andern Glück gebaut.

◆

Es mit der Gemeinheit nicht verderben wollen, iſt das nächſte Mittel, gemein zu werden.

◆

Wenn dem Menſchen nicht immer etwas theurer iſt, als das Leben, ſo iſt das Leben nicht viel werth.

◆

Man ſagt gewöhnlich, die ſogenannten Glückskinder hätten in der Regel mehr Glück als Verſtand. Das mag ſeyn. Aber ein Anderes, was man nicht ſagt, mag nicht nur ſeyn, ſondern *es iſt*, ich meine nemlich: *daß die Kinder des Unglücks in der Regel weniger Unglück als Unverſtand haben.*

Iſt es nicht möglich, zu tadeln ohne zu ſpotten, und zu ſpotten, ohne zu verwunden? Müſſen Aufklärer den Lichtſcheeren gleich ſeyn, die nur helle machen, indem ſie ſchneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

◆

An M.

Iſt übelreden ein Verbrechen,
So iſt's auch eins, von dir zu ſprechen.

◆

Augen- und Ohrenzeugen liefern oft — ihrer Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe unbeſchadet — ganz falſche Berichte. Wenige Menſchen können von ſich ſagen, ſie gehörten zu keiner Parthei, und wie ſehr wirken vorgefaßte Meinungen auf unſere Sinne!

◆

Warum erreichen wir die große Kunſt der Alten nicht? Vielleicht iſt die Urſache darin zu ſuchen, daß für uns das Leben ſelbſt eine Kunſt geworden iſt, welcher alle übrigen huldigen müſſen?

Zwiſchen rauhen Felſen wohnen die Menſchen mit weichen Herzen; im Schooße der ſtädtiſchen Weichlichkeit die — gefühlloſen Petrefakten!

◆

Der Vorſatz.

In Jahresfriſt, verſchwur ſich Nickel fein,
Ein reicher, reicher Mann zu ſeyn.
Auch wär' es, traun! nach ſeinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfriſt gehangen.

◆

Das edle Gemüth kann nur von einem edeln Gemüth erkannt, vollkommen verſtanden, und ganz richtig beurtheilt werden. Wundern wir uns daher nicht, daß die Welt oft gerade über die Beſten und Edelſten die ſchiefſten Urtheile fällt.

◆

Der Klagen über Unglauben und Irreligioſität wären weit weniger, wenn man nicht ſo gern Kirchthum und Religion mit einander verwechſelte, und ſicher gäbe es auf Erden ungleich mehr Sinn und Liebe für die Letztere, wenn das Kirchthum ſich nicht zu allen Zeiten ſo anmaßlich vorgedrängt, und ſich an die Stelle der Religion zu ſetzen, oder ihr wohl gar den Vorrang zu entreißen geſtrebt hätte.

◆

Der berühmte Pope war klein und mißgeſtaltet. Sein gewöhnlicher Schwur war: Gott beſſere mich! »Beſſern», erwiederte ein Miethkutſcher, gegen den er ſich dieſes Ausdrucks bedient hatte, »da hätte er um die Hälfte weniger Arbeit, wenn er Sie ganz neu machte.»

◆

Der Helden-Tod, nicht das Helden-Leben eines Weibes iſt ſchön!

◆

Loke nahm gern Rath von andern an, aber wenn man Rath von ihm begehrte, ſo war er behutſam und zurückhaltend, weil er, nach ſeinem eigenen Ausdruck, bemerkt hatte, daß die meiſten Menſchen nicht die Arme, ſondern ihre Klauen nach gutem Rath ausſtrecken.

Das Gewiſſen.

Gewiſſen kam in Pravens Haus,
Allein er jagt' es ſchnell hinaus,
Und rief voll Zorn: Daß wir dich ja nicht
mehr erwiſchen!
Du biſt von denen eins, die ſich in alles
miſchen.

◆

Das wichtige Nichts.

Man ſollte glauben, das Nichts wäre in der Welt nichts. Aber das Nichts iſt in der Welt ſehr viel, und hat einen großen Einfluß. Nirgends hat aber das Nichts mehr Gewicht, als beim ſchönen Geſchlechte. Dieß Geſchlecht macht ein Nichts traurig, ein Nichts macht es aufgeräumt; ein N. bringt es in Zorn, ein N. beſänftigt es; ein N. unterhält es, ein N. langeweilt es. Ueberhaupt, man nehme das Nichts aus der Welt, und die Hälfte unſerer Freuden und Leiden iſt nicht mehr!

Gibt es je eine Klippe, woran Einfalt, Natur, Güte und Wahrheit des weiblichen Charakters ſcheitern, ſo iſt es jene geiſtige Ueberbildung, jenes Heraustreten aus dem ganzen Umfange des weiblichen Berufs, den die Weltordnung angewieſen hat. Stolz gilt für Vorzug, Herabſehen auf andere weibliche Weſen im engern Kreiſe für Größe, Sophiſterey und Grübeley für Philoſophie, verbunden öfters mit einer Gelehrſamkeit, die nicht über die eines Terzianers hinausgeht, und den Männern Ekel erregt.

◆

Die heutige Naturphiloſophie will reimen, was ſich nicht reimen läßt, und hat folglich ihr Weſen im Ungereimten.

◆

Wo das Unrecht in ſeinen Folgen nicht aufgehoben werden kann, ohne neues, noch größeres Unrecht zu begehen, da legt die Vernunft Stillſchweigen auf, damit ſich das Unrecht nicht ins Unendliche fortpflanze.

Fabel.

Ein Fuchs traf einen Eſel an;
»Herr Eſel!« ſprach er, »jedermann
Hält Euch für ein Genie, für einen großen
Mann.«
»Das wäre,« fing der Eſel an,
»Hab' doch nichts närriſches gethan!«

◆

Nur im natürlichen Gleichgewicht der Kräfte (des Verſtandes und Gefühls) beruht die wahre menſchliche Vollkommenheit. Aber es iſt ſo bequem, blos zu fühlen, und nicht zu denken! Die Denkſcheu iſt die chroniſche Krankheit unſerer Zeit.

◆

Es iſt tauſendmal leichter, durch Schweigen klug ſeyn, als viel reden, und dabei nicht fehlen.

◆

Orthographiſch denken iſt beſſer als orthographiſch ſchreiben. Der größte Mechaniker verſteht das Feilen nicht am beſten — ein großer General kann ſelten das Gewehr ſo gut präſentiren, wie ein Grenadier.

◆

Es gibt in unſerer Sprache kein Wort, um die Einfalt und Erbärmlichkeit des großen Hauſens vollkommen zu bezeichnen.

◆

Ein Amerikaner, welcher kürzlich Deutſchland durchreißte, ſagte: Das Hofgeſinde der vielen Reſidenzen käme ihm vor, wie eine große Menge Schaben, welche ſich in ein zuſammengeflicktes altes Kamiſol eingeniſtet hätten, und denen es auch im Traume nicht einfiele, daß ihre Herberge dereinſt ausgeklopft und ausgebürſtet werden könne.

◆

In allen Zeitungen findet man mit wohlklingenden Phraſen Erziehungsfabriken für Kinder angekündigt. Nach einem Erziehungsinſtitut für Eltern ſieht man ſich bisher vergeblich um, da die Zucht- und Narrenhäuſer und Hospitäler doch nicht mehr hinreichen, dieſe Erziehung zu beſorgen.

Niemand führt größere Klagen über das Ungeſtüme der ſo genannten feurigen Köpfe, als ihre Antipoden, die Waſſerköpfe.

◆

Der Geizhals iſt einem Eſel gleich, der Geld trägt und Diſteln frißt.

◆

Auf den Kritiker X.

Er ſchlägt ein ganzes Heer
Autoren in den Staub dahin;
Held Simſon war ein Kind nur gegen ihn!
Allein er hat, geſagt zu ſeiner Ehr',
Auch einen Eſelsbacken mehr.

◆

Wäre das Hergebrachte an ſich das *Recht*, ſo hätten die Kanibalen das vollkommne Recht, Menſchen zu freſſen, und wer in ihre Hände fiele, hätte die Pflicht, ſich von ihnen freſſen zu laſſen.

Man rechnet es gewiß keinem Menſchen zum Verbrechen an, wenn er ein großes Vermögen zu ſeinem eignen oder anderer Menſchen Nutzen und Vergnügen verwendet; und dennoch ſind Viele ſehr geneigt, es als ein Verbrechen anzuſehen und zu behandeln, wenn ein Menſch ſeinen von Gott empfangenen Verſtand auf dieſelbe Art anwendet.

◆

Der Verſtand läßt ſich oft errathen, aber die Dummheit trozt jeder möglichen Berechnung.

◆

Ein geiſtreicher Schriftſteller ſagt: die Cenſur iſt ein fortdauernder Bethlehemiſcher Kindermord, um den Erlöſer zu tödten.

◆

Ein Verbrechen gegen den geſunden Verſtand iſt ein Majeſtäts-Verbrechen.

◆

Es iſt bemerkenswerth, daß unſere herrliche deutſche Sprache die Andacht von Denken benennt. Es wird alſo bei uns ſchon durch das

Wort die Dumpfheit eines gedankenloſen Gefühls vom Begriffe der Andacht ausgeſchloſſen.

◆

Das Wort Gottesdienſt ſollte verlegt, und nicht mehr vom Kirchengehen, ſondern von guten Handlungen gebraucht werden.

◆

Der Abbé Galiani beweiſt in der Correſpondenz mit Me. d'Epinay, daß die Erziehung für Menſchen und Thiere die nämliche ſey, und ſich auf die zwei Punkte zurückführen laſſe: die Ungerechtigkeit ertragen und die Langeweile ausſtehen lernen. Was läßt man das Pferd in der Reitbahn machen? Von Natur geht es Schritt, Trott, Gallop, aber nur wann, und wie es ihm gefällt. Jetzt lehrt man es Gänge wider ſeinen Willen, wider ſeine Vernunft (da haben wir die Ungerechtigkeit,) man läßt es dieſelben 2 Stunden lang fortſetzen, (da haben wir die Langeweile.) So gehts dem Knaben mit dem Latein, mit dem Griechiſchen. Iſt er daran gewöhnt, den Willen des Andern zu thun, alsdann iſt er abgerichtet, geſellig. Er tritt in die Welt, achtet die Behörden (ohne ſich zu beklagen,) er treibt ſeinen Beruf, im Seſſionszimmer, oder auf der Hauptwache, oder auf dem Schloſſe; er gähnt, aber er hält aus, und — verdient ſein Brod. Wenn er das nicht thut, taugt er nichts für die Geſellſchaftsordnung. Mithin iſt die Erziehung nichts anders, als das Ausmerzen der natürlichen Anlagen, um den geſellſchaftlichen Pflichten Platz zu machen. Wo ſie die Talente nicht beſchneidet, und ausmerzt, da bekommen wir den Dichter, den Maler, den Luſtigmacher, das Original, das unterhält und — Hungers ſtirbt.

◆

Es gibt immer noch wohlthätige Menſchen, und wer einmal ſo glücklich iſt, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

◆

Es klinge ſo parador es wolle, es bleibt doch wahr, daß jede geübte Tugend immer eine Noth vorausſetzt, wäre es auch nur die Seligkeitsnoth.

◆

An die Lobpreiſer.

Merkt's, das ſüße Lob macht immer
Fromme beſſer, Arge ſchlimmer,
Kluge klüger, Dumme dümmer.

◆

Die Hiſtörchen des Magnetismus erfordern, wie überhaupt der Magnet Eiſen, auch einen eiſernen Glauben.

◆

Bei den Egyptern mußten die Aerzte, die in einem Buche vorgezeichneten Regeln der Arzneikunde buchſtäblich befolgen, ſonſt war Todesſtrafe ſelbſt dann ihr Loos, wenn ſie den Kranken wieder herſtellten. Noch im 13 u. 14. Jahrhundert wurde den vornehmſten Univerſitäten, auch Heidelberg, vorgeſchrieben, in den Vorleſungen nicht im geringſten von Hippokrates und Galenus abzuweichen.

Inneres und Aeußeres.

»Gott nur ſiehet das Herz.» Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß *wir* doch auch etwas Erträgliches ſehn.

◆

Wenn man jenen hausbacknen Philiſtern zuhört, jenen Menſchen mit kurzem Geſicht und langen Ohren, wie ſie ſich herausnehmen, Fürſten zu hofmeiſtern, ſie, die vom Morgen bis zum Abend ſich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeiſe, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Baſen beherrſchen laſſen, und nicht ſo viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit ſehr treu und ſtandhaft lieben, um für ſolche Therſiten, und in ihrer Reihe ihre Sache zu verfechten. Es gäbe ein ſicheres Mittel, wie Fürſten, mit Unrecht murrende Unterthanen zum Schweigen bringen könnten; aber das Mittel iſt zu romantiſch für unſere abendländiſche Zeit. Sie brauchten nur Einen Tag herabzuſteigen von ihren Thronen, und einen jener Philiſter hinaufſteigen zu laſſen, damit er den andern Morgen ſeiner Sippſchaft erzähle, wie viel angenehmer es ſey, ſogar ſchrankenlos zu gehorchen, als ſelbſt unbeſchränkt zu herrſchen.

◆

Geſpräch.

A. Ich möchte ihm gern was zu leide thun.
B. Er hat Ihnen ja aber nie etwas gethan.
A. Einer von Beiden muß einmal anfangen.

◆

Selbſt das Recht erſcheint *einnehmend* oder *zurückſtoßend*, je nachdem es vorgetragen wird, und derjenige, der durch die letztere Art des Vortrags Anerkennung ſeines Rechts erzwingen will, kennt das menſchliche Herz nicht.

◆

Wer dem Irrthum kein Feuer anzündet, glüht auch für keine Wahrheit.

Gnome.

Nur ſieben Weiſe zählte Griechenland!
Wie arm — wie leer!
Jetzt findet man in Deutſchland, wie bekannt,
In jedem Kaffeehauſe mehr!

◆

Gott iſt für uns gar nicht da, wenn er nicht in uns iſt. Nur der gute **Menſch hat** einen Gott; der ſchlechte iſt immer ein Gottesläugner, ſelbſt wenn er zum Abendmahle geht.

◆

Etwas ſeyn iſt beſſer, als etwas haben.

◆

Philipp III von Spanien, welcher, der Trägheit hingegeben, ſich und die Angelegenheiten der Regierung gänzlich der Leitung ſeines erſten Miniſters, dem Herzoge von Lerma überließ, gerieth eines Tages in ſichtbare Verwirrung, als er auf ſeinem Tiſche einen Brief fand, mit der Aufſchrift: An Philipp III, einſt König von Spanien, jetzt in Dienſten des Herzogs von Lerma.

Vernünftige Vorſtellungen ſogleich auf Stockſchläge und Schimpfreden zu pfropfen, geht nicht; ſolche Reiſer kommen nicht fort. Wollten doch alle Erzieher dieß einſehen!

*

Hofmeiſter, ein recht ſchicklicher Name, indem ſich mancher von ihnen mehr um die Hühner- Enten- und Gänſezucht bekümmert, (oder bekümmern ſollte!) als um ſeine Uebergebene.

*

Gnome.

Es warf einſt Luther, wie man ſpricht,
Sein Tintefaß dem Böſen ins Geſicht.
Ach Gott! wie ändern ſich die Zeiten!
Jetzt ſchleudert mancher arge Wicht
Sein Tintefaß nach wackern Leuten!

*

Die Klugheit iſt bisweilen ein guter Rathgeber für die Großmuth, und geſcheite Leute eilen, von ſelbſt anzubieten, was ſie ohne Gefahr doch nicht länger behalten können.

Was man ſich am Leben abſpart, und was man für ſich ſelbſt genießen ſollte, das gibt man dem Geliebten. Wenn der es hernach nicht wieder gibt, ſo hat man baren Verluſt am Leben gehabt.

◆

Wenn du etwas nicht widerlegen kannſt, ſo ſchwätze darüber nur ſo lang und breit, bis die Leute wenigſtens nicht mehr wiſſen, woran ſie ſind.

◆

Die Herren Geiſtlichen laſſen ſich Seelenärzte nennen; warum ahmen viele nicht den leiblichen Aerzten darin nach, daß ſie nur für die Kranken da zu ſeyn glauben, und ſich den Geſunden nicht aufdringen mögen? Oder glauben ſie etwa, man könne, ohne Seelen-Leib-Arzt keine geſunde Seele beſitzen?

◆

Die Hauptquelle der heutigen Kirchenſcheu der Gebildeten iſt wohl: die geiſtloſe, und doch anmaßende, polternde Weiſe, in welcher ſo mancher

Prediger von der Kanzel ſich vernehmen läßt. Wie kann man Jemand als Chriſtenpflicht zumuthen, ſolch' Zeug mit anzuhören! Es ließe ſich allenfalls beweiſen, daß man eine ſubtile Sünde begehe, indem man ſie anhört; denn in der Kirche ſoll man weder Langeweile haben, noch ſich ärgern, am wenigſten lachen, und alles das iſt oft unvermeidlich.

◆

Ueber gewiſſe Gedichte.

Der Einſchnitt? gut, der Vers? fließt wohl;
der Reim? geſchickt.
Die Wort'? in Ordnung; nichts als der Verſtand verrückt.

◆

Die meiſten Menſchen gehen im Rade der Zeit, wie der Hund im Rade des Nagelſchmids, ohne das Reſultat ihrer Anſtrengungen zu kennen.

◆

Homer läßt ſeinen Ulyſſes allen Hohn der Fejaken, nur den nicht ertragen, daß man ihn für einen Krämer anſehen wollte. Die Thebaner nahmen Niemand in ihren Rath auf, der nicht wenigſtens zehn Jahre lang keine Krämerei getrieben hatte.

◆

Sehr behutſam ſey ſtets der Menſch, wenn er eigenen Werth mit dem Werthe Anderer vergleicht; denn auf jeden Einzelnen, den er zu übertreffen glaubt, kann er ſicher Hundert rechnen, von denen er übertroffen wird.

◆

Das Wiſſen (die Wiſſenſchaften) dient oft nur dazu, um die dummen Kerle, die ſich deſſen ermächtigen, nur noch unerträglicher und unüberwindlicher zu machen.

◆

Das Heldenthum muß jetzt von Vernunft und Recht ſeine Beglaubigung erhalten.

◆

Nur immer Vernunft im Munde führen, heißt noch nicht ſie brauchen; und ein Ausrufungszeichen iſt ſo wenig ein Argument, als ein Stilet.

Hochzeitsgeſtändniſſe.

Eins, Bräutchen, darf ich nicht verhehlen.
Oft pfleg' ich ohne Grund zu ſchmälen. —
»An Gründen ſoll's bei mir nicht fehlen.«

◆

Das Laſter der Undankbarkeit fängt deshalb an abzunehmen, weil die Gelegenheit dazu immer ſeltener wird.

◆

Eine Frau, die ihren Haushalt verſteht, und ein fröhlich Gemüth hat, iſt dem vernünftigen Manne willkommner und werther, als ein buchgelehrtes Ding, das ſieben Sprachen ſpricht, acht Inſtrumente ſpielt, und alle neun Muſen im Strickbeutel hat.

◆

Wie wenig *Herren* es doch unter den Herren gibt! — Das weibliche Geſchlecht hat darin einen Vorzug: die Weiber ſind alle, was ſie ſind — nämlich: Weiber!

Gutmüthigkeit? — oft nur ein Mantel für Geiſtloſigkeit und Herzensſchwäche, deren Dürftigkeit der Nähertretende mit geſunden Augen ſogleich durchſchaut.

◆

Ein Menſch, der keine Sehnſucht nach etwas hat, iſt nur ein halber Menſch.

◆

Schonung, ſelbſt Nachſicht, macht einen Theil der Gerechtigkeit aus, die wir denjenigen ſchuldig ſind, welche anders denken, als wir.

◆

Je älter die neue Welt wird, je mehr neue Sorgen dürfte ſie der alten Welt machen, die deren ohnehin ſchon genug hat.

◆

O, nur die eigne innere Nichtigkeit kann an die Vergänglichkeit der Liebe glauben, und ſie begreifen. — Große Seelen ſind auch hier auſſer der Macht der Zeit und des Schickſals; die Flamme ihrer Liebe nährt ſich von den heiligen Empfindungen, die, unſern göttlichen Urſprung bekräftigend, ewig ſind, wie die Urquelle unſers Daſeyns.

◆

Die Ehe.

Ein ſonderbares Ehgeſpann
Sind Lieschen und Herr Grau.
Er hat zwar eine Frau,
Doch Lieschen — keinen Mann.

◆

Guter Wille genügt nicht immer, um boshaft zu ſeyn, und man muß Geiſt haben, wenn man ſich zum Tadler aufwerfen will.

◆

Bemerkung zu einer Bücheranzeige.

»Zur nächſten Leipziger Oſtermeſſe
»Verläßt das erſte Werk die Preſſe
»Von dem Finanzminiſter Volk.«
Sein erſtes Werk? Das könnt' ich doch nicht ſagen!
Ich kenne eins, das ſchon ſeit Jahr' und Tagen
Von ihm im Drucke iſt — das Volk.

Jean Paul ſagt: Ihr Frauen und Mädchen, ſprecht kein Wort von Politik; man weis recht gut, mit welchem fremden Kalbe ihr pflügt, oder um welches goldne ihr tanzt. Gleich den Biſchöfen fliehet das Blut der Kriege; ungleich den Mükken, wovon nur die Weibchen es ſaugen. Wenn ihr wißt, daß Deutſchland frei geworden, ſo iſt's genug, und mehr als ich ſelber weiß.

◆

Seyd vorſichtig! Der Arme hat der wunden Seiten viele, und iſt nur gar zu leicht geneigt, der Handlung ſeiner Mitmenſchen ganz falſche Beweggründe unterzulegen.

◆

Man heilt Leidenſchaften nicht durch Verſtand, ſondern nur durch andere Leidenſchaften.

◆

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesſchnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entſpringt entweder aus der Tiefe des Geiſtes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeiſter lehrt ſie, noch Cheſterfield.

◆

Beſchränkten Menſchen iſt es eigen, daß ſie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreiſe ihrer Faſſungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geiſtes oft irre macht. Sie ſind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

◆

Die Meinung der Menſchen entſpringt entweder 1) aus innerer Ueberzeugung nach angeſtellter Prüfung mit der Vernunft, oder 2) aus blindem Glauben ohne Nachdenken, oder 3) aus ſteifem Eigenſinn des Egoismus. Wie kann man demnach hoffen, daß das Wahre und Gute unter den Menſchen Wurzel ſchlagen, und ſie dauernd beglükken werde!

◆

Bei den alten Perſern wurden nicht die Leute, ſondern ihre Kleider mit Stockſchlägen geſtraft.

Wäre es nicht räthlich, eine Suppenanſtalt für die armen Männer zu ſtiften, deren Weiber, ſtatt am Herde zu ſtehen, am Schreibtiſche ſitzen?

◆

Alles iſt groß im Tempel der Gunſt, ausgenommen die Thore; die ſind ſo niedrig, daß man nur kriechend hindurch kann.

◆

Man hat es oft an den neuern Sprachen gerügt, daß ſie Einzelne in der vielfachen Zahl anreden: man ſollte es ihnen als einen Vorzug anrechnen. Dadurch, daß ſie das »Du« dem innigern Gefühle aufſparen, ſind ſie um einen äußerſt gehaltvollen Ausdruck der Herzlichkeit reicher, als die alten Sprachen. Wen ich Sie nenne, und thäte ich es mit den tiefſten Bücklingen, dem ſage ich dadurch, daß er meinem Herzen noch im Haufen ſtehe. Mit dem Du der aufwallenden Empfindung ſinke ich in ſeine Arme.

◆

Je weniger den Gatten das Leben ausgefüllt iſt, deſtomehr füllen ſie es mit Liebe oder Zank aus.

Armuth ſchändet nicht! Unwillkürlich glauben wir indeſſen doch von dem Armen, er habe entweder nicht Kopf genug, um, was doch alle Welt wünſcht, in die Klaſſe der begünſtigten Erdenſöhne zu kommen, oder er ſey leichtſinnig, oder ſein Herkommen ſey von der einen oder der andern Art. Zum wenigſten ſuchen wir bei ihm nicht die guten Sitten und ſchönen Kenntniſſe der wohlhabenden Klaſſe; deshalb befühlen auch die meiſten jeden an ſie Kommenden zuerſt von Seiten ſeines — Wohlſtandes!

◆

Man gebe den Leuten Gelegenheit, ihr Solo zu ſpielen, und man wird ſie zu allem willfährig finden.

◆

Die Vergleichung ſeines Ichs mit andern, was dem Thoren viel egoiſtiſche Freuden gewährt, ſchafft dagegen jedem im Uebermaß Strebenden viel heimliche Leiden.

Woher kommts, daß die Mütter immer nur auf Geld ſehen? All andre Augenluſt hat ſie verlaſſen.

◆

Himmel und Hölle.

Aber, Chriſt!
Sprach ein Atheiſt,
Wie du hochbetrogen biſt,
Wenn der Himmel eine Fabel iſt! —
Aber, ſprach der Chriſt,
Atheiſt!
Wie du noch betrogner biſt,
Wenn die Hölle keine Fabel iſt!

◆

Warum man wohl dem einen Freund die Hand gibt, mit ihm Arm in Arm geht, während man bei dem andern, vielleicht vertrauterm, dieß nicht ohne ein widriges Gefühl könnte? Es ſcheint, daß ſich Freunde, die ſich objektiviren, die im Beiſammenſeyn gegenſeitig über einander denken, die Hände nicht geben, wohl aber ſolche, deren Gutmüthigkeit, deren Intereſſe an einander oder an dritten Sachen das gegenſeitige ſich Beobachten überwiegt. Auch trifft ſichs oft, daß zwar die Seelen ſich anziehen, die Körper aber eine Art Scheu vor einander haben; ſo wie umgekehrt eine gewiſſe Neigung zu einem Körper mit Abneigung gegen die Seele verbunden ſeyn kann.

◆

Wir thun allem *Werden* Vorſchub, dagegen wollen wir das *Gewordene* nicht anerkennen.

◆

Behandeln nicht viele Menſchen das Leben wie die Affen das Feuer? Sie freuen ſich deſſen, legen aber kein friſches Holz zu, und jammern dann, wann es anfängt zu erlöſchen.

◆

Menſchen bilden! das ließe ſich immer noch machen, aber es wäre Noth, man bildete auch die Umſtände!

Ein offener Charakter zeigt ſeine Fehler mehr, als ſeine Tugenden. Jene verzeiht man ihm nicht leicht, weil man dieſe nicht kennt.

◆

Die Kunſt, geſchwind reich zu werden.

Wollt ihr geſchwind, und rechtlich, Brüder!
Von Millionen Meiſter ſeyn,
So kauft den Reimer Oll nach meiner Schätzung ein —
Verkauft ihn dann nach ſeiner Schätzung wieder.

◆

Bei einem nächtlichen Wandel durch die Straßen bringt ſich uns zuweilen die Reflexion auf, wie oft eine dünne Wand Menſchen und Familien ſcheidet, die das heterogenſte Leben bearbeiten und fühlen, die nicht die entfernteſte Ahnung von ihrem gegenſeitigen Streben haben. Himmelswonne und Höllenqualen trennt vielleicht eine Tapetenthür; das ſublimſte Denken des erſten Geiſtes ſeiner Nation, und das geiſtloſe Manipuliren eines Handwerkers — der verfeinertſte Kunſtgenuß und ein trocknes Abendbrod ſind oft die nächſten Wandnachbarn.

◆

Wer immer auf Einem Standpunkte ſpricht, z. B. ſtets nur Worte des Verſtandes, der wird uns bald langweilig, endlich unausſtehlich. Der Gemüthvolle wechſelt, wie es die Sache gibt, den verſtändigen, vernünftigen, religiöſen, erheiternden Standpunkt.

◆

Ich frage Autoren, die zugleich Väter ſind, ob ſie nicht, um ein Buch zu ſchreiben, zuweilen blos eine einſeitige Fertigkeit, eine durch Fleiß errungene Gelehrſamkeit, ein gutes Gedächtniß, oder gar nur 9 oder 99 andere Bücher zu Hülfe nahmen, um das 10te oder 100ſte zu machen?

◆

Welch ſchwieriges Geſchäft hat ein Vater, der in ſein Kind die Keime von Religion und Sittlichkeit, von Wahrheit und Verſtand, von Fleiß, Ordnung, Takt, Reinlichkeit niederlegt, und die in demſelben ſtreitenden Triebe, Neigungen und Affecte unter ſich in Harmonie bringt! Doch iſt vielen Vätern das alles etwas ſehr leichtes!

◆

Paſtoren-Politik.

Die Bauern laſs' ich mit Bedacht
Noch an Geſpenſter glauben;
Dieß, Freunde, ſichert in der Nacht
Mein Obſt und meine Trauben.

◆

Es wäre gut, wenn wir alle, ohne Kartheuſer zu ſeyn, doch eine Art Ordensregel hätten, eine gebundenere Form des Daſeyn. Dieſe iſt beſonders für junge Leute ſehr heilſam. Sie kommen oft an tauſend Dinge nicht, weil ſie nicht müſſen. Ueberhaupt würde man ſich viel mehr berühren, wenn man in dieſem Sinne gleichförmiger lebte.

Knaben und Mädchen vor den Eintritt des Geſchlechtstriebs zeigen ſich uns oft als widrige, ja mitunter als unausſtehliche Weſen; ſie kommen dadurch, daß ſie die Darniedergehaltenen, die Gehorchenden ſeyn müſſen, leicht zur Naſeweisheit. Ganz umgewendet und gleichſam umgeſtülpt nun werden ſie, wenn ſie anfangen zu lieben; das Leben, das ſie bisher wie ein Panorama angafften, geht nun in ihnen ſelbſt auf, durch ſie hindurch; ſie müſſen alle jene Forderungen nun an ſich ſelbſt machen; ſie lernen jetzt einſehen, was es heißt, den Trieb mit der Vernunft, mit der Pflicht vereinigen; ſie werden mild, und fangen an, das Leben von dieſer, ja man darf ſagen, von ſeiner wahren Seite zu begreifen, weil ſie in die hier waltenden Tendenzen eingetreten ſind.

◆

Des Kindes Blick ſchweift frei über die Auen des Lebens hin, bis an die blauen Berge, und ahnet nicht die zwiſchenliegenden Privatrechte, Verträge, Prozeſſe, den Haß, Neid, Mangel, und die lebenzerſtörenden Sorgen.

◆

Iſt das Herz beſſer als der Kopf, ſo thut man das Gute, ohne es zu achten; iſt der Kopf beſſer als das Herz, ſo läßt man das Böſe, ohne es zu haſſen.

◆

Wer ſich an einen Menſchen bindet, der rechne darauf, daß derſelbe ein Produkt ſeiner Zeit, ſeines Volks, ſeiner Stadt, ſeines Standes, ſeiner Familie, ſeiner angebornen und anerzogenen Gewohnheiten ſeyn und bleiben werde.

◆

Unſere Zeit erzeugt manch' herrliche Töne, aber ihnen fehlt oft ein Reſonanzboden!

◆

Ueber Harpagons Thüre.

O Bruder Bettler, laß mir Ruh!
Geh, und bedaure mich!
An meiner Thüre hungerſt du,
An meinen Käſten ich.

In kraftvollen Zeiten ſchwebt oben der Geiſt, unten wohnt ein fröhliches Leben; in ſinkenden — waltet oben die Abſicht, unten der Mechanismus.

◆

Wir erfinden immer mehr Maſchinen, und doch werden wir ſelbſt täglich mechaniſcher. Wir beſiegen die Natur, und haben täglich mehr von ihr zu leiden. Wir bemühen uns, immer geiſtvoller zu werden, und durch Vertheilung der Arbeit werden der geiſtloſen Beſchäftigungen täglich mehr!

◆

Wenn Alles einſchrumpft, ſo gilt dieß auch von den Maßſtäben, ja ſelbſt vom Auge.

◆

Wie kommts, daß bei theuren Zeiten die Ideen wohlfeiler, bei wohlfeilen theurer werden?

◆

Iſt der Ausſpruch des Arioſt: »Lebt einer ohne Weib, der lebt nicht ohne Sünde!« wahr, ſo müßten ja die Hageſtolzen und die . . unter ſtrenge Aufſicht geſtellt werden?

Es iſt ſehr ſchwer, diejenigen zu befriedigen, die bei viel Sinn und Bedürfniß, wenig Kenntniſſe vom Techniſchen, wenig Begriff von den Mühen der Kunſtausübung und wenig Literatur der Kunſt haben; — eben ſo auch ſolche, die einmal über das jugendliche Erſtaunen bei der Anſchauung einer ſchönen Lebendigkeit hinweg — und doch noch nicht bei der Gediegenheit eines geläuterten Geſchmacks angekommen ſind.

◆

Korinna.

Ihr Tagewerk, o Leſer iſt:
Korinna betet, ſingt und lieſt,
Flieht Männer, wie ein ſcheues Reh,
Ruft heilig über Metzen Weh!
Und — hätteſt du's gedacht!
Zerſtört dann, wie Penelope,
Ihr Tagewerk bei Nacht.

◆

Die verneinenden, die kalten Aburtheiler muß man ſelbſt ins Spiel zu ziehen ſuchen; ſie müſſen Hand anlegen, dann ſind ſie gleich die billigſten, und mit jedem Erfolg zufrieden.

◆

Die Kunſtkräfte arbeiten hinaufwärts, ſie behandeln die rohe Maſſe, und veredeln ſie bis zu ihrer vollkommenen Erſcheinung, bis zum ſchönen Eindruck. Das Urtheil macht den umgekehrten Weg; es fängt beim Eindruck an, und ſteigt gegen die Technik herab.

◆

Man ſagt von Mozart, er ſey lebenslang ein Kind geblieben. Mußte er das nicht, um ſo groß, ſo voll geiſtiger Durchſichtigkeit zu werden! Was würden wir leiſten, wenn wir auch ſo kindlich bleiben, und doch täglich wachſen könnten in unſern Virtuoſitäten. Was hilft es, beſonders einem muſikaliſchen Genius, die monotonen Identitäten und Parallelismen der gemeinen Welt kennen zu lernen!

Zweite Abtheilung.

Die Unzufriedenen ſind oft ſehr ſcharfſinnige Urtheiler. Es iſt wie, wenn jedes Ding, das ihre innere Entzweiung nicht zu heilen vermag, darum herhalten müßte. Sie merken nicht viel darauf, was eine Sache iſt, und ſeyn kann, ſondern nur, was ſie alles nicht iſt.

◆

Harpagon.

Als nach des Wucherlebens Endung
Um Harpagon die Höllenflamme ſchlug,
Rief er: o teufliſche Verſchwendung!
Ein Drittheil heizte ſchon genug.

Ich muß mich zum Herrlichſten zwingen, wenn ich es allein genießen ſoll. Ich nehme alles zu eng: erſt wenn ich harmoniſche Gemüther vom nämlichen erhoben und bewegt ſehe, erweitert ſich auch das meinige, indem es zu ſeiner eigenen Wonne auch die geahnte der Uebrigen aufnimmt. Ich fühle mich nie tiefer befriedigt, als wenn ich ſehe, daß das, was mich entzückt, auch die Freude meines Zeitalters, meiner Nation, meines Freunbezirkels iſt — daß nicht nur ich, ſondern daß mit mir auch die Mitwelt ſo zu ſagen durch den Genuß hindurch geht.

◆

Wir ſchleifen ſtets an unſern Gläſern, um ja die Welt recht achromatiſch zu ſehen — zu ſehen, wie ſie an ſich iſt, ohne den dummen Farbenrand, der nur die Kinder ergötzen kann.

◆

Man ſollte noch in Gleichniſſen predigen, dann würde die zum Grund liegende Wahrheit ſelbſtthätig in dem Hörer entſtehen. So aber gibt man ihm eine Menge Wahrheiten geradezu, die ihn ermüden und überſättigen, weil er zu wohlfeilen Kaufs zu ihnen kommt.

◆

Der Menſch haßt ſeine eigne Fehler am Nachbar am heftigſten; er will ſich ſelbſt überreden, daß ſie ihn nicht beherrſchen, und daher verfolgt er ſie ſo heftig.

◆

Ewig anziehend bleiben jedem diejenigen Schriften, die den reinen Gegenſatz von ihm bilden. Er ſteht in ihrer Sphäre, aber ihnen gegenüber. Weniger geleſen ſind die ganz mit uns congruirenden oder uns ganz heterogenen.

Harpagons Nächſtenliebe.

Freund Harpagon weiß, es ſteht geſchrieben:
Den Nächſten ſoll ein Chriſt, ſo wie ſich ſelber lieben.
Und redlich hält er das Gebot:
Er gönnet ihm, wie ſich, nicht einen Biſſen Brod.

Die Veränderung der Baſis eines Obeliſken verändert auch die Spitze — ein anderes Leben macht einen andern Gott.

◆

Von vorne her, wie wir als Kinder in ſie hinein kommen, iſt die Religion unüberwindlich!

◆

Wie leicht iſt's, daß der Menſch in Einem Moment ein großes, geliebtes Gut verliert, um das ſein Herz nun lange Jahre trauert; wie lebt er ſich in Frevel und Sünde mit unbeſonnenen Schritten unmerklich hinein, bis ihn endlich an Einem Tage die ſtrafende Hand ereilt, und er ſeine übrige Lebenszeit, von Schande und Schmach gedrückt, ſein Haupt unter den Menſchen nicht mehr zu erheben vermag; oder ein Augenblick des Affekts reißt ihn zu einer That hin, deren Andenken ihn jahrelang foltert, und die er gern mit ſeinem Herzblute wieder aus ſeiner Seele wiſchte, wenn er's nur vermöchte!

Je frivoler und kälter unſere Todtenfeier werden, deſto kahler wird das Leben! Je dunkler dagegen die Paſſions-Woche, deſto ſonnenheller der Auferſtehungs-Tag.

*

Was iſt Religion nicht? Religion iſt nicht jenes frömmelnde Weſen, das den Kopf hängt, den Scherzen der Unſchuld zürnt, und es für Sünde erklärt, die Blumen des Lebens zu pflücken — das leiſe auf Socken ſchleicht, und in ſeiner ſtolzen Demuth nicht wagt, den gebeugten Nacken muthig zu heben, oder mit offenem heiterm Blick dem fremden Blicke zu begegnen — das verworrene Gefühle in miſtiſchen Floskeln ausſpricht, und in kraftloſen Schwärmereyen ſeyn Daſein verkränkelt — nicht jene Schreckensgeſtalt, die hohläugig und finſter einhertritt, ihren menſchenſcheuen Jüngern Höhlen bauet, um die Nacht ihres Lebens in frömmelnden Dumpfſinne darin zu vertrauren, und ihnen Geiſſeln flicht, um in grauſamen Büßungen für unverſchuldete Sünden den eigenen Leib zu quälen — nicht jene Menſchenfeindin, die zwiſchen ihren Anbetern und der Menſchheit hohe Kloſtermauern thürmt, ſie Gottes ſchöne Welt mit ihren edelſten Freuden verachten lehrt, und ihre entnervten Seelen, in heilig gehaltenem Müßiggange geheimen Verbrechen überliefert — nicht jene Furie, die den unduldſamen Wahn allein ſeligmachenden Glaubens in den Herzen ihrer Rechtglaubigen entzündet, den hölliſchen Funken des Religionshaſſes zur allverheerenden Flamme anfacht, Brüdern den Dolch gegen Brüder gibt, blühende Städte in Aſchenhauſen, und lachende Fluren in Todtenfelder wandelt, Scheiterhauſen ſich zu Altären bauet, und Menſchen zu Opfern erwählt — noch jene ſpitzfindige Aſterweiſe, die ſich in patriſtiſcher Thorheit und metaphyſiſchem Wortkram gefällt, an der trocknen Hülſe gierig nagt, und den kräftigen Kern in den Koth tritt, die fruchtbringende Rede von den Lehrſtühlen verſcheucht, und ſie zu Tummelplätzen pöbelhafter Zankſucht herabwürdigt — noch weniger jene verſchmitzte

Gleisnerin, die unter heiligem Gewande die profane Seele verbirgt, anſcheinend fromm zum Tempel wallet, während ſie ſtill über ein heimliches Bubenſtück brütet, Unſchuld und Bruderliebe in der Miene, aber Verläumdung und Mord im Herzen trägt, unter herzloſen Gebetformeln die Schandthaten ihres Lebens zu verbergen, und durch Ceremonienflitter das Auge des Allſehenden zu betrügen ſucht, ſich ſelbſt aber um den Himmel betrügt!

◆

Das Ehrwürdige, das Große würde in den Erwachſenen ſich nicht fortſetzen, aber dadurch, daß das Kind ſeine Jugendbilder ſo ſpät als möglich losläßt, und im höhern Alter wieder zu ihnen zurückkehrt, und auf ihre Realiſirung beharrt, dadurch wird der Welt das Heilige bewahrt. Je frühreifer, altkluger die Kinder werden, deſto mehr ſchrumpft das Große ein. Eine lange Kindheit und ein heiteres Alter bei einem Volke befeſtigen ſeinen Beſitz.

Der Müßiggang nuzt den Menſchen ſtärker ab, als die Arbeit.

◆

Es gibt Componiſten, die vor lauter Schwazzen von Kunſt und Kunſtſinn gar nicht zum Schaffen kommen können, und wird ihnen einmal ſo zu Muthe, als wenn ſie ein par Gedanken ans Tageslicht befördern müßten: ſo zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es iſt Lappländiſche Arbeit.

◆

Als Dichter ſollte man N. wohl nicht den ganzen, aber doch den halben Namen Klopſtock geben!

◆

Die Künſtler, d. h. diejenigen Perſonen, welche (thörigt genug!) ihr ganzes Leben einem, nur zur Erholung und Zerſtreuung dienendem Geſchäfte widmen, werden nachgerade als ganz untergeordnete Subjecte betrachtet, und nur darum tolerirt werden, weil ſie das miscere utile dulci in Ausübung bringen.

Große Sünde.

Der Sünden gibt es mancherlei,
Und ob denſelben viel Geſchrei.
Die kleinſte iſt es nicht, an Kopf- und Geiſtesgaben
Ein halbes Quentchen mehr als Einfaltspinſel haben.

◆

Nur der Dichter verſteht den Dichter; nur ein romantiſches Gemüth kann eingehen in das Romantiſche; nur der poetiſchexaltirte Geiſt, der mitten im Tempel die Weihe empfing, das verſtehen, was der Geweihte in der Begeiſtrung ausgeſprochen!

◆

Die Menſchen gleichen den Vögeln, die man ſeit Jahrtauſenden immer in denſelben Netzen fängt. Wie oft haben ſie ſich blos durch die Wörtchen Freiheit und Religion täuſchen, und zu Dingen hinreißen laſſen, wovor die Vernunft zurückſchaudert!

Es gibt hier auf Erden nichts, was den Menſchen in ſeiner innigſten Natur ſo hinaufſteigert, als die — Liebe. Sie iſt es, die ſo geheimnißvoll, und ſo gewaltig wirkend die innerſten Elemente des Daſeyns zerſtört und verklärt!

◆

Wie ekelt es mich an, wenn ſo ein ſtumpfſinniger Burſche von der Kunſt ſchwatzt, Schiller zitirt, und ſich bemüht, über ihn einen Geiſt der Poeſie hervorleuchten zu laſſen, von dem ein einziger Blitz ihn, den ſaft- und kraftloſen Schwächling zermalmen würde!

◆

Seyd doch ſo gut, und nennt mir den, der als Prototipus der Menſchheit überhaupt zum Verſtandesmeſſer aufgeſtellt werden und nach der Thermometer-Skale ſeines Kopfs genau beſtimmen kann, auf welchem Grad der Verſtand des andern, oder ob er vielleicht gar über oder unter der ganzen Scala ſteht.

Verſetztes Komma.

Wie komiſch oft die Verſetzung eines Komma wirkt! — In einer öffentlichen Todesanzeige hieß es neulich: Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, meinen geliebten Gatten ꝛc. ꝛc. aus dieſer Zeitlichkeit abzufordern. *Er ſtarb an Krämpfen, im Unterleibe zu Jena.*

◆

Wie oft geſchieht es nicht, daß Hans den Peter auslacht, weil er die Gabel in der linken Hand hält, da er, Hans, ſein Lebtage ſie in der rechten Hand gehalten!

◆

An N.

Mein Sinngedicht, ſo kurz und flüchtig,
Entrüſtet Naſo'n, daß er ſchnaubt.
Ei, ei, mich hätt' ich nicht ſo wichtig,
Ihn hätt' ich nicht ſo klein geglaubt.

◆

Warum lachen gemeine Menſchen über alles, was ihnen ungewöhnlich iſt? Weil das Gewöhnliche ihnen ſo bequem geworden, daß ſie glauben, der, welcher es anders treibt, ſey ein Narr, der ſich deshalb mit der ihnen fremden Weiſe ſo abquäle und abmartere, weil er *ihre* alte bequeme Weiſe nicht wiſſe; da freuen ſie ſich denn, daß der Fremde ſo dumm iſt, und ſie ſo klug, und lachen recht herzlich, was ihnen denn auch von Herzen zu gönnen.

◆

Manches Menſchen eiskalte Bruſt wird ſelten erwärmt, und wenn anderer Menſchen Herz beim Hinausſchauen in die Natur, in das All der Schöpfung überſtrömt von heiligem Entzücken, da fragen ſie, wie viel Grade Hitze wir haben nach Reaumur, und ob es wohl noch regnen werde.

◆

Heilſame Alternative.

Ja, die Poeten ſind entſchieden
Die Allerglücklichſten. Warum?
Mit *guten* iſt das *Publicum*
Die *ſchlechten* ſind — mit ſich zufrieden.

O, vor wem das liebevolle zugedrückte Herz eines guten Weibes aufginge, wie viel bekämpfte Zärtlichkeit, verhüllte Aufopferungen und ſtumme Tugenden würde er nicht darin ruhen ſehen!

◆

Die Wetterpropheten machen oft, ſtatt des blauen Himmels, blauen Dunſt.

◆

Es gehört oft mehr Verſtand dazu, Unrecht zu haben, als Recht, und mehr Kenntniß, zu verfehlen, als recht zu treffen.

◆

J. J. Rouſſeau.

Der finſtere Philoſoph, der ſo verkannt ſich däuchte,
Gab ſeinen Feinden Recht durch ſeine Fehler-Beichte.

◆

Zauber der Liebe — wer könnte dich malen! — Dieſe plötzliche Tageshelle, die ſich über unſer ganzes Leben verbreitet, und alle Geheimniſſe uns zu enthüllen ſcheint, dieſe im Flug dahineilenden

Stunden, die ſo Vieles und ſo viel Süßes bringen, daß alles Einzelne, um ſeiner Süßigkeit willen, der Erinnerung entſchlüpft, und in der Seele nichts zurück bleibt, als eine lange unabſehbare Spur von Glück, und nichts als Glück — dieſe flüchtige Heiterkeit, und dann wieder dieſe ſüße, ohne Urſache und immer wiederkehrende Wehmuth, ſo viel Vergnügen in der Gegenwart, in der Abweſenheit ſo viel Hoffnung, dieſes Losſtreifen von allen gewöhnlichen Sorgen, dieſes Erhabenſeyn über alles was uns umgibt — wer dich empfunden, Zauber der Liebe, kann dich nicht beſchreiben!

◆

Wahre Mündigkeit iſt das Bewußtſeyn ewiger Lehrlingsſchaft.

◆

Bemerkt ihr die Augen voll himmliſcher Bläue?
Und ſeht ihr die Wangen in roſiger Gluth?
Die Augen in feuchten Zirkeln ſich drehend?
Die Wangen erröthend beim Lobe des Mann's?
Wann jene die Pfeile der Liebe verſenden,
Erröthen ob Herzensverwundungen die.

Man wetteiferte ſchon oft, diejenigen, die für das Vaterland zu ſterben bereit ſind, thätig zu unterſtützen: das war löblich. — Aber ſollte es vielleicht nicht eben ſo löblich ſeyn, diejenigen nicht Hungers ſterben zu laſſen, die da bereit ſind, für das Vaterland zu leben?

◆

Der Glaube an Gott ſteigt, wann die Zeiten ſchlecht, und ſinkt, wann die Zeiten gut ſind.

◆

Manche Schriftſteller gefallen ſich in Citaten, wie die Weiber in den Titeln ihrer Männer.

◆

Die höflichſten Leute ſind gewöhnlich auch die eitelſten. Die Franzoſen haben, nach Montesquieu, darum die feinſte Lebensart, weil ſie die meiſte Eitelkeit beſitzen.

◆

Wir glauben uns oft von Leuten geliebt, die uns nur fürchten, und manche fürchten uns, ohne daß wir ahnen können, wodurch wir ihnen furchtbar ſind.

◆

Ich habe mich ſchon oft geſchämt, wenn ich das unwahrſcheinliche Bekenntniß ablegen mußte, kein Spiel zu verſtehen; gleichwohl hat dieſe Schaam mich nie vermögen können, eins zu lernen, und ich geſtehe offenherzig, daß ich mir von einer Zeit zur andern Glück wünſche zu dieſer unfruchtbaren Schaam.

◆

An Sie.

Spräch' ich auch mit Engelszungen
Und in Himmelsmelodie,
Dennoch, dennoch unbeſungen
Wie ſie werth iſt, bliebe ſie.

◆

Ueber dem Kamin eines Leſekabinets ſtehen die Worte: »Wer hierher kommt, um buchſtabiren zu lernen, wird gebeten, zu den Journalen von geſtern zu greifen.«

Auch der mittelmäßigſte Kopf traut ſich in der Regel Verſtand genug zu, um den Verſtand eines Andern atteſtiren und empfehlen zu können.

◆

Hört!

Sind Rang auch und Verdienſte dein,
Nur ſtelle klug das Dichten ein,
Gebeut's kein Gott in deinem Buſen.
Man kann der erſte Freund der Muſen,
Und doch der letzte Dichter ſeyn.

◆

Das Lob iſt im Munde mancher Leute, und beſonders der Weiber, nur die Einleitung ihres Tadels.

◆

Der Schmerz macht leicht Brüderſchaft, und der innerſte Unfriede leicht Frieden mit Andern. Nur im böſen Gemüthe kehrt der Schmerz als Haß, und der Unfriede als Krieg unſern Brüdern ſich zu.

O, viel zu ſchwer macht ſich's der arme Menſch mit dem Streben nach den hohen Dingen dieſer Erde; aber, ach, auch viel zu leicht macht er ſich's mit dem Streben nach den himmliſchen Dingen! Dort iſt wenig ſchon zu viel, hier iſt alles noch wie nichts!

◆

Man hat heutzutage die Sittenlehre ſo rein gemacht, daß ſie uns den Weg verſperrt, ſelbſt rein zu werden; und unſere Tugendlehre iſt vortrefflich — tugendleer.

◆

Mancher blähet ſich mit dem aut Caesar aut nihil. Aber du lieber Himmel! Mit dem Caesar iſt es nichts — mit dem aut iſts auch nichts, blos mit dem verdammten nihil ſitzen wir in der Tinte.

◆

Gloſſe.

Wir können nicht zuſammen taugen.
Ich bürgerlich — Er Hochgeboren!
Ich Aergerniß für ſeine Augen,
Er Aergerniß für meine Ohren!

Wirkliche Bildung ſetzt Einſichten und Kenntniſſe, die über alles, was den Menſchen als theilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein Urtheil erlauben, und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, eine ſchnelle und richtige Ueberſicht der Verhältniſſe, eine Leichtigkeit und Uebung des Geiſtes im Gebrauche der mannigfaltigſten Formen, kurz, einen feinen Takt voraus, der jedem Gedanken im Geſpräch die rechte Stelle, die anziehendſte Bedeutung, den ſchicklichſten Ausdruck und die heiterſte Farbe zu geben weiß. Heutzutage heißt ſchon der gebildet, der in Romanen und Gedichten ein wenig beleſen iſt, durch feinere Bedürfniſſe des Luxus, und eine gewiſſe Höflichkeit vor der niedern Volksklaſſe ſich auszeichnet.

◆

Wenn man liebt, iſt man treu!

◆

Es iſt ein herz- und ſinntödtender Grundſatz, daß nur der Erfolg, der oft, ja faſt immer von den unwichtigſten Auſſendingen abhängt, den Werth einer Unternehmung beſtimmen könne!

◆

Bei jeder Läſterung ſitzen drei Teufel. Wer die Läſterung als böſen Fund ausſpricht, dem ſitzt der Teufel auf der Zunge; wer ſie wohlgefällig aufhorcht, dem ſitzt der Teufel in den Ohren; wer ſie aber ohne Erkundigung der Wahrheit zum Schaden des Nächſten glaubt, und weiter verbreitet, dem ſitzt der Teufel im Herzen.

◆

Ueber gewiſſe Gegenſtände ſind unſere Schriftſteller gewaltig moraliſch; aber ſie betaſten ihre Moralität ſo lange, bis ſie ſchmutzig und widrig wird.

◆

Es iſt beſſer todt ſeyn, als die Kälte deſſen empfinden, für den man brennt.

◆

Einer der ſeltſamſten Gebräuche herrſcht wohl bei den Afganen im ſüdöſtlichen Perſien. Man verſöhnt dort Verbrechen durch Auslieferung von

Weibern. So koſtet ein Mord 12 Weiber, wovon 6 eine Steuer von 6 Rupinen (zu 20 Groſchen) bei der gemeinen Volksklaſſe mitbringen müſſen. Eine abgehauene Hand, Naſe oder Ohr wird mit 6 Weibern, ein Zahn mit 5 Weibern, und eine Kopfwunde mit Einem Weibe bezahlt. (Wer etwa die Frau wieder loswerden will, darf alſo nur dem Nachbar ein Loch in den Kopf ſchlagen). Doch iſt es auch erlaubt, in anderm Gelde zu bezahlen, wenn man etwa an Weibern nicht bei Caſſe wäre.

◆

Zu einem Wirthe ſprach ein ſtudirendes Füchslein: »Laſſen Sie ſich unter uns blicken, ſo heißt es: Philiſter«. »Dagegen heißt es von Ihnen, verſetzte der Wirth trocken: nicht viel iſt er«!

◆

Der Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen, und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, wird ſie vor dem larmenden Markt des Jahrhunderts nach und nach verſchwinden.

◆

Ein Narr macht zehn.

Ein Narr macht zehn! Sey es darum!
Doch unſere Spaßmacher ſind ſo dumm,
Und geben uns ſo wenig zu lachen,
Daß jetzt zehn Narren kaum Einen machen.

◆

Wo an keine Tugend und Redlichkeit mehr geglaubt wird, erlöſcht ſie nach und nach wirklich. Ohne Glauben keine Treue, keine Freundſchaft, keine Kraft, keine Geſetzgebung.

◆

Je mehr Lehrgeld gewiſſen Leuten ihr Freundſchaftsverkehr gekoſtet, deſtomehr verlernen ſie ſelbſt, Andern wahrer Freund zu ſeyn, und es iſt daher keine Verläumdung, wenn man bemerkt haben will, daß die Menſchen bisweilen aus vermeinter Klugheit und Vorſicht das an ihren neuen

Freunden rächen, was ſie an ihren aufgegebenen oder verlornen erfahren haben.

◆

Die Tugend wird oft *Braut*, aber leider ſelten *Frau*.

◆

Das Volk, in deſſen Lande ſeit Jahrhunderten für ganz Europa Fechtboden und Gaſthof war, darf ſich das einer großen Charakterſtärke rühmen?

◆

Als Lyrus drohte.

Wenn mich, ob meiner Kritik und Lehre,
In ſeine komiſchen Charaktere
Der Luſtſpieldichter aus Grolle miſcht: —
Entſetzliche Rache! — Bei meiner Ehre!
Dann werd' ich vom Publikum ausgeziſcht.

◆

Die Klugheit mancher Menſchen iſt nichts anders als *rechnende Furcht*.

◆

Die liebe Geduld hat gewöhnlich die *Unbeſonnenheit* zur Ablöſerin.

Stimmen aus dem Volke.

Hans. Wie doch der ſtille Rath ſo lange beiſammenbleibt! Was will er denn?

Kunz. Ei! unſer Beſtes will er, unſer — Geld.

◆

Wenn Helvetius ein dickes Buch über den Verſtand geſchrieben hat, ſo müßte die Geſchichte der Dummheit hundert Bände ſtark ſeyn. Mit einigen Ausnahmen iſts die — allgemeine Weltgeſchichte.

◆

Schwatzt mir nicht von Weltklugheit! Sie iſt in ihrem Maximum die Doppelheit des Wiſſens und Sichverbergens, das Palliativ der Freiheit und Irreligion gegen die Macht des Augenblicks, welcher ein kräftiges, ruhiges, freies Gemüth ſich ſo gern vertraut. Laßt mich dafür den frommen, geſunden Sinn preiſen, welcher, Herz und Nieren der Welt prüfend, erfährt, daß jeder Moment des Lebens eine Frage an die Zukunft, und eine Antwort auf die Vergangenheit zugleich iſt.

Einem Herzen ohne Hoffnung iſt jedes Vergnügen nur ein Uebel mehr.

◆

Wenn das Papiergeld mancher Länder, wie ehemals die Münzzeichen in Carthago, von Leder wären; ſo könnte man doch wenigſtens Schuhe damit flicken.

◆

Die reine Liebe iſt eine kurze Dichtkunſt, wie die Dichtkunſt eine lange Liebe.

◆

Mit Allen läßt ſich leben — denn ein berührbarer Sinn findet leicht, was ihn anſpricht — nur nicht mit den Seelenloſen. — Kennt Ihr ſie nicht, wohl Euch! Möchtet Ihr ſie kennen, ſo gebt acht: ihr Fluch iſt, daß Alles, was ſich ihnen naht und ergibt, verkümmert und verdorrt!

◆

Oft ſchon fand ich, daß Unkenntniß beſſer als halbe Kenntniß!

◆

Es werden zwar Köpfe ohne Anlagen — als behielte ſich der Zufall den Alleinhandel mit

Genies vor — geboren, aber keine Herzen ohne Anlage.

*

Die Phantaſie treibt in keiner Seelenbewegung — nicht einmal in der Liebe — ihre Schöpfungs- und Herrſcherkraft ſo weit, als in der Furcht.

*

Preiſet mir ja die Erziehung unſerer Tage nicht! Sie iſt eine Spielerei mit Vielerlei, kein Spiel mit Vielem, und die kaum erkannte Beſchränktheit ſo vieler Eltern und Erzieher, die Kinder nur als ihr eigenes zu wiederholendes Selbſt anzuſehen, iſt noch nicht für erloſchen zu achten, ſo lange die Kinder noch das Gefäß ſind, worin das Vielerlei der Lehren aufgetragen wird. Was iſt ein Kind auf dieſe Weiſe anders, als die überflüſſige, nochmalige Verkörperung der Repräſentation des Lehrers? und was anders, als Repräſentation, worauf ſo manches Unbill der Zeit beruht, kann daraus hervorgehen!

Die Heldentugend der Verſchwiegenheit fordert zu ihrer Uebungszeit die Kraft der anpreiſenden Vernunft; nur die Vernunft lehrt ſchweigen; das Herz lehrt reden.

◆

Der Schmetterling.

Scheltet den Flüchtigen nicht, aufknospende Blumen; von jedem
Duldet den Kuß ihr gern — jeder gewährt er den Kuß.

◆

Ich kenne kein entſcheidenderes Merkmal eines *wahren* Talents als — die Schwierigkeit, ſich ſelbſt ein Genüge zu thun — dieſes unermüdete Höherſtreben; dieſe unaffectirte Verachtung deſſen was man ſchon iſt, gegen das, was man noch werden zu können ſich getrauet; und dieß feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken Anderer, und für die Mängel in ſeinen eigenen!

◆

Wer nur alsdann Verſe macht, wenn er ſonſt auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade ſo ein Dichter ſeyn, wie einer, der ſich nur in verlornen Stunden mit Malerei abgeben wollte, ein Raphael ſeyn würde.

◆

Wieland ſagt: wenn ein poetiſches Werk, neben allen andern weſentlichen Eigenſchaften eines guten Gedichts, das iſt, was Horaz totum teres atque rotundum nennt, wenn es bei der feinſten Politur, die Grazie der höchſten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemeſſen, der Rhythmus immer Muſik iſt, der Reim ſich immer von ſelbſt, und ohne daß man ihn kommen ſah, an ſeinen Ort geſtellt hat; wenn alles wie in Einem Guß gegoſſen, oder mit Einem Hauch geblaſen da ſteht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu ſehen iſt: ſo kann man ſich ſicher darauf verlaſſen, daß es dem Dichter, wie groß auch ſein Talent ſeyn mag, unendliche Mühe gekoſtet hat.

◆

Es gibt Fälle, wo das Lachen die Fröhlichkeit, wie oft das Sprechen die Unterhaltung verdirbt.

Die Diſtel.

Die Diſtel gleicht, ſo hab' ich einſt geleſen,
Der Spröden, dem prudenten Weſen,
Das tief im Frieden ſtets die Waffen feindlich ſchwenkt,
Wenn keiner ſie bedroht, an's Stürmen niemand denkt.

◆

Im Reiche der Vernunft gibt es keinen Stillſtand. Wer darin nicht vorwärts kommt, geht zurück; wer nicht täglich klüger wird, wird täglich dümmer.

◆

Feigheit und Unentſchloſſenheit laſſen oft ſelbſt diejenigen Vortheile noch fallen, welche ſie ſchon wirklich in Händen hatten.

◆

Von den Myſtikern kann man, wie Scaliger von der Sprache der Basquen, ſagen: »Man behauptet, ſie verſtehen ſich unter einander, aber ich glaube es nicht.«

Die Menſchen um uns her, vom größten bis zum kleinſten, haben ſo viel mit ſich ſelbſt und ihrer eigenen Noth, ſoviel mit ihren eignen Planen, Bedürfniſſen, Leidenſchaften und momentanen Eingebungen des guten und Böſen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun, daß es kein Wunder iſt, wenn ſie ſich nicht viel um die unſrigen bekümmern können. Daß man das ſo oft vergißt!

*

Wenn ſich Zwei über den ausſchießenden Beſitz der Wahrheit in die Haare gerathen, ſo darf man ſicher annehmen, daß ſie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Arioſt: während die tapfern Männer ſich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide.

*

Ein Jeſuit wollte einen Abt aufziehen, und fragte ihn: Wie viel gibt es Götter? »Wollte Gott,« erwiederte der Abt, »es gäbe nicht mehr Jeſuiten.«

Es iſt die Sitte der Tugend, die Fehler vortrefflicher Menſchen nicht anders als mit einer gewiſſen Furchtſamkeit und Scham zu bemerken; es iſt die Sitte des Laſters, Frechheit mit dem Namen der Wahrheitsliebe zu decken.

*

Spruch.

Stell himmelwärts, ſtell himmelwärts
Wie eine Sonnenuhr dein Herz!
Denn wo das Herz nach Gott geſtellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Prob' in dieſer Zeit,
Und hält ſie in der Ewigkeit.
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es ſchlägt nicht ſtark, es ſchlägt nicht ſchwach,
Es bleibt ſich gleich, geht wohlgemuth,
Bis zu dem letzten Stündlein gut.
Und ſtehts dann ſtill in ſeinem Lauf,
Zieht's unſer lieber Herrgott auf.

Es iſt ein ſchreckliches Unglück, nicht geliebt zu ſeyn, wenn man liebt; aber es iſt noch weit ſchrecklicher, mit Leidenſchaft geliebt zu ſeyn, wenn man ſelbſt nicht mehr liebt!

◆

Wir Menſchen ſind ſo beweglicher Natur, daß wir die Empfindungen, die wir anfänglich blos ſpielen, am Ende wirklich in uns verſpüren.

◆

Des Kosmopoliten Maxime iſt: Thue den Menſchen ſo viel Gutes, als du nur kannſt, und erwarte von ihnen gerade das Gegentheil.

◆

Die wahre Aufklärung iſt diejenige, die den Menſchen lehrt, daß er ſich ſelbſt ein Geſetz iſt; die wahre Kultur diejenige, die ihn gewöhnt, dieſem Geſetz ohne Rückſicht auf Belohnung und Strafe zu folgen.

◆

»Der Friede iſt das Meiſterſtück der Vernunft.» Dieſes iſt nicht nur wahr in Beziehung auf die bürgerliche Verfaſſung, ſondern in jeder Beziehung.

*

Alle bürgerliche Ordnung hat zur erſten und letzten Abſicht, daß der Wille für heute auch für morgen gelte. Darum war allen Völkern Religion ſo heilig. Sie fixirten dadurch die Wandelbarkeit ihrer Natur.

*

Dichterbeſcheidenheit.

Herr Waſſermann verſichert, er habe
Nur äußerſt wenig Dichtergabe.
Er ſagt es wohl, doch glaubt er's nicht;
Ich Glaub' es wohl, doch ſag' ich's nicht.

*

Warum gefällt der Geck ſo vielen Frauen? Weil ſie eine Ehre darin finden, von dem geliebt zu werden, der nur ſich allein liebt.

*

Das charakteriſtiſche Zeichen des Genies iſt das Vergeſſen ſeiner Selbſt durch das Leben in einer

Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verſchlingen.

◆

Das Schöne hat mit allem Urſprünglichen das gemein, daß es ohne Merkmal erkannt wird. Es iſt, und zeigt ſich; es kann gewieſen, aber nicht bewieſen werden.

◆

Wer für ſich ſelbſt philoſophirt, dem ſtoßen bei jedem Schritte Schwierigkeiten auf, wovon derjenige, der nur für die Schule philoſophirt, ſich nichts träumen läßt.

◆

Mutterliebe einer Vornehmen.

Ach, Mutterlieb' iſt ſonder Ende!
Drei Tage ohne Schlummer ſchon,
Schlief an dem vierten ein mein Sohn;
Da weckt' ich ihn mit mildem Ton
Und fragt' ihn: wie er ſich befände.

◆

Ich will lieber unter einem Freundſchaftshimmel wohnen, wo man beſtändig zu erfrieren oder zu verbrennen fürchten muß, als unter einem mit Jahrszeiten. Nur bei der kleinen kindiſchen Schweſter dulde ich das Necken, aber nicht bei der großen mannbaren Tochter Gottes.

◆

Nie laufen oder kommen die Menſchen einer Verfaſſung nach, ſondern ſie laufen ihr immer davon, weil die Geſetz-Verfaſſer wohl Vergangenheit und Gegenwart, aber nicht die Zukunft benutzen können.

◆

Seyd im Umgange mit den Mädchen darauf bedacht, ſie nie in gleichgültiger Stimmung zu laſſen, denn ihre Seele haßt dieſen Zuſtand der Ermattung. Entweder gewinnt ihre Zärtlichkeit für euch ſelbſt, oder ſchmeichelt ihnen wegen der Gegenſtände ihrer Liebe, oder — gebt ihnen Veranlaſſung, ſich ſelbſt noch mehr zu lieben. Von welcher Art ſie auch ſey — ihr Herz will nie frei ſeyn von dieſer Leidenſchaft

So ſehr hofmeiſtert der Zeit- und Modegeiſt an der Natur, daß man ſich ſogar der Thränen ſeines natürlichen Mitleids ſchämen lernt. Man darf in unſerm ſtarken Zeitalter in der Kirche ſo wenig als im Theater eine Thräne fallen laſſen, ohne lächelnd bedauert zu werden.

◆

Renomiſtenrath.

Wenn euch kein Mittel gelingt,
Die tollen Verläumder zu beugen,
So bringe ſie das zum Schweigen,
Was Hunde zum Schreien bringt.

◆

Die Weiber herrſchen in der Regel nur durch die Herrſchaft der Männer, ſelten durch ſich ſelbſt.

◆

Ich möchte lieber in einer Einöde enden, als meinen Freunden eine Art von Mitleid gegen mich einflößen — und denen, die es nicht ſind, die boshafte Freude gönnen, über mich zu ſpotten. Das Schlimmſte aber iſt, daß man's im Alter ſelbſt nicht bemerkt, wann man ſchwachſinnig oder lächerlich wird. Es iſt nicht genug, zu wiſſen, daß man geſunken ſey, man muß am erſten bemerken, daß man ſinke, und der öffentlichen Schau dieſer Veränderung weiſe zuvorkommen.

◆

Die wahre Seligkeit des Liebens und Geliebtwerdens kennt der große Hauſe nicht.

◆

Die heutigen Menſchen, in der kleinen wie in der großen Welt, ſind über ihren eignen und wechſelſeitigen Vortheil ſo aufgeklärt, daß ſie ſich einander nicht mehr täuſchen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geſchieht, iſt es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder ſich verſtellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, iſt — offenherzig zu ſeyn.

◆

Sind Sie nicht der Küſter aus . . .? fragte Jemand. »Nein, ich bin der Generalſuperintendent — und wer Sie ſind, mag ich nicht wiſſen.»

Lehre.

Meidet allen Federkrieg
Gegen Pasquinade;
Klugheit iſt es, ſchweigt ein Thor,
Schweigt ein Weiſer, Gnade.

◆

Lange vor der franz. Revolution war es das nachtheiligſte Urtheil, wenn man von Jemand ſagen konnte: er habe einen Charakter! Ein Mann von Charakter kam ohne beſondere zufällige Umſtände zu keiner bedeutenden Stelle. Dafür haben denn auch Leute ohne Charakter den Staat zu Grunde gerichtet, oder zu Grunde gehen laſſen. Wo ähnliche Geſinnungen oder ähnliche Urſachen ſtatt finden, wird es eben ſo gehen! Das Recht, die Kenntniß des Rechten, alſo die wahre Einſicht ſoll die Gewalt haben!

◆

Der Mann von Herzensgüte, von Offenheit und Wahrheit des Charakters, ein ſolcher Mann hat Muth, ſich zu zeigen wie er iſt; bei ihm iſt nichts Form oder auswendig gelerntes, abgemeſſenes, copirtes Weſen; er überläßt ſich ſeinen menſchlichen Gefühlen, Empfindungen, Urtheilen, und darf ſich ihnen überlaſſen, weil er ein wahrer Mann iſt, der ſich nicht ſchämt, zurück zu kehren, wenn er manchmal zu weit gegangen, oder gemißbraucht worden ſeyn ſollte.

◆

Bei der Viſitation des wachhabenden Offiziers in einer Kaſerne, Abends um 9 Uhr, um zu ſehen, ob die ſämmtliche Mannſchaft auch darin ſey, trat ſolcher in eine Stube, in welcher er zwar Stimmen hörte, aber keine Lampe brennend fand.

Seyd ihr Alle hier? fragte er.

Jedermann antwortete: »Ja«!

Weshalb ſitzt ihr aber im Finſtern? Was macht ihr denn?

»Herr Lieutenant!« nahm einer das Wort: »der Korporal Müller erzählt uns Geſpenſtergeſchichten, und wir andern grauen uns.«

Friede, Freiheit und National=Glückſeligkeit gleichen einer Pflanze, die, wenn ſie nicht verdorren ſoll, von Zeit zu Zeit mit Blut und Thränen begoſſen werden muß.

◆

Sucht nicht hinter jeder ſeltenern That einen ſeltenen Mann. Die Größe des Mannes beſteht nicht in moraliſchen Sprüngen, ſondern in anhaltender Strenge edler Beſchäftigungen.

◆

Wortſpiel.

Du flogſt ja Hymens Tempel zu —
Jetzt ringeſt du die Hände.
Zu welchem Ende freyteſt du?
»Ach Gott, zu meinem Ende!«

◆

Menſchenkenntniß iſt der ſicherſte Schild gegen Beleidigungen; ſie zeigt, daß der Menſch entweder nicht beleidigen wollte, oder, ſeines Unwerths wegen, nicht beleidigen konnte.

Die Menſchen ſind dumm und ſchwach genug, ſich einzeln zu verlaſſen. Die wenigſten ſehen ein, daß die Rechte des Einzelnen der Grundſtein und die Rechte des Ganzen ſind.

◆

Wenn die höhern Seelenkräfte verdorben ſind, und die niedern gereizt werden, ſo entſtehen Myſterien und geheime Geſellſchaften. Man nimmt oft nur darum theure Eidſchwüre, den Profanen nichts auszuſchwatzen, ab, weil man zu arm iſt, um den Eingeweihten etwas Kluges vorzuſagen. Man kocht gemeine Speiſen und ſucht den Appetit zu reizen, indem man ſie in verdeckten Schüſſeln aufträgt.

◆

Unter das Bild der Freiheit.

Dein ſchönes weites Ehrenkleid
Gefiele ſchon,
O Göttin! doch der Weiſe ſcheut
Den Macherlohn.

Schwer iſt es, ein unverwandtes Auge auf die Wahrheit zu haben, wenn man immer kämpft, oder immer triumpfirt!

◆

Licht iſt nur Licht für Sehende; der Blinde wandelt im Sonnenſchein und dünkt ſich im Finſtern.

◆

Wie die feinſten Weine oft den Geſchmack des Bodens an ſich haben, ſo nehmen ſelbſt die religiöſeſten Gedanken oft einen eigenthümlichen Anſtrich von der Beſchaffenheit der Seele an, in welcher ſie entſtanden ſind.

◆

Die Scharfſinnigkeit und ein erhabener Verſtand ſind nicht halb ſo nützlich, als die geſunde Vernunft. Man findet eher hundert witzige Leute, als einen einzigen vernünftigen Mann. Wer nichts als Gold bei ſich tragen will, wird alle Tage wegen Mangel an gebräuchlichem Gelde verlegen ſeyn.

A. Warum laſſen Sie ſich von der Mode tyranniſiren, und tragen einen ſo großen Hut?

B. Nicht doch! der Hut ſcheint nur groß.

A. Das mag denn ſeyn, weil er ſo wenig
zu decken hat. —

◆

Viele Leute werden ſchon für klug gehalten, welche blos — zu ſchweigen wiſſen.

◆

Gloſſe.

»Was« ſprichſt du, »ſoll ich thun, was
ſoll ich lieben?«
Frag keinen, der dem Geiſt Rezepte ſchreibt!
Wenn dich kein innrer Gott zu etwas treibt,
So kultivire Kohl und Rüben.

◆

Die Wahrheit, wenn ſie plötzlich unter gewiſſen Leuten erſcheint, macht etwa die Wirkung, wie ein Lichtſtrahl in einem Eulen-Neſte. Die Vögelein ſchreien, flattern auf und hauen mit ihren Schnäbeln blind umher.

Mozart komponirte die Oper Belmonte und Conſtanze gerade in dem ſchönſten Lebensalter, wo er mit allem Feuer der Jugend liebte. Seine Geliebte, nachmals ſeine Gattin, hatte ebenfalls den Vornamen Conſtanze, und er war von ihr durch mehrere lange Reiſen getrennt geweſen; dieſe ganze Compoſition trägt unverkennbar das Gepräge eines liebeglühenden Herzens. Dieſe Oper wurde in Wien zum erſtenmal am Tage von Mozarts Verlobung aufgeführt, und die Anſchlagzettel machten dieß folgendermaßen bekannt: Belmonte und Conſtanze, oder die Entführung aus dem Serail.

Einige Freunde Mozarts ließen einen, dieſem Zettel in der Form ganz ähnlichen drucken, worauf man las:

Heute den .... wird aufgeführt: Wolfgang und Conſtanze oder die Entführung aus dem Auge Gottes. (ſo hieß das Haus, in welchem Mozarts Braut wohnte.)

Seitdem es mit dem Wohlwollen, das auf **Liebe** gegründet, doch meiſtens nur eitel Betrug iſt, kann man leicht ſich mit dem Wohlwollen, auf **Achtung** beruhend, begnügen.

◆

So leicht es iſt, Kindern eine Fabel als Wahrheit erzählen, ſo ſchwer iſt es, Männern die Wahrheit als Fabel darzuſtellen. Man hat uns alle zu den Griechen und Römern in die Schule geſchickt, und nun, da wir in das Leben treten, und das Erlernte auszuüben gedenken, verſpotten ſie uns, und ſagen, alles was wir gehört, ſey nur Märchen geweſen. Aber es iſt zu ſpät. O, glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem ſie, um ſich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteſte Vergangenheit ſchickten, und ſie vergaßen, daß die Geſchichte rund iſt, wie die Erde, und daß man, fort und fort ſchiffend, wieder zur Heimath gelangt.

Der Weiſe liebt aus Sympathie
Die Tugend, und bedarf nicht knechtiſcher Geſetze,
Um edel — groß — ein Menſchenfreund zu ſeyn;
Doch hindert ihn auch kein Verbot, der Schätze,
Die die Natur ihm beut, ſich ſorgenlos zu freu'n,
Und manchen Augenblick der Sinnenluſt zu weihn.

◆

Eine höchſt unleidliche, leider auch die beſſern Menſchen anklebende Unart iſts: das Reſpectiren eigener Individualität im Galopp zu fordern, und andern im Schneckenſchritte zu gewähren.

◆

Es gibt jetzt muſikaliſche Compoſitionen von welchen alle unſere Sänger verdorben werden; zum Glück verderben ſie uns aber das Gehör gleich mit, und ſo wird das Gleichgewicht hergeſtellt.

Die Hausmutter nach der Mode

Wo nehm' ich Gerſte, Frau, den Küchelchen
zum Futter?
Was Gerſte, Närrin, laßt ſie ſaugen an
der Mutter.

◆

Man haßt die Günſtlinge meiſtens, weil man die Gunſt liebt.

◆

Welch' ein milder Anblick iſt ein hingewelktes Kind! Es kam und ſah ſich um; es hatte kaum geſehen und ging. Noch hing es nicht am Leben, darum ſträubt' es ſich nicht dem winkenden Genius des Todes zu folgen; es tändelte freundlich in ſeine umfangende Arme. Darum iſt in allen ſeinen Zügen etwas gar williges, hingebendes, zuverſichtliches. Kein wüthender Schmerz hat ſeine kindliche Schönheit entſtellt, keine wilde Leidenſchaft in ſeinen Zügen gewühlt, kein nagender Gram ſeine Wangen abgehärmt. Darum wallet auf ſeinem bleichen Geſicht der Schleyer des Todes ſo leiſe, ſo locker, ſo ſpielend möchte ich ſagen, daß man denken ſollte, es ſey nicht todt — es träume ſelige Träume.

◆

Der Direktor von der ehemaligen franzöſiſch-indiſchen Compagnie fragte la Bourdonnaie: weshalb er die Angelegenheiten der Compagnie für dieſe ſo nachtheilig beſorgt, hingegen ſeine eigenen ſo vortheilhaft betrieben? »Der Grund davon iſt ſehr einfach,» verſetzte der Befragte: »meine Angelegenheiten hab' ich nach meinen Einſichten, die der Compagnie aber nach Ihren Inſtructionen beſorgt.

◆

Der kleine Ruhm.

Bei Fanny muß mir jeder Stutzer weichen!
So prahlt Eduard; ſein Ruhm iſt aber klein:
Man braucht, um Haſen zu verſcheuchen,
Doch nur ein Mann von Stroh zu ſeyn.

◆

Iſt es nicht traurig, daß ſonſt recht geiſtreiche junge Leute in einer auch noch ſo kurzen

Unterhaltung mit einem hübſchen Mädchen oft ſo höchſt geiſtarm erſcheinen!

◆

Nicht allein der ehrbare und emſige Unterthan, der in dem Gehorſam gegen ſein Oberhaupt den höchſten Ruhm, und in Erfüllung ſeiner häuslichen Pflichten die höchſte Tugend, ſondern derjenige hauptſächlich, der ſein eigenes Wohl nur in dem Wohle des Vaterlandes, ſeine Freiheit in der Freiheit Aller, und ſeinen Stolz in einem lebendigen und warmen Antheil an den Inſtitutionen findet, die ſeine Stellung als Glied des Ganzen begründen und erhalten ſollen, hat Anſpruch auf den erhabenen Namen eines — Bürgers.

◆

Ein zu wenig unterbrechner Umgang kann der Liebe eben ſo nachtheilig werden, als eine zu lange Entfernung. Viele feine, mannigfaltige Züge der Liebenswürdigkeit gehören dazu, oder eine reizende Vielſeitigkeit des intereſſanten Betragens, und die Kunſt, im Umgange die Vertraulichkeit zu mäßigen, und gleichſam haushälteriſch in Mittheilung perſönlicher Annehmlichkeiten zu verfahren, wenn nicht der zu wenig unterbrochene Umgang die Liebe etwas ſchwächen, oder ihr wenigſtens die ſchwärmeriſche Begeiſterung nehmen ſoll, welche ſie ſo ſehr erhöht.

◆

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt ſeyn wird, daß kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König beſtehen kann.

◆

Austheilung.

Damit aus neidiſchem Drange
Ihr Keines der Kinder grollt,
Hat's Mutter Natur gewollt,
Daß Fungus an hohem Range,
An Roſen der Schmetterling,
Und Parkus an Gold empfange,
Was Schiller an Geiſt empfing.

Wer gewiſſen Geld-Tölpeln den Geld-Stolz nehmen könnte, würde mancher heimlich ſeufzenden Bruſt Balſam reichen.

◆

Der eine ereſelt, der andere erteufelt ſich ſein Glück.

◆

Es gibt Menſchen, bei welchen man eine ſo ſonderbare Charaktermiſchung antrifft, daß man durchaus nicht weiß, wohin man ſie zählen ſoll. Sie paſſen überall, und nirgends — ſind einfach und liſtig, gutmüthig und intrigant, ſparſam und verſchwenderiſch, amalgamiren ſich eben ſo leicht mit dem Schlechteſten, wie mit dem Beſten, thun nichts, und ſind unaufhörlich beſchäftigt — ſind ſo liebenswürdig, daß man ſehr gern in ihrer Nähe iſt; dann wieder ſo gegen Alles, was Recht und Ordnung heißt, anſtoßend, daß man ſich tief an ihnen ärgert. Es gehört viel Klugheit dazu, um nicht von ihnen getäuſcht zu werden, und ein unveränderlicher Wahrheitsſinn und eine redliche Liebe, um das Gute an ihnen gehörig zu ſchätzen.

Es behauptete Jemand, die Vögel ſängen, weil ihnen etwas wehthue. So geht es Manchem mit dem Schreiben. Seine Gedanken ſind ſeine Schmerzen.

◆

Die Natur bringt wohl Dummköpfe hervor, aber keine Narren. Woher denn aber der Ueberfluß an denſelben, über den ſchon Salomo klagt? — Sie ſind Kunſtprodukte; Eltern und Erzieher bilden ſie, indem ſie alltägliche Köpfe wie ausserordentliche behandeln, oder dazu machen wollen.

◆

Gnome.

Zum Heil der Armuth wirken hold
Die Beſſern allerwärts;
Doch meiſtens nur mit Brod und Gold
Und nicht mit Geiſt und Herz.

◆

Gellert war von ſehr ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, und zuweilen äußerſt hypochondriſch. Als er einſt in einer Lehrſtunde ausserordentlich viel litt, ſchloß er ſie ſehr zeitig mit den Worten: »Meine Herren, es iſt heute ſehr ſchönes Wetter — ich bin ſehr krank — Sie ſind alle gelehrter als ich. Leben ſie wohl.«

◆

Nicht ſowohl Heilpflaſter fehlen unſern politiſchen und moraliſchen Wunden, als Klebepflaſter, die jene befeſtigen.

◆

Gemeiniglich wollen die Schulmeiſter immer mehr, und alles beſſer wiſſen, als andere Leute.

◆

An Bertha.

Laß jeden Stoff des Erdenballes,
Laß Spitzen und Geſchmeide ruhn!
Für Dich that die Natur ſchon alles,
Hier hat die Kunſt nichts mehr zu thun.

◆

Für den wahrhaft theilnehmenden Freund iſt es Grundſatz: Wenn mein Freund *lacht*, dann iſt es an *ihm*, mir zu ſagen worüber; *weint* er aber, dann iſt es an mir, den Grund ſeines Kummers zu erſpähen.

◆

Quinault's vier ſchönſte Opern wurden ſo charakteriſirt; Atys iſt die Oper des Königs, Armide die Oper der Damen, Phaeton die Oper des Volks, und Iſis die Oper der Muſiker.

◆

Die Doppelſeitigkeit iſt eine ſo gefährliche Waffe, wie die Doppelflinte, an welcher oft der eine Lauf los geht, indem man den andern lädt.

◆

Ein junger Mann hält ſich heutzutage ſchon für einen Kopf, wenn er ein Diſtelkopf iſt, welcher mit der Blüthe ſticht.

◆

In unſern Theatern beſteht gewöhnlich die größere Zahl aus denjenigen, welche Leute von beſſerm Gefühl muthlos machen, und ſich als Tonangeber aufwerfen, welche kein Licht erlauben, das ihre Brille nicht geſtattet, und die Kunſt nach Maaß und Gewicht ihrer Zerſtreuungen abwiegen;

denen iſt das Gründliche zu lang, die Kürze zu nichtsbedeutend, Wahrheiten machen ſie gähnen, in der Sprache der Empfindung ſind ſie nicht zu Hauſe — ſie wollen an nichts erinnert ſeyn, am wenigſten an das, daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen.

◆

Seufzer.

Zarte Boten meiner Schmerzen!
Sie verbannt euch. Bleibet hier,
Seufzer! Bleibt in meinem Herzen,
Immer ſeyd ihr dann *mit* Ihr.

◆

Mancher zieht Witz der ganzen übrigen Menſchenſeele vor. Große lieben das Kleine — Elephanten ja Blumen.

◆

Die meiſten Gedichte in unſern heutigen Muſenkalendern darf man ohne Sünde: »*die ſchmerzhaften Wetter-Kalender an den Gliedern der Muſen*« nennen.

Ein Flaſchenzug, im Sinne der Mechaniker ſowohl als der Trinker, hebt.

◆

Fürſten, welche alles lieber verſchenken, als Zeit, erfüllen kurze Bitten leichter, als lange, welche nur zu leſen ihnen ſchon für Erhören gilt.

◆

Die goldne und nicht ſchlecht ausgedrückte Regel, die Stilling für den 27 Febr. aufgibt: »Vermeide auch in Geſprächen ſinnreiche Einfälle, angenehme Geſchichtchen und allen ſpaßhaften Scherz!« befolgen viele Journaliſten auch auſſer dem 27 Febr. aus Noth, und ohne beſonderes Chriſtenthum.

◆

An einen Blumenkranz geheftet.

Die reichſte Gabe wird vom Blumenkranz verdrängt,
Den Kindesliebe reicht, und Mutterlieb empfängt.

»Wie konnte man» fragte Jemand: »Leuten, die gar nichts produzirt haben, die Cenſur anvertrauen?» »Bitte ſehr, erwiederte ein anderer, dieſe Leute ſind die namhafteſten auteurs (ôteurs) unſerer Zeit.

◆

Hätte der erſte Brutus (Dummkopf) nicht wegen erhäuchelter Einfalt, durch die er das Vaterland und ſich von dem Bedrücker befreite, einſt den Namen erhalten: nie hätte er geiſtig ſich ſelber entfaltet, nie den ihm angeeigneten Namen Jahrhunderte hindurch zu Ehren erhoben.

◆

Ein Oberrichter in England machte einmal ſelbſt die Bemerkung: daß die übertriebene Strenge der Urtheile ein ſtillſchweigendes Entweichungsſyſtem hervorbringe, wodurch die Ankläger, die Geſchwornen, die Richter und endlich der königl. Rath ſelbſt, jeder in ſeinem Wirkungskreiſe, dahin übereinkämen, ihren Schwur, ein zu ſtrenges unnatürliches Geſetz zu vollziehen, nicht zu beobachten.

Gloſſe.

Wer Geiſt und Herz verbündet, heißt
Verſtändig, fühlend, ehrlich.
Langweilig iſt Herz ohne Geiſt,
Geiſt ohne Herz — gefährlich.

◆

Montesquieu ſagte einmal: Es ſey gar nichts Lächerliches, wenn man den Gebrauch einführen wolle, eine Angelegenheit nach der Minderzahl der Stimmen zu entſcheiden, weil mit Gewißheit anzunehmen ſey, daß es weit mehr falſchen, als richtigen Verſtand in der Welt gäbe.

◆

Es gibt drei Arten von Verläumdung: 1) die Verläumdung mit Zugabe, wo man jemand verbrecheriſche Handlungen zulegt, indem man Thatſachen erſinnt, oder auch nur verdreht, oder wo man den Leuten gehäſſige, widrige, entehrende Abſichten unterſchiebt. 2) Die Verläumdung mit Verkürzung oder Auslaſſung; man unterdrückt nämlich auf das ſorgfältigſte alles, was der Charakter, das Betragen und die Lebensart eines Menſchen, den man untertauchen will, etwa Gutes, Ehrenvolles, Nützliches und wahrhaft Lobenswürdiges darbieten möchte. 3) **Endlich die Verläumdung durch Auslegung**; ſie beſteht in dem Talent, die Thatſachen zu entſtellen, oder zu verdunkeln, ſie in ein falſches Licht zu ſetzen, wo ſie den ungünſtigſten Eindruck machen müſſen; zuweilen gibt man ſich dabei das Anſehen, als *lobe* man den Feind — wodurch man ihm um ſo ſicherer beikommen kann, und zugleich den Haß befriedigt, indem man den Anſchein von Unbefangenheit und Unpartheilichkeit gewinnt. Dürfte ich dieſe Erläuterung doch in die *rechten* Erinnerungsbücher ſchreiben!!

◆

An Tagediebe.

Recht hat, wer euch die größten Diebe nennt,
Weil ihr allein nichts mehr erſetzen könnt!

◆

Auf einem Spaziergange in den Tullerien ſprach der Marquis von C . . . mit dem Prinzen von Guémené über den Cardinal von Richelieu, und was er ſagte, war nichts weniger als ein Lob für dieſen allmächtigen Mann.

»Still, ſtill!» liſpelte ihm der Prinz zu, und zeigte auf mehrere Bettler, die ſich den beiden Spaziergängern eben genähert hatten, um ihr Mitleid in Anſpruch zu nehmen: »Sie könnten leicht behorcht werden. Sehen Sie denn hier nicht lauter Geſchöpfe von ihm?»

◆

Wer nur gerecht iſt, wird hart; wer nur natürlich iſt, wird roh.

◆

In der Finſterniß tappt man — im Sonnenlicht blinzelt man. Iſt nicht Dämmerung unſer Loos?

◆

Es gibt Leute, denen man alles abſchlagen muß.

◆

Schwäche iſt das größte Unglück, und der größte Fehler.

Gnome.

O Verſchiedenheit
Menſchlicher Gemüther!
Fröhlich ohne Güter
In der Jugendzeit,
Ach, und alt, ein Hüter
Harterworbner Güter
Ohne Fröhlichkeit!

◆

Ueber das, was man thun will, fragt man nur ſich ſelbſt, über das, was man nicht Luſt hat zu thun, Andere um Rath.

◆

Die Worte der Menſchen bedeuten gar nichts; kaum kann man ſich auf ihre Handlungen verlaſſen.

◆

Es ſcheint die Entfernung von Natur und Gefühl, wie unſere meiſte heutige Muſik ſie darbietet, wohl ein Zeichen der Ueberſättigung und des Luxus der Kunſt zu ſeyn, der das Mögliche aufbietet, blos um Kunſtſtücke zu machen. Sogar unſere Muſikliebhaber ſuchen jetzt, gleich den Virtuoſen, unter großem Angſtſchweiß mehr Ruhm als wahren innigen Genuß in wunderbaren Sprüngen und epileptiſchen Zappeln der Finger. Heutzutage ſoll der Baß ſich als Geige geltend machen, und das Waldhorn als Flöte girren. Wenn man jetzt alſo mehr Muſik für den Sänger und Spieler ſchreibt, als für den Zuhörer, mehr für den Verſtand, als für das Gefühl, ſo dürfen wir es auch den Zuhörern nicht ſo ſehr verargen, wenn ihnen in unſern Conzerten die — Pauſen das Liebſte ſind.

◆

Wer immer ein Schelm iſt, iſt es niemals.

◆

Sein Hund und Er.

Der Herr — ein geſchwätziger Dummer!
Sein Hund — ein vernünftiger Stummer!

◆

Die Männer müſſen den Charakter der Weiber ſtudiren, um ſie kennen zu lernen, und die

Weiber jenen der Männer, um zu verhindern, von ihnen nicht gekannt zu werden.

◆

In der neuſten Zeit glaubte oft ein hoffnungsvoller Jüngling entdeckt zu haben, was den blöden Augen eines halben Jahrhunderts verborgen geblieben!

◆

In Turin findet man jetzt, im Jahre 1822, ein Jeſuiten-Kollegium für den Unterricht der Jugend. Ganz anders dachte Viktor Amadeus der Erſte, der, als er geſprächsweiſe gefragt wurde, warum die Jeſuiten nicht wie andere Ordensgeiſtliche im Chore ſängen, antwortete: Raubvögel ſingen nicht.

◆

Witz iſt nicht Verſtand; Blitze um Mitternacht nicht Tageslicht; ſchön ſprechen, nicht vernünftig handeln.

◆

Zum Mitleiden gehört nur ein Menſch, zur Mitfreude ein Engel.

Auf der Fahrt durch eine unbekannte, abwechſelnde, an Ausſichten reiche Landſchaft ſitzt man ungern rückwärts. Und dennoch gibt es viele, ſonſt verſtändige Leute, die auf der großen Reiſe durch's Leben gar nicht vom Rückſitze wegzubringen ſind.

◆

Wie man liebt, ſo iſt man.

◆

Der ſtubengelehrte Denker ſchwatzt nach, der ſtubengelehrte Dichter trällert nach, der ſtubengelehrte Maler pinſelt nach, was andere ihnen vorgedacht, vorgeſungen und vorgemalt. So entſtehen denn kümmerliche Erzeugniſſe einer ſaft- und kraftloſen Nachahmung, aber keine freie, eigenthümliche, unſterbliche Werke. Nur der beſeelende Anhauch des Lebens weckt die rechte Schöpferkraft im Menſchen.

◆

Jede Ueberhebung ſeiner ſelbſt iſt eine Art von Narrheit, die nur deswegen nicht ins Tollhaus verwieſen wird, weil ſie die öffentliche Ruhe nicht ſtört. Der Mann, der, ohne andere Vorzüge zu haben, als etwa einen Titel, ein Von oder viel Geld, ſich über andere würdige Menſchen erhaben glaubt, iſt ebenſowohl ein Narr, als derjenige, welcher ſich einbildet, er ſey Julius Cäſar, oder Alexander der Große.

◆

Des Alters Weisheit iſt des Lobes nicht würdiger, als der Jugend Unerfahrenheit des Tadels.

◆

Der bekannte Richard Steele, Hauptredakteur des engliſchen Zuſchauers, der zu ſeiner Zeit ſo viel Aufſehen erregte, hatte einen ſonderbaren Einfall, die Bewohner von Stokbridge (ein ſchlechter Burgflecken, welcher, gleichwohl zwei Deputirte zum Parlamente wählt, und wegen Beſtechungen bey Parlaments-Wahlen berüchtigt iſt) auf ſeine Seite zu bringen. Es gelang ihm, daß er, ungeachtet er einen mächtigen Gegner hatte, unter der Regierung der Königin Anna zum Repräſentanten gewählt wurde. Er bewirthete nämlich alle Wählende nebſt ihren Frauen, und ließ zum Nachtiſch einen Apfel auftragen, worin 300 Guineen ſtaken, mit dem Verſprechen, daß derjenige den Apfel bekommen ſollte, deſſen Frau nach neun Monaten, von dieſem Tage an gerechnet, am erſten niederkommen würde. Man kann denken, wie ſehr ſich nun die Frauen für ihn intereſſirten, und wirklich war der Einfluß derſelben auf die Männer ſo groß, daß er einſtimmig zum Deputirten erwählt wurde.

◆

Mancher iſt von den Mädchen ſo oft betrogen worden, daß er in ihnen nur Weſen erblickt, die zu zart ſind, um eines dauerhaften Eindrucks fähig zu ſeyn, und unter welchen man keine andere Wahl hat, als zwiſchen alten oder jungen, häßlichen oder hübſchen, braunen, ſchwarzen oder blonden.

◆

Solange es Höflinge in der Welt gibt, hat man die markirteſten und zahlreichſten Beiſpiele von Undankbarkeit, Intrike, Impertinenz und Eitelkeit nicht unter den Schauſpielern zu ſuchen.

Der Nachruhm iſt ſehr verſchieden; dem einen lächelt die Unſterblichkeit, dem andern die Käſebude.

◆

Es hat Jemand in London mit großer Geduld eine Liſte von circa 800 Perſonen gefertigt, die in einem ungewöhnlich hohen Alter geſtorben ſind, und gefunden, daß ſie ſämmtlich früh aufzuſtehen pflegten; wenigſtens war dieß die einzige Eigenheit, die alle mit einander gemein hatten.

◆

Die Gräfin von C. . . . beſuchte regelmäſſig alle Jahre das Carlsbad. Auf einer Reiſe dahin erhielt ſie unterwegs beim Wechſel der Extrapoſtpferde einen Burſchen von höchſtens ſechszehn Jahren als Poſtillon. »Kannſt du auch fahren?« fragte ſie ihn beim Einſteigen in den Wagen. »Ei, warum nicht, gnädige Frau! Ich habe Sie ja voriges Jahr umgeworfen.«

◆

Die meiſten Weiber bilden ſich ein, zu denken, wann ſie blos fühlen.

Wir ſind nie weniger um Entſchuldigungen verlegen, als wann wir gar nicht zu entſchuldigen ſind.

◆

Man muß unendlich viel Verſtand haben, um für gut zu gelten, ohne zugleich für dumm gehalten zu werden.

◆

Betrüger iſt derjenige, der vorſätzlich bei einem Menſchen eine irrige oder unrichtige Vorſtellung erweckt, um ihn zu einem Entſchluſſe zu beſtimmen. Charlatan heißt ein Quackſalber, auch ein Großſprecher, der ſich und ſeinen Leiſtungen übergroßen Werth beilegt. Zu den Erklärungen beider Wörter finden ſich Individuen in Menge, — einen Betrüger, einen Charlatan aber darf man bei Leibe Niemand heißen!

◆

Du biſt ein Unglücklicher, wenn du durch Anhören der Meſſe, durch Beichte und Communion, und durch ängſtliches Beobachten der Faſttage dich mit Gott und deinem Gewiſſen abfinden willſt —

wenn du dir den Atheismus des Lebens erlaubſt, dich mit deinem Herzen von Gott trenneſt, aber dieß durch Beobachtung kirchlicher Gebote wieder gut zu machen ſuchſt. — Wer das thut, iſt ein Heuchler, ein Verächtlicher, der, nachdem er ſich ſelbſt betrogen hat, auch Gott betrügen will. Das iſt die Sünde aller Sünden. Wenn du nicht Kraft haſt, gut zu ſeyn, ſo habe den Muth, es auch nicht ſcheinen zu wollen.

◆

Man kann die ſchönſten Gaben haben, und dabei doch ein hochmüthiger Lucifer ſeyn. Aber Lucifers Strafe war und iſt immer der — Fall.

◆

Bilde nicht dein Ich in das Kind hinein, ſondern dieſes als ein eigenes Ich in die ganze Welt, damit es ſich in ihr als Menſch ſtets und überall finden könne. Von wie vielen Eltern und Erziehern mag dieſer Satz wohl befolgt werden!

◆

Es genügt oft, grob geboren zu ſeyn, um durch Schlauheit nicht betrogen zu werden.

Der Weiber Erinnerungs-Vermögen iſt gewöhnlich mehr zu fürchten, als ihr Verſtand.

◆

Die Furcht, unſere Freunde uns überlegen zu finden, hindert oft, ſie einer genauen Prüfung zu würdigen.

◆

Willſt du die Mängel deiner künftigen guten Frau leicht vorauswiſſen: ſo gib nur auf diejenigen Acht, welche der Braut von den Eltern und Geſchwiſtern oft nur leiſe und lächelnd vorgeworfen werden. Dieſe folgen ihr als gewiſſeſte Mitgabe; nur werden ſich die grünen Spitzen der Roſenknoſpe, welche dich jetzt angenehm reizen und ritzen, in der Ehe zu einer Dornenkrone und einem Diſtelköpfchen härten und ründen. Die Wölkchen, die am Morgen die Sonne roth ſchmückte, hüllen ſich am Tage grau zu.

◆

Die Geſchicklichkeit, das Verdienſt eines Andern ſo zu überſehen, daß dieſer merkt, es geſchieht aus Abſicht, dieſe Geſchicklichkeit gehört zu den

Schoosſünden unſerer heutigen Egoiſten, und zugleich — zu den Todſünden des Herzens.

◆

Franzens Tod.

Franz, der am Bücherſchrank
Oft lange Tage ſaß,
Oft Schlummer, Speiß' und Trank
Ob ſeinem Werk vergaß,
Schrieb ſich berühmt und krank,
Und ſtarb dann vor der Zeit
An der Unſterblichkeit.

◆

Man lobt oft jene, die man eines vernünftigen Tadels nicht empfänglich achtet, ſo wie man unheilbare Kranke mit Hoffnung hinhält.

◆

Die Kritik tadelt oft alles, in dem Wahne, dadurch den Glauben an eigene Unfehlbarkeit zu begründen.

◆

Ein böſes Gewiſſen iſt ein Ofen, der immer raucht; ein Gewitter ohne Regen. Es iſt Kläger, Richter, Henker in Einer Perſon; Die Nachtigall ſingt ihm: du biſt ein Dieb — die Lerche: du haſt geſtohlen!

◆

Es iſt der ſchönſte Beweis unſerer ſittlichen Natur, daß es uns ſo ſchwer wird, einen Menſchen, den wir lieben, für ſchlecht zu halten.

◆

Das moraliſche Gleichgewicht iſt wichtiger für jeden Einzelnen, als das europäiſche, und oft nicht minder ſchwer zu erhalten.

◆

Als N. eine Feuersbrunſt zu beſingen beſchloß.

Wie klug, die Feuersbrunſt zu wählen!
Hier darf es nicht an Waſſer fehlen.

◆

Die *Sprache* iſt ein Hauptkennzeichen des Menſchen. Aber die *richtige* Sprache wird zum Hauptkennzeichen des *würdigern*.

Der Weiber ſchlaueſte Gewandheit beſteht darin, den Ruhm des Widerſtandes mit des Nachgebens Vergnügen zu verbinden.

◆

Man lobt oft liebenswürdige Perſonen nur um andere zu demüthigen, die man zu hoch geehrt glaubt.

◆

Gewiſſe Dichter überlaſſen ſich im Umgange mit den Muſen einer gewiſſen Geiſteswolluſt, die immerhin ſo gefährlich iſt, als die ſinnliche.

◆

Schande iſt der kalte Orkus des innern Menſchen — eine geiſtige Hölle ohne Erlöſung, worin der Verdammte nichts werden kann, als höchſtens — ein Teufel mehr!

◆

Ein Biſchof fragte einen Landgeiſtlichen bei Bereiſung ſeines biſchöflichen Sprengels: Wie viel bringt Ihnen Ihre Pfarre ein? »Ebenſoviel als Ew. Eminenz Ihr Bisthum,« verſetzte der Landgeiſtliche: entweder die ewige Seligkeit oder die

Hölle, je nachdem wir das Amt verwalten, das uns Gott anvertraut hat.“

◆

Ohne die Neigung, ſelbſt geſchmeichelt zu werden, finden wir wenig Beruf, Andern zu ſchmeicheln.

◆

Das erſte Unrecht der Männer gegen die Weiber iſt, ihnen nicht zu ſagen, was ſie von ihnen denken; das zweite, ihnen zu ſagen, was ſie nicht denken.

◆

Auf N. . . . s große Naſe.

Wer ungeſehn, wer ungeſcheut
Dich ärgern will, mein Lieber!
Entfernt ſich heimlich meilenweit
Und gibt Dir einen Naſenſtüber.

◆

In einer recht aufrichtigen Verzeihung liegt oft eine arge Beleidigung.

Wer rathen und errathen will, ſehe zu, daß er ſich ſelbſt nicht verrathe.

◆

Widerſpruch iſt ein Dietrich faſt zu allen Geheimniſſen; denn die meiſten Menſchen können ſich des Beſſerwiſſenwollens und der Rechthaberei eben ſo wenig enthalten, als des Lachens.

◆

Jouy ſagt irgendwo: ich habe in meinem Leben zweimal geliebt, und beidemal gefunden, daß dieſes Gefühl das größte aller Uebel ſeyn würde, wenn es nicht das höchſte aller irdiſchen Güter wäre.

◆

Jede kühne That macht eine Zweite nöthig, ſonſt bringt ſie Untergang; und eben das Ahnen dieſer Nothwendigkeit entkräftet die Menge, welche ſonſt wohl den größten Muth verſpürte, ganz ſo zu handeln, wie Cäſar, Sokrates oder Friedrich II, aber nur Einmal im Jahre oder im Leben.

Nichts gleicht bei gewiſſen Gelegenheiten mehr der Klugheit, als leichter Sinn.

◆

Ueber das Verbot des Bettelns in Deutſchland.

Wie grauſam iſt's von dir, Germania,
Das Betteln deinem Volke zu verwehren!
So raubſt du deinen beſten Köpfen ja
Das letzte Mittel, ſich zu nähren.

◆

Das Trauerſpiel: **Johann Basmer, Bürgermeiſter in Bremen**, wurde in **Wien** mit vielem Aufwande gegeben, und fiel durch. Ein luſtiger Kopf fand auf dem Kaffeehauſe die monatliche Todtenliſte der Stadt, und ſchaltete ein: Den . . . . geſtorben, Johann Basmer, Bürgermeiſter in Bremen, am Durchfalle.

◆

Im Raume wirken große Männer ſelten einträchtig und gemeinſchaftlich, aber in den Zeiten reichen ſie ſich alle die Hände aus der höhern Geiſterwelt herunter zu Einem Bau.

◆

Bitten an Große werden leichter erfüllt, wenn man ſie thun läßt, als wenn man ſie thut — weil der Bittträger die Gelegenheit der Uebergabe ſanfter und leiſer, als der Gegenſtand herbeiführen kann — weil die Gegenwart des Gegenſtandes den Wechſelfall zwiſchen Ja und Nein ſchärfer aufdringt, die Großen und die Weiber aber in dieſem Zwingfalle lieber verneinen, da dieſer Zwang das Verdienſt verringert — weil die Bitte aus der dritten Hand ſo ſchmeichelt, wie ein Lob daraus — weil man lieber zwei Dankbare macht als einen — und weil ſie es ſo gewohnt ſind, daß Mehrere anſuchen als annahen dürfen.

◆

Von der einen Seite ſchulgerechte, allzuausführliche Gründlichkeit, auf der andern ungeregelte, oberflächliche Mannigfaltigkeit — an dieſen Klippen ſcheitern die meiſten Zeitſchriften.

Guido's Frage und Klage.

Sagt, Mädchen, wie ein edler Mann
Der eins vor allen liebgewann,
Sein ganzes Herz erringen kann?
Ach, ihr, die jede Kleinigkeit
Lockt, unterhält, ergötzt, zerſtreut,
Zum Lieben habt ihr keine Zeit!

◆

Unſere heutige Jugend iſt nur höflich gegen — den Zeitgeiſt, und dieſer iſt oft ſackgrob.

◆

Der Sonntag iſt der Arzt des Glaubens.

◆

Wenn ein unbeſonnenes Verſprechen eine verzeihliche Thorheit war, ſo iſt die noch unbeſonnenere Erfüllung deſſelben eine unverzeihliche. Jenes iſt gewöhnlich die raſche Verirrung eines Augenblicks; dieſe hingegen die Frucht einer längern, ruhigen Ueberlegung. Es iſt beſſer, Einen Tag, oder auch Ein Jahr um eine vereitelte Hoffnung, als ein ganzes Leben hindurch über ſein Elend zu weinen.

Gott iſt eben ſo gütig gegen uns im Verſagen als im Gewähren unſerer Wünſche und Gebete.

◆

Aechtes Dichterwerk iſt geiſtiger Natur, die Pritſchen, welche Schwerdter heißen, fahren ziſchend hindurch, und unverſehrt thut ſich die Aethergeſtalt wieder zuſammen.

◆

Der ächte Geiſt des Geſetzgebers iſt der Geiſt der Mäßigung: ſtets liegt das politiſch- wie das ſittlich-Gute zwiſchen zwei äußerſten Endpunkten.

◆

Innig verbunden zu ſeyn mit Dichtern, iſt ſchwerer als es ſcheint, und keine Begeiſterung hat dieß ſo köſtlich dargeſtellt, als die eigene Dichterbruſt Göthes in ſeinem oft unverſtandenen, wenn gleich viel bewunderten Taſſo.

◆

Auf den Wogen des kochenden Willens ſchwebt die Barke der Lebensverſchönerung.

In welchem Werthe kann heutzutage das Recht ſtehen, wenn ſein reines Gold mit dem gemeinſten Zuſatze des Sprachmißbrauchs beſudelt, zu Scheidemünze kupferner Zeit verpfennigt wird!

◆

Amande.

Herren Baldrian, dem dummen Wicht,
Schreibt Billetsdoux Amande;
Doch machen ihr die Briefe nicht
Nur die Adreſſe Schande.

◆

Die gewöhnlichen Trampelthiere in der Lebensmühle nennen ihren Sold, oder ihre Beſoldung, oder ihr Honorar, oder ihren Gewinn, oder welch' andere Namen die mehr ängſtliche als künſtliche Umſchreibung des Hafers und Heues für ungefiederte Zweifüßler aufſtellen mag — kurz ſie nennen ſo das Ding, welches ihnen alles iſt, weil es ihr einziges Ziel bei der Arbeit bleibt.

Wenn es ein Glück iſt, von guter Geburt zu ſeyn, ſo iſt es kein geringeres Glück, durch ſeine Verdienſte die Geburt vergeſſen zu machen.

◆

Die Natur kann nicht ſo viel Gutes empfangen, die Erziehung nicht ſo viel gründen, die Weisheit nicht ſo viel bauen, als ein fortwährendes Glück vertilgt, zerſtört und niederreißt.

◆

Die praktiſche Klugheit der Alltagsgänger des Berufs beſteht darin, das zu erreichende Ziel immer dem Ausweichen der mangelhaften Kräfte unterzuordnen, und Schneckenſchritte mit Stentorsſtimme für Rieſengang auszurufen.

◆

Wenn Dichterſtimmen des Neunzehnten Jahrhunderts den an der Krücke der Theorie wieder erwachenden Geiſterglauben auch in den poetiſchen mächtigen Schuz nehmen, dann Wehe! Wehe!

◆

Eigentliche Willensſchwäche heilt ſich nie — ſolche Menſchen ſind als Moraliſch-Kontrakte geboren.

Nie wird eine Zeit erſcheinen, wo die Menſchheit *ohne* Aberglauben iſt; ſie entbehrt ſeiner ſo wenig, als des Brodes — aber gleich dieſem hat er ſeine *Werthſcala* und ſeine *Polizei*.

*

Ein großes Unglück ertragen zu können, muß man entweder einen philoſophiſchen Geiſt haben, oder eine Eſelshaut.

*

Gnome.

Jüngſt rief ein Grand, ich mag ihn nicht nennen,
Wie kluge Leute ſo dumm ſeyn können!
Ach, hätte man billig erwiedern ſollen:
Wie dumme Leute ſo klug ſeyn wollen!

*

Dächte Jeder bei einem Anſtoß ſich in die Perſönlichkeit des Anſtoßenden hinein, ſtatt die quiekende Brut ſeiner eignen Perſönlichkeit, wie eine lermende Gluckhenne zu umflügeln, o es würde des kühlen Blutes mehr in unſern Adern, und des heiſſen minder auf Mutter Erde fließen!

◆

Es iſt ſehr ſchwer, Wahrheiten, welche der Genius in plötzlicher Erleuchtung empfing, mit ruhiger und methodiſcher Vernunft zu beleuchten!

◆

Ariſtoteles ſagte: Die allmächtige Allweisheit wiſſe wirklich, was ſie zu verfügen und zuzulaſſen habe, und bedürfe der Menſchenbitte nicht zum Piloten auf ihrer groſen Wirkungsbahn — folglich ſeyen Gebet und Opfer unwirkſam bei der Gottheit.

◆

Ideenbegeiſterung entſproßt dem Muſenpokal, Ideenrauſch dem Schwefeltrank gewinnſüchtiger Wirthe.

◆

Gefallen wollend ſündigen wir öfter als beleidigend.

◆

Man könnte gewiſſer Leute Balſam, den ſie in ganz leichte Wunden träufeln, um deſto unbetauſchter unheilbare zu ſchlagen, mit vollem Recht nach der Analogie Schurkenöl nennen.

◆

Franklin ſagte, es zerſchmelze in Europa kein Stückchen Zucker, das nicht Menſchenblut gekoſtet habe. — Laperouſe macht in ſeiner Reiſe um die Welt die Bemerkung, daß wir keine Taſſe Thee tränken, welche dem handelnden Europäer in China nicht eine kränkende Demüthigung gekoſtet. Vortreffliche Ingredienzien zu einer Theekonverſation!

◆

Man muß nicht jedem Narren zu Gebote ſtehen, der ſich um eine halbe oder viertel Wahrheit mit uns balgen will.

◆

Auf der Weltbühne iſt das Schickſal der Souffleur, der das Stück ruhig und leiſe ablieſt, ohne Gebehrden, ohne Deklamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel iſt. Das Zappeln, das Schreien und das Uebrige thun die Menſchen hinzu.

An Bella.

Nein! vergebens winkſt du mir!
Ach, zu ſündigen mit dir,
Könnte Gott mir nicht verzeihen;
Denn ich würd' es nie bereuen.

◆

Geduld, ſagt man, ſey eine Tugend der Eſel. Ich beneide ſie darum.

◆

Am Buche unſers Lebens ſcheint nur an den durchgegangenen Blättern und an den reſtirenden etwas Gold zu kleben, nie aber an dem Blatte, das man gerade zwiſchen den Fingern hat.

◆

Der Menſchengeiſt iſt ein Augenrieſe, ſein Wille ein Kraftzwerg. Vom Himmel ſteigt der Gedanke, auf Erden wird er der Knecht der Leidenſchaft. Die Menſchenliebe webte den Stoff für alle, der Egoismus faßt und ſchneidet ihn für ſich.

◆

Ein kräftiges Alter mit Kopfeshelle und Gewiſſensruhe iſt die angenehmſte Epoche des Lebens.

Der große Feldherr Condé griff im Jahre 1672 Weſel an. Die Damen der Stadt vereinigten ſich, ihn zu bitten, er möchte ihnen erlauben, die Feſtung zu verlaſſen, um den traurigen Folgen einer langwierigen und blutigen Belagerung nicht ausgeſetzt zu ſeyn.

Der Prinz aber, welcher wohl einſah, daß nach Entfernung der Frauen die Belagerten ſchwerer zur Uebergabe zu bewegen ſeyn würden, antwortete den Bittenden:

»Es thut mir leid, daß ich Ihnen dieſe Bitte nicht bewilligen kann, denn mein Triumpf würde der größten Schönheit beraubt ſeyn.«

◆

Freiheit iſt der Puls der Seele, und wird, wie der körperliche, durch den Druck fühlbar.

◆

Wann das Freidenken einmal unter den Pöbel kommen wird, ſchnell werden ſich die hohen Freigeiſter wieder zum Chriſtenthume wenden.

Olinde die zweite.

Ihr Blick ſchon bezaubert. Nun ſprich erſt
Olinden.
Je mehr du Verſtand haſt, je mehr wirſt du
finden.

◆

Sollen unſere Verdienſte für uns reden, müſſen wir ſelbſt davon ſchweigen.

◆

Manche unſerer Feſte möchte ich eine Schmuck- und Prunk-Revue der langweilenden Gelangweilten nennen.

◆

Mannbare Töchter gleichen zuweilen den Hühnern. Wenn man ihnen nicht bei Zeiten ein Neſt bereitet, ſo legen ſie in die Neſſeln.

◆

Mancher iſt zu den Fehlern des Andern zu klein.

◆

Befehlet keinem Kinde in den erſten ſechs Jahren, etwas zu verſchweigen, und wäre es auch eine Freude, die ihr einem geliebten Weſen heimlich bereitet. Den offenen Himmel der kindlichen Offenherzigkeit darf nichts verſchließen, nicht einmal die Morgenröthe der Scham; an eueren Geheimniſſen werden ſie ſonſt bald eigene verſtecken lernen.

◆

Es gibt Leute, die ſündigen gute Thaten.

◆

Wer nur auf Fehler — mehr auf Fehler, oder lieber auf Fehler ausgeht, als auf Schönheiten und Vollkommenheiten, der iſt wahrhaftig! kein guter Menſch.

◆

Warnung an Lucindens Maler.

Sie wollt' es, und du malſt Lucinden.
O triff' ihr Paviansgeſicht,
Schielaugenpaar und Naſenkupfer nicht!
Sie möchte ſich getroffen finden.

◆

Das Ziel, wohin wir ſtreben, iſt uneingeſchränkte Herrſchaft der Vernunft bei *unveränderter Reizbarkeit des Gefühls.* Dieſe Vereinigung iſt das größte, bis jetzt noch nicht aufgelöſte Problem der Humanität.

◆

Es iſt ein elendes Ding um einen Menſchen, der ſeine Augen oder Ohren immer in anderer Leute Köpfe hat!

◆

Ein grober Fehler iſt es, den Tag mit lauter Lehrſtunden auszufüllen und auszuſtopfen. Was heißt dieß anders, als in einem fort einen Acker mit Samen auf Samen voll zu ſäen! Daraus kann wohl ein todter Kornſpeicher, aber wahrlich kein lebendiges Erntefeld werden.

◆

Bildung iſt mit einem Wort: *Gehalt im Buſen und Form im Geiſt.*

◆

Die Achtung der Welt kann man erſchleichen; aber eigene Achtung muß man verdienen.

Kein Unterricht iſt zweckmäßig, wenn er vorausſetzt, was nicht vorauszuſetzen iſt, nämlich, daß die Worte und Begriffe von den Kindern verſtanden werden, obgleich ſie ihnen nicht hinreichend erklärt worden ſind. Man erkläre daher alle zum rechten Verſtand der Lehre gehörigen Worte und Begriffe, und damit man das könne, ſo ſey die erſte und wichtigſte Beſchäftigung der Unterricht in der Mutterſprache.

◆

Gnome.

Schwer drückt ein voller Beutel, ſchwerer
Ein — leerer.

◆

Der, welcher handelt und wirkt, iſt für nichts weiter verantwortlich als für die Abſicht; der Erfolg iſt auſſer ſeiner Macht. Der Funke, den er aus dem Feuerſteine ſchlägt, um ſeinem Nachbar Licht zu ſchaffen, kann nicht auf ſeiner Seele brennen, wenn der unvorſichtige Nachbar ein

Feuer damit anzündet, das ihm und andern das Haus verzehrt.

◆

Man ſollte den Kindern befehlen, denen niemals Dank zu wiſſen, die ſie lobten, und vorzüglich denen aus dem Wege zu gehen, die ihnen aus Schmeichelei und Kriecherei in allem Recht gäben.

◆

Gleichniß.

Wenn Pfarrer Aulus ohne Maß
Dem Zeitgeiſt widerſpricht,
Verhöhnt den Armen nicht!
Wer lang im finſtern Kerker ſaß,
Den ſchmerzt das Sonnenlicht.

◆

In der Revolution hatte man in Paris die außerordentlichſten Beiſpiele von der Treue der Hunde. Man ging wirklich damit um, die Geſchichte dieſer Thiere während der Revolution zu ſchreiben; allein es unterblieb, weil ohne Zweifel die ſtets angerühmte Humanität der Menſchen darüber hätte erröthen müſſen.

◆

Was wiſſen Tauſende und wieder Tauſende mit der Zeit anders anzufangen, als daß ſie ſich den Spaß machen, ſie zu vertreiben!

◆

Wenn man ſchön iſt, ſo iſt man ungeputzt am ſchönſten.

◆

Die Zeit, die Freundin der Unglücklichen, die eine langſame aber unausbleibliche Gerechtigkeit übt, wie manchen Rechtshandel nahm ſie nicht ſchon über ſich!

◆

Roſalie.

Wenn von Grazien umringt
Sie den Fächer ſchwingt,
Gibt er Kühlung ihr,
Flammen mir!

◆

Gerade zu der Zeit, als die franzöſiſche Nation im ärgſten Freiheitsſchwindel befangen war, als man die Freiheit in allen Schriften gedruckt und an allen Straßen-Ecken angeſchlagen las, befand ſich die eine Hälfte der Nation in Gefängniſſen, und die andere an den Thüren derſelben als Schildwache.

◆

In unſerer aufgeklärten Zeit gibt es noch immer Menſchen, deren Symbolum iſt: Gott nicht zu verſuchen, und dieſem kommen ſie ſo treulich nach, daß ſie, ſtatt geiſtvolle, denkende Köpfe zu werden, (wobei ſie allerdings, als einer faſt moraliſchen Unmöglichkeit, Gott verſuchen würden) höchſt beſchränkte Pedanten bleiben.

◆

Ein charakteriſtiſches Kennzeichen eines guten Kinderbuchs iſt, wenn es in gewiſſem Sinn auch die Gebildeten unter den Erwachſenen befriedigt.

◆

Heiliger Yorik! Du haſt wohl Recht: »Unter allem Geſchwätz, das in dieſer geſchwätzigen Welt geſchwätzt wird, obgleich das Geſchwätz der Andächtler das Schlimmſte ſeyn mag, iſt das Kennerkunſtrichtergeſchwätz das unausſtehlichſte!"

◆

Ein Werk zu verdammen, das dem Publikum gefällt, halte ich für eben ſo ſchwer, als eins zu vertheidigen, das ihm nicht gefällt.

◆

Es gibt eine Menge Freunde, die die beſten, nachgiebigſten Leute von der Welt ſind, *ſolange man ihnen Recht gibt*; mit denen man aber plötzlich zerfällt, ſobald man es wagt, ihnen zu widerſprechen. Dieſe haben keinen andern Maßſtab für fremdes Verdienſt, als ihr eigenes Urtheil, und wer das nicht unterſchreibt, iſt ein Dummkopf.

◆

Klage.

Der lange Völkerkrieg iſt abgethan.
Zwei Nationen nur erkenn' ich an:
Die Guten und die Böſen.
Ach, Letzt're ſind zu feindlichrohe Weſen,
Und keine Macht der Erde kann
Uns je von ihrem Krieg erlöſen.

Jeder Menſch, der weder durch Bosheit noch durch Leidenſchaft irre geführt wird, iſt immer deſto nachſichtsvoller, je aufgeklärter er iſt.

◆

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schickſal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenſchaften der Menſchen benutzt, um ſeine Zwecke zu erreichen. Dieſes iſt ſo klar geworden, daß man ſich freuen muß, wenn der Unverſtand oder der böſe Wille einflußreicher Menſchen hervortritt, denn das iſt ein untrügliches Zeichen, daß das Wünſchenswerthe ſich ſeiner Erfüllung naht.

◆

Man kann den Grundſatz nicht oft genug einſchärfen: »daß nur Gefühl über Gefühl zu urtheilen vermag, und daß derjenige, der das Pathetiſche dem Urtheile des Geiſtes unterwirft, das Ohr über Farben, und das Auge über Töne zum Richter ſetzt.

◆

Es gibt noch viele Leute, die an Donnerkeile glauben, weil ſie donnern hören, und ſich nichvorſtellen können, daß ſo großer Lärm blos von der Luft hervorgebracht wird.

◆

Die Eigenliebe, ſagt Riedel ſehr richtig, macht uns alle andere Schönheiten auſſer uns, verächtlich oder gleichgültig; ſchweigen ſollen wir alſo von unſern Mitgenoſſen, und wenn wir ja reden wollen, ſo gelten unſre Urtheile nichts.

◆

Als Julchen erkrankte.

Nicht Krankheit iſt's, Epidemie:
Denn alle leiden, leidet ſie.

◆

Die wöchentlichen und übrigen periodiſchen Schriften ſind gleich den ordinairen Poſtfuhren: ſie müſſen zu feſtgeſetzter Zeit abgehen und ankommen. Zuweilen führen ſie trefliche Köpfe, zuweilen Narren, zuweilen beide und fade Paſſagiere dazu, zuweilen — gar nichts.

Der feſte, eigenthümliche Geſchmack des Menſchen, und folglich der Nationen, iſt der Geſchmack am Neuen.

◆

Wer mich zum erſtenmale betrügt, hat Unrecht — wer mich zum zweitenmale betrügt, hat Recht. —

◆

Immer lächeln und freundliche Mienen ſchneiden, heiſſe dir: immer etwas zu verbergen haben! Auſſer den Dummen iſt den Menſchen nichts unnatürlicher als immerwährendes Lächeln.

◆

Daß Geduld und Verzeihen zuletzt die Amme ewiger Beleidigung wird — wie ſchmerzlich iſt dieſe Wahrheit!

◆

Halbe Maßregeln verfehlen immer ihren Zweck. Wahrhaftig! halber Wille iſt halbe Verkehrtheit.

◆

Wenn irgend eine Todesſtrafe vor dem Richterſtuhle der Vernunft gerechtfertigt werden kann, ſo iſt es die, welche am Landesverräther vollzogen wird; denn dieſer iſt mehr als Straßenräuber und Meuchelmörder; er iſt *Vaterlandsräuber*, *Volksmörder*.

◆

Frage an Eliſe.

Du, die der Mädchen ſchönſtes iſt,
Was biſt du, wenn du's nicht mehr biſt?

◆

Wie ſcharf und tief der Menſch denkt, hängt faſt lediglich von ſeiner Organiſation ab; *wie* und *was* er aber denkt, hängt weniger von ihr, als von tauſend zufälligen Umſtänden ſeines individuellen Lebens ab, deren Einfluß ihm oft verborgener bleibt, als ſeinen Beobachtern. Darum Duldung und Liebe jedem Andersdenkenden! Nicht nach dem, was der Menſch denkt und meint, ſondern nach dem, was er thut, und was ſeine Meinung aus ihm macht, laßt uns ihn beurtheilen.

◆

Die feinſte Regierungskunſt beſteht darin, die *Noth* gehörig zu unterhalten.

Der Kalif Mervan II erhielt den Ehrenzunamen Eſel, weil in Schlachten die Eſel in Meſopotamien ſich ungemein tapfer zeigen. Tapfere Eſel gibt es auch in andern Ländern, jedoch mit andern Ehrenzunamen.

◆

Wenn es wirklich indefinible Charaktere gibt, ſo ſind ſie vielleicht die beſte Definition von dem, was wir mit Charakterloſigkeit zu bezeichnen pflegen.

◆

Wir wähnen uns ſehr oft von denen geliebt, von welchen wir nur gerne geſehen und geſprochen werden.

◆

Die Wahrheit hat das mit der Sonne gemein, daß beide nur durch ihr eigenes Licht geſehen werden können. Derjenige bleibt für immer vom Tempel der Wahrheit ausgeſchloſſen, deſſen Auge das Helle nicht zu ertragen vermag.

Ihr Bild.

Er ruhet nun, welch' ſüße Luſt!
Das Bild am Buſen zart,
Da, wo die heißentglühte Bruſt
Ihr Heiligſtes verwahrt.
Des Herzens Schläge, ſanft und rein,
Sie werden ſeine Wiege ſeyn.

◆

Das wahre Urtheil über gewiſſe Menſchen fängt, trotz dem »de mortuis nil nisi bene» erſt mit dem Beſchluſſe ihres Lebens an.

◆

Die Selbſttäuſchung iſt nirgends größer als bei dem Gefühle eigener Kräfte.

◆

Die Rechthaberei iſt eine von jenen Schwächen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes, von denen jeder ſich frei glaubt, zu welchen wir aber Alle mehr oder weniger incliniren.

◆

Die franzöſiſche Revolution wird nach und nach in andere europäiſche Sprachen überſetzt, und es iſt nicht rathſam, dieſes zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt, franzöſiſch zu lernen, um das Original zu verſtehen. Die Fehler des Originals könnten allerdings in der Ueberſetzung verbeſſert werden.

*

Ich habe Menſchen gekannt, welche ihr ganzes Leben nichts gerührt hat, als am Ende deſſelben — der Schlag!

*

Die eingegangenen Nachrichten zuſammen zu ſtellen, und unter größere Rubriken zu bringen — ältere an die neueſten zu knüpfen — Parallelſtellen aus der Geſchichte zu heben — das Ungewiſſe und Schwankende, ſo viel nur immer möglich, vom Wahren und Beſtimmten zu ſondern — den politiſchen wie den ſittlichen, den religiöſen wie den literäriſchen Geiſt des Zeitalters aufzufaſſen — die Volksſtimme, der ſelbſt die größten Miniſter von jeher gelauſcht haben, bei jedem wichtigen Ereigniß zu verhören — der Sprache Korrektheit und Popularität, dem Tone der Stärke, und Freimüthigkeit, Beſcheidenheit zu geben: das ſind die Forderungen des denkenden Publikums an den Journaliſten, der dieſelben leider ſo ſelten erfüllt!

◆

Geduld

Geduld iſt eine Kunſt, und eine von den ſchweren;
Die Weiber können ſie nicht lernen, aber lehren.

◆

Ich glaube bemerkt zu haben, daß mittelmäſſige und gute, talentvolle, aber unausgebildete Köpfe am meiſten zum Fehler der Rechthaberei hinneigen.

◆

Es gibt Vorurtheile, die nicht blos im Kopfe, ſondern zugleich im Blute ſitzen, ja bisweilen erſt aus dieſem in jenen übergewurzelt, und alſo mit dem ganzen Menſchen verwachſen ſind. An dieſe hüte man ſich, das Meſſer zu legen!

Amor iſt ein Blinder, der uns — ſehen lehrt.

◆

Geringfügigkeiten ſind die Proviantbeckerei der Liebe; die Finger ſind die elektriſchen Auslader eines an allen Fibern glimmenden Herzens; Seufzer ſind Leittöne konvergierender Herzen, und das allerſchlimmſte und ſtärkſte dabei iſt ein Unglück; denn die Flammen der Liebe ſchwimmen, wie die von Naphtha, gern auf Thränenwaſſer.

◆

Manche Frauenzimmer beſitzen geheimere und unwiderſtehlichere Reize, als die Reize der Schönheit.

◆

Ein unwiſſender Narr läßt ſich immer noch eher belehren, als ein gelehrter.

◆

Frau von D. eine leidenſchaftliche Spielerin, ſaß im Bade zu P. am Pharotiſche, und verlor faſt alle Karten.

Darüber wurde ſie ſo zornig, daß ſie dem Banquier mit großer Heftigkeit viele Unhöflichkeiten ſagte, und im Affekt ihrer Rede flog ihr ein falſcher Zahn aus dem Munde auf den Tiſch.

Kaltblütig fragte der Banquier: »Gnädige Frau, iſt das Ihr Satz?»

◆

Der Mann von Ehre.

Ein Sultan gab mit flammendem Geſicht
Einſt ſeinem Großvezier die ſchmeichelhafte Lehre,
Er ſey ein Dummkopf. »Herr, das bin ich nicht,»
Rief dieſer, aufgebracht, »ich bin ein Mann von Ehre,
Und höchſtens nur ein Böſewicht.»

◆

Ein Frauenzimmer, das ſeine Augen immer auf Eine Perſon heftet, oder ſie immer von ihr abwendet, macht ſich ein und deſſelben Verdachtes ſchuldig.

◆

Dumme Eltern ſchreiben die Dummheit ihrer Kinder gewöhnlich auf Rechnung der Lehrer.

Die bewaffnete Macht ſoll dem Staate nur als Saum dienen, ſeine Gränzen haltbar zu machen, aber nicht als Naht, welche ſeine Mitte in verſchiedenen Richtungen durchkreuzt. Wo Letzteres Statt findet, da iſt der Staat kein Ganzes, ſondern Flickwerk, deſſen Theile künſtlich zuſammengehalten werden. Sobald die Naht aufgeht, was immer geſchieht im Verlauf der Zeiten, fällt alles auseinander.

◆

Das Ende der Liebesſchmerzen iſt zugleich das Ende der Liebe.

◆

Es wird unter den ehrlichſten Wahrheitsfreunden wenig Menſchen geben, die ſich niemals durch die Furcht, ſich durch eine unbeſonnene, nachher erkannte, Behauptung oder Albernheit compromittirt zu ſehen, zu einer hartnäckigen und ſophiſtiſchen Vertheidigung derſelben hätten hinreißen laſſen.

◆

Je feſter ſich gewiſſe Begriffe und Meinungen in unſerm Kopfe angeſetzt haben, je weniger geben wir uns Mühe, auf fremde Ideen und Widerſprüche einzugehen, und ſie zu prüfen.

◆

Die letzten Reſſourcen eitler Rechthaberei ſind gewöhnlich Scherz, Witz oder — Grobheit.

◆

Gruß und Gegengruß.

Zu einem Bauerweib, das eine Fahrt mit Futter
Auf ihren Langohr lud, ſprach im vertrauten Ton
Der junge Schloßkaplan: Wie gehts, Frau Eſelsmutter?
»Ganz wohl,« verſetzte ſie, »mein Sohn!«

◆

Die Sucht unſerer reichen Kaufleute und der ſo genannten Parvenüs, ſich koſtbare Bibliotheken anzuſchaffen, in welchem thörigten Wahne mag dieſe ihren Grund haben? Denken die guten Leute vielleicht, daß wenn viel Literatur durch ihre Hände ginge, ſo müſſe, wie dieß bei Wechſelbriefen der Fall iſt, auch etwas für ſie ſitzen bleiben?

◆

Regeln ſind wie Krücken: eine nothwendige Hülfe für den Lahmen und ein Hinderniß für den Geſunden.

◆

Der ſchwellende Reichthum reißt den Verdienſt des Dürftigen an ſich und ſchwimmt in dem Schweiſſe des Armen. Thränen der Noth überfüllen den Becher des harten Stolzes, und tauſend Arme arbeiten von der Stunde Aurorens bis zur Stunde des Abendſterns, um den begüterten Müßiggänger zu mäſten.

◆

Es gibt Perſonen, welche, während ſie mit Enthuſiasmus über Wohlwollen deklamiren, eine Neigung verbergen, deren einzige Abſicht Selbſtſucht und Eigennutz ſind, und welche diejenigen, die ihren wahren Charakter kennen, an den Schwan erinnern, der voll Anmuth ſeine Flügel von der reinſten Weiße im Winde ausbreitet, und ſeine *ſchwarzen Füße* unter einem andern Element verbirgt.

◆

Der Widerſpruch iſt uns oft ſelbſt in Dingen, wo uns viel an der Wahrheit liegt, blos darum unwillkommen, weil er von Leuten herkommt, denen wir kein kompetentes Urtheil zutrauen, oder denen wir keine Belehrung verdanken wollen.

◆

Der Troſt.

Man ſpielte Paſſion nach unſrer Ahnen Weiſe;
Als Kriegsknecht ließ ein Feind des Chriſtus
ſeinen Spott
In derben Schlägen aus. »Geduld«! ſprach
dieſer leiſe,
»Ich bin, Gottlob, nicht immer Gott!»

◆

Sechs Gräuel liegen im Herzen eines Geizhalſes: Er hat weder Treue noch Glauben — Arme, Wittwen und Waiſen ſeufzen über ihn — Ungerechtigkeiten und Meineide ſind bei ihm keine Sünde, ſobald Geld zu verdienen iſt — für Geld wird er ſeinen Bruder ermorden — für Geld ſein Vaterland verrathen — für Geld wird er Gott verläugnen.

◆

Je mehr der Menſch gedacht, gelernt und erfahren hat, deſto mehr hat er ſich von der Beſchränktheit und Trüglichkeit alles menſchlichen Wiſſens und Erkennens überzeugt, deſto bereitwilliger iſt er, der beſſern Ueberzeugung Raum zu geben, und gründlichen Widerſpruch mit Dank anzunehmen.

◆

Zur Zeit der Reformation Luthers war zu Wurzen ein Vicarius, welcher als ein trefflicher Bildſchnitzer bekannt war. Dieſem fiel es ein, wider den Reformator ſchreiben zu wollen; allein der Probſt Mez zu Altenburg rieth ihm, nicht wider Luther zu ſchreiben, denn das würde er ihm gleich thun, er ſolle aber wider ihn ſchnitzen, weil jener ihm dieß nicht nachthun könne. Auch in unſern Tagen wäre dieſer Rath zuweilen anzubringen.

Es iſt dem Menſchen eben ſo wenig heilſam, als möglich, gar keinen Feind zu haben.

◆

Ohne den Luxus würde der Geiz die Welt verhungern laſſen.

◆

Die Neigung iſt ein ſehr unſicheres Zeichen des Talents. In allen Menſchen liegt der Hang zum Herrſchen, und wie wenigen iſt die Gabe zum Herrſchen verliehen!

◆

An den glücklichen Max.

Die Narren liebt das Glück! Den Satz verneinſt du mir?
O wenn du's Keinem glaubſt, ſo glaub' es, Narr, doch dir!

◆

Die Menſchen verſtellen ſich Alle; nur die Geſichter und die Masken ſind verſchieden. — Am naivſten ſpricht ſich der menſchliche Hang zur Verſtellung in dem allgemeinen Geſchmacke an Maskenbällen aus.

Die Weiber ſind gewöhnlich dann am liebenswürdigſten, wann ſie nach und nach anfangen, von dem Glanze der Schönheit Abſchied zu nehmen.

◆

Es geht dem menſchlichen Verſtande, wie dem Auge. Von verſchiedenen Standpunkten aus ſehen gleich geſunde Augen eine Sache in verſchiedenem Lichte, in verſchiedener Größe; und jedes Auge ſieht richtig. Die Menſchen laſſen ſich aus Trägheit oder Eigendünkel aber zu leicht die Mühe verdrießen, zu unterſuchen, warum andere mit ihrem geiſtigen Auge anders ſehen und urtheilen, als ſie, daher ſo viel Streit in der Welt über tauſend Dinge, über welche die menſchlichen Meinungen im Grunde weit weniger verſchieden ſind, als es uns ſcheint.

◆

Es gibt einen Kummer, den nur die Einſamkeit mäßigt, da er im Leben unter Menſchen ſich immer tiefer vergräbt, und um ſo gefährlicher wird.

◆

Die Ruhe iſt erlaubt, aber auf Lorbeeren.

Nur Menſchen, die Feſtigkeit haben, ſind wahrer Sanftmuth fähig; die ſanft ſcheinen, ſind gewöhnlich bloß ſchwach, und werden leicht bitter.

◆

Sachwalter verfahren wie die Fiſche. Dieſe machen das helle Waſſer trübe, und jene die klare Sache dunkel. So fangen beide.

◆

Iſt es denn ſchon Tugend, kein Verbrecher zu ſeyn?

◆

Wohlthäter.

Wer übertrifft den, der ſich mild erzeigt?
Der ſeltene Freund, *der es zugleich verſchweigt.*

◆

Man gewinnt leider durch Verſprechen mehr, als durch Gaben. Zu tauſend Gefälligkeiten iſt der *Hoffende* bereit, der *Befriedigte* ſelten.

◆

Ein franzöſ. Feldprediger vom Anhang der Jeſuiten und Miſſionäre hielt Umfrage in ſeinem Regiment: Von welcher Religion biſt du? — katholiſch — und du? — reformirt — und du? — lutheriſch. Endlich kam er auch an einen Grenadier, der, ohne viel auf ihn zu achten, ſein Pfeifchen ſchmauchte. Und du, alter Schnurrbart, von welcher Religion biſt du? — Von der alten Garde, war die Antwort.

◆

Der Glaube iſt gut in der Kirche, aber nicht unter Menſchen.

◆

Wer ſich der Welt entzieht, entzieht ſich einer ſehr nützlichen Schule — und die beſten Herzen brauchen die Leuchte der Erfahrung am nöthigſten.

◆

Der Geiſt nützt ſich wie alle andere Dinge ab; die Wiſſenſchaften nähren und verzehren ihn.

◆

Es iſt ſo auffallend als wahr, daß ein mehr als gewöhnliches Talent für Tonkunſt und ausgezeichnete Geübtheit in Behandlung irgend eines muſikaliſchen Inſtruments ſtatt, wie man es erwarten ſollte, das Herz deſſen, der dieſe Vorzüge beſitzt, ſanfter zu ſtimmen, den überall Disharmonie erzeugenden Egoismus zu mildern, dem äußern Betragen mehr Gefälliges, Zartes zu geben, und überhaupt einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Bildung des Menſchen zu äußern, faſt immer nur einen ſich aufblähenden Stolz, eine über alles ſich wegſetzende Anmaßung hervorbringt. Der Tonkünſtler iſt allenthalben beliebt, findet mit ſeinen Talenten überall Zutritt und Bewunderung, bleibt — weil es für Andere der Beſchäftigungen im Leben noch ſehr viele gibt — gewöhnlich ſelten in ſeiner Art, und das alles ſind ſehr ſtarke Reizmittel für den leidigen Egoismus, der dann bald bei dem einen in kindiſcher Eitelkeit, bei dem andern in herabſehendem Stolze, oder gar im arroganten Hochmuthe ſich kund thut, und bei einer dritten Klaſſe durch unausſtehlich-übertriebene Beſcheidenheit ſich lächerlich macht.

◆

Es gibt Menſchen, gegen die man es ſich zum Geſetz machen ſollte, ſich in keinen Disput mit ihnen einzulaſſen, Menſchen, die man immer fertig ſindet, ins Blaue zu raiſonniren, zu widerſprechen, blos um zu reden, oder etwas zu ſcheinen, Sophiſten, Ignoranten, Frömmler, gemeine Politiker. Kann man ihnen aber nicht ausweichen, oder macht es uns bisweilen Vergnügen, uns mit ſolchen Geiſtern herumzubalgen: ſo betrachte man den Streit als einen Spaziergang des Geiſtes, bei dem man blos Motion beabſichtigt, und alles Echauffement vermeidet — man ſtehe da ſtill, wo man anfängt warm zu werden.

◆

Die Menſchheit hat ein höheres Maß von Kräften, als hieniden verbraucht wird.

◆

Der Bienenſtaat.

Wie vermag ſichs zu begeben,
Daß ſich zwiſchen Bienen nie
Haß und Zwiſtigkeit erheben? —
Keine Weiber haben ſie.

Ein franz. Offizier, der ſich bei der Armee des berühmten Marſchall von Villars befand, ſagte ziemlich laut zu einigen Kameraden: ich werde dieſen Mittag bei Villars eſſen. Der Marſchall, welcher ſich hinter ihm befand, ſagte ganz glimpflich: Sie könnten wohl, nicht um meinetwillen, aber wegen meiner Feldherrnwürde, Herr von Villars ſagen. »Man ſagt ja aber,« verſetzte der Offizier, »nicht Herr von Cäſar, ſondern nur Cäſar.«

✦

Freundſchaft iſt, bei der Süßigkeit der Empfindung des bis zum Zuſammenſchmelzen in Eine Perſon ſich annähernden, wechſelſeitigen Beſitzes, doch zugleich etwas ſo zartes, daß, wenn man ſie auf Gefühle beruhen läßt, und dieſer wechſelſeitigen Mittheilung und Ergebung nicht Grundſätze, oder, das Gemeinmachen verhütende, und die Wechſelliebe durch Forderungen der Achtung einſchränkende Regeln unterlegt, ſie keinen Augenblick vor Unterbrechung ſicher iſt.

Im moraliſchen Sinne des Worts iſt Liebe ſchon Ehe.

◆

Was ſo manche Ehe zur Mißtonleiter macht, iſt, daß erſtlich der Mann ſich nicht entſchließen kann, Liebe an die Stelle der Macht und Vernunft zu ſetzen, ſondern ſein Ziel lieber durch beide verfehlen, als mit jener erreichen will; und daß die Frau die Vernunftmäßigkeit, die jener überall begehrt, durch Herzenswärme zu erſetzen ſucht. Beide ſollten es umkehren, und jedes Geſchlecht die Eigenthümlichkeit des andern annehmen: der Mann ſollte mehr die Härten vermeiden, die Frau mehr, Unbeſonnenheiten.

◆

Gnome.

Die meiſten Sterblichen, ſie glänzen
In einer Sphäre fremden Lichts;
Herausgeriſſen ſind ſie — nichts.

◆

Ein Biedermann zeigt ſeine Theorie im Leben.

Der wahre Mann muß nie zwiſchen Untergang und wiſſentlichem Unrecht auch nur augenblicklich wählen. Die Eiche ſteht feſt auf ihrem Platze, bis ſie entwurzelt wird. Er bricht lieber über die Welt den Hals, als daß er von ihr den auf richtige Ueberzeugung gewurzelten Kopf ſich brechen ließe.

◆

Die gewöhnlichen Tugenden der Menſchen ſind, beim Lichte beſehen, faſt immer nur decorirte Fehler, Mängel, Gebrechen und Schwächen!

◆

»Wann wird ihre Frau entbunden?» fragte Ludwig XIV einen Hofmann. »Quand il plaira à votre majesté» antwortete dieſer mit tiefer Verbeugung . . . . So ſchmeichelt man noch heute den Fürſten, ſie könnten die Stunde beſtimmen, in welcher die Zeit ins Kindbett kommen ſoll.

◆

Wer bei jeder guten Handlung ſeine Grundſätze im Munde führt, bei dem iſt die Tugend noch nicht zur zweiten Natur geworden; dem fehlt noch viel zur ſittlichen Vollkommenheit.

Jeder verbeſſere und revolutionire vor allen Dingen, ſtatt der Zeit, nur ſein Ich: dann gibt ſich alles, weil die Zeit nur aus Ich's beſteht.

◆

Keine Ruhe und Kälte iſt etwas werth, als die erworbene. Der Menſch muß der Leidenſchaft zugleich fähig und mächtig ſeyn.

◆

Keine Regel iſt ſo allgemein, keine ſo heilig zu halten, keine führt ſo ſicher dahin, uns dauerhafte Achtung und Freundſchaft zu erwerben, als die: unverbrüchlich, auch in den geringſten Kleinigkeiten, Wort zu halten ſeiner Zuſage treu, und ſtets wahrhaftig zu ſeyn in ſeinen Reden.

◆

Hört.

Zündet ihr tauſend Kerzen an euerm brennenden Lichte an,
Nichts verliert es; ſo mindert nicht Almoſen die Güter.

Für Menſchen, die Kopf und Herz haben, bleibt es entſchiedene Wahrheit: Jede Ehe aus Nebenabſichten iſt pflichtwidrig; jedes Zuſammenleben ſolcher Perſonen in phyſiſcher und politiſcher Gemeinſchaft, die nicht ihr Herz zuſammenführte, iſt grobe Immoralität, ſelbſt wenn Kirche und Staat ihren Segen darüber geſprochen hätten. Solche Heirathen, um der Konvenienz zu fröhnen, um Familien in einander zu flechten, um Geldſäcke und Ahnen zuſammen zu bringen, ſind Meiſterſtücke wilder Unnatur — das Höchſte, wozu eine tolle Entartung es bis jetzt hat bringen können — die unſinnigſten Verſuche elender Sclavenſeelen, der menſchlichen Würde Hohn zu ſprechen.

Dritte Abtheilung.

Ein Tag auſ dem Lande in heiterer Luſt, in einem heitern Freundeszirkel zugebracht, iſt zuverläſſig ein poſitiveres Lebensverlängerungsmittel, als alle Lebenselixire in der Welt.

◆

Man kann ſehr alt werden, ſobald man das Leben nicht nach dem Kalender ausmißt, ſondern das Verdienſt zum Maßſtab nimmt.

◆

Heinrich IV fragte den ſpaniſchen Ambaſſadeur, ob ſein Herr auch Maitreſſen habe. — » Philipp » antwortete der Geſandte, »iſt ein religiöſer Prinz, der einzig die Königin liebt.» — Hat Ihr König, erwiederte Heinrich, nicht genug Tugenden, Ein Laſter zu bedecken?

◆

Die Pagode, die auf dem Schrank oder Ofengeſimſe klein ausſieht, nimmt ſich mächtig groß aus, ſobald man ſie auf eine umgeſtürzte Kaffee-Taſſe ſetzt. Merk'ts euch, ihr Aufgeblaßenen, die ihr euch in eurer Umgebung wundergroß vorkommt: es iſt eine erbärmliche Größe, die in der Kleinheit des Poſtaments ihren Grund hat!

◆

Ankommende Briefe ſind eine Art Geiſtererſcheinung. Der Geiſt des Abweſenden erſcheint uns in weiſſem Gewande, mit ſchwarzen Charakteren bezeichnet, und flüſtert uns vermittelſt derſelben ſeine Gefühle zu. Es gibt aber auch Briefſteller, denen das Dintenfaß ſtatt des Herzens dient; dieſe gehören in die Ausnahme.

◆

Iſt ein Frauenzimmer ſchön, weil es uns gefällt, oder gefällt es uns, weil es ſchön iſt?

Zweifache Perſon.

Als guter *Bürger* jauchzt Xaver:
Triumph, Triumph! das Vaterland iſt frei!
Als guter *Ehmann* duldet er
Die ſchlimmſte, die Pantoffel-Tirannei.

*

Der Banquier R . . , jetzt zu Paris, wurde gefragt: wie ihm Frankreich gefalle? Er antwortete: Ich liebe Frankreich nicht, aber die *Franken.*

*

Nur der freie Kampf von *Gründen* und *Gegengründen* kann unter Menſchen (und dieß bleibt doch wohl jeder) das Rechthaben auſſer Zweifel ſtellen. Auch der Verlierende gewinnt hierbei. Für unfehlbar wird wohl Keiner ſich ſelbſt ausgeben, denn dieß wäre der nächſte Beweis ſeiner Fehlbarkeit. Wer das freie Gegeneinandertreten der Gründe und Gegengründe hemmt, gibt zum voraus den Beweis wider ſich ſelbſt, daß er *durch Gründe Recht zu behalten* verzweiſle. Er hat, nach eignem Geſtändniß, zum voraus, Unrecht.

⁂

Mich verdrießt nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die par guten Tage mit Fratzen verderben, und zu ſpät das Unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen.

⁂

Raubt das Unglück, das dem Menſchen die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreien?

⁂

O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck macht, in dem Andenken — in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!!

Das Leben wird, wie das Meerwaſſer, nicht eher ganz ſüß, als bis es gen Himmel ſteigt.

◆

Verſtändige, geiſtreiche, lebhafte Menſchen ſehen wohl ein, daß die Summe unſerer Exiſtenz durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgeht, ſondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibt, den man oft vorſetzlich los zu werden ſucht.

◆

Das leiſe Auftreten, das Schmiegen und Biegen, das ewige Ja ſagen, das Streicheln und Schmeicheln, die Behendigkeit, die Allheit und Leerheit, die rechtliche Schurkerei — mit allem dieſen verfehlt man ſelten ſeinen Zweck!

◆

Viele Lehrer haben ſtatt Kopf und Kenntniſſe leider nur — Hände und Uebung.

◆

Sogar liebevolle, edle Menſchen können bei einem Streite nicht immer ihr Herz von Widerwillen und Haß rein halten, ſie gehen ſogar zu Ungerechtigkeiten über, und um eine äußere Form zu vertheidigen, zerſtören ſie beinahe ihr beſtes Innerſtes.

◆

Vergänglichkeit.

Warum bin ich vergänglich, o Zevs? ſo fragte die Schönheit;
Macht' ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.

◆

Der beſte Kaufmann iſt der Krieg. Er macht aus Eiſen Gold.

◆

Das iſt ein Hauptfehler gebildeter Menſchen, daß ſie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenſtand wenden mögen.

◆

Die Fürſten hätten ſich und ihren Völkern viel Unglück erſpart, wenn ſie die Hof-Narren nicht abgeſchafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr ſprechen darf, handelt ſie.

Man iſt mit Niemand mehr geplagt, als mit den Dienſtboten; es will Niemand dienen, nicht einmal ſich ſelbſt.

◆

Dr. Berg in Würzburg hielt eine treffliche Leichenrede auf den Tod des unvergeßlichen Fürſtbiſchof Franz Ludwig von Erthal. Würzburgs Phariſäer und Herodis-Diener waren darob höchſt indignirt; ſie ſuchten viele Stellen in jener Rede zu verdrehen und falſche Anſichten und Abſichten beizufügen, und ſchickten das Manuſcript an den Nachfolger Carl Friedrich (von Bußek) zur Verdammung ein; die anſtößigen und verfänglichen Stellen hatten ſie im Manuſcript (um dem neuen Beurtheiler die koſtbare Zeit zu ſparen) eingebogen und eingeſchlagen. Carl Friedrich gab nach einigen Tagen die Handſchrift aus dem Cabinet mit der lakoniſchen Sentenz zurück: in dem von der Cenſur abgegebenem Manuſcripte des Dr. Berg nichts Anſtößiges gefunden zu haben, als — eine Menge Eſelsohren!

Der Wächter.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie mehrere thun.

◆

Was ſelbſt die Frauen an uns ungebildet zurücklaſſen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.

◆

Nicht vor Irrthum zu bewahren, iſt die Pflicht des Menſchenerziehers, ſondern den Irrenden leiten, ja ihn ſeinen Irrthum aus vollen Bechern ausſchlürfen laſſen, das iſt Weisheit der Lehrer. Wer ſeinen Irrthum nur koſtet, hält lange damit Haus, er freuet ſich deſſen, als eines ſeltenen Glücks; aber wer ihn ganz erſchöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnſinnig iſt.

◆

Wer unſere heutigen Spiel- Thee- und Strickgeſellſchaften erfunden hat, dem ſollte man billig das Großkreuz des Ordens der Langeweile ertheilen.

Ein älterer Dichter ſingt ſo einfach als ergreifend:

Liegt auf dir des Haſſes Nacht,
Schau' der Abendſonne Pracht;
Und wenn dann dein Auge weint,
Geh' umarme deinen Feind;
Denn es hat dich Gottes Macht
Nun auf rechten Pfad gebracht.

◆

O der unnöthigen Strenge der Moral! da die Natur uns auf ihre liebliche Weiſe zu allem bildet, was wir ſeyn ſollen! O der ſeltſamen Anforderungen der bürgerlichen Geſellſchaft, die uns erſt verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur ſelbſt von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirkſamſten Mittel wahrer Bildung zerſtört, und uns auf das Ende hinweiſt, ſtatt uns auf dem Wege ſelbſt zu beglücken!!

◆

Der beſte Mann hat auch immer die beſte Religion.

Nicht allen Menſchen iſt es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünſchen nur ſo ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichwerden und zu jeder Art von Glückſeligkeit.

◆

Wäre es nicht beſſer, man überließe die Liebhaberei, Heirathen zu ſtiften, Perſonen, die ſich lieb haben?

◆

Oft ſpricht uns der ungebundene freie Verſtand frei — Gefühl, Religion, alle gewohnte Begriffe erklären uns aber für ſchuldig.

◆

Viele Leute reden öfters von ihren ſogenannten ehemaligen dummen Streichen, damit man glauben ſoll, ſie machen gegenwärtig geſcheite.

◆

An einen Freund.

Du ſprichſt bei allen ſchlecht von mir,
Und ich bei allen gut von dir:
Doch glaubt man weder dir noch mir.

Nichts ſieht einem vernünftigen Manne ähnlicher, als ein Thor, der das Maul hält.

◆

Ein Engländer, bezaubert von der Schönheit, den Talenten und dem weiſen Betragen einer berühmten franzöſ. Schauſpielerin, ſchrieb ihr folgenden Brief:

Mademoiſelle.

Man rühmt Ihre Sittlichkeit, man behauptet, Sie würden ſich immer gleich bleiben. Ich ſelbſt ermahne Sie dazu. Der Kontrakt, den ich hier überſende, ſichert Ihnen monatlich, ſolange dieſe Ihre Phantaſie dauert, 50 Guineen zu. Sollten Sie jedoch Ihren Entſchluß ändern, ſo gebe ich Ihnen monatlich 100 Guineen, und bitte um den Vorrang.

◆

Nie gibt ein Mädchen mehr und ſchöner, alswenn es mit rührendem Schmerz wirklich verſagt. Nie gibt es weniger, alswenn es verſagend viel vergibt.

Gewalt, wer kann der Gewalt nicht trotzen! Was Gewalt heißt, iſt nicht. Verführung iſt die wahre Gewalt.

◆

Dem gemeinen Menſchen iſt es ein Bedürfniß, bei jeder guten Handlung, zu der er ſelbſt ſich unfähig fühlt, nach einer unreinen Quelle zu graben; die beſſern helfen ihm zwar nicht graben, aber ſie hören doch gerne zu, wenn er ſchreit: ich habe ſie gefunden, ſie iſt ganz trübe!

◆

Eitle Gedanken ſind wie Fliegen, man jagt ſie zehnmal weg, und immer ſetzen ſie ſich einem wieder auf die Naſe.

◆

Wir können eine neue deutſche Herrlichkeit nicht durch wilde Revolutionen der Mirabeau, Danton, Robespierre und Sieyes gewinnen. Solche Tollheit iſt nicht deutſcher Art — für ſolches Unglück iſt unſere Schuld zu klein!

Junge Leute, die Worte und Phraſen zuſammenflicken und ein Paar Zeitungsartikel fabriciren können, gerathen heutzutage öfters in Verſuchung, ſich für große Köpfe zu halten. Sie ſind die Schneiderjungen der geiſtigen Welt, welche ſich an Lappen in der Nähekunſt üben.

◆

An Guido.

An Iſabellen, deiner Sonn', entdecken
Wir ohne Telescop, zwei große rothe Flecken.

◆

Wiſſen ſie, ſagte Jemand zu Veſtris, daß Ihr Sohn Sie übertrifft? — »Ich glaube es wohl; ich hatte keinen ſo guten Lehrmeiſter als er.«

◆

Das Wort Freiheit klingt ſo ſchön, daß man es nicht entbehren könnte, ſelbſt wenn es einen Irrthum bezeichnete.

◆

Man kann ſich, wenn man Menſchen beobachtet, nicht genug hüten, ſeinen Freunden nicht entgelten zu laſſen, was die Menſchen fehlen.

Die meiſten theilen einander ihre Gedanken mit, wie Kinder die ihrigen den Thüren und Wänden.

◆

Schwachköpfe gefallen ſich beſonders in der Geheimnißkrämerei, und das Wunderbare iſt der herrlichſte Leckerbiſſen für die Albernheit.

◆

Manche Rechtfertigungen begangener dummen Streiche ſind noch weit ärger, als die dummen Streiche ſelbſt.

◆

An das neue Jahr.

Gutes allen guten Weſen!
Und der Welt zum Heil geneſen
Soll das Glück von ſeinem Staar!
Nicht an Geißeln für die Narren,
Für die Schurken nicht an Karren
Fehlen laß' es, liebes Jahr!

◆

Bei weitem die größere Zahl der vorgeblich gebildeten Menſchen ſind nur, in der Stallmeiſterſprache zu reden, gebrochene Menſchen, das heißt, den vollkommen zugerittenen Pferden gleich, die gar keinen Willen mehr haben, auſſer den Willen ihres Reuters.

◆

Die Mittelmäßigkeit behandelt ſich gegenſeitig mit größter Achtung, ſo wie Bedienten und Mägde unter einander per Sie reden.

◆

Ohne Politur iſt freilich auch der Diamant nicht ſchön; aber kräftige Naturen laſſen ſich auch, wie Diamanten, nur mit ihrem eignen Pulver ſchleifen.

◆

Eine ſentimentale Kokette, und eine frivole unterſcheiden ſich von einander, wie zwei abgerichtete Vögel, von denen der eine eine geiſtliche, der andere eine weltliche Melodie pfeift.

◆

Die Dummheit und der Geiz haben große Aehnlichkeit. Der Dummkopf macht eben ſo viel Lärm, wenn er einen halbgeſunden Gedanken hat, als der Geizhals, der einen Kreuzer ausgibt. Der geiſtige und pecuniäre Wohlſtand legen keinen Werth auf ihre gewöhnlichen Ausgaben.

◆

Die gibt oft mehr, die weniger zu geben ſcheint, weil das Wenige ihr mehr koſtet, als der Nachbarin ihr Alles.

◆

Wenn Neid und Dummheit dem Verſtande, dem Geiſt und Wiſſen eines Menſchen nicht anhaben können, ſo machen ſie ſeinem *Herzen* den Krieg.

◆

Ein ächter Hofmann muß allenfalls einen Käfer zu dem einen Naſenloche hinein, und zu dem andern wieder herauskriechen laſſen können, ohne die Naſe zu rümpfen.

◆

Zurechtweiſung.

Verkennt doch Fulvias Geduld,
Und Kunſt und Liebreiz nicht! —
Sie malt den ganzen Vormittag
Am Nachmittagsgeſicht.

Uz ſchrieb in das Stammbuch eines Verwandten, eines excentriſchen Kopfs, der beſtändig von Freiheit ſchwatzte:

Frei willſt du ſeyn? So ſey's! Doch nicht
als Geck und Schreier,
Werd' immer redlicher, ſo wirſt du freier.

◆

Ich glaube, die Selbſtzufriedenheit eines Pinſels muß das größte Glück auf Erden ſeyn!

◆

Wer darf ſich ſelbſt oder irgend einem ſeiner Freunde nachrühmen, daß er in jeder Lage des Lebens, im Kleinen wie im Großen, in fremden wie in eignen Geſchäften immer und immer ſtreng redlich gehandelt habe? — Der Eigennutz iſt es ja nicht allein, der von der Bahn der Pflicht, freilich nur gemeine Seelen, ableitet. Menſchenfurcht, Verlegenheit, Mangel an Geiſtesgegenwart, ſogar Gefälligkeit — eine ſonſt ſo liebenswürdige Tugend — beſtimmen bisweilen auch den Rechtſchafſonſten, einen Nebenweg zu betreten, weil er hofft, er werde ſich dennoch nicht irren.

◆

O ſie ſind pfiffig, ſo lange ſie es nur mit dem Kopfe zu thun haben; aber ſobald ſie mit dem Herzen anbinden, werden die Böſewichter dumm.

◆

Sprüchlein.

Ich habe immer ſagen hören, daß
Gebehrdenſpäher und Geſchichtenträger
Des Uebels mehr auf dieſer Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten!

◆

Man muß den Bettelſack zuweilen aus Spaß überhängen, um den Rücken für ernſthafte Zeiten daran zu gewöhnen.

◆

Der Menſch und der Meerrettig ſind zerrieben am beiſſendſten.

O das iſt die tiefſte Todtentrauer in einem Menſchen — und ſein Leben iſt ein ewiges Leichenbegängniß — wenn er ſich nach einem gekränkten, verwundeten Weſen troſtlos ſehnen muß, womit der geflügelte Tod in die Erde entfloh, eh' er bitten konnte: Vergib mir, und ehe er ſagen konnte: ich habe dir wehe gethan, aber ich habe dich doch geliebt!

◆

Kindern ſteht die Freude noch ſchöner wie uns, ſo wie ein bettelndes, dem das Schickſal das erſte Kindergärtchen zertritt, und vor deſſen Augen beim erſten Aufſchlagen ins Seyn nichts hängt, als ſchwarzes Morgengewölke, unſer Herz betrübter macht, als der Vater deſſelben.

◆

Wer den Schönen das Bewußtſeyn nehmen könnte, daß ſie ſchön ſind, würde ihnen unendlich mehr geben, als nehmen.

◆

Alte Jungfern heirathen die Ordnung, alte Jung- und Altgeſellen die Liederlichkeit; jene ſind ein ewiges Fegefeuer, Fegewaſſer, Fegeelement, dieſe machen eins nöthig.

◆

Die Welt verzeihet eher, wenn man laſterhaft, als wenn man lächerlich iſt, und — es iſt eine fürchterliche Wahrheit — faſt jeder Menſch gilt lieber für laſterhaft als für lächerlich, wenn er nur die Wahl zwiſchen beiden hat.

◆

Nur ein großer Reichthum an Herzensgüte kann bewirken, daß man uns unſern Verſtand verzeihet. Wer durch Verſtand zu gefallen ſucht, handelt eben ſo unbeſonnen, als ließe er ſich bei einem Gönner durch den Todfeind deſſelben einführen.

◆

Es gibt eine Menge Tugenden, auf die man ſich nichts einbilden darf. Klima, Temperament und Alter ſchaffen hier einen Heiligen und dort einen Böſewicht.

◆

Den ſtrengen Sittenrichtern geht es wie den hölzernen Wegweiſern an den Landſtraßen; ſie zeigen Jedermann den Weg, kommen aber ſelbſt nie von der Stelle.

◆

Apologie.

Er rede viel — iſt Lüge des Gerüchts.
Ich hört' ihm lange zu; er ſagte nichts.

◆

Der gewöhnliche Weg, einem Frauenzimmer beizukommen, iſt die große Heerſtraße der Eitelkeit, der Sucht zu gefallen, auf der ſie alle wandeln: denn der kleine Umweg der Empfindſamkeit iſt ſchon mit Gras überwachſen; es läßt ſich Niemand darauf betreten, ſeit dem die Satyriker Strohwiſche darauf gepflanzt haben.

◆

Wer recht ſchnell zu etwas gelangen will, der gehe auf — den Knieen.

◆

Die Erziehung thue im erſten Lebensjahre das meiſte, weil ſie hier mit halben Kräften mehr bewegt, als im achten mit doppelten, bei ſchon entfeſſelter Freiheit, bei der Vervielfältigung aller Verhältniſſe.

◆

Das Leben, beſonders das ſittliche, hat Flug, dann Sprung, dann Schritt, endlich Stand: jedes Jahr läßt ſich der Menſch weniger bekehren, und einem böſen Sechziger dient weniger ein Miſſionär als ein Autodafé.

◆

An Pater Eulogius.

Erforſche die Vergeh'n der loſen Venuskinder
Doch in der Ohrenbeichte minder!
Du wirſt ob dem Verhör der Sünd'rin —
Sünder.

◆

Wagt man nichts an Kindern, ſo wagt man ſie ſelber, den Leib wahrſcheinlich, den Geiſt gewiß.

◆

Es gibt eine gewiſſe Gattung von Dummheiten, welche in der ſo genannten guten Geſellſchaft das Bürgerrecht erhalten haben. Wer dieſe anzugreifen wagt, gegen den zieht alles wüthend zu Felde.

◆

Nicht am Theetiſche, noch am Spieltiſche, nicht auf Bällen, noch bei Viſiten entziffert man das weibliche Geſchlecht. Um ein Frauenzimmer kennen zu lernen, muß man nicht mit ihm reden, ſondern es ſchweigend eine Stunde beobachten; denn die Frauenzimmer ſind mehr Herr ihrer Worte, als ihrer Handlungen.

◆

Der größte Schalk findet endlich einen Schelm, der ihn überliſtet, oder einen ehrlichen Mann, der ihn unter die Füße tritt.

◆

Die meiſten Männer ſind, beim Lichte betrachtet, im Grunde doch nur Fraubaſen, in langen und kurzen Hoſen.

◆

In einem ſatyriſchen Werke des ſechszehnten Jahrhunderts wird das Gaſtmahl eines Richters beſchrieben. Da heißt es: »Ein Becker, der vom knappen Gewicht ſett wird, gab Brod und Kuchen — ein betrügeriſcher Markt=Wächter Butter und Käſe — ein Wilddieb den Rehbraten und den Kopf vom wilden Schweine — ein Schiffer, der Fäßer angebohrt, den Wein, und ein Kirchendieb die Lichter.

*

Es gibt auch eine Rechthaberei aus Politik, durch die man blos beabſichtigt, der Wahrheit deſto ſicherer auf die Spur zu kommen, ein Geheimniß zu entlocken, ſich Licht über einen dunkeln Gegenſtand zu verſchaffen. Widerſpruch und gefliſſentlicher Irrthum ſind ſehr oft die Schlüſſel zu Geheimniſſen. Dieſe politiſche Rechthaberei verdient allenfalls Entſchuldigung im Disput über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, wenn ihr wirklich das Intereſſe für die Wahrheit zum Grunde liegt. Sie iſt aber die gefährlichſte und verächtlichſte Rechthaberei in allen andern Fällen, wo ſie blos der Argliſt, der Verſtellung, dem Betruge und der kleinlichen Neugierde zum Mittel und Hebel dient.

◆

Crebillon hatte eine vorzügliche Abneigung gegen die Satyre. Einem jungen Menſchen, der eine Satyre geſchrieben, und ſich hierüber von ihm ein Urtheil erbat, antwortete er, nachdem er ihm einen derben Verweis gegeben: Bedenken Sie ſelbſt, wie verächtlich die Satyre ſeyn müſſe, da Sie in Ihrem Alter einigermaßen glücklich darin ſind.

◆

Wie es Manchem geht.

Mit wicht'ger Miene ſitz' ich da,
Als dächt' ich dem, was ich geleſen,
Recht eifrig nach. Nachdenken, ja!
Mitdenken iſt der Zweck beim Leſen.

◆

Ein neugeborner Elephant hat zwölf Backenzähne, ein erwachſener nur vier. Gibt es ein paſſenderes Bild von unſern jungen philoſophiſchen

Genies, die auch den Mund voll Weisheit haben, bis ſie zu Verſtande kommen, und etwas lernen!

◆

Hätte Dr. Gall das Organ der abſoluten Stupidität ſo beſtimmt angegeben, daß man daſſelbe von weitem erkennen müßte, ſo wäre er ſchon längſt verbrannt worden.

◆

Welcher Verrücktheiten der menſchliche Kopf fähig ſey, läßt ſich ſchon daraus abnehmen: daß man, beſonders in der merkantiliſchen Welt, einen reichen Mann oft einen großen Mann nennen hört.

◆

Kinder und Völker müſſen dem Ulyſſes nicht blos im Talente, beredt und klug zu ſeyn, ſondern auch im Vermögen, Ulyſſes Bogen zu ſpannen, nachgebildet werden.

◆

Trunkenbold Winzer.

Hier ſchlummert, der die Grabſchrift ſich erwarb,
Daß er vom Weinſtock lebt' und — ſtarb.

Man würde den für ſehr unbeſonnen halten, der ein Buch nach einem einzelnen Blatte beurtheilen wollte; aber einen Menſchen nach einer einzelnen Handlung beurtheilen, iſt etwas ſehr gewöhnliches.

◆

Ich zweifle, daß unſere verrückte Zeit zu ſich kommen, und ſich finden werde mit nüchterner Beſonnenheit, ruhigem Verſtande und mäßiger Billigkeit. Menſchen, die keinen Gott glauben, und ſich vor Geſpenſtern fürchten, die mit ihrer geſchwätzigen Vielwiſſerei ohne Gedanken und Gefühl, den Tag über ſinnen, wie ſie durch Wucher, Betrug, Lüge, Eigennutz, Verläumdung, Wolluſt und Eitelkeit die Erde zum Zucht- und Siechhaus machen können, und Abends bei dem verſtellten Jammer eines Gaucklers in Thränen baden — die nicht müde werden, andächtleriſch von Menſchlichkeit und edelmüthiger Aufopferung zu plaudern, und, wo ſie es nur können, freche Gewaltthat üben — dieſe Menſchen ohne Charakter, ohne Treue, Glauben und Wahrhaftigkeit ſcheinen mir ſchlechte Bürger einer beſſern Zeit!

◆

Viel Gutes bleibt lediglich darum am rechten Orte ungethan, weil es nicht öffentlich genug gethan werden kann. Die Wohlthätigkeit der meiſten Menſchen liebt das Licht, wie der Dieb die Nacht.

◆

Erziehung.

Eine Fabel.

Zum Mütterchen kam Franz geflogen:
»O ſieh' den Fürſt der Schmetterlinge,
»Den hab' ich aus dem ſchwarzen Dinge,
»Der Stachelraupe, mir erzogen!« —
»Ja!« lacht die Mutter, »fein erzogen!
»Zum allerhöchſten — werden laſſen!«

* * *

Mich dünkt, für manche Pädagogen
Iſt in dem Worte viel zu faſſen!

Je vernünftiger der Menſch ſich ſelbſt zu lieben verſteht, deſto liebenswürdiger iſt er. An Leuten, die ſich ſehr ſtark und ſehr aufrichtig lieben, fehlt es nicht; deſto ſeltener ſind ſolche, die vernünftig genug ſind, um aus Selbſtliebe ihre Selbſtliebe ein wenig einzuſchränken.

◆

Haſt du Urſache, von Jemand zu glauben, er könne dir böſe geworden ſeyn, und findeſt du ihn freundlich, oder gar noch freundlicher als freundlich — dann ſchicke Vorſicht auf die Wache.

◆

Die wahre Kraft, der wahre Verſtand und das wahre Talent ſind immer beſcheiden.

◆

Wenn die Erfahrungen der Eltern für die Kinder nicht verloren wären, und nicht jeder Menſch gleichſam ſein eigenes A. B. C. von Erfahrungen ſelbſt durchmachen müßte, ſo wäre die Welt ſchon bis zum Ekel klug.

Wann der Heirathsmarſch getrommelt wird, treten alle erwachſene Mädchen ſogleich unter das Gewehr.

◆

Im 14ten Jahrhundert hatten die Schuhe ihr beſtimmtes Maß nach dem Range desjenigen, der ſie trug. Die Schuhe einer Fürſtlichen Perſon waren $2\frac{1}{2}$ Fuß, die eines Barons 2 Fuß, die eines Edelmanns $1\frac{1}{2}$ Fuß lang. (Damals konnte man leicht Jemand auf den Fuß treten!) Aus jener Zeit ſtammt die Redensart: *»er lebt auf einem großen Fuße.»*

◆

Wenn du wüßteſt, daß ein ſchwarzer Gedanke von dir, oder ein glänzender, ſelbſtſtändig ſich losriſſe aus deiner Seele und auſſer dir anwurzelte, und ein halbes Jahrhundert lang ſeine Giftblüthen oder ſeine Heilwurzeln triebe und trüge: o wie würdeſt du frömmer wählen und denken! — Aber weißt du denn das Gegentheil ſo gewiß?

An Y.

Du vierzigſt deine fünfzig Jahre
Durch falſche Zähn' und Haare,
Und birgſt der Runzeln Widerſprüche
Durch kluge Pinſelſtriche.

◆

Große Köpfe bewundert das Publikum; kleiner Köpfe Heldenthaten werden nur auf dem Haustheater von Frau und Kindern beklatſcht.

◆

Frauenzimmer können bekanntlich nicht laufen, ſondern nur tanzen, und eine Poſtſtation, zu welcher, ſtatt einer Pappelallee, eine ähnliche, zu einer Angloiſe angepflanzte Herren-Baumſchnur führte, legte jedes leichter tanzend als gehend zurück.

◆

Ich haſſe aufs bitterſte jede Religionsſpötterei und nenne es überhaupt unverzeihlich, andere in ihrem Glauben irre machen zu wollen. Es iſt Grauſamkeit, weil der Menſch ſeine Sitte, ſeine

Hoffnungen, ſeine Pflichten, ſeine Zukunft darauf gründet, und ohne dieſen Glauben ein Böſewicht ſeyn würde. Es iſt grauſam, etwas zu bewitzeln, was dem Andern ein Heiligthum iſt, was ihn im Guten feſthält, im Unglücke ſtärkt, was ſeine Menſchenliebe begeiſtert, ſein Herz erwärmt, und ihn im Tode tröſtet.

◆

Große Michaelismeſſe. 1813.

So groß war trotz der nahen Schlacht
Die Meſſe nie, ſeit Leipzig ſtand!
Welthändel wurden abgemacht,
Und Freude durch die Welt verſandt.

◆

Es würde vielleicht Niemanden eingefallen ſeyn, Gott zu läugnen, wenn es Niemand eingefallen wäre, ihn zu beweiſen.

◆

Der Menſch wird des Schmerzes müde, wie der Wonne. Das beſte Mittel daher, Jemand über einen ſchmerzhaften Verluſt zu tröſten, iſt, ohne dem Schmerze neue Nahrung zu geben, ſo lange mit ihm davon zu reden, bis er des Schmerzgefühls und der Thränen müde wird.

◆

Selbſt unſere Erfahrungen ſind, wie wir aus Erfahrung lernen, oft nur Träume, im wachenden Zuſtande geträumt; es darf uns daher nicht befremden, wenn Andere unſern Glauben an unſre Erfahrungen nicht immer theilen wollen.

◆

Tinas Augen.

Zauber-Augen, unvergeßlich mir!
Liebe ſchuf euch — Liebe ſchaffet ihr.

◆

Die Eitelkeit der Weiber wird in dem Grade empſindlicher, in welchem ihre Reize verwelken.

◆

Dr. Z. der gern bei allem ſich für ſchuldlos hielt, ließ einſt ein ſchönes Gefäß aus der Hand fallen. Ein Freund, dem er es am folgenden Tage erzählte, rief aus: Es iſt nur gut, daß du es ſelbſt warſt! Doch jener erwiederte hitzig: Ho, ho! Ich werde ſchon noch Jemand finden, der Schuld daran iſt.

◆

Es gibt Menſchen von gleichſam angeborner unglücklicher Hand, denen man Augen in die Hände wünſchen möchte.

◆

Warum gibt man uns, um doch endlich einmal Romane ohne Liebe erſcheinen zu laſſen, nicht treue Gemählde ſo vieler liebeleeren Ehen.

◆

Die Lüge iſt die Schooßſünde der unbedeutendſten Menſchen, und da ſie nur von Schwachköpfen geübt wird, und nur gegen Schwachköpfe geübt werden kann, wenn gleich das niederträchtigſte, doch das unſchädlichſte der Laſter.

◆

»Schicket euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit!« befielt uns die Schrift. In die böſe Zeit ſchicken wir uns nun freilich keineswegs, aber wir ſchicken uns deſto beſſer für die böſe Zeit.

◆

Erlaubte Untreue.

Ein Jahr iſt vorüber, und immer noch
Der alternde Bull verliebt, wie ein Dichter!
Er küßte nur Jettchen, und küßte doch
Dreihundert fünfundſechzig Geſichter.

◆

Eitelkeit und Bosheit machen ſonſt ganz verſtändige Menſchen oft völlig blind, dumm und zum Gegenſtande des Gelächters.

◆

Ich bin unausſprechlich ſtolz auf meine Freunde, aber noch tauſendmal ſtolzer auf meine Feinde.

◆

Predigt mir ſo viel ihr wollt, ihr hocherleuchteten Seher und geiſtlichen Adepten von Zeichen und Wundern, die ihr geſehen habt! Ich werde keine Wunder glauben, ſo lang ihr — nicht klug werdet!

Der giftigſte Stachel, der je einen Schriftſteller verwundete, iſt Pirons Dolch, wenn er von Voltaire ſagt: S'il n'avait pas écrit, il eût assassiné.

◆

Rechtſchaffene Leute beſchwören nichts. Ihr Charakter ſchwört für ſie. Xenocrates war bei den Griechen, und Flamen Dialis bei den Römern vom eidlichen Angeloben freigeſprochen.

◆

Die erſte Schriftſtellerin in der Welt, wäre meine letzte Frau.

◆

Ich erinnere mich, in meiner Jugend Bilder aus der ſogenannten verkehrten Welt geſehen zu haben, deren eines einen Schulmeiſter vorſtellt, den die Knaben mit der Ruthe züchtigen. In dieſe verkehrte Welt möchte man gar zu gern gewiſſe Kinderlehrer unſerer Zeit deportirt ſehen!

◆

Es iſt kein Menſch, wie groß auch immer ſeine Verdienſte ſeyn mögen, der ſich nicht gekränkt fühlte, wenn er alles wüßte, was man von ihm denkt oder redet.

◆

Paternität.

Die wahre Vaterſchaft — das iſt ihr Stempel —
Gibt Daſeyn, Nahrung, Bildung und Exempel.

◆

Manche Gattin behandelt ihren alten Gemahl gleichſam als einen Achtundvierziger, und füllt den köſtlichen Wein immer mit jüngern nach, damit er ſich halte.

◆

Der Neid iſt der Eitelkeit legitimer Sohn.

◆

Wenn nur manche Leute ſich nicht einbildeten, ich ſey ſo einfältig, ihnen zu glauben. Es iſt ein Anders, Lügen anhören und ein Anders, ſich belügen laſſen.

◆

Iſt der Thurm von Babylon nicht ein treffendes Bild der Philoſophie? Die Stolzen, die ihn bauen wollten, um in den Himmel zu ſchauen, wurden mit Sprachverwirrung geſtraft.

◆

Ein B....ll gleicht einer Apotheke. In beiden findet man verwelkte Blumen, ſchön bemalte Büchſen, ſüße Gifte und theure Rechnungen.

◆

Fabel.

Einsmals klopfte der Stein an den Stein, und
fragte: wer biſt du?
Bin, wer du biſt, ſo kam mit dem Gegenſtoße
die Antwort.

◆

Wenn ich einen Pfeil in die Luft ſchieße, und ein Unſinniger hebt ihn auf, um ihn ſeinem Nachbar ins Herz zu drücken, kommt die That auf meine Rechnung?

◆

Wie ſoll man es manchen Großen nur recht machen! Sie halten es für einen Frevel, daß man ſie belügt, und wollen doch auch nicht dulden, daß man ihnen die Wahrheit ſagt?

Bibus Verſöhnlichkeit.

Daß ich verſöhnlich bin,
Habt ihr bei Gott! erfahren.
Es wirft ſeit dreißig Jahren
Der Wein mich her und hin,
Und dennoch lieb' ich ihn.

◆

Die Ehre iſt eine blos erdichtete Gattung der Ehrlichkeit, ein Papiergeld, welches im Handel und Wandel angenommen wird, weil nicht genug Geld vorhanden iſt.

◆

Das Benehmen der Kinder und Domeſtiken iſt mehrentheils ein ſicheres Thermometer, an dem ſich abnehmen läßt, wie warm die Freundſchaft, oder wenigſtens die Achtung ſey, in der man in einem Hauſe ſteht.

◆

Die Methodenjagd hat in den neuern Zeiten in den Angelegenheiten des Unterrichts viel Unheil geſtiftet. Man hat nur zu oft vergeſſen, daß an der Methode, an der Form wenig, an dem Geiſte aber Alles liegt. Auf den verſchiedenſten Wegen und nach ſehr ungleichen Methoden kann, wie die Erfahrung lehrt, die Bildung des aufblühenden Geſchlechts gelingen. Und wenn es wahr iſt, daß jedes Kind eine individuelle Behandlung erfordert, ſo ſpringt es ja in die Augen, daß das Arbeiten nach Einem Leiſten nichts Erſprießliches erzeugen kann.

◆

Wenn man von einem Elementar-Schullehrer ſagt, er könne nicht leſen, ſo nimmt er dieß gewiß ſehr übel. Und dennoch müſſen gebildete Leute, wenn ſie im Vorleſen nicht gerade viel Uebung hatten, eingeſtehen: daß ſie eigentlich Nichts recht gut zu leſen im Stande ſind, wenn ſie es nicht vorher durchgeſehen, und den Gang der Gedanken im Allgemeinen überblickt haben. Wie ſoll man doch jenen Anfängern den Dünkel vertreiben, und ſie überzeugen, daß richtiges, ausdrucksvolles Leſen eine ſchwere Kunſt ſey?

Viele Ordenszeichen ſetzen mancherlei Dienſtleiſtungen voraus!

◆

Um echte Freundſchaft zu erprüfen, muß man die Eigenliebe ſeines Freundes auf der empfindlichſten Seite verwunden. Drückt er nach dieſem Verſuche noch mit dem nämlichen herzlichen Gefühle die Hand, ſo haſt du mit der Streichnadel auf dem Probirſteine erforſcht, daß ſeine Freundſchaft Gold, nicht Kupfer iſt.

◆

Sobald eine Schule in dem Rufe ſteht, daß ſie gut, und der Lehrer an derſelben nicht ungeſchickt iſt: ſo erwartet man gleich, daß ſie denen, welche ihr die hohe Ehre erweiſen, ſie zu beſuchen, etwas zur Unterhaltung und zum ſpielenden Vergnügen mittheile. Da ſollen die Kinder gleich Hexenmeiſter, oder doch ſehr gewandt in der Beantwortung von allerlei ſchwierigen Fragen ſeyn. Das taugt aber nicht. Denn Lehrer, welche nach dergleichen Ruhme ſtreben und ſich darauf etwas zu Gute thun, werden ſicher darüber die Betreibung des für den größten Theil der Kinder Unentbehrlichen hintanſetzen und verſäumen. —

◆

Nichts in der Welt empört uns mehr, als wenn ſich fremder Verſtand aufzudringen ſcheint, um uns den unſrigen zweifelhaft zu machen. Unſere ſtillſchweigende Verſchwörung gegen ihn iſt ſein unausbleiblicher Lohn. Die Meiſten ſuchen in der Regel ſo frühzeitig, als es nur immer möglich, mit ihren Anſichten und Meinungen, wenn ſie ſich überhaupt noch zu welchen erheben können, fertig zu ſeyn, aus Hang zur Bequemlichkeit. Sobald ſie ſich nun einmal dafür entſchieden haben — auf Gründe warum? kommt es nicht immer an — ſo ſind ſie ihnen auch ſchon die einzig rechten und wahren, und nichts greift ihnen mehr an die Seele, als wenn an dieſen angenommenen Sätzen, die ſie für ausgemacht unwiderlegliche Grundſätze halten, gezupft und gerückt wird, weil ſie in ihrem behaglichen Quietismus geſtört werden. Hören ſie daher einmal von irgend Jemand eine Aeußerung, die nur auf das Allgemeinſte in einigem Widerſpruch mit ihren Aphorismen zu ſtehen ſcheint, ſo werden ſie ungeduldig, und es folgt ein Heer von niederſchlagenden Gemeinſprüchen. Einer allgemeinen Behauptung wird mit Bitterkeit eine perſönliche Wendung und Deutung und Beziehung gegeben, und am Ende wird ihm unverdientermaßen ein heimlicher Haß zu Theil, wo er Berichtigung ſeiner eigenen Irrthümer, oder auch nur Unterhaltung durch Gedankenwechſel ſuchte. —

◆

Die Menſchen mit böſem Gewiſſen haben heutzutage die meiſte Courage.

◆

Reiche Leute werden immer gelobt, alles was ſie thun, iſt recht gut; aber wenn ein armer Teufel nur einen Fuß breit vom rechten Wege abgeht, gleich fällt man über ihn her, und tritt ihn in den Koth.

Es gibt gut eingekleidete Narrheiten, wie es gut gekleidete Narren gibt.

◆

Das Urtheil eines Mannes über uns wird nicht ſelten durch das Urtheil der Frau beſtimmt.

◆

Warum macht der Betrüger und der Dummkopf faſt immer leichter ſein Glück als der Rechtſchaffene und Kluge? Weil der Dumme und Betrüger ſich leichter in den Lauf und Ton der Welt finden, als der Rechtſchaffene und Kluge, die die wichtigſten Augenblicke für ihr Glück verlieren, weil ſie nicht ſo ſchnell mit der Welt in Verkehr treten können.

◆

Spruch für Kinder.

Der Kinder ſchönſtes Vergißmeinnicht
Wächſt an dem Ort, wo der Lehrer ſpricht.

◆

Hüte dich dein Lebelang vor dem, der dich fürchtet, ſo offen dir dem Scheine nach ſein Haus, ſein Herz und ſeine Börſe ſeyn mögen; er mag ſeyn, was er will, dein Freund iſt er ganz gewiß nicht.

◆

Ein Gedicht auf den Marſchall von Ranzan, der im Krieg einen Fuß, und ein Aug' verlor, und äußerſt verſtümmelt war, ſchließt:

Et Mars ne lui laiſsa rien d'entier que le coeur.

◆

Der Selbſtmörder iſt von einem andern Mörder nur darin unterſchieden, daß man ihm den Prozeß nicht machen kann. Er vereinigt den Beleidiger und den Beleidigten in Einer Perſon.

◆

Die jetzige Konſtitutionsmacherei in Deutſchland iſt wie ein Orcheſter, worin die Muſiker ihre verſchiedenen Inſtrumente ſtimmen, und jeder auf dem Seinigen in beſondern Tönen und Weiſen dudelt. Der Kapellmeiſter fehlt, und wird auch ſobald noch nicht kommen.

Ich möchte wohl wiſſen, was aus den Männern geworden wäre, wenn Adam die gute Eva allein von dem verbotenen Apfel hätte eſſen laſſen!

◆

Der Marquis von H. bekam etwas Stockſchläge, ohne den Beleidiger zum Duelle herauszufordern. Wie kann er's beruhen laſſen? fragte man. Pah! rief Mademoiſelle Arnould: Er iſt ſo klug, ſich nicht um das zu bekümmern, was hinter ihm vorgeht.

◆

Manche wiſſen durch äußere Formen recht geſchickt ihre innere Armuth zu verbergen.

◆

Die Frau die ſich am geſchmackvollſten kleidet, wird am meiſten gehaßt, und ein neuer Hut macht oft den älteſten Freundſchaften ein Ende.

◆

In einer Geſellſchaft vergnügte man ſich mit Küchenlatein, und der, der ſich am gewandteſten zeigte, wurde gefragt: Wie würden Sie Stadtrath überſetzen? Ohne ſich zu beſinnen antwortete er: loco consilii.

◆

Unſer Weiberhaß hat nichts zu bedeuten, ſolange wir nicht haſſen können, wie — die Weiber.

◆

Kleinern Vortheilen entſagen, wird oft als Mittel gebraucht, größere zu erlangen, und mancher läßt ſich ſeine Uneigennützigkeit theuer bezahlen.

Tadel und Lob.

Noch war kein Sterblicher hienieden
So ſehr, als Puck mit ſich zufrieden.
Dieß tadelt ihr an ihm; doch wenn ihr billig ſeyd,
So rühmt an ihm auch die Genügſamkeit,
Noch Niemand war mit Wenigerm zufrieden.

◆

Ich glaube, die armen Muſen haben nichts zu thun, als ſich ihrer ungerathenen Söhne zu ſchämen.

Die Dichter ſollten, oft zum Vortheile ihrer Werke, den Göttern auch darin gleichen, daß ſie unſichtbar wären.

◆

Ich ſchlage dir einen gewiß billigen Vergleich vor, Freundchen, ſey nicht mehr lächerlich, und ich will nicht mehr über dich lachen.

◆

Wer den Vorurtheilen offenen Krieg macht, iſt eben ſo ſehr Schwärmer, als wer ſie mit allen Waffen verficht.

◆

Ein Dichter ſagte: ich bin geneigt, jedes Frauenzimmer zu beſingen, nur nicht eins, das mich wieder beſingen kann.

◆

Brüſte dich nicht ſo, Lieber, daß allenfalls deines Nächſten Geldbeutel vor dir ſicher iſt! Du ſollſt nicht ſtehlen! iſt nicht das einzige Gebot. —

◆

Man ſollte den Kirchengebeten noch eins hinzufügen, welches hieße:

»Gebet für Leute, deren Beten eine Sünde iſt.»

Der Kopf allein iſt Schuld, wenn das Herz nichts taugt.

◆

Weg mit den Menſchen, die man zu leicht gewinnt! Die Nuß iſt zuverläſſig wurmſtichig, die ſich ohne Mühe knacken läßt.

◆

Wenn wir doch nur eine Philoſophie haben könnten ohne Philoſophen!

◆

An Simplicia.

Ich ſah im Glanz der Schönheit dich
Und ſank zu deinen Füßen nieder.
Du ſprachſt — und ſchnell erhob ich mich,
Und ſinke nun gewiß nicht wieder.

◆

Halte die Hunde nicht fern, wann du beim Wolfe zu Gaſte biſt.

◆

Zu den glücklichſten Zeiten Napoleons hatten die Deutſchen das gute Wortſpiel: Was die Franzoſen zu Lande machen, machen die Engländer zu Waſſer.

*

Wer keines andern Menſchen bedarf, muß eine Beſtie ſeyn oder ein Gott.

*

Iſt Pinſeln ein Projekt mißlungen, ſo ſehen ſie dabei aus wie doppelte Pinſel.

*

Der Hochzeitgebrauch der alten Deutſchen, nach welchem Braut und Bräutigam zum Zeichen der Verlobung einander einige Haare ausrupften, iſt bei ihren Nachkommen in die Ehe ſelbſt übergegangen, und es bleibt nicht bei *einigen* Haaren.

*

Der Eheſtands-Läſterer.

Um deinen Frieden iſt's gethan, haſt du gefreit.
Der Eh'ſtand, ach! vereint uns zur Uneinigkeit!

*

Hat es wohl jemals einen Schriftſteller gegeben, der es im Ernſt übel nahm, wenn man ſeine Werke nachdruckte?

Man muß immer lächeln, wenn man ſo viel von Freiheit ſingen und ſprechen hört, ſo lange es noch Weiber in der Welt gibt.

◆

Wehe dem Menſchen, deſſen Auge ſtets trokken bleibt! Selbſt Krokodillsthränen ſind beſſer, als gar keine.

◆

Biographie von Manchem.

Dem armen Manne blieb in der zweiten Hälfte ſeines Lebens nichts zu thun übrig, als ſich der erſten zu ſchämen.

◆

Ein Italiener, der dem Spiele leidenſchaftlich ergeben war, pflegte oft nach großem Verluſte auszurufen: »Treuloſes Glück! Du kannſt zwar machen, daß ich verliere, aber zum bezahlen ſollſt du mich nie zwingen!«

◆

Blutigel und eigennützige Freunde fallen ab, nur mit dem Unterſchiede: jene, wann ſie ſatt ſind; dieſe, wann nichts mehr zu ſaugen da iſt.

Auch unter den beſten Menſchen können Mißverſtändniſſe entſtehen; die Art wie man dieſen Mißverſtändniſſen ein Ende macht, oder ſie mit Erbitterung fortſetzt und vergrößert, das zeigt den wahren Gehalt der Freunde, den Werth des Menſchen.

◆

Nirgends findet man das goldne Sprüchlein; de mortuis nil nisi bene, praktiſcher und ſtrenger ausgeübt, als auf den Kirchhöfen. Kein einziger Grabſtein ſagt etwas anders als Gutes von ſeinem Beſitzer, oder vielmehr Beſeſſenen.

◆

Man hat das Gute nicht alle fordern und gebieten können, was ein guter Menſch zu thun im Stande iſt. Man hat das Böſe nicht alle nennen und verbieten dürfen, was ein böſer Menſch zu begehen fähig iſt. Der Menſch trägt Himmel und Hölle in ſich — eine alles zerſtörende Eigenliebe, und eine alles umfaſſende Menſchenliebe.

◆

Warum bilden wir keine Nation? Weil Charpie keine Leinwand iſt.

Zwei geiſtreiche Menſchen, der eine böſe aus Grundſatz, der andere gut und liebenswürdig, unterſcheiden ſich, wie der Mörder und gute Fechter.

◆

Aechte, gediegene Freundſchaft beleidigt oft der Bug eines Roſenblatts.

◆

Es gibt gewiſſe Fehler, die gegen gewiſſe epidemiſche Laſter ſchützen, ſo wie viertägige Fieberkranke nie von der Peſt angeſteckt werden.

◆

In manchem Land kann man ungeſtört Feuer anlegen; wer aber Sturm läutet, wird feſtgenommen.

◆

Mir iſt nichts lächerlicher, als ein unbedeutender Menſch in einem Anfalle von Zorn. Er iſt ein Maulwurfshügel, der Feuer ſpeit.

◆

Es geht mir ordentlich wie der Nachwelt; ich kann die Namen eines großen Theils unſerer heutigen Poeten nicht behalten.

Die Menſchenliebe iſt diejenige Gattung Liebe, mit welcher ſich die Menſchen am wenigſten beſchäftigen.

◆

Der Haß iſt wenigſtens eine ehrliche Leidenſchaft, da die Liebe nur zu oft eine Heuchlerin iſt.

◆

Die Schriftſtellerin im Stillen.

Wißt, daß bei jedem Band
Die Frau die Feder führt;
Er wird mit Ruhm genannt:
Wenn er die Frau verliert,
Verliert er — den Verſtand.

◆

Zufriedenheit iſt der Reichthum des Armen, und Unzufriedenheit die Armuth des Reichen.

◆

Die laſterhafteſten Männer ſind nicht ſelten den tugendhafteſten Frauenzimmern am gefährlichſten. Eine Klariſſa, die das Opfer eines Lovelace ward, hätte ſich ſchwerlich in einen Grandiſon verliebt.

Biſt du im Beſitz der übrigen Tugenden, ſo verſteht ſich die Beſcheidenheit von ſelbſt.

◆

Nichts iſt klüger, als die Weiber zu fliehen, aber nichts zugleich unmöglicher.

◆

Wie viel oder wie wenig auch immer Wahres und durch Erfahrung Beweisbares an der Huartiſchen Hypotheſe von dem Einfluße der Nahrung auf die Bildung der Köpfe, ſeyn mag, ich würde ein Kind nicht der Bruſt einer diebiſchen, oder ſittenloſen Amme anvertrauen, aus Furcht einer moraliſchen Anſteckung deſſelben mit denſelben Laſtern. Es gibt Dinge in der Welt, darauf zu halten Aberglaube, und dagegen zu handeln, Vermeſſenheit iſt.

◆

Der Freudenbecher des deutſchen Gelehrten iſt ſeine Dintenflaſche, die Leipziger Oſtermeſſe ſein Faſchingsfeſt, und ein Platz im Bücherkataloge ſeine Unſterblichkeit.

Genauere Beſtimmung.

Dort ſpielt ein Taugenichts
Mit einer Stadthetäre.
»Um Geld?» Er widerſprichts:
Sie ſpielen um die Ehre.
»Das heißt: um Nichts.»

*

Es ſtände noch ziemlich gut in der Welt, wenn nur die Thoren allein, und nicht auch kluge Leute dumme Streiche machten.

*

Die Weiber nehmen ein, zu ihrem Lobe gedrucktes Sonnet, zehnmal höher auf, als ein geſchriebenes und hundertmal höher als ein ſtilles aber weſentliches, ſchmerzenreiches Opfer — ſie nehmen die tiefſte Demüthigung unter vier Augen duldſamer hin, als die unbedeutendſte Vernachläßigung im Geſellſchaftskreiſe. Das Herz eines Mädchens vom gewöhnlichen Gepräge gehört allemal dem, der es öffentlich vorzieht, ſey er auch unbedeutend, platt und reizlos.

Wiſſenſchaft, nennt Montague, einen Scepter in gewiſſen Händen, und in andern einen Narrenkolben.

◆

Ein junger Mann, der — wie dieß oft der Fall iſt — bei einem geringen Vorrath von Geiſt, gern etwas Scharfſinniges ſagen wollte, äußerte einſt in einer Geſellſchaft von Herren und Frauen: Die Frauenzimmer ſind von weitem Brillanten, in der Nähe beſehen aber nur Compoſition. »Und manche Herren ſehen von weitem aus wie Saffian,» verſetzte Frau v. X. »aber in der Nähe ſind ſie ungegerbtes — Schaafleder.»

◆

Es gibt Geſichter, deren Anblick allein ſchon phyſiſch wehe thut.

◆

Jemand zu Tiſche bitten, iſt eine feine Art zu beſtechen.

◆

Es gibt dreierlei Arten von Unwiſſenheit: nichts wiſſen — ſchlecht wiſſen, was man weiß — und etwas anders wiſſen, als man wiſſen ſoll.

Wer ſich durch Reue nicht befriedigen läßt, taugt weder in den Himmel noch auf die Erde; beide laſſen ſich durch Reue beſänftigen, und ſelbſt der Grimm des Ewigen wird durch Buße geſtillt!

◆

Der Menſch, der keine Muſik in ſich hat, der nicht von der Eintracht lieblicher Töne gerührt wird, iſt zu Verrätherei, zu Tücken und Räubereien aufgelegt. Man traue keinem ſolchen Menſchen. So warnt Shakespeare.

◆

Man läuft Gefahr, daß man ſelbſt aufhört, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn, ſobald man aufhört, an Rechtſchaffenheit auſſer ſich zu glauben.

◆

Manche, die klagen, daß ſie keinen Freund hätten, ſollten weheklagen, daß ſie keinen verdienen.

◆

Es gibt dreierlei Gottesläugner: Ignoranten, Wollüſtlinge, Grübler.

Miniſter kleiner Staaten haben oft die Eitelkeit der Dorfſchulmeiſter, welche ſich unter die Gelehrten zählen.

◆

Gott bewahre mich, daß ich irgend einer Seele den Himmel abſprechen ſollte! Aber wenn ich mich ſo umſehe unter meinen Brüdern in Chriſto, kann ich doch nicht läugnen, daß ich froh bin, daß in der Bibel ausdrücklich geſchrieben ſteht: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.

◆

Viele Menſchen können ihr Gefühl hinauf- und herabſtimmen wie eine Violine.

◆

Sollte man bei manchen Manuſcripten ſtatt des Ausdrucks »Honorar« nicht eine andere Benennung in Gebrauch bringen? Ich meine, was den Autor und den Verleger nicht ehren kann, ſey auch keines Ehrenſoldes werth.

◆

Eine Muſterſchule iſt mir nicht die, in welcher die Kinder auf Alles zum Bewundern ſchön antworten können — in welcher die Kinder das darum von jedem warum zu wiſſen ſich einbilden und deren Köpfe ſo ſehr in Thätigkeit geſetzt ſind, daß ſie darüber die Hände und Füße vergeſſen — in welcher der Lehrer ein bloß geſchickter Mann iſt, der ſich viel darauf weiß, daß er nicht iſt wie andre arme Sünder, und daß ſeine Schulkinder mehr wiſſen, als je Kinder der Art wußten und zu wiſſen brauchten. — Eine Muſterſchule iſt mir die, in welcher die Kinder nicht bloß unterrichtet, ſondern zu jeder liebenswürdigen **Tugend gewöhnt werden**, — in welcher der Lehrer nicht bloß ein geſchickter, ſondern ein vorzüglich guter, frommer Mann iſt, der den Unterricht nicht als Zweck ſondern nur als Mittel betrachtet — eine Schule alſo, in welcher die Kinder auf alles Nützliche und Gute um ſich her aufmerkſamer — thätiger, enthaltſamer, gehorſamer, offener, ehrlicher, reinlicher, ordentlicher, friedfertiger, dienſtfertiger ſind, als man bisher Kinder des großen Haufens fand — eine Schule, in welcher

Jeder, der dieſelbe betritt, ſich freuen und wünſchen muß, wären alle Kinder wie dieſe — eine ſolche Schule gilt mir für eine Muſterſchule.

◆

Vergiß nicht, gehſt du aus, dein Sommerhütchen,
Daß Sonne dich nicht bräun', mein liebes Mädchen;
Denn deine Schönheit iſt dein Heirathsgütchen.

◆

Die häufig vorkommende Frage: was meinen Sie wohl dazu? — heißt in der Sprache der Erwartung: Sie ſind doch gewiß meiner Meinung.

◆

Theilnahme dauert meiſtens nur ſo lange, als etwas zu — theilen da iſt.

◆

Wie das hektiſche Fieber den Körper, ſo zehrt die Selbſtſucht langſam den Verſtand des Menſchen auf.

Warum glauben die Buchſtabier- und Leſemaſchinen-Fabrikanten nur, daß das Leſenlernen ſo entſetzlich ſchwer ſey? Ich finde das gar nicht! — Es kommt hier durchaus nicht darauf an, die Kinder ſehr ſchnell ſtümperhaft leſen zu lehren, ſondern darauf, eine unvertilgbare Leſefertigkeit und Schreibefähigkeit in ihnen zu begründen, und dieſe beiden (für die niedern, nach ihrer Entlaſſung aus der Schule alle Bücher von ſich werfenden Volksklaſſen ſo unentbehrlichen) Bedürfniſſe werden nicht ſo leicht und ſicher durch irgend eine neue ſondern gewiß nur durch die alte Buchſtabier- und Leſemethode erreicht werden. Geſetzt, dieſe erforderte auch etwas mehr Zeit, ſo ſind doch nun die Zwecke, leſen zu können, und ſchreiben leicht lernen zu können, erreicht, und dieſe Zwecke ſind es ja, welche man zu erreichen ſucht, und auch erreichen muß, wenn nicht, durch Mangel an feſt begründeter Fertigkeit, die deutſche Nation dahin kommen ſoll, daß der größere Theil derſelben bald nicht mehr leſen kann. Bei dem

Vorſchlage irgend einer neuen und vielleicht leichtern Leſe- und Buchſtabirmethode iſt der Umſtand recht ſehr ins Auge zu faſſen, daß das Leſenlernen, beſonders das ſchnelle Leſenlernen wirklich nicht Zweck iſt, ſondern das Leſenkönnen, vor allem in den folgenden, ſpätern Jahren, und daß, je leichter das Leſenlernen begründet worden, je früher das Leſenkönnen aufhören muß.

◆

Die Meinung, es ſey beſſer, den Armen das ihnen zugetheilte Brod zu nehmen, als es ihnen hinfort zu geben, indem ſie durch Mangel mehr zu Fleiß und Thätigkeit angeſtrengt würden, ſcheint ſo paradox, daß man wünſchen möchte, die Vertheidiger derſelben geriethen ſelbſt in Armuth, um aus Erfahrung ſagen zu können: Entbehrung thut nicht weh!

◆

Wer einmal Ehre und Achtung verloren hat, behält gleichwohl den, jedoch elenden Troſt: ich ſinde Tauſende meines Gleichen, und Zehntauſende, die meines Schickſals werth ſind.

◆

Die Stärke des Neides iſt gewöhnlich der richtigſte Maßſtab für die Größe des Verdienſtes.

◆

Die meiſten Mißvergnügten ſind es nur darum, weil Niemand mit ihnen vergnügt iſt.

◆

Mahlmann ſagt: Die Menſchen ſind Kinder, und die Prieſter ſind ihre Wärterinnen. Die Meiſten erzählen ihnen *fürchterliche* Geſchichten, damit ſie ſtill ſind, und *freundliche*, damit ſie lachen: aber ihren Verſtand laſſen ſie ſchlafen, damit ſie der Ruthe nicht entwachſen.

◆

Schön und kurz charakteriſirt Despréaux einen vortrefflichen Schriftſteller:

Il plait à tout le monde, et ne sçaurait se plaire.

Roſa.

Warum von Flodoardos Leyer
Kein Hochlied mehr zu Roſas Ehre hallt?
Warum ſein Liebesabentheuer,
Das er beſtand mit Hüons Feuer,
Jetzt unverſehens endigt ſchal und kalt?
Sie iſt nicht mehr die Alte, ſie iſt — alt.

◆

Eine Actrice nahm die Larve der Sprödigkeit vor. Einſt ſandte ſie ihr Töchterlein, das ſie für ein Bäschen ausgab, auf das Theater. »Nun, liebe Kleine,» fragte ſchmeichelnd die Arnould, »wie befindet ſich ihre Mademoiſelle Mutter?

◆

Menſchen, die ihre Selbſtachtung bis zur Selbſtverehrung — bis zur Anbetung ſteigern — die in dieſem Privatgottesdienſte ihrem Ich-Herrgottchen Tag und Nacht dienen, ſind mir unter allen Sterblichen die gehäßigſten.

◆

Die Menſchen ſtürmen in der Regel am Guten grad vorbei.

Auch in der Menſchenbildung berühren ſich die Extreme. Gar keine Kultur und zuviel Kultur iſt beides Barbarei.

◆

Zehn Schurken, hundert Einfaltspinſel und tauſend Schwachköpfe bringen ſich viel leichter durch die Welt, als ein einziger ehrlicher, charaktervoller Mann.

◆

Die Fliege und Hans Semilor.

Auf einem Pflugſtier ſaß in Ruh
Die Fliege.
Sie rief auf mein: »Was treibſt du?«
Die Lüge
Mit lächerlichem Stolz mir zu:
»Ich pflüge.«
Ihr gleich, erlügt Hans Semilor
Sich Ehre.
Er lieſt aus fremden Büchern vor —
Man höre! —
Und ruft, der aufgeblaß'ne Thor
»Ich lehre.«

Ich läugne ſchlechterdings, daß es jemals einen Weiberfeind gegeben hat. Wer kann die Liebenswürdigkeit haſſen!

◆

Das Lob iſt eine Münze, die wir ſelten für ächt erkennen, wenn ſie Andern, und nie für unächt, wenn ſie uns gegeben wird.

◆

Wenn man die rechten Perſoner in die Zuchthäußer brächte, brauchte man oft vornehme Gebäude. Die Pöbel-Spitzbuben müſſen ſchon mit Hunde-Quartier zufrieden ſeyn.

◆

Man lernt viel aus Büchern, wenn man zuvor viel ohne Bücher gelernt hat.

◆

Fleiß iſt halbes Genie, und Trägheit, halbe Dummheit.

◆

Inter arma silent musae! Mich dünkt, man ſieht dieſe Wahrheit den letztfabricirten Kriegsliedern an. Warum warten dieſe Art Poeten nicht, bis der Krieg vorüber?

Kein Lehrer kann Kinder bilden, wenn Kinder ihn nicht zuvor gebildet haben.

◆

Der Lügner.

Nie lüg' ich mehr, ſpricht Till in meinem ganzen Leben.
Der Lügner! Lügt er nicht ſo eben?

◆

Die kleine Prinzeſſin von . . . . ſpielte mit ihrer Gouvernante. Auf einmal betrachtete ſie deren Hand, und zählte dann die Finger an ihrer eignen.

»Mein Gott!« rief ſie aus: »Sie haben ja auch fünf Finger, wie ich!«

◆

Jeder Thor beſitzt immer Verſtand genug, um ſeiner ſelbſt bald überdrüßig zu werden. Die Einſamkeit iſt ihm unerträglich. Er flieht in die Geſellſchaft, und — macht Andern Langeweile.

◆

Man kann leicht das letzte Wort behalten, wenn das letzte Wort ein grobes iſt. Wenn ein

Menſch mir mitten im Kampfe verräth, daß er zum Pöbel gehört, ſo ſtecke ich auf der Stelle den gegen ihn gezückten Degen in die Scheide.

◆

Gedanken ſind zollfrei, ſagt ein Sprichwort, das, wie ſo viele Sprichwörter, nur halb wahr iſt. Wie oft erräth die Welt unſere geheimſten Gedanken, und welchen ſchweren Zoll müſſen wir in dieſem Falle für manche derſelben entrichten!

◆

Avanturos Biographie.

Avanturo ſprach milaneſiſch,
Aß malayiſch, trank irokeſiſch,
Lebte ſpaniſch, und ſtarb franzöſiſch.

◆

Bei manchen Menſchen hat ſich die Hundsnatur noch mehr ausgebildet, als ſelbſt bei den Hunden.

◆

Man beleidigt die Eigenliebe am leichteſten und am meiſten durch Eigenliebe.

Ich glaube im Ernſt, die Natur iſt immer noch im Verſuche, Menſchen hervorzubringen, begriffen, und vielleicht vergehen noch Jahrtauſende, bis ſie ihren eigenen Forderungen Genüge leiſtet.

◆

Das Wort Schuft war im Mittelalter ein Ehrentitel. So hießen die Edelleute, welche im Gerichte Beiſitzer waren. Ein Ehrentitel iſt jenes Wort heutzutage nicht mehr, aber dafür noch zuweilen ein Titel der Beſitzer von Ehrenämtern.

◆

Armuth iſt ein Glück ohne Neid. Der Arme hat keinen Feind, und alle gute Menſchen zu Freunden. Er wird von keinem Schmeichler verdorben, und hört immer nur die Wahrheit. Wer ſollte einen Menſchen belügen, bei dem nichts zu gewinnen iſt!

◆

Iſts wohl Verderben, wenn man Menſchen denen gleich bildet, mit denen ſie leben ſollen? — Richtet Philantropine für die Alten auf; die für die Jungen nützen nichts!

Es kann einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Himmel ſeiner Seele verfehlt hat.

◆

Ein Geiſtlicher wollte ſeine Roſinante einem Bauern aufhängen, und pries ſie daher mit großer Beredſamkeit, indem er ſie ihm vorritt. Der Bauer ſagte kopfſchüttelnd: Herr Pfarrer, wenn ſie mich hinters Licht führen wollen, müſſen Sie nicht auf ein Pferd, ſondern auf eine Kanzel ſteigen.

◆

Lebensregel, in ein Stammbuch geſchrieben.

Sey dumm, mein Freund, ſey dumm! dieß iſt der beſte Segen,
Den ich dir ſcheidend geben kann.

◆

Man ſollte billig auch die Miniſter wie Köchinnen und Kutſcher, nur auf Probezeit annehmen.

◆

Es gibt ſo manche Dinge, die man ſich lange nicht ſagt; aber ſind ſie erſt einmal zur Sprache gekommen, ſo hört man nicht mehr auf, ſie wieder zu ſagen.

◆

Es gibt Menſchen, die, ſpeit man ihnen auch ins Angeſicht, und wiſcht es mit dem Fuße wieder ab, ſich noch bedanken.

◆

Wenn wir jung ſind, leben wir, um zu lieben; wenn wir alt ſind, lieben wir, um zu leben.

◆

Schmarotzer ſind gewöhnlich auch Verläumder, und dieſe Menſchen öffnen nie ihren Mund, auſſer auf Unkoſten Anderer.

◆

Eine Fabel.

Ein gewiſſer Mann wurde auf einer Reiſe von einem Hunde angefallen, der ſein Pferd ſo biß, daß es ſich bäumte und ihn abwarf. Als er wieder aufgeſtanden war, ſagte er zum Hunde: »Tödten kann ich dich nicht, denn ich bin nicht bewaffnet; aber ich will dir einen böſen Namen machen.«

Sogleich ſchrie er: ein toller Hund! Die Bauern lieſen herzu und ſchlugen ihn todt.

◆

Die Ohren der Lackeien und Kammerdiener haben gewöhnlich ihren Platz in den Händen.

◆

Unangenehm iſt der Geſellſchafter, der nicht vergißt; die Thorheiten des einen Tags müſſen vergeſſen werden, um denen des andern Platz zu machen.

◆

Auf N.

»Durch Schaden wird man klug,»
Sagen die klugen Leute.
Schaden litt er genug,
Doch iſt er ein Thor noch heute.

◆

Wer *alle* Mittel anwendet, Geld zu bekommen, kann reich werden; wer *allen* ſeinen Einfällen freien Lauf läßt, kann oft ſatyriſch und witzig ſeyn. Rechtſchaffenheit hält manchen ab, reich zu werden, und Höflichkeit hindert manchen, witzig zu ſeyn.

Bei Erſtürmung einer Feſtung hatte ſich ein blinder Mann aus Furcht in einen Brunnen verborgen. Als einer der Feinde ihn da ſah, fragte er ihn erſtaunt: Wie biſt du denn hier hinein gekommen, du kannſt ja nicht ſehen? Ach erwiederte er ſeufzend: wenn man auch noch ſo blind iſt, den Weg der Freiheit findet man doch.

◆

Wenn ein Buch und ein Kopf zuſammenſtoßen, und es klingt hohl, ſo liegt die Schuld nicht an dem Buche.

◆

In Einer Ohm Wein ſtecken viele Freundſchaften!

◆

Seufzer.

Was ſie mein liebend Herz hat leiden laſſen,
Das möge Keiner, der mich liebet, wiſſen!
Nicht mögen es empfinden, die mich haſſen!

◆

Leicht und mit Gewandheit jeder neuen Bekanntſchaft ſich anſchmiegen, und auch den engſten, älteſten Verbindungen nicht treu ſeyn — überall mit dem Anſtande, und nirgends mit dem Herzen zu Hauſe ſeyn — mit ſeinem ekeln Geſchmacke prunken, wo nur Gefühl das Wort führen ſollte — mit erfahrnem Finger überall Mängel herausfühlen können, wo weniger Gebildete gutmüthig und zufrieden nur genießen — die Kunſt, jeden Anſpruch aufs Herz durch eine Galanterie von ſich zu weiſen, und ſtatt geforderter Thaten mit Worten ſich abzufinden — darin beſteht ſehr oft die durch Reiſen erzielte Bildung!

◆

Menſchen kennen lernen — ach, es iſt nicht das Mittel, ſie wärmer zu lieben!

◆

Manche philoſophiſche Syſteme ſetzen ſich, wie Feſtungen in Holland, unter Waſſer, um nicht leicht angegriffen werden zu können.

◆

Ein Franzoſe in einer deutſchen Stadt rief aus: »Was ſind die Deutſchen für ein dummes Volk! Dreißig Jahre leb' ich ſchon hier, und ſie verſtehen mich immer noch nicht!»

Das dem Kinde angeborne Zutrauen und Vertrauen zu den Eltern auch nur durch eine Scherzlüge zu ſchwächen, iſt ſehr verderblich. Das erſte Mißtrauen des Kindes auf die Wahrhaftigkeit der Eltern iſt ein Riſſ in die gebrechliche Form, der von einem feindſeligen Stoße von auſſen kam.

Rall.

Ich bat ihn ſo väterlich:
»Entwöhne des Laſters dich!»
Nun werd' ich zu Dank und Lohn
Von ihm, wie die Wahrheit gefloh'n.

◆

Während wir belächeln, daß vor Alters die Iſraeliten ein goldnes Kalb anbeteten, verehrt unſer jetziges aufgeklärtes Jahrhundert goldne Eſel.

◆

Die Ziegen lecken die Bäume, und mit dem Lecken trocknen ſie ſolche aus. Man ſollte glauben, ſie küßten den Baum, allein — ſie vergiften ihn.

Man wähnt oft im Ernſte, in Harmonie mit ſeinen ſtrengen Grundſätzen zu handeln, wenn man ſie vorher, wie in der Jurisprudenz die Geſetze, nach ſeiner Bequemlichkeit aufs plauſibelſte erklärt und modificirt hat.

◆

Es gibt kein beſſeres Mittel, junge Mädchen gegen die Liebe zu elenden und abgeſchmackten Männern zu waffnen, als das Leſen von Lichtenbergs geiſt- und verſtandreichen Schriften.

◆

»Lerne Geduld, ſo erträgſt du leicht, was ſich nicht ändern läßt.« — Das Beſte an dieſem guten Rathe iſt wohl, daß er nicht theuer iſt.

◆

Wer's allen Menſchen recht machen könnte, bei dem müßte ſelbſt Gott noch in die Schule gehen.

◆

Als ein Wittwer von 47 Jahren zur zweiten Ehe ſchritt, und ein ſiebzehnjähriges Mädchen wählte, ſagte einer ſeiner Bekannten: Das iſt ein ſchweres Rechenexempel; »47 von 17 kann ich nicht — da muß ich borgen.

◆

Mancher Menſch erſcheint uns blos als Dummkopf wegen der Langeweile, die wir ihm machen.

◆

Beſcheidenes Wort.

Ich ſchäme mich zu fahren,
Weil Viele gehn,
Die älter ſind an Jahren,
Und mehr verſtehn.

◆

Manche Menſchen ſagen gar nichts beim Unglücke eines andern, um ein gewiſſes Vergnügen nicht zu verrathen, das man, nach der bittern Bemerkung eines franz. Schriftſtellers, auch bei Unglücksfällen des beſten Freundes empfinden ſoll.

◆

»Die Antwort wird verbeten,« was man ſo häufig unter die Trauerbriefe ſetzt, wäre unter den Recenſionen recht ſchicklich.

Das Ovidianiſche: emollit mores nec sinit eſse feros gilt oft mehr von dem Birkenbaume als von den Künſten.

◆

Je evidenter eine Wahrheit in ſich ſelbſt iſt, deſto ſchwerer wirſt du ſie demjenigen, der an ihr zweifelt, beweiſen können. Wer am hellen Mittage zweifelt, daß es Tag ſey, der iſt ſchwer zu belehren.

◆

Wer die Charaktere der Menſchen genau ſtudiren will, beobachte ſie in ihrem Benehmen bei Kleinigkeiten. In unbedeutenden Dingen zeigt man ſich am erſten, wie man iſt, und erſcheint nicht ſelten in ſeiner Blöße.

◆

Gutmüthige Menſchen werden von den ſchlechten am meiſten gemißbraucht. Heute machen ſie aber die ſchmerzliche Erfahrung, und morgen laſſen ſie ſich doch wieder betrügen. Die Gutmüthigkeit iſt unverwüſtlich; aber ihr Wohlthun iſt auch öfters nichts als Schwäche.

In China erben die Kinder den Adel nicht; wer eine Ehrenſtelle verdient, der bekommt ſie. Und doch hält man die Chineſen faſt allenthalben für ein dummes Volk!

◆

Wollt ihr wiſſen, wie das hölliſche Feuer brennt, ſo fragt einen weiſen und edeln Mann, was er empfindet, wenn er ſieht, daß Dummköpfe und Schurken die Menſchheit ungeſtraft in den Koth treten dürfen.

◆

Die Lehrer in den Schulen, vorzüglich die beſſern, heben bei dem Unterrichte immer das am liebſten aus, was ſie ſelbſt intereſſirt, wenn es gleich oft theils die Faſſungskraft der Kinder für jetzt überſteigt, theils an ſich ſelbſt entbehrlich oder gar für dieſe Kinder unnütz iſt. Das taugt nicht, und ſollte ſorgfältig vermieden werden.

◆

Wir wiſſen viel zu viel, um den kleinen Kindern bei dem erſten Unterrichte gerecht zu ſeyn, und viel zu wenig, um uns in die Art, mit ihnen umzugehen und ſie zu behandeln, zu finden.

◆

Die Katze ſtreichelt nicht uns, ſondern ſtreichelt ſich an uns.

◆

Wie kindiſch muß unſere Zeit ſeyn, da eine Empörung der Kinder darin möglich war!

◆

Zwei Sprüche.

1

Ein dreitägiger Gaſt
Wird meiſt ſchon zur Laſt.

2

Ein Stein iſt gewißlich fromm und gut,
Und doch ſich mancher daran ſtoßen thut.

◆

Einen kranken Staat laſſe man ja bei aufmerkſamer Diät ſich langſam erholen. Viel Aerzte — baldiger Tod. Jeder ſchreibt Recepte; man will raſche Kuren. Gewöhnlich iſt Papiergeld die

Blauſäure, womit Räthe und Miniſter die Heilung bewirken wollen.

◆

Leidenſchaften ſind die Wettrenner von Freund Hein. Das Ziel iſt das Grab. Der errungene Preis — Vergeſſenheit.

◆

Ich möchte wiſſen, ob vor Minos Richterſtuhle die Vertheidigung angehört würde: das Unmenſchliche, das ich vollführte, geſchah auf Befehl — mein Beruf war, zu gehorchen — an dem einmal gegebenen Worte hing meine Ehre.

◆

Für die große Menge gibt es keine Aufklärung, ſie iſt ſich zu allen Zeiten und an allen Orten gleich: immer unmenſchlich, immer ſich ſelbſt zerſtörend, und wenn ſie an ihren Obern ſich rächt, ſo beſtraft ſie Verbrechen, die nicht immer erwieſen ſind, durch Verbrechen, die es immer ſind.

◆

Die Bedenklichkeit könnte man den Beiwagen der Vernunft nennen. Wo dieſe den Menſchen freundlich auf dem geradeſten Wege zu ſeinem Glücke führt, da zaubert jene eine Menge »Wenn» und »Aber» nach.

◆

Abtrünnige Freunde gleichen Inſecten im Winterſchlaf. In den Sonnenſtrahlen des Glücks kriecht das Geſchmeiß wieder hervor.

◆

Das Geld muß wirklich auch eine Menge Luft enthalten, weil es alle Pinſel ſo mächtig aufbläßt.

◆

Das Bekehren der Miſſethäter vor ihrer Hinrichtung läßt ſich mit einer Art von Mäſtung vergleichen. Man macht ſie geiſtlich fett, und ſchneidet ihnen hernach die Kehle ab, damit ſie nicht wieder abfallen.

◆

Mancher hat ſo viel Verſtand, daß er in der Welt faſt zu nichts mehr zu gebrauchen iſt.

◆

Im Pantheon der Weltgeſchichte würde es große Lücken geben, wenn man die natürlichen Söhne aus der Gallerie wegnehmen wollte.

Jemand ſchrieb in eine Fibel:

Der Jugend erſter Spielgenoſſe,
Der Führer aus der Kindheit Nacht,
Der Weisheitsleiter erſte Sproße,
Der Compagnon vom Steckenroße,
Des erſten Schulwegs leichte Fracht.

◆

Ach, die Vorſicht hat uns leider alle in den Schleier der Sinnlichkeit gehüllt; nur iſt er bei manchem von Sacktuch, während er bei andern von Gaze iſt!

◆

Erfahrung iſt nichts anders, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünſcht.

◆

Das wirkliche Leben verliert oft dergeſtalt ſeinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffriſchen muß.

◆

X. Habe ich Herrn N. nicht recht in die Enge getrieben?

B. Ja wohl, das haben Sie; wenn ich je mit den Philiſtern ins Handgemenge gerathen könnte, ſo wünſcht' ich mir Ihren Kinnbacken.

◆

Die Waſchweiber an Geiſte bedienen ſich der Phraſen als Seife.

◆

Jemand erhielt durch folgende Zeilen eine Anſtellung:

So eben erfahre ich, daß die Stelle ...... vakant iſt. Wenn ich E. E. darum bitte, ſo ſchlagen Sie ſie mir ab; wenn ich Sie nicht darum bitte, werde ich, wie gewöhnlich, vergeſſen. Da nun E. E. ein ſehr ſinnreicher und erfinderiſcher Kopf ſind, ſo bitte ich, die Gnade zu haben, mir ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch ich zu meinem Ziele gelange.

◆

Gott, wie viel Stoff gäbe es zu Epopeen über die Flegeljahre der Menſchheit!

◆

Wer wenig lieſt, hat viel Kunſt nöthig, zu verbergen, daß er nicht viel weiß. Jeder Geiſtesmangel findet in der Lectüre ein Arzneimittel.

Gegen einen raſchen Tänzer fällt den Schönen die Sprödigkeit am ſchwerſten, und manche von ihnen lendert und walzt oder ſpringt vielmehr mit ſchottiſchen Kapriolen in Cypripors Netze und am Ende ins Brautbett hinein.

◆

Marſchall d'Hurelles antwortete auf die Frage: warum er nicht heirathe: Ich fand noch keine Frau, deren Mann, und noch keinen Menſchen, deſſen Vater ich hätte ſeyn mögen!

◆

Ich fürchte Gott, ſagte ein Weiſer, und nach ihm nur den, der Gott nicht fürchtet.

◆

Die Hexen.

Die blinder Wahn einſt Hexen nannte,
Und ach! in frommer Wuth verbrannte,
Sprecht, ungetäuſcht von Trug und Schein,
Sprecht, waren ſie gefährlich? Nein!
Gefährlich aber ſind zu nennen
Die Hexen, ach! für die wir brennen.

Ein Herz in welchem Rache wohnt, findet ſelbſt im Himmel keinen Himmel.

◆

Der General T. machte ſich gern über den geiſtlichen Stand luſtig. Einſt war er mit dem Erzbiſchof von .... in Geſellſchaft, und ſpöttelte über das Prädikat Erz. Nicht wahr, ſagte er zu dem Erzbiſchofe, es paßt ſich doch gar nicht für eine ſo heilige Würde, als ein Biſchof bekleidet, da man es ſo oft im übelſten Sinne braucht, z. B. Erzſchelm, Erzlügner ꝛc. Hierin haben wir einerlei Schickſal, verſetzte der Erzbiſchof kalt, man ſagt ſehr oft: General-Narr.

◆

Das Gefühl, ſeinem Wohlthäter verbunden zu ſeyn, iſt manchem drückend, und wird zuletzt Undank. Sinnvoll iſt daher Racines Zuſage: Du haſt mich verpflichtet, Freund, aber ich werde dich nichts deſto weniger fort lieben.

◆

Der Geizige thut nie etwas Gutes, als — wann er ſtirbt.

Die Narren muß man mit Kolben lauſen, ſagt das Sprichwort. — Amen — Amen — Amen!

✢

Ich gebe keinen Heller für ein gutes Herz, wenn ihm ein guter Kopf fehlt.

✢

Leicht und nicht leicht.

Leicht, bildet Roſt, der Thor ſich ein,
Leicht ſeys, ein Sinngedicht zu machen.
Leicht iſt es zwar, ein Thor zu ſeyn,
Doch nicht, den Thoren zu verlachen.

✢

Ein vortreffliches Mittel gegen das Uebelreden, oder wenigſtens gegen den Nachtheil deſſelben, iſt, wenn man nicht übel thut.

✢

Wer Gott finden will, muß ihn mit dem Kopfe und dem Herzen zugleich ſuchen. Getrennt führt das Herz zum Aberglauben, der Kopf zum Unglauben.

Armes Menſchenauge! Deine Beſtimmung iſt Sehen und Weinen, und bald kannſt du das erſte nicht mehr, ohne das letzte.

◆

Wie könnt ihr von Kultur ſprechen, ſo lange der Henker noch unter die Erzieher des Menſchengeſchlechts gehört!

◆

Wir ſind eigentlich nur Menſchen, wenn wir denken, und bleiben gewöhnlich Thiere, ſobald wir handeln. Das klingt zwar hart, aber leider iſt es wahr. Darum lebt auch kein Menſch auf Erden, und nie hat einer gelebt, dem man nachrühmen könnte, er habe ſtets mit Hintanſetzung des eigenen Vortheils nach ſeinen Grundſätzen gehandelt.

◆

Mein Ruhm.

Fromm bin ich, Tom, und gut, deß rühm' ich billig mich;
Fromm, denn ich liebe Gott; gut, denn ich haſſe dich.

Die Verſchenker von Mädchenherzen fragen gewöhnlich den Henker nach der Moralität deſſen, der das Geſchenk empfangen ſoll. Iſt er reich, ſo mag er den Orden der Hölle im Knopfloche tragen, er iſt überall willkommen.

◆

Wie kann man die ganze Welt zu Freunde haben? Durch die zwei kleinen Redensarten: Es iſt alles möglich, und die ganze Welt hat Recht.

◆

Mein Leben iſt ein ſo langweiliges Drama, ſagte Rivoral, daß ich immer behaupte, Mercier hab' es gemacht.

◆

Man ſagt, es ſey ein Schauſpiel für Götter, zwei Liebende zu ſehen. Das mag wohl ſeyn; aber nur einen Liebenden zu ſehen, und zumal einen, der bloß ſich ſelbſt liebt, das kann nicht einmal ein intereſſantes Schauſpiel für ſeine eigene Frau ſeyn.

Kein Weihrauch benebelt eine Frau ſo ſehr, als — der nicht für ſie brennt.

◆

Wer ſich oft bückt und krümmt, wortſpielt ein Philoſoph, iſt nie recht gerade.

◆

Die Stufenleiter.

Anſelmo ſchreibt die Poeſie,
Die kaum Romantiker begreifen.
Guilelmo ſetzt die Melodie,
Lenardo ſingt mit Läufen ſie,
Und wir — je nun! wir pfeifen.

◆

Dubucq ſagte: Der Galgen iſt eine Schmeichelei für das menſchliche Geſchlecht. Man hängt drei bis vier, um die übrigen zu bereden, ſie ſeyen tugendhaft.

◆

Mädchen und Frauen haben eine ungemeine Stärke, zu bemerken, wie ſehr man ſie bemerkt.

◆

Verſtand und Unverſtand werden durch ihren Gebrauch vermehrt.

Die Grobheit vieler Groben iſt weiter nichts, als Mangel an Sprachkenntniß im Ausdrucke. Die Grobheiten der gebildeten und feinen Leute ſind, wie dieſe ſelbſt, verfeinert, nüancirt, witzig, anſpielend, verblümt, beiſſend, ſpitzig und mitunter, gleich den Kinderpillen, verzuckert, und paſſiren unter den Rubriken der Satyre, der Ironie, der Sarkasmen, der Bonmots, der Repliken — (lauter fremde Namen) gleichſam, als ob feine, gebleichte Leinwand nicht auch Leinwand wäre.

◆

Bei dem Waſſerbaue zu N. wurde eine Parthie Weidenfaſchinen geſtohlen. Das Kammercollegium zog den Oberaufſeher zur Verantwortung, und verlangte unter andern auch: er ſolle angeben, auf welche Art die Weiden abhanden gekommen wären. Sein Bericht lautete, er könne ſich keine andere Art denken, als die, auf der ſeinem Gutachten beigefügten Anlage. Hier war nämlich der Waſſerbau mit der ganzen umliegenden Gegend abgebildet, und ein Männlein gezeichnet, welches einen Bündel Faſchinen auf dem Rücken davon trug.

◆

Thoren und geſcheite Leute ſind gleich unſchädlich. Nur die Halbnarren und Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten.

◆

Mancher wird ein freier Diogenes, nicht wann er in dem Faſſe, ſondern wenn dieſes in ihm wohnt.

◆

An Pompus.

Du, der an Verſtande klein,
Groß an Dünkel iſt,
Pompus, alles willſt du ſeyn,
Nur nicht was du biſt.

◆

Ach, mit dem Bande, das Herzen knüpfen ſoll, wird ſo oft aller zeitliche Friede ſtrangulirt!

Auf der Erde kann kein Menſch dem andern ſagen, wie er ihn liebe. Freundſchaft und Liebe gehen mit verſchloſſenen Lippen über dieſe Kugel, und der innere Menſch hat keine Zunge.

◆

Wolle nur recht ernſthaft ein *gutes* Mädchen ſeyn, und dein Verſtand wird ſich zu deiner eigenen Verwunderung entwickeln.

◆

Die männliche Erziehung muß man gleich anfangs auf den Begriff von *Pflicht*, die weibliche aber auf den Begriff von *Ehre* gründen.

◆

An Haydns Grabe.

Du, deſſen Büſte Lorbeern decken,
Ruhſt ohne Denkmal hier?
Sanft ruhe! — bis dich Engel wecken
Mit Melodien von dir.

◆

In der ſogenannten guten Geſellſchaft darf kein Geſpräch *erſchöpft* werden. *Einſame Freu-*

de dringt in der Blüthen Honigkelch; aber die geſellige will ſich nur auf den Blumen wiegen.

◆

Das Sprichwort: Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen, gilt nur von dem phyſiſchem Tode. Für den poetiſchen gibt es ein untrügliches Kraut, das man — Lorbeer nennt.

◆

Grabſchrift.

Ihr, die ihr ein geliebtes Kind,
Ein einziges, beweint, kommt, unſern Schmerz zu leſen!
Ihr wißt allein, was wir geweſen,
Und was wir ſind.

◆

Man weiß es längſt, daß, wer Pech anrührt, ſich beſudelt. Aber N. der Taugenichts, iſt ein Pech, das die Leute beſudelt, wenn ſie es auch nicht anrühren.

◆

Wenn es nach der Meinung eifriger Theologen eine Sünde iſt, das Schauſpiel zu beſuchen;

ſo büßt man heutzutage, Dank ſey's der Vortrefflichkeit unſerer Poeten! in den meiſten Fällen dieſe Sünde, indem man ſie begeht.

◆

Ein Mädchen, das zu viel auf der Straße iſt, weichet von der Straße.

◆

Ein lebhafter Narr ſagt öfter ein Bonmot, als ein trockner Weiſer.

◆

Glauben die Großen und Vornehmen denn wirklich, daß die Veredlung des gemeinen Mannes in Rückſicht auf ſeine Denk- und Sprachweiſe ſie gar nichts angebe? Ihre Bedienten wohnen, eſſen, ſprechen, leben ja unter ihnen in ihren Häuſern, wie ſollte ſich denn deren ſchlechte Denkart und Sprache nicht bis zu den Kindern der Groſſen, welche von ihnen bedient werden, fortpflanzen?

◆

Menſchen von beſchränktem Verſtande ſind zu beſtimmten Zwecken brauchbarer, als die Weitſehenden. Erſtere ermüden nicht ſo leicht, und ſehen immer auf Einen Fleck.

◆

Die Qualen fürcht' ich nicht, fürwahr,
Die Schmerzen, die von Liebe ſtammen;
In Flammen ſtirbt die Kerze zwar,
Doch lebt die Kerz' auch nur in Flammen.

◆

Man beklage das hohe Alter nicht zu ſehr, wenn es kränklichen Zufällen ausgeſetzt iſt. Da der Greis auf alle Freuden und Beſchäftigungen ſeines vorigen Lebens Verzicht leiſten muß, ſo iſt Krankheit Beſchäftigung für ihn. Er zählt die Momente der Ab- und Zunahme ſeiner Leiden, die Tropfen, die man ihm zur Stärkung darreicht — und das Intereſſe, das er daran nimmt, ſchützt ihn vor Langeweile.

◆

Johann Jakob Häuberle, Schulmeiſter einer kleinen ſchwäbiſchen Stadt, hatte während der ein und fünfzig Jahre und ſieben Monate ſeiner treuen Amtsführung, nach einer mäßigen Berechnung, ausgetheilt: 911517 Stockſchläge, 124010 Ruthenhiebe, 20989 Pfötchen und Klapſe mit dem Lineal, 136715 Handſchmiſſe, 10235 Maulſchellen, 7905 Ohrfeigen, 1115800 Kopfnüſſe und 12763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Geſangbuch und Grammatik, 777 mal hat er Knaben auf Erbſen knien laſſen, und 613 auf ein dreieckiges Stück Holz; 5001 mußten den Eſel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger, nicht ſo gewöhnlichen Strafen, die er zuweilen im Falle der Noth aus dem Stegreif erfand, zu geſchweigen.

◆

Die Natur legte ins Frauenherz Gefühle, deren Reichthum dieß Erdenleben nicht zu erſchöpfen vermag, und die von den Männern ſelten gewürdigt und noch ſeltener rein augefaßt werden; zu dieſen gehört die Fähigkeit, ohne alle Hoffnung auf Glück, ohne alle Anſprüche und Forderungen an das geliebte Weſen, nur um der Liebe willen zu lieben.

Laßt Liederſpiel und Liebesluſt nicht raſten,
So lang es Zeit iſt zu der Jugend Feſten;
Iſt Faſching aus, ſo folgen dann die Faſten.

◆

Liebeswunde.

Stach ein Bienlein mich verwegen,
Ach, da ſprach mein treues Herz:
»Laß mich Erde dir drauf legen,
»Stillen wird dir das den Schmerz.
Und wie linderſt du die Wunde,
Die ich längſt ſo tief gefühlt?
Ob ich auch erſt dann geſunde,
Wann mich Erde deckt und kühlt?

◆

Haſt du wirklich Verdienſte und Talente, was liegt daran, wenn neidiſche Dummheit und gereizte Nichtswürdigkeit ſie dir abſprechen! Der Schnee kann darüber lachen, wenn irgend ein Tropf ihm nachſagt, er ſey ſchwarz.

◆

Amor bringt von allen Lehrern ſeine Schüler in der kürzeſten Zeit am weiteſten.

Hospitalität.

Als wir im Sommer glühten,
Fällt Harpar endlich drauf,
Erfriſchung anzubieten,
Und — macht ein Fenſter auf.

◆

Der Kampf mit gewiſſen Leuten iſt eine gewiſſensſache, und um Frieden mit ſich ſelbſt zu haben, muß man Krieg führen mit den Narren.

◆

Auf die Anrede einer Frau: »Mich dünkt, mein Herr, ich habe ſie ſchon irgendwo geſehen,« antwortete de la Popeliniere: Ja, Madame, ich komme zuweilen hin.

◆

Ein armer Gelehrter kam in einen Buchladen, und forderte die Ausgabe des Livius von der Halliſchen Waiſenhaus-Buchhandlung. Warum wollen Sie nicht lieber die Zweibrücker nehmen? ſagte der Diener, die Halliſche Ausgabe iſt herzlich ſchlecht. Nun da paßt ſie ja prächtig zu meiner

Einnahme, erwiederte der Gelehrte, denn auch dieſe iſt ſchlecht, und ich habe immer ſagen hören, daß ſich die Ausgabe nach der Einnahme richten müſſe.

◆

Wer wenig gelernt hat, läßt ſich protegiren, und fährt gut; wer viel gelernt hat, will ſich nicht protegiren laſſen, und fährt ſchlecht.

◆

Verſagte Subſcription.

Auf deine Verſe ſubſcribiren
Soll ich, mein Herr Poet? O nein!
Soll mir das Herz ein Bettler rühren,
So darf er nicht an Geiſt allein,
Er muß an Leib ein Krüppel ſeyn.

◆

Laudator heißt anagrammatiſch betrachtet Adulator.

◆

Um in unſerm Jahrhundert angebetet zu werden, hat der Teufel ſeinen Namen verändert; er heißt nun Intereſſe.

Die Vorzüge des Geiſtes und Körpers dienen leider nur allzu oft den Fehlern des Herzens als Päſſe.

◆

Es gibt Leute, deren Feinheit des Verſtandes oder Witzes ſich blos darauf beſchränkt, ſich durch Spott, Widerſpruch und ſophiſtiſche Rechthaberei verhaßt zu machen.

◆

Gnome.

Sey der Rache nie befliſſen
Ob der Nachbarn Klatſcherei.
Frage dich! — Nur dein Gewiſſen
Spricht dich ſchuldig oder frei.

◆

Nur der Menſch iſt glücklich, der ſein Glück nicht dem Glücke verdankt.

◆

Die beſten und beliebteſten franzöſiſchen Schriftſteller haben vorzüglich die Schwächen und Thorheiten ihrer Nation zum Ziel ihres beiſſendſten Wizzes gemacht. Ich erinnere hier nur an Montesquieu, Moliere und Voltaire. In Deutſchland ereifert ſich noch vielfach der ſpiesbürgerliche Hochmuth (der ſich unter der Larve der Vaterlandsliebe darſtellt) wenn man ſich erlaubt, an der Vollkommenheit der deutſchen Nation in allen hohen und niedern Dingen zu zweifeln. Ein deutſcher Schriftſteller, der ſo beiſſend die handwerksmäßige Pedanterie der Gelehrten, die rohen Sitten, und albernen Gewohnheiten der Deutſchthümler, das Spießbürgerthum, den Land- Stadt- und Dorf-Patriotismus, die Titelſucht, den Hochmuth gegen Untergebene und Geringere, und die Hundedemuth gegen Vorgeſetzte und Höhere, und alle die tauſend Thorheiten und Laſter verſpottete, würde ſchwerlich der Lieblingsſchriftſteller des deutſchen Publikums werden. —

◆

Kunden aus fernen Zeitaltern ſind an der heutigen Tagsordnung, und Dichter, die das Pulver nicht erfunden haben, datiren ihre Werke am liebſten aus Jahrhunderten, worin es noch nicht erfunden war.

◆

Man findet mehr Wahrheit in Schmähſchriften als in Lobgedichten.

◆

Die meiſten ſchlechten Herrſchaften finden ſich unter den ſogenannten Selbſtherrſchaften. »Ich bin mein eigner Herr,» heißt oft im Grunde nichts anders, als: »ich bin mein eigner Sclave.»

◆

Einem Menſchen merken laſſen, daß man ihn genau kenne, oder zu kennen glaube, heißt, ihn voraus warnen, und zur Verſtellung auffordern.

◆

»Zuckerbäcker will ich werden,» ſprach Canters Fritz, als man ihn fragte, welchen Stand er ſich gewählt habe. — Warum? Um meinem Papa das Alter zu verſüßen, war die Antwort des hochherzigen Knaben.

◆

Die Allmähligkeit der Weiber iſt ſo furchtbar als die Plötzlichkeit der Männer.

Nil admirari.

Die Welt verkennt, verſchwärzt dich, o Vortrefflichkeit!
»Nil admirari, ſagt Horaz, und auch der — Neid!

◆

Selbſtdenken heißt, den oberſten Probirſtein der Wahrheit in ſich ſelbſt, d. i. in ſeiner eigenen Vernunft ſuchen; und die Maxime, jederzeit ſelbſt zu denken, iſt die Aufklärung.

◆

In der Sinnlichkeit und ihrer Luſt zeigt oft der dummſte Menſch Verſtand.

◆

Philoſophen waren oft Abgeſandte bei den Alten, bei den Neuern waren es oft keine Philoſophen.

◆

Die Menſchen erſcheinen nie ſchlaffer, als wenn ſie andere mit Worten tröſten wollen. Alles, was Gemeinheit, Widerſprüche, Weichlichkeit und Schmeichelei nur eingeben, ſprechen ſie vor.

Neid iſt wohl ein großes Uebel; doch hat er das Gute, daß er mit eignem Pfeil, das eigne Herz durchbort.

◆

Es iſt nicht ſo ſchwer, für einen Freund zu ſterben, als einen Freund zu finden, der werth iſt, daß man für ihn ſtirbt.

◆

Alles trennt der Tod, Liebende zieht er nach.

◆

Nicht jeden leitet ein gelinder Gang
Unmerklich in das Reich der Schatten.
Gewaltſam, ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft
Durch Höllenqualen in die Ruhe hin!

◆

In der Freundſchaft müſſen beide Theile gleich viel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht ſtört die Freundſchaft.

◆

Es fehlt der Menſch, und darum hat er Freunde.

◆

Es gibt wirklich Leute, welche von ihrer eignen Eitelkeit ſo zum Narren gehalten werden, daß ſie ſich einbilden, es müßte, ſobald ſie nur den Mund öffneten, Alles in höchſte Verwunderung gerathen.

◆

Ein gebildeter Mann hebt mit leichter Mühe das liebende Weib auf die Stufe ſeiner Bildung; aber ein gebildetes Weib geht in der Anmaßlichkeit der gemeinen Natur eines Gatten ſicher zu Grunde.

◆

O ſähe der Menſch immer die mörderiſchen Folgen ſeiner Sünden! — er kettet die in ſeine Bruſt eingeſperrten reiſſenden Thiere los, und läßt ſie in der Nacht unter die Menſchen dringen, aber er ſieht es nicht, wie viele Unſchuldige das losgebundene Ungeheuer ergreife und erwürge. — Leichtſinnig wirft der wilde Menſch die glimmenden Kohlen ſeiner Sünden umher, und erſt, wann er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von ſeinen eingelegten Funken, und die Rauchſäule zieht als eine Schandſäule auf ſein Grab, und ſteht ewig darauf!

An die Beſcheidenheit!

Preiswürdige Beſcheidenheit!
Zier' unſre Mädchen doch! —
Entwaffnend Eiferſucht und Neid,
Verſchönſt du Schönheit noch!

◆

Es gibt Leute, von welchen ſich ein vernünftiger Mann eben ſo wenig in Harniſch, als ins Bockshorn jagen läßt.

◆

»Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich keines Menſchen Feind bin.» Pfui! Biſt du denn kein Feind der Nichtswürdigen?

◆

Ludwig XIV fragte nach ſeiner Rückkehr aus dem ſehr glorreichen Feldzuge in Flandern einen kleinen Prinzen ſeines Hauſes, wie es mit dem Lernen ginge? »Ach, Sire,» erwiederte der Knabe, »daraus iſt nicht viel geworden.» — Wie ſo? »So oft Ew. Majeſtät einen Sieg erfochten, gab man mir Feiertage, wie hätte ich weit kommen ſollen?»

Niemand kann man leichter, und auf eine angenehmere Art Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als den Narren. Man braucht ſie blos auszulachen.

◆

Es iſt leicht, mit Menſchen zu leben, die uns nicht lieben; aber weit ſchwerer mit Menſchen, die uns geliebt haben.

◆

Unſterblichkeit.

»Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut.»
So ruft, wie Schiller einſt, der ſchlaue Meiſter Zeit,
Und — ſeine Lieder werden ewig leben.

◆

Mädchen, betragt euch ſo, daß man gar nichts von euch ſpricht, nicht einmal etwas Gutes, wenigſtens nicht viel, denn die Neider finden ſich gleich ein. Wohl dem Mädchen, von dem, wenn es Braut wird, gefragt wird: Wer iſt ſie? ich kenne ſie nicht — ich habe nie von ihr reden gehört?

*

Ein Menſch, der nicht ſo recht frei, und ohne Scheu ſeinen Kopf umdrehen darf, um in ſein vergangenes Leben zurückzublicken — o, der bleibt doch immer ein elender Menſch! — zumal, da der Rückblick mit dem Blicke vorwärts ſo genau zuſammenhängt.

*

Es gibt ſchwerfällige Köpfe, deren Beſtreben, witzig ſeyn zu wollen, auf die Geſellſchaft den nämlichen lächerlichen Eindruck macht, als wenn eine alte Kuh auf dem Hofe muthwillige Sprünge verſucht.

*

Könnte man nur jedem, der im Begriff ſteht, eine tadelswürdige Handlung zu begehen, ſogleich eine Freude in den Weg werfen, es würde viel weniger Böſes geſchehen!

Ein Traum iſt Liebe,
Ein Traum, wie keiner mehr.
Leben iſt Liebe,
All ander Leben leer.
Ich ſterb' in Liebe,
Wenn ſie gekränkt auch wär'
Liebe bleibt Liebe!

◆

Es gibt Herzen, auf die man nicht die Laſt einer einzigen Thräne laden darf, ohne ſie zu erdrücken.

◆

Blos eine Thräne, und den ſanften Druck der Hand gab der Genius der Liebe und der Entzückung dem Sterblichen, und ſagte: »Rede damit!»

◆

Es gibt natürliche Koketten, die zu ſtolz ſind, die Liebe eines Mannes zu erwiedern, und zu klug, den von ſich zu weiſen, deſſen Liebe ihnen Freude macht. Dieſe richten oft mit dem beſten Herzen von der Welt einen Mann nach dem andern zu Grunde.

Philo an die Hochſtudirten.

Mich ſchmähen ſie, weil es das Schickſal wollte,
Daß, Weisheit, mich zur Quelle deines Lichts
Nur eignes Forſchen leiten ſollte.
O des verächtlichen Gezüchts!
Wohl ſaßet ihr vor manches Lehrers Stuhle,
Doch zeigt mir den Gewinn des theuren Unterrichts!
Viel lernt' ich ohne hohe Schule,
Ihr auf der hohen Schule — nichts.

*

Unſer Herz iſt ſo empfindſam, daß wir mit ſchrecklicher Zerriſſenheit der Seele ſogar oft diejenigen verlaſſen, mit welchen wir ohne Freude gelebt haben.

*

Wollte doch der Himmel unſern Schulen bald ein Geſchenk machen mit einem — Katechismus der geſunden Vernunft!

Meiſtens erzieht die Mutter das Kind, der Vater höchſtens — die Mutter.

◆

Sogar Vernunft und Religion verlaſſen uns in dem Moment, wo Wehmuth der Liebe den höchſten Grad erreicht hat! Es ergreift uns ein Wahnſinn, der alles Denken zerrüttet, und vielleicht iſt gerade er's, der uns gegen eine augenblickliche Vernichtung ſichert. Man kann ſeine Empfindungen nicht ausſprechen, nicht ausweinen, nicht ausſeufzen — das Weltall ſcheint auf uns zu laſten!

◆

Iſt es nicht ungerecht, Jemanden ſeines Kummers wegen zu tadeln? — nicht grauſam, ihm ſeinen Schmerz zum Vorwurf zu machen? Die Wermuthsthräne iſt der zermalmten Seele nicht weniger Bedürfniß, und eben ſo ſüß, als es dem Glücklichen ſeine Jubel ſind.

◆

Jemand ſagte von einem Menſchen, der ihm als falſcher Spieler bekannt war: »Nehmt euch vor dem in acht — er gewinnt zu viel, wenn Ihr ihn näher kennen lernt!»

◆

Gnome.

Nur Philoſophen für Stühle und maulaufſperrende Jünger
Will man jetzo; der Welt philoſophiret das Schwert.

◆

Die Frauen fühlen ſich mehr zu einem Manne hingezogen, deſſen gute Eigenſchaften allgemein geprieſen werden, als zu dem, der ſie in ihren Augen beſitzt.

◆

Die Köpfe der meiſten Kopfhänger hängen im Grunde blos nach dem Hoſenſacke anderer Leute.

Vierte Abtheilung.

Julie F. eine junge üppig gebaute Sängerin, verſprach ſich bei dem letzten Worte der Frage: »Saben ſie ſchon meine Büſte?» ſo auffallend, daß Parterre und Gallerie laut auflachten, während der zärtere Theil des Publikums erröthete. Ihr Liebhaber, ſeiner Rolle treu, antwortete: »Ich ſah, ich küßte ſie.» Das Haus erbebte.

◆

Hymen iſt ein gebrechlicher Knabe, wenn er ſich nicht links und rechts auf Achtung und Liebe ſtützt.

◆

Es iſt eine herrliche Sache, wenn man nicht weiß, was man aus einem Dinge machen ſoll, weil man dann alles mögliche aus ihm machen kann.

Wäre es nicht Zeit, einmal mit Ernſt den gewiß intereſſanten Verſuch anzuſtellen, ob es denn wirklich ganz unmöglich iſt, daß aus den klugen, gelehrten, geiſt- und kunſtreichen, tief- und ſcharfſinnigen, kühnen, witzigen, ſchlauen und verſchlagenen Nachkommen des alten Vater Adams auch noch — weiſe und gute Menſchen werden?

◆

Es gehört noch etwas mehr dazu, als daß man raſend iſt, um ein Prophet zu ſeyn.

◆

Die ſonderbare Heirath.

Den Rieſen freite die Zwergin? wie?
Nun wandelt das Tüpflein neben dem i.

*

Stelle dich bisweilen, als wüßteſt du nichts, um Andern das Vergnügen zu gönnen, dich zu unterrichten. Viele finden darin ein göttliches Vergnügen, und lieben den, der es ihnen verſchafft.

*

Es gibt auch ſehr cultivirte Dummköpfe!!

Viele und Eine.

Viele halte ich werth; doch Eine nur iſt mir die Liebſte.
Füllt nicht die Eine das Herz, wird es wohl nimmer erfüllt!
Wo die Eine mangelt, da ſind auch die Vielen zu wenig;
Nur wo die Eine ſich zeigt, ſcheint mir lebendig die Welt.

◆

Unſere Feinde ſind die aufrichtigſten und redlichſten Freunde.

◆

Wer früh anfängt zu ſtudiren, der wird — ſpät zu Ende kommen.

◆

Wie geht es zu, daß die meiſten Schaafsköpfe Wolfsherzen haben?

◆

Nicht das Amt, welches ſeinen Mann am beſten nährt, ſondern das, welches ſich am beſten mit dem ehrlichen Manne verträgt, iſt das beſte Amt.

◆

Schwachköpfe dringen ſich gern großen Geiſtern auf, ſo wie Fledermäuße immer nach dem Lichte fliegen.

◆

Bemerkung.

Ja, ja ſo ſind die Schönen heutzutag,
So ſind die Schmachtenden, die Kränklerinnen all';
Was ein Arzney-Recept zu heilen nicht vermag,
Kurirt gewiſſer ein Billet zum Ball.

◆

Freron hatte zwar Voltairens Merope vor ihrer Erſcheinung auf der Bühne heftig angegriffen, deſſen ungeachtet wurde aber das Stück mit rauſchendem Beifalle gegeben. Voltaire ließ nachher eine prächtige Ausgabe in Quart, mit einem in Kupfer geſtochenen Titelblatt veranſtalten, auf welchem ein Eſel einen Lorbeerkranz abweidete. In ſeinem nächſten Journalſtücke widerrief zwar Freron zum Theil ſeine Kritiken, rühmte auch die Ausgabe als ſehr ſchön, kündigte ſie aber ganz trocken in der Titelanzeige an: avec le portrait de l'auteur, worauf V. nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als die ganze Edition wieder an ſich zu kaufen, und dem Vulkan zu opfern.

*

Ein ehrlicher Mann, der in ſogenannte Welthändel verwickelt iſt, verfällt oft in Gewiſſens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre, oder nicht. Denn da man ſein Geſicht für eine Maske hält, wird er an ſich ſelbſt irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute ſich nur in ihm betrogen.

*

Es gibt eine Art ganz unfruchtbaren Verſtandes, welche, wie die Mauleſelbegattung immer ohne Nutzen und Wirkung bleibt.

Höflichkeit gleicht dem Papiergelde. Man weiß, daß es kein wirkliches Geld iſt; aber man ſchätzt es doch, weil es den Werth dieſes, nach einer allgemeinen Uebereinkunft, repräſentirt.

◆

Die größten Geſchäftsleute ſind diejenigen, welche zu jedem Anſinnen beſtimmt: Ja oder Nein! ſagen können.

◆

Man hat geſagt, der ſicherſte Prüfſtein der Wahrheit ſey die Ueberzeugung. Aber was iſt denn der ſicherſte Prüfſtein der Ueberzeugung? —

◆

Tadel und Antwort.

»Oft fehlt der Name bei der Ueberſchrift.» —
Genug! der weiß ihn, den es trifft.

◆

Man muß, wie Alkibiades, zuweilen eine Albernheit ſagen, und einer Thorheit ſich ſchuldig machen, um den Genius der Verläumdung gleichſam zu beſtechen, und durch ein freiwilliges Opfer zu beſänftigen.

Vornehme Pinſel halten genialiſche Köpfe für eine Gattung Vögel, welche ſie füttern, und an ihrer Tafel ſingen laſſen.

◆

Luſtige Leute begehen mehr Thorheiten, als traurige, aber traurige begehen größere.

◆

Es gibt böſe Menſchen, die nicht ſo gefährlich wären, wenn ſie gar keinen guten Zug hätten.

◆

Nichts iſt ſeltener, als wahre Gutherzigkeit; ſelbſt die ſie zu beſitzen glauben, haben gewöhnlich bloß Gefälligkeit oder — Schwachheit.

◆

Der Tropf iſt überläſtig; der gewandte Mann fühlt, ob er unterhält, oder Langeweile macht; er weiß ſich in dem Augenblicke zu entfernen, der dem Augenblicke vorhergeht, wo er irgendwo zu viel ſeyn würde.

◆

Man trifft zehn geiſtreiche Männer an, bis man Einen Verſtändigen findet.

An die heutigen Verfinſterer.

Wenn Gott, der Weltenſchöpfer, ſpricht:
Es werde Licht!
Kann ſich der Teufel nur erfrechen
Es werde Nacht! zu ſprechen.

◆

Umſtandskrämer in Geſchäften machen, wie die Hunde, zehnmal den Weg, welchen ſie nur einmal zu machen nöthig hätten.

◆

Einſt ſagte ein Pamphletſchmierer zu Piron: »Von meiner letzten Brochüre, verſichert der Verleger, innerhalb Eines Monats vier Auflagen verkauft zu haben. Der Verleger Ihrer Metronomie zehrt noch an der erſten.» »Hm,» antwortete Piron, »man kann mit beſtimmter Gewißheit annehmen, daß jährlich tauſendmal mehr Eicheln als Ananas verzehrt werden: aber wer thut es?»

◆

Es gibt zwei Arten, ſich zu loben: eine, da man Gutes von ſich — die andere, da man Böſes von andern ſagt.

An eine Gewiſſe.

Daß einſt Lukretia auf Tugend hielt und Pflicht,
Das macht zum Muſter ſie, doch nicht ihr ſchön Geſicht.

◆

Geiſtreiche Männer leben oft gern in der Umgebung von Schwachköpfen, wie hübſche Mädchen am liebſten mit häßlichen ſpaziren gehen.

◆

In der Geſellſchaft ſteckt oft der Unſinn an, wie das Gähnen.

◆

Bei den meiſten Weibern iſt die Freundſchaft für Männer nur der liebe Nachtiſch.

◆

Dann hat der Mann alles Lob, was er nur wünſchen kann, wenn das weibliche Geſchlecht ſeine Auſſenſeite, und das männliche ſein Inneres lobt.

◆

Schüchternheit in Geſellſchaften, wenn ſie nicht auſſer ihre Gränzen tritt, iſt beim Frauenzimmer große Empfehlung ihrer Tugend: beim Manne zeigt ſie von einem leeren Kopfe und Herzen.

Ein heller Kopf muß ſich einem Kinde mittheilen können; wer nicht verſtanden werden kann, verdient nicht verſtanden zu werden, und wenn er Berge verſetzen könnte.

◆

Koketterie.

Ihr Mädchen! Von Koketterie
Bringt euch Verſtand und Güte nie,
Ja, ſelbſt die Tugend nicht zurück:
Der Liebe nur gelingt dieß Meiſterſtück.

◆

In kleinen Städten werden oft Menſchen bewundert, welche man in der großen Welt nicht zu Lackeien brauchen könnte. So ſieht die Ameiſe das Johanneswürmchen für ein großes Licht an.

◆

Nur Leute von Verſtand können über unerwartete Dinge in Verlegenheit gerathen; ein ächter Dummkopf iſt über dieſe Kinderpoſſen hinweg.

◆

Es heißt ſich gleichſam Theil an ſchönen Thaten verſchaffen, wenn man ſie aufrichtig rühmt.

Der Eigennutz ſpricht jede Sprache, ſpielt jede Rolle, ſelbſt Sprache und Rolle der Uneigennützigkeit.

◆

Wer andere verächtlich begegnen kann, ſo fern ſie unter ſeinem Stande ſind, iſt gewiß kriechend und ſclaviſch gegen diejenigen, welche über ihm ſtehen.

◆

Ein aufgeblaſener Emporkömmling fragte einſt einen gebildeten Mann mit eitler Selbſtgefälligkeit: »Vornehm — reich bin ich, und ſchön; was fehlt mich noch?" Die deutſche Grammatik, verſetzte der Befragte.

◆

Diejenigen, welche bei einem Streite Unrecht haben, ſind gewöhnlich die Unverſöhnlichſten.

◆

Wenn ein Eſel Geldſäcke trägt, ſo iſt er darum nicht weniger Eſel, und ein gemeiner Kerl, der zu großem Vermögen kommt, hört darum keinen Augenblick auf, ein gemeiner Kerl zu ſeyn.

Wittwerklage.

Ich kann nicht traurig ſeyn, und muß doch traurig ſcheinen,
Weil meine Doris ſtarb. Ich armer armer Mann!
O ſpottet meiner nicht! Fürwahr ich möchte weinen,
Daß ich nicht weinen kann.

◆

Es gibt Leute, denen man nur deshalb Verdienſte zugeſteht, weil man es überdrüßig iſt, ſie ihnen zu verſagen. Sie bekommen einen Namen, wie der Bettler ein Almoſen: durch überläſtiges Bitten.

◆

Der Verſtand dient uns oft kräftig, alberne Streiche zu begehen.

◆

Hat man Jemand eine Wohlthat erzeigt, und er hat es erkannt und gedankt, ſo iſt die Rechnung abgethan. Oft koſtet der Dank für eine Wohlthat dem Herzen mehr, als die Wohlthat werth iſt. Man macht gewöhnlich Undankbare, weil man ihren Dank verlangt.

◆

Mann kann oft ein Tropf ſeyn, und Witz haben, aber nie iſt man ein Tropf, wenn man geſunden Verſtand hat.

◆

Mancher Reiche hält die Befriedigung ſeiner Eitelkeit für eine Wohlthat, die er andern erzeigt, und hat doch nur ſich ſelbſt gekitzelt. Welche Ungerechtigkeit, noch obendrein Dank zu verlangen!!

◆

Wenn nur in der gelehrten Welt die Leute ohne Kopf auch ohne Hände wären!

◆

Macht des Beiſpiels.

Stets reißt uns hin, was Andere meinen,
Der Klügſte ſteht nicht gern allein;
Und um kein Sonderling zu ſcheinen
Bequemt man ſich ein Thor zu ſeyn.

Freunde, Liebende und Eheleute ſollen alles gemein haben, nur nicht — die Stube; die groben Forderungen und die kleinlichen Zufälle der körperlichen Gegenwart ſammeln ſich als Lampenrauch um die reine weiße Flamme der Liebe. Wie das Echo immer vielſilbiger wird, je weiter unſer Ruf abſteht; ſo muß die Seele, aus der wir ein ſchöneres begehren, nicht zu nahe an unſrer ſeyn; und daher nimmt mit der Ferne der Liebe die Nähe der Seelen zu.

◆

Die Honoratioren ſind nie beſſer zu genießen, als wenn man, wie bei den Klapperſchlangen, vorher ihren Kopf beſeitigt.

◆

In der jetzigen Zeit ſoll Niemand ſchweigen oder nachgeben; man muß reden und ſich rühren, nicht um zu überwinden, ſondern um ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten, ob bei der Majorität, oder Minorität, iſt ganz gleichgültig.

Aus der Krähwinkler Zeitung.

Ein' Eſelin, die ihres gleichen ſucht—
Ward in der Zeitung wohlfeil ausgeboten.
Draus macht ein Witzbold eine Leſefrucht;
Das heißt: Er gab zum Zeitungstext die Noten:
Weshalb ward doch ſolch Thierchen ausgeboten?
Ein' Eſelin, die ihres gleichen ſucht,
Will anders ſie ſich ſtandsgemäß verbinden
Kann alle Tage ihres gleichen finden.
Denn weltbekannt iſt's ja, daß unſre Stadt
An tücht'gen Eſeln keinen Mangel hat.

◆

Es gibt Menſchen von eigenſinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Eheſtande gemacht ſind. Eheleute müſſen eine Art von Miſchung der Selbſtſtändigkeit und Unſelbſtſtändigkeit haben. Sie müſſen feſten Charakter, wie Sachen, haben, um ein Beſitzthum ſeyn zu können, und doch geſchmeidig, elaſtiſch und durchaus beſtimmt ſeyn, ohne eigenſinnig und ängſtlich zu werden.

Gute Menſchen können ſich leichter in ſchlimme hineindenken, als dieſe in jene.

◆

Das Friedensfeſt. 1809

Ich kann das Friedensfeſt mit Tanz
Nicht feiern, kann nicht jubiliren.
Solange wir den Rhein halbiren
Iſt keine Freude ganz.

◆

Kindern iſt keine Schule nöthiger, als die der Geduld, weil entweder in der Jugend der Wille gebrochen werden muß, oder im Alter das Herz bricht.

◆

Ein Menſch, den die Sonnennähe eines großen Menſchen nicht in Flammen ſetzt, iſt nichts werth.

◆

Für ein Mädchen, das wahr liebt, iſt kein Mann auf der Welt; ſein Einziger iſt mehr, alle Andre ſind weniger.

◆

Große Krankheiten, ſo wie die ſieche Ermattung nach einem verſchwelgten Geſtern, bringen uns einen Aſchermittwoch auf, der zuweilen das ganze Leben ſichtet und lenkt. Die meiſten verſchieben dieſen Mittwoch auf die Zeit, wo ſie ein ruhiges Landhaus oder graues Haar erlaufen haben; aber wozu eine Ruhebank erſt dicht neben dem großen tiefen Orte der Ruhe! lieber unterwegs eine!

◆

Manchem, dem es an Gegenwart des Geiſtes fehlt, hat dafür mehr Zukunft des Geiſtes.

◆

Jeder Jüngling denkt, keiner gleiche ihm in Gefühlen, aber alle Jünglinge gleichen ſich.

◆

Der Zeitvertreib.

Das ungerathne Kind der Zeit
Die Langeweile, zu vertreiben,
Beſucht mich täglich Veit,
Und bittet gähnend ſie, zu bleiben.

◆

Im Romane gefallen, wie in der Welt, keine vollkommen gute Menſchen; aber auch auf der andern Seite wird einer weder Leſern noch Nebenmenſchen gefallen, der ganz und gar ein Schelm iſt. Blos halb, oder dreiviertel muß er es ſeyn, wie alles in der großen Welt.

◆

Es gibt ſo treffende Wahrheiten, daß man, hört man dieſelben auch zum erſtenmal, ſie wieder zu erkennen wähnt.

◆

Die Gottesfurcht iſt die Mutter ſchöner Tugenden, und die Menſchenfurcht die Säugamme der Verworfenheit.

◆

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde ſind proſaiſcher Natur; es iſt eine Weltperiode des Nuzzens. Das Weltgericht iſt der Anfang der neuen, gebildeten, poetiſchen Periode.

◆

Warum ſo wenig Menſchen nach Selbſtkenntniß ſtreben? Ach, weil dergleichen Bekanntſchaften ſelten der Mühe lohnen.

Der Exorzismus.

Lang ward im Kreis erſtaunter Chriſtenſchaaren
Von einem Mönch ein Teufel einſt gehetzt.
Ich weiche, ſprach der böſe Gaſt zuletzt;
Nur laß mich dort in jene Bettel fahren.
O, rief ihr Mann, der Platz iſt ſchon beſetzt.

*

Verhältniß — Convenienz! So lange der Menſch in dieſen goldnen Ketten geſchmiedet liegt — aus freiem Willen oder Unverſtand — ſo lange ſcheint er die traurigſte Kreatur und der Würger jener Wohlthaten, die eine gütige Vorſicht zum Glücke der Menſchheit ſchuf.

*

Es iſt beſſer ein Erbtheil in einer Gattin, als mit einer Gattin beſitzen.

*

Der Menſch, in dem Argwohn und Finſterniß iſt, leg' immer ſeinem Buſen Nachtſchrauben und Nachtriegel an; der Böſe verſchon' uns mit ſeiner

Leichenöffnung, und wer kein Himmelsthor an ſich zu öffnen hat, laſſe das Höllenthor zu.

◆

Heutigestags haben die Mädchen ihr Herz ſo vollkommen in ihrer Gewalt, daß ſie ſich das Verlieben ſchlechterdings nicht eher erlauben, als bis ſich ein Mann mit einem ſehr anſehnlichen Vermögen zeigt. — Wie erniedrigen ſie ſich nicht durch dieß Erſticken ihres jugendlichen Gefühls durch eigennützige Weltklugheit!

◆

Es iſt, wenn eins von beiden ſeyn muß, weit beßer, mit boshaften Menſchen zu thun zu haben; man wird leichter mit ihnen fertig, als mit dummen.

◆

Das Glück eines Witzwortes hängt mehr von dem Ohr ab, in das es fällt, als von dem Munde, der es ausſpricht.

◆

Die meiſten beweiſen ihre Freiheit nur dadurch, daß ſie das Unrechte und Falſche thun.

Das Rechte zu thun, oder das, was ſeyn ſoll und muß, würde ihnen nicht als Freiheit vorkommen.

◆

Jeder Menſch hat ſeinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, kömmt er leicht und mit Sicherheit von der Stelle. Wer immer fremden Rath ſucht, bemüht ſich, den Schritt eines Andern einzulernen, arbeitet ſich ab, und ſtolpert jeden Augenblick. Wer um Rath gefragt wird, kann daher ſagen: ich würde in ihrer Lage das und das thun: aber ich rathe ihnen nicht dazu.

◆

Die Langſchläferin.

Tief in den Tag hinein pflegt Dorilis zu ſchlafen,
Wenn nicht Mama ſie ſcheltend weckt.
Doch wer wird auch ein Gänschen darum ſtrafen,
Daß es gern in den Federn ſteckt!

◆

Gewiſſe Fragen gefallen den Frauen immer, wenn auch der Frager ihnen nicht gefällt.

Was vermag die Sonne der Wiſſenſchaften über die kalten Menſchen von Ton und Welt? Daſſelbe, was die andre Sonne an den Eisbergen ausrichtet; ſie kann ſie verſilbern und vergolden, aber nicht zerſchmelzen.

◆

Die Kartenerfindung iſt eine wahre Pulvererfindung für die Zeit.

◆

Gewinnſucht.

Ja, der größte Wuch'rer iſt Mondan,
Der, ſich Gold zu häufen, niemals raſtet.
Wenn er Niemand mehr betrügen kann,
So betrügt er ſich, und — faſtet.

◆

Die Hände unſerer heutigen Mädchen ſind Dinge, die man in einer Licitation haben kann. Wer am meiſten bietet, bekommt ſie.

◆

Die Kinder werden am meiſten in Krankheiten, die Weiber in der dreivierteljährigen verdorben; jene durch Nachſicht, dieſe oft durch dieſe und das Gegentheil.

◆

Ich möchte doch wiſſen; ob glücklich ſeyn durch Leidenſchaften, etwas anders heiße, als ſich wärmen durch ein Brennglas!

◆

Als Kinder lernen wir am Laufbande fußen und ſchreiten; als Jünglinge und Männer wandeln wir am Leitbande der Leidenſchaften, und ſo gehen wir denn eigentlich nicht durchs Leben, ſondern werden von der Wiege an bis ins Grab — gegängelt.

◆

Wenn man immer bedächte, daß andre Leute auch einen Willen und ihre Wünſche haben: ſo würde man weit weniger darauf rechnen, daß alles nach unſerm Willen und unſern Wünſchen gehen ſoll.

◆

Gnome.

Ein kluger Mann von vierzig Jahren iſt
Sein Beichtiger, ſein Arzt und ſein Juriſt.

Nicht die That macht den Sünder, ſondern der Wille, und oft iſt Kenntniß der Sünde ſchon Sünde. Manche Gefallene iſt unſchuldiger, als die brillanteſte Spröde.

◆

Die Frauen können vergeſſen wann ſie wollen, und was ſie wollen, nur eins nicht: Täuſchung in der Liebe.

◆

Der wandernden Virtuoſen Namenzahl iſt Legion. Wer geſunde Finger, eine Doſis Dreiſtigkeit, und einen Koffer voll Empfehlungs-Schreiben hat, der reiſt, und brandſchatzt das Publikum.

◆

Platoniſche Liebe iſt — Platoniſcher Unſinn!

◆

Rath.

Dein romantiſches Geleyer
Morio, behagt mir nicht.
Feuer ſchaff' in dein Gedicht,
Oder dein Gedicht ins Feuer.

Tugendhafte Leute ſind gewöhnlich ſehr hartnäckig, ſelbſt in Kleinigkeiten. Sie haben ſich an unveränderliche Grundſätze gewöhnt; das iſt der Fehler ihres Verdienſtes.

◆

Man lieſt mit mehr Nutzen gute Sachen in fremden Sprachen, als in ſeiner eignen; die Aufmerkſamkeit, welche man den Worten ſchenkt, dient zum Feſthalten der Ideen.

◆

»Wenn man unter Wölfen iſt, muß man mitheulen!» Ja, aber man muß nicht hingehen, wo Wölfe ſind.

◆

Das Bedürfniß eines Zeitvertreibs hat ſchon manche weibliche Tugend bis zum Zeitvertreib herabgewürdigt.

◆

Man machte einem reichen Hageſtolz Vorwürfe über ſeine Verſchwendung.

»Kann ich denn beſſere Erben haben, als mich ſelbſt?» fragte er.

Es muß immer Herzen geben, die im Stillen wieder gut machen, was die Köpfe mit groſſem Geräuſche verderben.

◆

Das Erſte Jahr der Ehe iſt das letzte der weiblichen Erziehung. Geräth ſie in dieſem nicht, ſo iſt Hopfen und Malz verloren.

◆

Gut, daß man beim Feilbieten der Häuſer nicht zugleich die Nachbarn ſchildern muß.

◆

Acutus.

Er ſieht nur unſere, nicht ſeine Fehler ein;
Das heißt ein Narr für ſich, und klug für Andre ſeyn.

◆

Der franzöſiſche Rechtsgelehrte Pasquay ſagte: er habe ſeine erſte Frau propter opus, ſeine zweite propter opes, und die dritte propter opem geheirathet.

Die Frauenzimmer wüthen mit ihrer Anhänglichkeit an den Luxus gegen ſich ſelbſt; man nimmt keine Frau mehr ohne Heirathsgut.

◆

Die bonne amie freuet ſich, wenn ihre Seelenfreundin am Gallatage krank und bleich erſcheint. So ein dunkles Gefühl, daß der Körper wohl mit das Beſte an ihnen, haben die meiſten Weiber. Deswegen wundert es auch oft ſelbſt die Klügſten, wenn ein Mann eine häßliche, wenn gleich ſonſt noch ſo vortreffliche Frau nimmt.

◆

Ob der Mann unter Männern oder Weibern etwas gilt, das geht den Weibern über Alles.

◆

Dem Heuchler.

Umſonſt! — Ein Frömmler wandelſt du
Den Himmelsweg — der Hölle zu!

◆

Nur in den geringern Ständen ſind die Männer Männer; in den höhern ſind es die Weiber!

Die ſpeculative Liebe iſt jezt die allgemeinſte, und zugleich die gemeinſte.

◆

Ein verführtes Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts iſt eine Seltenheit, die ſich für Geld ſehen laſſen kann, weil — die Aufklärung es lange vor der fraglichen Epoche ſchon über die künftige Gefahr belehrt.

◆

Nehmt aus der Sprache zwei Wörter, die wir nicht begreifen, nämlich Gott und Natur, und es ſtürzt Alles zuſammen, was wir begreifen.

◆

Wiederholung.

Hundertmal werd' ich's euch ſagen, und tauſendmal: Irrthum iſt Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinſte beging.

◆

Will man einen Freund erhalten, ſo muß die Liebe zu ihm auf gewiſſe Art blind ſeyn — man muß ſeine Fehler nicht ſehen.

Manche Frauen haben in ihrer unfruchtbaren Ehe kein anderes Kind, als — ihren Mann.

◆

Was weniger iſt, als ich, löſcht mich aus und ſchlägt mich nieder — was mir gleich ſteht, langweilt und ermattet mich — nur was mehr iſt, als ich, hält mich aufrecht, und getrennt von mir ſelber.

◆

Wenn ja der Himmel nicht ganz leer von Menſchen iſt, ſo möchte ich im Ernſte fragen, woher der liebe Gott ſie genommen hat.

◆

Ein Doctor juris gab ſich die Mühe, einem verſchmitzten Dorfwirthe, mit dem er ſeinen Scherz treiben wollte, eine weitläuftige Erklärung zu machen, welch' ein Untkrſchied zwiſchen einem Doctor juris und einem Advocaten ſeye. — Haben Sie mich auch verſtanden? ſchloß er ſeine gelehrte Deſſertation.

»O ja,» verſetzte der Wirth; »Das iſt eben ein ſolcher Unterſchied, wie zwiſchen dem Teufel und dem Satan.»

N. an N.

Daß mir Erziehung fehlt, das fühl' ich oft in mir.
Die deinige war gut, doch ſieht man's nicht an dir.

◆

Glückliches Glück, daß du blind biſt! Du würdeſt verzweifeln, wenn dir plötzlich die Augen über deine Günſtlinge aufgingen!

◆

Als er Luiſen ein Veilchen bot.

Ich ſchwöre nicht nach Dichterſitte,
Daß dieſes Veilchen ſchöner blüht,
Wenn es in deines Buſens Mitte
Vom Anhauch deines Lebens glüht.
Nah iſt des armen Blümchens Ende!
Es welkt dahin im Abendroth,
Und ach! — und findet da den Tod,
Wo ich das Leben fände!

Es gibt Leute, die unaufhörlich das Knopfloch betrachten, in welchem der Verdienſtorden hängt, den ſie ſich ſelbſt ertheilt haben, und der alſo auch nur ihnen ſichtbar iſt.

◆

Ob dieſe Welt die beſte ſey, mögen andere ausmachen; hier ſoll nur bemerkt werden, daß es bisweilen ſcheint, als ſey dieſelbe, wenigſtens für einen großen Theil der Menſchen, noch viel zu gut. —

◆

An den geldſtolzen N.

Dein Geld haſt du nicht ſelbſt erworben,
Von Eltern und Verwandten iſt dirs angeſtorben.
Drum mußt du dich nicht ſtolz gebehrden,
So reich, wie du, kann auch der dümmſte Dummkopf werden.

◆

Liebe Väter! ich fürchte, ihr bekommt noch ſelbſt die Schläge, die ihr nach Sirach 30. 1. 12. hättet austheilen ſollen, es aber nicht gethan habt, weil einige Neulinge das Ding beſſer wiſſen wollten, als genannter Altvater. O Väter, werdet wieder ſchlimmer, bald wird's dann mit euern Söhnen beſſer werden!

◆

Es iſt höchſt komiſch, diejenigen, welchen die erbärmliche Welt ihres Geldes wegen ſchmeichelt, ganz beſcheiden glauben zu ſehen: dieſe Huldigungen gälten ihrem Verſtande oder Verdienſte!

◆

Meiſtens ſucht das Verhängniß nicht die eigene Schuld des Kopfes, ſondern die unſchuldige Schuld des Kopfes heim; gegen Ein Laſter werden hundert Dummheiten gezüchtigt. So iſt die Welt, und — unſer Troſt.

◆

Der einzige Lohn für wahre Liebe, iſt Gegenliebe. Alles übrige gehört in das Gebiet des Handels.

◆

Ach! es greift ein Arm aus den Wolken, herab, eben ſo oft, um eine Eiche beim Gipfel aus der Wurzel zu reißen, als eine gegen den Sturm aufrecht zu erhalten.

◆

Gnome.

Keine Rach' iſt ſüßer, wenn wir grollen,
Als ſich rächen *können*, und *nicht wollen*.

◆

Ach, wie manche doppelte und doppelnde Buchhaltung trifft man im geſelligen Leben! Der Beruf mit ſeiner rigoriſtiſchen Forderung ſteht immer hoch im *Soll*; aber die Galanterierechnung des Bacchus und der Venus hat leider viel zu viel gut!

◆

Ein Edelmann, der ſein Gut ſelbſt bewirthſchaftete, und, wenn es Noth that, auch an die ſchwerſten Arbeiten Hand anlegte, half mit mehrern Arbeitern, einen ſchwerbeladenen Erntewagen gegen die höher gelegene Scheuer vorwärts drükken. Ein anderer Bauer kommt, eben müßig, des Weges daher; da ruft ihm einer der Arbeiter entgegen — komm her, hier fehlt gerade noch ein Ochſe.

◆

Das jüngſte Herz hat die Wogen des älteſten, nur ohne das Senkblei, das ihre Tiefe mißt.

◆

Es gibt Weltleute, die nichts brauchen, um ein Geſpräch anzuknüpfen, als einen Zuhörer; die wie Laubfröſche an den glätteſten Dingen feſtzukleben wiſſen; ja die ſogar, was die Laubfröſche nicht einmal können, im luft= und ſachleeren Raume ſich anzuhalten vermögen.

◆

Wie Manchem könnte man mit allem Recht folgende Grabſchrift ſetzen:

»Ich habe gelebt, geliebelt, gelümmelt, geſeufzt, gejammert, gelacht, geweint, geſchwätzt, geſchwitzt, gehetzt, gezankt, gelärmt, mit Vernunft gekämpft, gelauert, mich gebückt, gefaſelt, geglaubt, gelogen, getäuſcht, gekränkt, gequält, gewünſcht, geflucht, mit Anſtand geſtohlen, und bin als ehrlicher Mann geſtorben!« —

Jetzt, da mehr Wälder verkohlen, als nachwachſen, iſt das einzige Mittel dagegen, daß man das Klima ſelber einheize und in einen großen Brüt- Darr- und Feldofen umſetze, um die kleinen zu erſparen; und dieß Mittel haben ſchon längſt alle gute, forſtgerechte Kammern ergriffen, die vor allen Dingen die Froſtmaterie, die Wälder, ausrotten, die voll Nachwinter ſtecken. Wenn man bedenkt, wie ſehr ſchon das jetzige Deutſchland gegen das vom Tacitus beſchriebene abſticht, blos durch das Lichten der Wälder ausgewärmt; ſo kann man leicht ſchließen, daß wir doch endlich einmal zu einer Wärme, wo die Luft unſre Wildſchur iſt, gelangen werden, ſobald es ganz und gar kein Holz mehr gibt.

* *

Ich ſah noch nie einen reichen Schurken, der glücklich ausſah; ich habe aber das Glück gehabt, mehr als einen rechtſchaffenen armen Mann zu ſehen, den ich wegen ſeiner Heiterkeit und frohen Laune beneidenswerth fand.

Das Licht von jeder entdeckten Wahrheit iſt für uns die Dämmerung der Wahrheit, die ihr zunächſt liegt.

◆

Was wir aus Menſchenliebe vorhaben, würden wir allemal erreichen, wenn wir keinen Eigennutz einmiſchten.

◆

Grabſchrift.

Leſer! ſteh', erbarme dich dieſes bittern Falles:
Auſſer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir alles!

◆

Je kräftiger, geiſtreicher und größer zwei Menſchen ſind, deſto weniger vertragen ſie ſich unter Einem Deckenſtücke, wie große Inſekten, die von *Früchten* leben, ungeſellig ſind, indeß die kleinen, die nur von *Blättern* zehren, neſterweiſe zuſammenkleben.

◆

Die Frauen ſind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verſchloſſen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verſtand.

Man ſagt, ſterblich verliebt ſeyn. Unſterblich wäre beſſer.

◆

An Fräulein N.

als es ſich weigerte, einem Liebhabertheater beizutreten.

Daß die, die ſich mit uns zu tanzen doch nicht ſchämt,
Sich zum Agiren nicht bequemt,
Davon iſt dieß der Grund, wenn ich nicht irrig ſchließe:
Zum Tanzen braucht man nichts als Füße.

◆

Auf den chineſiſchen Landkarten nimmt dieſes Reich den größten Raum, der ganze übrige Erdboden nur einen kleinen Fleck ein. Vielleicht hat eine ſo fehlerhafte Karte die chineſiſchen Regenten von der leidigen Eroberungsſucht geheilt. Verdiente eine ſolche pia fraus nicht Nachahmung?

◆

Im Spätherbſt des Jahres 1820 ſagte Jemand in einer Geſellſchaft: Ich wollte 10 gegen 1 wetten, daß es in einigen Tagen frieren wird. »Woher wiſſen Sie das? Geben Sie ſich auch mit Wetterprophezeihungen ab?« fragte ein Anderer. Ich habe ein untrügliches Zeichen. Der Ballen an meinem linken Fuße leidet vom Froſt, und jedesmal, wann Froſt eintritt, fühle ich einige Tage zuvor darin ein Stechen und Brennen. »O, nun kann ich mir die Wetterprophezeihungen des Herrn N. . . recht gut erklären!« rief ein Dritter aus: »dem iſt gewiß der Kopf erfroren.«

◆

Kluge Weiber wiſſen ihre Männer ſo vorzubereiten, daß dieſe nur das befehlen, *was ſie ſelbſt wollen*.

◆

Da treten Tauſende hin, und hadern mit Gott, daß er ſie zum Unglücke geboren werden ließ. Der arme Gott! Greift in euern eigenen Buſen, oder legt die Hand an den Kopf; an einem von beiden Flecken flattern die Todtenkränze eures Glücks!

Man ſetzt bisweilen Verſchwendern einen Vormund, und thut wohl daran; aber warum nicht auch Geizhälſen? Oder iſt etwa ein armer Schelm, von dem kein Geld wieder fort will, nicht wenigſtens eben ſo ſchlimm daran, als einer bei dem keins bleibt?

◆

Es wird oft des Barons von Münchhauſen und ſeiner Lügen erwähnt. Zur Charakteriſtik dieſes Windbeutels verdient wohl bemerkt zu werden, daß ſeine Märchen nicht einmal ſelbſt von ihm erfunden ſind. Man findet ſie in Johann Peter Langens drittem Buche ſeiner deliciarum academicarum (Heilbronn 1665 unter der Rubrik: mendacia ridicula.

◆

Wer mehr als die Altags-Portion von Kopf erhalten hat, und wer ſein Licht, an dem ſich Narren die Finger verbrennen, nicht unter den Scheffel ſtellt, was muß der nicht alles vom Pöbel leiden!

Wenn man die Materialien entſtehen ſieht, woraus dereinſt Geſchichte gemacht werden ſoll, ſo verliert man ſo ziemlich allen Glauben an die ſchon gemachte.

◆

An Danneker.

Das Ideal, das ungemeine
Schafft neue Wunder. Sieh, mein Freund:
Vor deinem wie beſeelten Steine
Steht der Beſeelte wie verſteint.

◆

Man ſieht Leute in der ſogenannten vornehmen Welt, welche ſich durch nichts von den Holzhackern und Kohlenträgern unterſcheiden, als durch ihre feineren Röcke.

◆

Das Wort Staatskörper iſt ſehr paſſend, denn man hat bis jetzt wenig daran gedacht, auch Seele hinein zu bringen.

◆

Es gibt nichts Ernſthaftes, das nicht irgend eine Afterphiloſophie lächerlich gemacht, und nichts

Lächerliches, das ſie nicht ernſthaft behandelt hätte. Auf beides muß man gefaßt ſeyn, ſobald man nur die Hausthüre öffnet.

◆

Es iſt weit ſchwerer, die Wahrheit von ſeinen Freunden zu ſagen, als von ſeinen Feinden, und es gehört viel mehr reiner Muth dazu, den Fehler eines Freundes freimüthig zu rügen, als dem Dolch eines Feindes entgegen zu gehen.

◆

Die ſieben Gründen.

Sieben Gründe gibts, zu trinken:
Freundesankunft, Nummer Eins,
Zwei, wann ſchöne Mädchen winken,
Drei, beſondrer Werth des Weins,
Vier, ein Trinklied hoch zu achten,
Fünf, ein trockner Gaum' und Mund,
Sechs, die Furcht vor künft'gem Schmachten,
Sieben, — jeder andre Grund.

Es wird ſelten eine Handlung begangen, die nicht irgend Jemand für ein Bubenſtück, und zur nämlichen Zeit ein anderer für eine ſchöne That hielte. Ein ſicherer Beweis, daß ſie ſchlecht war, iſt, wenn der Thäter dem andern das Urtheil darüber wehren will.

◆

Auch die klügſten Weiber verlieren leicht ihren Verſtand, wann ſie von einer großen Leidenſchaft bewegt ſind, in den Wochen liegen, oder die große Wäſche haben.

◆

Die Mädchen haben Alle eine Stunde, in der ſie ſich nichts abſchlagen können. Bei manchen dauert dieſe Stunde einen Augenblick, bei andern die ganze Zeit ihres Lebens.

◆

Je aufgeklärter die Menſchen ſind, deſto freier werden ſie ſeyn. Die Demagogen unſerer Zeit ſagen aber, je freier deſto aufgeklärter, und daher alles Unheil!

So mancher füllt als Mittelgut ſeine Stelle aus — das Glück hebt ihn auf einen höhern Poſten, und er erſcheint als Dummkopf.

◆

An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen:
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

◆

Es leben jederzeit eine Menge ſehr gutmüthiger Menſchen, die den frommen Indiern gleichen, welche bei Nacht weder Licht noch Feuer anzünden, damit kein Schmetterling — keine Mücke hineinfliegen möge. Andere meinen, es wäre beſſer, daß einige hundert Mücken ſich verbrennten, als daß es ſtockfinſter bliebe.

◆

Ein berühmter Baſſiſt ſetzte auf den Konzertzettel: Ich werde heute in einer Bravourarie das tiefe C aushalten. Er that es, und ein Schiffskapitän rief eine Terz tiefer: Bravo!

◆

Die Neugierde der meiſten Menſchen hat ihren Grund in Neid, Bosheit und Schadenfreude.

◆

Bei Mädchen ſiegt der eine durch einen Briefwechſel, der andere durch einen Wechſelbrief.

◆

Geld.

Das böſe Geld! Die böſe Welt!
Traut keiner Auſſenſeite!
Die Leute machen falſches Geld,
Das Geld macht falſche Leute.

◆

Man könnte die Menſchen von der Pflicht, ihre **Feinde** zu lieben, losſprechen, wenn ſie ſich nur erſt dazu bequemen wollten, ihre **Freunde** zu lieben.

◆

Die **Gottesfurcht** wird mit jedem Tage ſeltener, und wenn nicht noch ein wenig **Teufels-**

furcht gewiſſe Leute im Zaume hielte, wer könnte es noch auf der Welt aushalten!

◆

Neid verräth Mittelmäßigkeit; ein großer Charakter kennt nur den Wetteifer.

◆

Man rechne nie auf die Rechtlichkeit eines Menſchen, dem richtiger Verſtand fehlt.

◆

An R.

Du wäreſt nicht ſo ſtolz und dreiſt,
Gäb's einen Spiegel für den Geiſt.

◆

Gewöhne dein Leben nicht an Eine Kraft, da du mehr als eine haſt; kannſt du in der Finſterniß das Sehrohr nicht gebrauchen, nimm das Hörrohr. Am Tage mach's umgekehrt.

◆

Es gibt Menſchen, die wohnen auf dem Cimboraſſo der Gemeinheit. Es iſt unmöglich, ihnen beizukommen — ſie behalten immer Recht. Der

Witz, der ſie aufſucht, ſinkt ſchon am Fuße des Berges entathmet nieder, und bekennt mit Schaam: daß ein Prügel beßer ſey, als eine Lanze.

◆

An M.

Dich Edlen läßt Amalia,
Und wählt den dummen Brack!
Verdolmetſcht: Fort, Harmonika!
Komm, lieber Dudelſack!

◆

Wer behauptet, es gebe wenig Menſchenfreunde, iſt ungerecht gegen — die Hunde.

◆

Schon die witzigen *Köpfe* ſind oft nicht die beſten Geſellſchafter. Aber wer kann die witzigen *Tröpfe* ertragen!

◆

Die franzöſiſche Sprache iſt umgänglich, aber nicht vertraulich; geſellſchaftlich aber nicht geſellig; mehr geſittet als ſittlich; ſie intereſſirt nicht immer, aber amüſirt ſtets, hat mehr Geſtalt als Gehalt, und taugt beſſer für den Hof, als für das Haus.

Einem eitlen Schwelger.

Was präſentirſt du nicht an Speiſ' und Trank den Gäſten!
Das Beſte haben ſie bei dir, und dich — zum Beſten.

◆

Schwache Menſchen ſind die leichten Truppen in der Armee der Schlechten, und thun, wie dieſe, immer mehr Schaden, als die Armee ſelbſt.

◆

Gegen den Strom der Zeit kann zwar der Einzelne nicht ſchwimmen; aber wer Kraft hat, hält feſt, und läßt ſich von demſelben nicht mit fortreißen.

◆

Ein Glück iſt es, daß die Vorſehung die Leidenſchaften in das gemeine Wohl mit verflochten hat. Aus reiner Vernunft wird wohl der Menſch, ſo wie er jetzt politiſch und moraliſch iſt, wenig Gutes thun.

Sey Freund von allen; aber lange ſichte
Und prüfe ſcharf und faß' in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme ſinkeſt;
Denn wiſſe, wenn du Gift ſtatt Heilung trinkeſt,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

◆

So ſind wir thörigten Menſchen! Es ſchickt ſich nicht — es geht nicht an — das ſind die Zauberformeln, mit welchen wir ſchon früh anfangen, unſre Freuden zu beſprechen, und über ihre Blüthen, wie ein ertödtender Nachtfroſt hinzufahren.

◆

Himmel, wie das Reden zu etwas ſo ganz anderm geworden, als wozu es Plato macht — zum Lautdenken!!

◆

Ein Lackei, der ſich im Handel plötzlich bereichert hatte, wollte nun den großen Herrn ſpielen. Als er, prächtig gekleidet, zum erſtenmale in ſeine Kutſche ſteigen wollte, ſprang er hinten auf.

Fräulein Donn.

Wem Fräulein Donn ſich und ihr Gold verhieße,
Dem würde traun! ein Schaaf mit gold'nem Vließe.

◆

In der Politik, wie in der Liebe, gibt es keinen dauernden Frieden, nur Waffenſtillſtand.

◆

Todes-Anzeige.

Mein guter Mann entſchlief in Frieden;
Sanft möge ſeine Aſche ruh'n!
Mit Ochſen handelt' er hienieden,
Ich werd' hinfort ein Gleiches thun.

◆

Von einem ſchlechten Kerl, der ſehr krank darnieder lag, ſagte Jemand: Zum Glück hat er keinen *edeln* Theil, auf welchen ſich das Uebel werfen kann.

◆

Ein Lichtſtrahl bricht ſich noch in etwas ganz anderm als in Farben. Wenigſtens iſt der Lichtſtrahl einer Beſeelung fähig, wo ſich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein!

◆

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebſt dem deutlichſten Verſtande und dem ruhigſten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erſt eine ganze Nation Leidenſchaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort ſeine Naturforſcher und Laboratorien hat, dann wird man auf dieſer koloſaliſchen Bahn erſt Fortſchritte machen, die mit ihr im Verhältniß ſtehen.

◆

Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt indirekte Darſtellung der Wahrheit.

◆

Man ſprach in einer Geſellſchaft von England, und fragte eine Dame, die viel davon geſprochen hatte, ob ſie dort geweſen ſey. *Nein*, war die Antwort, *ich ſelbſt nicht — aber mein Bru-*

der hat vor einigen Jahren hinreiſen wollen.

◆

Die meiſten verwechſeln ihre Eitelkeit mit ihrer Ehrliebe, und geben Wunden der einen für Wunden der andern aus, und umgekehrt.

◆

Grabſchrift auf einen wichtigen Mann.

Beim Grab' des Herrn von Degenband,
Da weint' niemand und lacht' Niemand.
Was aus der Seel' ward nach der Hand,
Das weiß Niemand und fragt Niemand.

◆

Egoismus, Libertinage und Müßiggang ſind die Schwämme, die das Schickſal, ſo weit es konnte, in die höhern Stände hinaufſäete, weil ſie in den niedern und breitern zu ſehr ausgegriffen und ſie ausgeſogen hätten, — welches das Muſter derſelben Vorſicht geweſen zu ſeyn ſcheint, nach der die Schiffer den Teufelsdreck, den ſie aus Perſien holen, ſtets oben an den Maſtbaum hängen, damit ſein Geſtank nicht die Fracht des Schiffraums beſudele.

◆

Wenig Auserwählte tragen einen ſlammenden Morgenſtern, und erhellen Tauſenden die dunkeln Pfade — aber ein unzähliger Troß ſchleicht mit der Diebslaterne des Egoismus einher, die nur ihm leuchtet, und andere blendet.

◆

Geburtshelfer ſind die größten Proſaiker in der Liebe.

◆

Montesquieu unterſcheidet in der Geſellſchaft zwei Arten von Menſchen, jene, die denken, und jene die unterhalten. Warum mag er wohl eine dritte Gattung, die weder das eine noch das andere thut, vergeſſen haben?

◆

Der verſtorbene Kapellmeiſter Himmel gab einſt der berühmten Sängerin, Demoiſ. Schmalz, als Empfehlungsſchreiben an Naumann in Dresden nur folgende Worte mit:

»Hier ſchickt Ihnen der Himmel einen Engel.«

◆

Der Ritter d'Elbée in Paris hat in einer eigenen Schrift angerathen, zum Unterhalt der Offizierswittwen in Frankreich eine Auflage auf die Schminke zu machen; er will beweiſen, und es iſt ohnedieß ſchon ſehr glaubwürdig, daß in Frankreich jährlich mehr als 2 Millionen Töpfchen mit Schminke verbraucht werden. Das Bewußtſeyn einer wohlthätigen Handlung wird den aufgelegten Karmin erhöhen, und die Schminke wird nun eine Tugend werden, ſo wie bisher die Tugenden größtentheils nur Schminke waren.

◆

Als Emilie ſtarb.

Die Schönſte ſeltner Schönen
Todt in des Lebens May! —
Die Liebesgötter ſtöhnen;
Der Mädchen Jubel tönen;
Der Männer Herz iſt endlich frei!

Nur wer ſeinen Freund verloren hat, darf verzweifeln, denn ſolcher Verluſt iſt ohne Erſatz.

◆

So wie es ganz natürlich iſt, gewiſſe Dinge ohne Beweisgründe zu glauben, ſo iſt es hinwiederum natürlich, andere, trotz den dafür vorhandenen Beweisgründen zu bezweifeln.

◆

Man muß die Menſchen nicht nach dem beurtheilen, was ſie nicht wiſſen, ſondern nach dem, was ſie wiſſen, und nach der Art, wie ſie es wiſſen.

◆

In unſern Zeitungen leſen wir noch immer grunderbärmliche Gedichte auf und über grunderbärmliche Dinge. Es iſt doch ganz vortrefflich vom Apoll, daß die, welche die zarteſte Kunſt misbrauchen, ſo auſſerordentlich ſchlecht ausgeſtattet ſind.

◆

Die menſchliche Natur iſt ſo ſchwach, daß die rechtlichſten Menſchen ohne Religion mit ihrer gefahrvollen Tugend eine Angſt erregen, wie die Seiltänzer mit ihrem ſchwankenden Gleichgewicht.

◆

Gnome.

Unſelig ſchwarzes Loos, wenn ſie,
Die Quälerin Melancholie,
Zuletzt in uns den Sieg gewinnt!
Wir ſehn die Dinge, wie — ſie ſind!

◆

Sey keuſch wie Eis, rein wie Schnee, du wirſt doch der Verläumdung nicht entgehen.

◆

Frau von Genlis verkaufte ihre Theaterſtücke, um mit dem Honorar den Herrn von Querſac wieder in Freiheit zu ſetzen, der Schulden halber im Gefängniß ſaß. Eine Dame ſchrieb darauf an die Frau von Genlis:

D'une aimable pitié, quel effet surprenant!
Pour en delivrer un, vous en enchainez cent!

Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichten Wagen durch, und uns bleibt nichts, als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß das! Erinnert der Menſch ſich doch kaum, woher er kam!

◆

Wer kein Steckenpferd reitet, den reitet leicht der Teufel.

◆

An den Schlaf.

Ich lade dich mit Sehnſucht ein,
Geliebter Schlaf! — Komm, über mir zu ſchweben!
Süß iſt es, ſo zu leben ohne Leben;
Süß, ohne Tod ſo todt zu ſeyn.

◆

Jeder Menſch zählt im Laufe ſeines Lebens einige Momente, wo ihm das Schickſal den Becher der Freude ſo voll goß, daß er wünſchte, es möchte einige Tropfen davon der Gegenwart entzogen, und für künftige Augenblicke aufgeſpart haben.

◆

Auf dem Wege Rechtens wird mehr ſchreiendes Unrecht gethan, als auf irgend einem andern öffentlichen Wege.

◆

Die Menſchen laſſen ſich brauchen zu Allem, aber brauchbar ſind nicht alle zu allem. Dieſe einfache Wahrheit bedenken die Großen nicht immer genug, daher der ſchlechte Ausgang ſo mancher großen Unternehmung, die nicht hätte mislingen können, wenn man in der Wahl der Menſchen nicht lotteriemäßig zu Werke gegangen wäre.

◆

Das Geld und die Verdienſte der Väter ſind gewöhnlich die Urſache, warum die Söhne weder Geld noch Verdienſte zu erwerben wiſſen.

An Lilla.

Wohl blendet uns dein Reiz, doch Keinen
nimmt er ein.
Kind, häßlich iſt's fürwahr, ſchön, wie du
biſt, zu ſeyn.

◆

Keine Voreiligkeit iſt im Umgange gewöhnlicher und oft gefährlicher, als die, andere Leute ſo geſtimmt zu glauben, wie man gegenwärtig ſich geſtimmt fühlt.

◆

Sobald der Menſch den rechten Gegenſtand ſeiner Liebe gefunden hat, fängt er an, eine Menge von Menſchen, Sachen und Vergnügungen weniger zu lieben.

◆

Kein Menſch beſitzt Verſtand und Menſchenkenntniß genug, um im Umgange mit andern niemals langweilig zu werden; und je länger wir mit einem guten Kopfe umgehen, deſto häufiger treten Momente ein, wo auch er uns Langeweile macht.

Des Abends eine gute Muſik hören, heißt, ſeinen Ohren die gebührende Entſchädigung für die Leiden des ganzen Tags gewähren.

◆

Weiſe und weiſer.

Hochweiſe Männer gebieten,
Um ſich vor Liebe zu hüten,
» Die Mädchen und Frau'n
» Nicht anzuſchau'n. »
Allein noch weiſere riethen,
Um ſich vor Liebe zu hüten:
» Die Mädchen und Frau'n
» Recht anzuſchauen. »

◆

Die ächten Dummköpfe haben eine Art geiſtige Elephantenhaut, durch welche weder Hieb noch Stich geht.

◆

Man könnte Viele glücklich machen mit all' dem Glück, was in der Welt verloren geht.

Was du allein genoßeſt, macht ſpäterhin dir wenig oder keine Freude; was du aber mit Andern theilteſt, bleibt in der Erinnerung dir immer erneuerter Genuß.

◆

An S.

Sie könnt' ich, wie Petrarch einſt ſeine Laura preiſen,
Und meiner Liebe ſüßen Schmerz
Verkündigen auf tauſend neue Weiſen,
Erſchöpfte ſich mein Geiſt ſo wenig als mein Herz.

◆

Wenn ſich das Genie den Leidenſchaften leihet, ſo werden ſie die Staffeln, entweder zum unſterblichen Ruhme oder zum Galgen.

◆

Je geiſtreicher das Weib iſt, dem die Liebe den Kopf verrückt, deſto toller die Streiche und Thorheiten, die es begeht.

Wer dem Urſprunge der meiſten großen Reichthümer nachſpürt, geräth gewöhnlich bald in das Gebiet der Dieberei.

◆

Vorreden muß man nie ungeleſen laſſen, weil, wenn man ſie recht verſtanden hat, man ſich oft die Zeit erſpart, das Buch ſelbſt zu leſen.

◆

Denke ſtets, mein Freund, es iſt einmal ein Homer und Shakespeare in der Welt geweſen: warum ſollte nicht wieder ein Mann kommen, der eins von beiden, oder gar beides zugleich iſt! Und warum ſollte nicht ich dieſer Mann ſeyn? Aber ums Himmelswillen, denke nie, ich bin es ſchon, ſelbſt wenn du es wirklich biſt! Doch in dieſem Falle denkſt du es ſicher nicht: denn man kann nicht Homer und Shakespeare und ein eitler Narr zugleich ſeyn.

◆

Der edle Menſch hat nur unter den guten und beſſern zu wählen. Andre müſſen ſich für glücklich ſchätzen, wenn ſie unter mehrern Uebeln das geringſte treffen.

◆

Eine Fabel.

Freue dich, ſagte der Rabe zur Zeit des Aeſops, und alſo, merkt es euch wohl, weder geſtern, noch heute vor einem Jahr, freue dich, ſagte er zu dem brütenden Weibchen eines Storchs, die einzig beſte Art, die Störche klappern zu lehren, iſt erfunden, von mir erfunden und ich will ſie an deinen Kindern gegen ein Billiges verſuchen, ſobald ſie aus dem Ei gekrochen ſind.

Geh an den Galgen mit deiner neuen Erfindung, antwortete die langbeinigte Mutter, geh an den Galgen, und lehre deine Brut krächzen, und laß die Natur und mich meine Jungen klappern lehren.

Die Moral zu dieſer Fabel iſt verloren gegangen. —

◆

Der Kopf iſt die Feſtung, die den Eingang zum Herzen vertheidigen ſoll; aber heutzutage umgehet man die Feſtungen.

Verſprechen und Halten.

Verſprechungen ſind keine Huld:
Erfüllung kröne ſie! — Dieß lernt, ihr hohen Gönner!
Ein Wort iſt — ein Kontrakt für deutſche Biedermänner,
Und ein Verſprechen — eine Schuld.

◆

Schiller gab über ſein Gedicht: die **Reſignation** folgende ſchriftliche Erklärung von ſich, der in ſo weit Glauben beizumeſſen iſt, als in allen ſeinen nachherigen wie in frühern Schriften keine Spur mehr von dieſer Reſignation anzutreffen iſt.

Der Inhalt derſelben ſind die Aufforderungen eines Menſchen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit verſprochen wurde, hat er auf Genuß in dieſer Welt reſignirt. Zu ſeinem Schrecken findet er, daß er ſich in ſeiner Rechnung betrogen, und daß man ihm einen falſchen Wechſel an die Ewigkeit gegeben.

»So kann und ſoll es jeder Tugend und jeder Reſignation ergehen, die blos deswegen ausgeübt wird, weil ſie in einem andern Leben gute Zahlung erwartet. Unſere moraliſchen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, ſondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Aſſignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Nothwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht iſt alſo nicht gegen die wahre Tugend, ſondern nur gegen die Religions-Tugend gerichtet, welche mit dem Weltſchöpfer einen Accord ſchließt, und gute Handlungen auf Intereſſen ausleihet, und dieſe intereſſirte Tugend verdient mit Recht jene ſtrenge Abfertigung des Genius.«

◆

Zu attiſcher Ironie, wie zu fränkiſcher Perſiflage, zu dem ridendo dicere verum iſt der Deutſche ungeſchickt. Wir hauen mit Juvenaliſcher Geißel um uns; aber da gibt's denn auch wackere Striemen.

◆

Seufzer.

O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als ſeine Nacht!
O des Lichts, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

◆

Den Halbgelehrten betet der Viertelsgelehrte an — dieſen der Sechzehntheilgelehrte — und ſo fort — aber nicht den Ganzgelehrten der Halbgelehrte.

◆

Vor Gericht werden oft ermordete Geburten für todtgeborne ausgegeben; in Antikritiken todtgeborne für ermordete.

◆

Woher mag es doch kommen, daß, wer ſich betrinkt, verſpottet und verachtet wird, während derjenige, der ſich (man erlaube mir den Ausdruck) be — iſt, in Ehren bleibt? Alles zuſammen addirt, wird gewiß eine größere Summe Verſtandes vereſſen, als vertrunken. Der einzige Unterſchied iſt der: das Betrinken wirkt auf den Verſtand, wie ein korroſives Gift; das Beeſſen wie langſam zerſtörende aqua toffana.

◆

Dialog.

Frau. Götter ſeyd ihr ohne Hymens Bande,
Aber Teufel in dem Eheſtande.
Mann. O das Teufelſeyn iſt zu vergeben,
Denn wir müſſen in der Hölle leben.

◆

Fliehe den Menſchen, der immer Zwecke zu erreichen ſucht; er opfert einem Götzen, der auch oft Menſchenopfer fordert.

◆

Ein Sinn ſtärkt ſich oft auf Koſten des andern; ſo nimmt oft das richtige Urtheil zu, und die Einbildungskraft ab.

Die Weiber ſehen nur darauf, *daß* man ſich bei ihnen entſchuldige, nicht *wie*.

◆

Aufſchrift auf einen akademiſchen Fechtboden.

Hier wird mit Sereniſſimi
Bewilligung den Herren das gelehrt,
Worauf, nach Sereniſſimi
Verordnung, Relegation gehört.

◆

Daß dieſer oder jener mehr *Verſtand* habe, räumt mancher wohl ein, weil es eine nicht wohl abzuläugnende Sache iſt. *Gefühl* hingegen, dieſes Geſchenk der Natur kann er, ohne ſich ſelbſt zu demüthigen, keinem Andern in einem höhern Grade zugeſtehen. Wenn ihm nun eine Erſcheinung aufſtößt, die er mit *ſeinem* bischen Gefühl nicht umſpannen kann, ſo nennt er ſie ohne Umſtände — Erdichtung oder Schwärmerei, und rettet ſeine Eigenliebe durch ein Achſelzucken. Doch gibt es noch eine Gattung Menſchen, die die Wahrheit der Empfindung aus *Bosheit* läugnet; ſie fühlt, daß ſolche Gefühl-Aeußerungen oft Zuneigung und Liebe erwerben, Schätze, die die Mißgunſt ſo gerne rauben möchte.

◆

Jean Paul ſagt irgendwo: Ich muß erinnern, daß es unter allen Uebeln für Erziehung und für Kinder, wogegen das verſchriene Buchſtabiren golden iſt, kein giftigeres, keinen ungeſundern Mispickel, und keinen mehr zehrenden pädagogiſchen Bandwurm gibt, als eine — Hausfranzöſin.

◆

Bavs Einladung.

Die *beſſern Köpfe* ladeſt du
Zu dir, mich aber nicht dazu.
Gleichwohl ſollſt du von mir nicht übergangen ſeyn,
Lad' ich einmal die *ſchlechten* ein.

Man ſollte plaſtiſche Kunſtwerke nie ohne Muſik ſehen, muſikaliſche Kunſtwerke hingegen immer nur in ſchön dekorirten Sälen hören.

◆

Es iſt kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks iſt die grösſere Schärfe des Sinns ganz natürlich.

◆

Fabel.

Der Kutſcher Matz rief ſeinen *Voderpferden*:
»Rennt was ihr könnt, ſonſt möchtet ihr im Nu
Vom *Hinterpaar* noch überflügelt werden,«
Stets unter Peitſchenhieben zu.
Und dieſem: »Rennt, ihr wackern Polen,
Um noch die Vordern einzuholen.« —
Pfui, Schwager! ſpricht ein Pilgersmann,
Ihr jagt und plagt die guten Thiere ſündlich!
»Ja wohl!« erwiedert' Matz verbindlich,
»Doch kommt der Wagen ſo voran.«

Ein tapferer öſtereichiſcher General kehrte nach einem ſehr rühmlichen Feldzuge nach Wien zurück. Beim Schlagbaume machte ſein Wagen Halt; der Viſitator erſchien, um ihn zu durchſuchen. Als er aber den General erblickte, den er genau kannte, ſagte er: Fahren ſie weiter, mein General, Lorbeeren geben keinen Zoll.

◆

Böſe Menſchen ſind in ſo weit zu entſchuldigen, wenn ſie edeln, aber ungewöhnlichen Handlungen ſchlechte Motive unterſchieben, als ein jeder Menſch auf Erden für des Nächſten Handlung nur Einen Maßſtab hat, nämlich ſein eigenes Herz.

◆

Die Kenntniſſe haben, wie die Widerwärtigkeiten, das Eigene, jene zu verſchlimmern, die ſie nicht beſſern.

◆

Das wahre Komiſche iſt nur in den niedern Ständen noch zu finden. Wie ſollte es auch einheimiſch ſeyn in den höhern, wo alles nach der geregelteſten Ebenmäßigkeit geſchieht, wo alle Zovialität, die eigentliche Mutter des Komiſchen, mit Ruthen gegeiſſelt und daheim geſchickt wird von dem Tanzmeiſter bon ton, der die Grade beſtimmt, nach welchen ſich die Mundwinkel in Falten legen müſſen, wenn die gute Lebensart nicht beleidigt werden ſoll.

◆

Keine Siege ſind problematiſcher, als die der Liebe. Die meiſten Siege über weibliche Herzen ſind zugleich wahre Niederlagen der Männerherzen.

◆

Viele Menſchen wollen lieber mitunter einmal unſanft geſtoßen und getreten, als wenig oder gar nicht bemerkt ſeyn.

◆

Es iſt leichter, daß ſelbſt ein mittelmäſſiger Kopf in manchen Angelegenheiten einen guten Rath ertheile, als daß ein guter Kopf guten Rath richtig befolge.

◆

Die armſelige Kunſt an jedem Menſchen Fehler zu entdecken, ſeine Schattenſeite recht bemerkbar zu machen, jede ſeiner Tugenden zu conterfeien und aus unreiner Quelle herzuleiten — das iſt es, was der gemeine Menſchenhaufe Menſchenkenntniß nennt.

◆

An Vibus.

»Das Räuſchchen« iſt für dich ein Lieblingsdrama,
Und jedes Kellerloch ein Panorama.

◆

Ich habe einen bedeutenden Unterſchied machen gelernt unter guten und wahren Freunden.

◆

Unter die Geſchichtchen, die Engel mit unbeſchreiblicher Naivetät zu erzählen pflegte, gehört die von einem Manne, der Ein Aug hatte, und deſſen Frau während ihres Eheſtandes auch eins ihrer Augen einbüßte. Dieſer Ehemann rühmte ſtets die Eintracht zwiſchen ſich und ſeiner Frau, an der er nur das ausſetzte, daß, wenn er mit ſeiner Frau etwas unter vier Augen abzumachen hätte, er immer den Bedienten zu Hülfe nehmen müſſe.

◆

Es gehört ein mikroskopiſches Auge dazu, ſeine Koketterie von weiblicher Schüchternheit ſicher zu unterſcheiden.

◆

Die Philoſophie mag ſagen, was ſie will; das Beſte in dieſer Welt iſt das, was wir in ihr träumen.

◆

Wer unvergeßliche Wohlthaten erweiſen will, der vergeſſe ſie, ſobald er ſie gethan hat.

◆

Fabel.

»Mich engt und zwängt ein Gläſerhaus —
»Frei will ich leuchten in die Ferne,
»Wie meine Brüder dort, die Sterne!«
So ſprach das Licht. Man öffnet die Laterne:
Hui, weht's ein Zugwind aus.

Es gibt Fehler, die weniger durch ſich ſelbſt, als durch das Eingeſtändniß derſelben auffallen.

◆

Die Thoren gehen aus den Händen der Natur hervor, aber die Weiber ſetzen ſie in Umlauf.

◆

Auf Fanny.

Von weitem ſchon gefiel mir Fanny ſehr:
Nun ich ſie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten ſehe,
Gefällt ſie mir — auch nicht von weitem
mehr.

◆

Viele der in unſern Tagen ſo gewöhnlichen *ſchlechten* und *miſerabeln Todesarten* verdanken wir einzig und allein unſerer ſogenannten *guten* und *ſublimen Lebensart*.

◆

Man kann ein ziemlich rechtlicher Menſch zu ſeyn im Ernſte wähnen, wenn man Geiſt genug hat, um ſich immer für ſeine *unrechtlichen* Handlungen ein Reſervekorps von Rechtfertigungsgründen im Herzen zu organiſiren, die alle Einwendungen und Vorwürfe der eignen Gewiſſenskritik auf dem Wege ſophiſtiſcher Beredſamkeit entkräften, oder gar nicht aufkommen laſſen. — —

◆

Beſcheidenheit.

Schickt denn ſich wohl zum Gallarocke,
Wann Herr von Schlump ſpaziren fährt,
Das ſtete Sitzen auf dem Bocke?
»Der Mann weiß, wo er hin gehört.»

◆

Wenn zwei Schurken zuſammen kommen, wird allemal der eine von ihnen ein größerer, als er vorher war.

◆

Der beſte Rath, den man in den meiſten Fällen den Leuten geben kann, iſt der: »Machen Sie's, wie Sie wollen!» denn ſie machen eine Sache ohnehin ſelten anders.

Die Kunſt, zu *gefallen*, iſt die erſte, durch den geſellſchaftlichen Urvertrag überall privilegirte Kunſt zu — *betrügen*.

◆

Gar Mancher gilt nur deshalb für *linkiſch*, weil das *Herz links* iſt.

◆

In Göttingen iſt 1780 ein Buch erſchienen, welches den Titel führt: »Die Bibel macht keine Komplimente, und iſt alſo von Gott.» Haben wir nicht Recenſenten zu Jena, Halle, Berlin, moderne Schöngeiſter und Mitarbeiter an Tagesblättern, die ſich, nach obigen Worten, *recht göttlich* vernehmen laſſen?

◆

Die jetzigen Schriftſteller zucken die Achſeln am meiſten über die, auf deren Achſeln ſie ſtehen, und erheben die am meiſten, die an ihnen hinaufkriechen.

◆

Mit Staatseinrichtungen iſt's wie mit Kunſtſtraßen; auf einer ganz neuen, unbefahrnen, wo jeder Wagen am Straßenbaue mit arbeiten und zerklopfen hilft, wird man eben ſo geſtoßen, und geworfen, als auf einer ganz alten, ausgefahrnen voll Löcher. Was iſt nun hier zu thun? Man fahre fort.

◆

Gute Fürſten bekommen leicht gute Unterthanen, nicht ſo leicht dieſe jene.

◆

Der Jüngling iſt aus Willkühr ſonderbar, und freuet ſich; der Mann iſt's unabſichtlich, gezwungen, und ärgert ſich.

◆

Statt der Bitte: Erlöſe uns vom Uebel würden viele Menſchen richtiger beten: Vater, bewahre uns vor uns ſelbſt, und erlöſe uns von der Unvernunft.

◆

Der Menſch fühlt es immer ſehr bald, wenn er ſich den Magen verdorben; nur ſelten und ſpät, wenn er ſich den Kopf verdorben hat. Daher kommt es, daß Kopfkrankheiten weit ſchwerer zu heilen ſind, als Magenkrankheiten: bei erſtern kommt Hülfe faſt immer zu ſpät, und für Radikalkuren dieſer Art gibt es noch ſehr wenig gute Aerzte.

◆

Die zuverläßigſten Recenſenten eines Theaters wären: ein Blinder, ein Tauber, und ein Mann, der die Sprache, in welcher das Stück geſchrieben iſt, nicht verſtände. Der Blinde müßte anzeigen, wie ihm die Deklamation, der Taube, wie ihm die Action, und der Ausländer, wie ihm die Action, durch die bloße Modulation der Töne verdeutlicht, gefallen habe.

◆

Heutzutage kann man kaum auf den hölliſchen Teufel ſelber eine Stachelſchrift abfaſſen, ohne daß irgend ein menſchlicher ſie auf einen Engel applizirt.

◆

»Man ſey ſtets gefällig gegen jedermann!« Ganz recht, man vergeſſe aber nicht, daß es auch eine niederträchtige Gefälligkeit gibt.

Warnung.

Die ihr, vertrauend den Gerüchten
Von leſen Klubb- und Stadtgeſchichten
Nun dort, nun hier
Ein ſcharfes Urtheil euch erlaubet! —
Oft wenn ihr zu *verdammen* glaubet,
Verläumdet ihr!

◆

So lange du noch nicht die Kunſt verſtehſt, in Sprache, Ton, Blick, Gebehrde, Stirnfaltung und Muskelzug des Menſchen jedesmal den Puls zu finden, an dem du die Bewegungen ſeines innern Getriebes, ſeine geheimſten Gedanken und tiefſten Falten gleichſam abſtehlen und berechnen kannſt; ſo lange rühme dich nicht, dem künſtlichſten Mechanismus der Schöpfung auf die Spur gekommen zu ſeyn, das heißt: *den Menſchen zu kennen.*

◆

Auſſer den öffentlichen gibt es noch tauſend Privat-Irrenhäuſer. Letztere ſind die Erziehungshäuſer für jene.

Ein Menſch, der nie das volle Zutrauen faſſen kann, daß Jemand ganz ehrlich mit ihm umgehe, iſt oder war entweder ſelbſt ein Schelm, oder will es werden, oder macht andere dazu.

◆

Der Schmetterling in der Kirche.

Laßt ihn fliegen, ob er in der kleinen Kirche flattert, oder im All = Tempel, er predigt doch.

◆

Der Geiz iſt eine Art von Wahnſinn. Der Geizige fürchtet zu verhungern, und ſpart und ſammelt deshalb, bis — der unerbittliche Tod auch ſeine Gebeine zu denen der Fürſten und Bettler ſammelt. Aus bloßer Liebe zum Gelde iſt ſo leicht Niemand geizig; immer ſteht jene Furcht vor einer Hungersnoth wie ein drohendes Geſpenſt im Hintergrunde.

◆

Viele Menſchen glauben ſich zu dem undankbarſten Geſchäfte, Andere zu hofmeiſtern, und ihnen guten Rath zu geben, berufen, und wirklich iſt dieſer Berufs- und Hülfstrieb faſt der einzige im Menſchen, der noch am wenigſten vom groben Egoismus erzeugt und geleitet wird. Allein nur ſehr wenige ſind zu Orakeln wirklich berufen, und dieſe wenigen muß man recht herzlich bedauern, daß ihre Rathſchläge ſo ſelten gehört, befolgt und — belohnt werden.

◆

Naivetät.

Sag' Er, wie ich den Widerſpruch vereine,
Der Schneider Fips verlangt dreiviertel mehr
Zu einem Ueberrock für mich, als Er. —
»Sein Bub' iſt auch viel größer als der meine.»

◆

»Gott, ich flehe, laß mich meine Freunde nicht kennen lernen!» Sollte mit dieſer Bitte nicht unſer Morgen- und Abendgebet ſchließen?

◆

Mancher erweitert mit den Waffen des Lichts das Reich der Finſterniß.

Gelehrten-Höflichkeit.

Mein Herr heißt in der Regel
Mich Schlingel nur und Flegel —
Bemerkt' Johann — wie höflich ſpricht
Dagegen man im Vorbericht
Zum erſten beſten Buch mit mir —
Geneigter Leſer heißt es hier —
Geneigt — Johann — geneigt! —
Wie das ins Ohr ſich ſchleicht!
Solch' Wörtlein macht dem Diener-Herzen Freude —
Die Herrn Gelehrten ſind doch feine Leute!

◆

Das Sprichwort ſagt: Der führt nichts gutes im Schilde. Aber mancher hängt ein gutes Schild aus, und es iſt ihm doch nicht zu trauen! In einem Wirthshauſe iſt darum noch nicht gut herbergen, weil es einen Engel im Schilde hat.

◆

Ein Weiſer gab ſich das unverbrüchliche Geſetz, keine Beleidigung früher für empfangen anzunehmen, als bis ſie zu ſchmerzen aufgehört.

◆

Unwahrheit hat von einem höhern Geſichtspunkte aus eine noch viel ſchlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie iſt der Grund einer falſchen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit iſt die Quelle alles Böſen und Uebeln.

◆

Grabſchrift.

Hier ruht in ſtiller Grabesnacht
Ein zärtlich Weib nun aus von Kummer, Noth und Leiden,
Die ſie, getreu bis ans Verſcheiden
Viel Jahre lang — dem beſten Mann gemacht.

◆

Die ganze Ehrlichkeit gewiſſer Leute beſteht blos in der Furcht vor dem Galgen oder der Hölle.

Die Freiheit geht gewöhnlich nur als Selbſtmörderin unter.

◆

Ein Menſch von gebildetem Geſchmack iſt doppelt ſchuldig, wenn er nicht auch der beſte und frömmſte iſt.

◆

An Sie.

Schweigend ſenk' ich meinen Liebes-Kummer
In des Buſens ſtilles Kämmerlein;
Doch dem Wehe beut mein Herz zum Schlummer
Obdach gern, und wiegt es tröſtend ein.
Nur wann Einer Zauberblicke Himmel öffnen,
Iſt's der Bruſt — o ſchmerzlichſte der Pein! —
Ewig in der weiten Welt zu klein.

◆

Der Deutſche iſt in ſeinem Enthuſiasmus immer noch ein Kind, das Alles, was es ſieht, gleich in den Mund ſtecken will.

An einem mächtigen Feinde rächt ſich nur ein Thor, an einem unglücklichen nur ein Schurke.

◆

Niemand, ſagt Jean Paul, ſoll über die Menſchen ſpotten, als einer, der ſie recht herzlich liebt. Dieſe Regel wurde lange vor Jean Paul ſchon beobachtet: daher haben wir ſo viele Satyren auf das ſchöne Geſchlecht.

◆

Man kann ein ziemlich guter Menſch, und doch ein ziemlich ſchlechter und gefährlicher Freund ſeyn. Wenn Herzensgüte erſte Bedingung der ächten Freundſchaft, ſo iſt unſtreitig Klugheit die zweite.

◆

Auf Frau Roſa.

Seit Roſa ſich vermählt ſieht ſie nach keinem Mann:
So wiſſen wir doch itzt, warum ſie's ſonſt gethan.

Wenn in Deutſchland einer Kopf hat, gleich ſtellt er ſich darauf.

◆

Man muß den Kindern ſo widerſprechen, wie die Zephire die Bäume im Frühlinge bewegen, um ihr Grünen und Wachsthum zu beſchleunigen, ohne ihre Blätter und Blüthen abzuſchütteln.

◆

Bildet *Herz* und *Kopf* in euern Kindern im *richtigſten* Ebenmaße aus, ſonſt zieht ihr Menſchen, die unſelige Störer fremder oder eigener Glückſeligkeit werden.

◆

Der Traum.

Mir träumt', ich ſtarb, und *deine* Thränen floſſen;
Da richtet' ich mich auf, und lebte wieder,
Der Blume gleich, die Thau begoſſen.

◆

Ein Menſch, den man nie enthuſiasmirt ſah, gränzt entweder an den unglücklichen Blödſinnigen, oder hat ſich durch Fröhnung irgend einer entnaturenden Leidenſchaft für alles Höhere, und alſo auch für reine Begeiſterung abgeſtumpft.

◆

Menſchen die allerliebſt ins Auge fallen, fallen dafür nicht ſelten deſto ſchlechter ins Gehör. Sie ſcheinen von der ſorgſamen Mutter Natur für die ſtummen Rollen in der Societät beſtimmt zu ſeyn.

◆

Wie wenig Werth der Reichthum in Gottes Augen hat, ſagt Pope, kann man daraus abnehmen, wie er denſelben hinieden vertheilt.

◆

Manchen Leuten muß man ein wenig Weihrauch ſtreuen, blos um ihren Geſtank zu vertreiben.

◆

Bemerkung.

Ein bezauberndes Geſicht,
Schlanker Wuchs und Mädchenkünſte,
Sind Geſchenke, nicht Verdienſte,
Nützen, aber adeln nicht.

Als der Abbé Terrai zum Generalcontrolleur der Finanzen ernannt worden war, ſtattete ihm der Abbé Pasquier deshalb einen Glückwunſchbeſuch ab. Der letztere ſah den neuen Generalcontrolleur lange mit unverwandten Augen an. Dieß fiel dem Abbé Terrai auf, und er fragte ihn:

Aber warum ſehen ſie mich ſo ſtarr an? hab' ich mich etwa beſchmutzt? »Noch nicht!« verſetzte Pasquier lakoniſch.

◆

Der Profeſſor Engel hielt nichts von Beſuchen. Wer zu mir kommt, ſagte er, erzeigt mir eine Ehre; wer nicht kommt, macht mir ein Vergnügen.

◆

An das Jahr 1823.

Dein Nachfolger nennt ſich ein Schaltjahr, ob er gleich nur einen einzigen Schalttag mitbringt. Er ſey uns aber willkommen, wenn er nichts einſchaltet, als den Schmerz.

Nur zu leicht glaubt man von Frauenzimmern, die zu ſehr gefallen wollen, daß ſie zugleich auch fallen wollen.

◆

Gnome.

Weitſchweifig findet ihr dieß geprießne Gedicht?
Ich wunderkurz. Ich leſ' es nicht.

◆

Das Auge gleicht der Thür des Janustempels. Wenn es geſchloſſen iſt, herrſcht Friede in der kleinen Welt, die ſich unter dem Namen Menſch auf der großen herumtreibt.

◆

Nichts iſt gewöhnlicher in der gelehrten Welt, als ein blinder Lärm, von Blinden über Blinde gemacht.

◆

Daß die kultivirten Nazionen einander nicht auffreſſen, geſchieht blos aus Oekonomie. Wir ſind nicht ſo dumm, wie die Kanibalen, und wiſſen von unſerm Nächſten, er ſey Freund oder Feind, einen weit vortheilhaftern Gebrauch zu machen, als daß wir ihn in die Maſtung nehmen, und an die Schlächter verhandeln. Man frage einmal die Negerhändler, ob der ganze und lebende Menſch nicht ein beßerer Handelsartikel iſt? Und das ſind doch Kaufleute, die ihr Metier verſtehen, wie hoffentlich Niemand leugnen wird.

◆

In Ihr Stammbuch.

So wie auf kaltem Leichenſteine
Ein Name feſt den Wandrer hält,
So feßle dich dereinſt der *meine*,
Wann auf dieß Blatt dein Auge fällt.
Und wird er einſt von dir geleſen,
Wann manches Jahr gerollt hinab,
So denke nur: ich ſey geweſen —
Und hier ſey meines Herzens Grab.

◆

Nicht wenig Menſchen gelangen zu einer gewiſſen Höhe, wie die Rauchfangkehrer. Sie kriechen durch dunkle und garſtige Kanäle, und machen ſich ſchwarz.

Die erträglichſten Narren ſind die eingeſperrten.

◆

Das Schneeflöckchen.

Ein Flöckchen Schnee fiel jüngſt (kein Blendwerk täuſchte mich)
Auf Bettys Bruſt, und blähte ſchimmernd ſich;
Doch, neidiſch, daß ihr Glanz den ſeinigen verhöhne,
Schmolz es in eine Thräne.

◆

Es gibt eine Menge Schriftſteller, die nicht ſchreiben, und eine Menge Leſer, die nicht leſen können. Beide ſind für einander geſchaffen, und man ſpare alſo die Mühe, den erſtern das Handwerk zu legen, wenn man nicht zugleich auch das Geheimniß beſitzt, die letztern zu beßern.

◆

Eine Frau, die ihren Namen nicht ſchreiben kann, iſt mir lieber, als eine, die ſich einen Namen durch Schreiben erworben.

Die Väter und Ehemänner haben Urſache täglich zu ſeufzen: Der du die Lilien auf dem Felde kleideſt, kleide doch auch unſere Weiber und Mädchen.

◆

An manchen Jäger.

O kennte nur der Haſe dich!
Er ſetzte, traun! zur Wehre ſich.

◆

Joſeph Vernet gehört unſtreitig zu den vorzüglichſten Landſchaftsmalern. Das naivſte Lob ertheilte ihm einſt ein Bauer, dem man einen Auf- und Untergang der Sonne, von Vernet gemalt, zeigte. Nachdem er beide Landſchaften eine Weile, jedoch ohne alle Bewunderung, angeſehen hatte, ſagte er: »Ei nun, was iſt denn da ſo beſonders daran, das ſehen wir ja faſt alle Tage bei uns auf dem Lande.«

◆

Es gibt ſchauerliche Augenblicke im Leben, denen nur durch religiöſe Kraft und Gebet zu begegnen iſt. Z. B. wann ein alter, längſt eingeſargter Schmerz den moſigen Leichenſtein wieder durchbricht, und ſeine ungeheuern, nur verjährten Rechte furchtbar geltend macht, und an unſer Herz mit Fäuſten ſchlägt — oder wann ein alter, grau gewordner Todfeind, der auf ewig von uns hinweg gekommen zu ſeyn ſchien, wieder munter uns entgegen tritt, während wir im hell erleuchteten Saale, bei ſchöner Muſik und freundlichen Freundesgeſichtern, ſo recht von Herzen froh waren — oder wann eine unendlich geliebte Freundin uns mit einemmale hart und kalt verkennt, ſo daß eine böſe Stimme klagend durch unſer Herz geht: »Ach, ſo war doch alles nur ein Irrthum! Und wo iſt nun Wahrheit! *Gibt's auch wohl eine?*«

◆

Erſt richtet den Handelnden nach dem *Sinne* — dann betrachtet ſeine *That*. Die *Wirkung* empfängt den höchſten Adel erſt von ihrer *Urſache*. — Sonſt wären ja die Thränen, welche das Mitleiden oder die Glut der Liebe erzeugt, nicht köſtlicher, als jene Tropfen, die der Sturmwind des Decembers aus ſchönen Augen preßt.

◆

Lob.

Mir wär' es gar nicht lieb, wenn jedermann mich liebte;
Dann käm' ich in Verdacht, daß ich viel Böſes übte.

◆

Vorſichtigkeit beim *Wohlthun* bleibt (ſage einer was er will) immer ein Zeichen menſchlicher *Kälte*. Wer nicht gern gibt, ſtellt gewöhnlich erſt ein langes Examen, mehr über die Geſchichte, als die Würdigkeit des Leidenden, an, und thut allerlei tröſtliche Vorſchläge. *Der eigentliche Wohlthäter* unterſucht nur die Noth. Er fragt nicht lange nach Stand und Namen — ſeine Tröſtungen ſind ſtille Thränen, und überall, wo er die Ebbe der Armuth erblickt, da bricht die Fluth ſeiner Mildthätigkeit herein.

Es gibt vornehme Leute, die immer ausſehen, als ob ſie uns um die Ehre beneideten, ſie anzuſehen.

*

Julchen.

Schwer büßt die Schönheit das Vergnügen,
Daß jeder ihr zu Füßen liegt!
Die Ehre, alles zu beſiegen,
Hat Julchens Ehre nun beſiegt.

*

Die vornehme Dummheit glaubt alle diejenigen, welche nicht in ihre geſellſchaftlichen Zirkel gehören, auch nicht in der Welt, und hört nicht auf, ſich zu verwundern, wenn ein ſolcher Menſch die Dreiſtigkeit beſitzt, Geiſt und Kraft zu zeigen.

*

Es gibt Geſichter, welche gleichſam ſchon die Natur zu Ohrfeigen vorbereitet hat, und bei denen nichts zu beklagen iſt, als daß ſie nicht täglich ihren Mann finden, der ihnen dieſe Nahrung reicht.

Ein Landmann ſaß zwiſchen zwei jungen Leuten, die ihn aufzogen. »Meine Herren,» ſagte er, »Sie ſcheinen mich zum beſten haben zu wollen; ich muß ihnen daher eine Idee von meinem Charakter beibringen. Ich bin nicht ganz ein Pinſel, und auch eben kein Geck, aber ſo zwiſchen beiden.

◆

Gewöhnlich urtheilen die Weiber richtiger über die Männer, als dieſe über jene. Das kommt wohl daher, weil wir gewöhnlich vom Kopfe aus, die Weiber aber vom Herzen aus urtheilen. Der Verſtand kann irren, das Herz nie.

◆

Es gibt nur Ein Original von der Liebe, aber tauſend verſchiedene Kopien.

◆

Die Gefährliche.

Du ſchenkſt mir einen Kuß? — Auf gleiche Weiſe
Schenkt an der Angel man den Fiſchen Speiſe.

Wer ſich verkleinert — was die Welt beſcheiden ſeyn nennt — thut es blos, um Andern unter dem Mikroſkope *größer* zu erſcheinen, als er iſt.

◆

Ein Gedanke, der zweimal, beſonders kurz hintereinander, in einem Buche vorkommt, macht auf mich ganz denſelben Eindruck, wie, wenn Einer, der förmlich Abſchied genommen, wieder zurückkommt, um ſeinen vergeſſenen Hut oder Stock abzuholen.

◆

Sylbenökonomie.

Anzeige.

»Da ich mit meiner Familie häuf- und koſtſpielige Reiſen von Gold- nach Silber- und nach Schmiede- von da nach Hirſch- und Trachenberg mache, ſo ſuche ich zu unſer Aller Bedienung ein Subject, welches mir mehrere andere erſpare. Selbiges müßte mich ra- meine Frau fri- meine Söhne inſtru- uns alle in leeren Stunden amü- und ſich überhaupt aufs beſte conduiſiren. Da ich noch den ganzen Nov- und December, vielleicht auch noch den Jan- und Februar mich hier aufhalten werde, ſo kann man binnen dieſer Zeit ſich bei mir melden.

Fried- Hein- Emmrich,
Stall- Ritt- Poſt- und Bürgermeiſter.

◆

Lichtenberg ſagte, es geht mit einem guten Einfalle, wie es mit einem guten Buche geht; er macht die Klugen klüger, die Dummen dümmer, und die Meiſten bleiben, wie ſie ſind.

◆

Ich nenne einen braven Kerl den, welchem die Erzählung einer guten Handlung das Blut erfriſcht, und einen ſchlechten den, der an einer guten Handlung Händel ſucht.

Verbeſſerungen.

Seite 18 Zeile 4 ſtatt keinem lies keinen.
= 60 = 1 v. u. ſtatt chwer lies ſchwer.
= 139 = 6 ſtatt Einem lies Einem
= 151 = 6 v. u. ſtatt Glaub lies glaub.
= 218 = 2 ſtatt Er lies Es.
= 256 = 8 ſtatt nicht lies nichts.
= 284 = 4 ſtatt elten lies ſelten.
= 338 = 5 v. u. ſtatt angefaßt lies aufgefaßt.
= 340 = 5 nach iſt fehlt nicht.
= 358 = 9 ſtatt ſey lies ſeyn.
= 397 = 9 v. u. ſtatt Grunden lies Grunde.
= 411 = 1 v. u. ſt. surprennat l. surprennant

Denkrede
auf
Jean Paul Friedr. Richter,

von

Dr. Börne.

Eine Neujahrsgabe
für
die Freunde und Verehrer
des
unsterblichen Jean Paul's.

*(Aus Nro. 294 und 295 des Morgenblatts für 1825
besonders abgedruckt.)*

Erlangen, 1826.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schlieſsen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heiſsen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaſsen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiſse, beiſsende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Groſsen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süſsen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feyertage der ersten Liebe besungen, Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bey jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinander legt, und die zitternden Hände zum lezten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und

Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freyheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freyheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haſs, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daſs wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süſser Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuſse zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich! Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid.“ Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freyheit nicht darin besteht, daſs man ohne Gesetze lebe, sondern daſs Jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freyheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Groſser Genius der Liebe! ich achte dein heili-

„ges Herz, in welcher todten oder lebenden „Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen „Engelszunge, oder mit einer schweren, es „auch spreche, und will dich nie verkennen, „du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der „Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; „und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen „Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häſsliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freyheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geiſsel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiſs! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger muſste sich selbst überliefern. Sein Geschoſs war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem

Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freyheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beyde vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füſsen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet.

Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frey, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freymüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennung des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts; sie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergiſst über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergiſst, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freygebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaſs, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daſs er täglich aus goldenen Gefäſsen aſs und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn groſse Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäſsigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt

Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Ludwig Börne's

Urtheil über H. Heine.

Ungedruckte Stellen aus den Pariſer Briefen.

Als Anhang:

Stimmen über H. Heine's letztes Buch, aus Zeitblättern.

Frankfurt am Main.
Bei Johann David Sauerländer.
1840.

[illegible]

Vorwort.

Die verwegnen und gemeinen Angriffe, durch welche Herr H. Heine nach Börne's Tode die Erinnerung an ihn zu entheiligen ſuchte, haben bei den redlichen Männern in Deutſchland Stimmen des Unwillens und der Entrüſtung über ſolchen Frevel erweckt. Der Herausgeber der folgenden Blätter hat die bis jetzt erſchienenen, und ihm bekannt gewordenen Urtheile aus den verſchiedenen Zeitſchriften hier zuſammengeſtellt, damit, ſo lange Heine's ſchlechtes Buch nicht der Vergeſſenheit anheimgefallen iſt, auch erhalten bleibe, was die Zeitgenoſſen darüber dachten. Der Herausgeber hat ſich aber auch bemüht, noch Ungedrucktes aus Börne's Briefen aus Paris 1831, 32, 33. ſich zu verſchaffen, in welchen dieſer, von der Zeit an, wo er in Paris mit H. Heine zuſammentraf, die Eindrücke ſchildert, welche Heine's Weſen auf ihn machte. Aus ihnen wird man ſehen, daß nicht Heine's helleniſche Lebensluſt, nicht ſein heiterer und niedriger Liebesdrang, nicht ſein erlogener Ekel vor dem reinſten und tadelloſeſten Verhältniſſe innigſt befreundeter Menſchen, nicht ſeine Empfindlichkeit gegen volksthümliche Erſcheinungen im Volke, ihn zum Haſſe gegen Börne reizten; — nein, daß er Börne haßte, weil er das Gefühl mit ſich herumtrug, von Börne's redlichem Ernſte erkannt und verachtet zu ſeyn. Der Mangel der ſittlichen Würde und das Bewußtſeyn dieſes Mangels, wie die Empfindung, daß er ganz durchſchaut werde, haben Herrn H. Heine's bittern Zorn geſtachelt; nichts konnte ihm klüger ſcheinen, als dieſen Zorn zu unterdrücken, bis der gefürchtete Gegner ihm nicht mehr zu antworten vermöge; ſo hat er ſich ſelbſt gerichtet. Nun möge Herr H. Heine auch ferner ſeine Witze ſpielen laſſen, ſein flüchtiges Liedertalent überſchätzen, die Schickſale der Völker und der Könige in geſinnungsloſen Stylübungen beſingen, ſeine apolliniſche Schönheit bewundern, und ſich ſelbſt im Traume die Kronen aufſetzen, die das Vaterland ihm nicht reicht. Nur ſchleiche er nicht mehr, zweifelnden Blickes, ein entlarvter Verräther, in das Lager der Freien.

Auszüge aus Börne's Briefen.

Paris, Sonntag den 25. September 1831.

— — — Geſtern Abend um 10 Uhr bin ich hier angekommen. — — Ich logire im **Hôtel de princes**, eigentlich in dem nebenbeiliegenden dazugehörigen **Hôtel de l'Europe, rue Richelieu.** — — Als ich geſtern in's Haus trat, zeigte mir der Wirth das Verzeichniß der im Hotel logierenden Fremden, um zu ſehen, ob keine Bekannten darunter wären. Und da fand ich den Michel Beer und Heine. Aber meine Freude wegen des Letzteren ſollte nicht lange dauern. Er hat geſtern gerade das Haus, und wie ich fürchte, Paris verlaſſen. Die Sache iſt mir noch dunkel. Der Wirth ſagt, Heine habe ſeinen Koffer zu Fuld bringen laſſen. Er wiſſe aber nicht, um auf des Fuld's Landhaus oder ganz weg zu reiſen. Den Michel Beer habe ich noch nicht geſprochen, vielleicht erfahre ich von ihm, wie es ſich mit Heine verhält. — — Ich habe den Beer geſprochen, mit dem

Heine iſt es anders. Der, welcher im Hauſe gewohnt, iſt ein Vetter von ihm. Der rechte Heine iſt in Boulogne, wird bald zurückkommen und den Winter hier bleiben.

Paris, Dienſtag den 27. September 1831

— — Meine erſte Frage an Madame .... war, wie ihr Heine gefalle? Nun hat dieſe Dame etwas von Ihrer Art, nicht gerne Böſes von den Leuten zu ſagen; ich merkte ihr aber doch an, daß er dort im Hauſe nicht gefallen. Doch tadelte ſie blos, er ſpräche ſo ordinär, und von einem Schriftſteller, erwarte man doch auch in der Unterhaltung gewählte Worte. — — — Geſtern Vormittag kam ein junger Mann zu mir, ſtürzt freudig herein, lacht, reicht mir beide Hände — ich kenne ihn nicht. Es war Heine, den ich den ganzen Tag im Sinne hatte! Er ſollte ſchon vor acht Tagen von Boulogne zurück ſeyn, aber „ich war dort krank geworden, hatte mich in eine Engländerin verliebt“ u. ſ. w. Man ſoll ſich dem erſten Eindrucke nicht hingeben; aber mit Ihnen brauche ich mich nicht vorzuſehen, das bleibt unter uns, und wenn ich meine Meinung ändere, ſage ich es Ihnen. Heine gefällt mir nicht. Sollten Sie wohl glauben, daß, als ich eine Viertelſtunde mit ihm geſprochen, eine Stimme in meinem Herzen mir zuflüſterte: „Er iſt wie Robert, er hat keine Seele?“ Und Robert und Heine, wie weit ſtehen die aus einander! Ich weiß ſelbſt nicht deutlich, was ich unter Seele verſtehe; es iſt aber etwas, was oft gewöhnliche Menſchen haben und bedeutendere nicht, oft böſe und nicht gute, beſchränkte und nicht geiſtreiche Menſchen. Es iſt etwas Unſichtbares das hinter dem Sichtbaren anfängt, hinter dem Herzen, hinter dem Geiſte, hinter der Schönheit, und ohne welches Herz, Geiſt und Schönheit nichts ſind. Kurz, ich weiß nicht. Dem ... traue ich Seele zu und dem Heine nicht! und Sie wiſſen doch, was ich von ...'s Herzen halte! Es iſt aber etwas dahinter. Ich und meines Gleichen, wir affektiren oft den Scherz, wenn wir ſehr ernſt ſind; aber Heine's Ernſt ſcheint mir immer affektirt. Es iſt ihm nichts heilig, an der Wahrheit liebt er nur das Schöne, er hat keinen Glauben. Er ſagte mir offen, er wäre vom Juste milieu, und wie nun alle Menſchen ihre Neigungen zu Grundſätzen adeln, ſagte er, man müſſe aus Freiheitsliebe Deſpot ſeyn, Deſpotismus führe zur Freiheit, die Freiheit müſſe auch ihre Jeſuiten haben. Recht hat er, aber der Menſch ſoll nicht Gott ſpielen, der nur allein verſteht, die Menſchen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen. Wie ich hier von Mehreren gehört, ſoll Heine ſich gefallen, eine Melancholie zu affektiren, die er gar nicht hat, und ſoll grenzenlos eitel ſeyn. Herrliche Einfälle hat er, aber er wiederholt ſie gern, und belacht ſich ſelbſt. Heine ſoll gemein liederlich ſeyn. Er wohnt am Ende der Stadt, und ſagt mir oft, es geſchähe um keine Beſuche zu haben. — — Sonderbar — geſtern Abend hörte ich bei ... wiederholt etwas darüber ſpötteln: Heine ſpräche ſo oft und ſo viel von ſeinen Arbeiten. Was doch die Naturen verſchieden ſind! Wenn ich etwas in der Arbeit habe, iſt mir unmöglich, irgend einen außer Ihnen zum Vertrauten meines Geheimniſſes zu machen; mich hält eine gewiſſe Scham davon zurück.

Paris, Freitag den 30. September 1831.

Heine habe ich ſeitdem nicht geſehen. Was ich von ihm höre, giebt mir von ſeinem Charakter keine gute Vorſtellung. Es iſt doch ſonderbar, daß ich immer eine Ahndung davon gehabt, und daß ich in ſeinen Schriften, ſo ſehr ſie mir auch gefielen, die unverkennbarſten Zeichen von Charakterſchwäche gefunden. Und Charakterſchwäche iſt das Gefäß für alle Leidenſchaften, und es wird von den Verhältniſſen, dem Zufalle, dem Temperamente abhängen, was alles hineinkömmt. Er ſoll von grenzenloſer Eitelkeit ſeyn. Er *ſpielt* und er könnte nichts thun, was mir größeres Mißtrauen gegen ihn einflößte.

Er hat ſchon einmal 50 Louisd'or auf einmal verloren. Den etwas bornirten ... ſcheint er als ſeine Lobpoſaune zu gebrauchen, welches ich dieſem in Baden ſchon angemerkt.

— — — Heine hat mich dieſen Vormittag beſucht. Er hat ſich nach Ihnen erkundigt und geſagt, Sie wären eine ſehr liebe Frau. Es iſt merkwürdig mit dem Heine und mir. Der erſte Eindruck den er bei mir gemacht, verſtärkt ſich immer mehr. Ich finde ihn herzlos und ſeine Unterhaltung ſelbſt geiſtlos. Es ſcheint, er hat ſeinen Geiſt nur in den Schreibfingern. Er ſpricht kein vernünftiges Wort und weiß aus mir kein vernünftiges Wort hervorzulocken. Er affektirt Menſchenhaß und Verachtung. Gegen öffentliche Kritik ſeiner Schriften iſt er ſehr empfindlich. Er ſagte mir ſelbſt, er ginge am liebſten mit unbedeutenden Menſchen um. Er iſt ſehr verdroſſen und unheiter. Ich ſah es ihm deutlich an, daß er keine rechte Geduld bei mir hatte und nicht erwarten konnte, bis er fort käme. Auch war ich froh als er ging, denn er hatte mich ennuyirt.

Paris, Samſtag den 8. October 1831.

— — Ja, mit dem Heine iſt es merkwürdig, wie ich mich getäuſcht habe. Ich werde Ihnen etwas von ihm ſagen, was Sie wundern wird. Heine iſt ein vollkommener *Bacher*! wie er das geworden, oder vielmehr als geborner Jude *geblieben*, iſt mir ganz unerklärlich. Er hat die regelmäßigſte Erziehung und einen viel geordnetern Schulunterricht genoſſen, als ich ſelbſt. Er hat ganz die jüdiſche Art zu witzeln, und opfert einem Witz nicht blos das Recht und die Wahrheit, ſondern auch ſeine eigne Ueberzeugung auf. Dann höre ich überall, er ſey von grenzenloſer Eitelkeit, und ſolchen Menſchen iſt nicht zu trauen. Sie wechſeln die Grundſätze wie die Kleider, um mit der Mode fortzugehen. Seine Neigung zur perſönlichen Satyre, ſowohl im Schreiben als im Sprechen, iſt mir auch zuwider. Sein Spott iſt ſehr bösartig, und man muß ſich ſehr vor ihm hüten, daß man in ſeiner Gegenwart von Keinem etwas erzählt, was er brauchen kann. So erzählte ich einem gemeinſchaftlichen Bekannten von uns Beiden, Robert in Baden jammere, daß in dieſer Zeit ſein Talent zu Grunde ginge. Einen Tag darauf kömmt Heine zu mir und ſagt, er habe das erfahren und werde es bei der nächſten Gelegenheit drucken laſſen; aber nicht von Robert von dem er gut Freund ſey, ſondern er wolle es erzählen, als habe das Raupach geklagt.

Paris, Donnerſtag den 13. October 1831.

— — Es hat mir Jemand verplaudert, daß ihm Heine unter Gelobung der ſtrengſten Verſchwiegenheit, beſonders gegen mich, anvertraut, er arbeite an einem politiſchen Werke, ſo etwas über die franzöſiſche Revolution. Er fürchte meine Concurrenz. Was mir dieſe Art mißbehagt, kann ich Ihnen gar nicht genug ausdrücken. Wie iſt es möglich, daß ein Mann wie Heine, von ſo anerkannten großen Verdienſten, ſo kleinlich eitel ſein kann? Geſtern traf ich ihn bei Tiſche. Er verrieth mir, ohne es zu wollen, mit welchen literariſchen Arbeiten er jetzt beſchäftigt iſt. Er fragte mich: was ich von Robespierre halte? Ich antwortete ihm: Robespierre und Lafayette ſind die einzigen ehrlichen Leute in der franzöſiſchen Revolution. Das ſchien ſeine Meinung auch zu ſeyn, er wollte mich aushören. So ein kleinliches Weſen kann mich ganz maliciös machen, und ich wäre im Stande, wenn ich einmal beſtimmt erführe, worüber Heine ſchreibt, den nämlichen Stoff zu behandeln, nur um ihn zu ärgern — — — —

Ich komme wieder auf Heine. Sie müſſen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht Böſes von ihm zu reden, das nicht. Aber er intereſſirt mich als Schriftſteller und darum auch als Menſch. Ich ſammele alles, was ich von Andern über ihn höre, und ich ſelbſt über ihn beobachte. Da es mir nun langweilig iſt, für mich allein Buch und Rechnung über Heine zu führen, lege ich Alles was mir von ihm zukömmt, nach und nach in meine Briefe an Sie nieder. Ein ſchwacher Charakter wie Heine's, wie er mir ſchon aus ſeinen Schriften hervorleuchtete, muß in Paris völlig ausarten. Ich ſehe ihn auf böſem Wege, und werde aus hiſtoriſchem und anthropologiſchem Intereſſe ſeiner Spur nachgehen. So müſſen Sie das anſehen. Geſtern Abend war bei .... von .... neuer Tragödie die Rede, die er in Baden meinem Urtheil unterworfen. Auf Verlangen ſagte ich meine aufrichtige Meinung davon. Madame .... ſagte mir: Vormittag ſei Heine bei ihr geweſen und habe das Drama gelobt. Darauf bemerkte ich: Dann habe Heine geheuchelt, denn er verſtehe das ſo gut als ich. Madame .... erwiederte: ja, wenn man dem Heine 1000 Franken giebt lobt er das Schlechteſte. Ich, das möchte ich nun gerade nicht glauben. Madame .... Sie können es mir glauben, ich weiß es. — — Ein Deutſcher erzählte mir, Heine habe ihm geſagt: ..... könnte mich nur auf eine Art erkaufen; wenn er mir alle Mädchen von Paris gäbe. (Ich ſage Mädchen; Heine aber gebrauchte den gemeinſten Ausdruck dafür.) Er hat eine Art von Lüderlichkeit, die mir nie weder in Büchern, noch im Leben vorgekommen iſt, und die ich mir pſychologiſch gar nicht erklären kann. Gemeine Sinnlichkeit trifft man häufig; aber doch ſelten wird ein junger

Menſch von ſeinen gemeinen Ausſchweifungen, als von etwas Schönem, öffentlich ſprechen. Romantiſche Liebe iſt immer verſchämt und verſchwiegen. Heine aber läuft den gemeinſten Straßendirnen bei Tag und Nacht nach, und ſpricht in einem fort von dieſer häßlichen Gemeinheit, in welcher er ein äſthetiſches Vergnügen findet. Neulich kamen wir Abends vom Eſſen. Er ſagte mir, er ging in den passage des panoramas — was er dort zu thun habe? Ich will ſehen, ob keines von den Mädchen, die ich kenne, ein neues Kleid anhat — Heine iſt doch ſchon 30 Jahre alt.

Samſtag, den 22. October 1831.

— — Heine war bei mir und hat mir aufgetragen Sie zu grüßen. Er fragte mich, wie oft ich Ihnen ſchreibe, und als er hörte, wöchentlich zweimal, war er ſehr darüber erſtaunt. — — Höchſt bedauernswürdig iſt der Heine, aber nicht bloß zu beklagen, ſondern auch anzuklagen, wegen ſeiner Geſundheit, die er durch Ausſchweifungen zerrüttet und täglich mehr verdirbt. Er hat ſich durch ſein lüderliches Leben ſolche Uebel zugezogen, welche die Nerven und den Kopf endlich ganz zerſtören, ſo daß dieſer ſo geiſtreiche Menſch, noch einmal dumm, ja wahnſinnig werden kann, wenn er nicht ſo glücklich iſt, früher das Leben zu verlieren. Er iſt ſo erſchöpft, und das iſt der Ausdruck, womit er gewöhnlich ſelbſt klagt, daß er Abends 9 Uhr, zu nichts mehr, nicht zur leichteſten Unterhaltung mehr zu brauchen iſt, und ſich zu Bette legen muß. Er leidet beſtändig am Kopfe. Als er mir heute ſeine Uebel klagte, mochte ich ihm freilich die gefährlichen Folgen derſelben, die er nicht kennt, nicht aufdecken, aber ich gab ihm mit dem wärmſten Eifer die beſten Verhaltungsregeln, wie er ſeine Lebensart einzurichten und ſich zu heilen habe. Es iſt aber nicht daran zu denken, daß er ſie befolgt; denn ſein Charakter iſt zu morſch, er hat nicht die geringſte Willenskraft mehr.

Paris, Donnerſtag den 27. October 1831.

— — Vorgeſtern war die Trauung von **Dr.** S . . Ich bald geſtorben vor Ungeduld. Das ſoll mir aber zur Warnung dienen. Wenn ich das ſo langweilig an einem Fremden fand, wie unerträglich müßte mir erſt ſeyn, wenn ich ſelbſt heirathete. Von zehn bis zwei Uhr haben mich die beiden Trauungen auf der Mairie und in der Kirche hingehalten. Ich und Heine waren Zeugen und mußten die Protocolle des Civilſtandes und des Kirchenbuches unterſchreiben. Als der Secretair Heine fragte, wie ſein Name geſchrieben werde? antwortete er:

mit einem *Hache,* ſtatt zu ſagen mit einem *Asch* (H). Darüber wurde er von S. und H. ausgelacht, was ihn in die größte Verlegenheit ſetzte, denn ſo gern und oft er ſpottet, ſo wenig kann er doch ſelbſt Raillerie ertragen. — — Bei dieſer Heiraths-Gelegenheit, wo ich drei Stunden mit Heine beiſammen war, konnte ich ihn recht gut beobachten und kennen lernen. Nie iſt mir eine feigere Seele vorgekommen, die ſich mit ſolcher Geduld von ihrem Körper tyranniſiren läßt. Er iſt ſo herunter, ſo morſch, ſo bettlägerig in ſeinem ganzen Weſen, daß ich mir immer im Stillen überlegte, ob er mehr zu verachten oder mehr zu bedauern ſei. Wenn einer mit einem ſolchen unglückſeligen Zuſtande Nachſicht hat, ſo habe ich ſie, denn ich brauche ſie ſelbſt für mich. Ich habe doch auch ſeit meiner früheſten Jugend an Krankheiten gelitten, die mein Gemüth beunruhigten, aber völlig beherrſchen und umwerfen konnten ſie mich doch nie, und mein Stolz ſiegte immer noch über meine Nerven. Heine aber verſucht nicht den geringſten Widerſtand, und wie eine Wetterfahne giebt er jeder Laune des Windes nach. Zerriſſen, ausgefaſert, abgefärbt, wie ein alter ſeidner Weiberrock, verdroſſen, niedergebeugt, wehmüthig, wie einer der den Katzenjammer hat — ich möchte ſo nicht leben. Sollte einmal in Deutſchland eine politiſche Revolution eintreten, ſo würde Heine, eine zwar kurze, aber für ihn und die Welt höchſt verderbliche Rolle ſpielen. Er wäre wie alle ſchwache Menſchen, der blutigſten Grauſamkeiten fähig. C. iſt von der größten Feigheit, und er hat mir offen geſtanden, daß er in Italien mit Florenz ſeine Reiſe beſchloſſen, weil er ſich gefürchtet nach Rom zu gehen, denn er habe Feinde dort, die ihn gewiß hätten ermorden laſſen (wahrſcheinlich Graf Platen). Chriſtenthum, Religion überhaupt, iſt ihm nicht blos ein Gräuel, es iſt ihm ein Ekel. Und als er unter ſolchen Geſprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachſah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umher treibt, bis es endlich durch den Schmutz der Erde ſchwer geworden, auf dem Boden liegen bleibt, und ſelbſt zu Miſt wird. — — —

Paris, Mittwoch den 2. November 1831.

— — — Sonntag habe ich mit Heine bei . . . zu Mittag gegeſſen. Wir trafen uns zufällig vor dem Hauſe und traten zugleich ein. Als wir ins Zimmer kamen fragte ich Madame . . ., iſt denn der Boden ſtark genug, kann er zwei große Männer wie wir zugleich tragen? Es war das erſte Mal, daß ich mit Heine in Geſellſchaft war. Mit mir ſprach er wenig, ja er blieb immer von mir entfernt, und ſuchte ſich einen eignen Mittelpunkt. Abends, da mehrere Leute zur gewöhnlichen Sonntags-Geſellſchaft kamen, bemerkte ich, daß Heine mit keinem der bedeutenderen, gebildetern ſprach, ſondern ſich gerade mit dem Jüngſten in der Geſellſchaft, faſt noch ein Knabe, zur Seite ſetzte, und ſich mit ihm unterhielt. Er war gerade bei beſſerer Laune als gewöhnlich, ich kann ihn alſo nicht einmal mit ſeiner Hypochondrie entſchuldigen. Seit Kurzem iſt eine Schauſpielerin vom dritten Range, mit ihrem Manne, einem Theaterdichter hier. Bei dieſen Leuten iſt Heine zu allen Zeiten des Tags. Und das ſind nicht etwa genialiſch — joviale — lebensluſtige Menſchen, ſondern ganz ſolid — bürgerliche, aber auch ſehr gewöhnliche Menſchen. Was halten Sie von einem ſolchen eitlen Charakter, immer gemeine Umgebung zu ſuchen, um überall der Erſte zu ſein? Man merkt es dem Heine deutlich an, wie er immer gern, was beſonders Auffallendes ſagen möchte, und lieber ſchweigt, als etwas Gewöhnliches ſpricht. Beſonders ärgert mich an ihm ſeine Sucht immer Lachen zu erregen. Lachen iſt eine der unterſten Seelenbewegungen, und ein Mann von Geiſt ſollte auf höhere Wirkung ausgehen. Er hat mir neulich geſagt, daß er ſpiele, und ich habe ihm ganz freundſchaftlich den Text darüber geleſen. Was ich gegen das Spiel vorgebracht, ſchien ihm alle neu zu ſein. Ueberhaupt mag er ſich um die Moral nie viel bekümmert haben. Der arme Heine wird chemiſch von mir zerſetzt, und er hat gar keine Ahndung davon, daß ich im Geheim beſtändig Experimente mit ihm mache. — — — Philoſoph iſt Heine nicht und wird nie einer werden, und da bedenke ich dann freilich trotz meines argen Tadels, daß wenn man Heine ſeine Täuſchungen, ſeine Verirrungen, ſeine Gedankenloſigkeit nehme, der Duft und Nebel, der ſo reizend und zauberiſch über ſeine Schriften verbreitet iſt, ſchwinden, und dann wenig an ihnen und an ihm ſelbſt übrig bleiben würde. — — —

Paris, Donnerſtag den 8. December 1831.

— — — Heine ſaß in Hiller's Conzert neben mir. Der iſt ſo unwiſſend in Muſik, daß er die vier Theile der großen Symphonie für ganz verſchiedene Stücke hielt, und ihnen die Nummer des Conzert-Zettels beilegte, wie ſie da auf einander folgen. So nahm er den zweiten Theil der Symphonie für das angekündigte Alt-Solo; den dritten Theil für ein Violoncelle-Solo, und den vierten für die Ouvertüre zum Fauſt! Da er ſich ſehr langweilte, war er ſehr froh, daß Alles ſo ſchnell ging, und ward wie vom Blitz gerührt, als er von mir erfuhr, daß erſt Nro. 1 vorbei ſei, wo er dachte ſchon 4 Nummern wären ausgeſtanden. — — — Als ich dem Heine erzählte, der Artikel aus der Börſenhalle ſtünde auch in der Frankfurter Poſtzeitung, war er wie erſtarrt vor Erſtaunen und

Schrecken. Er ſagte, das ſei nicht möglich, das Rouſſeau etwas habe drucken laſſen, worin er Heine beleidigt wäre, denn er kenne ihn ſeit zwölf Jahren. Auf jeden Fall wären die Stellen, die ihn beträfen, gewiß im Artikel weggeblieben. Leſen Sie ihn doch in der Poſtzeitung, und ſchreiben Sie mir, ob ſich das wirklich ſo verhält. Wenn der Heine nur halb ein ſolcher Schuft iſt, als er freiwillig bekennt, dann hat er ſchon fünf Galgen, und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal geſtand er mir, und das ganz ohne Noth, dem Argwohn zuvorkommend: er ließe ſich gewinnen, beſtechen, und als ich ihm bemerkte: er würde aber dann ſeinen Werth als Schriftſteller verlieren, erwiederte er: keineswegs, denn er würde gegen ſeine Ueberzeugung ganz ſo gut ſchreiben als mit ihr. Und glauben Sie nicht, daß das Scherz ſei: es beweiſ't nur, daß Heine ſchon iſt, was werden zu können er nicht läugnet. Daß er offen und freiwillig von ſeiner Verdorbenheit ſpricht, beweiſt nichts gegen den Ernſt: das iſt die alte bekannte Liſt, durch Selbſtanklagen der Ueberraſchung ſeiner eigenen Vorwürfe und der Andern keck in den Weg zu treten. Es ſind Ausfälle aus der Feſtung des Gewiſſens, um die Belagerung zurück zu drängen. — — Schade iſt es um Heine, daß ſeine ſchönſte dichteriſche Begeiſterung ihm aus dem Tranke ſinnlicher Liebe kömmt, und ich habe ihm das geſtern ſelbſt geſagt. Zehn Jahre reifern Alters werden ihm viel von ſeinem Werthe nehmen. Zwar ſind Heine's erotiſche Poeſien mehr Eingebungen einer nach- und verſchwelgenden Phantaſie, als eines gegenwärtigen Genuſſes, mehr Papiergeld als baare Münze der Liebe; aber mit den reifern Jahren verliert man zugleich mit dem Credit, auch die Kraft zu Heucheln, und dann wird Heine's poetiſcher Strom, ſeichter und niedriger fließen. Mir fiel das ein, bei ſeinen Betrachtungen, die er über ein Gemälde von Judith und Holofernes macht, und die er mit den Worten endiget: „Ihr Götter, ſoll ich ſterben, laßt mich wie Holofernes endigen.“ — — Heine iſt ein Narr mit ſeinem Rembrandt. Rembrandtiſches hat er nun gerade am wenigſten. Sein Aeußeres, wie ſein Inneres, ſeine Natur und ſeine Kunſt, ſind ganz paſtellfarbig — blumenſtaubig — es mit verdientem Lobe auszuſprechen. Weder Oehl noch Finſterniß in ihm.

Paris, den 24. December 1831.

— — Heine's Charakter als Menſch und Dichter ſehr bezeichnend, iſt die Bemerkung, die er mir gemacht: daß er den Muth bewundere, mit welcher ich meine Blutigel-Geſchichte in Dormans erzählt (die ihm übrigens ſehr gefallen). Er hätte es nie gewagt, ſich ſo der Gefahr lächerlich zu werden, auszuſetzen.

Paris, Montag den 5. März 1832.

— — J . . . ſind hier angekommen, und haben mir alles Mitgegebene eingehändigt. Wir haben noch jeden Tag mit einander gegeſſen im Palais royal, wo auch Heine und Andere hinkommen. Geſtern beim Eſſen haben ſie es mit angehört, wie ich dem Heine, was ich oft thue, die Wahrheit geſagt, und das etwas barſch. Gewöhnlich iſt ſeine elende Feigheit der Text über den ich leſe. Aber unter dieſer Feigheit verſteckt ſich noch etwas Schlimmeres, eine niederträchtige Geſinnung. Das jetzige Treiben der Deutſchen, die Aſſociation, das kömmt ihm alle lächerlich vor, und doch hat er ſich unterſchrieben! und das blos aus Feigheit, wie er ſelbſt eingeſteht. Er hat Furcht von den Deutſchen Patrioten Prugel zu bekommen. Nein, ſo eine Feigheit iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Es iſt ein Ekel, wie meine Rezenſenten ſagen. —

Paris, Mittwoch den 9. Januar 1833.

Das Buch von Heine iſt noch nicht hier. Daß er ein Ariſtokrat werden würde, ſah ich voriges Jahr ſchon kommen. Er iſt es geworden aus Furcht, aus Eitelkeit, und aus Eigennutz. Ich bin überzeugt daß er Geld bekommen. Er iſt der unglücklichſte Menſch von der

Welt, dem die Eitelkeit das Leben verbittert. Da er keinen Glauben und keine Liebe hat, und nur um den Beifall ſchreibt, hängt er ganz von dem launiſchen Urtheile der Menſchen ab. Ich war zugegen, als ihm Dr. ... (aus der Leipziger Zeitung) von dem Erſcheinen meiner Briefe ſprach. Er, wie Keiner hier, wußte ein Wort davon, denn ich hatte mit Niemand ein Wort davon geſprochen. Als Heine das hörte — er war eben im Lachen begriffen — zog ſich plötzlich eine dicke finſtere Wolke um ſein Geſicht. Da bekam er nun Furcht, die gleichzeitige Erſcheinung unſerer Werke möchte ihm ſchaden, es möchte weniger von ſeinem Buche geſprochen werden.

Paris, den 19. Februar 1833.

— — Der Heine über ſein Buch wird ſehr von mir heruntergemacht werden; haben Sie denn beim Leſen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden?

Paris, Freitag den 15. März 1833.

— — — Es läge mir erſtaunlich viel daran, alles abgeſchrieben zu haben, was ich ſeit drei Wintern über Heine geſchrieben, und nicht gedruckt worden. Wie aber das machen? Alle Briefe durchleſen und abſchreiben, würde zu große Mühe machen. Es bleibt alſo nichts übrig als ſie mitbringen. Wollen Sie das thun? Es liegt mir ſehr viel daran. Ich komme beſtimmt mit dem Heine früher oder ſpäter öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen. In die neue Zeitung l'Europe litteraire, die ſeit Anfang März erſcheint, ſchreibt er lange Artikel über die deutſche Literatur, wo ſeine niederträchtige Geſinnung „gräulich“ hervortritt. Wie er mir ſelbſt früher in ſeiner lächerlichen Eitelkeit ein gefährlicher Menſch und Schelm ſein zu wollen geſtanden, will er das Blatt benutzen ſeinen Freunden zu ſchmeicheln, und ſeine Feinde zu verläſtern, und ſo ſpricht er gegen ſein eignes beſſeres Wiſſen und urtheilt über Literatur und Schriftſteller. Goethe, den er ſo wenig achtet wie ich, ſtreicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. — — Auf mich wird er wohl noch kommen, doch ſagte er im letzten Blatte, wo von Goethe's Gegnern die Rede iſt, in Bezug auf mich: „un enragé sansculotte lui présentant la pointe de sa pique.“ Kurz es juckt mich, mit ihm anzubinden, und ich muß doch mein Wort halten, denn ich habe ihm in meinen Briefen gedroht: „Die Wahrheit wird ihn treffen wie die Andern auch, nur tödtlicher.“ Da in der Europe litteraire nicht von Politik geſprochen werden ſoll, glaubt Heine in der Literatur ſeine politiſche Apoſtaſie und

Kriecherei gegen die Diplomaten, verbergen zu können. Ich muß ihn entlarven. Stellen ſie ſich vor, daß er den . . . . lebt! Kurz er iſt ohne alle Scham.

Paris, Freitag den 22. März 1833.

— — — Wie können Sie nur glauben, daß ich mit Leidenſchaft gegen Heine verfahren werde? Es iſt mir nur darum zu thun, den lächerlichen Plan der Ariſtokraten (und es iſt eine förmliche Verſchwörung gegen mich) zu vereiteln. Und das bringe ich zu Stande. Dazu bin ich ganz der Mann. Die Lacher werden auf meiner Seite ſeyn. — — Verlaſſen Sie ſich übrigens auf mich, ich werde ſchon wiſſen was ich mit Heine zu thun habe. Ich muß ihm nicht Zeit laſſen mich anzugreifen, ſondern muß ihn angreifen, da er im Vertheidigungskriege ſehr ſchwach iſt, und alſo der Vortheil auf meiner Seite iſt. Uebrigens iſt nur meine Abſicht, die Liberalen vor Heine zu warnen. Wenn ſie einmal wiſſen, was er für ein Schuft iſt und ihm nicht mehr trauen, laß ich ihn gehen und ſchreiben was er will.

Stimmen über H. Heine's letztes Buch,

aus Zeitblättern.

Vorrede zu Börne's Leben,

von K. Gutzkow.

Dies Buch ſollte zunächſt die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutſchen Bundesſtaaten erlaubten Schriften Börne's ſeyn. Die Unterhandlungen mit den Erben Börne's zerſchlugen ſich aber, eine Buchhandlung in Stuttgart wußte ſich das Verlagsrecht zu erwerben, das Unternehmen gerieth in Stocken und die Biographie Börne's, ſchon im Herbſt vorigen Jahres vollendet, wurde unter dieſen Umſtänden in ihrem Erſcheinen länger hingehalten, als die zunächſt daran betheiligten Freunde Börne's wünſchen mußten.

Ueber eine kurze Charakteriſtik, welche ich erſt nur zu geben bezweckte, wuchs das ſich anhäufende Material hinaus, von allen Seiten trug mir die Gunſt des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze, den ich einem Todten winden wollte, heran, ich wurde Biograph des Verfaſſers der „Briefe aus Paris,“ ohne es zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entſchließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum erſteren entſchloß, ſo geſchah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftſtellern wohl einer der wenigen bin, die zu einer Entwickelung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen gewiſſen Beruf haben. Wenn ich, auch jetzt noch ſchwankend, mich endlich wirklich entſchloß, an das ſchwierige Werk zu gehen, ſo gab den letzten Ausſchlag meine durch theure Familienbande erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welchem Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend und in ihrem ganzen Daſeyn Bettina und Clemens Brentano nicht ohne Kenntniß der Frankfurter Lokalitäten innigſt verſtehen kann, ſo muß man auch für die richtige Auffaſſung Börne's auf einem Terrain heimiſch ſeyn, das für Poeſie und Verſtändniß des öffentlichen deutſchen Lebens voll der eigenthümlichſten Anregungen iſt.

Ein mißlicher Umſtand hätte mich freilich zurückhalten können: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche ſeiner nähern Freunde, die mir mit Rath und That beiſtanden, haben dies oft bedauert. Indeſſen beruhigt es mich, daß ich ſeine nächſten Freunde, die mit ihm gelebt, doch oft auch darauf ertappte, daß ſie mit ihm nicht auch empfunden hatten. Ihre Urtheile über den Verſtorbenen widerſprachen ſich. Sie hielten mit verzeihlicher Täuſchung allzuſehr am Menſchen feſt und wußten für jede geiſtige Lebensfunktion des Freundes Gründe, die von den Andern wieder beſtritten wurden. So konnt' ich, wenigſtens ſchien es mir ſo, vielleicht beſſer in die Wahrheit dringen, als wenn ich durch perſönliche Bekanntſchaft wäre mit in dieſen Strudel von Widerſprüchen gezogen geweſen. Das unmittelbare Leben iſt ſelten ohne Verſtimmungen. Wir ſind nie in dem Grade frei von unſerm eignen Intereſſe, daß wir bei perſönlichen Colliſionen ſtets den Blick ungetrübt und das Vorurtheil unbefangen erhielten.

Von früh an hab' ich die Neigung gehabt, mich in fremde Individualitäten hineinzuleben. Die beſten Menſchenkenner ſind die, welche von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile zu ziehen wünſchen; die ihnen zunächſt kommen, die, welche einen Fanatismus daraus machen, gegen Jedermann gerecht zu ſeyn. Ich bin immer erſchrocken, wenn ich irgend Einen unbedingt verurtheilen hörte; denn meine eigene Lebensentwickelung zeigte mir nur zu ſehr, daß wir in unſerm Gemüth von der ganzen Welt abweichen können, ohne deßhalb Urſache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erſcheinen. Was ich mir ſelbſt geſchenkt wiſſen wollte, dies Vertrauen auf die individuelle Selbſtgerechtigkeit der Menſchen, hab' ich andern nie entzogen, ja mit Leidenſchaft mir darin gefallen, mich in die Denk- und Fühlweiſe Anderer hineinzuleben, Adern und Geflechte in fremden Seelen tief zu verfolgen und die Menſchen von innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poeſie zum Dramatiker, mußte mich in der Proſa zum Biographen machen.

Ich zweiſle nicht, daß dieſem Buche viel Berichtigungen und Erweiterungen bevorſtehen. Erſt wenn viele perſönliche Freunde Börne's leſen werden, wie ſich in ſeinem Leben eine gewiſſe Ordnung nachweiſen läßt, werden ſie ſich angeregt fühlen, dieſe Ordnung zu vervollkommnen. Es werden ſich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerſt einmal Gegebene anſetzen. Ich zweiſle auch nicht, daß die Auffaſſung, die in dieſem Buche herrſcht, nicht allſeitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines ſo merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erſt ein polizeiliches Verfahren anzuſtellen. Sollt' ich zu Gericht ſitzen und von einem abgekühlten Standpunkt herab in Börne's Leben ſichten und ſcheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Charakteriſtik eine gerichtliche Anatomie machen? Es ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von ſeiner Zeit, der rückſichtsloſe Ton, in dem er ſie vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen ſind, ſo wenig möcht' ich von der einfachen Erzählung ſeines Lebens das hingebende, enthuſiaſtiſche Colorit entfernen, welches ſein ganzes Leben ausſtrömte. Ein Biograph ſoll ſeinen Gegenſtand mitdurchleben und in ihm mit ſo viel warmer Toleranz aufgehen, daß ſogenannte „Rettungen," wie ſie der gute, menſchenfreundliche Leſſing von verkannten Geiſtern der Vorzeit ſchrieb, von vornherein niemals nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verſtorbenen haben mich mit Bauſteinen zu dieſem Gedächtnißtempel unterſtützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verſtorbenen nahe ſtanden, fürchteten ſich, ihrer Beziehungen zum „Römer" wegen mit ihm zuſammen genannt zu werden, oder hielten ſich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerkſamkeit des deutſchen Bundes zu erregen. Manchen ging es aber noch eigner. Sie hatten mit Börne gelebt und wußten nichts von ihm. Sie hatten mit ihm gegeſſen und getrunken, und kein Wort, das er geſprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben. Es waren dies Männer, welche ſich ſelbſt auszeichneten. Feiner atomiſtiſcher Staub des Egoismus, der in menſchlichen Seelen zerſtreut iſt! Sie leben mit Geräuſch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, ſie haben nie den Mund geſchloſſen, ſie leben mit Händen und Füßen und was um ſie vorgeht, für den Herzensſchlag in der Bruſt eines Nebenmenſchen haben ſie kein Ohr. Einen Augenblick zu ſchweigen und den Andern reden zu hören, wär' ihnen ſonderbar. Nach zehn Jahren iſt der Andere eine europäiſche Berühmtheit und ſie müſſen ſich ſchämen, daß ſie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entſchuldigung eintreten. Börne gab ſich nicht, ſondern er wollte genommen ſeyn. Es fehlte ihm das Talent, mit ſich ſelbſt Komödie zu ſpielen, ſich als der, der er war, auch in Scene zu ſetzen und ſich jene Ruhe um ihn her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele ſeiner Freunde einen unbeſtimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein lachendes wohlthuendes Flimmern des Gedächtniſſes, darin aber nichts Beſtimmtes, nichts, was beſonders des Notirens ihnen denkwürdig erſchienen wäre. Auch dieſe Erſcheinung hab' ich zur Charakteriſtik Börne's zu verwenden geſucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen ſind, wird man nur billigen können.

Bücher, die ich benutzen konnte, hab' ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's *eigne* Schriften und die Blätter der Geſchichte, wie ſie ſeit der Scene im Ballhauſe von Verſailles bis zum Jahre 1837, wo Börne ſtarb, vor uns aufgeſchlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, hab' ich ſie getroſt durch die Geſchichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß ſein innerer Menſch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf ſeinen Körper wirkten die Ereigniſſe, wie bei uns Andern nur die Einflüſſe der Atmoſphäre. Wenn er Gichtſchmerzen hatte, konnte man annehmen, daß ſich das politiſche Wetter ändern würde. Papierſpekulanten hätten größere Stücke auf ihn halten ſollen. Denn wenn ihm das Eſſen nicht ſchmeckte, ſtak ſicher ein Congreß in der Luft.

Das überlang verzögerte Erſcheinen dieſes Buches erlaubte, daß ich erſt noch die Schrift leſen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne." Sie iſt vor einigen Tagen erſchienen und ſcheint den Zweck zu haben, die in Deutſchland herrſchende verſöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungeſtümen, aber edlen Todten wieder zu zerſtreuen, meiner Biographie deſſelben im Voraus jeden Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmählig der irdiſche Dunſt des Vorurtheils ſich zu verziehen anfing, wieder auf's Neue einen Geſtank von Perſönlichkeiten zu verbreiten, der jede Beſchäftigung mit ihm widerlich machen muß, ſey's auch zum Theil auf Koſten deſſen, der dieſen Unrath in die Oeffentlichkeit auf ſeinen Schultern hineinträgt! Wer die Schrift von Herrn Heine geleſen hat und an Börne kein tieferes Intereſſe nimmt, wird ſagen: Seht, da reiben ſich die beiden undeutſchen Menſchen gegen einander auf, der Todte an dem Verweſenden, der Jakobiner am Narren, die Revolution an ihren eignen Excrementen! Dieſe Schrift des Herrn Heine iſt eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der ſie ſchrieb, und faſt ein Todesurtheil für die Sache, der beide gedient haben.

Ich werde nie meine Feder eintauchen, um gegen Herrn Heine zu ſchreiben. Wir tauchten ſie ja in unſer eignes Blut! Es giebt viele Freunde der neuern Literatur, die es ſchmerzlich bedauern daß unter den Gliedern derſelben keine Einigkeit herrſcht. Sie wollen für Ideen ſtreiten, ſagen ſie, und ſchlachten ſich der eignen Eitelkeit! Ich weiß es, daß dieſe Selbſtbefehdungen der jüngern Literatur den Feinden derſelben ein großes Vergnügen gewähren und würde mich nie dazu verſtanden haben, über Herrn Heine auszuſprechen, was ich über ihn ſeit Jahren empfinde. Aber hier gilt es einer höhern Pflicht. Er hat durch ſeine in ihrer Veranlaſſung ganz unerklärliche Schrift auf die Bahn, die mein Buch über Börne zurücklegen ſollte, ſoviel Hinderniſſe geſtreut, er hat auf die Region, in der ſich mein Buch bewegt, ſo vielen widerlichen Hautgout ausgedunſtet, daß ich gezwungen bin, im Intereſſe Börne's und ſeiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätt' ich Herrn Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werd' ich es widerlegen müſſen.

Deutſchland wird nicht begreifen, was Herr Heine mit ſeiner Schrift eigentlich bezweckte. Der Titel: Heine über Börne verräth allerdings deutlich, daß das ganze Buch der Selbſtüberhebung gewidmet iſt und der Gegenſtand deſſelben das Axiom ſeyn ſolle: Heinrich Heine geht doch über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: Heinrich Heine **über** Ludwig Börne! Aber warum bleibt dieſe Entſcheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenoſſen oder der Nachwelt überlaſſen? Wem ſind dieſe Rangſtreitigkeinen nicht ſchon bei größeren Namen, wie Schiller und Goethe, zuwider geweſen? Würde Goethe je ein Buch ſich nur haben denken können: Goethe **supra** Schiller! Ich ſage **supra**; denn daß Herr Heine an *de* dachte, möchte ich zu ſeiner Ehre nicht glauben. **Supra** iſt nur kindiſch und eitel, **de** aber wäre lächerlich und anmaßend.

Die Schrift des Herrn Heine kommt in vieler Hinſicht zu ſpät. Zu ſpät — weil Börne todt iſt und man ſolche Verläumdungen, wie ſie hier gedruckt ſind, nur von einem Lebenden ſollte auszuſprechen wagen. Zu ſpät — weil Börne's Grab längſt ſo dicht mit der freundlichen, verſöhnten Anerkennung der deutſchen Nation bewachſen iſt, daß die Brennneſſeln des Herrn Heine auf dem geweihten Platze keinen Raum übrig finden. Zu ſpät — weil Herr Heine die deutſche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns dieſſeit des Rheins ſehr gleichgültig iſt. Herr Heine weiß nicht, daß man ſich jetzt in Deutſchland mit den wichtigſten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Unterſuchungen über Proteſtantismus und jeſuitiſche Reaktionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Kulturfragen, nur nicht mehr mit ſeinen „Reiſebildern" beſchäftigt. Es hat etwas Rührendes! Herr Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet ſich ein, daß Deutſchland noch immer auf Vollendung des Perioden harrt, den er grade angefangen hatte, als ſein Fuß das Hamburger Dampfſchiff betrat, welches ihn nach Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taſchenbücher, an ſeinem Streit mit Platen, an ſeinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Herrn von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leiſtungen, von denen er (S. 363) ſagt: „Meine Leiſtungen ſind Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes.“ Weil Herr Heine glaubt, daß wir um dieſe Monumente wie die Zwerge noch immer mit ſtaunender Bewunderung herumgingen, ſo hielt er eine Schrift über ſeine perſönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, deſſen Erſcheinung man nicht zu motiviren brauche.

Ob ſich Herr Heine für witziger, poetiſcher, unſterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig ſeyn. Immerhin mag er ein Buch ſchreiben, deſſen Thema in folgenden Worten (S. 240) ausgeſprochen liegt: „Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambour-Maitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbuſches, der ſo keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgeſtickten Uniform, woran mehr Silber, als er der kleine Tambour-Maitre mit ſeinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geſchicklichkeit, womit ich den großen Stock balanzire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiedre!“ Allein dieſe Schilderung der eignen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus“ ſeiner ſchönen Geſtalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais Royal zuwerfen, mußte nicht auf Koſten eines Mannes geſchehen, deſſen ſittliche und politiſche Bedeutung, publiziſtiſche Tiefe und römiſche Charakterfeſtigkeit, deſſen ſchönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, deſſen Herz in allen ſeinen Lebensfunktionen ihn gegen Herrn Heine als einen Rieſen erſcheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäiſchen Monumente“ des Herrn Heine legen und ſagen kann: „Siehſt Du, ich bin doch größer als Du!“

Herr Heine erzählt uns ſeine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im ſeidnen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, ſchwerhörig, heute krank, morgen geſund. — Auch dieſe Beſchreibungen ſind zum Theil wahr, theils ergötzen ſie, weil ſie aus dem Beſtreben hervorgehen, zu zeigen, daß Herr Heine ſchöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Menſch wäre, den man mit Börne gar nicht vergleichen könne. Mißlich aber iſt es mit den Aeußerungen, die er Börne'n in den Mund legt. Dieſe füllen oft in einem Zuge mehr als ſechs bis ſieben Seiten. Sollte Herr Heine ſchon vor zwanzig Jahren die Abſicht gehabt haben, ſeine Memoiren zu ſchreiben und über die Aeußerungen der Menſchen, mit denen er umgeht, ſchon ſo lange Buch führen? Nein, es iſt unmöglich. Dieſe langen Tiraden, die oft witzig, oft durch ihre Länge ungenießbar ſind, kann Börne nicht geſprochen haben. Herr Heine, der ein ſo ſchwaches Gedächtniß hat, daß er ſogar dasjenige, was ihm das Theuerſte war, ſeine Grundſätze, mit der Zeit vergaß, Herr Heine ſollte den Kopfrechner Daſe an Intenſität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Aechtheit dieſer Diatriben müſſen wir alſo von vorn herein proteſtiren. Sie ſind ohne Zweifel durch einen ſchlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieſer Form ohne Widerrede von Heine eben ſo erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos auch Imperatoren halten läßt, die größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinſtimmen, daß das, was Börne bei Herrn Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigſten Lichte erſcheinen läßt. Nicht nur, daß er ſich wie ein unſinniger Coupe tête in ſeinem politiſchen Fanatismus gebehrdet, er iſt auch lasciv, gewöhnlich und nicht ſelten beinahe gemein. Dieſe Lüge in dem Buche des Herrn Heine hat mich — nächſt der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefſten gekränkt, hat mich um ſo mehr gekränkt, als vielleicht Börne ſich wirklich gehen ließ, wenn er mit der ſaloppen Geſinnungsloſigkeit, der witzelnden Blaſirtheit und dem bekannten bauchgrimmenden Ennui des Herrn Heine zuſammen kam. Wir ſind Menſchen und Börne war ſogar ein guter Menſch. Wenn er in Herrn Heine's Gegenwart manches Lascive und Triviale ſprach, ſo that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn beſuchte. Er war zu gutmüthig, um Herrn Heine eine andere Sprache vorzuſchlagen, als welche dieſer in ſeiner Unterhaltung gewohnt iſt. Es ſind wahrhaft häßliche Dinge, namentlich über Chriſten- und Judenthum, die Herr Heine Börne'n in den Mund legt. Wenn ſie nicht ganz erfunden ſind, ſo beweiſen ſie nur, wie freundlich Börne in ſeinem Weſen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie zarter Aufmerkſamkeit er denen entgegenkam, die ihn beſuchten. Womit ſollte er Herrn Heine unterhalten? Er ſchätzte den jungen Mann, er ſetzte große Hoffnungen auf ſeinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müſſen und ging harmlos auf die albernen Talmudwitze ein, an denen Herr Heine mehr ſeinen Humor genährt hat, als an unſerm großen Jean Paul, den er in dieſem Buche einen „confuſen Polyhiſtor“ nennt! Ja, um die Wahrheit ganz zu ſagen, man muß wiſſen, daß zwei getaufte Juden von ſo lachluſtiger Natur, wie Börne und ſein Schatten, tauſend Gelegenheiten finden, an den drolligſten Vorkommniſſen innerhalb der Synagoge und des Ghettos ihren Witz zu üben. Es iſt recht betrübend für mich, daß ich manchem Israeliten vielleicht weh thue, wenn ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen iſt, als wenn zwei jüdiſche aufgeweckte Köpfe ſich gegenſeitig in witzigen Einfällen zu überbieten ſuchen. Der arme Börne (Herr Heine nennt ihn in ſeinem ganzen Buche nicht anders) ließ ſich vor dem jungen Manne, der ihn beſuchte, mehr als billig gehen und dieſer benutzt jetzt deſſen problematiſche Aeußerungen, um über Börne einen häßlichen gelben Nebel zu verbreiten. Möchte dieſe Aufklärung des wahren Sachverhältniſſes ihn von dem Andenken des trefflichen, grade in ſeinem häuslichen Geſpräche immer gewiegten und beſonnenen Mannes für immer verſcheuchen!

Der politiſche Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen des Herrn Heine bezweckt, Erſteren als einen republikaniſchen Narren, Letzteren als einen Royaliſten, oder wie man es von den ausgeſöhnten Legitimiſten in Frankreich nennt, als einen Ralliirten hinzuſtellen. Börne iſt nach Herrn Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philoſophiſch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Parthei des Berges, Herr Heine zur Parthei des „Sumpfes.“ Ich habe die zahme, royaliſtiſche Widerrufs-Politik des Herrn Heine mit Vergnügen geleſen, denn ſie läßt hoffen, daß man die Polizei-Aktuarſtelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt, und ihm dadurch Gelegenheit verſchafft, ſich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf ſeine Worte legt, ſelbſt zu überzeugen. Allein man bedenke: die erwähnten Geſpräche mit Börne ſind alle zu einer Zeit gehalten, wo Herr Heine ſelbſt einer der unternehmendſten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo ſeine Schriften mit der Marſeillaiſe begannen und der Pariſienne aufhörten; zu einer Zeit, wo ſeine Pamphlets nur verſtümmelt erſcheinen konnten, weil kein deutſcher Druckherr wagte, ſeine Finger zum Aufbau all der Mausfallen und Guillotinen, die in dieſen Räſonnements drohten, herzugeben. Nun iſt nicht zu läugnen, (und mein Buch wird darüber mit Ernſt und Aufrichtigkeit urtheilen) daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution ſich der Hoffnung auf einen gewaltſamen Umſchwung der Begebenheiten mit rückſichtsloſer Leidenſchaft hingab; allein was iſt edler, wahrer und redlicher: dieſe Anſichten auch innerhalb ſeiner vier Wände vertheidigen, oder ſie, wie es bei Herrn Heine der Fall war, nur zur intereſſanteren Drapperie ſeines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren, in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Aktuarſtelle, ſie als nie dageweſen läugnen? Das dritte Wort in Herrn Heine's „franzöſiſchen Zuſtänden“ iſt die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. ſ. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Converſation. Geſetzt, ſie wären Beide in einem betrübten Irrthum befangen geweſen, wer war redlicher, Börne oder ſein Judas?

Herr Heine hat die Abſicht, die patriotiſchen Erhebungen ſeit 1830 als lächerlich hinzuſtellen. Große Anfänge, die klein enden, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Herr Heine, der Jahrelang um die Gunſt der republikaniſchen Parthei in Paris buhlte, hat dieſe nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Feſtes ein Mann von deutſchem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund geſetzmäßiger Freiheitsentwickelung frohlockt, ſo wird man ihm vielleicht mit getheilter Empfindung zuhören: allein Herr Heine ſollte ein Recht haben, die ſüddeutſche politiſche Bewegung, die Vorfälle in Rheinbaiern und das Aſſociationsweſen der deutſchen Handwerker zu beſpötteln? Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher ſeine Schriften mit den grellſten revolutionären Farben überpinſelte, und zweitens auch darum nicht, weil ein Herz ohne Gefühl, ein Charakter ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Geſinnung überhaupt nicht berufen iſt, in ernſten Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Anſicht für oder gegen auszuſprechen. Wer ſo tief, wie Herr Heine, im Irdiſchen, Materiellen, in der Blaſirtheit des Jahrhunderts verkommen iſt, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine geſcheiterte Unbeſonnenheit geſtattet werden. Alle deutſchen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten ſeit 1833 billigen, werden darin einig ſein, daß ſie nimmermehr zum Organ dieſer Billigung Herrn Heine wählen möchten. Der deutſche Sinn iſt einmal ſo. Börne mit ſeiner Uebertreibung ſteht uns immer noch ehrenwerther da, als Herr Heine mit ſeinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unſeres leidigen Gewährmannes, ſich in die Tieſe eines edlen Gemüthes zu verſenken, beweiſen die ſchnöden Trivialitäten, die Herr Heine über die religiöſe Stimmung, die Börne'n am Abend ſeiner Tage für vieles Geſcheiterte tröſtete, ſich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über dieſe Erſcheinung werden nachſtehende Blätter ſich wahrer ausſprechen, ſo wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr annehmlichen Aufſchlüſſe über das Zerwürfniß zwiſchen Börne und Herrn Heine enthalten dürfte. Herr Heine hat der Wahrheit durch ſeine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erſcheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um ſo leichter werden.

Ich geſtehe, daß ich für das Unterhaltende und Witzige in der Schrift des Herrn Heine nicht unempfindlich bin. Er wird für das Formelle in ſeinen Büchern wenig ſo dankbare Leſer haben, wie mich. Herr Heine iſt ein muntrer Kopf, der, ohne wiſſenſchaftliche Bildung, mit einer, weniger poetiſchen, als poetiſirenden Gabe ausgeſtattet iſt, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten wahrzunehmen, als ſich der Beobachtung des Verſtandes auf den erſten Blick darbieten. Weniger Poet, als poetiſcher Dilettant aus der romantiſchen Zeit, weiß er den Gegenſtänden ſeiner Beobachtung eine phantaſtiſche Appretur zu geben, die von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unweſentliche, Specielle unterſtützt wird. Ohne ſittliche Selbſterziehung, von den Schmeicheleien ſeiner Umgebungen früh gehätſchelt, angewieſen auf Lebensernten, die er nicht zu ſäen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, ſchlenderte er mit nachläſſiger Indifferenz durch ein menſchliches Daſeyn, das ihm der Zufall ſanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, ſtehen und gloſſirte die Menſchen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schickſale, ihren Glauben. Nie hat Herr Heine aus dem Kreiſe des kleinlichſten Egoismus heraustreten können, nie empfand er für das, „Was, wie Goethe ſagt, der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt.“ Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn geſinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, ſich im fernen Paris in eine dunkle, verſteckte Stube einzuſchließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tauſend Menſchen, denen er im Leben begegnete, ſpottend nachzugrübeln: dies Talent beſitzt er meiſterhaft. So muß ich geſtehen, hab' ich Vieles in ſeinem Buche über Börne belacht. Aber nun denke man ſich, wenn man gezwungen werden ſoll, auf Koſten edler Menſchen zu lachen! Wenn man mitten in einem ſpaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung deſſelben erſchrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu *können* ſcheint! Als ich von Herrn Heine's Witz gebrandſchatzt wurde, auch über Edle zu lachen, da war es mir, als bekäme man von einem Reſtaurant eine Fleiſchſpeiſe mit pikanter, appetitreizender Sauce, ſtriche dieſe mit dem Meſſer fort und würde dann plötzlich von einem infamen Faulgeruch angedunſtet, den die Capern und Champignons verdecken ſollten, oder man nähme einen Biſſen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes, durchſichtiges, rothes Haar an der Gabel wieder fallen laſſen! Solche Schrecken bietet faſt jede Seite der Schrift des Herrn Heine dar.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne'n in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame W. (es iſt in meinem Buche thatſächlich dargeſtellt) gehört zu jenen ſchönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weiſen nicht bloß von ihnen nur zum *Gegenſtand* ihrer Schöpfungen gewählt wurden, ſondern die oft ſie *ſelber* beglückten und ihnen ein einſames Daſeyn verſchönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß kompetent, ſtimmt darin überein, daß Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein ebenſo wohlthätiges für den verlaſſen und einſam in der Welt ſtehenden Unverheiratheten, wie ſeiner Natur nach rein und ſittlich war. Herr Heine wahrlich ſollte einer der Erſten ſeyn, der das Poetiſche einer ſolchen Beziehung mehr, als Andere, zu würdigen wüßte. Statt deſſen bringt er dieſe Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er ſchändet ſie mit der Laſcivität ſeines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der dritte in einem Seelenbunde war, für deſſen Verſtändniß die alltäglichen Begriffe unſeres Lebens nicht ausreichen, alle dieſe Beziehungen werden hier von dem frechen Spott des Herrn Heine ſo beſudelt, daß ſie wie die Cloake eines eben ſo unſittlichen Verhältniſſes ausſehen, als in dem Herr Heine, Zeitungsnachrichten zufolge, ſelber leben ſoll. O wie tief iſt die Würde unſerer Literatur geſunken! Ein Schriftſteller, der ſich einbildet, „europäiſche Monumente" errichtet zu haben, kann ſich darin gefallen, kleine Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieſer zügelloſe Mißbrauch der Preſſe fortfrißt, welches ſittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftſtellern? Hingebungen, wie ſie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, ausſterben und der Poet wird auch darin der ärmſte werden, daß kein Frauenherz mehr einem Frieden traut, und ihm, wie Herrn Heine's, des großen Sittenrichters, Beiſpiel lehrt, nichts übrig bleibt, als eine Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Herr Heine ſchließt ſein Buch mit einer von ihm ſchon abgenutzten Allegorie faſt wie ein Teſtament. Er ſagt: „Ich werde dick und fühle eine gewiſſe Müdigkeit des Geiſtes.“ So wird auch bald, *nach ſolchen Büchern*, der ſchöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, ſein Auge ſchließen und von Herrn Heine nichts mehr übrig bleiben, als ein ödes, nur mit ſpärlichem Grün bewachſenes *Geweſen*! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbſt ſeine Feinde gewannen ihn lieb, als er ſein letztes kleines Buch geſchrieben und ſtarb. Herrn Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moraliſchen Auflöſung. Börne war kein Dichter und ſchrieb wie ein Prophet. Herr Heine affektirt, ein Dichter zu ſeyn und ſchreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer ſeiner Ueberzeugung härtete ſich ein ſtählerner Charakter. Herr Heine ſchwimmt im Meere der Lüge und wird ſich allmählig ganz verdunſten in das „goldne Nichts“ der Eitelkeit. Börne ſtritt gegen die

Lebenden und verſöhnte ſich mit den Todten. Herr Heine fürchtet die Lebenden und erſt, wenn ſie ſterben, bekämpft er ſie. Börne griff ſeine Feinde an: Herr Heine nur die Gattinnen und Freundinnen ſeiner Feinde. Börne ſtritt, als er noch lebte, gegen Herrn Heine: Herr Heine wartete und antwortete dann erſt, als Börne geſtorben war!

So mögen dieſe Blätter hingeben und für das Leben eines merkwürdigen Mannes ein beſſeres Zeugniß geben, als die Lügenſchrift ſeines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Geſinnung und den Vorſprung eines gediegenen Charakters beneidete! Wenn Herr Heine beabſichtigte, meinem Buche von vornherein beim deutſchen Publikum die Glaubwürdigkeit abzuſchneiden, ſo denk' ich nicht, daß nach dem Inhalt dieſer zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm ſein ſchnöder, unedler Zweck gelungen iſt.

Geſchrieben in Hamburg den 10. Auguſt 1840.

(Telegraph f. Deutſchland. Nr. 137 u. 138. Aug. 1840.)

Leipzig, 10. Aug. (Magdeb. Ztg.) Einiges Aufſehen erregt das eben erſchienene Werk Heinrich Heine's „Ueber Börne," ein allerdings witzgeſchwängertes Buch, das aber mehr Indignation, als Freude hervorzurufen geeignet iſt. Dieſe elende Beſudelung eines edlen Todten, dieſe jämmerliche Bewitzelung eines der edelſten deutſchen Charaktere iſt unwürdig, und man kann bei der großen Börnepartei, die ſich in Deutſchland herausgeſtellt, dieſem

Heine'ſchen Produkt, vielleicht gar dem Heine'ſchen Ruhme, ein nahes Ende prophezeihen. Briefe von dem Todten benutzen, um ſich ſo oder ſo — gleichviel, wenn nur publikumpackend-pikant — an dem Todten zu rächen, iſt ein Verfahren, das nur die Indignation aller Gerechten erregen kann.

Schon in voriger Woche erwähnten wir Heine's Werk über Börne (Hamburg bei Hoffmann und Campe) und ſprachen die Befürchtung aus, daß das Buch ſeinem Verfaſſer vielſeitigen und ſcharfen Tadel zuziehen werde. Dieſe Befürchtung iſt ſeitdem in uns zur Gewißheit geworden und nur an der Kürze der Zeit liegt es, daß die Stimmen des allgemeinſten und gerechteſten Unwillens noch nicht durch die Preſſe laut geworden ſind. Heine's Buch iſt ein abſcheuliches Ding. Mit der keckſten Unbefangenheit erzählt Heine ſein perſönliches Bekanntwerden mit Börne und giebt Einzelnheiten aus deſſen äußerem Leben preis, die nur ein gemeiner Schwätzer veröffentlichen konnte. Ueber Börne's geiſtiges Leben, über ſein Ringen und Kämpfen erhalten wir keinen Aufſchluß. Dafür ſpricht Heine deſto mehr von ſich ſelber, kokettirt mit ſeinem Ich, rodomontirt über Juden und Judenthum und ſucht ſeinen Charakter, rückſichtlich ſeines Benehmens gegen Börne, zu rechtfertigen. Sich ſelbſt nennt er einen Hellenen ſeiner Geſinnung und ſeinem geiſtigen Schaffen nach. Iſt Heine's Charakter ein griechiſcher? Allerdings, aber aus der ſchlimmen Zeit, inſofern wir hier griechiſche Treue und griechiſche Ruhmredigkeit in Betracht ziehen. Uebrigens hat Heine vielmehr die häßlichen Eigenſchaften eines andern Volksſtammes, den wir nicht namhaft machen wollen: Tücke, Anmaßung, Feigheit und Schamloſigkeit. Er hat in ſeinem Buch über Börne über ſich ſelbſt den Stab gebrochen.

(Roſen. Literaturblatt. Nr. 33. 15. Aug. 1840.)

Journalſtimmen über Börne's Leben von Heine. — „Das Buch," heißt es in dem von Mundt redigirten Pilot — „iſt, wie wir hören, ſeinem Erſcheinen nahe. Außer dem Intereſſe der Auffaſſung und Charakteriſtik, das hier in Bezug auf Heine ſelbſt und ſein Verhältniß zu Börne in hohem Grade anziehend iſt, wird Heine's Buch auch den Vorzug mancher Originalmittheilungen von Briefen und Manuſkripten haben, die bisher noch Unbekanntes und Unerkanntes in dem Leben Börne's erhellen." — — So Mundt, und hoffentlich nur nach einer ihm von Heine ſelbſt zugeſchickten Andeutung. Das Buch iſt jetzt erſchienen und auch wir wollen es demnächſt beſprechen: was wir aber bisher davon hörten, war nur ein Schrei der Verwunderung und des Unwillens gegen Heine's Frechheit, Schamloſigkeit und Perfidie. Iſt dem wirklich ſo, ſo würde es uns und Allen, die es mit Mundt gut meinen, ſehr leid ſeyn, wenn er ſich zu Heine's Vertreter und Beſchützer herabſetzen ſollte. Wir haben der Heine'ſchen Albernheiten und Gemeinheiten doch wohl genug; wem die Ehre der Literatur am Herzen liegt, der ſoll, ganz abgeſehen von der Pietät für Börne's hohen Genius, die Heine'ſchen Beſtrebungen in die ihnen gebührenden Schranken zurückweiſen helfen. Heine war längſt ein geſchwätziges Waſchweib, eine geſinnungsloſe Wetterfahne; doch ſollte er an dem großen Todten nun mit giftigen Worten zum Ritter werden wollen, ſo wird ſich zeigen, daß Börne's Geiſt in den beſten Köpfen und Herzen der Mitwelt ſo viele Kämpfer zählt, daß nur Heine'ſcher Leichtſinn und Heine'ſche totale Unbekanntſchaft mit den deutſchen Verhältniſſen im Jahre 1840 fähig waren, ihnen den Fehdehandſchuh hinzuwerfen. — Ueber das „bisher noch Unbekannte und Unerkannte in Börne's Leben," welches das Heine'ſche Buch bringen ſoll, ſagt der in Dresden erſcheinende Planet: „Das Ganze iſt mit einem unverzeihlichen Leichtſinn, ohne Tiefe und Charakteriſtik geſchrieben und könnte eben ſo gut franzöſiſche oder deutſche Zuſtände heißen, da von dieſen mehr die Rede iſt, als von Börne. Heine wird als Dichter immer hoch ſtehen, hier hat er uns ſeinen Menſchen gezeigt und dieſer gehört auf die unterſte Stufe, wo Neid und Selbſtſucht ſtehen. Die wenigen Freunde, die Heine jetzt in Deutſchland noch hat, werden ſich ſcheu und betrogen nun zurückziehen," und, ſetzen wir hinzu, hoffentlich auch Mundt, Kühne u. ſ. w., denn es gilt jetzt die Wahrung ihrer Ehre als makelloſe Charaktere.

(Mainzer Unterhaltungsblätter. 19. Aug. 1840.)

Frankfurt, 24. Aug. Nicht leicht konnte in dieſem Augenblick der politiſchen Wirren eine literariſche Erſcheinung mehr Aufſehen erregen, als das Buch: „Heinrich Heine über Ludwig Börne." Wenn ich von Aufſehen ſpreche, ſo ſoll darunter nicht das literariſche verſtanden ſein, ſondern der einfache Scandal, der ſich an dieſes Buch knüpft. Das Ganze iſt nämlich ein Wirrſal der ſchändlichſten Perſönlichkeiten. Während Heine mit ſentimentaler Miene ſich im Geiſte mit Börne verſöhnt, nimmt er Veranlaſſung, eine Menge Perſonen, die mit Börne befreundet waren, zu verunglimpfen. Eine Familie, die ſich in den traurigen Tagen Börne's um die geſellſchaftlichen Beziehungen dieſes Schriftſtellers, der nur in dieſer Familie mit dem äußern Leben zuſammenhing, ſehr verdient machte, wird von der ſchmutzigſten Weiſe aufgefaßt, und ſtatt einer Charakteriſtik Börne's wird Deutſchland eine ſehr ſubjective Darſtellung dieſes Schriftſtellers, die mit den ſchlechteſten Judenwitzen aufgeputzt iſt, geboten. Die einzige wahre Schilderung knüpft ſich an einige Skizzen des deutſchen Liberalismus aus dem Anfange der dreißiger Jahre. Allein es muß bemerkt werden, daß Börne dieſen liberalen Manifeſtationen, die ohne Geiſt und unmittelbaren Enthuſiasmus betrieben wurden, durchaus fern ſtand, während er nur an dem guten Willen den lebhafteſten Antheil nahm, und nie zugab, daß man dieſen antaſte. Das Benehmen jenes Liberalismus, der die Gegenſätze, die die Geſellſchaft ſchieden, häufig in den komiſchſten Merkmalen auffinden wollte, und vielleicht den für einen Ariſtokraten erklärte, der, ſtatt baieriſchen Bieres, zufällig Champagner trank, erſchien auch ihm lächerlich genug. Börne war von Geiſt Ariſtokrat, wie das ein Blick in ſeine Schriften lehrt, aber daß er ſeine ariſtokratiſche Richtung dem Volke opferte, war ſein eigentlicher Vorzug. Börne befand ſich inmitten des ſeichten Liberalismus am unwöhnlichſten, aber er ertrug ihn, er lächelte über ihn, er verſpottete ihn nie. Wenn er bisweilen in Zorn gerieth, ſo geſchah es nur über jene Liberalen, die außer ſich kommen, wenn Einer, von dem ſie glaubten, er müſſe mit ihnen Bier trinken, zufällig in eine Reunion gerieth, die feinere geſellſchaftliche Elemente enthielt. Börne ärgerte ſich nur über die Kleinigkeitskrämerei des deutſchen Liberalismus, der immer die Zufälligkeiten zu Weſentlichkeiten zu erheben bereit iſt. Dieſe Epiſoden paſſen demnach gar nicht zur Charakteriſtik Börne's, der in ſeinen letzten Lebensjahren ſogar, eben ſo ſehr aus Rückſichten für die franzöſiſche Geſellſchaft, wie aus Rückſichten für ſeine Geſundheit, den Tabak opferte, den er leidenſchaftlich liebte. Wenn er zu Paris in eine liberale Verſammlung Deutſcher trat, ſo mochte er ſich nicht ausſchließen: Gefallen fand er nie daran, wenn es ſich darum handelte, den deutſchen Liberalismus aus Handwerkern über die Zukunft Deutſchlands ſprechen zu hören. Ueberhaupt ſollte man ſich nie Mühe geben, Börne als einen politiſchen Agitator zu ſchildern, oder das Gegentheil zu erweiſen. Börne war Schriftſteller, Journaliſt, Dichter meinetwegen, aber nicht einmal Publiciſt. Wie viel weniger Einer, der an politiſchen Umtrieben in engerem Sinne mit Geſchick hätte Theil nehmen können. Als Schriftſteller wird er immer in der Literaturgeſchichte ſeinen Platz erhalten müſſen, und da er in innigen Beziehungen zur

Gegenwart und zum Jahrhundert ſtand, ſo bitte ich nur, nicht zu glauben, daß der, welcher dieſem Charakter und dieſem ſchriftſtelleriſchen Genie alle Anerkennung zollt, nun auch mit den Grundſätzen, den Lehren und den etwaigen Reſultaten der Börne'ſchen Schriften einverſtanden iſt. Aber darüber muß alle Welt einverſtanden ſein, daß ein Charakter im ganzen Sinne des Worts nicht in ſo charakterloſer Weiſe beſprochen werden darf, wie es hier von Heine geſchieht. Börne war in einer Zeit des Materialismus und Indifferentismus durchaus wahr und von ſeinem Geſichtspunkte aus nie einer Inconſequenz zu beſchuldigen, und das iſt bei Männern von Geiſt, Genie und allen Eigenſchaften, die ſo hoch im Preiſe ſtehen, eine Tugend, die ein für alle Mal eine ehrfürchtige Beurtheilung, wenn auch keine Hingebung verlangt. Bedenkt man dabei, daß Börne zugleich, bei dem ſtarrſten Charakter und bei der größten Strenge gegen ſich ſelbſt, wenn auch nicht in ſeinen Schriften, doch in ſeiner Perſönlichkeit die größte Toleranz übte und eine wahrhaft menſchliche Nachſicht, die vor allen Dingen jenen philiſteriöſen Liberalismus, daß ſich alle Welt, ihm zu Gefallen, aufopfern müſſe, verabſcheute, ſo darf man in der That jene ſchmähliche und frivole Kritik, die Heine an das Grab eines großen Todten befeſtigt, nur mit Indignation betrachten.

(Kölniſche Zeitung. Nr. 241. 27. Aug. 1840.)

Elberfeld. Literariſche Curioſitäten zu empfehlen ſcheint mir mitunter Pflicht, und auch Verirrungen der Literatur gehören dazu, um ſich einen Begriff von den verſchiedenen Tendenzen unſerer Zeit zu machen. Dieſe Woche ſind mir zwei ſolcher Curioſa zu Geſicht gekommen. Das eine: „Ausflug nach Wien und Preßburg von Dr. Friedrich Hurter." Dieſer Mann iſt ſeit einigen Monaten viel beſprochen worden: er iſt, wie behauptet wird, Antiſtes, oder evangeliſcher Vorſtand, allein offenbar iſt dies ein Irrthum eines falſch unterrichteten Schweizer Correſpondenten. Er iſt gewißlich Pater in irgend einem Kloſter, wie nach Durchleſung jenes Werks nicht mehr zu bezweifeln iſt, und wenn er das nicht iſt, ſondern ein amtlich fungirender Kirchenrath in Schaffhauſen, ſo mag ſeine Gemeinde ſcharf zuſehen, ſonſt lernt ſie nur Bewunderung der Klöſter, und Verehrung der Infanten Miguel und Carlos, gerade wie ſie bei den Jeſuiten zu Freiburg vorkommt. — Ein anderes heißt: „Heinrich Heine über Ludwig Börne." Das deutſche Publikum muß ungeheuer reich ſeyn, wenn man ihm zutraut, es ſolle 2 Thaler für ſolch ein Buch zahlen, in welchem bei einigen hübſchen Ideen eine ſolche Maſſe von Unrath vorkommt, daß man als Endurtheil nichts als „Pfui!" zu ſagen braucht. Nach dieſem Buche kann Heine getroſt nach Deutſchland zurückkehren, es bedarf für ihn keiner Amneſtie, denn er hat ſelbſt eifrigſt dafür geſorgt, daß er der Vergeſſenheit anheim falle.

Hurter und Heine gleichen ſich, denn erſterer gehört nur dem Namen nach der evangeliſchen, letzterer nur dem Namen nach überhaupt der chriſtlichen Kirche an: ſie gleichen ſich auch nicht, denn erſterer wird bald von einem baieriſchen Prälaten bekehrt werden, letzterer wird es niemals.

(Elberf. Zeitung. Nr. 238. 28. Aug. 1840.)

H. Heine über L. Börne.

„Ein ſchrilles Gemiſch von Unſinn und Weisheit, eine bunte, vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut ſchmeckt und nach Orangenblüthe riecht!“ … Mit dieſen Worten bezeichnet der Verfaſſer der Reiſebilder ſeine nächtlichen Träume, wenn er „auf dem Eckſteine der Rue Laffitte, wie gewöhnlich, an einem feuchten Herbſtabende ſitzt und der Mond auf das ſchmutzige Boulevardpflaſter herabſtrahlt mit langen Streiflichtern, ſo daß der Koth vergoldet ſcheint“ — er hat damit ſeine ganze literariſche Thätigkeit bezeichnet, ſeit er an einem trüben Tage die Stadt betrat, deren Pflaſterſteine noch von den Stößen des Juli-Erdbebens aufgeriſſen waren. Heine hat in den zehn Jahren raſende Fortſchritte gemacht, Fortſchritte zum Raſendwerden! Jedes neue Heine'ſche Opus wird eine ſchmutzigere, giftigere Suppe; ſein Buch über Ludwig Börne aber iſt das Non plus ultra dieſer Richtung, es iſt vergoldeter Koth, den der traumſelige pariſer Eckenſteher, Heinrich Heine genannt, zuſammenkehrte und mit dem Frachtſcheine: „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ nach Hamburg in die Buchhandlung „Hoffmann und Campe“ ſchickte, damit ſie im lieben Deutſchland den Vertrieb beſorge. Beim Himmel, ein merkwürdiges Anſinnen an den Verleger der Schriften Ludwig Börne's! Dennoch hat der alte Campe den Freundesdienſt übernommen: ſauber aufgetakelt ließ er das ſchmutzbeladene Fahrzeug vom Stapel, und nun haben wir die Beſcheerung, daß Gott erbarm'!

Der beklagenswerthe Börne! Schon das iſt ein großes Unglück, gemeinen Menſchen im Leben zu begegnen: haben ſie aber noch dazu Talent und Witz, ſind ſie ſogar geleſene Schriftſteller, dann ſei Gott der armen, argloſen Seele gnädig: ſelbſt in Handſchuhen reicht ihnen nicht die Hand — nach Jahren, ſogar im Grabe noch kann das Blattergift euren guten Namen befallen: nehmt an dieſem Buche ein Exempel! Zu manchen Unvorſichtigkeiten ließ ſich Börne's Feuergeiſt verleiten: wir haben das oft genug bedauert, es ſeines Friedens, der Sache, die er vertrat, und der Verehrung wegen, die wir vor ihm hegen, beklagt. Daß der Alte dieſem kecken Geſellen nicht ſtatt eines Willkommen in Frankfurt ein: Hebe Dich weg von mir! entgegenſchmetterte, als er ſein wohnlich Zimmer betrat, daß er ihn zu gutmüthig ſitzen hieß und ihn ſo gefällig in ſeiner Vaterſtadt umherführte, wie uns Heine — und wäre auch mehr als die Hälfte erlogen — jetzt ein Langes und Breites berichtet: das war ein Fehlgriff, der ſich früher oder ſpäter beſtrafen mußte. Leider ſind auch die Folgen nicht ausgeblieben. Schon bei Lebzeiten hatte Börne ſchwer genug dafür zu büßen. Zu den vielen, früher über ſeinen Charakter im Schwange gehenden Mißverſtändniſſen trug der Unſtern nicht wenig bei, daß wie einſt Goethe's und Schiller's, ſo auch Börne's und Heine's Namen ſo oft zuſammen genannt wurden, und doch ſtanden ſich jene ſo verſchiedenartigen Naturen ungleich näher als dieſe. Jetzt rächt ſich dieſe Argloſigkeit an ihm aber ſogar noch im Grabe: denn wenn auch alle Heine'ſchen Giftpfeile von Börne's reinem Schilde auf den edeln Schützen zurückprallen, ſo berührt es die Pietät für den männlichen Todten doch wie eine ſchmerzliche, ob auch noch ſo ſchnell vorübergehende Entweihung, daß ſein Name von gutem Klange noch einmal mit dem Heine'ſchen Schellengeraſſel zuſammengerathen mußte.

Wohl nenne ich es eine leidige Arbeit für die jüngere Schriftſtellergeneration in Deutſchland, daß ſie einen Mann, den ſie ſeiner wohlklingenden Verſe, ſeiner glatten Proſa, ſeiner ſeltenen Formvollendung wegen gern ewig hochhalten möchte, jetzt zu den Todten werfen muß, da er doch noch lebt und wirken könnte, wie wenig Andere, wenn er wollte. Er will es nicht anders und ſo darf auch ſie ſich der leidigen Pflicht nicht entſchlagen. Sie darf es nicht, denn es gilt hier dem Namen eines Mannes, dem ſie ſtets die Ehre gab, die ihm gebührte, und es gilt ihrer eigenen Rechtfertigung, weßhalb ſie ſeinen Charakter ſo hoch hielt. Schweigen, hieße negativ billigen: ſtände aber Heine hier im Rechte, ſo müßte zugegeben werden, daß die ganze jüngere Literatur in ihren beſten Beſtrebungen eine einzige große Lüge ſei, eine Schmach und Schande, welche die deutſche Nation zu ihrer eigenen Ehrenrettung mit ewiger Verachtung brandmarken müßte; ſtände er im Rechte, ſo wären auch alle jene edlen Männer, welchen unſere volksthümliche Entwicklung ſeit den letzten fünf und zwanzig Jahren das Höchſte ſchien, Lumpe oder Tollhäusler, ja Beides zugleich. Vor dieſem Verdacht gegen den geſunden, ehrlichen Gang der Beſtrebungen, die uns heilig ſind, uns zu bewahren, gilt es jetzt: Heine greift ja nicht blos Börne, er greift uns Alle an, und deßhalb wäre Schonung Verrath an der guten Sache. Fragt alle edleren Naturen, welche das Buch geleſen haben; ſie werden euch antworten: es iſt eine Schmähſchrift, ein Pasquill, das nicht werth war, in ehrlicher deutſcher Sprache geſchrieben, im Jubeljahre Gutenbergs gedruckt zu werden. Gewiß iſt ſchon manches Schlechte geſchrieben worden, aber ein Buch, das ſo ganz und gar „vergoldeter Koth" iſt, ſchwerlich ſchon. Wer glaubt, ich übertreibe, der überzeuge ſich ſelbſt durch den Augenſchein. Ich habe über den Geiſt des Buches ſchon mit Manchen geſprochen, aber bei Allen erhob ſich, zur Ehre des deutſchen Weſens ſei es geſagt, der nämliche Schrei des Unwillens. Jeder, mag er über Staatsverhältniſſe noch ſo abſolutiſtiſch oder demokratiſch, noch ſo leicht oder ernſt über Lebensverhältniſſe denken, mag er eines guten Witzes wegen noch ſo gern eine Schamloſigkeit mit in den Kauf nehmen wollen, mag er endlich Börne's Feind oder Freund ſein — der ſoll erſt noch kommen, welcher es wagte, Heine's Abſichten das Wort zu reden, ſie zu entſchuldigen.

Nicht darin, daß er Börne's Andenken mit Füßen tritt, ſondern daß er uns Alle mißhandelt und uns zutraut, wir würden dem ruhig zuſehen, daß er uns für ſo geduldige Schafe hält, darin liegt die ganze Schamloſigkeit des dickleibigen Buches. Darüber iſt auch die ganze deutſche Preſſe einverſtanden; mir iſt ſeit dem Erſcheinen der Schrift noch kein Blatt zu Geſicht gekommen, das dieſelbe erwähnte ohne ſie zu mißbilligen, zu bekämpfen.

Kann Heine irgend noch etwas entſchuldigen, ſo iſt es das, was ihn beſchuldigt. Trotz ſeiner wunderbaren Zungenfertigkeit hat er deutſches Weſen nie richtig begriffen. Unſere Vorzeit war ſeinem Leichtſinn ein verſchloſſenes Buch, und wenn er auf deſſen Einband auch noch ſo allerliebſte Bilderchen und Püppchen klebte: unſere Gegenwart blieb ſeiner Geſinnungsloſigkeit eine Hieroglyphe, und wenn er dieſe auch noch ſo ſchönredneriſch auszulegen meinte: und Deutſchlands Zukunft wurde ſeiner Frivolität zu einer Fratze, wie ſie der geſunde Jugendmuth nimmer träumen, der kräftige Mannesernſt nimmer denkend ermeſſen mag. Und was er 1830 überſah, dafür iſt er 1840 nun total erblindet. Wenn er die Rieſenfortſchritte, welche Deutſchland in jeder Richtung ſeit dem letzten Decennium machte, ahnen könnte, wahrlich er wäre nicht frech genug geweſen, uns ein ſolches Buch an den Kopf zu ſchleudern. Er hat uns nicht an den Kopf getroffen; wir ſind längſt über das Heine'ſche Niveau hinausgewachſen: es iſt uns vor die Füße gerathen und dort ſoll es liegen bleiben! Das iſt die naturgemäße Strafe ſolch innerer Verlegenheit, daß ſie ſo lange mit Gott und Welt, mit Freund und Feind buhlt, bis ſie, wie ein derbes, aber wahres Sprüchwort ſagt, an ihrer eigenen Aufgeblaſenheit zerplatzt. Heine liebt ja die alten Sprüche; ein ſolcher heißt: Wie man in den Wald ruft, ſo ſchallt es heraus! Man kann dieſem Leichtſinn nicht Ernſt, dieſer Frechheit nicht Unwillen genug entgegenſetzen. In ſeinem Buche über Börne, der ihm nur zum Sündenbocke dienen muß, um das ganze deutſche Volk zu beleidigen, regt er auch die alte Geſchichte mit den Lacedämeniern an, welche ihren Söhnen einen trunkenen Heloten verführten, um ihnen ſo die Blattern der Trunkenheit zu impfen; er will es dann zum warnenden Exempel gegen die deutſche Geduld mit einem fiſchblütigen Holländer bei uns eben ſo gehalten wiſſen — wir wollen auf dieſe Idee eingehen, wir wollen es mit H. Heine auch ſo machen, damit uns ſein Buch doch zu etwas wenigſtens gut iſt: wir wollen es leſen als mahnendes Beiſpiel, wohin trotz den reichſten Geiſtesgaben bei einem Menſchen von Heine's Individualität ſchriftſtelleriſche Liederlichkeit, Charakterloſigkeit und Hochmuth führen. Was wir Deutſchen einmal ſind, das ſind wir gründlich: Gott ſei's geklagt! Mit Entſetzen werden wir gewahr, was zum Vorſchein kommt, wenn eines deutſchen Dichters Sinn nicht rein und lauter iſt, wenn ein deutſcher Schriftſteller nicht der Ritter iſt, welcher das Vaterland liebt als die reine, züchtige Jungfrau, ſondern wenn er es für ein gemeines Geſchöpf hält, dem er heute qualmenden Weihrauch, an den er ſelbſt nicht glaubt, ſpendet, und es morgen mit dem Schmutz der Verachtung bewirft; wenn er ſeine Mitſtrebenden heute ſtreichelt, weil er ſie auf ſeine Feinde hetzen will, und ſie morgen mit Füßen tritt, damit die Getroffenen nicht mit ihm in's Gericht gehen; wenn er endlich alte Freunde, die ihn überſtrahlen, weil ſie ſich nicht mehr wehren können, mit Verläumdungen bewirft. — Ihr Leſer der Heine'ſchen Schriften und dieſes Buches über Börne! antwortet, die Hand auf's Herz: hat er das nicht gethan? Von jeher war das ſeine Taktik, nur trieb er ſie früher mit mehr Manier. Wo hat Heine einen Freund, der ſeine Eitelkeit verletzte, geſchont? Wo hat er eines Gegners Perſönlichkeit geachtet? Denkt nur an Schlegel, an Platen, an die vielen Andern: war das eine Polemik, welche ſich an die Sache hielt? Den Gegnern unnatürliche Laſter anſchuldigen oder ihre Frauen ſchamlos mit in die Oeffentlichkeit hinauszerren, nicht wie ein Mann, ſondern wie ein Gaſſenbube ſtreiten, das war es, worin er ſo ſtark war, wodurch er ſo gefürchtet wurde, wodurch er die Frivolen, nicht aber die Wahrheit auf ſeine Seite zu bringen ſuchte. Von Heine iſt dieſe Seuche, an welcher unſere Journaliſtik noch ſo vielfach darniederliegt, ſtets am eifrigſten gehegt und gepflegt worden. Und hat dieſer kecke Parteigänger Stand gehalten, wenn die Wahrheit in Reihe und Glied gegen ihn aufmarſchirte? — — Ja, es iſt wahr, leider wahr, Heine iſt, wie Börne, nach Paris gegangen, er hat ſich exilirt, er hat gegen Gott und alle Welt geſchrieben: aber wäre ihm das Märtyrerthum der Freiſinnigkeit damals minder ſchön und ruhmreich erſchienen; wäre er der unbeugſame Charakter, der lieber Alles, auch das Vaterland aufgeben wollte, um dem treu zu bleiben, was er — wahr oder unwahr — für die gute Sache hielt, wahrlich er ertrüge das Exil wie ein Mann, ſtolz auf den Haß ſeiner Gegner, er bliebe der eingeſchlagenen Bahn, als einer eingegangenen Verpflichtung getreu und ſpräche: auf ihm oder mit dem Schild! So dachte Börne und deßhalb ehren wir ihn als einen Helden, ſelbſt wenn er hie und da gegen Windmühlen gefochten haben ſollte; wir prüfen Alles und behalten das Gute, weil wir wiſſen, er glaubte daran, es war ſeine felſenfeſte Ueberzeugung! Solche Geſinnung bleibt ſelbſt im Irrthume großartig, ehrenhaft; ſolche Konſequenz zwingt ſelbſt dem entſchiedenſten Feinde

Achtung ab. Darf ſich Heine deſſen rühmen? Er rühmt ſich deſſen, aber wir wiſſen, was wir davon zu halten haben. Selbſt die Wahrheit wird in dem Munde des notoriſchen Lügners verdächtig: ſo mag ſich Heine über ſeinen Unſtern, nicht aber über unſere Gleichgültigkeit beklagen: wenn wir ihn ja verkennen, ſo geſchieht das nur, weil wir ihn kennen. — Und wie beträgt ſich Herr Heine in dieſem Exil? Er winſelt wie ein Schulknabe; er ſagt, daß er die Aepfel nicht genaſcht habe, ſondern der und jener und beſonders der Börne; daß er eine gute, ehrliche Haut, ein argloſer Verſemacher ſey, der kein Waſſer trübe, und daß er ſelbſt, wo er gefehlt, es gar ſo übel nicht gemeint habe: daß das Exil ihm ſo unerträglich ſey und daß er ſo gern wieder in Deutſchland wäre — warum kommt er nicht zurück? Seine politiſchen Gegner haſſen ihn längſt nicht mehr, ſie verachten ihn; in Deutſchland würde niemand Notiz von ihm nehmen: das aber iſt es gerade! Es klingt ſo rührend, ſo ſchön, wie einſt Ovid, in der Verbannung zu klagen, zu leiden, als ein Opferlamm dazuſtehen! Man leſe nur, wie ſchöne Variationen er über dieſes Thema am Schluſſe ſeines ritterlichen Buches komponirt hat. Es wäre wirklich rührend, wenn der Spruch: man merkt die Abſicht und man iſt verſtimmt! nicht immer wie eine Diſſonanz dazwiſchen klänge.

Heinrich Heine über Ludwig Börne! Ueber dieſen iſt am wenigſten die Rede. Alles, was ihm hoch und theuer war und uns, Alles wird mit ihm in den Staub getreten. Börne, dieſes Urgeſtein, dieſen koloſſalen Granitblock möchte der edle Kämpfer für Recht und Wahrheit gern mit ſeinen Witzen ſprengen, um ihn dann zu einem Poſtamente benutzen zu können, auf welchem er prangte, der deutſche Held und Dichter, Goethe's Nachfolger im deutſchen Olymp von nun an bis in Ewigkeit. Aber Heine hat ſein Pulver verpufft, der Stein des Anſtoßes war ihm zu hart, der Fels Börne hat die Feuerprobe beſtanden, er wankte und wich nicht, und ſollte er ja von Heine'ſchem Pulverdampfe hie und da geſchwärzt worden ſeyn — die Thränen des Zornes gegen den Frevler, die Thränen der Pietät gegen den Angegriffenen werden dieſe Flecken bald wieder abwaſchen. Wer Börne bisher nur ein ſtilles, wehmüthiges Andenken weihte, der wird ſich jetzt laut und offen für ihn ausſprechen: das ſind wir dem Todten Alle ſchuldig, auch ich hielt es für meine Pflicht.

Es ſoll nicht geſagt werden, daß uns das Andenken Verſtorbener weniger heilig ſey, als Börne, welcher Jean Paul einſt in ſeinem berühmten Nachrufe ein Denkmal ſetzte, das dauern wird, ſo lange die deutſche Sprache geredet und deutſche Pietät geachtet wird.

Dies ſind die allgemeinen Beziehungen, zu welchen Heinrich Heine's Schrift über Ludwig Börne anregt: über die ſpeciellen werde ich den Leſern dieſer Blätter meine Anſicht demnächſt eben ſo unumwunden ausſprechen. Gegen Heine, der nichts ſchont, weder Lebende, noch Todte, gegen ihn wäre Schonung Feigheit, Nachſicht Schwäche. Heine's Falſchheit iſt eine Schlange, welche wir lange genug ſorglos haben ziſchen laſſen: es gilt jetzt, ihr den Kopf zu zertreten, wo möglich auch zur Rettung von Heine's beſſerem Selbſt, wenn es noch zu retten iſt, wo nicht, wenigſtens zur Wahrung unſerer ſelbſt, damit, wenn Heine's

Buch auf die Nachwelt kommen ſollte, wir uns nicht vor den Enkeln noch im Grabe ſchämen müſſen.

R. B.

(Mainzer Unterhaltungsblätter, Nr. 239. 29. Aug. 1840.)

Heinrich Heine über Ludwig Börne. *)

Hoffmann und Campe. Hamburg. 1840.

> Aber es iſt die Art feiger Nachzügler, daß ſie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern.
>
> Börne.
>
> 3te Ausgabe, 5r Band, S. 347.

Seit Jahren ſahen wir einen Mann durch die Straßen ziehen, mit trübem Aug', verſchlemmtem Antlitz und Faunengelächel, die Hände ſtets in den Taſchen, den Sündenſold zählend, der das Tageslicht ſcheuet, am Arm eine jener wohlfeilen Prieſterinnen der neuen Religion, Emancipation des Fleiſches genannt. So zog er durch die Gaſſen des Lebens, durch die Straßen der Literatur, ſtrauchelnd, taumelnd, mit Koth die Vorübergehenden beſpritzend, Haß und Spott in die niedern Hütten des braven, aber armen Vol

---

*) Der gegenwärtige Artikel iſt uns von einem ſehr achtbaren Manne zugekommen, und wir haben ihm die Spalten unſeres Blattes um ſo weniger verſchließen dürfen, als das neueſte Werk der Heine'ſchen Feder allgemeine Indignation erregt und eine ſcharfe Abfertigung nothwendig macht.

Die Red. der Didaskalia.

kes ſchleudernd, den tüchtigen Bürger in ſeiner Häuslichkeit verhöhnend, freche Lieder in die offenen Thüren der Tempel hineinjubelnd, mit gebücktem Rücken und entblößten Haupte aber vorüberziehend vor den Paläſten der Reichen. Ihr Alle erkennt ſicherlich den Heinrich Heine und ſein Ende iſt euch nun klar. Er ſtarb als Selbſtmörder, begraben in eine Pfütze, die der Unglückliche aus eigenem Unrathe mit feilen Händen zuſammengekehrt, die er dem Publikum als pikantes Gericht aufzutiſchen wagte.

Wiſſen wir nun, wie er geendet, ſo laßt uns ſehen, wie er begonnen.

Der Hahn hatte gekrähet, die Sonne war aufgegangen. Da ergriff Börne die Poſaune und verkündete die Zeit mit ſtarken Tönen. Da vernahm er aus weiter Ferne ein antwortendes Echo ſeines Rufes und bald darauf zeigte ſich der buntgeſchmückte Sänger. In ſeines Herzens Luſt, einen Jünger gefunden zu haben und einen Ablöſer vom heiligen Amte, empfing ihn der Meiſter mit Jubelruf und in der Freude Fülle merkte das ſonſt ſo wohl geübte Ohr nicht, daß dieſe Bruſt nur Falſettöne ſang, ſah das ſonſt ſo ſcharfe Auge nicht, daß die bunten Gewänder die eines Hanswurſtes, der große Federbuſch die Schellenkappe eines Narren ſey.

Börne wurde getäuſcht wie der Erlöſer mit dem Kuſſe des Judas.

Doch lange konnte dieſer Irrthum nicht währen, der ſcharfe moraliſche Geruchſinn Börne's roch Fäulniß ſchon, da er Heine's ſybaritiſche Naſe nach Wohlgerüchen ſtets ſchnöbern ſah. Es ſey bei dieſer Gelegenheit geſagt, daß wir die Parfumeur Empfindlichkeit und Antipathien Heine's, deſſen Gedanken und Gefühle alle den Weg durch die Naſe zu nehmen ſcheinen, nicht recht begreifen. Wir begreifen um ſo weniger, wie Heine ſo viele Odeurs verdächtigt und läſtert, die doch ſo nahe verwandt mit dem Knoblauchsgeruch, der ſo feſt an ſeiner eigenen Race haftet, daß er ſolchen (wie der gelehrte, wohl deßhalb eigens nach Berlin berufene Profeſſor Schönlein vor wenigen Tagen öffentlich lehrte) ſelbſt mit der Beſpritzung aromatiſchen Weih- und Taufwaſſers nicht vertreiben konnte.

Was kann übrigens die Menſchheit nicht Alles noch von Heinen erwarten, der, wie wir von ihm ſelbſt hören, unter den heftigſten Schmerzen ſo Großes zur Welt gebracht und der als eigene Hebamme uns auch verkündet, daß er von neuem ſchwanger und guter Hoffnung. — Welch' reicher Erwerb für die Menſchheit iſt übrigens nicht ſchon das neue Schnüffelſyſtem Heine's, und kann Deutſchland nicht ſtolz darauf ſeyn daß einer ſeiner Söhne zuerſt der Welt verkündet, daß die Mädchen Frankfurts, die Samſtags nach Bornheim gehen, nach Schalet, daß die deutſchen Patrioten des **Passage Saumon** nach Tabak und daß ein magerer Weinhändlersſohn, der dem fetten Parfumeur nichts auf ſein unehrliches Geſicht borgen wollte, nicht nach **Eau de Cologne** riecht?

Wir ſagten alſo, daß Börne unter der gelüfteten Maske das Judasgeſicht zum Theil erkannte. Er, der ſtets nur die Menſchheit im Auge hatte, nie den einzelnen Menſchen, bewältigte den Kummer der Enttäuſchung, und ſeiner Miſſion getreu, trat er, wie immer, frei und ſtark auf offenem Markt dem Heuchler entgegen; alle Winkelzüge retteten dieſen nicht. Börne's feſte, ehrliche Hand deutete nach der leeren Bruſt, nach dem von Wohlgerüchen betäubten Kopf.

Doch wenn auch vielfach in die Schranken gerufen, Heine erſchien nicht. Er ſchwieg ein bedeutungsvolles Schweigen: er war gerichtet. Als daher nach langen Jahren, lange nachdem der Meiſter ſchlafen gegangen, uns eine Schrift in die Hände fiel, auf deren Titelblatt wir zwei Namen zuſammen gekuppelt fanden, zwiſchen die im Leben ſich Welten und Meere gelagert, ſo hofften wir einen Augenblick, daß der Rückgebliebene reuig und zerknirſcht eine Brücke ſich bauen wolle zu der vergebenden Bruſt des edlen Todten. Thörichte Hoffnung! Wir hätten wiſſen ſollen, daß Eitelkeit das verlockendſte aller Irrlichter, beleidigte Eitelkeit gar die Rachefackel in die Hand des Schwächlings drückt; wir hätten wiſſen ſollen, daß der Feige oft mehr wagt als der Tollkühne; wir hätten wiſſen ſollen, daß die furchtſame geängſtigte Maus ſtets nur das Rückendrehen des Katers erlauſcht zum Zernagen und Zerbeißen. —

Du kleine Maus, du guter Kater!

So kam es, daß es Heine'n vorbehalten, zu vollführen, was in den Sprachen aller Länder gebrandmarkt: Hinter einem, beim Leben Gefürchteten, Abgeſchiedenen herzuſchimpfen. Aber der gierige Vampyr vermochte keine Blöße zu finden an der feſt geharniſchten Leiche; die hohe ſittliche Kraft des Verſtorbenen übt aus dem Grabe hervor noch ihre Macht. —

Börne war ein guter Menſch, ein guter Patriot, ein wackerer Kämpe, dies Geſtändniß Heine's, ihm abgedrungen durch die bloße Macht der öffentlichen Meinung, iſt die ſchönſte Leichenrede Börne's.

Aber wie einem ſolchen gegen Hieb und Stich Gefeiten beikommen? Nur ein Heine konnte das Mittel erſinnen und ausführen: Den verſtummten Todten redend einführen, ihm ſelbſt geſchmiedete Reden in den Mund legen, dieſe miſchen mit Wahrheit, wie Gift mit Wein, perſönliche Leidenſchaften damit berauſchen und aufregen zu Gehülfen ſchnöden Beginnens, und vor Allem ſeine bekannte, meuchleriſche, der Hölle ſelbſt entwandte Waffe — die Verläumdung — ſpielen laſſen.

Das weiße lichte Gewand des öffentlichen Lebens, das Börne um ſeine hehre kämpfende Bruſt geſchlagen, war zu weltbekannt, um Flecken darauf zu ſuchen. Darum wendet Heine ſich an die ſchlechteſten Triebe der Schlechten, führt ſie an die verſchloſſene Thüre des Privatlebens, hoffend, den Blick, der durch Ritz und Spalt oder Schlüſſelloch ſich drängen muß, deſto leichter zu täuſchen. —

Uns aber, denen es vergönnt war, einzutreten in jene friedlichen Räume, die wir geſeſſen am Herde dieſes in Geiſt und Geſinnung ſo harmoniſch verbundenen Kreiſes, mögen es die Betheiligten verzeihen, wenn wir von ihnen reden, von ihnen, die ſtets ſich um Andere vergeſſen.

Oft ſendet der Himmel ſeinen Lieblingen, großen guten Menſchen, wachende ſchützende Engel zur Seite. Einen ſolchen hatte Börne gefunden. Sie möchten wir ſeinen guten Genius nennen, ſie iſt es, der wir und unſere Enkel vielleicht jene unſterblichen Werke verdanken, die Börne, wohl tief in ſeine Bruſt verſchloſſen, mit hinüber in eine beſſere Welt getragen hätte. — Denn ihr Seelenauge erſchaute zuerſt die verborgenen Schätze, ſie verſtand es, ſolche an's Licht zu fördern, ſie beſaß die ſeltene Gabe, den großen, ſo beſcheidenen Mann reden zu machen. — Dieſer hohe und doch ſo kindlich einfache Geiſt vertraute ſtets gern und willig dieſem weiblichen zarten Ohre die Erſtlinge ſeines Genius. —

Dieſes edlere Weſen, deren Geiſt ein Börne würdig gefunden vor Allen und zum Vertrauten erkoren, erkannte die Höhe ihrer Sendung, und wußte alle kleine Bedenklichkeiten zu beſiegen, als ſie die Leiden des ſchwachen Körpers ſah, den eine ſo ſtarke Seele zum Wohnſitz erkoren. Sie ward Pflegerin des Leidenden, wich nicht vom Krankenlager, worauf unſer Börne leider ſo oft geworfen, Geſundheit, Lebensgenüſſe, Alles zum Opfer bringend.

Die weißen Gewänder dieſes Schutzengels wagt Heine mit Koth zu bewerfen, wohl wiſſend, daß Börne im Grabe noch tief es ſchmerzen würde, die Reine um ſeinetwillen nach ſeinem Tode noch leiden zu ſehen. —

Und da ein Mann herankam, braven, ſtarken, tüchtigen Gemüths, der den Werth dieſes Weſens erkannte, ihr Wirken ehrte, liebend und wiedergeliebt den Bund ſchloß und einen Kreis geiſtes- und herzensverwandter Menſchen ſchuf, den ein Jean Paul nur würdig zu ſchildern vermöchte, ſo mußte ein Heine auch ihn zu beſchimpfen ſuchen.

Doch erklärt ſich für Eingeweihte der grimmige Aerger Heine's gegen jenen Mann wohl leichter, denn wie wir gehört, hat er vor Jahren ſchon ſeine bittere Hand der ſüßen Backe Heine's fühlen laſſen.

Wir wollen uns heute in keine weitere literariſche Würdigung des Heine'ſchen Machwerks einlaſſen. Wir geſtehen es gern, wir ſind noch zu tief bewegt, um kalt und ruhig einen Schriftſteller zu beleuchten, der, um zu erklären, daß es nicht feindſelige Härte geweſen, die ihn abhielt, dem Begräbniſſe Börne's beizuwohnen, in den Ausruf ausbricht: „Die Thoren, ſie wiſſen nicht, daß es kein angenehmeres Geſchäft gibt, als dem Leichenbegängniß ſeines Feindes zu folgen." Wer kann Entrüſtung niederhalten, wenn Heine uns erzählt, daß viele Deutſche ihn mit Nachfragen nach dem Grabe Börne's behelligen? — Wir glauben Hrn. Heine verſichern zu können, daß alle deutſchen Jünglinge, die nach Paris kommen, die Grabſtätte Börne's wohl ohne ihn zu finden wiſſen werden, aber auch den Schlupfwinkel des Hrn. Heine.

Du „Dichterkönig," „Kronenträger," wie geberdeſt du dich ſo gar eitel und albern! Gieb Acht, daß der von dir ſo verachtete „Rattenkönig" dir die Krone nicht vom Haupte zerrt, die deine eigene Hand darauf geſetzt. Zwerg, der du auf Stelzen geheſt, um Schwächlingen zu imponiren, blick' auf den Rieſen, der auf den Knieen rutſchte, um mit den Kindern zu ſpielen. Wir bedauern dich, du lebendig Todter, du biſt gefallen wie viele Andere ſchon. —

Rache, Raub und Sold bewaffneten ſeit Jahrhunderten oft ſchon Menſchen und Völker; aber die Schlachten, die ſie geſchlagen, gehen ſchmutzig unter in der Geſchichte, nur die Kämpfe der Treue, der Vaterlandsliebe, der Freiheit ſteigen als Sternbilder an den Himmel der Zukunft.

H......

(Tiraskalia. Nr. 244. 31. Aug. 1840.)

Heine und die Augsburger Allgemeine.

Wer hätte das gedacht! Heine hat endlich doch noch einen Anwalt gefunden, der ihm das Wort redet, wenn er auch nicht offen und ehrlich wagt, ihn ganz rein zu waſchen. Die letzten Nummern der Augsburger Allgemeinen Zeitung bringen — Ironie des Schickſals! — einen zweiten Artikel über Ernſt Moriz Arndt, den Mann der Geſinnung, und gleich dahinter einen höchſt kläglich geſchriebenen und von noch kläglicherem Geiſte beſeelten Aufſatz, deſſen Verfaſſer nach einigem wäſſerigen Hin- und Herſchwatzen behauptet: „Börne wurde nie ſo treffend geſchildert!“ und deſſen Verfaſſer gutmüthig oder dumm genug iſt, die Worte, welche Heine Börne in den Mund legt, welche dieſer aber nie ſo geſprochen hat, für baare Münze zu nehmen. — Weiterhin meint der abſonderliche Zweigeſternte: es habe Heine geſtattet ſein müſſen, Börne's Schwächen und Mißgriffe, ſo weit ſie der Oeffentlichkeit angehörten, zum mindeſten mit derſelben Offenheit zu behandeln, mit welcher Börne gegen Heine aufgetreten ſei. „Liegt in Beiden etwas, was über ihre Tage hinausreicht, ſo konnte Börne's Tod kein Schweigen über ihn gebieten.“ Wir bewundern den Correſpondenten und ſeine Logik. Ja Heine durfte und ſollte über Börne mit derſelben Offenheit ſprechen, wie dieſer einſt über ihn ſprach und wie Heine es in ſeinem Buche ſelbſt hat abdrucken laſſen: wäre er ſo aufrichtig und ſo ehrlich geweſen, niemand würde es ihm verargt, im Gegentheil jeder gedankt haben, denn Börne war ein Charakter, ſo rein, ſo grade heraus, daß er die Oeffentlichkeit nie zu ſcheuen brauchte und auch nie ſcheute. Aber jene ſchamloſen Verdrehungen, jene ekelhaften Zweideutigkeiten, jene oft auf derſelben Seite vorkommenden ſchreienden Widerſprüche und die bodenloſe Gemeinheit, mit welcher er Börne's noch lebende Freundſchaft bewirft — es wäre ſchamlos, Börne und ſeinen Freunden ſo etwas nachzuſagen, wenn Veranlaſſung dazu gegeben worden wäre, und es überſteigt Alles; was in deutſcher Sprache Aehnliches bisher vorkam, da jene Anklagen rein erlogen ſind. Wer die Frau, an welche Börne ſchrieb, kennt, der trete hin und rede Heine das Wort! Wer nur zugibt, daß Börne kein ganz grundgemeiner, thieriſchwüſter Menſch geweſen ſei, er wage, was ihm Heine in dieſem Verhältniſſe zu jener Familie nachſagt, zu beſchönigen. Der gutmüthige Correſpondent! was Heine über G. Pfizer ſagt, rügt er mit den Worten: „eine ſchändliche und unverantwortliche Behauptung, mit der ihn ein Bekannter betrogen zu haben ſcheint, iſt die gegen einen Stuttgarter Schriftſteller von reinſter Sittlichkeit und edelſtem Streben!“ Alſo ein — Bekannter ſoll Heine damit . . . betrogen haben? Dies einmal zugegeben: ſoll man ſich durch betrügeriſches Geſchwätz eines Bekannten zu ſo beiſpiellos abſcheulichen Vorwürfen gegen die Sittlichkeit eines Mannes verleiten laſſen? Durch dieſe Frechheit gegen Pfizer, der früher Heine ſcharf kritiſirte, beweiſt der Verfaſſer des Buches über Börne wie genau er es mit Letzterem, ſeinem größeren Gegner nahm. Aber ſeltſam! Pfizer's nimmt ſich der Correſpondent an, während er die noch viel ſchändlicheren Anſchuldigungen gegen Börne's makelloſen Ruf als Menſch in der Ordnung findet!

— — Die Augsburger Allgemeine Zeitung hat durch Aufnahme dieſes ſchlechtgeſchriebenen und noch ſchlechter gedachten Artikels einmal wieder eine jener Taktloſigkeiten begangen, deren ihr leider ſeit den letzten Jahren manche zum Vorwurf gemacht worden ſind. Doch auch dieſes wirkungsreiche Organ bringt Heine nicht wieder zu Ehren; die öffentliche Meinung hat ſich in Deutſchland — unter Schmerzen — zu entſchieden gegen das Buch und den Buchmacher erklärt, nicht allein in den Journalen, ſondern in allen Kreiſen fern und nahe.

„Ich habe Heine's Bild mit einem ſchwarzen Flor bedeckt, wenn ich aber erſt das Buch Heine's über Börne geleſen habe und finde, daß es wörtlich ſo iſt, wie die Zeitungen ſagen, dann zerbreche ich ſein Bild, dann werfe ich ihn zu den Todten!“ ſo leſe ich, um nur eines Beiſpiels über die Stimmung gegen Heine aus Privatkreiſen zu erwähnen, in einem Briefe, deſſen Schreiber ſeit dem früheſten Erſcheinen des Buchs der Lieder ein Bewunderer des Heine'ſchen Genies war. — Heine hat ſich ſelbſt den Todesſtoß in der Achtung aller Beſſeren gegeben; er iſt nicht mehr zu halten, auch durch zweigeſternte Correſpondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht! Vieles iſt ihm Jahrzehnte lang nachgeſehen worden, aber das Maaß iſt voll; nicht ferner tritt er unſer Gefühl für Recht, Sittlichkeit und Ehre ungeſtraft mit Füßen. Auch was beſagter Correſpondent zum Schluß hinwirft: „Deutſchland hat keinen ſolchen Ueberfluß an brillanten Talenten, um wegen einzelner (?) Züge, die uns an dem einen oder andern verletzen, gleich ein Verdammungsurtheil auszuſprechen, als ſäßen wir mit der Weltgeſchichte zu Gericht!“

auch das rettet Heine nicht: lieber möge Deutſchland ganz an brillanten Talenten verarmen, ehe ſeine Literatur von ſolchen Schamloſigkeiten ungerügt befleckt werden ſoll. Und wenn der Correſpondent wüßte, daß gerade die öffentliche Meinung wirklich die Macht iſt, welche mit oder richtiger in der Weltgeſchichte über die Erſcheinungen des Geiſtes zu Gerichte ſitzt und ſitzen ſoll, um das Wahre von der Lüge zu ſondern und die Menſchheit ihrem hohem Ziele zuzuführen, ſo würde er es dieſer öffentlichen Meinung nicht ſo verargen, daß ſie ſich ihres guten Rechtes auch gegen Heine bedient. K. B.

(Mainzer Unterhaltungsblätter. Nr. 250. 9. Sept. 1840.)

Heinrich Heine.

Auch Patroklus iſt geſtorben, und war mehr als Du!

Die junge Literatur hat ein Unglück betroffen, deſſen ſchwere Bedeutung man erſt an den Nachwehen erkennen wird. Das Unglück iſt: Heine's Buch über Börne. Nicht, als könnten die unheiligen Blätter jenes Buches auf Börne einen Schatten werfen! Fern ſey es auch von jedem Vernünftigen, Börne's Manen, die wahrlich vor keinem deutſchen Herzen eines Anwalts bedürfen, ſich als Vertheidiger aufzudrängen. Das Unglück iſt, daß uns Heine ſchmachvoll verloren ging. Niemand, und wäre er der glühendſte Schwärmer für die verlockende Loreley-Muſe, Niemand wird es wagen, die erzproſaiſche, gemeine Verſündigung, die Heine in jenem Buche begangen hat, zu entſchuldigen; er, oder dies Buch muß lang begraben und vergeſſen ſein, bevor wir wieder mit der alten Luſt an ſeine Lieder denken. Niemand wird ſich mehr auf Heine's glänzenden Namen berufen, wo es um mehr als die eitle gloriole, wo es um die Ehre und Ehrlichkeit der jungen Literatur ſich handelt. —

Heine unterſcheidet zwiſchen Hellenen und Spiritualiſten, die er auch Juden oder Chriſten nennt. Mag dieſe Unterſcheidung mehr als geiſtreich, mag ſie wahr ſein; ſie ſpräche darum noch nicht für Heine, wenn es auch hiſtoriſch ausgemacht wäre, daß die helleniſche Natur auf die ſpiritualiſtiſche herabſehen darf. Wo iſt denn das geſunde naturfriſche Hellenenthum in jenem H., deſſen ſich ſelbſt ironiſirende Zerriſſenheit eben daher ſtammt, daß er zu ohnmächtig iſt, ſich über Judenthum und Chriſtenthum zu erheben, der zwar dem Spiritualismus nicht zu Kreuze kriecht, ſich aber auch keineswegs noch zum griechiſchen Heros aufgeſchwungen hat? Liegt ſein Hellenenthum etwa in den kalten Leichenbildern der griechiſchen Götterwelt, mit denen er ſo gerne in erträumten Träumen buhlt? Etwa in den Bocksfüßen jenes großen Pan, den er mit der komiſchen Andacht und dem pathetiſchen Hocuspocus eines Komödianten heraufbeſchwören will? .... Nein H. verſteht hier unter einem Hellenen eigentlich einen anderen Goethe, oder beſſer Großkophta. Alſo H. iſt ein Hellene. Weil er ein brillanter Goethianer iſt, glaubt er ſich wie Goethe ſelbſt geberden zu können. Es iſt, als wollte Thiers den Napoleon ſpielen. Jene faſt wahnwitzige Eitelkeit, die ihm bei jedem Worte das Dalai-Lama-Stühlchen unterſchiebt, die ihn treibt, Jean Paul einen confuſen Polyhiſtor zu nennen, und im Angeſichte der deutſchen Nation über Schiller zu ſpotten, mag ich hier nicht weiter berühren; die Nemeſis trifft ihn dafür, der Fluch des Lächerlichen, den er ſo oft auf Andere geſchleudert, fällt nun auf ihn zurück; ſeine Selbſtüberhebung rächt ſich ſchon dadurch, daß ſie den gemeinen Troß deſto ungerechter gegen ſeine wirklichen Verdienſte macht... Heine mag, wie ein kleinſinniger Recenſent, die Roſtflecken zählen am Titanenſchwert des Börne'ſchen Styls; er mag uns bedeuten, daß nur ein Meiſter metriſcher Formen auch Meiſter der Proſa ſey; er mag Börne nur Eſprit zugeſtehen, der manchmal zum Humor wird; dies Alles iſt vielleicht die aufrichtige Meinung ſeiner Narciſſusſeele; und am Ende, was lag B. daran, ob man ſeinen Styl lobte oder tadelte? Ueber die Literateneitelkeit war er hinaus. Heine mag Börne für keinen, und ſich für einen großen Politiker erklären. Es widerſpricht zwar auf die naivſte Weiſe ſeiner ſcharfen Sonderung von Poeſie und Politik; aber H. will einmal Alles haben, die Erſtgeburt und die Linſen, alſo laßt ſie ihm. H. mag ſagen, daß aus den Pariſer Briefen der Wahnſinn grinſt, „Gedanken, die man in die Zwangsjacke ſtecken müßte, denen man die Douche geben ſollte...;" dies haben vor ihm ſchon größere Geiſter geſagt, und kräftiger ausgedrückt, z. B. der kleine Meier in Hamburg; Heine hat gewiß gute Gründe, ſo zu reden, und er weiß, daß wir uns nicht auf ſpecielle Ereigniſſe berufen, und dann fragen dürfen, ob Börne ein falſcher Prophet war?...

Aber er wage es nicht, eine Perſönlichkeit anzutaſten, die ihm heilig ſein ſollte, das Andenken eines Mannes zu ſchänden, der nichts zu ſchaffen hat mit ſeinem literariſchen Treiben, und ſeiner Ambition um das Dalai-Lama-Stüblchen. Wahrlich, unſere deutſchen Biedermänner haben ſich über Börne nicht viel vorzuwerfen; ſie haben faſt alle redlich mitgeflochten am Dornenkranze für den Lebenden, aber den Todten haben ſie anerkannt und beweint. Dies waren gewöhnliche Menſchen, aber Heine, der Dichter, der ungewöhnliche Menſch, mußte auch etwas ungewöhnliches thun. Er wartete, bis die erſte Nänie um Börne vorüber war, bis der letzte Ton der Sturmglocke von 1830 verhallte, dann ſprang es hin, das verhätſchelte Schooßhündchen des deutſchen Publikums, auf das Grab des Todten — doch genug, Heine ſucht Börne's Bild zu carrikiren, und wo ihm der Witz verſiegt, verleumdet er ihn und die Wenigen, die treu an ſeinem einſamen Todtenbette wachten, auf eine Weiſe, die ſich nicht näher bezeichnen läßt... Iſt das Hellenenthum? —

Was drängte Heine, dieſes unſelige Buch zu ſchreiben? „Ich war nie Börne's Freund, und ich war auch nie ſein Feind“ ſagt er ſelbſt. Er beſuchte ihn einmal in Frankfurt, ſah ihn mehrmals in Paris, und in den letzten Jahren vermied er ihn, weil der Ekel ihn abhielt vor jeder nähern Berührung mit Börne! Er wollte ihn alſo biographiſch nach authentiſchen Quellen, kritiſch nach ſeinen Schriften zeichnen? Nein, denn er ſagt: „Ich ſchreibe weder eine Kritik noch eine Apologie.“ Was alſo denn? Schreibt man ein Buch über Börne, wie man „ein Beſuch bei Roſſini,“ „ein Abend bei Jules Janin“ ſchreibt? Das Räthſel iſt gelöſt, wenn man die letzten Blätter jenes

Buches durchfliegt, und den Tadel angeführt findet, den Börne gerade und offen über Heine's Weſen und Treiben äußerte. Börne ſprach von Heine wie der Mann vom Knaben, ſchonend und anerkennend bei aller Strenge des Urtheils. Heine hatte ihn ſchon früher unter der Geſtalt des kleinen Simon in Schnabelewopsky perſiflirt, Börne ſchüttelte ſtill und ſtumm, wie ein Löwe, den Mückenſtich ab, ſein Urtheil blieb nach wie vor unerſchütterlich über Heine's Künſtlerwerth, wie über ſein perſönliches Treiben. Und darauf folgt nun — nicht eine Rechtfertigung, wie ſie dem Todten gegenüber würdig geweſen wäre, ſondern jenes Buch ... Iſt das Hellenenthum? —

Heine kann dieſes Buch nicht mit ſeinem harmloſen Leichtſinn, ſeiner Poeſie beſchönigen. Man hat dem genialen Uebermuth, der Burſchikoſität des jungen Heine manche eben nicht helleniſche Unreinlichkeit vergeben; die Anſprüche aber, mit denen er hier ſo großmannsſüchtig auftritt, contraſtiren widerlich mit dieſem knabenhaften Leichtſinn, dieſer jungenhaft kleinlichen Schadenfreude. —

Hier, wenn irgendwo, hier an B. galt es, die Tiefe, die Kraft, die Wahrheit ſeiner Poeſie zu erproben. Aber er, der um jedes Härchen ſeines geliebten Ich ſo viel zauberhafte Fictionen ſpinnt, der um den Hund Medor ſo viel gedruckte Thränen weint, er begegnet der Poeſie, wo ſie ihm in leibhaftiger Wirklichkeit, in Fleiſch und Blut entgegentritt, wie eine gewöhnliche kleine Schreiberſeele. Gehörte B. nicht der Geſchichte an, wäre er eine Geburt ſeines Dintenfaſſes, H. hätte ſein Leben lang gezehrt an der Poeſie dieſer charaktergroßen Geſtalt. Man leſe S. 256, wie er einen Beſuch Börne's bei ihm ſchildert.

Börne konnte wie es ſcheint, nicht ſchlafen, und kam in der Nacht zu ihm, ſetzte ſich an ſein Bett, und ſprach von ſeinen Leiden und Sorgen. —

Wäre dies Le Grand, natürlich in der Fiction, geweſen, ach, wie ſüß unheimliche Worte hätte da H. für ſeine Feder gefunden, wie hätte da der Pariſer Mond durch die Scheiben geblinkt, wie hätte da die Trommel des Le Grand wundervolle Lieder geſpielt, wie wäre da H. intereſſant und bleich, und melancholiſch lächelnd geworden. Aber es war B., und nicht fingirt, ſondern ein wirklicher Mann, und er kam nicht in einem von Heine's zahlloſen Träumen, ſondern er ſtörte wirklich den ſüßen Heine aus ſeinem ſüßen Schlummer, und war ſo einfältig, vor ihm ſeinen Buſen ausſchütten zu wollen, da begegnet ihm unſer Poet mit der impertinenten Proſa des gemeinſten Weltmenſchen, er läßt ihn reden von Europa, von den Völkern, von ſeiner Zukunft, vielleicht auch von ſeinem Exil und ſeinen Todesahnungen, dann ſtreckt er ſich in ſeinem Bette und fragt ihn vornehm verdrießlich: „Sind Sie Gemeinde-Verſorger?“ — Seitdem hat er ihn nur zweimal geſprochen. — Das iſt Hellenenthum! — Nein, Heine wird ſich nicht mit ſeinem harmloſen Leichtſinn entſchuldigen. Es geht eine traurige Abſichtlichkeit durch das ganze Buch, und wenn er Börne die Kunſt zu ſchreiben abſpricht, ſo muß man geſtehen, daß Heine voll von Kunſt iſt. Ja kunſtvoll iſt dieſes Buch, nicht geſchrieben, ſondern gedreht und geſponnen, wie die Folterſeile des Henkers, ein Zug nach dem anderen wird in Börne's edler Phyſiognomie verzerrt, Anfangs wird von Leidenſchaft und Verblendung geſprochen, dann werden allmählig

„Bornirtheit, Wahnſinn, Ueberſchnappen in den Katholicismus, Ekelhaftigkeit, verſteckte Gelüſte und Gemeinheit" daraus .... Wie die erſte Falte über die Wange der verblühenden Buhlerin, der werdenden Betſchweſter, ſo geht eine gereizte, krankhafte Ernſthaftigkeit durch jenes Buch, ſo oft von Börne's Verdienſten die Rede iſt. H. muß wirklich kränkeln, wenn er ſo ernſthaft, ſo geſetzt und ſolide thut. Viele Seiten ſcheinen mit dem grauen Haar gepinſelt, das ihm über Börne's geſchichtlichen Namen gewachſen iſt. Seltſam paſſen dazu die bekannten Stutzerkünſte und die ohnmächtige Coquetterie, mit der er, wie ein alter Tänzer, geſchminkt und friſirt und geputzt, den großen Stock balancirt, und von ſeinem „großen Federbuſch, und ſeiner reich geſtickten Uniform, und ſeiner Tambour-Major-Würde" fiſtelt. Dann kommen wieder die geiſtreichen Träume, wo die Nymphen Griechenlands aus allen Sümpfen tauchen, und die Faune und Dryaden und die Götter, die den Schnupfen haben; auch geiſtreiche Phantaſien kommen, um Zeugniß abzulegen für die hohen Gefühle H's und für ſeine tiefe Theilnahme am Wohl und Weh der Menſchheit. So möchte er ſich zugleich die Majeſtät des Dalai-Lama, die Unwiderſtehlichkeit des Schooßkindleins und den Kranz des Märtyrers vindiciren. Glaubt er, man wird das für mehr als Kopfarbeit halten? Will er gegen B's gebrochenes Herz dieſe Schreibekünſte in die Waagſchale legen? Denkt er, uns dieſen vergoldeten Seifenſchaum der Phantaſie als ſein Herzblut zu kredenzen? —

Ich warf das Buch bei Seite und ließ die Blätter von B's unſterblichem Vermächtniß vor mir rauſchen.

Und eine Stimme tönt daraus, die nicht aus dem Kopfe, die aus dem tiefſten Herzen klingt, und ein Auge blickt heraus, voll vom Himmel der Kindlichkeit und der Wahrheit. Börne hat keinen Vers geſchrieben, aber H. ſcheint nicht zu wiſſen, daß im Herzpochen B's mehr erhabene Melodie war, als in allen ſeinen Liedern, daß in der Redlichkeit des alten Börne, in dem Glauben, mit dem er ſich vertrauensvoll an jede Menſchenbruſt wirft, mehr liebenswürdige, ewige Poeſie iſt, als er mit ſeiner erkünſtelten Naivetät und ſeinem glatten Styl und ſeiner ſentimentalen Herzloſigkeit ſich andichten kann. Man ſtaunt, wenn man nur einen Blick wieder in Börne's ſonnenklare Schriften wirft, über alle Deutungen und Inſinuationen Heine's. Geh, Heine, Du biſt ein Stümper, Du biſt nicht künſtlich genug geweſen, um einen einzigen Zug von B's unauslöſchlichem Bilde zu verwiſchen. Und unſere Zeit, wenn ihr der Schatten Börne's naht, wirft Dich von ihrem Schooß, wie eine edle Frau das Schooßhündchen fallen läßt, wenn ihr der treue Gatte aus weiter Ferne kehrt.

Jetzt magſt Du hingehen, am Nordſeeſtrand ſpazieren, und wimmern von Deiner Heimathloſigkeit, und wie Du ſo ausgeſtoßen und verkannt ſeiſt. Denn jetzt haſt Du eine Heimath verſcherzt, die Du trotz all Deiner Sünden und Liebloſigkeiten noch in tauſend reichen, warmen Herzen gehabt haſt! — Das kann ich Dir im Namen der deutſchen Jugend ſagen.

J. Kaufmann.

(Zeitung f. d. eleg. Welt. Nr. 174. 5. Sept. 1840.)

Noch einmal H. Heine. — Als wir vor einigen Wochen unſern Leſern die erſte Nachricht über *H. Heine's* neueſtes Werk mittheilten, konnten wir bei der Kürze der Zeit nur nothdürftig den allgemeinen Inhalt des Buches anzeigen. Was wir damals über die Geſinnung des Verfaſſers ſagten, iſt nur allzuwahr; ſie iſt eine elende und ſchmachvolle, die jeder ehrliche Mann Deutſchlands verachten muß. Man hat Börne oft und vielfach angegriffen, man hat ſeine Ideen und Schriften bekämpft und beſtritten, aber ſelbſt die elendeſten, feigſten Scribler haben ihm Ehrlichkeit der Geſinnung, eine wahre, echt-deutſche Vaterlandsliebe zugeſprochen und den Mann in ihm verehrt, wenn ſie auch knurrend und heulend gegen die Donnerſchläge ſeiner Kritik anſprangen. Heine ſteht tiefer als alle dieſe Beſtien, er nimmt dem wackern Manne, was ihm eine ganze Nation, was ihm ſelbſt ſeine erbitterſten Feinde gelaſſen, und ſucht mit ſeichtem Witz und zotigen Perſönlichkeiten die Glorie eines Geiſtes zu beſudeln, dem er an Größe und Charakter ſo unendlich nachſteht. Zu feig und erbärmlich, um ihn bei ſeinem Leben offen und ehrlich anzugreifen, bellt er nun auf dem Grabe des edlen Geſchiedenen, profaniſirt und verſpottet ſeine aufopfernde Vaterlandsliebe und beſpritzt mit der ſtinkenden Jauche ſeines Witzes die ſchönen Blumen, die luſtig und duftend aufſprießend den kleinen Hügel *auf fremder Erde* bedecken. Und nicht genug, daß er ihn mit dem Schmutze ſeiner eigenen Meinung bewirft und bekrittelt und beſpöttelt, wo Andere bewundern, er ſucht ihn noch hinterliſtig in der Meinung des deutſchen Volkes zu verdächtigen, indem er ihm Worte in den Mund legt, die nie einem

Börne'ſchen, wohl aber dem ſeinigen angehören. „Börne — heißt es in dieſem Schandbuche — glaubte an eine Wiedergeburt Deutſchlands, aber er nannte ſie eine ſchwere, weil man ſich der vielen geſchwätzigen Weiber, die ſich herandrängten und Hebammendienſt verrichten wollten, nicht erwehren könne. „Es geht, es geht, aber dieſe müſſen erſt fort“ (ſoll Börne geſagt haben). Da iſt z. E. ſo eine Bettel von Rotteck. Dieſes alte Weib iſt nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armſeliger Schriftſteller, der ein bischen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthuſiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um ſeinen ſchlechten Büchern Abſatz zu verſchaffen, um ſich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben; da iſt mir doch tauſendmal lieber der dumme Kerl von Raumer, der iſt ganz Hund, und wenn er liberal knurrt, täuſcht er Niemand, und Jeder weiß, er iſt ein unterthäniger Pudel, der Niemand beißt. Der läuft beſtändig herum und ſchnobbert an allen Küchen und möchte gern einmal in unſere Suppe ſeine Schnautze ſtecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und ſie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionär.“ — Es iſt dies eine von den Stellen, wie ſie zu hunderten vorkommen in dieſem Buche. Das Elendeſte, das Zotigſte und Dümmſte wird Börne in den Mund gelegt — jetzt wo er ſchläft und die Fauſt zu Aſche geworden, die jedem Lügner die wohlverdiente Strafe ſchlagen konnte. Das deutſche Publikum hat gerichtet über Börne und der Spruch iſt gut und ſchön und gerecht ausgefallen, jetzt wird Heine an die Reihe kommen, und hier wird er, wenn auch eben ſo gerecht, doch gewiß nicht anerkennend ausfallen. Man wird vergeſſen, daß er der Sänger ſchöner Lieder war, daß er einſt Tauſende hingeriſſen durch den Zauber ſeines Geſanges, und genannt wurde, wenn man die beſten nannte im deutſchen Vaterland — jetzt wird man in ihm nur den Schmäher und Schänder eines Grabes ſehen, das Deutſchlands edelſten Mann birgt, und den Mann verwünſchen, der es gethan. Heine hat ſich ſein eigen Grab gegraben und Deutſchland wird ihn einſcharren haſtig und ſchnell, wie man einen faulen Körper vergräbt. Es wird Keiner dort beten.

(Der Planet. Ende Auguſt oder Anfang Sept.)

Börne's

Franzöſiſche Schriften.

Herausgegeben

von

Cormenin

und

überſetzt

von

E. Weller.

Bern.
Druck und Verlag von Jenni, Sohn.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Bemerkung des Herrn v. Cormenin 1
Biografiſche Notiz über Ludwig Börne . . . 6
Der Bauernkrieg in Deutſchland von Wachsmuth . 31
Ueber Deutſchland, von Heinrich Heine 56
Sitten- und Charakterſcenen von Mad. Aug. Thierry 87
Einleitung zur Balance 91
Beranger und Uhland 120
Franzoſenfreſſerei von Herrn Menzel 163
Die Dämmerungsgeſänge von Victor Hugo . . 177
Wally, die Zweiflerin. Roman von K. Gutzkow . 191

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bemerkung.

Börne iſt einer von jenen ſeltenen Geiſtern, welche gedeihen, wo ihre Gedanken auch treiben und ſich verbreiten mögen; gleich jenen ausländiſchen Blumen, die, in unſer mildes Klima verſetzt, faſt in demſelben Glanze ſchimmern, faſt denſelben Wohlgeruch ausduften wie unſre Naturroſen.

Börne's Geiſt, obgleich deutſch durch die Tiefe und Allgemeinheit des Gedankens, glich dennoch in der Form dem Voltaire's: lebendig, leicht, fein, originell, verlor er ſich nicht in jene metafyſiſchen Zerſtreutheiten, in jene dunkeln Definitionen, worein ſich die Filoſofen Deutſchlands werfen, ſei es aus Gewohnheit, ſei es in einer Art von Beugung ihres Geiſtes, ſei es, um ſich ſelbſt dem Anblicke des politiſchen Elends, welches ſie quält, zu entziehen. Börne, ungeſtüm, feurig, wahrheitsliebend, unerſchrocken, fand ſich nicht mit den Vorurtheilen ab. Er ſchlug mit der Schärfe ſeines beißenden Witzes die Feudaleinrichtungen, die Höflinge, die Schmeichler und die Mißbräuche nieder.

Es giebt ſelbſt in der Politik eine poetiſche Seite wie in allem Uebrigen. Dieſe poetiſche Seite, dieſe blumichte Seite iſt es, welche die Deutſchen williger ergreifen; aber die Blüte des Aepfelbaums, die Blüte des Weinſtocks, die Blüte des Getreides fallen beim erſten Wehen des Windes ab. Die Traube allein giebt den Wein, die Aehre allein giebt das Getreide, der Kern allein giebt die Frucht; eben ſo muß man, um die Dinge genau zu erkennen, bei Allem auf den Grund der Dinge eingehen. Darauf verſtehen ſich die Franzoſen vortrefflich. Mit ihrem poſitiven, genauen, wiſſenſchaftlichen, durchdringenden, ordnenden Geiſte haben ſie ſehr ſchnell jeden Stoff auf ſeinen einfachſten Ausdruck zurückgeführt; und man muß nicht glauben, daß, weil ſie zum Entzücken tanzen und ſingen, ſie ein Volk ſeien, welches immer tanze und ſinge. Im Gegentheil ſind es die Deutſchen, welche in der Politik immer ſingen. Ich tadle ſie deßhalb nicht. Sie machen es wie vor Zeiten Heſiod, wie die ſchottiſchen Barden, die Kinder Odins und der Druiden, unſre Vorfahren.

Ehe man die Geiſter aufklärt, muß man die Herzen rühren, und nur die Dichter verſtehen es, die Herzen zu rühren. Man muß zur Einbildung der Völker in Bildern ſprechen, und nur die Dichter verſtehen es, die Einbildung anzugreifen, zu erſchüttern, zu verführen. Börne iſt alſo dem natürlichen Gange der Dinge gefolgt; er bewegt ſich ſprungweiſe vorwärts wie die lyriſchen Dichter; er ſäet, er verſchwendet alle Blüten ſeines glänzenden Geiſtes; er hat plötzliche Erhebungen zu einer beſſern Zukunft; er bekümmert, er tröſtet ſich, er glaubt, er zweifelt, er hofft, und man fühlt, daß ſeine Seele überſtrömt und daß ſein Inneres ſich empört. Er wiegt ſich in ſeinen Gedanken, er hört auf Franzoſe zu ſein, er wird wieder Deutſcher, er geht, kommt zurück, ſchwankt und folgt in ſeiner Ruhe, ſeinen Bewegungen, ſeinen Fort- und ſeinen Rückſchritten der rollenden Juliwoge.

Seine Schreibweiſe iſt eine Miſchung von Ode, Elegie und Satire; der Gelehrte herrſcht vor und der Publiciſt iſt zuweilen abweſend.

Nun aber braucht Deutſchland Logiker und Publiciſten eher als Dichter und Filoſofen. Wer ihm die Freiheit der Preſſe, der Tribüne und der Geſchwornen gäbe, würde mehr für ſeinen Ruhm und für ſein Glück thun, als alle jene Sänger romantiſcher Balladen oder jene Utopienträumer, die ſich in ihre Cabinette einſchließen bei der Verfolgung einer Seele. O ihr erhabenen Denker, nicht die träumenden, ſondern die duldenden Seelen muß man tröſten.

Börne war eben ſo groß durch ſein Gefühl, als durch ſeinen Geiſt ausgezeichnet. Er liebte Frankreich wie ſein zweites Vaterland: er liebte es im Intereſſe Deutſchlands.

Er hatte Recht. Deutſchland bedarf der Hülfe Frankreichs, nicht des militäriſchen, ſondern des geiſtigen Frankreichs, um das Feudaljoch ſeiner Ariſtokratieen und Monarchieen abzuſchütteln. Seit langer Zeit und ohne daß man darauf Acht giebt, bildet ſich mitten in allem Toſen des Jahrhunderts, wie ein langſames aber fortlaufendes Werk, eine Auflöſung, und das Geſetz des Fortſchritts wird in Erfüllung gehen. Aber wie? Wird ein Freiheitsvulkan die Ariſtokratieen und Throne in die Luft ſprengen? Werden die Könige ſelbſt, beſſer von ihren Pflichten durchdrungen, der Menſchheit befreundeter, mehr vorausſehend in die Zukunft, ihre Einrichtungen und ihre Völker zugleich liberaliſiren? Wird die Revolution, weil man ſie doch mit ihrem Namen nennen muß, plötzlich oder allmälig fortſchreitend, gewaltſam oder friedlich ſein? Die Vorſehung hat ihre Wege, die ſie allein kennt, und wir würden mit Börne die angenehmſten vorziehen.

Börne iſt in dieſer heiligen Hoffnung geſtorben, und die wiedergebornen Deutſchen werden ihn einſt ſegnen als einen Vorläufer ihrer Emancipation.

Cormenin.

Biografiſche Notiz
über
Ludwig Börne.

Ludwig Börne wurde zu Frankfurt am Main den 22. Mai 1786 in einer iſraelitiſchen Familie geboren. Sein Vater, ein in den Geſchäften ſehr erfahrner und mit einem großen Geſchick für die diplomatiſchen Unterhandlungen begabter Mann, war ganz dem Hauſe Oeſterreich ergeben. Er hatte politiſche Ueberzeugungen, welche denen ganz entgegengeſetzt waren, die ſein Sohn eines Tages ausſprechen und vertheidigen ſollte, und er ahnete gar nicht, daß dieſe Ariſtokratie, welche er als natürliche Stütze der Staaten betrachtete, in ſeinem Sohne einen ſo furchtbaren Gegner finden ſollte.

Börne's Großvater war Finanzbeamter des alten kurfürſtlichen Hofes von Köln geweſen; er wohnte zu Bonn am Rhein. Bei Gelegenheit einer Erledigung der Kölner Kurwürde entwickelte er eine große Thätigkeit zu Gunſten eines Erzherzogs vom Hauſe Oeſterreich und vornehmlich durch ſeine Bemühung erhielt der Erzherzog die Stimmenmehrheit. Maria Thereſia, erkenntlich gegen Börne's Großvater für den Dienſt, welchen dieſer ſo eben einem ihrer Söhne erwieſen, ließ ihm eine von ihrer Hand unterzeichnete officielle Urkunde zuſtellen, die ihm alle Arten von Gunſtbezeugungen verſprach, im Falle er oder eines von ſeinen Kindern ſich einſt in Oeſterreich niederlaſſen wollte. Dieſe königliche Gönnerſchaft machte die Schmerzen noch bitterer, die Börne's Vater empfand, indem er ſeinen Sohn hartnäckig einem ganz entgegengeſetzten Wege folgen ſah.

Da ſich Börne's glückliche Anlagen frühzeitig entwickelten, beſtimmte ihn ſein Vater zur wiſſenſchaftlichen Laufbahn, weil die Iſraeliten in Deutſchland vom Staatsdienſte ausgeſchloſſen ſind und kein politiſches Recht haben, wählte er die Medicin. Börne war 14 Jahre alt, als er Frankfurt verließ, um nach Gießen zu gehen, einer Univerſitätsſtadt des Großherzogthums Heſſen-Darmſtadt, wo er beim Profeſſor Hetzel, einem berühmten Orientaliſten jener Zeit, in Koſt trat. Von Gießen begab er ſich nach Berlin und ſpäter nach Halle, um daſelbſt ſeine mediciniſchen Studien fortzuſetzen. Der Aufenthalt, den er auf dieſer letzteren Univerſität nahm, hatte in ihm einen ſehr lebhaften Eindruck zurückgelaſſen; in ſeinen Privatgeſprächen ſprach er oft mit Innigkeit von dieſer glücklichen Zeit ſeiner Jugend, und in der Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke drückt er ſich bei dieſer Gelegenheit folgenderweiſe aus:

„Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. — In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſt bewegtes wiſſenſchaftliches Leben. Wolf, deſſen Ruhm nicht größer iſt als ſein Verdienſt, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie ſie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Chriſt geweſen. In ſeinen Vorleſungen über die Ethik betrachtete er das ſittliche, das wiſſenſchaftliche und das bürgerliche Leben der Menſchen. Sein Hörſaal vereinigte nicht blos die akademiſche Jugend, ſondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Univerſitätsprediger und ſeine Zuhörer wurden um ſo andächtiger, je bedächtiger ſie wurden; denn Schleiermacher ſchiffte, mit dem Compaſſe des Wiſſens verſehen, auf dem Meere des Glaubens nach berechneter, ſicherer, zweifelloſer Richtung. Reil war als Menſch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von anſehnlicher, Achtung gebietender Geſtalt und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter ſeinen Schülern, die ihn eben ſo ſehr liebten als bewunderten, ſo konnte man ſich leicht in die Akademie von Athen verſetzen; er wußte ſeinen Kranken und deren Angehörigen ein unerſchütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermiſchte ſeine Vorleſungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köſtlichſten Früchte ſeiner Forſchung waren unter Blumen verſteckt. Wer nur den erſten Stunden ſeiner halbjährigen Vorleſungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Profeſſor der Moral oder der Aeſthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wiſſen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geiſtes ihr ſchwaches Haupt zur Erde niederſenken und dieſes nothwendigen Naturgeſetzes ſich bewußt, äußerte Reil im engen Kreiſe von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchſt liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geiſtes verlieren. Um ſich gegen dieſen Verluſt zu ſchützen, war er immer darauf bedacht, ſich mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. — Horkel hatte ſich die Lehren

Cuvier's angeeignet und brachte die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie und Fyſiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geiſtreiche Art mit den unmündigen Geſchwiſtern des Menſchen bekannt und wies die Vollkommenheit der menſchlichen Organiſation an den Unvollkommenheiten der thieriſchen nach. Er war ein ſo höchſt beſcheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein ſo lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Reſultate ſeiner Forſchung die Wege und Berechnungen mitzutheilen verſäumte, über und durch welche er zu dieſen Reſultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademiſche Jugend zur höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werners, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturfiloſofie dahin.... Steffens iſt ein Däne und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle ſein Lehramt begann, der deutſchen Sprache, wenigſtens der deutſchen Ausſprache noch nicht ganz mächtig. Dieſes gab ſeinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades ſo wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geſchöpft, reichte er friſch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Ruder, ohne Steuer, und erſt am Ufer fing er zu überlegen an.

„Von ſolchen Lehrern angetrieben, ſtrömte der akademiſchen Jugend das Blut raſcher und feuriger durch alle Adern des Geiſtes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle und deren geſelliges Leben war wilder und rauher als es je geweſen. Sitten, Sprache, Kleidung, Alles war gigantiſch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern und von unten deutſchen Poſtillionen. Brach aber aus dieſer rohen Hülle die wiſſenſchaftliche Begeiſterung hervor, ſo war ſie um ſo rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauſe, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Geſellen über die Schelling'ſche Naturfiloſofie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten ſie ſich über die Polaritäten verſtändigt, über den Indifferenzpunkt aber ſich entzweit. Der Eine ſagte dem Andern, er habe dumm geſprochen. Das war eine Herausforderung und zwei Tage ſpäter floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie iſt die deutſche akademiſche Jugend ſo glücklich! Verdorren möge die erſte Hand, die dieſes ſchöne Leben beſchmutzt!“

Nach der Schlacht bei Jena zog die franzöſiſche Armee in Halle ein; die Studenten zerſtreuten ſich, und Börne ging nach Heidelberg; er war damals 20 Jahre alt. In dieſer Zeit entſchloß er ſich der Medizin zu entſagen; ſeine Neigung für die politiſchen und filoſofiſchen Wiſſenſchaften beſtimmte ihn, politiſche Oekonomie zu ſtudiren. Im Jahre 1808 ward er zum Doctor der Filoſofie auf der Univerſität Gießen ernannt, derſelben Stadt, wo er ſeine Schulſtudien begonnen. Einer der Profeſſoren, welche bei Börne's Promotion für die Doctorwürde den Vorſitz gehabt, ſchrieb ihm damals, er habe der Facultät verſprochen, in der Univerſitätsſammlung ein Stück, „Germanien“ betitelt, drucken zu laſſen, welches man der gewandten Feder des jungen Doctors verdanke, was bemerkt zu werden verdient, weil dieſe erſte Arbeit ſchon die Meinung enthält, daß das Glück Deutſchlands und Frankreichs von ihrer Eintracht und ihrer Verfaſſung als befreundete Völker abhinge.

Von 1811 an bekleidete Börne einige Jahre lang die Stelle eines Amtsactuars bei dem Rathe zu Frankfurt unter der großherzoglichen Regierung des Fürſten Primas, und er hat ſich in dieſer Würde den Ruf einer bewährten Rechtlichkeit und Rechtſchaffenheit erworben. — 1818 war es, wo er die proteſtantiſche Religion annahm und ſeine literariſche Laufbahn begann. Er ſtand nach und nach der deutſchen Revue, „die Wage“ betitelt, dem Wochenblatt „Zeitſchwingen“ und dem deutſchen Frankfurter Journal vor. Dieſe Blätter waren in einem kräftig liberalen Sinne redigirt und wurden mit der größten Theilnahme aufgenommen; aber nachdem er einen heftigen und fruchtloſen Streit mit der Cenſur unterhalten, ſah er ſich genöthigt die Redaction aufzugeben. In der Sammlung ſeiner Werke befindet ſich ein Artikel unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur.“ Dies ſatiriſche Stück iſt durch ſeinen Aufſchwung und ſeinen Geiſt bewundernswürdig; Börne geißelt darin mit Nachdruck die verſtandloſe Tyrannei der Cenſur.

Aller dieſer Händel müde, begab er ſich 1819 zum erſten Male nach Paris. Da ſein Ruf als patriotiſcher Schriftſteller ihm in die Hauptſtadt vorausgeeilt, beſchäftigten ſich die liberalen Journale und ſelbſt der Moniteur dieſer Zeit mit vielem Intereſſe mit ſeiner Ankunft in Frankreich. Bei ſeiner Rückkehr nach Frankfurt ward er verhaftet. Ein junger Mann hatte revolutionäre Flugſchriften verbreitet, und in dem Glauben, Börne ſei noch in Paris, ſie unter ſeinem

Namen verſandt. Dieſer Mißgriff koſtete ihn eine Gefangenſchaft von 14 Tagen.

1822 machte er eine zweite Reiſe nach Paris. Die Zeit, die er hier zubrachte, ward zu literariſchen Arbeiten angewandt, unter denen man ſeine „Schilderungen aus Paris“ erwähnen muß, welche in Deutſchland geſchätzt ſind, wie die von Mercier in Frankreich. In andern von den deutſchen Journalen veröffentlichten politiſchen Artikeln beurtheilte er mit Scharfſinn und Gründlichkeit die Anſchläge der Ultraroyaliſten. „Nicht die Revolution, die Contrerevolution führt die Anarchie herbei; das ſah man ehemals in Frankreich, das ſieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens iſt die grammatiſche Liſt, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzuſtellen, von keiner Wirkſamkeit mehr. „Unſere glorreiche Revolution“ ſagen die redlichſten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzoſen die gleiche Sprache führen dürfen.“ Dieſe Zeilen wurden im Jahre 1822 geſchrieben.

In der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes zu Paris ward Börne lebhaft von ſeinem Vater gedrängt, eine Stelle bei der Wiener Kanzlei anzunehmen. Dieſer war immer mit dem Fürſten Metternich in Verbindung geblieben; er hatte eine der von Gentz gleiche

Stellung für ſeinen Sohn in Ausſicht und konnte die Hartnäckigkeit nicht begreifen, womit dieſer ſich weigerte, eine glänzende diplomatiſche Laufbahn gegen die niedere Stellung eines Schriftſtellers zu vertauſchen, welche ihm damals wenig Glück verſprach. Sein Briefwechſel beweist, daß ſein Vater ihn dringend bat, wenigſtens die Reiſe nach Wien zu machen. Börne verwarf alle dieſe Vorſchläge, und um ſeinen Vater zu tröſten, erklärte er ihm, daß er mit ſeinem Looſe zufrieden ſei.

Nachdem er ſich zwei Jahre zu Paris aufgehalten, kehrte er nach Deutſchland zurück, um nach Baden zu gehen, in der Meinung, daß dieſer Aufenthalt ſeiner geſchwächten Geſundheit günſtig ſein werde. Diejenige von ſeinen literariſchen Arbeiten, welche in dieſer Zeit die größte Aufnahme hatte, iſt die Denkrede auf Jean Paul, ein Werk, das ſich durch den Adel der Geſinnung, die Tiefe des Geiſtes und die Beredſamkeit des Schmerzes auszeichnet, den der Verfaſſer über den Verluſt, welchen Deutſchland ſo eben erlitten, empfindet.

Im Jahre 1829 veröffentlichte Börne eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke, welche in 8 Bänden erſchien; ſie hat ſeitdem drei Auflagen erlebt. Die Revolution von 1830 machte auf ihn einen ſo tiefen und lebhaften Eindruck, daß er es nicht länger aushielt, ſich vom Mittelpunkte der Ereigniſſe entfernt zu ſehen. Kaum wiederhergeſtellt von einer ſchweren Krankheit, entſchloß er ſich dennoch nach Paris zu reiſen. Von dieſer Zeit her datiren ſich ſeine Briefe aus Paris, die ſo großes Aufſehen in Deutſchland gemacht und eine ſo laute Polemik von Seiten der übelwollenden oder wenig aufgeklärten Schriftſteller jenſeits des Rheins hervorgerufen haben.

Man warf ihm vor, er habe den Nationalſtolz verwundet, und ſuchte gegen ihn die Reizbarkeit des öffentlichen Geiſtes zu ſtimmen. Doch die geſunde, verſtändige und wahrhaft patriotiſche Partei des Landes ließ ſich nicht täuſchen über die Tendenz dieſer Briefe. Das ergibt ſich deutlich aus den zahlreichen Beweiſen von Theilnahme, welche Börne empfing auf einer Reiſe, die er in Deutſchland einige Zeit nach der Veröffentlichung ſeiner Briefe machte, und vorzüglich aus den enthuſiaſtiſchen Aeußerungen, deren Gegenſtand er war beim Hambacher Feſte und auf der Univerſität Freiburg in Baden. Die folgende, einem von Börne 1832 geſchriebenen Briefe entlehnte Stelle ſchildert vortrefflich den damaligen Zuſtand der Geiſter in Deutſchland:

Neuſtadt an der Hardt (Rheinbaiern),
28. Mai 1832.

„....Selbſt wenn ich Zeit hätte, könnte ich Ihnen die Wichtigkeit, welche das Feſt gehabt, nicht angeben. Nach meiner Gewohnheit habe ich mich bei Seite und faſt verborgen gehalten. Alles das hat zu nichts gedient. Ich bin als Held betrachtet worden. Geſtern Abend haben die Heidelberger Studenten einen Fackelzug gehalten und ſich vor meiner Wohnung aufgeſtellt, wobei die Luft von ihren Vivats wiederhallte. Vorher ſchon war man mir auf der Straße gefolgt unter dem Rufe: es lebe Börne! es lebe der deutſche Patriot, der Verfaſſer der Pariſer Briefe! Ich habe mich in ein Haus zu Verwandten geflüchtet; man iſt mir nachgelaufen, wobei man immer denſelben Ruf hören ließ. Als ich heute auf der Straße ging, wurde ich von dem Freudenruf der Abreiſenden begrüßt. Es ſind nicht allein Studenten, ſondern auch Bürger, die mich alſo feierten. Die Bewohner des Landes, die Polen, Alle ſind gekommen in Deputationen, um mich zu ſehen und haben mich feierlich angeredet. Geſtern Abend war mein Zimmer voll von Leuten; man war gezwungen zu ſtehen; die Thüre war offen und die, welche keinen Platz hatten finden können, waren im Vorſaal geblieben. Sie nahmen meine Hand und drückten ſie wie die Hand eines Freundes an ihr Herz. Ich hatte große Mühe, an mich zu halten. Einige junge Leute aus Heidelberg mit blonden Haaren, von ſchlankem Wuchs und ſchön wie Apollo, haben mich faſt bis zu Thränen gerührt, ſo ſehr waren ſie ſelbſt bewegt. — Die Wirkung, welche meine Briefe in Deutſchland hervorgebracht, iſt erſtaunlich. Viele Leute ſprechen davon als ob ich die ganze Bewegung der Zeit veranlaßt.“

So lange die Preſſe im Großherzogthum Baden frei geblieben, hatte ſich Börne nicht von dem Entſchluſſe, nach Deutſchland zu gehen, abwendig machen laſſen: den lebhafteſten Bitten ſeiner Freunde, die ihn angegangen, ſich nicht der Möglichkeit einer Verhaftung auszuſetzen, hatte er in folgenden Zeilen, die ſich in einem ſeiner Briefe finden, von Karlsruhe datirt, den 18. April 1832 geantwortet:

„.... Selbſt wenn ich gewußt, daß man mich hier verhaften würde, wäre ich dennoch hieher gekommen. Denn glaubet nicht, daß es unnütz ſei, ſeine Freiheit für die gute Sache zu opfern. Das wirkt mehr als ſchreiben. Das vermehrt den Zorn des Volkes, enthüllt die Tyrannei, zeigt ſie in ihrer ſcheuslichen Geſtalt und führt zum Ziel. Die vorwärts ſchreiten wie ich, müſſen den Graben mit ihren Körpern füllen, damit die Andern den Weg geebnet finden.“

Während der Jahre 1832 und 33 beſuchte Börne zweimal die Schweiz. Seit dieſer Zeit verließ er Paris nur, um während des Sommers in Auteuil zu wohnen, wo er mit der Ueberlegenheit ſeines Talentes die „Worte eines Glaubenden“ überſetzte, die eben erſchienen waren, und zu gleicher Zeit in einer periodiſchen Sammlung einen Artikel über dieſes Buch veröffentlichte.

Seit langer Zeit nährte er die Idee, eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben; er hatte angefangen ſich damit zu beſchäftigen; doch unglücklicherweiſe hat er nicht Zeit gehabt, dieß Werk zu vollenden.

Seine letzten Arbeiten ſind: zuerſt Artikel im Reformateur veröffentlicht und in der Balance, einer Zeitſchrift, die er auf eigene Koſten herausgab; Artikel, welche man in dieſem Hefte vereinigt finden wird und die vom Verfaſſer franzöſiſch geſchrieben worden; dann Menzel der Franzoſenfreſſer, ein im Herbſte 1836, zwei Monate vor ſeinem Tode, deutſch geſchriebenes Werk. Dies Buch wird in Deutſchland als das vollendetſte Werk des Verfaſſers betrachtet, auch nennen es die Deutſchen das Teſtament Börne's.

Börne ſtarb zu Paris am 12. Februar 1837; er iſt geſtorben, umringt von ſeinen Freunden, ſeinen Landsleuten, ruhig und ergeben und mit der innigen Ueberzeugung, daß Alles, was er ſo heiß für das Glück der Völker gewünſcht, zur Wirklichkeit werden würde. Sein Leichenbegängniß ward von einem tief bewegten Gefolge geleitet; man fühlte das ganze Gewicht dieſes unerſetzlichen Verluſtes. Seit Jean Paul's Tode haben ſich in Deutſchland keine einſtimmigeren und lebhafteren Klagen kund gethan, als bei der Nachricht von Börne's Tode; denn die Völker fühlen wohl, daß ihre Bewunderung und Liebe den edlen Männern gebührt, welche ihr Genie, ihr Leben und ihr ganzes Daſein dem Ruhme des Vaterlandes und dem Glücke des Menſchengeſchlechts widmen.

Börne iſt aus keiner Schule hervorgegangen; er hat ſelbſt eine Schule gebildet. Seine Briefe tragen den Stempel einer wohlbegrenzten Eigenthümlichkeit; aber trotz des völligen Originalcharakters ſeiner Schriften erinnert das Leſen ſeiner Werke im Gedanken an Jean Jacques, Swift und Sterne. Er hatte weder mit Göthe noch mit Schiller Aehnlichkeit; doch hatte er viel ſowohl mit Leſſing in der Erhabenheit der Kritik, der Genauigkeit des Stils und dem Streben nach ſocialen Reformen gemein, als auch mit Jean Paul in der Laune, in dem Gefühle, der poetiſchen Tiefe und dem Patriotismus.

Börne hatte einen feſten, energiſchen Charakter, aber ein weiches Gemüth und jene Empfindſamkeit, die man ſo oft bei großen Männern antrifft. Wenn man ihn reden hörte, war man von dem Reichthum ſeiner Ideen betroffen; er ſprach noch beſſer als er ſchrieb. Nie hat ein Menſch die Eitelkeit weniger gekannt; ſtets einfach, war er zuweilen von kindlicher Einfalt; er kannte den Ehrgeiz nicht, der nur glänzen will, aber er beſaß den, für Anderer Glück wirken zu wollen, einen großen Geiſtern und großen Charaktern natürlichen Ehrgeiz.

Wenn Deutſchland freie Inſtitutionen beſeſſen hätte, wie ſie Frankreich und England beſitzen, ſo würde Börne, ausgezeichnet durch ſein Genie, ſeine Beredſamkeit und ſeine Bürgertugenden, ſeinem Lande als Staatsmann, als Tribun haben dienen können. Jetzt faßt ſich ſein Leben gänzlich zuſammen in Schriftſtellerthätigkeit, in dem Widerſtande, den er gegen den ſchlechten Geſchmack in Hinſicht auf die ſchönen Künſte und die Literatur fortwährend geleiſtet, in ſeinem Kampfe mit der Cenſur, in der kraftvollen Polemik, womit er die Gleichheit der Rechte und die Preßfreiheit vertheidigt, in dem Kriege, welchen er mit den kleinen und großen Deſpoten, den Standesperſonen, der Tyrannei der Beamten und ihrem pedantiſchen Stolze, in der muthigen Aufopferung, die er ſtandhaft für die Vertheidigung der verkannten Rechte der Iſraeliten und für die Sache aller Unterdrückten gezeigt, ſelbſt unter ſchwierigen und gefahrvollen Umſtänden.

Man muß erſtaunen, wie Börne mit einer ſo ſchwächlichen Geſundheit, ſo ruhigen Gewohnheiten, einem ſo gefälligen und menſchenfreundlichen Charakter alle Kämpfe, worein er gezogen wurde, hat aushalten können. Um friedlich einer nicht beſtrittenen Berühmtheit zu genießen, hätte er nur in einen Kreis rein literariſcher und nicht angreifender Thätigkeit ſich einzuſchließen und gefühllos mitten unter den Zuckungen der Zeitgeſchichte zu leben brauchen; dann hätten leichte Lorbeeren ſein Haupt gekrönt.. Doch er verachtete den um ſolchen Preis erkauften Ruhm; er ſagt ſelbſt: „die gebieteriſche Stimme eines beſſeren Genius befehle ihm, ſein geiſtiges Erbtheil dem Dienſte deſſen zu weihen, was die Menſchheit am koſtbarſten beſitze: die Gerechtigkeit und die Freiheit; ſeine Kunſt anzuwenden, nicht um ein wurmſtichiges Gebäude zu verzieren, ſondern um es wieder aufzubauen und es auf feſte und neue Grundlagen zu ſtellen.“

Börne kann als der einzige politiſche Schriftſteller Deutſchlands angeſehen werden, welcher, die Tiefe des Gedankens mit der Schönheit des Stils vereinigend, dahin gelangt iſt, daß er ſich von allen Klaſſen der Geſellſchaft leſen läßt. Er hat jene Reform- und Emanzipationsideen, welche ſo ſehr unſre Zeit durchdringen, mächtig angeregt und er iſt bewunderungswürdig geweſen durch die Reinheit, womit er geradezu ſein Ziel verfolgt. Frei von allem Vorurtheil, ſtrebte er nur nach der Wahrheit; ein Mann der Zukunft, reichte er ſeine Hand denen, welche zurückblieben; und ſchon bei ſeinen Lebzeiten von Allen verehrt, welche dieſen antiken Charakter zu ſchätzen wußten, wird er ſein Vaterland dankbar finden in jenen Tagen, welche uns nicht mehr fern ſind.

Mehrere Reden ſind auf Börne's Grabe gehalten worden; wir wollen die von Raspail anführen:

Ich glaubte nur Thränen vergießen zu müſſen auf dem Grabe, wo wir eben Blumen geſtreut. Doch die Freundſchaft, welche über die lebloſen Ueberreſte unſeres großen Schriftſtellers wacht, fordert mich auf, einige Erinnerungen in dieſe Gruft, wohin er hinabgeſtiegen, niederzulegen; im Augenblicke einer ſo traurigen Feierlichkeit hat die Stimme der Freundſchaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren: Sie werden mir nachahmen dadurch, daß Sie mir Nachſicht gewähren; ich hatte mich nicht auf ſo großen Schmerz vorbereitet.

Meine Herrn, ich habe wenig jene Hälfte unſres Filoſofen gekannt, welche dieſe kalte und feuchte Erde bedecken wird; und ich rechne dieſe Widrigkeit unter die Zahl meiner Unglücksfälle. Aber was die andere Hälfte betrifft, welche uns tiefer als in Erz eingeprägt bleibt, anvertraut wie ſie iſt dem Gedächtniß des Herzens der Völker, welche ſeine Feder getröſtet, o! was dieſe unvergängliche Hälfte betrifft, auch ich habe ſie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten ſie zu lieben; und ich kann, wie Sie ſagen, ich habe nicht Alles verloren.

Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Charakter von Börne's Geiſt zu enthüllen, Ihnen die Zauberkunſt jenes Stils zu zerlegen, der ihn zum populärſten Schriftſteller Deutſchlands gemacht, die Macht jenes tiefen Gedankens unter dem Schleier der glücklichſten Einfachheit zu ſchätzen, die ſo viel beigetragen zur friedlichen Revolution, welche Deutſchland in ſeinem Innern wieder durchglüht. Den erſten beſten unter Ihnen würde ich bitten, dieſe letzte Pflicht zu erfüllen, wenn die unvollkommene Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, mir erlaubte, die Schönheit einer Sprache zu fühlen, welche ſo wohl dem Ohre und dem Herzen klingt.

Recitiren Sie, recitiren Sie, ſage ich Ihnen, auf Börne's Grabe, wie man den Menſchenhaſſer und Tartuffe auf Moliere's Grabe las, recitiren Sie uns einige der vortrefflichen Stücke, welche Deutſchland in 15 Bänden geſammelt, eine ſcheinbar ſtarke, aber zum Leſen ſo kurze Sammlung, die bei Tagesanbruch ſo viel Lampen hat verlöſchen ſehen. Nennen Sie uns eine von jenen ſinnbildlichen Reden, wo Börne mit jedem Federzuge dem werdenden Despotismus eine Wurzel abſchnitt; nennen Sie uns vorzüglich, an dieſem Orte der Thränen, eine einzige von jenen tauſend Seiten, wo Börne den Armen Ergebung, den Reichen Wohlthätigkeit, den Verbannten die Liebe zu einem Vaterlande, das ſie zu vergeſſen ſcheint, lehrte; bewundernswerthe Erzeugniſſe, welche man bei Ihnen, in Schlöſſern wie in Hütten findet; denn ſie zeigten eine Zukunft, welche keinen andern Menſchenſchlag annehmen wird, als den gegen einander guter und hienieden ſich gegenſeitig unterſtützender Menſchen.

Doch, meine Herrn, ohne Ihre Sprache zu verſtehen, iſt mir gegeben, Börne zu leſen und zu verſtehen, und ich habe ihn ebenſo gut inne als Sie. Er willigte eines Tages ein, in Frankreich die Sprache zu reden, wodurch er ſo ſehr die deutſchen Gemüther bewegt, und er bewirkte Wunder; er ward in Frankreich wie in ſeinem Lande verſtanden; er hatte ſich ſelbſt in's Franzöſiſche überſetzt; und ſeit ſeinem erſten Auftreten hatte er in der erſten Reihe unſerer Originalſchriftſteller Platz genommen; geſtatten Sie mir ein Gefühl, welches ebenſo ſehr der Dankbarkeit als der Eigenliebe ähnlich iſt; im Reformateur offenbarte ſich Börne als franzöſiſcher Schriftſteller.

Wenn ich vermuthet hätte, daß ich das Wort in Ihrer Mitte nähme, würde ich dieſe herrlichen Bruchſtücke, bei deren Erinnerung ſich mein Schmerz verdoppelt, hierher gebracht haben. In ſeinem Stile fand man Béranger und Paul Louis Courier wieder; doch ſein Gedanke war zehn Jahre jünger; und zehn Jahre ſind in der Revolution, worin Jeder von uns ſich bewegt, ein Jahrhundert des Fortſchritts. Sie haben bemerken müſſen, daß ſeine Feder im Franzöſiſchen jenen unerklärlichen Zauber bewahrt hat, der ſich auf geiſtreiche, oft boshafte Art ankündigt und ſich mit einem tiefen Gedanken und einem edeln Gefühle endigt; ähnlich jenen ausländiſchen Früchten, welche Anfangs ſcharf und fremdartig ſchmecken und Ihnen gegen das Ende einen Wohlgeruch zurücklaſſen. Börne, ein Iſraelit von Geburt, hatte in ſeinen Schriften meine Religion, die Ihrige, die der rechtſchaffenen Menſchen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit, welche man annimmt und nicht aufzwingt; der Krieg der Völker unter einander ſchien ihm ein nur zum Vortheile der gekrönten Ausbeuter begangenes Verbrechen; die Nationalität ein kleinlicher Gedanke, ein Fähnrichshochmut. Die Natur hatte in ſeinen Augen dem Geſetze der Geſelligkeit keine Grenzen in Schwarz oder Roth gezogen; auf der Oberfläche einer Kugel waren die Säulen des Herkules ein Hirngeſpinnſt; er ſah den Koloß des Fortſchritts die beiden Ufer des Stromes, welcher zwiſchen Frankreich und Deutſchland fließt, überſchreiten und den Völkern der beiden Ufer eine vereinigende Hand entgegenſtreckend, ſie erinnern, daß ſie demſelben Geſchlechte angehörten und denſelben Pflichten unterworfen wären. Und er ſagte dies Alles ohne ſich in Gefahr zu bringen, in einem Lande, wo Ihnen die Gaſtfreundſchaft nur unter ſchweren Bedingungen bewilligt wird und wo man Ihnen das bischen Sonne, welches Sie von uns erbitten, mit einem Vorhang bedeckt, deſſen kleinſtes Ende Ihnen nicht aufzuheben erlaubt iſt, ohne Sie einem Sturme auszuſetzen. Es bedarf eines großen Talentes, mitten unter ſo viel Feſſeln eine Art von Freiheit zu bewahren und um wol Großes unter dem Degen ſo kleiner Geiſter zu ſagen. Dies Talent bildete Börne in Frankreich bis zum höchſten Grade. Der Grund davon iſt, daß in dieſem ſchwachen und armſeligen Körper, der ſich auf dieſer Erde wie in einem Vaterlande, das für ihn nicht paßte, hinſchleppte, eine für das Gute glühende, gegen das Uebel geduldige, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfende Seele wohnte; es war ein ergebener Kranker, ein tiefdenkender, beſcheidener Schriftſteller ein Mann von Kopf, der ſehr angenehm war und es wenig zeigte; ein Märtirer, der zu jeder Art Opfer bereit, ſich in die unglücklichſten Umſtände zu ſchicken wußte; das Sinnbild der Tugend, welches ſein Talent bildete, malte ſich in jener lächelnden Fyſionomie unter leidenden Zügen, in jenem boshaften Ausdrucke den ein eingeprägter Blick ausnehmender Empfindſamkeit belebte.

Doch Ihre Literatur wird alles Dies viel beſſer ſagen als ich, und ich werde mich nicht ſo weit vergeſſen, das Bildniß vervollſtändigen zu wollen. Frankreich, in deſſen Namen ich mich allein zu ſprechen verdammt ſehe und das meine Reden nicht verläugnen wird, Frankreich wird Börne'n eine Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche bei uns ſpät kommt, welche aber nie dem Grabe fehlt. Börne iſt bei uns weniger als in ſeinem Vaterlande bekannt geweſen, weil man, um bei uns bekannt zu werden, Gefährten haben muß und Börne nur Bewunderer hatte. Aber der Tod verſöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruhme; und unſre Literatur, hoffe ich, wird einen der ſchönſten Kränze auf dieſes Grab legen, welches die Natur mit jenen einfachen, natürlichen Blüten bekleiden wird, welche ſie nie ermangelt dem Grabe des Armen und dem des Freundes vom Armen zu gewähren.

Was mich betrifft, der ich nur den Tribut meiner Leiden hieher bringen konnte, ich grüße dich, o Börne, nicht in dieſer Gruft, welche in einem Augenblicke drei Fuß Erde bedecken werden, ſondern in jenen lichten Räumen, wo zahlloſe Welten in unbekannter Harmonie über jenen kleinen Abhang rollen, den wir unſer Weltall nennen: ich grüße dich in jenem großen Behälter der allgemeinen Intelligenz, wohin deine

Seele wie zu ihrer Quelle eben aufgeſtiegen. Du empfängſt jetzt unſre Huldigungen, nicht Ehrenbezeugungen, ſondern den gerechteſten Tribut; du würdigſt jetzt deine Schriften, welche deine Tugenden waren, mit demſelben Auge, wie wir ſie ſelbſt ſtets gewürdigt haben; du haſt deine Beſcheidenheit in's Grab niedergelegt durch das Aufſteigen zum Aufenthalt der Wahrheit; wie glücklich mußt du ſein, Börne, jetzt wo du dich ſelbſt erkennſt! O, wenn zwiſchen den Toten und den Ueberlebenden ein Geſetz geiſtiger Gemeinſchaft beſteht, ſo ſende uns aus der Höhe der Regionen, wo du umherſchweifſt, auf den Flügeln der Ahnung einige jener tröſtenden Wahrheiten, welche du heute vom Blatte lieſeſt, in der Zukunft, die uns entgeht. In der Mitte des ſtets ſich vergrößernden Schauſpiels von ſo viel ſiſtematiſchen Verführungen, von ſo viel treuloſen Freundſchaften, wird dieſer Traum den Schmerz mildern, der uns drückt, den Schmerz, daß wir noch nicht dir zur Höhe gefolgt ſind.

Der Bauernkrieg in Deutſchland

zur Zeit der Reformation,

von

Wachsmuth.[*)]

Gegen das Ende des Mittelalters war der Bauernſtand viel beklagenswerter in Deutſchland, als in den ſüdlichen Ländern Europa's. Hier wurden ſie nur von ihren unmittelbaren Herrn gepeinigt, aber in Deutſchland, wo das Land unter unzählige kleine und große Herrſcher getheilt war und der Souverän und Herr ſich dadurch oft in einer und derſelben Perſon vereinigt fand, wurden die Bauern doppelt gedrückt und gequält, zuerſt als Leibeigene und dann als Unterthanen; ſie mußten zugleich die Begierde des Eigenthümers und den Stolz des Souveräns befriedigen. Die Dörfer waren an die Mauern der Schlöſſer wie

---

*) Im »Reformateur« vom 29. April 1835.

Schwalbenneſter geklebt und fortwährend von den Horſten der Geier über ihren Köpfen bedroht. Deutſchland ſtand um ein Jahrhundert in der Civiliſation vor Frankreich zurück, wie dieſes in der Civiliſation vor Italien zurückſtand. Die Künſte und Wiſſenſchaften waren noch nicht dahin gedrungen, und die Sittenverderbniß, welche, indem ſie den Menſchen erniedrigt, durch Ausgleichung ſeine natürliche Wildheit mildert, hatte noch wenig Zutritt bei den deutſchen Fürſten und Herrn gehabt. Das waren Trunkenbolde mit ſchweren Köpfen, welche ihr Leben mit Krieg, Jagd, Trinken und Spielen hinbrachten. Ihre Vergnügungen härteten ſie ebenſo wie ihre Beſchäftigungen ab, was ſie denn wild, grauſam und für's Mitleid unzugänglich machte.

Mehrere Veränderungen, die ſich gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in dem politiſchen und moraliſchen Zuſtande Deutſchlands zugetragen, kamen noch zu dem Elend der Landleute hinzu. Dem Kaiſer Maximilian I. glückte es endlich, was ſeine Vorgänger umſonſt verſucht hatten, den Privatkriegen der kleinen Souveräne und Herrn, von denen das Land wimmelte, ein Ziel zu ſetzen und ſie zu zwingen, ihre Händel den zu dieſem Zwecke neuerrichteten Gerichtshöfen vorzulegen. Durch dieſe weiſen Maßregeln wurde das adlige Geſchlecht Deutſchlands zur Ruhe gebracht. Doch in Hinſicht auf die Diener des Hauſes, die Bauern, bemühte ſich der Kaiſer nicht mehr als ſeine Vorfahren, ſie gegen die Bedrückung, die Räuberei und die Gewaltthätigkeiten ihrer Grundherren zu beſchützen. Man geſtand ihnen nicht das Recht zu, ihre Zuflucht wider die rohe Gewalt zu den Gerichtshöfen zu nehmen. Alſo richteten die Herren, gezwungen ſich den Reichsgeſetzen zu unterwerfen und auf das alte Recht des Stärkern Verzicht zu leiſten, ihre müßige Wuth und ihre entſetzliche Begierde ſeitdem ungetheilt gegen ihre Leibeigenen.

Die Rechtsgelehrten jener Zeit waren, was ſie zu jeder Zeit ſind, die Prieſter der Ungerechtigkeit, denen man jene thörichte Verehrung gegen ungerechte Geſetze verdankt, welche mehr als Waffen die Despoten ſo mächtig gemacht. Die Doctoren des römiſchen Rechts, welches nach dem Wiederaufleben von den Univerſitäten Italiens her auf denen Deutſchlands eingeführt ward, haben nicht wenig dazu beigetragen, den ſchon ſo elenden Zuſtand der Landleute zu verſchlimmern. Sie ſuchten mit allem Fanatismus einer neuen Lehre die Grundſätze der Sclaverei des Alterthums auf den Knechtſchaftszuſtand der Bauern überzutragen, ſo daß das, was nur eine Folge des Lehnweſens, d. h. des

Krieges, der Eroberung, der rohen Gewalt, war, ſeitdem als durch alte Geſetze geheiligt und durch alte Gebräuche veredelt angeſehen wurde. Das römiſche Recht und ſeine Lehre üben noch in unſern Tagen den traurigſten Einfluß auf Deutſchland aus. Die Profeſſoren dieſes Rechts auf den Univerſitäten ſind die erklärteſten Gegner aller politiſchen Reform und ſie theilen ihre Meinungen ihren Schülern mit, unter denen ſich die Claſſe der Advocaten, Richter, Verwalter, kurz jener Menge von Leuten recrutirt, die man in Deutſchland „Staatsdiener“ nennt, obgleich ſie wirklich des Staates Herren ſind. In dieſem unglücklichen Lande hat man noch nicht gelernt, die abgeſtorbenen Gebräuche, Geſetze, Einrichtungen zu begraben. Die ganze Vergangenheit verfault in freier Luft und richtet, nachdem ſie zu beſtehen aufgehört, größere Verwüſtungen an, als in der Kraft ihres Beſtehens.

Zu derſelben Zeit als dieſe und mehrere andere unerwähnte Urſachen den Zuſtand der Bauern verſchlimmerten, erweckten gewiſſe politiſche Nachrichten, eine Folge neuerer Ereigniſſe, ihre Empfindſamkeit und verſtärkten das Gefühl ihres Elends. Im Norden Deutſchlands hatten nämlich einfache Bauern ohne Mannszucht und ohne Kriegsanführer, nur durch Vaterlandsliebe unterſtützt und von ihrem Heldenmuth geleitet, den Einfall des Königs von Dänemark zurückgeſchlagen und ſeine wohlgeordnete und furchtbare Armee beſiegt. Im Süden fuhren die Schweizerhirten mit dem glücklichſten Erfolge fort, ihre Freiheit auszubreiten und zu befeſtigen, und ſie beſiegten die mächtigſten Souveräne ihrer Zeit. Alles dies mußte die deutſchen Bauern aus ihrer hundertjährigen Schlafſucht herausreißen und ſie mit Traurigkeit und Verlangen erfüllen.

Doch Hoffnung erfaßte ſie zu derſelben Zeit. Die Gelehrten und die Narren, welche damals an den Höfen der Könige lebten, hatten ihren Herrn bewieſen, daß ein Pferd ein widerſpenſtiges Thier, daß der Menſch von gelehrigerer und zum paſſiven Gehorſam paſſenderer Art ſei dieſer Geiſt des Krieges und der Herrſchaft; ſie hatten ihnen alſo gerathen einen Theil des Volks in Uniform zu ſtecken, um ihn einerſeits dem Volke in Lumpen, andrerſeits der Centaur-Ariſtokratie entgegenzuſtellen. Dieſe Lehre ſagte den Fürſten zu, und um ſich von den befohlenen Dienſten, welche ihnen ihre Vaſallen in ihren Kriegen leiſteten, zu befreien, führten ſie Infanterie unter dem Namen „Lanzknechte“ bei ihren Herrn ein. Dieſe Einfuhrung der Lanzknechte, welche man unter den Bauern recrutirte, erweckte bei dieſer unglücklichen Claſſe neue Ideen und neue Gefühle; ſie fingen an ſich für Menſchen zu halten, zu begreifen, daß die Stärke auf ihrer Seite ſei, daß ſie nicht geſchaffen ſeien, um geſtohlen und gemordet zu werden, ſondern daß ſie ebenſo wie die größten Herrn alle erforderlichen Anlagen beſäßen, um ihrerſeits Diebe und Mörder zu ſein; kurz ſie fühlten, daß ſie etwas galten, und dies erhob ihren Muth, den lange Jahrhunderte der Sclaverei und des Elends niedergedrückt hatten.

Dazu kam Luthers Reformation. Man weiß, daß die religiöſe Revolution des ſechszehnten Jahrhunderts, wie die franzöſiſche Revolution, durch ein Deficit der Finanzen veranlaßt wurde. Dem Pabſte Leo X. fehlte es an Geld, um St. Peters Tempel zu vollenden und den Putztiſchen und Liebeshändeln einer geliebten Schweſter zu Hülfe zu kommen. Um ſeinen Schatz zu füllen, leerte er das Fegefeuer und bevölkerte das Paradies. Es war ein ſehr unſchuldiger Handel, der Niemandem ſchadete. Der Prieſterfürſt ſchickte Commiſſionäre in alle Länder der Chriſtenheit und vorzüglich zu den guten, leichtgläubigen Deutſchen; ſie boten Ablaß für die lebenden Sünder und Gnadenbriefe oder Strafmilderungen für die todten und verdammten Sünder. Dieſe Handlungsreiſenden waren geſchickte Marktſchreier; ſie prieſen ihre Waare mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit, und alle Börſen öffneten ſich. Sie zogen ungeheure Summen aus Deutſchland, vornehmlich aus Sachſen, dem Vaterlande Luthers. Dieſe luſtigen Brüder beſuchten die Wirthshäuſer und verſpielten mit Würfeln gegen ein Glas Branntwein die Seelen der Verſtorbenen, welche von ihren Verwandten in Anſpruch genommen wurden. Den armen Gläubigen verkauften ſie auf Borg. Jedermann war zufrieden. Doch Jupiter Luther runzelte die Stirn, und die Welt erzitterte, und die Völker erwürgten ſich in ſogenannten Religionskriegen, und eine Sündfluth von Blut deckte die Welt 150 Jahre lang, und die Könige lächelten höhniſch.

Die Reformation hat nur den Fürſten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch ſie nichts an ſeinem ſinnlichen Glücke gewonnen und viel von ſeinem geiſtigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die prieſterliche Macht doch nur eine moraliſche. Die Völker verarmten, um die Kirche zu bereichern, wie man ſich um ſeine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu ſchwach oder zu voller Leidenſchaft iſt, ihrem Schmollen und ihrem Liebkoſen zu widerſtehen. Als aber nach der Reformation die Fürſten ſich der Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit bemächtiget hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben und die Strafgeſetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er ſchrieb die Rede vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Rede gebietet ſich nicht. Er verlangte gute Werke ſtatt äußern Gottesdienſtes, aber die guten Werke wurden ſeit dieſer Lehre nicht häufiger.

Die Sitten wurden ſtrenger; nach außen war Alles rein und fleckenlos, aber es waren nur zurückgetretene Laſter, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüſteten. Ränke und Spitzbübereien erſetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiöſen Feſte wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volks wurden vermehrt, der Gottesdienſt, während dem Katholicismus der Troſt und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen ſich langweilten und einſchliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunſt, wurde eine Wiſſenſchaft, die der Faſſungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feſte mehr für das Volk, man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Hausegoismus trat an die Stelle des

Nationalgeiſtes; das deutſche Volk, ehemals ſo fröhlich, ſo geiſtreich, ſo kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutſche Leben iſt ein Faſtenleben, das ſchon drei Jahrhunderte dauert, und das gute deutſche Volk iſt noch weit von ſeinen Oſtern.

Luther war ein großer Mann, aber vor Allem war er Menſch und beſaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieſer unglückſeligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürſten als der Beſchützer ſeines Gleichen ſein. Die Fürſten ſchmeichelten ihm, weil ſie ihn fürchteten. Luther war ſo gerührt von ihrer Furcht und ſo betäubt von ihren Liebkoſungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürſten nur aus Ehrgeiz und Habſucht ſeine Lehre angenommen und daß ſie ſich in ihrem Innern über ſeinen religiöſen und filoſofiſchen Enthuſiasmus luſtig machten. Luther hat ſeinem Vaterlande viel Böſes angethan. Vor ihm fand man bei den Deutſchen nur Dienſtbarkeit, Luther begabte ſie noch mit Dienſtbefliſſenheit. Die ſüdlichen Völker, die katholiſch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch ſie lieben und verehren ſie nicht; ſie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und ſeinen Statthalter. Darum haben alle katholiſchen Völker, ſobald ſie ſich gegen ihre Tirannen ſtark genug gefühlt, ihr Joch abgeſchüttelt, oder wenigſtens mit gutem oder ſchlechtem Erfolge ihre Befreiung verſucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürſten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren die moraliſche Macht der Kirche an ſich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung, die ſie früher der Kirche geſchenkt, ihren weltlichen Herrn als pflichtſchuldigeSteuer darbringen. Nur bei den nordiſchen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubiſche Verehrung für die Fürſten, die den Menſchen ſo ſehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sclavenkette ſchmieden. Sie wagen ſie nicht zu brechen, ſie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche ſociale Verbrechen würde ſie nicht zurückſchrecken, aber ſie entſetzen ſich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholiſchen Prieſter haben nie den leidenden Gehorſam gepredigt, gleich den reformirten Geiſtlichen; und das angebliche göttliche Recht der Fürſten, obzwar ſchon früher von ihnen in Anſpruch genommen, wurde doch erſt ſeit der Reformation von den Völkern anerkannt.

Luther hätte den Völkern Europa's drei Jahrhunderte der Leiden und ein Jahrhundert blutiger Kämpfe für ihre Freiheit erſparen können; wenn er gewollt, wenn er es nur hätte machen laſſen, wäre Europa ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte Republik; aber er hat es nicht gewollt: er zog den Ruf als Filoſof, Gelehrter und Schriftſteller dem Ruhme vor, die Welt gerettet zu haben.

Luther war das Muſterbild eines deutſchen Filoſofen mit allen Tugenden und Fehlern ſeiner Nationalität. Von hohem Verſtande, ausgebreiteter Gelehrſamkeit, geiſtreich, mit Adleraugen die Finſterniß ſeiner Zeit durchdringend, ſtandhaft, tugendhaft, unbeſtechlich, den Gunſtbezeugungen der Großen beſſer als ihren Liebkoſungen widerſtehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die coloſſale Macht des Pabſtes herauszufordern. Aber er war kein politiſcher Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verſtand weder die Ränke, die Leidenſchaften und die Halsſtarrigkeit der höhern Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Intereſſen der untern Stände. Er verachtete im höchſten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer ſeine Meinungen in Geſinnungen und ſeine Geſinnungen in Handlungen zu verwandeln ſucht.

Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wiſſens, als des Gewiſſens. Vergeſſend, daß Gott ſelbſt trotz ſeiner Allmacht eine ſinnliche Welt erſchaffen mußte, um ſeine Göttlichkeit zu offenbaren, vergeſſend, daß alle Ideen aneinander hängen, daß die moraliſchen und materiellen Intereſſen ſich vermengen und daß man die einen nicht bewegen könne, ohne die andern mit zu treiben, verwünſchte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel beſuchte ihn eines Tages in ſeiner Einſamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu ſchrecken; Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf, und der Teufel flüchtete ſich durchs Fenſter. Weil ihm dieſe Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Tinte wäre das beſte Wurfgeſchütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubſucht der Mächtigen der Erde. Dieſe Lutheriſche Artillerie iſt ſeitdem nicht vervollkommnet worden, und die deutſchen Filoſofen, Moraliſten und Doctoren der Politik begnügen ſich noch jetzt, gegen die Tirannen zu ſchreiben, welche ſich über ſie und ihre Tintenfäſſer mit Recht luſtig machen.

Die Bauern, in deren finſtere Gefängniſſe die durch die religiöſe Reform bewirkte geiſtige Befreiung das Tageslicht, ohne die Thüren zu öffnen, hatte eindringen laſſen, fühlten ſich, ſeit ſie hell ſahen, unglücklicher. Sie machten ihren Unterdrückern Vorſtellungen und legten ihre Beſchwerden mit einer merkwürdigen Mäßigung dar. Die Urſache liegt nicht darin, daß ſie ihre vollen Rechte verkannten; ſie wußten ſehr wohl, daß ſie nach der chriſtlichen Freiheit, dem Ausdrucke, womit man damals die Menſchenrechte bezeichnete, den Reichen und Mächtigen gleich waren. Doch aus Beſcheidenheit wollten ſie ihre Herren nicht mit dem Verlangen einer völligen Verbeſſerung beläſtigen. So iſt das deutſche Volk. Gut, edel, großmüthig, Beleidigungen leicht vergeſſend, wird es ſtets verhindert bei ſeinen Tirannen Einſpruch zu thun, und wenn es aufs Aeußerſte getrieben die Waffen ergreift um ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen, ſchämt es ſich faſt eines über ſeine Herren davongetragenen Sieges, und indem es ihnen freiwillig die Hälfte der eroberten Rechte zurückgiebt, begiebt es ſich der zur Vertheidigung der andern Hälfte, die es zu bewahren wünſchte, nöthigen Macht. Die Fürſten ſpotteten über die Vorſtellungen der Bauern. Hierauf ſtanden dieſe Letzteren auf, verſammelten ſich haufenweiſe und begannen den Krieg; doch unerfahren, ohne Mannszucht, ohne Operationsmittelpunkt und verlaſſen oder verraten von den Rittern und Herrn, die ſich ihnen als Führer angeboten hatten, und die, nur für ihre eignen Intereſſen kämpfend, ihren beſondern Frieden mit den Fürſten ſich ausbedungen, wurden ſie bald beſiegt.

Die Sieger übten ſchreckliche Grauſamkeit und Rache gegen ſie. Ganze Corps, die ſich mit dem Vorbehalt der Sicherung des Lebens ergeben hatten, wurden, nachdem ſie die Waffen niedergelegt, unbarmherzig niedergemetzelt. Der Fürſtbiſchof von Würzburg ließ 85 ſeiner Unterthanen, die ihm im Kindertrotz hatten ſagen laſſen, daß ſie ihn nicht mehr anſehen wollten, die Augen ausſtechen. Andern weniger ſtreng Behandelten ließ er die Finger der rechten Hand abſchneiden. Mehrere der Inſurgentenanführer wurden lebendig verbrannt. Man befeſtigte ſie mit langen Ketten an einen Baum, um den man in einem weiten Kreis Holz aufhäufte, welches man anzündete, ſo daß jene Unglücklichen langſam gebraten wurden. Und Generale, Herrn, ſouveräne Fürſten trugen ſelbſt auf ihren Schultern das Holz herbei, das zu dieſer hölliſchen Hinrichtung diente! Die früher von den Bauern begangenen Grauſamkeiten kamen bei weitem nicht der Wildheit ihrer Fürſten nahe. Ueberdies ſind es in dieſer Kette von gegenſeitigen Rachethaten zwiſchen den Unterdrückten und den Unterdrückern ſtets die Letztern, welche den erſten Ring geſchmiedet. Ein Jahrhundert ſpäter nahmen die Urenkel derſelben empörten Bauern das Werk ihrer Vorfahren wieder auf. Unter dem Vorwande der Religion verwüſteten ſie das Land von einem Ende zum andern; ſie plünderten, brannten und erwürgten ſo viel Menſchen, daß am Ende des Krieges von der ganzen Bevölkerung des deutſchen Reichs nur vier Millionen übrigblieben. Da aber die Bauern damals nicht für ihre eignen Intereſſen kämpften, ſondern auf Befehl und auf Rechnung ihrer Herrn, deren Livree ſie trugen, nannte man ſie nicht Räuber, ſondern Soldaten; und was ihre Anführer, welche Epauletts, Federbüſche oder Kronen trugen, betrifft, ſo nannte man ſie nicht Räuberanführer, ſondern Helden. Es waren die Mansfelde, Braunſchweige, Tilly's, Wallenſteins, Guſtav Adolfe. Und dieſen Krieg des ſiebzehnten Jahrhunderts, man nannte ihn nicht verächtlich einen Bauernkrieg, ſondern gab ihm den ehrwürdigen Namen des dreißigjährigen Krieges.

Der Geiſt, in welchem Herr Wachsmuth ſein Werk abgefaßt, iſt, wenn Geiſt darin iſt, jener blaſſe, trockene Geiſt eines gelehrten Stubenhockers, der wol in den Büchern nicht aber in den Gemütern zu leſen weiß; der nur bemerkt, was er ſieht, nur ſieht, was unter ſeinen Fenſtern vorgeht, aber nie etwas zu erraten weiß. Herr Wachsmuth begreift ſehr wol die Intereſſen und die Mühen ſeiner Kaſte, der wolhabenden, gelehrten, faulen und filoſofiſchen Claſſe: doch ſein Herz verrät ihm nie die Freuden und Schmerzen des Volkes. Er fühlt alles Unglück eines Menſchen, der gezwungen iſt ſeinen Geiſt, ſeinen Glauben und ſeine Einſicht unter die despotiſche Lehre eines Pabſtes zu beugen, zu glauben und glauben zu machen, zu lernen und zu lehren, was er als falſch oder abgeſchmackt kennt; aber er hegt kein Mitgefühl mit einem unglücklichen Bauer, den Verachtung wie ein Ausſatz bedeckt, mit dem Schmerze und der heftigen Mißgunſt einer Mutter, welche ihre Kinder abgezehrt, im Schnee barfuß gehen ſieht, in dem Augenblicke, wo die Meerkatzen des Dorfherrn mit Halbſtiefeln bekleidet vor ihnen vorüberziehen und ihnen Düten von geleerten Bonbons und Pomeranzenſchalen an den Kopf werfen.

Wenn nach Jahrhunderten von Leiden die deutſchen Bauern, endlich zu jenem Punkt des Elends getrieben, wo der Menſch keine Kraft zum Dulden mehr hat und durch Schwäche ſtark, durch Entmutigung mutig wird, die Waffen ergreifen, um Gerechtigkeit und Beſſerung ihrer Unterdrücker zu verlangen, erſchöpft Herr Wachsmuth gegen ſie das ganze Wörterbuch des Haſſes und der Verachtung. Er nennt ſie Schurken, Diebe, Räuber, Narren, Mörder, Mordbrenner; er ſpricht von dem wilden Anblick der Empörung, der Zerſtörungswut, der Hitze des Aufruhrs; kurz er läßt uns jene aufbrauſenden, ſchäumenden Worte hören, welche den Feinden der Freiheit ſo geläufig ſind. Vor allem kann es Herr Wachsmuth den Inſurgenten nicht verzeihen, daß ſie die Keller der Mönche geleert und ſich der Folianten, die ſie in den Kloſterbibliotheken fanden, bedient haben, um unbrauchbare Wege damit zu pflaſtern. Er rechnet ſelbſt den Verluſt in der Zahl der wahrſcheinlich koſtbaren Bücher und Handſchriften unter die traurigſten Folgen des Bauernkrieges. Herr Wachsmuth ſcheint ſeine Geſchichte nur in der Abſicht geſchrieben zu haben, den Regierungen, den Adligen, den Reichen und Gelehrten ſeines Landes Haß und Schrecken gegen das Volk einzuflößen.

Der Verfaſſer macht, indem er von den zahlloſen Feudalleiſtungen ſpricht, denen die Bauern unterworfen ſeien, die Bemerkung, daß das Weſentliche dabei nicht in der großen Wahrheit jener ebenſo perſönlichen als dinglichen beſchwerlichen Leiſtungen liege, noch in der für erniedrigend und ſchmachvoll gehaltenen Art und Weiſe gewiſſer perſönlicher Leiſtungen, wie die Verpflichtung, die Teiche während der Nacht zu ſchlagen, um die Fröſche zu hindern den Schlaf des Schloßherrn zu ſtören; wie die Verwilligung, welche die Herrn an der Thüre von jedem Brautgemach eingeführt hatten, ſondern daß die Unſchicklichkeit in der allzugroßen Anſpannung der Saiten liege... Das iſt ein Muſter der behutſamen Sprache eines Leipziger Profeſſors, der ohne Gefahr nicht vergeſſen könnte, daß in Sachſen ein großer Theil dieſer Mißbräuche des Mittelalters noch heut zu Tage in ihrer ganzen Kraft beſteht!

Indeß darf man nicht glauben, daß Herr Wachsmuth die Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten verſchweigt, deren ſich die deutſchen Fürſten gegen ihre Unterthanen ſchuldig gemacht; keineswegs: doch wenn er ſie erwähnt, ſo geſchieht dies nur aus Schriftſtellereitelkeit. Er würde ſich ſchämen, ſich der Unwiſſenheit verdächtig zu machen; er fürchtet jene Vorwürfe einer ſcharfen oder böswilligen Kritik, er habe nicht alle Thatſachen und Urkunden der Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts gekannt und ſei nur ein eleganter, oberflächlicher Geſchichtſchreiber, welcher nicht aus den Quellen geſchöpft. So ſpricht der Verfaſſer ferner von den gegen die Bauern begangenen Freveln der Fürſten, aber er ſpricht wie von einem Ereigniß, welches in der Natur der Dinge liegt; er tadelt ſie nicht oder tadelt ſie nur fein.

Mit einem Worte, er erzählt die Uebelthaten der Großen mit der Kaltblütigkeit und Unparteilichkeit eines Geſchichtſchreibers, der hinter den Ereigniſſen um drei Jahrhunderte zurück iſt, während er die Uebelthaten der Bauern mit aller Wärme und Parteilichkeit eines gleichzeitigen Gegners erzählt. Auch iſt Herr Wachsmuth zu klug, um nicht zu begreifen, daß die Geſchichte des Bauernkrieges eine ganz der Gegenwart angemeſſene Geſchichte iſt und daß ein königlich ſächſiſcher Profeſſor unterſcheiden muß, was zu ſagen gut, von dem, was zu verſchweigen gut iſt.

Herr Wachsmuth, ganz Lutheraner wie er iſt, hat, Dank ſei es der neuen Civiliſation, welche Alles verfeinert und verſüßt und ſogar die Beleidigungen überzuckert hat, ſeinem Meiſter in ſeiner Heftigkeit gegen die aufgeſtandenen Bauern nicht gleichkommen können. Es iſt ein Gräuel, die Verfolgungen, welche Luther übte, und die wilden Verwünſchungen, die er gegen ſie ausſpie, zu leſen. Wenn er ſich begnügt hätte, ihren Ungeſtüm zu beſänftigen, ihnen Vorſtellungen zu machen, ihnen, wenn auch Unterwerfung unter die Gewalt zu predigen, zu beweiſen, daß ſie durch die Empörung ihre Lage verſchlimmerten, daß ſie zu ſchwach, zu getrennt ſeien den Fürſten an der Spitze aller Egoiſten des Landes gegenüber; dann hätte man wenigſtens ſeinen guten Willen, ſeinen Mangel an Mut, Klugheit und Vorſicht entſchuldigen können. Doch nein, Luther that nichts dergleichen.

Er ermahnte die Fürſten zur Rache, er ſagte, daß es in der Hölle keine Teufel mehr gäbe, daß ſie alle in die Körper der Bauern gefahren ſeien, die man wie tolle Hunde totſchlagen müſſe; nicht die Langmut, das Mitleid, die Gnade kämen den Fürſten zu, ſondern vielmehr der Zorn, das Schwert und die Rache; ſie könnten leichter durch Blutvergießen als durch Gebete das Paradies gewinnen. Als einige gutgeſinnte Herrn Luthern um ſeine Meinung fragten, ob nicht die Frohnen und andere Verpflichtungen und Dienſte, womit die Bauern belaſtet, den Grundſätzen des Evangeliums zuwider ſeien und ob ſie folglich dieſelben nicht abſchaffen ſollten, antwortete er ihnen, die Bauern würden übermütiger, ſobald ſie nicht mehr unter die Laſten gekrümmt wären; die Eſel verlangten Schläge und das Volk wolle mit Heftigkeit und Härte regiert werden. Luther war ein Bauernſohn und hatte die Uniform der Emporkömmlinge angelegt, damit iſt Alles geſagt.

Die deutſchen Geſchichtſchreiber haben den vernünftigen Grundſatz die Jahrhunderte nicht zu verwechſeln, dadurch daß ſie neuere Einrichtungen und Gebräuche auf die alten Zeiten anwenden; ſie vermeiden es mit großer Sorgfalt, anachroniſtiſche Gefühle und Meinungen zu äußern. Doch Herr Wachsmuth vergißt ſich zuweilen in ſeinem Werke und übertritt dieſe Regel. Indem Herr Wachsmuth erzählt, Luther, deſſen Schiedsſpruche die Bürger der Stadt Erfurt im Einverſtändniß mit ihrem Magiſtrat einen Entwurf von einer ſtädtiſchen Verfaſſung unterworfen, worin die Rechte der Bürger gegen die Eingriffe der Gewalten geſchützt waren, habe über dieſe Repräſentativverfaſſung, durch welche die Gewalt einwilligte, ſich wie ein Kind überwachen, leiten und ausſchelten zu laſſen und von ihren Handlungen ihren Unterthanen Rechenſchaft abzulegen, geſpottet; macht er die Bemerkung, daß dieſe politiſche Meinung Luthers auf ähnliche Umſtände in unſern Tagen anwendbar ſei. Ein anderes Mal, wo er von Thomas Münzer, einem der Inſurgentenanführer, ſpricht, ſagt er, dieſes Ungeheuer habe die Gefühle eines Robespierre mit der Sprache eines Marat vereinigt.

Herr Wachsmuth opfert ſeinen literariſchen Ruhm ſeiner Ruhe auf. Die deutſchen Schriftſteller, ſonſt ſo ehrbar, ſo aufrichtig, ſo gewiſſenhaft, verſuchen jetzt das Unmögliche: die Liebe zur Wahrheit mit der Liebe zu ihrer Ruhe und die Furcht vor Gott mit der Furcht vor der Polizei zu vereinigen. Sie zittern vor dem Wohlfahrtsausſchuß, der ſich vor zwei Jahren in dem Schooße des Frankfurter Bundestags gebildet, obgleich in der That die Mitglieder, aus denen er beſteht, Marat, Danton und Robespierre gegenüber nur Klapphandſchuhe ſind, um den Kindern Furcht einzujagen. Aber dieſe vielſitzenden, milzſüchtigen Gelehrten ſind der Furcht ſehr zugänglich, und in unſern Tagen ſetzen ſie ſich nie ans Fenſter als mit einer weißen Mütze, um ihren Haß gegen die rote Jakobinermütze und ihre Liebe für die weiße, reine Monarchie öffentlich zu beurkunden.

Die deutſchen Gelehrten laſſen ſich nicht gern in ihren angenehmen, friedlichen Studien ſtören und an das ferne Perſien und das ſchöne Jahrhundert Alexanders des Großen erinnern, um in das neunzehnte Jahrhundert und nach Sachſen, ihrem Vaterlande, zurückzukehren. Aus dieſem Grunde haſſen ſie recht herzlich die Volksrevolutionen. Nicht weil ſie, die Rechte der Völker und die Pflichten der Regierungen verkennend, ihren Zweck verdammen, ſondern ſie verdammen die Mittel. Sie behaupten, die Vernunft dürfe nie aus der Logik heraustreten und ſich erzürnen, und das Recht dürfe nie ſeine Feder wegwerfen, um den Degen zu ergreifen. Sie verlangen mit einer wahrhaft bewundernswerten Einfalt, daß man jede Revolution mit einer Conſtitution beginne, d. h. daß man den Krieg erſt nach dem Friedensſchluß beginne. Sie vergeſſen, daß ein Volk nie mit ſeiner Regierung Krieg geführt, als bis es ihn erſt erklärt, daß es ihn ſtets erſt nach fruchtloſen Unterhandlungen, welche Jahrhunderte gedauert, erklärt hat.

Das Buch von Herrn Wachsmuth, als Werk der Schreibkunſt betrachtet, iſt abſcheulich, d. h. es gleicht allen Geſchichtswerken der Deutſchen. Es iſt die närriſcheſte Sache von der Welt, die Art und Weiſe der Geſchichtſchreibung in Deutſchland. Wenn ihr von einem Schneider ein blaues oder ſchwarzes Kleid verlangt und dieſer euch anſtatt eines blauen oder ſchwarzen Kleides einen weißen Hammel anbietet mit den Worten: hier iſt Jhre Sache; ſo würdet ihr ohne Zweifel denken, dieſer Menſch ſei närriſch oder wolle euch verſpotten. Je nun! das iſt genau daſſelbe, was euch bei einem deutſchen Geſchichtſchreiber widerfahren könnte. Verlangt von ihm eine ſchöne, gute Geſchichte Griechenlands, der franzöſiſchen Revolution, der Reformation, des Bauernkrieges, alsdann führt er euch in ſein geräumiges literariſches Magazin, wo ſich Urkunden, Protokolle, diplomatiſche Charten, Geſetze, Verordnungen, Chroniken, Verträge, Manifeſte, Volkslieder, Bruchſtücke von Denkmälern der Baukunſt, Aufſchriften, Münzen, Medaillen aufgehäuft finden, und dann ſagt er zu euch: Nehmen Sie Ihre Geſchichte, hier iſt ſie! Hütet euch wol, daß ihr nicht zornig werdet und ihm antwortet: Aber, mein Herr, mit dieſen rohen Stoffen habe ich nichts zu thun, ich verlange eine ganz fertige Geſchichte.

Dann ſagt er euch Beleidigungen, er nennt euch einen oberflächlichen Menſchen, der nicht aus den Quellen zu ſchöpfen weiß. Aus den Quellen ſchöpfen, das iſt der techniſche und alltägliche Ausdruck der deutſchen Geſchichtſchreiber. In all ihren Werken iſt der Theil der Bemerkungen das Gericht und der Text iſt die Schüſſel, worin man es auftiſcht. Wenige Geſchichtswerke machen eine Ausnahme von dieſer Regel, und wenn dies geſchieht, ſo iſt es ein Ereigniß, wovon man im ganzen Lande ſpricht. Vor 40 Jahren ſchrieb Schiller ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Sie war klar, nett, lebendig geſchrieben, kurz es war ein wahres hiſtoriſches Gemälde. Die ganze Nation war über dieſe Erſcheinung erſtaunt, und die Naturaliſten wußten nicht, was ſie davon denken ſollten. Schiller ſelbſt, ganz Dichter wie er war, ſchämte ſich etwas, ein lesbares Buch wie ein Werk der Gelehrſamkeit und des Gewiſſens anzubieten, und aus Beſcheidenheit ließ er es in einem anſpruchloſen tragbaren Format drucken und veröffentlichte es unter dem Titel: „Damenalmanach für das Jahr 1791.“ In jener Zeit fand man die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, eine wenig feine Lectüre, in Roſaatlas mit Goldſchnitt gebunden in den Boudoirs aller galanten Damen des heiligen deutſchen Reichs.

Herr Wachsmuth verſpricht uns eine Reihe hiſtoriſcher Skizzen aus dem Jahrhundert der Reformation und nachher eine andere Reihe, zu welcher die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution den Stoff liefern ſollen. Aber wir fürchten ſehr, daß, wenn der Verfaſſer ſich ſchon verwirrt, indem er dem Tumult des ſechszehnten Jahrhunderts aus der Ferne zuſieht, er völlig den Kopf verliert, wenn er ſich auf dem Schlachtfelde der Revolutionen ſeiner Zeit ſelbſt befindet, und daß ſeine hiſtoriſchen Gemälde unter ſeinen Schrecken und Entſetzen leiden.

Ueber Deutſchland,

von

Heinrich Heine.*)

Allen Schriften von Heinrich Heine gehen prachtvolle, blendende Vorreden voran. Diesmal hält der Verfaſſer ſeinen Einzug, gefolgt von dem Kaiſer Otto und Karl dem Großen, von zwei Biſchöfen und einem Grafen, ein ehrwürdiger Aufzug, der aber die Unannehmlichkeit hat, daß er zu ſehr die Aufmerkſamkeit und Neugierde erweckt. Man glaubt nicht, wie viel eine ſchöne Vorrede dem Buche, welches ihm folgt, ſchaden kann; es bedurfte des ganzen Genie's von Roſſini, um eine Oper wie die Gazza Ladra, deren Ouvertüre mit einem Trommelwirbel beginnt, glücklich durchzuführen.

Aus gewichtigen Gründen werde ich nicht in die Einzelheiten des Werkes von Herrn Heine eingehen;

---

*) »Reformateur« vom 30. Mai 1835.

ich werde mich begnügen, den Geiſt deſſelben zu prüfen, d. h. den Geiſt des Verfaſſers überhaupt. Erſtens ſind meine Kenntniſſe von der deutſchen Filoſofie und Literatur in ihrer Geſammtheit und in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung ſehr oberflächlich, und obgleich ich mich darin von Herrn Heine nur durch die Offenheit meines Geſtändniſſes unterſcheide, ſo nöthigt mich doch die Redlichkeit, mich als unbefugt zu einem Urtheile über derlei Dinge zu erklären. Alsdann fehlt mir der Mut, mich zu offen der Vorſehung zu widerſetzen, welche Herrn Heine, wie er uns verſichert, beauftragt hat, Frankreich mit Deutſchland bekannt zu machen. Das wäre ein allzu gewagtes Unternehmen, vorzüglich ſeit die Vorſehung des Herrn Heine ſich unter den Schutz eines einflußreichen Miniſters geſtellt. Ich will mich nicht mit ihr entzweien.

Wenn Herr Heine von dem Auftrag ſpricht, den ihm die Vorſehung gegeben, ſo handelt es ſich, wohlverſtanden, um einen Auftrag in Bezug auf Paris; denn was einen Auftrag in Bezug auf Frankreich betrifft, ſo hätte ſich Herr Heine geſchämt, ihn anzunehmen. Er drückt ſich darüber deutlich aus: „Unter Frankreich, ſagt er, verſtehe ich Paris und nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, bedeutet ebenſo wenig, als was unſre Beine denken. Der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken.“ Ohne Zweifel hat Herr Heine dieſe koſtbaren Worte aufgezeichnet, als er nach einer Abendgeſellſchaft bei einem adligen Bürger nach Hauſe zurückgekehrt war und ſeine Glacéhandſchuhe noch nicht ausgezogen hatte. Seine Rede hat den unvergleichlichen Geruch jenes Waſſers von tauſend Unverſchämtheiten, womit allein die Salons des Jüſtemilieu durchduftet ſind. Doch, wahrlich das geht über den Scherz. Was Frankreich ſeit fünfzig Jahren Großes gethan, iſt das von den Pariſern erdacht und ausgeführt worden? Sind Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pethion, Roland, Robespierre Pariſer geweſen? Sind Carmot, Dumouriez, Hoche, Kleber, Moreau, Deſaix, Maſſena, Ney, endlich Napoleon, nicht Provincialen geweſen? Nein, Paris iſt nicht das Haupt Frankreichs, es iſt nur deſſen Hut, und wenn es der Provinz jemals zu warm werden ſollte, ſo würde ſie nicht lange ſchwanken und den Hut abnehmen. Wäre es möglich, daß dieſe glänzende Rede des Herrn Heine der getreue Ausdruck der Geſinnungen der Pariſer ſei? Dann wehe ihnen! Eines Tages könnte es allen Franzoſen in den Sinn kommen, Paris ſei Frankreichs Baſtille, und an dieſem Tage würde es fürchterlich heiß hergehen. Die Pariſer ſollten dieſe Saite nicht berühren. Wenn ſie ſo weit gekommen, Verſailles und den alten Hof zu erſetzen und die Börſe in ein œil de bœuf zu verwandeln, ſo müßten ſie ſich ruhig ihrer Oberherrſchaft erfreuen und ſich ihrer nicht laut rühmen. Zittern ſie nicht bei der Vorſtellung man könnte eines Tages auf dem Platze der Chauſſee d'Antin eine Stange aufgepflanzt ſehen mit der Inſchrift: Hier weint man?

Herr Heine ſpielt in ſeinen in franzöſiſcher Sprache herausgegebenen Schriften bei Frankreich den Angenehmen und ſchmeichelt ihm auf wahrhaft wenig ſchmeichelhafte Weiſe. Er behandelt es als Buhlerin und ſagt ihr Galanterieen, aber Galanterieen, um die Straße des Lombards neidiſch zu machen. Er ſagt den Franzoſen, d. h. den Pariſern, obwol ſie keine Heiden mehr wären, führen ſie doch nicht minder fort, die ſchöne Göttin Venus anzubeten und den Grazien zu opfern. Er rühmt ihre Artigkeit und ihre Klugheit; er lächelt ihnen freundlich zu; er lobt ſie wegen ihrer Sorgloſigkeit in Beziehung auf Gott und den Teufel, und weil ſie nur noch dunkle Erinnerungen an dieſe beiden Perſonen hätten, welche noch in dem Volksglauben Deutſchlands lebten. Ich weiß ſehr wol, daß ein Diplomat einnehmend ſein muß; er muß es aber ſtets mit Würde ſein; doch ſolche Fuchsſchwänzerei iſt eines Glaubensboten der Vorſehung nicht würdig; ſie ſind noch weniger der Nation würdig, an welche ſie gerichtet und welche Kraft genug hat, um Schmeicheleien entbehren zu können. Für jeden Ehrenmann giebt es nur eine einzige Art, die Gaſtfreundſchaft, welche eine fremde Nation ihm gewährt, zu vergelten, die, ſich ihrer würdig zu zeigen. Uebrigens muß er zuweilen den Mut haben, ſeinen Gaſtfreunden nicht zu gefallen und lieber ihren Beifall zu verdienen als zu erhalten.

Es war für uns patriotiſche Schriftſteller wahrlich ſehr leicht, unſern Grundſätzen treu zu bleiben, als wir noch in Deutſchland waren. In unſerm Vaterlande hatten wir mit keiner Verführung zu kämpfen, weder mit der Verführung der ſchönen Welt, welche noch nicht daſelbſt geſchaffen, noch mit der der großen Welt, welche dort uns verachtet, uns niemals in ihre himmliſche Sphäre eintreten läßt, unſer Verlangen, ihr zu gefallen, nicht in Anſchlag bringt, und die, indem ſie ſich am allerwenigſten um unſre Meinungen kümmert, uns nicht durch Liebkoſungen oder durch weſentlichere Mittel zu gewinnen ſucht. In Deutſchland haben ſie nicht jene conſtitutionellen Arzneimittel nöthig: ſie haben die Cenſur, um unſerer Unverſchwiegenheit zuvorzukommen und die Kerker, um ſie zu unterdrücken. Paris hat ſeinen Markt der Unſchuldigen; Wien, Berlin, München wiſſen ſeiner zu entbehren; dort unten kauft man nicht die Unſchuld, man ergreift ſie, das arme Thier, und ſtellt ſie in den Pfandſtall.

Doch in Frankreich ändert ſich unſre Lage und wird zugleich angenehmer und gefährlicher. In dieſem Lande gelten die Gelehrten etwas, und der ganze Geiſt des Herrn Heine reicht nicht hin, um die Aufmerkſamkeit einer Geſellſchaft, ſelbſt in Gegenwart eines deutſchen Diplomaten, zu erlangen. In dieſem Lande hat die materielle Macht keine Gewalt ohne Verbindung mit der moraliſchen Macht, und das Laſter ſelbſt muß ſich um den Schutz der Tugend bewerben. Hier können wir die Beſtändigkeit unſrer Meinungen und unſern Muth, ſie zu vertheidigen, zeigen; hier können wir beweiſen, daß wir nicht aus perſönlichem Intereſſe für die Freiheit gekämpft hatten. Unſchuldig und ohne Erfahrung in den Strudel von Paris geworfen, dieſer liebenswürdigen und gottloſen Stadt, dem Paradies der Teufel und der Hölle der Engel, wo man ſo weit gekommen, alle Fäulniß geruchlos zu machen, müſſen wir hier nach Ruhm ſtreben, damit unſer Vaterland den Verluſt unſeres Beiſtandes unter die Zahl ſeiner Unglücksfälle rechne.

Nachdem wir in ein fremdes Land verwieſen, wird unſre Mutterſprache, die uns dahin begleitet, ſelbſt als verwieſen, als geflüchtet angeſehen und wie unſre Perſonen unter Aufſicht aller Polizeibehörden des Continents geſtellt. Uns iſt verboten zu handeln, ihr iſt verboten zu ſprechen, ſogar von fern, gegen die Despoten Deutſchlands. Nun aber der Willkür der franzöſiſchen Sprache überlaſſen, jener ſeit zwei Jahrhunderten von den Königen, Diplomaten und Ariſtokraten von ganz Europa gemodelten und verdorbenen Sprache; jener gefährlichen Sprache, welche vielzüngig iſt für die Lüge und ſtammelnd für die Wahrheit, müſſen wir wachen, auf daß die Leichtigkeit zu täuſchen in uns niemals die Luſt errege, zu täuſchen.

Im Dienſte der Wahrheit genügt es nicht, Geiſt zu zeigen, man muß auch Mut zeigen. Es iſt nicht genug, dem Frankfurter Bundestag einige boshafte Redensarten an den Kopf zu werfen und von Zeit zu Zeit einen Strauß mit einem ſchönen Glückwunſch für Deutſchlands Freiheit zu überreichen; nur an dieſen kleinen Ergötzlichkeiten erfreut ſich die rhetoriſche Eitelkeit eines Schriftſtellers, ſie ergötzen aber nicht unſre unglücklichen unter den Bleidächern der deutſchen Inquiſition ſeufzenden Landsleute und können ihrer Sache nicht förderlich ſein. Noch in der Verbannung können wir für unſer Vaterland kämpfen, indem wir das Princip des Böſen bekämpfen, welches durch die ganze Welt daſſelbe iſt, obgleich mehr oder minder verhüllt, je nach den Hinderniſſen, welche die Sitten und die Staats-Einrichtungen ihm entgegenſetzten. Dies böſe Princip iſt die Ariſtokratie, die Vereinigung des Egoismus. Wir dürfen uns nicht dieſen Ariſtokratieen fügen, wir dürfen nicht in Frankreich liebkoſen, was wir in Deutſchland zurückgewieſen haben. Wahrlich, es wäre nicht der Mühe wert, daß wir uns durch die Kühnheit unſrer Meinungen und die Strenge unſres Liberalismus aus unſerm Vaterlande hätten verbannen laſſen, um nachher in einem fremden Lande heimiſch zu werden, dort den Gefälligen gegen die vornehme Welt zu ſpielen und unſre Bärenhaut mit einer Fuchshaut zu vertauſchen. Das wöge nicht die Reiſekoſten, das wöge nicht die Mühe auf, die es uns koſtet, unſre inländiſchen Gedanken und Geſinnungen in dem warmen Treibhauſe einer fremden Sprache zu pflegen; das wöge nicht unſre Verlegenheit auf, wenn wir die Comptoirdamen der Leſekabinette und die reizenden Bewohnerinnen am Durchgang zum Panorama über unſre naiven Germanismen lächeln ſähen.

Der gewandteſten, ſchlauſten, katzenartigſten Kritik würde es dennoch nie gelingen, Herrn Heine zu ertappen, der noch mehr Maus als die Kritik Katze iſt. Er hat ſich in allen Winkeln der moraliſchen, geiſtigen, religiöſen und ſocialen Welt Löcher aufgeſpart, und alle dieſe Löcher haben unterirdiſche Verbindungsgänge unter einander. Ihr ſehet Herrn Heine aus einer von dieſen kleinen Meinungen heraustreten, ihr verjagt ihn, er begiebt ſich dahin zurück: ihr umzingelt ihn; ihr werdet ſelbſt ertappt, ſiehe, da entwiſcht er aus einer ganz entgegengeſetzten Meinung. Ergebet euch, ihr verliert eure Mühe und eure Liſt. Ihr leſet die oder die Seite von Herrn Heine, wo ihr eine falſche, abgeſchmackte, lächerliche Behauptung findet; beeilet euch nicht, ſie zu widerlegen, wendet das Blatt um, Herr Heine hat umgewendet und widerlegt ſich ſelbſt. Wenn ihr ſolche ſchillernde Geiſter nicht zu ſchätzen wißt, um ſo ſchlimmer für euch, ihr ſeid nicht auf der Höhe der rhetoriſchen Küche; es giebt nichts Köſtlicheres, als dieſen Miſchmaſch von Meinungen.

Wie geſagt, ich wage nicht, mit der großen filoſofiſchen Gelehrſamkeit des Herrn Heine zu ſtreiten, welche die Unterſtützung der Vorſehung noch furchtbarer macht. Aus dieſem Grunde werde ich nicht unterſuchen ob die Darlegung der verſchiedenen Siſteme deutſcher Filoſofie, die Herr Heine für den Gebrauch des Foyer der Oper gemacht, wahr oder falſch iſt; doch ich kann nicht umhin, die geſchmackvolle und angenehme Art zu beurtheilen, womit Herr Heine die ſchwierigſten Gegenſtände behandelt. Dieſer liebenswürdige Schriftſteller ſpricht von Liebe, wenn er gerade von Kant redet, von Weiberhemden, wenn er vom Chriſtenthum, und von ſich ſelbſt, wenn er von Allem ſpricht. Was mich betrifft, ſo gefallen ſie mir wenig, dieſe Roſen- und Veilchengehänge, womit Herr Heine gefallſüchtig genug iſt, die derben und nahrhaften Gerichte der deutſchen Wiſſenſchaft zu ſchmücken. Dieſer Durchſchlag von Literatur, dieſe Crême von Filoſofie, dieſe Beafſteek's mit Vanille ſind nicht nach meinem Geſchmack.

Die Franzoſen dürfen dieſem Gelehrten keinen großen Dank wiſſen für die Anſtrengungen, die er zu ihren Gunſten macht, um die Schwierigkeiten, welche dem Verſtändniß der deutſchen Literatur vorangehen, zu heben. Indem er die Hinderniſſe des Weges entfernt, entfernt er das Ziel, denn nur in der Bemühung ſelbſt findet ſich der Lohn der Bemühung. Man dringt nicht in das deutſche Leben mit wenig Koſten ein. Die Deutſchen ſelbſt, die gebornen Deutſchen, erfüllen nur unter vielen Beſchwerden die Beſtimmung ihrer Nationalität und gelangen erſt nach großen Leiden zu jener Tiefe des Geiſtes, welche den Gefühlen den Frieden und die Sicherheit des Grabes giebt, und zu jener Glückſeligkeit des Geiſtes, welche ſie über ihren unſeligen ſocialen Zuſtand tröſtet. Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend: es iſt großköniglich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert! Deutſchland ward das reinſte Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort ſind die Quellen der großen Ströme der Geſchichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutſchen das Genie, den Franzoſen das Talent; den einen die ſchöpferiſche, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutſchen Boden ſind alle jene großen Ideen hervorgegangen, die von geſchickteren, unternehmendern oder glücklichern Völkern in's Werk geſetzt und benutzt worden ſind. Deutſchland iſt die Quelle aller europäiſchen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Geſtalt der Welt verändert. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die Reformation ſind aus ihrem Schooſe hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, welche Fürſten geheirathet und ihre plebejiſche Mutter verhöhnt haben.

Um dieſen erhabenen Anſchauungspunkt des deutſchen Lebens zu gewinnen, dürft ihr euch nicht in einer weichen, wohlverſchloſſenen Sänfte tragen laſſen, denn dann wäre dies euer in Bewegung geſetztes Schlafzimmer, und ihr werdet nie aus eurer Lebensgegend heraustreten. Man muß die Beſchwerden nicht ſcheuen, man muß nicht müde werden, man muß ſich gegen Kälte, Hitze und Schwindel abhärten. Man muß ſteigen, klettern, ſpringen, ſich durch den Schnee einen Weg bahnen können. Doch ſeid verſichert, daß der Lohn euern Bemühungen nicht fehlen wird, denn dort oben findet ſich das geiſtige Leben der Deutſchen.

Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, welcher den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe Wolken, welche die Franzoſen am Sehen hindern, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft. Doch der Tag nahet, noch einige Stunden der Geſchichte, und es zerſtreuen ſich die Nebel, welche zwei Nationen trennen. Alsdann werden wir zur Erkenntniß kommen; die Franzoſen ſteigen herauf, die Deutſchen herab, um ſich die tintenfleckigen Hände zu reichen, und dann werden ſie ihre Federn in die roten Hände ihrer

Könige legen, um damit an den Ufern des Miſſouri das letzte Kapitel ihrer Regierung zu ſchreiben.

Die Religion dient Herrn Heine als Schaukel und das Chriſtenthum als Schaukelpferd. Er liebtkost es, er ſchilt es, er peitſcht es, er ſtößt es mit ſeinen Ferſen; zwar kommt er nie vorwärts, aber will Herr Heine jemals vorwärts kommen? Er will nur ſich ſchaukeln und ſich Bewegung verſchaffen. Beleidigt Herrn Heine nicht, indem ihr ihn eines ernſten Strebens, eines Glaubens, einer Ueberzeugung für fähig haltet; Herr Heine weiß ſo gut als Einer, daß nichts fürchten, nichts hoffen, nichts lieben, nichts verehren und kein Princip haben, die weſentlichſten Züge eines großen Charakters ſind.

Doch zum Unglück für die Unerſchütterlichkeit des Geiſtes von Herrn Heine hat ihn der Direktor des Theaters dramatiſcher Narrheiten, das wir „Welt“ nennen, zu allen erſten Rollen beſtimmt, ohne ſelbſt eine doppelte ihm zu geben. Das Repertorium des Herrn Heine iſt unermeßlich; hundert gewöhnliche Schauſpieler des Königs würden dabei nicht zureichen. Er ſpielt den Antichriſt, während Voltaire, jener große Schriftſteller, nur den St. Johann Baptiſta, den Vorboten des Antichriſt, geſpielt. „Voltaire,“ ſagt Herr Heine, „hat nur den Leib des Chriſtenthums verletzen können.“ Doch ihm ſelbſt, dem armen Manne, iſt das mühſame Geſchäft zugefallen, das innere Weſen des Chriſtenthums zu vernichten.

„Die Hauptidee des Chriſtenthums,“ ſagt ferner Herr Heine, „iſt die Vernichtung der Sinnlichkeit.“ Aber was ihn betrifft, er hat von der Vorſehung den Auftrag erhalten, die Rechte des Fliſches in Anſpruch zu nehmen. Danken wir der Vorſehung, daß ſie, und ganz ausdrücklich für Herrn Heine, eine neue Rechtsprofeſſur eingerichtet für die Lehre über die Rechte des Fleiſches!

Doch nicht allein die Rechte des Fleiſches nimmt Herr Heine in Anſpruch, er ſpricht auch für die Wiedereinſetzung aller Materie. Hier iſt ein Stück von ſeiner herrlichen Vertheidigungsrede:

„Kant hat den Himmel geſtürmt und die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen. Ihr ſehet die Leibwachen Gottes leblos hingeſtreckt; er ſelbſt ſchwimmt in ſeinem Blute; es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenſeitige Belohnung für dieſſeitige Enthaltſamkeit, die Unſterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das röchelt, das ſtöhnt.

„Die Menſchheit lechzt nach nahrhafterer Speiſe als nach Chriſti Blut und Fleiſch. Die Menſchheit lächelt mitleidig über ihre Jugendideale ...., und ſie wird männlich praktiſch. Die Menſchheit huldigt jetzt dem irdiſchen Nützlichkeitsſyſtem …, und dann müſſen der Materie noch große Sühnopfer geſchlachtet werden, damit ſie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre ſogar ratſam, wenn wir Feſtſpiele anordneten und der Materie noch mehr außerordentliche Entſchädigungsehren erwieſen. Denn das Chriſtenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat ſie überall fletrirt, es hat die edelſten Genüſſe herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln, und es entſtand Lüge und Sünde. Wir müſſen unſeren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unſere Gefühle müſſen wir durchräuchern, wie nach einer überſtandenen Peſt.“

Alſo geſchehe es, und mögen die Wäſcherinnen und die Parfümeriehändler ſich darüber freuen! So iſt denn Herr Heine von der Vorſehung zum Anwalt der Materie, zum Vormund der minderjährigen Materie ernannt. Doch mag er auf ſeine Mündel Acht haben! Ueber Nacht kommt guter Rat für die Töchter, und wenn 35 Jahre vorbei, iſt es beſſer Spiritualiſt zu ſein als Bewahrer der Materie.

Zu einem gewiſſenhaften Manne, der ſich nur beim Suchen der Wahrheit verirrt, würde ich ſagen: Nein, das Chriſtenthum hat die Menſchen nicht unglücklich gemacht, es hat ſie ſeit ſeinem Erſcheinen ſo geſunden und ſie in ihrem Elend getröſtet und unterſtüzt. Das Chriſtenthum iſt der Arzt der römiſchen Welt geweſen, als ſie durch ihre ungezügelten Leidenſchaften und ihre viehiſchen Ausſchweifungen krank geworden. Herren und Sclaven waren damals gleich ſchuldig; die Einen ſchwammen im Blute, die Andern waren im Kote der Knechtſchaft verſunken; das Chriſtenthum reinigte die Einen und half den Andern wieder auf. Es ſchrieb Allen eine heilſame Diät für Seele und Körper vor, und dieſe ſtrenge Diät hat der Welt das Leben gerettet und ſie geheilt. Das Chriſtenthum hat die Rechte des Fleiſches abgeſchafft, es hat niemals das Opfer der ſinnlichen Genüſſe verlangt, es hat ſie nur der Vormundſchaft der Seele unterworfen, um ſie reiner und dauerhafter zu machen. Keine Religion hatte jemals ſo viel Nachſicht für die menſchlichen Schwächen, als die chriſtliche.

Der Katholicismus, weit entfernt die Völker entnervt zu haben, hat ihnen die Stärke und die Energie wieder gegeben, die ſie unter der römiſchen Herrſchaft verloren hatten, und welche die neuern Völker, die ſich vom Katholicismus losgeriſſen, zum zweiten Male verloren haben. Das einzige nordiſche Volk, welches ſeit drei Jahrhunderten nicht einen einzigen Tag aufgehört ſich für die Freiheit zu regen, iſt das polniſche, das katholiſch geblieben. Der Katholicismus iſt kein „düſterer, abgehärmter“ Cultus, wie Herr Heine ſagt: er iſt die heiterſte, luſtigſte Religion, die je beſtanden. Nein, die Sinne ſind nicht vom Chriſtenthum zur Heuchelei getrieben worden, dieſe Religion verlangt nur einen Schleier für die Sinnengenüſſe, ſie fordert nur Scham. Die Scham iſt die einzige Gottheit, welche ſelbſt die verdorbenſten Menſchen nie zu verläugnen wagen, und über ihren Cultus macht ſich Herr Heine als über einen Aberglauben luſtig und nennt ihn Sinnenheuchelei. Ich weiß wohl, daß dies nicht ſein innerer und aufrichtiger Gedanke iſt; doch dahin kann ein ehrbarer und feiner Mann wie Herr Heine, der ſich rühmt nie geraucht, nie Sauerkraut gegeſſen zu haben und der in dieſe Eigenſchaften ſeine beſten Anſprüche auf Frankreichs Achtung ſetzt, dahin kann er durch eine unſelige Phraſenliebhaberei gebracht werden. Herr Heine hat tauſendmal die Liebe gefeiert; er hat ſie in Verſen beſungen, er hat ſie in Proſa angerufen; er muß es beſſer als irgend Jemand wiſſen, daß das Geheimniß der Gott der Liebe und daß die Scham ihre Religion.

Iſt es denn ſo ſchwer ein Chriſt zu ſein? Zum wenigſten iſt es nicht ſo koſtſpielig als Herr Heine denkt. Jeder wer liebt, iſt Chriſt. Und jeder Menſch muß ſelbſt aus Eigenliebe, etwas lieben und anbeten, was nicht er ſelbſt iſt. Es iſt ein wohleingerichteter Egoismus, einen Theil ſeines Vermögens in dem Ganzen, welches nicht geſtohlen werden kann, niederzulegen und ſeine Seele der Ewigkeit anzuvertrauen, die ſtets zahlungsfähig iſt. Der Eine betet die Ehre an, ein Anderer den Ruhm, noch ein Anderer die Tugend, oder die Tapferkeit, oder die Treue, oder die Freiheit, oder die Wahrheit, oder die Liebe oder die Freundſchaft. Je nun! das Chriſtenthum iſt das Pantheon aller dieſer Gottheiten. Tretet ein in den Tempel, knieet nieder vor der Ehre oder vor der Freiheit, ſo betet ihr denſelben Gott an, ihr ſeid Chriſten.

Man iſt ohne Glauben niemals glücklich, man lebt von ſeiner Tagearbeit und beunruhigt ſich über den nächſten Tag. Der Glaubende wird von der mütterlichen Sorgfalt der Vorſehung gepflegt; der Nichtglaubende iſt ein Bettler, der von den Almoſen des Glückes lebt. Der Glaube iſt die Wurzel der Wiſſenſchaft; getrennt von ihm iſt das Wiſſen nur ein Stück Holz, das weder Blüte noch Frucht trägt. Ohne Glauben hat man kein Herz, und die großen Gedanken, die lebendig machenden Gedanken kommen aus dem Herzen. Man kann wol ohne Herz Talente haben, doch das ſind nur eingemachte Früchte, welche den Durſt nicht ſtillen. Man kann wol Geiſt ohne Herz haben, doch das iſt nur plattirter Geiſt, der dem Ungemach der Witterung nicht widerſteht und beim geringſten Reiben der Kritik ſich rötet.

Der Proteſtantismus, ſagt Herr Heine, war für mich mehr als eine Religion, er war eine Sendung; und ſeit vierzehn Jahren kämpfe ich für ſeine Intereſſen gegen die Ränke der deutſchen Jeſuiten. Vierzehn Jahre, das iſt zweimal der ſiebenjährige Krieg, der einen großen König verewigt hat. Herr Heine muß müde ſein von ſeinem Ruhme, möchte er ſeinen Hubertsburger Frieden mit den Jeſuiten ſchließen! Da iſt alſo eine neue Sendung auf Herrn Heine's Schultern; wahrlich, es iſt ein ſchwerer Frohndienſt, der Günſtling der Vorſehung zu ſein, und ein Anderer könnte nicht dabei bleiben. Herr Heine ſteht, von ſeiner Geburt an, an der Spitze der Bewegungen Deutſchlands; er iſt der Regimentstambour des Liberalismus, der Pathe der neuen literariſchen Schulen, denen er ſeinen Namen giebt, der Beſchützer des Proteſtantismus, der Schrecken der Republikaner, der Ariſtokraten und der Jeſuiten. Er hat Alles vorhergeſehen, Alles vorhergeſagt, Alles geleitet; zuerſt unter allen Deutſchen hat er dies geſagt, hat er jenes vollbracht. Herr Heine würde gern ein Patent für

Erfindung der Welt verlangen, wenn nicht unglücklicherweiſe die heilige Schrift da wäre mit unbeſtreitbaren Beweiſen, daß die Welt vor Herrn Heine's Geburt erſchaffen.

Aber was giebt Herrn Heine dieſen Dünkel? Er erklärt es uns ſelbſt. „Wagen,“ ſagt er, „iſt das Geheimniß des Gelingens in der Literatur, wie in der Liebe.“ In der Liebe iſt es unglücklicherweiſe wahr, und unſchuldige, unerfahrene Frauen werden oft für ein edles Zutrauen betrogen. Es iſt ſehr wahr, daß ſie dafür nur ein einziges Mal betrogen werden, doch das beſſert die Wagenden nicht, welche, ſich auf die weibliche Verſchwiegenheit der Beleidigten verlaſſend, die Geliebten wechſeln und ſtets von Neuem wagen; doch wie kann die Kühnheit in der Literatur die Kraft erſetzen? Das läßt ſich ſchwer begreifen.

Herr Heine bringt in Alles Liebe, in die Wiſſenſchaft, Literatur, Politik, Filoſofie, Theologie, Freundſchaft. Es wäre nichts daran auszuſetzen, wenn es mit Maß geſchähe; doch Herr Heine hält kein Maß. Wir erinnern ihn an jene weiſe Lehre, die ein berühmter Koch ſeinen Zöglingen gab: „Vor Allem, meine Freunde, bedient euch niemals des Pfeffers bis zum Fanatismus.“

Ebenſo wie in der Politik iſt Herr Heine in immerwährendem Uebergang begriffen zwiſchen den entgegengeſetzten Meinungen, indem er auf dem Schlachtfelde, das ſie trennt, hierhin und dorthin läuft, ſich bald der einen, bald der andern nähert; ebenſo iſt er in Sachen der Religion in immerwährendem Uebergang begriffen zwiſchen dem Deismus und Atheismus. Der Grund liegt darin, Herr Heine iſt nur ein Phraſenlieferant, der Jedermann mit der kaufmänniſchſten Unparteilichkeit davon anbietet. Er kümmert ſich nie um das Recht, die Gerechtigkeit einer Sache; er ſorgt nur für ſeinen Worthandel, und kaum hat ihn die Hoffnung zu gewinnen zu einer Partei hingezogen, ſo treibt ihn alsbald die Furcht zu verlieren zu den andern Partei zurück. Bald würdigt er das Chriſtenthum herab, bald preiſt er es; je nachdem ihm das Eine oder das Andere eine günſtige Gelegenheit darbietet, ſeine geſtickten Phraſen vortheilhaft anzubringen; denn Himmel und Erde dienen Herrn Heine nur als Cannevas, um darauf ſeine hübſchen kleinen Nadelarbeiten darzuſtellen, welche von vorn betrachtet ſehr gefallen, welche aber ihre Schönheit und ihren Wert verlieren, ſobald man ſie umwendet.

Herr Heine würde herzlich lachen, wenn ich auf den Gedanken käme, ihm ſeinen Unglauben vorzuwerfen; aber er wird meinen frommen Ermahnungen die ernſthafteſte Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn ich ihn wahrnehmen laſſe, daß die Gottloſigkeit eine veraltete Mode ſei, daß kein Verdienſt mehr darin liege, den religiöſen Aberglauben zu bekämpfen, ſeit man für ſolche Kühnheiten nicht mehr verhaftet werde und man keine gottloſen Bücher mehr verbrenne; daß die Holbachs und die Lamettrie's des neunzehnten Jahrhunderts nur die Don Quichotte's des Atheismus ſeien; daß die Pariſer, wie ſie ſein müſſen, ſich nicht mehr des alten Wahlſpruches von Voltaire bedienen: „Zermalmt den Ehrloſen," ſondern daß ſie den neuen Wahlſpruch angenommen: „Zermalmt das Geſindel;" kurz, daß alle Schmähſchriften gegen das Chriſtenthum ungeheuer Rococo wären.

Herr Heine behauptet, das achtzehnte Jahrhundert habe den Katholicismus in Frankreich ſo vollkommen zermalmt, daß es ihn faſt ohne Lebenszeichen gelaſſen. Das iſt ein Irrthum, den dieſer Schriftſteller mit vielen Andern theilt. Was uns betrifft, ſo denken wir im Gegentheil, das achtzehnte Jahrhundert, weit entfernt den Katholicismus zermalmt zu haben, habe ihn vielmehr vor ſeinem Untergang bewahrt. Voltaire und ſeine Schüler haben die Religion abgeraupt. Ueberdies kommt wenig darauf an, worauf jene Filoſofen abgezielt haben; man muß ſehen, was ſie mit ihren Bemühungen erreicht haben. Wenn die Vorſehung (Herr Heine wird mir das Plagiat verzeihen) irgend eine Abſicht hat, ſo bedient ſie ſich ſtets der Menſchen, welche die Gegner ihrer Abſichten ſind; das iſt der kürzeſte Weg, um ans Ziel zu gelangen. Die Könige ſind es, welche die Republiken gründen, die Ungläubigen, welche die Religion wiederherſtellen. Ebenſo wie die franzöſiſche Revolution nicht beabſichtigte, die politiſche Geſellſchaft umzuſtürzen und die Herrſchaft des Geſetzes, wie ihre Gegner behaupten, zu vernichten, ſondern keinen andern Zweck hatte als dem Staate eine beſſere Verfaſſung zu geben; ebenſo hat auch die ſcheinbar antireligiöſe Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts nur verſucht, die Verfaſſung der Kirche aus einer monarchiſchen, die ſie iſt, in eine volksthümliche zu verwandeln. Sobald es keinen Pabſt, keine Büdget-freſſenden Biſchöfe, keine ſtehenden Mönchsheere, keine ſchwarze Gendarmerie mehr geben wird, ſobald das Volk ſelbſt ſeine geiſtigen Verwalter wählt, und die Kirche für und durch das Volk regiert wird, erhält der Katholicismus ſeinen Glanz und ſeine urſprüngliche Kraft wieder.

Die politiſchen und religiöſen Beſtrebungen des Jahrhunderts gehen Hand in Hand, und nur mit einander und zu gleicher Zeit werden ſie ihr Ziel erreichen.

Die Völker müſſen, um frei zu ſein, religiös ſein; die freieſten Völker, die Schweizer, die Engländer, die Nordamerikaner ſind die religiöſeſten Völker. Ihre Religioſität iſt ihrer Freiheit nicht nachgefolgt, ſondern vorangegangen; man muß Gott fürchten, um nicht die Menſchen zu fürchten.

Wenn man Herrn Heine über die Jeſuiten Deutſchlands jämmerlich klagen hört, ſollte man glauben, daß ſie das Land beherrſchen; aber dem iſt nicht ſo. Es iſt wol wahr, daß in Deutſchland wie überall, wo es einen Krieg giebt zwiſchen dem Despotismus und der Freiheit, die Jeſuiten bei jedem Kampfe herbeiſtrömen, ſo wie die Raben, welche die Leichname wittern, über den Schlachtfeldern fliegen: aber dieſe Raben, welche die Leichname beider Heere unparteiiſch freſſen, bringen nicht den Sieg zur Entſcheidung. Die monarchiſchen Jeſuiten werden uns nichts Uebles zufügen, ſie ſind zu verſchmitzt, um nicht das nahe Ende der Könige zu bemerken: vor den Volksjeſuiten müſſen wir uns jetzt hüten. Ich werde dem Schrecken des Herrn Heine gern einräumen, daß zu München die Jeſuiten großen Einfluß beſitzen; aber nur weil der König von Baiern ſelbſt Jeſuit iſt, und ſeine Diener und Schmeichler, wie das immer geſchieht, die Livree ihres Herrn tragen.

Man darf ſich nicht allzuſehr über dieſen guten König beklagen, daß er Jeſuit geworden; er hat ſich den Mönchen und Heiligen erſt in die Arme geworfen, ſeit ihn die Götter des Olymps verraten und auf die grauſamſte Art gefoppt haben. Gleich anfangs begeiſterte Apollo dieſen guten König von Baiern zu ſo abſcheulichen Verſen, daß man ſie nicht laut vorleſen kann, ohne alle Hunde zwei Meilen in der Runde bellen zu hören; dann Venus, dann Merkur; kurz, das waren Stückchen, um den ſanfteſten Menſchen in Wut zu verſetzen. Auch hat davon der gute König von Baiern den Kopf verloren, ohne die übrigen Verluſte zu rechnen; und ſeit dieſer Zeit weiß er nicht mehr, was er thut, noch was er will, noch was er kann. In dieſem unglücklichen Seelen- und Körperzuſtande hat er die rechtſchaffenſten Leute ſeines Königreichs verhaften laſſen und hält ſie ſeit zwei oder drei Jahren in fürchterlichen Kerkern, ohne öffentliche Anklage und ohne richterliches Urtheil. Dieſer gute König hat bis in die fünfzig Klöſter in ſeinem kleinen Königreiche eingerichtet, und er vermehrt ſie noch täglich. Die baierſche Regierung iſt eines der Meiſterſtücke der Politik des Herrn von Metternich. Dieſer gewandte Staatsmann hat den König von Baiern überredet, daß er auf ſeinem eignen Gebiete und auf eigne Koſten eine von Klöſtern gedeckte und von Kapuzinern bewachte chineſiſche Mauer aufführen ließ, um die Grenzen Oeſterreichs gegen den Eindrang der Aufklärung von Seiten des ſüdlichen Deutſchlands zu ſchützen. Es iſt derſelbe König von Baiern, den Herr Heine genannt hat „einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert,“ und dann läßt er ſich, um von ſeinen pindariſchen Anſtrengungen auszuruhen, mit ſeiner ganzen Schwere auf die niederen Jeſuiten fallen und verurſacht ihnen bedeutende Quetſchungen. Aber geht alles Dies uns an? Es iſt eine ganz perſönliche Angelegenheit zwiſchen Herrn Heine und den Jeſuiten, womit das Heil des deutſchen Volkes nichts zu ſchaffen hat; mögen ſie ihren Streit ſchlichten wie ſie können. Herr Heine beklagt ſich darüber, daß ihn die Jeſuiten in München gequält und bis Paris verfolgt haben; daß ſie dort wie Schlangen um ihn ziſchen und daß ihn eine dieſer Jeſuitenſchlangen in die Ferſe gebiſſen, als er gerade auf dem Boulevard Montmartre ſpazieren ging. Herr Heine ſagt nicht genau dieſes; er ſpricht nur davon im Allgemeinen; er ſagt, man könnte auf dem Boulevard Montmartre luſtig ſpazieren gehen und unvermutet den Biß eines Jeſuiten in der Ferſe fühlen. Aber wie die Beſorgniſſe von Herrn Heine ſtets geſchichtlich ſind, ſo iſt er ohne Zweifel ſelbſt von einem Jeſuiten gebiſſen worden.

Möge Herr Heine Muth faſſen und obwol ich die Jeſuiten nicht mehr haſſe, ſeit ihr Ehrgeiz ſo weit abgenommen, daß ſie ſich mit der Verfolgung eines unſchuldigen Gelehrten begnügen, ſo würde ich mich dennoch freuen, wenn Herr Heine auch aus dieſem letzten Kampfe als Sieger hervorginge. Vor noch nicht zwei Jahren hat er über die grauſamen Verfolgungen geklagt, die er von Seiten der wider ihn verbündeten Ariſtokraten und Republikaner zu erdulden gehabt. In ſeinem letzten Werk ſpricht Herr Heine weder von den Ariſtokraten noch von den Republikanern mehr, ein ſicherer Beweis, daß er ſie vernichtet. Wohlan! er wird auch die Jeſuiten zermalmen, und vielleicht iſt der Tag nicht fern, wo Herr Heine in aller Ruhe und Sicherheit auf dem Boulevard Montmartre ſpazieren gehen kann, ohne den Biß eines kleinen baier'ſchen Loyola fürchten zu müſſen.

Wir ſind niemals zufriedener mit Herrn Heine, als wenn er ſich im Irrthum befindet, doch unglücklicherweiſe iſt dieſer Fall ſehr ſelten. Herr Heine iſt ſelten im Irrthum, weil er ſelten die Wahrheit ſucht. Er iſt eben ſo unbeſorgt, ſich von ihr zu entfernen, als ſich ihr zu nähern; ſie zu finden, als ſie zu verfehlen. Herr Heine ſucht nur den möglich ſchönſten Ausdruck; das Auszudrückende iſt ihm gleichgültig. Aber möge er es offen bekennen, möge er es ein für alle Mal erklären, daß er beim Schreiben nie einen andern Zweck habe, als ein Wörterbuch ſchöner und guter Redensarten in Lieferungen von zwei Bänden herauszugeben, und alsdann werden wir ihm nichts mehr vorzuwerfen haben. Wir werden es ganz einfach finden, daß Herr Heine das Ja in den Buchſtaben J und das Nein in den Buchſtaben N ſetzt, und daß Gott niedriger ſteht als der Teufel; kurz, wir würden Herrn Heine willig zugeben, daß Kleider Leute machen.

Hier noch einige aus dem Werke des Herrn Heine ausgezogene Stellen, um es Jedermann handgreiflich zu machen, auf welche Art dieſer Schriftſteller ſpielt, nicht mit Worten, die ihm heilig ſind, ſondern mit Sachen. Er iſt oft ſo ungeduldig und eilig, ſich ſelbſt zu widerſprechen und ſeinen urſprünglichen Gedanken für ungültig zu erklären, daß er ſich nicht die Zeit nimmt, ihn zu vollenden, und indem er ſich ſelbſt das Wort abſchneidet, ſogleich die entgegengeſetzte Meinung anführt.

„Die Benthamiſten, ſagt Herr Heine, die Nützlichkeitsprediger, ſind gewaltige Geiſter, die den rechten

Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung ſetzen kann. John Bull iſt ein geborner Materialiſt, und ſein Spiritualismus iſt meiſtens eine traditionelle Heuchelei oder doch nur materielle Bornirtheit, ſein Fleiſch reſignirt ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hülfe kommt.“ Möge der Geiſt des Herrn Heine dem Fleiſche John Bull’s zu Hülfe kommen; möge er, um ihm Herz und Geiſt zu bilden, eiligſt ſeinen Curſus über die Rechte des Fleiſches eröffnen; aber möge er John Bull nicht widerſprechende Fehler zur Laſt legen; das Alibi iſt da, um ihn wegen des einen oder andern Vergehens zu rechtfertigen. Wenn John Bull Materialiſt iſt, ſo kann er nicht zugleich Spiritualiſt ſein, und wenn er aus Heuchelei Spiritualiſt, ſo iſt er es nicht aus Dummheit. Wenn Herr Heine einen Galimatias machen will, ſo bringe er ihn wenigſtens unter alfabetiſche Ordnung, wie wir weiter oben geſagt.

Und ſehet da den elenden Ariſtokratismus von Herrn Heine; ſehet nur, wie er den redlichen John Bull verachtet. Er, der erſte Liebhaber, Anbeter, Vormund, Beſchützer und Profeſſor der Materie wird ihrer überdrüſſig, ſobald er bemerkt, daß das Volk ſich ebenfalls um den Materialismus kümmert. Welch fürchterlicher Umſturz der öffentlichen Ordnung! Jakob

Gutmann will Wähler und Materialiſt ſein! Man könnte es dabei nicht aushalten, es iſt allzu ſtark! Wahrlich, in unſern Tagen muß man auf Alles gefaßt ſein; wir werden noch die Zeiten ſehen, wo der Pöbel auf den roten Teppichen der Gänge des italieniſchen Theaters ſeine Schuhe abſtreicht und am Tage nach einer Vorſtellung ganz treuherzig ſeinen Theil an den geheimen Geldern der Vorſehung verlangt! O Zeiten! o Sitten!

An einer andern Stelle ſagt Herr Heine: „Wie man zu Wittenberg in lateiniſcher Proſa proteſtirte, ſo proteſtirte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgeſtalten des Angelo, die lachenden Nymfengeſichter des Giulio Romano und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Verſen des Meiſters Ludovico Arioſto nicht einen proteſtirenden Gegenſatz zu dem alt-düſtern, abgehärmten Katholicismus?“ Das iſt ein Urtheil, welches die verhärtetſten, unerſchrockenſten Sofiſten zum Erbleichen bringen könnte. Aus gleichen Gründen kann man das Weiße ſchwarz nennen, indem man ſeine Weiße als eine Proteſtation gegen ſeine Schwärze anſehen läßt; man kann einen redlichen Mann einen Schurken nennen, indem man ſeine Rechtlichkeit als eine Proteſtation gegen ſeine Unredlichkeit bezeichnet! Und wollt ihr das Geheimniß dieſer Widerſprüche wiſſen? Herr Heine hatte einige wohlklingende Worte in der Spitze ſeiner Feder und konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie für eine beſſere Gelegenheit aufzuſparen.

Wenn Herr Heine zu ſeinem ſeltenen Redetalente noch hinzuzufügen wagte das Talent, ſeiner Unabhängigkeit Achtung zu erwerben, Meinungen, Geſinnungen, Gedanken für ſich zu haben; irgend eine Ueberzeugung zu haben, aber eine feſte, unerſchütterliche Ueberzeugung, welche den herriſchen Launen der Winde, ſowie den gefährlicheren Scherzen der Zefire Widerſtand leiſtete; wenn ſich Herr Heine nur um den Beifall der rechtlichen und aufgeklärten Leute und um die Zuſtimmung ſeines eigenen Gewiſſens kümmern und nicht Tag und Nacht bei allen Kaufleuten des Ruhmes herumlaufen wollte, er wäre alsdann ein vollkommener Schriftſteller.

Sitten- und Charakterſcenen

aus dem 18. und 19. Jahrhunderte;

von

Mad. Auguſtine Thierry.*)

Mit wenig Fäden und einigen einfachen Farben hat die Verfaſſerin dieſes Bandes Gewebe von großem Werthe und bewunderungswürdiger Anmut zu fertigen gewußt. Es iſt ſehr zu bedauern, daß die Erzählungen von Madam Thierry nur den Werken dieſer Art, wie ſie noch nicht erſchienen ſind, als Muſter dienen können. Sie zeichnen ſich durch eine edle Einfachheit im Vortrag, durch die Reinheit, man könnte ſagen Keuſchheit des Stiles und durch correct gezeichnete, ſich nie verläugnende Charaktere aus. Die Reden und Handlungen der Perſonen haben eine Klarheit und Durchſichtigkeit, welche die geringſten Bewegungen ihres Herzens bemerken laſſen. Die Verfaſſerin nimmt niemals zu jenen unnützen Zierraten und blendenden Farben ihre Zuflucht, welche ſo oft dazu dienen, was in einem Kunſtwerke häßlich und ungeſtalt iſt, zu verbergen. Es ſind beſtimmt ausgedrückte, einfache Leidenſchaften, ohne jene Verwickelung, welche den geübteſten Beobachter irre führt, mit klaren, unzweideutigen Simptomen. Nichts von jenen Krankheitszufällen der Seele, nichts von jenen heuchleriſchen Schmerzen, welche die Geduld des nachſichtigſten, mitleidigſten Menſchen ermüden. Nichts von jenem nervöſen und launenhaften Puls, nach deſſen Beſchaffenheit der geſchickteſte Gemütsarzt die Krankheit nicht zu beurtheilen weiß.

---

*) »Reformateur.«

Es liegt indeß etwas in der erſten Erzählung, was mich für die Verfaſſerin zittern läßt: das ſind drei junge, ſchöne und wohlerzogene Schweſtern, welche die Gewohnheit haben, Abends vor dem Schlafengehen niederzuknieen und ihr Gebet zu verrichten. Das iſt eine kühne Neuerung von der herrſchenden Zeit. Doch ich hoffe, daß ſich die erſchreckten Leſer mit Mad. Thierry wieder ausſöhnen, wenn ſie zuletzt vernehmen, daß die drei Schweſtern trotz ihrer Frömmigkeit ihren Leidenſchaften erliegen.

Man findet noch gern in den Kunſt- und Geiſteswerken der Frauen die friedlichen Geſinnungen, die ruhigen Freuden und die gemäßigten Schmerzen, welche ihrem Geſchlechte zukommen. Den Männern gehören die ſtürmiſchen Leidenſchaften und die Schilderung derſelben, ihnen jenes gefahrvolle Element, worin das Herz beim Suchen des Glückes Schiffbruch leidet. Von dieſem ſalzigen, bitteren Meere hat die Natur den Frauen nur Tropfen gewährt, das ſind die Thränen; mögen ſie ſich damit begnügen. Die gewaltſamen Bewegungen, ſo des Gemüts wie des Körpers, verunzieren die Frauen. Das Reiten, die Trauerſpiele, die Geſchichtsmalerei, die Heldengedichte, der Zorn, der Ruhm, die Satiren, die Politik gehören den Männern. Die Frauen werden darin niemals Glück machen: und wenn ſie es machen, um ſo ſchlimmer für ſie; wir empfehlen ſie aller Welt als Gattinnen, außer unſern Freunden.

O ihr Frauen! machet, ſchreibet und leſet keine convulſiviſchen, epileptiſchen, herzzerreißenden, erſtickenden, blutbenetzten Romane. Fliehet die Schauderſcenen; quälet euch nicht, die Räthſel des Lebens zu erraten, begnügt euch damit, euern Gatten und Geliebten deren aufzugeben, Sfinxe, die ihr ſeid. Suchet nicht die Gefahren; wir müſſen genug für uns ſelbſt zittern und kämpfen, vermehret nicht unſre Sorgen und geſtattet, daß man euch in Sicherheit bringe.

Im Intereſſe der legitimiſtiſchen Damen, welche ſeit fünf Jahren Paris zürnen und auf dem Lande wohnen, werde ich mit zwei Sittenſprüchen ſchließen, die ich dem Werke von Madam Thierry entnommen. Erſtens: man muß nie ſeine Töchter fern vom Treiben der Menſchen für den Eheſtand erziehen; zweitens: wenn eine ſolche ländliche Erziehung in Frankreich eine Nothwendigkeit iſt, wo die Volksausbrüche und das Zittern der Könige ſo häufig, ſo darf man zu ſeinen drei Töchtern in ihrer Einſamkeit nie einen einzigen Couſin führen, ſondern ſtets drei Couſins auf ein Mal. Ihr legitimiſtiſchen Mütter, leſet die Erzählung von den drei Schweſtern und zittert vor der Treue und davor, daß ihr nur einen einzigen Couſin zur Verfügung habt.

Einleitung.*)

Die Verſchiedenheit der Sprachen iſt eine traurige Folge des Fluches vom Thurme zu Babel; was Niemanden mehr heut zu Tage unbekannt ſein kann, ſeit man die heilige Schrift, auf Atlaspapier gedruckt, periodiſch und in Blättern, gerade wie den Charivari und den Corsaire herumträgt.

Gott, der die Centraliſirungen, die ausſchließenden Siſteme und Lehren, die monarchiſchen Reiche in den Lebensäußerungen der Menſchheit nicht liebt, hat der Menſchen Sprache verworren, um ihre Vereinigung und Einförmigkeit zu hindern und ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich über die ganze Erdoberfläche zerſtreuten, ſie in allen Richtungen durchzögen und ihr Glück auf verſchiedenen Wegen ſuchten. Aber ſobald die Abſichten der Vorſehung erfüllt, wenn Gottes Werk vollendet, alsdann ſollen die Arbeitswerkzeuge zerbrochen werden und es ſoll nur noch eine einzige Sprache in der Welt geben, zur größten Betrübniß der vereideten Dollmetſcher und des deutſchen Adels, welcher ſich ſchämen wird, die Sprache der Bürger zu ſprechen und die plebejiſche Rechtſchreibekunſt zu verſtehen.

---

*) Dieſes Stück bildet die Einleitung zur Balance, einer deutſch-franzöſiſchen Revüe von L. Börne. Paris 1836.

Die Vertheilung der Arbeit, dies große Princip der Staatswirthſchaft, iſt bei dem Menſchen ſeit ſeiner Erſchaffung angewandt worden. Die Arbeit der Menſchheit iſt unter die verſchiedenen Völker und die verſchiedenen Länder vertheilt. Aber es wäre zu langweilig, dieſen Satz hier weitläufig zu entwickeln; wir wollen nicht eine regelmäßige Belagerung dagegen unternehmen, wir werden ihn mit Sturm erobern.

In den Werkſtätten der Menſchheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorſehung die Aufgabe geſtellt zu haben ſcheint, die Arbeiten aller andern Völker zu überſehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweiſen und ihren Sold auszuzahlen: die Franzoſen und die Deutſchen. Den Erſteren wurde die Leitung der praktiſchen Arbeiten, der Künſte und Handverrichtungen, den Andern die Leitung der theoretiſchen Arbeiten, der Wiſſenſchaften und Spekulationen anvertraut.

Die Theorie iſt furchtſam und zaudernd, die Ausübung iſt unbedacht und vorſchnell; daher die Entzweiung zwiſchen ihnen, daher die Unverträglichkeit des deutſchen Geiſtes und deutſchen Gemütes mit dem Geiſte und dem Gemüte der Franzoſen; daher ſind beide Völker, ob ſie zwar mit den Grenzen ſich berühren, doch durch einen moraliſch unermeßlichen Raum geſchieden.

Die Aufgabe der Franzoſen iſt, das alte, baufällige Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft zu zerſtören und abzutragen, das Erdreich wegzuräumen und zu ebnen; die Aufgabe der Deutſchen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker ſtehen; auf dem künftigen Friedenskongreſſe, wo ſich alle Völker Europa's verſammeln werden, wird Deutſchland den Vorſitz führen.

Die Geſchichte Frankreichs und Deutſchlands iſt ſeit Jahrhunderten nur ein beſtändiges Streben, ſich zu nähern, ſich zu begreifen, ſich zu vereinigen, ſich in einander zu ſchmelzen. Die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, ſie mußten ſich haſſen oder lieben, ſich verbrüdern oder ſich bekriegen. Weder Frankreichs noch Deutſchlands Schickſal wird einzeln beſtimmt und geſichert werden können.

Es iſt von Wichtigkeit, dieſen dunkeln Trieb beider

Nationen klar zu machen, es iſt von Wichtigkeit, ein Princip für ſcheinbar widerſprechende Thatſachen und Meinungen zu finden.

Deutſchland und Frankreich ſind überall mit einander vermiſcht, ohne ſich jemals zu verſchmelzen. Das wäre ein geſchickter Diplomat, dem es gelänge, den Frieden zwiſchen beiden Nationen zu unterhandeln, indem er ſie dahin brächte, daß ſie nur eine neue gleichartige Zuſammenſetzung bildeten, ohne ihre Beſtandeigenſchaften zu opfern. Die alterreifen Männer beider Länder ſollten ſich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutſchlands durch eine wechſelſeitige Freundſchaft und Achtung zu verbinden. Wie ſchön wird der Tag ſein, wo die Franzoſen und die Deutſchen auf den Schlachtfeldern, wo einſt ihre Väter ſich unter einander erwürgt, vereinigt niederknieen und ſich umarmend auf den gemeinſchaftlichen Gräbern ihre Gebete verrichten.

Die unwandelbare Freundſchaft und der ewige Friede zwiſchen allen Völkern, ſind das wol Träume? Nein, der Haß und der Krieg ſind Träume, aus denen man einſt erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Vaterlandsliebe ſchon der Menſchheit verurſacht! Wie viel hat dieſe lügneriſche Tugend nicht an wilder Wut alle anerkannten Laſter übertroffen! Iſt der

Egoismus eines Landes weniger ein Laſter als der eines Menſchen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu ſein, ſobald man ſie gegen ein fremdes Volk übt? Eine ſchöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unſer Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite ſteht!

Ich liebe Deutſchland mehr als Frankreich, weil es unglücklich iſt, und Frankreich nicht; im Uebrigen bin ich ſoviel Franzoſe als Deutſcher. Was mich betrifft, ſo war ich, Gott ſei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieſer Köder des Ehrgeizes, ſei es der Könige, ſei es der Patricier oder der Völker, hat mich nie gefangen.

Das geſellige und geiſtige Leben der Deutſchen leidet an Uebeln und wird von Bekümmerniſſen geſtört, welche die Franzoſen nie gefühlt noch begriffen, oder die ſie nicht mehr fühlen und die ſie vergeſſen haben. Dieſer Umſtand konnte unſere Bemühungen zuweilen aufhalten und unſere Lage ſehr peinlich machen. Die Nationen ſind nicht weniger Egoiſten als die Einzelnen; ſie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen ſich leicht bei ihren Klagen. Sie ſind allezeit bereit, ihre eigne glückliche Lage ihrem Mute, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geſchicklichkeit zuzuſchreiben; und das Mißgeſchick der andern

Völker der Schwäche, Unbeſtändigkeit oder Tölpelei derſelben. Vielleicht würde man es in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder ſeiner zu ſpotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutſchen über ihre geheime Criminaljuſtiz, über ihre dumme Cenſur und über die unverſchämten Angriffe, welchen ihre perſönliche Freiheit jeden Augenblick ausgeſetzt iſt, ſehr langweilig finden. Sollte mir das begegnen ſollte mir unglücklicherweiſe nicht gelingen, die Sympathie der Franzoſen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unſicher ſind, ſo lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutſchlands befeſtigt, und daß die Säule der franzöſiſchen Freiheit nicht auf dem Platze der Baſtille, ſondern an dem Ufer der Elbe einen feſten Grund finden wird. Deutſchland bildet die Gebirgskette, welche die Civiliſation von der Barbarei, die Franzoſen von den Koſaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, ſagt man; aber gewiß liebt es noch weniger die Koſaken und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht ſelbſt die blutige Beredſamkeit eines Danton der unverſchämten Rhetorik eines gekrönten Hettmans vorzuziehen. Nun wohl! Deutſchland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwiſchen dem Volks- und dem Monarchen-Despotismus retten; aber unglücklicherweiſe wurde dieſer Zuſtand der Dinge von den Franzoſen jeder Meinung und jeder Partei ſeit faſt fünfzig Jahren verkannt. — Deutſchland hat die franzöſiſche Revolution von ihrem Anfang an bekämpft und der franzöſiſchen Freiheit anfangs durch Drohungen, dann durch offenen Krieg Feſſeln angelegt. Deutſchland hat den Kopf eines wohlwollenden Königs aufs Schaffot gebracht; es hat die Franzoſen zu Verbrechen gezwungen und iſt entweder der Vorwand oder die Entſchuldigung für die Schreckensregierung geweſen. Napoleon hat unterlegen und Frankreich bei ſeinem Falle nachgezogen, weil er Deutſchland falſch beurtheilte, weil er die Herrſchſucht und den Lohneifer ſeiner Fürſten für Enthuſiasmus gegen ſeine Perſon hielt und ſpäter in dem Enthuſiasmus des deutſchen Volkes für die Unabhängigkeit ihres Landes nur eine Sucht zu Widerſetzlichkeit erblickte. Er wußte nicht, daß Deutſchlands Fürſten nicht durch ſich ſelbſt regierten, daß ſie nur der Spielball der Ariſtokratie ſeien, und von dieſem Irrthum geblendet, ließ er ſich durch Oeſtreichs Bündniß in eine traurige Sicherheit einwiegen, meinend, er habe dadurch, daß er den Vater ſeiner Gemahlin an ſich kettete, auch den Souverän an ſich gekettet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Reſtauration hat ſtets unter Deutſchlands Schutz geſtanden, und die Geſchichte wird einſt unſern Nachkommen erzählen, wie ſehr die Drohungen, die Verſprechungen und Ränke der deutſchen Cabinette an den contrerevolutionären Schritten Karls X. Theil gehabt. Niemals ſicherlich hätte dieſer unglückliche König gewagt die Juliordonnanzen zu erlaſſen, wenn er nicht auf die Zuſtimmung und den Beiſtand der deutſchen Fürſten gezählt hätte.

Das monarchiſche Deutſchland iſt der Vortrab Rußlands gegen Frankreich und das volksthümliche Deutſchland iſt der Vortrab Frankreichs gegen Rußland. Die deutſchen Fürſten hegen in der That keine perſönliche Hinneigung zu dem Moskowiterczaren; denn ſie haben keine tiranniſche Laune, ſie ſind dafür zu aufgeklärt und zu menſchlich. Nur jener väterliche Despotismus iſt ihnen vorzuwerfen, der weder für ihre hohen Jahre noch für das Mannesalter ihrer Völker paßt. Aber dieſe häusliche Allmacht, dieſe alte Gewohnheit, eine ungehinderte Herrſchaft zu genießen und ſtets einem blinden Gehorſam zu begegnen, iſt die ſchwache Seite der deutſchen Fürſten, bei welcher die Adelsariſtokratie ſie faßt und leitet. Sie iſt es, dieſe übermütige, unwiſſende Ariſtokratie, welche den Schimpf und die Verluſte, die ihre Cameraden und Freunde in der franzöſiſchen Revolution erlitten, an dem deutſchen Volke rächen will; welche ſtets die deutſchen Fürſten zu dem Bündniß mit Rußland ziehen wird, ſo lange das deutſche Volk zu ſchwach und zu mutlos iſt, um ihrem Einfluß auf die Regierungen die Wage zu halten.

Frankreich und Deutſchland vereinigt können Alles vollbringen und Alles verhindern. Ein Krieg zwiſchen Rußland und England könnte niemals ernſtlich den Frieden Europens ſtören, ſo lange Frankreich und Deutſchland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutſchland Beiſtand leiſtet. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutſchlands hängt alſo nicht blos ihr eignes Wohl, ſondern auch das Schickſal von ganz Europa ab.

Aber alle Bemühungen Frankreichs und ſeiner Regierung, alle möglichen Rückſichten und Zuvorkommenheiten gegen Deutſchland würden unnütz ſein; Frankreich wird nie die aufrichtige Freundſchaft des officiellen Deutſchlands gewinnen, des von der Adelsariſtokratie regierten Deutſchlands, welche in Rußlands Selbſtherrſcher den Profeten Gottes anbetet und ſieben Mal des Tages den Blick nach dem nordiſchen Mekka wendet. Der unverſchämte Preis, den dies officielle Deutſchland für ihr Bündniß aufſtellt, nicht nur in Bezug auf Frankreich, ſondern auch in Bezug auf jedes andre Land, nämlich: die Aufopferung der Freiheit und Ehre des Volkes, in deſſen Namen man mit ihm unterhandelt, würde jede Regierung, welche es auch ſei, abſchrecken und die unverdroſſenſte Gefälligkeit ermüden.

Das Bündniß des nationalen Deutſchlands ſollte Frankreich ſuchen, nur dieſes iſt ihm vortheilhaft, und um es zu erlangen, muß es nicht ſeine Ehre opfern, muß es nur einige Vorurtheile aufgeben.

Worauf beruht die deutſche Nationalität? Wo ſoll man ſie finden? Wodurch giebt ſie ihre Meinung und ihren Willen kund? Wo iſt die Einheit ihrer Handlungen? Welches ſind ihre Organe und ihre Stellvertreter? Wer unterhandelt in ihrem Namen? In der That, jeder Deutſche muß bei der Beantwortung dieſer Fragen etwas verlegen ſein. Wenn die Antworten genügend wären, ſo könnten ſie wol ins Lächerliche gehen, und um genügend zu ſein, verlangen ſie ſo lange Erörterungen und ſo große Auseinanderſetzungen, daß ſie, gezwungen vollſtändig zu ſein, aufhören deutlich zu ſein. Indeſſen hoffen wir die Schulden zu bezahlen, die wir machen; gewähre man uns nur die Möglichkeit zu bezahlen, der Credit iſt uns unumgänglich notwendig.

Frankreich, welches ſeit bald fünfzig Jahren die Welt zum Zeitvertreib wie einen Kreiſel herumdreht, hat wol das Recht, jedes Volk, das ihm ſein Bündniß anträgt, zu fragen: Was habt ihr gethan? Wozu könnt ihr uns nützen? Welche Hülfe bringt ihr uns? Welche Bürgſchaft leiſtet ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutſchland hat ſeit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat Alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenſchaften und Genüſſe die jungfräulichen Herzen und die keuſchen Geiſter Deutſchlands noch nicht erſchöpft; es bildet die Reſerve der Freiheit und wird ihren Sieg entſcheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur ſehr wenig: einen Augenblick guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthiers genügt zu dem Fall der Lawine. Alsdann wird Frankreich, welches vor nichts mehr zurückbebt, dieſes Frankreich, welches in drei Tagen das mühſame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreif zu Stande gebracht und aufgehört hat über ſich ſelbſt zu erſtaunen — es wird über das deutſche Volk erſtaunen, und dieſes Erſtaunen wird nicht blos Ueberraſchung ſein, ſondern Bewunderung.

Frankreich ſollte endlich Deutſchland, dieſe Quelle ſeiner Zukunft, kennen lernen; es ſollte ſich endlich überzeugen, daß es ſich nicht ſelbſt genug und nicht alleiniger Herr ſeines Schickſals iſt. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei ſein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig ſei. Ein Volk, welches Tag und Nacht ſeine Freiheit bewachen muß, iſt nicht frei, ſowie ein Menſch, der auf ſeine Geſundheit Acht geben muß, nicht geſund iſt. Frankreich hat in weniger als fünfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es iſt groß und bewunderungswürdig, aber ſein Ruhm hat keine Früchte getragen.

Frankreich hat Deutſchland immer falſch beurtheilt, und was ſchlimmer iſt, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat ſich nicht darum bekümmert. Deutſchland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum beſſer zu begreifen. Anfänglich blendete die Bewunderung, dann der Haß und in der letzten Zeit eine Art höchſt lächerlicher Geringſchätzung ſein Urtheil. Die Deutſchen, welche nicht vorwärts gehen, kommen nie in die Lage umkehren zu müſſen, und jetzt werfen ſie den Franzoſen vor, daß ſie ſo oft rückwärts gingen.

Wenn die Franzoſen über die Deutſchen ſchlimm urtheilen, ſo geſchiebt es durch die Feſtigkeit ihres Wiſſens, durch die Unbekanntſchaft mit den neuen Thatſachen; wenn die Deutſchen über die Franzoſen ſchlimm urtheilen, ſo geſchieht es durch die Feſtigkeit ihrer Geſinnungen, die ſie nicht gern ablegen, um neuen Eindrücken Platz zu machen.

Für jeden redlichen Mann iſt es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von ſeinem Vaterlande übel zu reden; die Landsleute, die Fremden ſelbſt, ſehen darin nur eine ſtrafbare Verräterei. Allein hören Freimütigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu ſein, ſobald man ſie auf einen Gegenſtand ſeiner Liebe richtet? Die Deutſchen haben, ſeit ſie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der ſie früher frei waren. Der Nationalempfindlichkeit der Franzoſen ging wenigſtens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einſt den Deutſchen nicht fehlen; aber bis heute haben ſie noch nicht genug gethan, um ſich der Zuverſicht hinzugeben, daß man ihr ſtolzes Selbſtgefühl nicht für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich beſiegte, hat Deutſchland nur ein Joch von ausländiſchem Holze gegen ein Joch von inländiſchem eingetauſcht und den glänzenden Despotismus Napoleons mit der Scheidemünze ſeiner armſeligen Zwergtirannen gewechſelt. Und dann, liegt nicht in jeder Nationaleitelkeit etwas Kindiſches, ja ſelbſt Unſinniges? Ein einzelner Menſch kann entſchuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und ſpricht, ſich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur ſo viel als er geſchätzt wird; da aber die Geltung einer Nation immer ihrem wirklichen Werte gleich kommt, ſo iſt die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und bedeutet nur Verzagtheit. Uebrigens könnte man leicht beweiſen, daß oft, was durch die verſchiedenen Völker Großes geſchehn, nur durch ihre Fehler geſchehn, und was andere Völker erduldet, ſie nur wegen ihrer Tugenden erduldet. Es liegt alſo in jedem Lobe eines Volkes etwas, was ſeine Zufriedenheit mäßigen, und in jedem Tadel etwas, was die Beſchämung verſüßen dürfte. Die Freimütigkeit iſt nicht allein ein Recht, ſie iſt auch eine Pflicht; aber wenn ſie ſelbſt nur ein Recht wäre, ſo würde uns doch kein Zartgefühl hindern, ſie reichlich anzuwenden. Die Menſchen, welche ſich ſcheuen ihre geheimen Gedanken zu ſagen, ſind gewöhnlich Solche, die, von ihrer Wichtigkeit und Geiſtesüberlegenheit eingenommen, ſich für die einzigen

Bewahrer gewiſſer Wahrheiten halten. Aber Männer, welche beſcheidener oder klüger ſind, begreifen, daß ſie nicht ausſchließlich die Kenntniß des Wahren beſitzen, daß vielmehr viele Andere davon begeiſtert; ſie haben alſo den Mut der Freimütigkeit, indem ſie wiſſen, daß ihre Meinungen von Vielen getheilt werden und daß ihnen im Kampfe wider die entgegengeſetzten Meinungen die Unterſtützung nicht fehlen wird.

Bei der Vergleichung Deutſchlands und Frankreichs haben wir keineswegs die Abſicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenſchaften des Einen oder des Andern ans Licht zu ziehen, denn das würde zu nichts führen. Man iſt gewohnt Menſchen und Völkern Moral zu predigen, als wäre es ihnen möglich ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit iſt das unmöglich. Weder die Einzelnen noch die Nationen können alle Tugenden in ſich vereinigen; es giebt Tugenden, die unvereinbar, und es giebt gewiſſe gute Eigenſchaften, die notwendig mit gewiſſen Fehlern verbunden ſind. Das aber iſt die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern ertheilen kann: ihnen zu zeigen, wie ſie in außerordentlichen Fällen, wo ſie zum Handeln oder zum Widerſtehen gute oder ſchlimme Eigenſchaften, die ihnen ſelbſt fehlen, nöthig hätten, dieſelben bei fremden Völkern ſuchen und zu ihrem Beſten gebrauchen ſollen.

Frankreich und Deutſchland müſſen, um mächtig und unabhängig zu ſein, ihre Kräfte einander leihen und Eines von dem Andern abhängen. Die Dienſte, welche ſie ſich wechſelſeitig leiſten ſollen, ſind leicht zu beſtimmen. Im Allgemeinen herrſcht bei den Franzoſen der Charakter, bei den Deutſchen der Geiſt vor; es kömmt alſo Letzteren die Entſcheidung zu, was man thun, den Andern, wie man es vollziehen ſoll.

Der getreueſte, vollſtändigſte Ausdruck des ſocialen, moraliſchen und geiſtigen Zuſtandes einer jeden civiliſirten Nation liegt in ihrer Literatur, welche das Blut ihres Herzens und ausdrucksvoller iſt als ihre Geſchichte ſelbſt, denn dieſe läßt uns nur erkennen, was eine Nation geweſen, ſie erzählt nur das Vergangene und Erfüllte, während die Literatur, zugleich Wurzel und Frucht, uns lehrt, was eine Nation geweſen und ferner was aus ihr werden kann. Die Literatur iſt der vollſtändigſte Geſammtbegriff aller Verſchiedenheiten, wodurch ſich die Völker unter einander auszeichnen. Sie iſt das Meer, welches die Länder zugleich trennt und vereinigt. Die politiſche Geſchichte eines Volkes iſt die Lebensbeſchreibung ſeiner Selbſtſucht, aber ſeine Literatur iſt die Geſchichte ſeines menſchlichen Lebens. Sie hält ſich weder in den geſetzlichen Schranken noch in den geologiſchen Grenzen, ſie ſetzt ſich über Geſetze, Verträge, Zollämter, Abneigungen und Vorurtheile hinweg.

Deutſchland Frankreich näher bringen, das iſt unſer Zweck, und der Vergleich der franzöſiſchen Literatur mit der deutſchen iſt unſer Ausgangspunkt. Die Wahl dieſes Standpunktes iſt in Betreff Frankreichs freiwillig, aber in Betreff Deutſchlands iſt ſie gezwungen. Die Franzoſen ſind ein thätiges Volk; ihre Literatur iſt die Frucht ihres Thatenlebens, und die Frucht verſchließt den Kern, welcher die Nationalthätigkeit fortdauernd erhält. Um den Charakter Frankreichs zu zeichnen, ſteht es alſo frei, von der Wurzel bis zu den Früchten aufzuſteigen oder von den Urſachen auf die Wirkungen zurückzugehen. Die Deutſchen aber ſind ein leidendes Volk; ihre Literatur iſt ein Baum, welcher eines Tages Thaten tragen wird, doch ſeine Früchte ſind noch nicht reif. Um Deutſchland bekannt zu machen, giebt es kein anderes Mittel als von der Urſache auf die Wirkungen zu gehen, d. h. den Charakter ſeiner Literatur zu zeichnen. Aber dieſe Trägheit der Deutſchen iſt an ſich ſelbſt eine wichtige materielle Thatſache, welche den größten Einfluß übt, nicht allein auf Deutſchlands Lage, ſondern auch auf die Frankreichs und ganz Europa's.

In Deutſchland hat die Literatur jederzeit der Politik als Luftloch gedient; Frankfurts Baukünſtler haben jetzt die Abſicht auch dieſe einzige Oeffnung zu verſtopfen, um dem Lande alles Athemholen unmöglich zu machen. Wir werden dann ſehen, wie weit die Unempfindlichkeit der Deutſchen geht und ob ſie lieber in der Angſt des Erſtickens oder an einer Schußwunde ſterben.

Die Deutſchen bilden eine Nation nur durch ihre Literatur, welche ſeit dreihundert Jahren der alleinige Ausdruck ihres Staatslebens iſt, und ihre ganze Lebensäußerung beſteht in der Kritik. Jeder Menſch iſt geborner Beurtheiler. Urtheilen heißt: ſich aus ſich ſelbſt herausbegeben, heißt: mit den Gedanken der Anderen denken, mit dem Leben der Anderen leben. Urtheilen und beurtheilt werden, iſt des Menſchen Beſtimmung. Aber was wollt ihr, das die Deutſchen beurtheilen, außer Bücher und ihre Verfaſſer, Künſtler und ihre Werke, Komödien und das Spiel der Schauſpieler? Die Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten iſt ihnen unterſagt. Sie zahlen Steuern ſie opfern das Blut ihrer Söhne auf dem Altar des Vaterlandes, wie es die Dichter beſingen, doch das geht ſie nichts an, das iſt Politik. Man kerkert ſie ein, ſie, ihre Väter, ihre Söhne, ihre Brüder, für ſogenannte Staatsverbrechen; man quält ihren Geiſt und ihren Körper mit Mißhandlungen und Entbehrungen, bis ſie darüber den Verſtand oder das Leben verlieren; man verweigert grauſamerweiſe den kranken Gefangenen den Troſt ihre Verwandten vor dem Tode zu ſehen; ſie geraten in Verzweiflung, und man läßt ſie vor Sonnenaufgang von Häſchern und Kerkermeiſtern einſcharren. Man befragt und richtet ſie im Geheimen, man richtet ſie keineswegs, man verurtheilt ſie zu lebenslänglicher Unterſuchung; doch das Alles geht ſie nichts an, das iſt Politik. Man ſtiehlt ihre Gedanken, man mordet ihre Gefühle, man mäſtet mit dem Schweiße ihrer Hände gierige Spione, die man in Frankreich und in der Schweiz der Spur ihrer verbannten Landsleute nachſendet; doch das geht ſie nichts an, das iſt Politik. Wie oft haben nicht die deutſchen Gelehrten ein unſchuldiges Buch und ſeinen noch unſchuldigern Verfaſſer verläſtert, nur um ſich über den Abſcheu zu tröſten, den ihnen ihre dummen Herrn einflößten, nur um ihrem Zorne Luft zu machen! Nehmet den Deutſchen die Kritik, und ihr nehmet ihnen das Leben.

Die Deutſchen ſind die großen Meiſter der Kritik:

ſie dienen für Alles, was in der ganzen Welt gedruckt wird, entweder als Advocaten oder als Richter; ſogar ihre Originalwerke ſind oft nur Vertheidigungsreden oder richterliche Verhandlungen. Da ſie die Buchdruckerkunſt erfunden, ſo glauben ſie ein Recht zu haben, über den Gebrauch, den man davon macht, zu wachen. Sie ſind Rechtsgelehrte, welche die Geſetze und Gebräuche, die die Wiſſenſchaften und Künſte in allen Ländern regieren, und die Veränderungen, die dieſe Geſetze und Gebräuche im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, gründlich kennen. Sie zeigen in ihrer Kritik viel Strenge, aber zugleich große Rechtſchaffenheit. Wenn ſie übel urtheilen, ſo geſchieht dies eher aus Eigenſinn als aus Unwiſſenheit oder Parteilichkeit. Dennoch muß man aber zugeben, daß die Strenge, welche die Deutſchen in ihr literariſches Urtheil legen, zuweilen wild iſt, daß die Werke der Kritik zu oft Scharfrichterwerke und ihre Verfaſſer Henker ſind. Wenn zufällig Franzoſen einen jener heftigen, unbarmherzigen Artikel läſen, ſo würden ſie erſchrecken; ſie würden den Verfaſſer für einen blutdürſtigen Menſchen, für einen abſcheulichen Tirannen, einen wahren Rudolf Blaubart halten. Doch dem iſt nicht ſo, er iſt der ſanfteſte, beſcheidenſte, höflichſte, ſogar furchtſamſte Mann. Macht ſeine Bekanntſchaft, tretet in ſeine Familie ein, unterrichtet euch bei ſeiner Gattin über die Gemütsart ihres Mannes, und ſie wird euch lächelnd gewiſſe Einzelheiten erzählen, die euch ſelbſt ein Lächeln abnötigen, und ihr werdet nicht aus ſeinem Hauſe weggehen, ohne dem braven Manne die Hand gedrückt zu haben.

Die Franzoſen müſſen dies erfahren, um die Urtheile, welche die deutſchen Gelehrten von Zeit zu Zeit über ihre eigene Literatur, ſowie über die Literatur und die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs fällen, nach ihrem wahren Werte zu ſchätzen. Wenn der Tadel nicht immer frei iſt von unſchicklichen Ausdrücken, wenn ſich dabei eine gewiſſe beleidigende Schärfe findet, ſo iſt dies niemals die Folge eines Mangels an Achtung oder das Zeichen feindſeliger Geſinnung, es iſt nur die kalte Unempfindlichkeit einer Magiſtratsperſon, die erhaben von ihrem curuliſchen Seſſel herabſpricht.

In Frankreich beſitzt ein Mann von Geiſt den Geiſt aller Männer von Geiſt und ein Narr die Narrheit aller Narren. Wenn man ein franzöſiſches Werk liest, welches es auch ſei, ſo glaubt man es ſchon geleſen zu haben. Weil in Frankreich ein beſtimmter Geiſt herrſcht, bildet er einen Staatskörper, welcher ſeine Geſetze, ſeine Verwaltung, ſeine Gerichtspflege hat; die Narrheiten ſind Vergehen und die Ausſchweifungen der Einbildungskraft Uebertretungen der Geſetze des guten Geſchmacks. In Deutſchland iſt es gänzlich verſchieden. Da herrſcht in der Literatur wie in dem beſprochenen Leben eine unumſchränkte Demokratie, und die Feinde dieſer Regierungsform werden ſie mit eben ſo viel Recht als je Anarchie nennen. Jeder iſt dort geiſtreich oder ein Narr, je nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe. Die Deutſchen verlieren leicht die Geduld bei dem literariſchen Königthum, ſie ſpotten über die Höflinge des guten Geſchmacks und laſſen nie der Geiſtesariſtokratie den Vorrang. Nicht daß die großen Schriftſteller, die Filoſofen, die Dichter und die Künſtler erſten Ranges alle Achtung genöſſen, die man ihrem Verdienſte ſchuldig, und daß ſie in der geiſtigen Geſellſchaft ohne Einfluß wären; keineswegs: ſondern die Ehrfurcht, die man für ſie hegt, iſt nur freiwillig und perſönlich, und man unterwirft ſich ihrer Oberherrſchaft nur bedingungsweiſe und auf eine beſtimmte Zeit. Man erkennt ihnen kein Recht, keine rechtmäßige Macht zu. Als Göthe ſchlechte Bücher geſchrieben, hat man ſie ohne Zögern und ohne das mindeſte Bedenken getadelt. Die Werke der großen Schriftſteller genießen keine erbliche und bindende Gunſt; jedes Werk wird beſonders geprüft und gewürdigt, und der gefeierte Name eines Schriftſtellers entſcheidet nie über das Loos ſeiner Erzeugniſſe.

In Frankreich, wo der geiſtige Staat ſtets eine ariſtokratiſche Verfaſſung gehabt, wird man Mühe haben ſich eine richtige Vorſtellung von einer geiſtigen Geſellſchaft zu machen, wie ſie in Deutſchland beſteht. Stellt euch eine Demokratie vor, wie aber niemals eine beſtanden, weder in den Jahrhunderten des Alterthums noch in den neuern, eine Demokratie, wo nicht allein die Souveränität, ſondern auch die geſetzgebende und richterliche Gewalt in dem Volke ruht und nicht allein in dem Geſammtvolke, ſondern in den Einzelnen ohne Unterſchied von Vermögen, Erziehung, Alter und Geſchlecht; endlich wo es keine Geſetze giebt, wo Jeder macht, ſpricht und ſchreibt, was er will und wie er es verſteht: das iſt der Literaturſtaat in Deutſchland. Um ihn recht zu würdigen, genügt es nicht, die berühmten Schriftſteller und die ausgezeichneten Werke zu kennen, man muß ſich auch mit der allgemeinen Literatur vertraut machen, man muß die literariſchen Marktplätze beſuchen und ſich unter die Menge der Schriftſteller vom letzten Range miſchen. Da allein findet man den Nationalcharakter der deutſchen Litteratur und jene Eigenthümlichkeit, jenen

Stolz und jene Unabhängigkeit, die ſie vor jeder andern Litteratur der Welt auszeichnet.

Deutſchland fehlt es nicht an großen, mit Recht berühmten Schriftſtellern, doch es hat deren nicht in ſo großer Anzahl, wie mehrere andere Länder. Das Verdienſt und der Ruhm Schiller's und Göthe's kommen nicht dem von Shakeſpeare, Calderon, Dante, Voltaire und Rouſſeau gleich. Es iſt ſogar unmöglich, daß je in Deutſchland Schriftſteller von dieſer allgemeinen, hundertjährigen Wichtigkeit aufſtehen. Voltaire und die andern genannten Schriftſteller waren gleichſam die Brennpunkte, wo ſich alle Lichter ihres Jahrhunderts vereinigten; ſie waren nicht nur reich durch ihren eignen Geiſt, ſondern auch durch den Geiſt ihres Landes; ſie waren Könige, welche die geiſtige Gemeinde vertraten. In Deutſchland aber, wo vor 300 Jahren die Reformation alle Geiſteskräfte mündig geſprochen, den Boden der Wiſſenſchaft geebnet und die geiſtigen Güter zerſtückt, können ſich die literariſchen Größen nicht mehr zu einer beträchtlichen Höhe erheben, und die großen Geiſtesreichthümer können ſich nicht leicht anhäufen und halten ſich nicht lange. Man bringt bei den großen Schriftſtellern nur das Verdienſt, welches ihnen eigen, in Anſchlag, man gewährt ihnen keinen Ruhm, der andern Ruhm vertritt, und ſelbſt wenn ſie den Wiſſenſchaften und Künſten neue Bahnen eröffnet, vergißt man ihr Verdienſt, ſobald dieſe neuen Bahnen Jedermann zugänglich geworden.

Der Geiſt hat in Deutſchland keine Reſidenz, es gibt keine Geiſteshauptſtadt, wie Frankreich zu ſeinem Unglück eine hat. Alle wiſſenſchaftlichen Einrichtungen, die Akademieen, die Univerſitäten, die Buchhandlungen, die Zeitſchriften, die literariſchen Gerichtshöfe ſind durch's ganze Land zerſtreut. Der größte Theil der Gelehrten erſten Ranges wohnen in kleinen Städten. Für gewöhnlich kennen ſie ſich unter einander nicht, was ohne Zweifel nicht allen Brodneid hindert, was jedoch wenigſtens den perſönlichen Einfluß und jene gegenſeitigen Rückſichten der Schriftſteller davon entfernt, die aus Höflichkeit oder Wohlwollen gegen eine einzige Perſon alle Welt täuſchen und die Wahrheit verletzen.

Dieſe tauſend geiſtigen Brennpunkte, dieſer Mangel an Einigung geben der deutſchen Literatur eine Bewegung voller Leben und bewahren ſie vor jener Eintönigkeit und Einförmigkeit, welche die unvermeidliche Folge jeder monarchiſchen Regierung iſt. Die ſchlechte Literatur ſelbſt iſt weder ohne Intereſſe noch ohne Bedeutung, wie nichts gleichgültig iſt von dem was aus der Freiheit hervorgeht und was ſie erhält. In Deutſchland wachen die ſchlechten Schriftſteller über die guten und hindern ſie, ihren Einfluß zu mißbrauchen und eine despotiſche Gewalt ſich anzumaßen. Ueberdies wiſſen alle vernünftigen Menſchen die ſchlechten Bücher zu würdigen, denn ſie wiſſen, wie viel man darin Beluſtigung finden kann und wie lehrreich die Verirrungen des Geiſtes ſind.

Man langweilt ſich bei den ſchlechten franzöſiſchen Werken, es geſchieht ſogar, daß man ſich bei den guten langweilt: wer beſitzt in Frankreich nicht Geiſt? Doch die Vernunft der Männer von Geiſt iſt ſtets ſo geregelt, ſo gerade, ſo wohlgeſtaltet, daß man ihr zuweilen eine Abweichung vom gewöhnlichen Wuchſe wünſchen möchte, welcher, wenn er nur leicht iſt und nicht in das Gebiet der Orthopädie fällt, nicht ohne Reize iſt ſowol für die Körper als für die Gemüter. In Frankreich entſtehen und vergehen die ſchlechten Bücher im Verborgenen und werden in einer gemeinſchaftlichen Gruft begraben. Es giebt in Paris literariſche Vorſtädte, wo eine ganze Bevölkerung von Arbeiter-Schriftſtellern ein kümmerliches Leben führen. In Deutſchland hat jeder kleine Schriftſteller ſeine kleine Stadt, deren Voltaire er iſt, und es fehlt ihm weder an Anſehen noch an Nahrung. Er ſchreitet erhabenen Hauptes einher und hat ein glückliches Vertrauen auf ſich ſelbſt, denn er hält ſich für gleich mit Göthe und Schiller, nicht in der That, ſondern von Rechtswegen; er iſt Geſchworner und beurtheilt die größten Schriftſteller.

Die Originalnarren, welche man in Frankreich nur in den kleinen Häuſern trifft, trifft man in Deutſchland in den kleinen Städten. Die Narrheit iſt daſelbſt oft Kammerfrau der Filoſofie, ſie kennt alle verborgenen Fehler und alle Toilettengeheimniſſe ihrer edlen Herrin. Wenn man der großen Dame müde, erholt man ſich, indem man mit ihrem hübſchen Kammermädchen plaudert. Wie ſtärkend und erquickend iſt das! Wie oft hat mir nicht, ſeit ich in Paris wohne, der Abſcheu gegen den guten Geſchmack alle Luſt zum Leſen und zur Unterhaltung vertrieben! Wie oft habe ich mich nicht alsdann nach einer friſchen und ſchmackhaften deutſchen Albernheit geſehnt! Ich erinnere mich, daß ich in einer der allerunterhaltendſten Abendgeſellſchaften, wo man vor Vergnügen, Durſt, Hitze und Politik vergeht, mich bleich und angegriffen in einen Lehnſtuhl warf und mich zu erholen ſuchte, indem ich an dem Gerſtenzucker, den ich mitgebracht, nutſchte und mir die neue Lectüre eines Werkes von einem gewiſſen Profeſſor der Univerſität zu Halle ins

Gedächtniß zurückrief, worin der Gelehrte über die verderblichen Folgen einer ſtets wachſenden Bevölkerung klagt und als Abhülfe für dieſes öffentliche Unglück gewiſſe zugleich einfache und ſinnreiche Mittel vorſchlägt. Ich brach mitten in einem Contretanze in ein lautes Gelächter aus und hatte Seelenſtärke genug, der hübſcheſten Frau in der Geſellſchaft die Mittheilung des Geheimniſſes meines großen Vergnügens zu verweigern.

In dem Artikel, welchen wir zu beendigen im Begriffe ſind, wollten wir nur einige Grundſätze hinſtellen, die in einer Reihe von Betrachtungen über die vorzüglichſten Werke der deutſchen und franzöſiſchen Literatur ſich von ſelbſt entwickeln werden. Aber Alles hängt nicht von uns ab; es iſt bisweilen ſchwerer gewiſſe Bedürfniſſe fühlbar zu machen, als ſie zu befriedigen. Es iſt beſſer die Wahrheiten, welche man für nützlich hält, auszuſäen, als ſie mit ihren Wurzeln einzupflanzen; es iſt beſſer Ideen hervorzubringen, als ſie in ihrem Wachsthum anzubieten. Man muß damit beginnen, daß man unterſucht, ob das Erdreich zu ſolchem Anbau tauglich oder nicht. Ein Journal iſt kein Selbſtgeſpräch, es iſt eine Unterhaltung, eine gegenſeitige Belehrung; der Herausgeber muß den erſten Schritt thun, der Leſer jedoch ihm entgegenkommen; wenn er ihn nicht ſich nähern ſieht, muß er ſtehen bleiben. Die Zuneigung entſteht von ſelbſt, man erfaßt ſie nicht. Bei der Herausgabe der Balance haben wir vorerſt nur ihre Veröffentlichung anzeigen wollen, ihre erſten Lieferungen werden als Plan dienen. Wir hoffen zur Fortſetzung von Seiten der Franzoſen wie von Seiten unſrer Landsleute aufgemuntert zu werden; doch wenn wider unſer Erwarten dieſe Aufmunterung uns fehlen ſollte, ſo würde nicht unſre Eigenliebe ſich täuſchen, ſondern unſre Liebe zum Vaterlande, die mit unſrer Liebe zu Frankreich innig verſchmolzen, und wir würden alsdann glauben, die wahre oder falſche Meinung, daß der Ruhm und die Wohlfahrt beider Länder aufs Engſte mit einander verbunden, ſei nur unſre Ueberzeugung und werde weder von den Franzoſen noch von den Deutſchen getheilt.

Beranger und Uhland *)

Man hat behauptet und es oft wiederholt, die Literatur ſei der Ausdruck des öffentlichen Geiſtes; doch läßt ſich dies beſtreiten. Nach unſerem Dafürhalten iſt die Literatur der Ausdruck der Vergangenheit oder der kommenden Zeit, d. h. der öffentlichen Meinung von ehemals oder der Zukunft, doch ſie drückt nie den öffentlichen Geiſt der Gegenwart aus. Und das aus folgendem Grunde. Der von den Meinungen und Geſinnungen der Mehrzahl einer Nation gebildete öffentliche Geiſt liegt in fortwährendem Kampfe mit dem von den Meinungen und Geſinnungen der Minderzahl gebildeten Privatgeiſte. Auf des Einen Seite ſteht die Gewalt, auf des Andern die Macht. Die Minderzahl, ihrer Schwäche bewußt, erſetzt ſie durch Vereinigung, Einrichtung und Ordnung; ſie hat ihre verabredete Sprache, ihre Loſungsworte, ihre Erken-

---

*) Balance, Januar 1836.

nungszeichen, ihre Vereinigungspunkte; ſie iſt bewaffnet. Dies Alles fehlt der Mehrzahl und wird ihr ſtets fehlen. Dieſe kann ſich nie vereinigen und ordnen, weil ihr ein feſtes, dauerhaftes Band fehlt. Die Minderzahl hat ein ziemlich ſtarkes materielles Intereſſe daran, den Gewiſſensruf in ſich zu erſticken, der jeden Menſchen zur Menſchenliebe auffordert: das Intereſſe über die Mehrzahl zu herrſchen, d. h. auf ihre Unkoſten zu leben und zu genießen. Die Mehrzahl aber kann dieſes Intereſſe nicht haben, denn der Nachlaß der Minderzahl würde, unter Millionen von Menſchen vertheilt, jedem von ihnen einen allzukleinen Antheil einbringen. Folglich wird die Mehrzahl bis zu den fernen Zeiten, wo ſie Einſtimmigkeit wird, wo alle Forderungen der Menſchheit erfüllt werden, ſtets mit der Minderheit kämpfen müſſen.

Nun aber haben die Schriftſteller von der Partei der Minderzahl weder die Zeit noch die Gemütsruhe, welche nötig ſind, um mit Erfolg die Literatur und die Künſte zu betreiben; denn als Vertheidiger und Dollmetſcher der öffentlichen Meinung müſſen ſie ſowol als Führer wie als Kämpfer den gemeinſchaftlichen Feind bekriegen. Aus dieſem Grunde haben ſich die Schriftſteller und die Künſtler erſten Ranges in allen Zeiten unter den Mitgliedern der Minderzahl, unter den Parteigängern der Gewalt befunden, welche, im Genuſſe der Muße des Friedens, durch Bewegungen, Geſchäfte und Leidenſchaften, die ihren Studien fremd, nicht in der Ausübung ihrer Talente geſtört wurden.

Aber obgleich die Literatur nie der lebenden öffentlichen Meinung angehört, ſo hat es doch zum Glücke und zum Troſte des Menſchengeſchlechts einzelne Schriftſteller gegeben, welche der Abglanz ihrer Zeitgenoſſen waren und ihre Bedürfniſſe, ihre Freuden und ihre Leiden getreulich wiedergaben. Wenn dieſe Schriftſteller einen edlen Charakter mit einem ſchönen Talent vereinigen, ſo ſind ſie Halbgötter, die Helden und die Retter ihres Landes; ſie ſind die Hohenprieſter eines Tempels, wohin ein ganzes Volk ſich drängt, um dem Himmel ſeine Beſorgniſſe und ſeine Hoffnungen zu offenbaren, und wo die Unterdrückten mit Entzücken die Luft der Freiheit athmen und luſtige Geſänge in in das Geklirr ihrer Ketten miſchen.

Unter dieſen glücklichen Sterblichen ſteht Beranger auf dem höchſten Gipfel des Glückes, und man weiß nicht, ob man ſein Loos mehr beneiden ſoll oder das Frankreichs, welches einen ſolchen Mann unter ſeinen Kindern zählt. Nein, die Freiheit wird in Frankreich nie untergehen, Beranger iſt der Regenbogen, den

Gott nach der Sündflut der Reſtauration in die Regenwolken geſtellt hat als Zeichen ſeines ewigen Bundes.

Da der edle, ausgezeichnete Dichter Uhland in Deutſchland eben ſo volksthümlich iſt als Beranger in Frankreich, ſo dürfte die Vergleichung dieſer Nationaldichter die Verſchiedenheit zwiſchen dem öffentlichen Geiſte, dem Charakter und dem ſocialen Zuſtande der deutſchen und dem der franzöſiſchen Nation offenbaren. Doch wenn man Uhlands Volksthümlichkeit mit der Berangers vergleicht, ſo zeigt ſich bei der erſten Zuſammenſtellung ein beträchtlicher Unterſchied zwiſchen beiden Ländern. Die Volksthümlichkeit in Deutſchland verhält ſich ganz anders als die in Frankreich; ſie iſt weniger ausgebreitet und weniger tief. Die Deutſchen üben eine edle Gerechtigkeit gegen Alles was groß und ſchön iſt in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit, und ſie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwiſchen allen Verdienſten mit einer ſtrengen und bewunderungswürdigen Unparteilichkeit. Aus dieſen Gründen muß die Volksthümlichkeit eines Jeden, wer es auch ſei, jederzeit eine beſchränkte ſein. Die Franzoſen dagegen richten gern ihre Gefühle auf eine einzige Perſon, und man ſollte wirklich argwöhnen, daß ihr Gemüt und ihr Geiſt ſehr monarchiſch ſind. Ferner hat das was man „Volk“ nennt, in Frankreich eine ganz andere Bedeutung als in Deutſchland. Das Volk in Frankreich iſt, bis es nicht ein zweiter Sieyes zur Nation erklärt, der „vierte Stand“; es zählt als letzter, aber es zählt doch; man ehrt nicht ſeinen Willen, aber man unterrichtet und beunruhigt ſich darüber. Doch in dieſer Bedeutung giebt es noch kein Volk in Deutſchland. Dort iſt das Volk der dritte Stand, der nicht einmal bis zu den unbedeutenderen Gewerbtreibenden, welche in Frankreich die Scheidewand des Bürgerſtandes bilden, hinabreicht. — Uhland hat weniger Leſer als Beranger, obwol der Unterricht in Deutſchland eben ſo verbreitet iſt und tiefer eingeht als in Frankreich. Aber dort ſchreibt man noch nicht für das Volk. Die Schriftſteller, die Dichter haben weder den guten Willen noch das Talent, die niederen Claſſen zu unterrichten oder zu beluſtigen, ſie wollen nur die unterrichteten Claſſen unterrichten und jene große Welt vergnügen, welche ſchon Ueberfluß hat an Zerſtreuungen.

Die Gedichte Uhlands ſind für das Geſicht, die von Beranger für das Gehör gemacht.

»Vos orateurs parlent à qui sait lire,
Toi, conspirant tout haut contre les rois,
Tu marias, pour amenter les voix
Des airs de ville aux accens de la lyre.«

Der franzöſiſche Dichter wird alſo mehr Zuhörer haben müſſen als der deutſche Dichter Leſer. Der Geiſt unterrichteter Leute liegt in ihren Augen, der Geiſt der Männer des Volkes in ihrem Gehör. Die Erſteren beurtheilen nach dem Anſehen, was ſie gehört, die Andern ſehen nur, was ſie hören; ſie erſchrecken nur vor dem Donner, ſie wiſſen nicht, daß es der Blitz iſt, welcher zündet.

In Uhlands und Berangers Dichtungen zeigt ſich die höchſte Ausbildung beider Sprachen. Der franzöſiſche Dichter hat ſich nicht von jener übereinkömmlichen Sprache und jenem Wortceremoniell hindern laſſen, die ſo oft in Frankreich die edelſten Gedanken und die überſchwänglichſten Gefühle zurückweiſen, wenn ſie nicht nach der Tagesmode gekleidet ſind. Die Kleidung, welche Beranger ſeinen Gefühlen giebt, iſt weit, der Beſchaffenheit der Empfindungen angepaßt, und anmutig mit jener immerfriſchen Anmut, die nicht von der Laune eines Modehändlers abhängt und die man nicht im Longchamps der Dichter findet.

Die Franzoſen, welche ſich mit Uhlands Dichtungen befreunden, werden eine Sprache lieben lernen, für die ſie bis dahin vielleicht nur aus Neugierde Achtung gehabt. Vom Stammeln eines Kindes bis zur Beredſamkeit eines Redners, von der einfachen

Sprache eines jungen Landmädchens bis zu dem leidenſchaftlichen Geſchrei einer zornigen Königin, von den friſchen Liedern des Mittelalters bis zu den runzeligen Sprüchwörtern der neuern Zeiten, hat Uhland Alles geſammelt, was die deutſche Sprache in allen Jahrhunderten Schönes, Reichhaltiges und Großes gehabt. Anmut, Biegſamkeit, Zartheit, Kraft, Erhabenheit, Tiefe, verbunden mit einer grenzenloſen Freiheit, das Alles werdet ihr in der Sprache finden, welche Uhland gehorcht. Weder Göthe noch Schiller reichen hin, um die Fremden mit dem Sinne und dem Reichthum der deutſchen Sprache bekannt zu machen. Göthe's Stil iſt kalt, lapidariſch, er iſt nicht maleriſch. Göthe liebt es nicht, daß ihr zu vertraulich mit ihm umgeht; er verwehrt es euch, ihm in jener freudigen Herzensverwirrung nahe zu kommen, welche ſtets durch die wahre Poeſie angeregt wird. Im Namen des Dichterkönigs iſt befohlen in ſeinen Palaſt einzutreten, wie die Pariſer ins Schauſpiel gehen; die Menge eurer Gefühle iſt in engen, von ſchweren Balken errichteten Galerien einparketirt; ſie ſtehen je zwei und zwei neben einander, Gendarmen bewachen ſie, und dann treten ſie eines nach dem andern ein. Ruhe und poetiſche Ordnung, das iſt Göthe's Wahlſpruch: auch hat ihn die Nationalgarde der Bürgerliteratur zu ihrem Befehlshaber ernannt. Schillers Stil hat den entgegengeſetzten Fehler; er iſt zu filoſofiſch, zu gegoſſen, ſeinen Zeichnungen fehlt es oft an Reinheit. Göthe und Schiller ſind Dichter von umfaſſenderem Genie als Uhland, doch in ſeiner Art iſt Uhland größer als der Eine und der Andere.

Beranger gefällt dem Volke, obgleich er erhaben. Ich drücke mich ſo aus um nur von Jedermann verſtanden zu werden. Wenn dem nicht ſo wäre, würde ich ſagen: Beranger gefällt dem Volke, weil er erhaben. Uhland beſitzt nicht jene Seelenerhebung, welche, wie der Himmel, Alles umgiebt was über unſern Häupten, ſowie Alles was unter unſern Füßen iſt. Seine Gedanken und ſeine Bilder ſind glänzender und edler als die des franzöſiſchen Dichters; aber in dieſem Glanze liegt etwas wie falſche Diamanten, und in dieſem Adel viel von einem Geburtsadel. In Deutſchland haben gewiſſe Ideen und Gefühle eine erbliche Macht; ſie flößen uns Ehrfurcht ein, ſie reißen uns mit ſich fort, wir ehren ſie und folgen ihnen aus Gewohnheit. Doch wenn wir ihre Rechte und ihre wirkliche Stärke erforſchen, ſchämen wir uns ein wenig unſrer Schwäche, unſrer Furchtſamkeit und unſres Aberglaubens. In Uhlands Liedern iſt viel erkünſtelter Schmerz und erkünſtelte Freude, zu verfeinertes

Gefühl und ein Aufwand an Gemütsempfindungen, der die Seele arm macht. Alles dies iſt ſüß, ſeidenweich, doch von kränklichem Ausſehn. Alle Bilder des Dichters haben etwas Himmliſches, das uns mit einem heiligen Schauder erfüllt, das uns aber Furcht einflößt, und wir freuen uns, wenn ein Hund bellt oder wenn unſer Nachbar vorübergeht und uns guten Abend ſagt.

Beranger ſingt wie eine Lerche, welche, grüßend die erſten Strahlen der Sonne, mit ihrem Freudenſang die Menſchen weckt und ſie zur Arbeit, zum Kampfe und zum Vergnügen aufruft. Uhland ſingt wie eine Nachtigall im Schatten des Haines, die uns zur Ruhe und zu Träumen einladet: eine ſanfte Ermattung befällt unſre Sinne, und wir möchten gern ſchlummern, ewig ſchlummern. Beranger's Lieder beleben, die von Uhland ſchläfern ein.

In Beranger's Liedern iſt der Schmerz voller Leben, denn er iſt voller Hoffnung; ſelbſt in die tiefſte Schwermut miſcht ſich noch etwas Heiterkeit. Beranger iſt ein heidniſcher, Uhland ein chriſtlicher Dichter, bei dem Letzteren haben ſelbſt die Vergnügungen eine niedergeſchlagene Miene; es ſind die Freuden einer Mutter, welche in Geburtswehen liegt. Mozart's himmliſche Muſik hat euch oft bezaubert; in ſeinen luſtigſten tönt keine irdiſche Freude wieder, ſondern die Vergnügungen und Scherze eines Engels.

Wenn Don Giovanni, trunken von Wein, Liebe und Freude, fröhliche Lieder ſingt, fühlen wir dann nicht in dem Herzen eine Beklemmung, die wir durch Thränen mildern möchten? Roſſini's Muſik entzückt euch gleicherweiſe; wenn man ſeine Klaggeſänge von unglücklicher Liebe, oder ſeine Heldenlieder von Kampf und Blutbad hört, erfüllen ſie euch dann mit Traurigkeit oder Schrecken? Nein; unſer Herz pocht nicht, es tanzt; wir können nicht weinen, wir lachen vor Vergnügen.

Wenn Beranger weint, gleicht er Roſſini; wenn Uhland lächelt, gleicht er Mozart.

Beranger's Menſchen ſind voller Munterkeit und Hoffnung, es ſind Titanen, welche unter Freudengeſchrei den Himmel ſtürmen. Uhland's Menſchen ſind voller Traurigkeit und Verzweiflung, es ſind gefallene Engel, welche das verlorne Paradies beweinen. Der deutſche Dichter unterhält ſein ahnenſüchtiges Volk mit Erinnerungen aus dem Mittelalter. Das Mittelalter ward die Jugend der Deutſchen wie aller neueren Nationen; doch die Völker ſind jetzt alle im Alter vorgerückt, und vor zwanzig Jahren, als man die Deutſchen nach ihrer Befreiung von der franzöſiſchen

Herrſchaft ſich an's Mittelalter anklammern ſah, wurde man oft verſucht, ſich über dies vormals junge Volk luſtig zu machen, wie man ſich über den vormals jungen Mann auf der franzöſiſchen Bühne beluſtigt.

In den Augen der Franzoſen und ihres Dichters iſt Alles irdiſch: der liebe Gott ſelbſt iſt unſer Nachbar, und ſeine Engel ſind unſre Luftgefährten. In den Augen der Deutſchen und ihres Dichters iſt Alles himmliſch, Alles heilig. Uhland ſingt die Heiligkeit der Jugend, des Frühlings, des Weines, der Liebe und der Frauen. Für die Franzoſen iſt die Liebe eine Beluſtigung; für die Deutſchen iſt ſie ein Gottesdienſt, und die Küſſe ſind die Gebete. Uhland's Gottheit iſt die Treue, die heilige Treue; Beranger's Gottheit iſt die Untreue. — Wären die Menſchen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apoſtel ſein und deſſen Lieder ihnen als Evangelium dienen. Wären die Menſchen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Profet und deſſen poetiſche Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Luſt und Schmerz gemiſcht iſt, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, ſich abwechſelnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzoſe bald Deutſcher ſein, Gott und Liſette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den ſchönen Tagen der erſten Liebe, erſtickt man faſt darüber, daß man ein Deutſcher iſt; aber wenn die Witterung kalt iſt, gewähren euch eure Kamine und eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet ihr alsdann einen deutſchen Ofen und ein deutſches Herz finden!

Die deutſchen Jünglinge ſollten Berangers Lieder und die franzöſiſchen Greiſe Uhlands Lieder leſen.

Beranger iſt liebenswürdig und Uhland iſt achtungswürdig: ſie ſind nach ihrem Lande; die Franzoſen ſind frei und glücklich, und die Deutſchen verdienen es zu ſein. Es wäre zu wünſchen, daß die Franzoſen zuweilen weniger liebenswürdig und die Deutſchen etwas weniger achtungswürdig wären. Wenn eines Tages die Deutſchen, irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürſten, dem kindiſchen Weſen ihrer Poeten und der Unwiſſenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male ſich mit einem ſelbſtmörderiſchen Haſſe gegen Frankreich begeiſterten, dann würden die Lieder Beranger's ihren Zorn verſtändigen und entwaffnen. Wenn die Franzoſen ſich von ihrer Nationaleitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegeriſchen Oberhauptes von Neuem gegen Deutſchland treiben ließen, dann mögen ſie Uhland's Lieder leſen, um zu erfahren, daß ein Volk, das ſeinen Ruhm in die Gerechtigkeit ſetzt und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß ſeine Freundſchaft vortheilhafter iſt, als der Sieg ſelbſt.

Der deutſche Wein iſt ſchwer, kalt und herbe; er lächelt nicht; doch unter ſeinem mürriſchen Aeußern verbirgt er einen Feuergeiſt. Es gewährt kein Vergnügen, deutſchen Wein zu trinken, aber man iſt glücklich, nachdem man ihn getrunken. Frankreichs Wein iſt ſchwatzhaft, liebenswürdig, einſchmeichelnd; doch ohne Wahrheit und Ausdauer. Trinken iſt für die Deutſchen ein Geſchäft, ein Studium, ein Gottesdienſt; für die Franzoſen iſt Trinken ein Vergnügen, eine Beluſtigung. Der Franzoſe weiß in dem Weine zu ſchwimmen, der Deutſche hat dieſes Talent nicht, und wenn die Flaſche tief iſt, ertrinkt er leicht darin. Der trunkene Deutſche verliert den Kopf, der trunkene Franzoſe verliert das Gefühl. Die Trunkenheit, welche die Deutſchen offenherzig und unlenkſam macht, macht die Franzoſen ſanft und nachgiebig. Wenn der Deutſche viel getrunken, hat er ein Vaterland, hat er öffentliche Geſinnungen; die alten Germanen hielten ihre Nationalverſammlungen im Rauſche. Wenn alle Deutſchen drei Tage hinter einander trunken wären, ſo würden ſie für immer frei ſein; wenn alle Franzoſen es nur drei Tage wären, ſo würden ſie auf lange Zeit ihre Freiheit verlieren. In der Trunkenheit vergeſſen die Deutſchen ihre Liebe für ihre Herrſcher und die Franzoſen ihren Haß gegen ſie.

Die Trinklieder beider Nationen unterſcheiden ſich unter einander wie ihre Weine. In denen der Deutſchen iſt der Mann ſchon berauſcht, in denen der Franzoſen ſingt der Mann beim Trinken. Wenn ein Deutſcher ſingt: Schenkt mir zu trinken ein! ſo hat er ſchon zu viel getrunken. Beranger's Olymp iſt ein Kellerchen, die Luft ſelbſt iſt dort berauſcht; aber die Götter taumeln, an dieſe Atmosfäre gewöhnt, niemals und ſind ſtets höflich. Beranger's Bacchantin ſelbſt iſt nicht trunken, ſie ſtellt ſich nur, als ob ſie es wäre, um einen Vorwand und eine Entſchuldigung zu haben für ihre verliebten Forderungen und Gefälligkeiten.

Uhlands Gedichte enthalten nur zwei Trinklieder. Das eine iſt herbe wie der Wein, der es eingegeben, das andere iſt voll Feuer, aber wild. Vaterland, Freiheit, Ehre, Kämpfe, Meerſtürme, das tobende Jagdvergnügen, das Weltgericht, die Auferſtehung und ein Gewirr von Tugend und Wolluſt, die ebenſo männlich als chriſtlich, hallen darin wieder und machen ein furchtbares Getöſe. Doch man muß nicht trinken, um ſich als Menſch zu fühlen, man muß trinken, um zu vergeſſen, daß man Menſch iſt.

Von der Liebe zum Wein bis zur Liebe zu Gott iſt der Schritt nicht ſo ungeheuer, als man denken möchte. Der Wein befreit den menſchlichen Körper von ſeiner Schwerkraft, er bricht die Ketten der Perſönlichkeit; die Religion öffnet dem menſchlichen Geiſte den Kerker ſeiner Individualität und übergiebt ihn der Luft und dem Lichte der Unermeßlichkeit.

Wenn Beranger der getreue Spiegel des öffentlichen Geiſtes ſeines Vaterlandes iſt, ſo muß man zugeben, daß es faſt keine Religion mehr in Frankreich giebt. Voltaire's filoſofiſche Schule, worin die höheren Claſſen ſeiner Zeit die antireligiöſe Wiſſenſchaft ſchöpften, iſt ſtufenweiſe herabgeſtiegen, bis ſie eine Kinderſchule geworden, wo das Volk des neunzehnten Jahrhunderts ſich ſelbſt unterrichtet. Jeder Freund Frankreichs muß ſich über dieſe Beobachtung betrüben. Das häusliche Glück iſt die Grundlage des öffentlichen; aber ohne Religion giebt es kein häusliches Glück. Daſſelbe Band, welches den Menſchen an den Himmel bindet, bindet ihn an ſeine Familie. Doch indem man dieß öffentliche Unglück Frankreichs beweint, findet ſich eine Ausgleichung, die uns tröſtet. Die Religion wäre bei einem ſo wenig unterrichteten Volke als dem franzöſiſchen nur Aberglaube, welcher dem heiligen und dem weltlichen

Deſpotiſmus gefährliche Werkzeuge in die Hände geben würde. Es iſt noch beſſer ohne Religion zu ſein, als ohne Freiheit.

Die deutſche Nation iſt im höchſten Grade religiös, und ihr findet bei Uhland jene ſanfte, liebenswürdige Frömmigkeit, welche die Freundin des Vergnügens und die Vertraute der Liebe iſt. So wie die Geſetze am meiſten in den Staaten geachtet werden, wo die Gerechtigkeit nicht von Menſchen vertreten wird, ebenſo wird die Religion am meiſten in den Ländern geachtet, wo Gott nicht von Menſchen vertreten wird. Bei allen Völkern Europa's ſteht der Eifer für die Religion in Beziehung mit der Entfernung der verſchiedenen Länder von Rom.

Beranger war der Enkel und Zögling eines Schneiders, er iſt aus dem Volke hervorgegangen und er gedenkt gern mit gerechtem Stolze ſeiner edlen Abſtammung. Im Vaterlande und in der Jugend des Dichters war das Volk König und machte das Königsvolk erzittern. Wie Franklin beſtimmte ſich Beranger für die Buchdruckerkunſt und lernte dieß den Tirannen und ihren Ränken tötliche Blei handhaben. Uhland iſt im Wohlſtande geboren; als Sohn eines Gelehrten beſtimmte er ſich für den Sachwalterſtand und wurde Advokat. In dem Vaterlande des deutſchen

Dichters ſind die Großen Alles, das Volk nichts und die Bürger etwas. Aber wie das Wenige dem Ganzen näher iſt, als dem Nichts, ſo neigt ſich auch die Mittelklaſſe in Deutſchland mehr zu ihren höheren, als zu ihren niederen hin, und ſie hegt ebenſo viel Gleichgültigkeit und Geringſchätzung gegen letztere, als Liebe und Verehrung gegen erſtere. Uhland hat, obwol ein großer Dichter, manchmal ſehr proſaiſche Gefühle. Das Volk iſt die unerſchöpfliche Quelle aller Poeſie, denn es vertritt die lautere Natur im künſtlichen ſocialen Zuſtand, es blüht in ewiger Jugend, während jener wächst und altert. Wenn man das Volk nicht verſteht und nicht liebt, ſo kann man ein ſchätzenswerter und von ſeinen Zeitgenoſſen geſchätzter Dichter, aber nie ein unſterblicher Dichter ſein.

In Beranger's und Uhland's Gedichten hallen die Lieder, die man ihnen in ihrer Kindheit vorgeſungen. Der Sohn des Schneiders ſingt an der Schwelle der Strohhütten:

Meine Muſe und ich, wir führen den Wahlſpruch:
Ich ſtamme vom Volke ſowie meine Liebe.

Er ſingt für die Armen, für die Niederen, für die Bettler, er weint und lacht mit ihnen. Er tröſtet, liebkost, erheitert ſie:

Unter des Armen Dach verbreitet er Frohſinn.

Er ſucht ihr Elend und ſelbſt ihre Fehler zu mildern. Haben die Fehler des Volkes keinen Theil an ſeinem Elend? Sind ſeine Verbrechen nicht das Werk der Reichen? Werden die Diebſtähle, die Räubereien, die Morde nicht von den fleiſchloſen Armen der hungernden Unglücklichen ausgeführt? Und wird ſich das auf den Schaffoten vergoſſene Blut nicht mit dem im Schatten der Nacht und der Wälder vergoſſenen miſchen, um von der ewigen Gerechtigkeit Rache zu fordern wider die Gerechtigkeit der Menſchen? Der edle Beranger iſt der Freund des Wildſchützen, des Schmugglers, er weint mit der Wittwe des armen Jakob; doch er vergießt nicht nur Thränen des Mitleids, er vergießt auch Thränen des Zornes über die Gefühlloſigkeit der Reichen und Mächtigen.

Uhland, der Sohn des Gelehrten, beſingt die Sonne, die Könige und Helden; jeder König iſt eine Sonne ohne Flecken und jeder Held ein König ohne Krone. Er wird nicht müde, die Heldenthaten der Fürſten und edlen Ritter zu bewundern, er beſingt ihre Vergnügungen, ihre Liebe und dichtet ihnen die glücklichſten Worte, die feinſten Scherze an. Unglücklicherweiſe iſt Uhland nicht immer der Homer eines Achill, Hektor und Agamemnon; zuweilen gleicht er einem Hofdichter und zeigt uns die aufrichtige, aber knechtiſche Begeiſterung eines begünſtigten Höflings gegen ſeinen Herrn. Alle dieſe Fürſten ſind ſo menſchenfreundlich, ſo ausgezeichnet, ſo majeſtätiſch, daß man ſich niederwerfen möchte, um den Weg zu küſſen, wo ein König vorübergegangen. Die Tirannen ſelbſt ſind erhaben. Die Fürſtinnen gleichen Perlen und verbreiten eine ſanfte Mondhelle; die Fürſten gleichen Rubinen, und ihr Schein iſt fürchterlich, wie der des Nordlichts.

Alle Perſonen des deutſchen Dichters, welche nicht Fürſten oder Adlige, ſind von gemeiner, lächerlicher Art; ſie ſind häßlich, ſehr häßlich; und wenn ſie unglücklich, ſo liegt in ihnen ein Lebensüberdruß, eine Schläfrigkeit, eine feige Verzweiflung, welche dem Herzen wehe thut und die Frömmigkeit zurückſtößt. Vergleicht das Lied eines Armen von Uhland mit dem Jacob von Beranger. Der franzöſiſche Arme verwünſcht die Gefräßigkeit der Schatzkammer, die Auflage auf den Wein, auf das Fleiſch, auf das Salz, welche ihn in's Elend geſtürzt haben. Der deutſche Arme fühlt nicht weniger ſein Unglück und beweint es bitter; doch er trocknet ſeine Thränen und dankt Gott für alle Güter, die er ihm hat gewähren mögen; nämlich die Kirche, welche dem Armen wie dem Reichen gehört; die Sonne, den Mond und die Sterne, die für den Bettler wie für den König leuchten; das Grab, dies gemeinſame Schlafzimmer; und endlich das Paradies. Und dieſer gute deutſche Arme iſt ſo gut, daß er nicht einmal den Reichen das Paradies verſchließt, welches ihnen doch von unſerm barmherzigen Herrn verboten worden iſt. Dieſe dumme Ergebung ſaugt wie ein Vampir an dem Blute und Mute der Deutſchen, während ſie ſchlafen und träumen. Der einfältige Bettler iſt ſo glückſelig mit ſeiner Kirche, ſeinen Sternen, ſeinem Grabe und ſeinem Paradieſe, daß man zögert, ihm Almoſen zu geben, aus Furcht, ſeine Glückſeligkeit zu ſtören.

Uhland, der ſeine Begeiſterung aus der Geſchichte und den Sitten des Mittelalters geſchöpft und auf ſein Banner: „Lehnsweſen und Treue,“ mit Goldbuchſtaben und Perlen hat ſticken laſſen, kann ſich nichts Schönes und Großes denken, was nicht einem Fürſten oder Helden angehörte.

Wahrlich, wenn man Plebejer iſt und fühlt, daß man vom Volke ſtammt, ſo kann man nicht ohne Neid und Ekel den herrſchenden Dichterkönig all' ſeine Gunſt und alle Reichthümer ſeiner glänzenden Einbildungskraft auf die Adligen und ihre Umgebung ausſchütten ſehen. Nicht ein Tropfen, nicht ein einziger armer

Tropfen iſt für uns aufgehoben, um unſre bürgerliche Eitelkeit zu erquicken. Hat nicht das deutſche Volk des Mittelalters, hat kein Plebejer je etwas Großes gethan, welches verdiente beſungen und gefeiert zu werden?

In Uhlands Gedichten giebt es viel Liebſchaften und Heiraten, doch die Herzen paſſen ſtets gut zuſammen; nie eine Mißheirat, um die traurige Eintönigkeit des Ceremoniells zu unterbrechen. Ein einziges Mal hoffen wir über den unbeugſamen Ariſtokratismus des Dichters uns zu täuſchen, und wir ſind bereit, ihn für unſern neidiſchen Verdacht um Verzeihung zu bitten. Es iſt in dem Liede: „Der junge König und die Schäferin,“ dieſem herrlichen Liede, welches den ſanfteſten Hauch der Liebe ausſtrömt und das wir an unſre Lippen drücken möchten. Alles darin iſt Wonne und Seligkeit. Doch leider! meine luſtigen Franzoſen, ihr habt weder dieſe Worte in eurer Sprache, noch dieſe Gefühle in euren Herzen. Gott ſegne euch und ſchenke euch bald die Einen und die Andern!

Zur Zeit der Erdbeeren und Nachtigallen ritt Herr Goldmar, ein ſchöner junger König, durch ein lachendes Thal. Ein Mantel von rother Seide fiel ihm von den Schultern, und er trug eine goldne Krone auf dem Haupte. Der Fürſt ſtieg vom Pferde, band es an eine Linde und ließ ſein glänzendes Gefolge voranziehen. Es war dort in einem kühlen Gebüſch ein klarer Brunnen; da ſangen die Vögel zum Entzücken, da ſchimmerten die Blumen mit all ihrem Glanz. Warum ſie ſangen ſo helle? Warum ſie glänzten ſo baß? Weil an dem kühlen Quelle die ſchönſte Schäferin ſaß. Herr Goldmar geht durch Hecken, es rauſchet durch das Grün; die Lämmer drob erſchrecken, zur Schäferin ſie fliehn. — Guten Tag, mein ſchönes Kind, fürchteſt du dich? Wahrlich, das wäre mir leid. Bin wahrlich nicht erblichen, als ich dir ſchwören mag, ich meint', es hab' durchſtrichen ein loſer Vogel den Hag. Wollteſt du wol mich aus deinem Krug erquicken, ich würde es dir danken als für die größte Gunſt. Die Schäferin bückt ſich und reicht dem König zu trinken, der ſpricht von Liebe bezwungen: Wie biſt du ſchön, als wäreſt du erſt mit den andern Blumen entſproſſen! — Seinen Mantel legt er der Holden um ihren Nacken klar, er ſetzet die Krone golden in ihr nußbraunes Haar. Und als den Schmuck ſie wieder ihm beut mit lachendem Mund, da wirft er die Krone nieder in des Bronnens klaren Grund. Die Kron' ich dir vertraue, ein herzlich Liebespfand, bis ich dich wieder ſchaue nach manchem harten Stand. Ein König liegt gebunden ſchon ſechszehn lange Jahr', ſein Land iſt überwunden von böſer Feinde Schar. Ich will ſein Land erretten mit meinen Rittern traut, ich will ihm brechen die Ketten, daß er den Frühling ſchaut. Ich ziehe zum erſten Kriege, mir werden die Tage ſchwül. Sprich, labſt du mich nach dem Siege hier aus dem Brunnen kühl? — Ich will dir ſchöpfen und langen, ſo viel der Bronn vermag, auch ſollſt du die Kron' empfangen ſo blank wie an dieſem Tag.

Hier iſt alſo ein König, welcher Menſch iſt, welcher ſich vor der Majeſtät der Unſchuld beugt und nicht mit einer Tochter des Volkes frech umgeht! Hier iſt alſo eine Schäferin, die ſich nicht bei dem Anblick und den Worten eines Fürſten ängſtigt und die mit ſeiner Krone ſpielt! Dank dir, guter, liebenswürdiger Dichter!

Herr Goldmar war der erſte der Helden wie bei den Frauen, ſo in der Schlacht. Er gewann die Burg im Sturme, ſteckt' auf ſein Siegspanier; da ſtieg aus tiefem Thurme der alte König herfür. Man feierte den Sieg. Zu Goldmar ſprach der königliche Greis: Ich gebe ein Turnier, und der Sieger erhält meine Krone aus der ſchönſten Königin Hand. — Herr Goldmar warf all die tapfern Kämpfer nieder. Der alte König hob den Schleier ſeiner Tochter. Herr Goldmar mit keinem Blicke wollt' ſehen nach ihr hin; er ſenkte die Augen und ſprach: Keine Königin ſoll mich gewinnen und keiner Krone Strahl, ich trachte mit allen Sinnen nach der Schäferin im Thal. Behüt' euch Gott! ich kehr' dahin zurück.

Endlich hat man hier einen treuen König! hat man hier eine Schäferin, welche über eine Königin den Sieg davonträgt! Dank dir, guter, liebenswürdiger Dichter!

Doch welch ſüße Stimme tönt vor dem Ohr des liebenden Fürſten? Er glaubt die Vögel am Quelle ſingen zu hören, die Blumen des Thals glänzen zu ſehen. Ach! der Himmel hat ſeine Aufopferung belohnen wollen, indem er ſie nicht annahm. Herr Goldmar hob die Augen, ſeine vielgeliebte Schäferin, geſchmückt mit reichem Geſchmeide und die glänzende Krone in ihrer Hand, ſtand vor ihm. „Willkommen, du viel Schlimmer, in meines Vaters Haus! Sprich, willſt du ziehn noch immer ins grüne Thal hinaus? So nimm doch zuvor die Krone, die du mir ließeſt zum Pfand! Mit Wucher ich dir lohne, ſie herrſcht nun über zwei Land'!“

Welche Enttäuſchung! welche Errötung! Verzeih' dir Gott, edler Dichter!

Uhlands Muſe hat ein einziges Mal dawider gehandelt, indem er einen edlen Ritter mit einem bürgerlichen Mädchen verheirathet, aber der Dichter hat nach Kräften dies große Unglück wieder gut gemacht. Sehen wir zu.

Ein ſchmucker Ritter tritt in die Bude eines Goldſchmieds. — Mein lieber Goldſchmied, mach mir ein köſtlich Kränzchen für meine ſüße Braut. — Als das Kränzlein vollendet, da hing es Helene, die hübſche Tochter des Goldſchmieds, da ſie allein, an ihren Arm und ſagte traurig: Glücklich iſt die Braut, die dieſes Kränzlein tragen ſoll! Ach, ſchenkte mir der Ritter traut ein Kränzlein nur von Roſen, wie wär' ich freudenvoll! — Der Ritter kam ein ander Mal wieder. — Mein lieber Goldſchmied, mach mir ein golden Ringlein, beſetzt mit Diamanten, für meine ſüße Braut. — Als der Ring fertig, da ſteckte ihn Helene an den Finger und ſagte mit Traurigkeit: Glückſelig iſt die Braut, die dieſes Ringlein tragen ſoll! Ach! ſchenkte mir der Ritter traut nur ſeines Haars ein Löcklein, wie wär' ich freudenvoll!

Bald darauf trat der edle Ritter wieder in die Bude. Er ſagte: Ich bin mit deiner Arbeit zufrieden, mein lieber Goldſchmied; doch daß ich wiſſe, wie es meiner ſüßen Geliebten ſteh', tritt, ſchöne Maid, herzu.

daß ich an dir zur Probe ſeh', den Brautſchmuck meiner Liebſten; ſie iſt ſo ſchön wie du. — Es war an einem Sonntag früh, drum hat die ſchöne Maid heut angethan mit ſondrer Müh', zur Kirche hinzugehen, ihr allerbeſtes Kleid. Von holder Scham erglühend ganz ſie vor dem Ritter ſtand. Er ſetzt ihr auf den goldnen Kranz, er ſteckt ihr an das Ringlein, dann faßt er ihre Hand: Genug des Scherzes, du biſt meine ſüße Braut; bei Gold und Perl' und Edelſtein biſt du erwachſen hier, das ſollte dir ein Zeichen ſein, daß du zu hohen Ehren eingehen wirſt mit mir.

Blume der Ritterſchaft! ſehr edler und ſehr ſpaßhafter Herr! Berangers Liſette würde euch ins Geſicht gelacht und über die große Ehre geſpottet haben, die ihr dadurch, daß ihr ſie heirathen wollt, ihr erzeigt.

Die Franzoſen haben in ihren Wohnungen das Vaterland; ihre häuslichen Gefühle verſchmelzen ſich mit ihren patriotiſchen Gefühlen, und dieſelben Lieder ergötzen ſie bei Tiſche und auf den Schlachtfeldern. Das Vaterland der Deutſchen iſt auf der Straße; der Patriotismus iſt für ſie ein Geſchäft; und in ſeine Wohnung zurückgekehrt, iſt der Deutſche nicht Bürger mehr, er iſt Familienvater. Da der Vater, der Gatte, der Liebhaber niemals Theil hat an dem Bürger, ſo ſind auch die patriotiſchen Hymnen der Deutſchen kalt und trocken, es iſt der vom Kapellmeiſter des Fürſten in Muſik geſetzte und von Hofräten geſungene officielle Theil einer Staatszeitung.

Hat nicht der Zauberer Beranger Ruhm, Vaterland, Freiheit, dieſe ſtrengen, düſteren Göttinnen, die von denen, welche vor ihren Altären beten, blutige Opfer verlangen, in lächelnde Grazien verwandelt, die keine anderen Gaben von ihren Anbetern fordern, als Geſänge, Tanz und Blumen? Ja, gewiß, der liebenswürdige Dichter hat Frankreich geliebkost; doch nur im Unglück. Er hat nicht das ſiegreiche, herrſchende Frankreich, noch die blutdürſtige Freiheit, noch das leichtſinnige, ſelbſtſüchtige Vaterland gefeiert; er hat den unglücklichen Mut, die trauernde Freiheit und das erniedrigte Vaterland beſungen.

In Uhlands Dichtungen ſind Ruhm, Vaterland und Freiheit ernſte, mürriſche Göttinnen mit gerunzelter Stirn. Man würde ſich ihnen zu Füßen werfen, um den Saum ihrer grauen Kleider zu küſſen; doch nie würde man Luſt und den Mut haben, ihnen um den Hals zu fallen. Die Freiheit iſt eine wurmſtichige Urkunde, das gute alte Recht; der Ruhm iſt die Gerechtigkeit, die Geſetzlichkeit, die ſtumme Unterwerfung unter die blinden Geſetze; das Vaterland... Doch was iſt das Vaterland des deutſchen Dichters?

Bald iſt es das kleine Königreich Würtemberg, welches nicht zwei Millionen Einwohner hat, bald iſt es das Reich Karls des Großen, bald, und zwar durch Vertrag, das alte deutſche Reich, wozu das Elſaß, Lothringen und Burgund gehörten. Man muß die Geſchichte und die Geografie des Mittelalters von Grund aus kennen, um nach Uhland ein guter deutſcher Patriot zu ſein.

In Frankreich iſt der Ruhm bürgerlich, iſt er der ſchöne, ſtolze Endvers aller Lieder Berangers. Napoleon war nur der Erſte unter einem Heldenvolke, mit dem er als Beute die Ehre des Sieges theilte. In Deutſchland iſt der Ruhm ein von Uhland heilig geachtetes Hoheitsrecht. Wenn das deutſche Volk mit Frankreich tapfer gekämpft, ſo geſchah es, um die Schande ſeiner Fürſten zu rächen. Man wehrt es ihm nicht, bei der Freude des Sieges zugegen zu ſein und ſich im Stillen an den königlichen Schauſpielen, bei welchen es den Eintritt mit ſeinem Blute bezahlt hat, zu ergötzen; doch erſcheint es niemals als handelnde Perſon auf der Triumfbühne.

Die Nationaleitelkeit der Franzoſen iſt, die Oberherrſchaft zu haben; die Nationaleitelkeit der Deutſchen, die Gerechtigkeit ihrerſeits zu haben. Wenn Beranger in ſeinen rührenden Elegieen die Niederlage der Franzoſen bei dem Sturze des Kaiſerreichs beweint, ſo iſt er doch zu ſtolz, um die überlegenen Kräfte der Feinde, das Bündniß aller Fürſten Europa's gegen Frankreich als die Urſache des unglücklichen Erfolgs ihrer Waffen gelten zu laſſen. Er zieht es vor, dem Zorne des Himmels, dem Verrat, dem Golde Englands die Schuld beizumeſſen:

Das Gold, das, um zu ſiegen, die Könige erbettelt.

Dagegen ſprechen die Deutſchen, wenn ſie ſich ihrer Siege über die Franzoſen rühmen, gern von der Gerechtigkeit ihres Krieges und gefallen ſich darin, alle Völker aufzuzählen, welche, von dieſer Gerechtigkeit überzeugt, ſich ihrer Sache angenommen und ſie gegen Napoleon unterſtützt hatten. Sie bedenken nicht, daß ſie durch Aufzählung der großen Anzahl ihrer Verbündeten ihren eigenen Ruhm vermindern. Gerecht bis zur Ungerechtigkeit, das iſt der Wahlſpruch der ehrbaren Deutſchen. Und als alle ihre Fürſten, durch den Bruch ihres Bündniſſes während des Krieges, Frankreich verraten und mehrere von ihnen auf dem Schlachtfelde ſelbſt die franzöſiſchen Fahnen verlaſſen hatten, fanden ſie nie etwas daran zu tadeln.

In dem Gedichte „Vorwärts!“, einem jener ſogenannten patriotiſchen Geſänge, worin kindliche Liebe gegen die Erdenmächte, mehr noch als die Scheere der Cenſur, der Einbildungskraft des Dichters die Flügel beſchnitten, hatte Uhland jenen Kriegsgeſang, jenen Lärm- und Kampfruf in Verſe gebracht, den alle Völker Europa's nach einander gegen die franzöſiſche Herrſchaft erhoben hatten. Die Lawine, welche ſich von Rußlands eiſigen Steppen losgeriſſen, rollte von Land zu Land, bis ſie in ihrem Falle das Kaiſerreich zerſchmetterte. Der Ruf „Vorwärts“ tönte von Volk zu Volk, ward aus einer Sprache in die andere übertragen, Uhland, obſchon ein Deutſcher, ertheilt Rußland den Ruhm, den Krieg begonnen zu haben. Es iſt nur Gerechtigkeit, denn Rußland war in der That nach Spanien das erſte Land, welches zu einem Volkswiderſtande gegen einen monarchiſchen Angriff das Beiſpiel gab. Aber Uhland ſollte Deutſchland nicht daran erinnern, daß es ſich nicht ſelbſt genug geweſen. Es iſt ſchön, gerecht zu ſein, doch die Gerechtigkeit ſteht nur einem ſtarken, freien und unabhängigen Volke gut, welches die Macht beſitzt, ungerecht zu ſein.

Uhland ſingt:

Vorwärts! Fort und immerfort!
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!
Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf dieſe Weiſe ſendet der Dichter dies Wort von Volk zu Volk, bis es endlich zu den Spaniern und Engländern gelangt.

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Und merket wol, der Dichter wendet ſich nicht an die eine Geſammtheit der Nation bildenden Deutſchen, ſondern nur an die verſchiedenen Völker, welche die Nation ausmachen; und er wendet ſich nicht einmal an dieſe Völker, ſondern nur an ihre Provinzen. Er ſagt nicht: Preußen, Oeſterreicher, Sachſen, Baiern, ſondern: Preußen, Oeſterreich, Sachſen, Baiern. Der Grund liegt darin, daß in ſeinen Augen die Völker nur durch ihre einzelne monarchiſche Exiſtenz Geltung haben.

Uhland ſendet den Kriegsruf „Vorwärts!“ ſogar nach dem Elſaß, nach Lorraine und Burgund. Das war vor zwanzig Jahren das Steckenpferd der Deutſchen, welche damals leidenſchaftliche Alterthumsforſcher waren. Das Volk iſt ſeitdem von dieſer Narrheit geheilt; doch in den dunkeln Zimmern der Knabendiplomatie beſchäftigen die Schatten dieſer Narrenhirngeſpinſte noch heut zu Tage den Haß der nordiſchen

Fürſten gegen Frankreich und ihr Gelüſt nach ſeiner Freiheit und Glückſeligkeit.

In einem andern patriotiſchen Liede „Am achtzehnten October“ hat Uhland den Jahrestag der Leipziger Schlacht feiern wollen. Dieſer Schlachttag von Leipzig ward damals von den Deutſchen als ihr vierzehnter Juli, als ihre Einnahme der Baſtille betrachtet. Zu jener Zeit träumte Jedermann von Freiheit. Die fleißigen, beobachtenden Männer, welche die Gewohnheit haben frühzeitig aufzuſtehen, wurden bald nach Mitternacht durch das Krähen des Hahnes aus ihren Träumen geweckt; die Schläfer wurden etwas ſpäter geweckt durch den Geſang der Lerchen. Heutiges Tages träumt Niemand mehr in Deutſchland. Das Lied „Am achtzehnten October“ beginnt mit folgendem Verſe:

> Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
> Zugleich ein Sänger und ein Held,
> Ein ſolcher, der im heilgen Kriege
> Gefallen auf dem Siegesfeld,
> Der ſänge wol auf deutſcher Erde
> Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
> Nicht ſo wie ich es künden werde,
> Nein! himmelskräftig, donnergleich.

Nun wohl! der Dichter, der ſich von einer ſo himmliſchen Begeiſterung begeiſtert fühlte, hatte den Mut nicht, ſeine göttliche Sendung zu erfüllen und alle ſeine Gedanken zu offenbaren. Er ſenkt ſeine Flügel und ſagt mit thränengemiſchter Stimme, wie von einer Kanzel herab, zu den deutſchen Fürſten:

> Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
> An dem ihr auf den Knieen laget
> Und huldigtet der höhern Macht?
> Wenn eure Schmach die Völker löſten,
> Wenn ihre Treue ſie erprobt,
> So iſts an euch, nicht zu vertröſten,
> Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.

Doch nicht auf dieſe Weiſe muß man zu den Mächtigen ſprechen, wenn ſie ungerecht ſind; dann muß man keineswegs mit ihnen ſprechen, man muß ihnen Achtung einflößen und ſie erſchrecken, denn die Angſt iſt ihre einzige Gerechtigkeit und die Furcht ihre ganze Moral.

Und dann, nachdem er ſo die Fürſten geſcholten, die ihr Wort nicht gehalten, beginnt Uhland auch dem Volke ſeine Wahrheiten zu ſagen. Das iſt die beliebte Schaukel des größten Theils der liberalen Schriftſteller Deutſchlands. Sie halten mit zitternder Hand die Wage der Unparteilichkeit zwiſchen der Gewalt und dem Volke; doch nur aus Furcht, der Erſteren, die ſie erzittern macht, Unrecht zu thun. Aus dieſem Grunde werfen ſie, ſobald ſie eine Handvoll Wahrheiten in die Schale der Souveräne geworfen, alsbald eine Handvoll davon in die Schale der Unterthanen. Dieſe guten Leute vergeſſen, daß, da das Gewicht zwiſchen beiden urſprünglich nicht gleich iſt, das Gleichgewicht durch gleiche Vertheilung der Vorwürfe und Verweiſe niemals würde wiederhergeſtellt werden können.

Die Franzoſen haben nicht oft ihre Könige gehaßt, doch zu jeder Zeit haben ſie ſich über ſie luſtig gemacht, ſelbſt über die, welche ſie liebten. Dieſer ſpottende Geiſt iſt eine koſtbare Gewähr, eben ſo wol für die Gewalt wie für das Land. Wenn die Gewalt gerecht iſt, befeſtigt ſie der Spott, wie das Ungemach der Witterung die geſunden Körper noch ſtärker macht; wenn ſie ungerecht iſt, macht der Spott ſie behutſam und bringt ſie zum Nachdenken. Die Deutſchen machen ſich nie über ihre Herren luſtig, ſelbſt wenn ſie ſie haſſen; denn in den Augen der Deutſchen iſt jede geſetzmäßige Macht ein Ausfluß von Gott, etwas Heiliges, und ſelbſt der Haß gegen die Macht hat etwas Religiöſes, das allen Scherz unterſagt. Uhland ſingt:

Der Deutſche ehrt in allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf.

In der deutſchen Sprache klingt das ſchön, in der franzöſiſchen aber lächerlich, und es ſollte als Deviſe von Bonbons dienen.

Dieſer Mangel an guten Scherzen in den politiſchen Aeußerungen des deutſchen Volkes kann eines

Tages die Lage ſeiner Fürſten ſehr gefährlich machen. Da kein ſichtbarer Uebergang zwiſchen dem Mißkredit und dem Haſſe vorhanden, da man die geſetzmäßige Macht erſt lächerlich findet, wenn man ſie haſſenswert gefunden, ſo wird die Gewalt einſt durch ein allgemeines, unwiderſtehliches Mißvergnügen überraſcht werden, welches kein Zeichen vorausverkündigt.

Die Deutſchen lieben indeß den leidenden Scherz; ſie machen ſich nicht über ihre Unterdrücker luſtig, ſondern ſpotten gern über ſich ſelbſt und über ihr Unglück. Sie ſind nie fröhlicher, als wenn ſie nach einer Unbeſonnenheit von ihren Herrn recht gepeitſcht worden. Doch man hüte ſich wol darin ein Zeichen von Zaghaftigkeit zu ſehen; es iſt im Gegentheil einer der rührendſten und edelſten Züge des deutſchen Charakters. Die Deutſchen ſind ſo fromm und ſo von Herzen demütig, daß ſie im Unglück lieber ihre Ungeſchicklichkeit anklagen als die Ungerechtigkeit des Himmels.

Die Deutſchen haben, wenn ſie durch die Willkür und die Gewaltthätigkeit ihrer Herrn gereizt ſind, mehr Mut gegen ſie zu handeln als zu ſprechen. Die Erbitterung löst ihnen leichter den Arm als die Sprache. Iſt es nicht ſehr merkwürdig, daß die Deutſchen, auf dem Schlachtfeld ſo tapfer als das tapferſte Volk von der Welt, welche die Bravſten zu

Zeugen ihrer Bravheit aufrufen könnten, vor den Großen ſo furchtſam und ſo verlegen ſind, wenn ſie ſich als Männer von Mut gegen ihre Vorgeſetzten ausſprechen ſollen?

Alle vormals von den alten germaniſchen Völkern eroberten Länder, England, Frankreich, Spanien, haben nach und nach ihre Ketten zerbrochen, die ſchmählichen Spuren der Knechtſchaft vertilgt und endlich ihre Freiheit wieder erlangt. Doch die erobernden Völker ſelbſt, die germaniſchen Völker, ſind bis auf dieſen Tag unter unumſchränkter Herrſchaft geblieben. Italien hat zu unſrer Zeit ſeine Befreiung wenigſtens verſucht, und man kann es vorausſagen, daß es vor Deutſchland frei ſein wird. Woher kommt es denn, daß das Volk, welches die römiſche Herrſchaft geſtürzt und die damals bekannte Welt unterjocht, die Tirannei, welche es ſelbſt beherrſcht, nicht hat ſtürzen können und ſich in ſeinem Vaterlande hat unterjochen laſſen?

Montesquieu hat geſagt, die Freiheit ſei aus Germaniens Wäldern hervorgegangen; das iſt wahr, doch iſt ſie ſeitdem nicht wieder dahin zurückgekehrt. Ein alter Chronikſchreiber, der von Herrn Thierry in ſeiner ausgezeichneten Geſchichte der Eroberung Englands angeführt wird, macht eine ſonderbare Bemerkung, die ſich auf unſern Gegenſtand bezieht: „Alle Gallier ohne Ausnahme,“ ſagt dieſer Geſchichtſchreiber, „ſelbſt in den niederſten Ständen, haben von der Natur eine große Geläufigkeit der Sprache und eine außerordentliche Sicherheit in ihren Antworten vor den Fürſten und Großen erhalten; die Italiener und Franzoſen ſcheinen dieſelbe Fähigkeit zu beſitzen, doch findet man ſie weder bei den Engländern von echtem Stamme, noch bei den Sachſen Germaniens, noch bei den Deutſchen. Man wird ohne Zweifel als Grund des Mangels an Kühnheit bei den Engländern ihre jetzige Knechtſchaft anführen, aber dieſe iſt nicht die wahre Urſache dieſer Verſchiedenheit, denn die Sachſen des Feſtlandes ſind frei, und man bemerkt bei ihnen denſelben Fehler.“

Wir glauben, daß man auf folgende Art dieſe Aufgabe löſen könne, welche, wie wir eben geſehen, ſchon den Geiſt eines Beobachters aus dem Mittelalter beſchäftigt hat. Die Völker der eroberten Länder müſſen natürlich ihre Unterdrücker haſſen. Nun aber iſt der Haß beredt, und zwar um ſo mehr, als das Vermögen zu handeln und ſich zu rächen ihnen mangelt. Doch dieſe Beredſamkeit eines unterdrückten Volkes bildet eine furchtbare Sammlung und Verbindung aller beſonderen Gedanken, Leiden und Klagen, die ſich mit der Zeit in einen materiellen Angriff verwandeln muß. Wenn hierauf der Widerſtand eines unterdrückten Volkes gänzlich aufgehört, wenn der Friede in den eroberten Ländern wiederhergeſtellt, wenn die Plünderung zu Ende, wendet ſich die Gewaltthätigkeit, die Raubgier und die Herrſchſucht der Eroberer, indem ihnen ein Anlaß zum Handeln fehlt, gegen die Eroberer ſelbſt. Der König wird die hohen Barone, die Barone werden ihre Vaſallen unterdrücken, und jeder Niedere wird von ſeinem Vorgeſetzten gequält werden. Alsdann werden die Schwachen, die Unterdrückten unter dem ſiegenden Volke, mit den Unterdrückten unter dem beſiegten Volke gemeinſchaftliche Sache machen und mit den alten Einwohnern des Landes ſich vereinigen, um der Tirannei Widerſtand zu leiſten. Dieß iſt in England geſchehen, wo die Barone, d. h. die alten Eroberer, ſich mit den Gemeinen, d. h. mit den Abkömmlingen des unterjochten Volkes, verbündet haben, um die königliche Gewalt zu beſchränken.

Doch bei den erobernden Völkern in ihrem eigenen Lande iſt das einzige Band, welches Einen an den Anderen, die Niederen an die Höheren und dieſe an ihr Kriegsoberhaupt knüpft, die Disciplin. Nun aber iſt die Disciplin ſtumm. In einem ſolchen Lande kann der Deſpotismus Alles wagen, denn die Unterdrückten, an leidenden Gehorſam gewöhnt, haben gelernt, auch nur die Klage als Empörung zu betrachten. Dort nennt man die Disciplin Treue. Selbſt wenn das Mißvergnügen allgemein wäre, ſo würde es doch nicht zum Ausbruch kommen können, denn da die Bürger nie öffentlich reden und klagen, ſo glaubt Jeder der einzige Mißvergnügte zu ſein und er weiß nie, daß ſeine perſönliche Meinung die eines Jeden iſt. Außerdem finden die Mißvergnügten nicht, wie die Eroberer in den eroberten Ländern, Bundesgenoſſen unter den urſprünglich Unterdrückten, ſo daß ſie, da ihnen Mut und Aufmunterung fehlt, ihr Joch nicht abſchütteln können.

Das iſt genau bei den neuern Deutſchen der Fall. Zwar ſind es alte, abgedankte Soldaten, doch haben ſie noch nicht die Gewöhnung an die Disciplin verloren. Wenn ein alter Soldat, obſchon in's bürgerliche Leben zurückgetreten, einen Offizier vorübergehen ſieht, ſo ſtellt er ſich gerad und grüßt ihn, ſelbſt ohne daran zu denken, auf militäriſche Weiſe. Jeder Deutſche ſieht in ſeinem Vorgeſetzten einen Offizier. Er könnte ihn im Zorne töten; doch wird er ſich nie einen vertraulichen Scherz mit ihm erlauben.

Uhland ſelbſt iſt dieſer traurigen Täuſchung der deutſchen Gemüter unterworfen. Er weiß nicht, daß er, indem er das, was von ihm Treue genannt wird, beſingt, nur die gewaltſam auferlegten, niederdrückenden und wenig poetiſchen Pflichten der Kriegszucht beſingt.

Wie müſſen nicht Beranger's Lieder die über ihr Vaterland aufgebrachten franzöſiſchen Verbannten erquickt haben! Wie müſſen ſich Dieſe nicht an fernen Küſten gefreut haben, wenn ſie ihre ſchlechten, dummen Feinde den Spöttereien eines ganzen Volkes, vom ernſten Geſetzgeber bis zu den Pariſer Gaſſenjungen, ausgeſetzt ſahen! Doch das widrige Geſchick hat nicht ſolche Linderung den Leiden der verwieſenen Deutſchen gewähren wollen. Ihre Landsleute, widerſpenſtige Conſcribirte der Freiheit, denen gleichwol die Siegesbeute lieb iſt, retten ſich nach Nordamerika oder ſehnen ſich nach dem Monde, wo ſie nach ihrem Tode die größte politiſche Glückſeligkeit zu ſchmecken und die Wonne der Preßfreiheit nebſt Zubehör zu genießen hoffen. Es fehlt ihnen entweder an Mut oder an Zeit, um wackere Männer, welche nur für ihre Liebe zu ihren undankbaren Mitbürgern leiden, in ihrem Unglück zu tröſten.

Beranger beſingt die Unglücklichen und die Ueberwundenen, und wenn er Siege beſingt, ſo ſind es

Siege, welche die Freiheit davongetragen; Uhland beſingt die Helden und Ueberwinder und beſingt nur die Siege der Könige. Glaubet aber nicht, daß dies aus Mangel an edlen Gefühlen geſchieht, woran Niemand in der Welt reicher iſt, als Uhland, oder aus niedriger Schmeichelei und verächtlichem Intereſſe, keineswegs. In Deutſchland iſt das Genie keuſch und tugendhaft, und es gelingt nur ſolche Schriftſteller zu beſtechen, welche den Preis der Verführung nicht aufwiegen.

Doch Uhland und, wie er, der größte Theil der talentvollſten Männer Deutſchlands finden nur das groß und bewundernswert, was ſeit Jahrhunderten groß geweſen und was von einer Reihe von Geſchlechtern bewundert worden iſt. Alles was neu iſt, verachten ſie als von kurzer Dauer; und wären ſie bei Erſchaffung der Welt zugegen geweſen, ſo würden ſie ſich über Gottes Werk wie über eine Neuerung, eine Tagesmode, luſtig gemacht haben. Sie verehren nur die alte, erbliche Größe und den alten, erblichen Ruhm, und ſelbſt die Freiheit, die nicht auf Ueberlieferung gegründet, hat keinen Wert in ihren Augen. Man ſtellt ihnen umſonſt vor, daß die angeſtaunten Größen von den Jahrhunderten und Stürmen entblätterte, entzweigte, verſtümmelte und abgeſtorbene Eichen ſind, ſie ſchütteln den Kopf, wobei ſie uns deren tiefe, ausgebreitete Wurzeln zeigen, und den noch feſten unterirdiſchen Theil eines eingefallenen Gebäudes rühmen.

Dieſe Dichter und dieſe Schriftſteller, die wir eben bezeichnet, üben einen beklagenswerten Einfluß auf den öffentlichen Geiſt des deutſchen Volkes. Sie begreifen nicht ihre heilige Sendung, an der Erziehung des Volkes zu arbeiten und es auf ſein künftiges Leben vorzubereiten. Sie nehmen Theil an ihren Kinderſpielen, ſie lachen und ſie weinen mit ihm; doch ſie lachen mit närriſcher, kindiſcher Freude und weinen wie Weiber. Brave Leute dürfen in dieſem ernſten Jahrhundert nicht ſpielen, dürfen in einer ſo traurigen Zeit nicht lachen; ſie dürfen vor Zorn nur weinen und keine ſüßen Thränen poetiſcher Rührung vergießen.

Die Zeiten von ehemals, deren öffentliche Meinung Beranger und Uhland in ihren Poeſien dargeſtellt haben, ſind vorüber. Die Franzoſen erfreuen ſich aus Mangel an jetziger Zufriedenheit noch der Hoffnungen, welche Beranger ihnen gegeben; die Deutſchen finden aus Mangel an Hoffnungen noch an den Erinnerungen Gefallen, welche Uhland ihnen geboten. Aber in Deutſchland liebt man das Mittelalter nicht mehr, und in Frankreich haßt man nicht mehr die Jeſuiten und die

Klüglinge; die Liebe dort, der Haß hier haben ihren Gegenſtand gewechſelt.

In ſeinen Balladen und Romanzen wird Uhland von keinem andern Dichter Deutſchlands übertroffen, er wird darin nur von Göthe erreicht und nicht einmal immer. Die Worte ſind ſo wohlklingend, die Strofen ſo melodiſch, daß man beim Leſen faſt gezwungen wird ſie zu ſingen. Die Saiten der Lyra, aus denen dieſe unvergleichlichen Strofen tönen, gleichen den goldnen, glühenden Strahlen der Juliſonne. Wenn die deutſche Literatur nichts weiter beſäße als nur Uhlands Gedichte, ſelbſt dann wäre die Mühe, eine Sprache zu ſtudiren, welche der glänzendſten Einbildungskraft und den Geſchenken des edelſten Gemütes genügen konnte, noch reichlich belohnt.

Diejenigen von Uhlands Leſern, welche vielleicht der unbefleckten Muſe des Dichters müde, können ſich erholen, wenn ſie die Romanze „Graf Eberſtein“ leſen. Wenn ſie dieſelbe geleſen, werden ſie ſagen: er gehört doch zu den Unſrigen.

Franzoſenfreſſerei von Herrn Menzel.*)

Herr Menzel aus Stuttgart iſt einer der ausgezeichnetſten Gelehrten Deutſchlands. Ohne einige mit Recht geſchätzte Gedankenwerke zu zählen, hat ſich dieſer Schriftſteller einen verdienten Ruf durch die Herausgabe einer Geſchichte der Deutſchen und einer Geſchichte der deutſchen Literatur erworben. In der erſteren zeigt der Verfaſſer, daß er einen hartnäckigen Gegenſtand zu bemeiſtern und zerſtreuten Begebenheiten und unzuſammenhängenden Epochen eine epiſche Einheit zu geben wußte. Zugleich hat er die Geſchicklichkeit gehabt, durch reine, warme und oft glänzende Erzählung das Ergebniß jener mühſamen, umſtändlichen und trocknen Forſchungen zu ſchmücken, die man in Deutſchland mit ſo großer Strenge von jedem Geſchichtsforſcher verlangt. Auch iſt ſein Werk das volksthümlichſte und verbreitetſte von allen Geſchichtsſchreibungen Deutſchlands. Durch ſeine Geſchichte der deutſchen Literatur hat Herr Menzel einem allgemein gefühlten Bedürfniß entſprochen, doch mit ſo viel Erfolg, daß er nicht die Nebenbuhlerſchaft, die ihm gefehlt, hätte fürchten ſollen. Alle andern Werke dieſer Gattung ſind entweder unvollſtändig, indem ſie nur einige Epochen oder einige Zweige der Literatur behandeln, oder es ſind nur chronologiſche Ueberſichten ohne Geiſt und Leben. Herr Menzel iſt der Erſte geweſen und iſt bis auf dieſen Tag der Einzige geblieben, der ein lebhaftes Gemälde der Literatur ſeines Vaterlandes, welche getreu das Abbild der deutſchen Nationalität darſtellt, entworfen. Jeder Fremde, welcher ſich der deutſchen Literatur befleißigt, muß Herrn Menzels ausgezeichnetes Werk, von dem eine neue Ausgabe vor Kurzem erſchienen, leſen und ſtudiren.

---

*) »Balance,« Januar 1836.

Derſelbe Schriftſteller redigirt ſeit mehreren Jahren ein Literaturblatt, welches auf die öffentliche Meinung einen großen Einfluß übt und oft über das Loos der Schriftſteller und ihrer Werke entſcheidet.

Die Kritik in Deutſchland iſt ſeit dreißig Jahren entweder in den Händen des Federhändlerpöbels, der ſich den Buchhändlern verkauft und ohne Unterricht, ohne Geſchmack und ohne Gewiſſen die neuen Erzeugniſſe mit Schimpfreden oder mit tollem Freudengeſchrei empfängt und ſie beliebig nach ſeinen Launen oder Leidenſchaften beurtheilt; oder ſie iſt vielmehr in den Händen der hohen Barone, der Literatur, welche mit ihrer offiziellen Unempfindlichkeit und ihrer diplomatiſchen Kälte nicht dafür ſorgen, daß ſie die Kenntniſſe verbreiten, ſondern ſie allein in ihrem Stande aufhäufen und ſie in dem engen Kreiſe der Gelehrten vereinigen. Dieſe ariſtokratiſche Kritik beſteht darin, daß man über große, unverſtändliche Bücher kleine, noch unverſtändlichere Bücher ſchreibt; weit entfernt, dazu zu dienen, das Urtheil der Leſer zu leiten, dient ſie nur dazu, es zu verwirren; ſie erregt Widerwillen gegen das Treiben der ungelehrten Stände und fügt ſchlechterdings nichts hinzu zu dem geiſtigen Reichthum des Landes. Dieſe großen Richter der Literatur legen niemals ihre Doktormiene ab und geruhen ſelbſt von einem Romane nur im Kanzleiſtile zu ſprechen.

Durch ſein Literaturblatt hat Herr Menzel die Geſtalt der Kritik in Deutſchland geändert. Seine Gelehrſamkeit unter dem guten Geſchmacke eines Weltmannes und der Sprache eines Dichters verbergend, hat er einer großen Anzahl mehr oder weniger glücklicher Nachahmer als Muſter gedient. Seitdem iſt die Kenntniß jener Geſetze des Schönen und Wahren, welche den literariſchen Urtheilen ſtets als Richtſchnur gedient, die aber ein Gerichtsſtil für den größten Theil der Leſer räthſelhaft gemacht hatte, für Jedermann zugänglich geworden. Zu gleicher Zeit hat Herr Menzel das Beiſpiel einer ſeltenen Unparteilichkeit gegeben. Er hat niemals ſeine Stellung und ſeinen Einfluß gemißbraucht, er hat nie ſeine Freunde geſchont noch ſeine Gegner niedergedrückt; die Gerechtigkeit oder was ihm ſo geſchienen, hat ihn jederzeit in ſeinen Urtheilen geleitet.

Indem wir von Herrn Menzels Verdienſt reden, haben wir, was die Gegenwart betrifft, nur bemerklich machen wollen, wie viel Einfluß die Meinung eines ſolchen Gelehrten auf ſeine Landsleute übt, und darthun wollen, daß wir uns zu denen zählen, welche das Verdienſt würdigen, und daß es uns viele Ueberwindung koſten muß, ihm Fehler vorzuwerfen, die ſeine guten Eigenſchaften ohne Zweifel aufheben, oder einen großen Theil davon aufzehren. Wir ſprechen von ſeinem blinden Haſſe gegen Frankreich, von jener traurigen Leidenſchaft, welche ſeinen glänzenden Geiſt mit einem leichten Dunſt von Albernheit umhüllt. Man findet nur in Deutſchland ſolche Menſchen, welche zugleich geiſtreich und ſchwach ſind.

Wenn dieſe gehäſſige Leidenſchaft des Herrn Menzel nur eine politiſche wäre, alsdann wäre keine Notwendigkeit, wenigſtens kein dringender Grund vorhanden, ſie zu bekämpfen. Jedermann hat ſeit vierzig Jahren gelernt die Wirkung zu berechnen, welche der Parteigeiſt auf die Urtheile ſelbſt der redlichſten Leute hervorbringt. Doch dieſer Haß des Herrn Menzel iſt eine wiſſenſchaftliche, filoſofiſche, religiöſe und ſelbſt myſtiſche Leidenſchaft, die um ſo gefährlicher, als der, welcher von ihr aufgeregt wird, bei vollem Bewußtſein iſt und nie argwöhnen würde, daß man ſeine Gelehrſamkeit nutzen wolle, um ſeinem Vaterlande verderbenbringende Abſichten zu erreichen.

Herr Menzel iſt, wenn er Frankreich beurtheilt, in Bezug auf den ſocialen Zuſtand dieſes Landes um zwanzig Jahre, und in Betreff ſeines ſittlichen Zuſtandes um ein halbes Jahrhundert zurück. Er kennt kein anderes politiſches Frankreich, als das des Kaiſerreichs und kein anderes geiſtiges Frankreich, als das von Voltaire. Wir glauben gern, daß dieſe Unkunde ſeinen Glauben täuſcht. Aber ſeine Verblendung iſt ſo groß, daß er vielleicht ſelbſt nicht bemerkt hat, wie ſein Haß gegen Frankreich in ſeiner heftigen, ungerechten und unſinnigen Polemik wider das junge Deutſchland ihn geleitet. Dieſe Sache mit dem jungen Deutſchland iſt eines der wichtigſten und bedeutungsvollſten Ereigniſſe, welche ſich ſeit zwanzig Jahren in Deutſchland zugetragen. Sobald dieſe politiſche Thorheit eine gewiſſe Reiſe erlangt hat, werden wir darüber in einer unſerer Lieferungen weitläufig ſprechen. Die franzöſiſchen Journale haben ſich damit beſchäftigt, und bei dieſer Gelegenheit war unſer Erſtaunen groß, zu ſehen, daß die gegen die Gewalt gewöhnlich ſo mißtrauiſchen Journale, welche doch die Gaunerſprache der Polizei aller Länder erlernt haben ſollten, ſich begnügt hatten, den cenſirten Journalen Deutſchlands nachzureden, indem ſie ihren Leſern erzählten, das junge Deutſchland ſei eine geheime Verbindung. Es iſt durchaus nichts daran. In Deutſchland bemächtigt ſich jedesmal, wenn drei Perſonen dieſelben Meinungen äußern, alsbald Schrecken der vierunddreißig Fürſten und neunzig Miniſter, mit denen Gott dieſes Land geſegnet, ſie träumen von Verbindung, Verſchwörung, Revolution und Umſturz und bewaffnen ſich mit all' ihrer Macht, um die gefährliche Dreieinigkeit aufzulöſen. Herr Menzel braucht ſich nicht ſeines Sieges über das junge Deutſchland zu rühmen, die Angeberei des unbedeutendſten aller Polizeiagenten hätte hingereicht, den Argwohn dieſer elenden Memmen zu erwecken, welche das Bewußtſein ihres Verrats und ihres Meineids nie ruhig ſchlafen läßt.

Wir geben einige kleine Proben von Herrn Menzels Grundſätzen und von ſeiner Art, die ſocialen Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich anzuſehen. Wir ziehen ſie aus dem von ihm redigirten Literaturblatte. Doch wir müſſen gleich anfangs bemerken, daß wir im Zweifel ſind, ob Herr Menzel der Verfaſſer der in Frage ſtehenden Aufſätze iſt. Das Gepräge ſeines Talents findet ſich nicht darin; doch da ſie den Abdruck ſeiner Meinung tragen und Herr Menzel für ſeine Mitarbeiter verantwortlich, ſo iſt es gleichgültig, ob er dieſe Aufſätze geſchrieben hat oder nicht. — Es handelt ſich um zwei Dichterwerke, das eine von Baron Gaudy, einem Deutſchen, das andere von Herrn Dietz, einem elſaſſiſchen Franzoſen, doch gleicherweiſe in deutſcher Sprache geſchrieben. Der Erſtere beſingt Napoleons Heldenthaten, der Andere Frankreichs Ruhm. Wir haben dieſe Werke nicht geleſen, und die Kritiken des Literaturblattes machen uns nicht damit bekannt. Sie haben Herrn Menzel oder einem ſeiner Schüler nur als Vorwand dienen müſſen, um die ſeltſamſten Meinungen über die Nationalehre der Deutſchen und über ihre religiöſe und politiſche Pflicht, Frankreich zu haſſen, zu äußern.

Auf folgende Art kündigt man das Werk von Herrn von Gaudy an:

„Da beſingt ein deutſcher Freiherr den Napoleon! Iſt das auch Recht? Sind wir ſo unglücklich, keinen ſo großen Mann unter uns zu erzeugen, wie Napoleon war, wohlan! ſo laßt uns die Franzoſen beneiden. Nur geben wir uns nicht dazu her, den Triumf der Franzoſen noch durch unſer unwürdiges Zujauchzen zu vermehren. Dieſer Napoleon hat uns entehrt; aber Völker, welche jauchzen, wenn man ſie entehrt, ſind feile Hetären. Iſt denn in dieſem deutſchen Volke, iſt denn unter unſeren Dichtern kein jungfräuliches Gefühl, das dieſem Zujauchzen widerſtrebt? Wer ſich in die Liebenswürdigkeit Napoleons vergafft, der folge ihm auch nach ſeinem Paris, wie es Heine gethan hat; aber auf deutſcher Erde iſt mit blutiger Schrift der Fluch des eiſernen Völkertirannen eingeſchrieben, und Fluch dem deutſchen Sänger, der ſeine Laute entehrt, indem er den Tirannen, den Schänder unſerer Ehre, nicht unſeren größten Feind nur, nein auch unſeren größten Verräther zu beſingen ſich nicht ſchämt.“

Wie! Ihr ſeid ein Volk von drei und dreißig Millionen Menſchen und ihr beklagt euch, von Napoleon beſchimpft und verachtet worden zu ſein? Aber wahrlich, ihr ſeid allzu beſcheiden. Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die ſeine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die ſeine Verbündete waren? Aber beruhigt euch, ihr unglückſeligen Eunuchen der Nationalehre, die nicht euch gehört und die ihr nur für den Gebrauch eurer Sultane bewahrt; nicht euch, das deutſche Volk, die deutſchen Fürſten hat Napoleon verachtet, jene Fürſten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in ſeinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten, die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, ſich der armſeligen Reſte von Freiheit zu bemächtigen, welche ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachſicht, in ihren Präfekturen die Despoten ſpielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen, ihre Landsleute zu unterdrücken und Preußen zu vernichten, das ſie gegen Oeſtreich geſchützt, und Oeſtreich, deſſen Vaſallen ſie waren. Dieſe Fürſten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu ſeinem Verderben, zu ſehr verachtet, denn er hat ſich von ihnen betrügen laſſen.

Jetzt iſt nun die Reihe an Herrn Dietz: „Dieſe Gedichte ſind urſprünglich deutſch geſchrieben, ſie ſind keine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, und doch verſteht Herr Dietz unter dem Vaterlande, auf deſſen Weihaltar er ſeine Opferflammen lodern läßt, nicht das Land ſeiner Mutterſprache, ſondern Frankreich. Ein deutſcher Dichter beſingt in deutſchen Verſen ſein Vaterland, und dieſes Vaterland iſt nicht Deutſchland! Braucht es mehr, um unſere tiefſte Verachtung zu erwecken? Wir haben oft den Hohn der Franzoſen ertragen müſſen. Nun wohl, es ſind Franzoſen, es ſind unſere Erbfeinde, ſie haben das Recht, ſich zu freuen, wenn ſie uns unterdrücken können. Wir wundern uns darüber nicht. Aber das iſt entſetzlich, daß Deutſche, die durch ſchändliche Liſt und Gewalt unter die franzöſiſche Herrſchaft gebracht worden ſind, ſich ſofort ohne alles Bedenken für Franzoſen nicht nur ausgeben, ſondern ſogar halten und in deutſcher Zunge ein fremdes Vaterland feiern. Eine ſolche Niederträchtigkeit iſt in der Geſchichte der Völker unerhört. Noch nie war ein Volk in ſeiner Selbſtachtung ſo tief geſunken. Dieſer Elſäßer Poet hat jedes Gefühl für Scham verloren, es fällt ihm gar nicht ein, welche furchtbare Schmach er auf den deutſchen Namen häuft, indem er in deutſcher Zunge ſein franzöſiſches Vaterland preiſt. Eine Menge Elſäßer haben im Dienſt der franzöſiſchen Republik und Napoleons Ruhm erworben. Dieſer Ruhm war in Wahrheit eine Schande, denn ſie ſtritten, geborne Deutſche, gegen Deutſchland. Aber ſie verleugneten wenigſtens ihre Nationalität, ſie hatten ſo viel Takt, wenigſtens nur franzöſiſch ſprechen, leben und ſein zu wollen. Man kann ihnen ihr Verbrechen gegen das Vaterland verzeihen, weil ſie Schicklichkeitsgefühl genug hatten, dieſe Verbrechen unter dem Namen von Franzoſen zu begehen. Aber dieſer Elſäßer Poet unterſteht ſich als Deutſcher in deutſcher Sprache von ſeinem Vaterlande zu ſprechen, und dieſes Vaterland iſt Frankreich! Eine ſolche Dummheit iſt unerhört, iſt nie dageweſen, und wir würden ſie gern nur lächerlich finden, wenn ſie uns nicht als eine Selbſtentehrung der Nation erzürnen müßte. Wie muß ein echter Franzoſe lachen, wenn er die ſervile Kriecherei ſolcher Deutſchen ſieht, die ſich ihm gern anvettern möchten. Aber eben weil der Franzoſe darüber lachen kann, ſollten wir darüber weinen, oder da weinen weibiſch wäre, zürnen."

Das iſt ſehr ſchön! weinet nicht, denn weinen iſt weibiſch, aber ſeinen Zorn in Schimpfreden auslaſſen, iſt nicht minder weibiſch. Erzürnet euch wie Männer, wie Brave. Ergreift die Waffen, ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elſaß wieder; aber beeilt euch; die Sache iſt dringend. Bald werden die Feſtungen Spielberg, Ollmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenſtein, Hohenasberg, für die väterlichen Bedürfniſſe eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gebe, um euerm Patriotiſmus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor ihr euch den Gefahren des Ruhms ausſetzt, fragt die Elſaßer, ob ſie einwilligen, wieder Deutſche zu werden, ob ſie ſich glücklich ſchätzen würden, ihren König gegen einen der deutſchen Bundesfürſten, ihre Deputirtenkammer gegen die Frankfurter Bundesverſammlung, die Freiheit der Preſſe gegen die ſchändliche Cenſur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Geſchwornen gegen abhängige Richter und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmut und die Unverſchämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauſchen. Fragt ſie das, und ſie werden euch antworten: wir ſind die wärmſten und treueſten Patrioten unter allen Franzoſen, gerade weil wir an der deutſchen Grenze wohnen.

Iſt der elſaßiſche Dichter Dietz oder einer von ſeinen Vorfahren für den weſtfäliſchen Frieden verantwortlich? War einer von ihnen als Bevollmächtigter bei dem Congreſſe zu Münſter zugegen? Haltet euch deshalb an die Voreltern eurer Fürſten, die für niedrige Privatintereſſen in die Zerſtückelung des deutſchen Reichs gewilligt, einen Theil davon an Frankreich, einen andern an Schweden abgetreten und die, um unumſchränkte Herren ihrer Unterthanen zu ſein, ſich niemals geweigert haben, Unterthanen fremder Herren zu werden. Iſt es eine Niederträchtigkeit von Seiten Frankreichs, daß es das Elſaß angenommen? Stiehlt man Völker und Provinzen ſchändlicherweiſe wie ein Schnupftuch? Wenn es Unehre iſt, wie Heerden verkauft und umgetauſcht zu werden, ſo fällt die Schmach davon nicht auf die, welche ſie kaufen, ſondern auf die, welche ſie verkaufen und noch mehr auf die ſchafsmäßigen Völker, die ſich verkaufen laſſen. Geht doch, ihr ſtümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es iſt ein Unglück aber keine Schande, von einem fremden Volke beſiegt worden zu ſein, das iſt allen Völkern und den tapferſten begegnet; aber es iſt eine Schande, in ſeinem Vaterlande Sclave zu ſein. Der fremde Sieger macht uns wenigſtens das Recht nicht ſtreitig, ihn zu haſſen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unſere Liebe und unſere Achtung; aber die inländiſchen Tirannen zwingen uns, die Hand zu küſſen, die uns züchtigt.

Die Ehre eines Volkes beſteht darin, daß es wiſſe frei zu ſein, ein Bedientenvolk hat keine Anſprüche auf Achtung zu machen. Was habt ihr nötig zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elſaß eure Nationalſchande zu ſuchen? Sie liegt euch unter den Händen, ſie iſt von geſtern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquiſition, beſteht Preßfreiheit, und in Deutſchland, dem Vaterlande Luthers, herrſcht die Cenſur! Ihr hungert nach Nationalehre, ihr füttert euch mit dem Siege, den vor achtzehnhundert Jahren Arminius über die Römer erfochten ihr ernährt euch armſelig mit der Aſche eures Ruhms und die Baruſſe von Frankfurt beſchimpfen und bedrohen euch alle Tage! Wiſſet, daß dort die Schande iſt und daß euch dort die Ehre könnte ſein.

Die Dämmerungsgeſänge,

von

Victor Hugo.*)

Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Fauſt.

Wenn die Poeſie die allgemeine Geſchichte des menſchlichen Herzens iſt, ſo iſt die lyriſche Poeſie deſſen Chronik und Journal. Sie umfaßt nicht die Jahreszeiten und die größeren Gemütsbewegungen, ſie berechnet nicht die Planetenrevolutionen der menſchlichen Schickſale, ſondern ſie beobachtet die veränderliche Temperatur der Gefühle; ſie beſingt die Hoffnung des Morgens, die Müdigkeit des Mittags und die Täuſchungen des Abends; ſie zählt des Herzens Schläge und jene Nadelſtiche und himmliſchen Augenblicke, welche oft zwiſchen zwei Athemzügen das Leben aus einem Paradies in eine Hölle oder aus einer Hölle in ein Paradies umwandeln. Man verlangt nicht von dem lyriſchen Dichter eine majeſtätiſche Unbeugſamkeit, einen ſtets heiteren Blick, ſtrenge Gelehrſamkeit, Beſtändigkeit in den Meinungen oder feſte Geſichtspunkte. Nein, er ſei der Genoſſe aller Thorheiten, er gebe in alle Schwächen, Leiden und Freuden des Menſchenkindes ein, er verirre ſich mit den Verirrten, er weine mit den Betrübten, er theile ihre Furcht und ihre Hoffnung. Doch wenn er den Strauchelnden die Hand reicht, darf er nie ſelbſt das Gleichgewicht verlieren, noch ſeiner Freiheit entſagen, wenn er ſich unter die miſcht, welche Sclaven ihrer Leidenſchaften ſind. Er mache ſich klein wie eine Mutter, welche ihr Kind auffangen will, wenn es ſich ihr in die Arme ſtürzt, dann ſich erhebt und das Kind an ihren Buſen drückt; doch er darf nicht niederkauern und in dieſer Stellung bleiben, um ſich in die Zwerggeſtalt der Umſtände zu ſchicken. Der wahre Dichter, der welcher nicht ein dichteriſcher Geiſt allein iſt, wird nie von den Uebeln angeſteckt, die er heilen will, noch von den Seelenleiden, die er lindern will. Aelter als die Vergangenheit und jünger als der Tag, in dem wir leben, das Ebenbild Gottes und das Zifferblatt der Ewigkeit, wird er nie ungeduldig und verzweifelt nie. Wenn er ſelbſt den Schwächen erliegt, wovon er die Andern befreien ſoll, dann wird er umſonſt verſuchen die ſeinigen ſich zu erklären und zu entſchuldigen; Könige und Dichter, welche ſich entſchuldigen und ſich erklären, entſagen ihrer Würde und unterwerfen ihre Kronen und ihre Lorbeeren der launenhaften Gerichtsbarkeit der Menge.

---

*) Balance, März 1836.

Doch wahrlich! wir ſind ganz beſchämt, daß wir vor dem herrlichſten Geiſte Frankreichs, den wir ſogar in ſeinen Fehlern bewundern und lieben, alſo zu ſprechen wagen. Iſt es unſre Sache, die der armen Leute der Proſa, die betäubte Einbildungskraft eines großen Dichters aufzuwecken, welcher am nächſten Tage die Nachwehen eines Rauſches verſpürt? Ohne Zweifel, nein. Aber es handelt ſich hier weder von dem Dichter noch von uns; es handelt ſich von etwas ganz Anderem. Dieſe Dämmerungsgeſänge ſind Kinder der letzten Revolution, und ſie haben alle Züge von ihrer Mutter: die Wirklichkeit iſt ſtärker, als die Einbildungskraft geweſen, der Dichter iſt dem Menſchen unterlegen, und der Menſch ſeiner Zeit. Herr Victor Hugo hat ſeine Zeit beurtheilt, wir beurtheilen ſein Urtheil: darum handelt es ſich.

Was erblicken wir in dieſem neuen Erzeugniſſe des Herrn Victor Hugo? Das Feuer des Geiſtes oft vom Rauche des Kummers verdunkelt; eine unruhige Eile, als wenn das nahe Weltende den Vers zwiſchen zwei Reimen abzuſchneiden drohte; den unentſchloſſenen Dichter, der nicht weiß, wohin er geht, woher er kommt, kurz was er will, und aus Mangel an einem einzigen Gedanken vielen Geſängen keine Titel hat geben können, die, ſo ohne Namen, Findelkindern gleichen: eine müde, vor Langeweile gähnende Einbildungskraft, welche zwiſchen Wachen und Schlafen, zwiſchen Poeſie und Proſa ſchwankt; Worte, Begriffe, die, an poetiſche Disciplin gewöhnt, ſich von ſelbſt in metriſche Linien aus Mangel an Anführung reihen; einen wilden Fluch, den er düſteren Zornes auf einen unglücklichen Selbſtmörder ſchleudert, welcher uns mehr gerührt hat als der häßliche Leichnam, gegen den er wütet. Werden die, welche den Toten nicht zu verzeihen wiſſen, je den Lebenden verzeihen können?

„Der Dichter ſinget ſeine trüben Lieder
Und haucht, ein traurig Echo, Alles wieder,
Was nur die Seele träumt, was nur im Herzen klingt,
Und was die Menſchheit ſpricht und was die Menſchheit ſingt!“

Aber wenn der Dichter einen bittern Geſchmack im Munde hätte, wenn er krank wäre? Wenn er ſich ſelbſt heilend die Welt heilte? Erfüllt von einer düſteren Traurigkeit über jenen ſeltſamen dämmerigen Zuſtand des Gemüts und der Geſellſchaft in dem Jahrhunderte, in dem wir leben, erklärt er, er wiſſe nicht, ob es ein ſcheidender oder ein beginnender Tag ſei. Doch in dem Reiche der Poeſie geht die Sonne nie unter; die Welt der Poeſie iſt von Kriſtall, durchſichtig, und der Dichter hat nicht nötig um ſie herumzugehen, um nach der andern Halbkugel zu gelangen, um in der Zukunft zu leben. Der gewöhnliche Menſch hält es mit der Hoffnung, der Mutter der Verzweiflung; doch die Gewißheit iſt des Dichters und des Profeten Begleiterin.

Wir müſſen den Dichter auf die Vorſchrift verweiſen, die er uns gegeben, die er aber ſelbſt nicht gebraucht hat:

„Vorwärts! den Blick zur Sonne hingewandt,
So ſehn wir keinen Schatten!“

Wir richten folgende Verſe an ihn, obgleich er ſie ganz anders angewendet:

„Wie wir, ſo fallen ſie, trotz ihres Narrenſtolzes
Und ihrer eitlen Bitterkeit.
In Schaum zerſtiebt die höchſte Meereswoge,
Wenn eine Klippe ſich ihr beut.“

Vormals Gefangene der claſſiſchen Schule, heut zu Tage Kerkermeiſter der romantiſchen, habt ihr beträchtlich an Sorgloſigkeit verloren und wenig an Freiheit gewonnen. Wenn die Poeſie eine Seelenkrankheit wäre, ſo müßte man die claſſiſchen Leiden um vieles den romantiſchen vorziehen. Jene ſind einfach, wenig verwickelt, leicht zu erkennen und leicht zu heilen. Liebe, Haß, Eiferſucht, Ehrgeiz und Fanatismus, das iſt die ziemlich vollſtändige Krankheitslehre eines claſſiſchen Hoſpitals. Doch welches Mittel iſt gegen ein Uebel anzuwenden, das in jeder Viertelſtunde den Kreislauf des Compaſſes vollendet? Wie ſoll man euch tröſten, wenn ihr ſelbſt nicht wißt, worüber ihr euch beklagen ſollt? Doch nein, die Poeſie iſt die Geſundheit der Seele; ihr haltet euch für krank, ihr ſeid es nicht: ihr ſeid hypochondriſch. Wir wollen ein wenig davon ſprechen; wir Deutſchen verſtehen uns etwas darauf.

Die Uebung fehlt euch, ihr geſtattet eurer Seele nicht genug Bewegung. Ihr tretet aus der Chauſſee d'Antin, um durch das Palais-Royal und in die Tuilerien zu gehen, und dann verlaßt ihr die Tuilerien, um auf demſelben Wege nach der Chauſſee d'Antin zurückzukehren. Und dann ſeid ihr in euerm Innern Gefangene eurer hübſchen niedlichen Sprache, die euch lächelnd mit einem Seidennetze umſpinnt, worin ihr von Maſche zu Maſche ſpringt und euch dabei über die Welt luſtig macht, welche ſo hart, ſo rauh iſt.

ganz von Holz und Stein. Wagt es euch frei zu machen, ſucht das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie zu vergeſſen und die fremden Sprachen zu erlernen. Verlaßt Paris, reiſet, aber reiſet nicht, wie ihr zu thun gewohnt, rückwärts, den Blick ſtets nach Paris gerichtet. Wenn ihr auf dem Mittelmeere Begeiſterung ſchöpfen wollt, nur um die Planken des Thores St. Martin damit zu benetzen; wenn ihr auf dem Gipfel des Oelbergs und am Rande vom Krater des Aetna nur an das Renduel zu denken wagt, dann könntet ihr eben ſo gut zu Hauſe bleiben.

Wir, die wir älter geworden und die Menſchheit lieben und achten, wir müſſen über jene jungen romantiſchen und filoſofiſchen Dichter erſtaunen, welche mit dreißig Jahren ſchon den Winter im Herzen haben und ſich in ihre Menſchenverachtung wie in einen Pelzmantel einhüllen. Nein, jene Bezirke von Paris, welche eure Welt bilden, ſind nicht Paris, und Paris iſt nicht Frankreich, und Frankreich iſt nicht die Welt.

Wir, die wir nicht an die Scholle von dieſem oder jenem Viertel gebunden; wir, die wir an keine Revüe, an kein Feuilleton uns zu Lehn gegeben, wir wiſſen, es giebt noch unter den Menſchen Tugenden, Sitten, Uneigennützigkeit, Offenherzigkeit, Freimütigkeit, Glauben, Ueberzeugungen, Freundſchaft und Glück. Auch wir, wir zweifeln oft, aber der Zweifel ſcheint uns nicht eine abſcheuliche Hefe, welche die Ueberzeugung in alle Herzen legt; wir betrachten ihn als eine Wolke, welche einige Zeit das Licht verdunkelt und dann als Regen herabfällt, um den Boden der Wahrheit zu benetzen und zu befruchten. Ihr verzweifelt in der ruhigen Zeit, in der wir leben, was werdet ihr denn thun, wenn der Sturm ausbricht? Wenn ihr euer Glück nicht tragen könnt, wie werdet ihr das Unglück tragen? Das ſociale Leben vergiftet euer häusliches Leben; aber was iſt das ſociale Leben? was iſt der Staat? Die Familienväter bilden die Gemeinde, die Häuſer bilden die Straße, und ihr habt ſelbſt geſagt:

> „Schwerer iſts und wichtiger, zu beſſern die Sitten,
> als niederzuſchmettern die Könige.“

Wenn ihr mit dem Erbe nicht zufrieden ſeid, das eure Vorfahren euch hinterlaſſen, ſo ſeid ihr ſehr undankbar. Dieſes Erbe, welches euch im Schlafe gekommen, iſt indeſſen reich genug; wenn es euch nicht genügt, ſo arbeitet, wie es eure Vorfahren gethan haben, und dann, wenn der Himmel euch euern Lohn verweigert, dann, aber nur dann habe ihr das Recht mit ihm zu grollen.

Wenn ihr in der Einſamkeit eurer Gedanken euch fragt: Warum ſind wir nicht glücklich geweſen? warum ſind ſo große Anſtrengungen vergeblich geblieben? warum ſind ſo viele Hoffnungen getäuſcht worden? Alsdann wird dieſe Stimme des Bewußtſeins, welche das Geräuſch der Welt lange Zeit erſticken und zum Schweigen bringen kann, die aber, wenn ſie ſpricht, niemals trügt, euch antworten: Ihr habt Unrecht, wenn ihr euch beklagt. Nein, alle Verheißungen ſind erfüllt, ihr ſeid in keiner eurer Hoffnungen getäuſcht worden, ihr habt das Ziel erreicht, welches ihr beim Aufbruche euch vorgeſteckt; doch wenn ihr mitten auf dem Wege eure Abſicht geändert, ohne die Bahn zu ändern, und wenn ihr ſie verfehlt, ſo müßt ihr nicht euer Mißgeſchick, ſondern euch ſelbſt anklagen. Wünſchen allein iſt nicht wollen; wollen iſt können. Jeder Menſch und um ſo mehr jedes Volk kann, was es will. Das Glück weist die Bettler von ſich, aber es gewährt ſtets, was man gebieteriſch von ihm verlangt.

Das achtzehnte Jahrhundert hat das neunzehnte nicht belogen, es hat alle ſeine Verpflichtungen erfüllt; ihr habt nichts weiter von ihm zu verlangen. Sein gigantiſches Programm iſt feierlich vor euern Füßen bis auf das letzte Gemälde aufgerollt worden. Die

Literatur von ehemals hat ihre Wirkung gethan; was ſie geſäet, das habt ihr geerntet; wenn ihr andere Früchte wünſcht, habt ihr andern Samen und neue Arbeit nötig. Voltaire's Filoſofie, jene Quelle der gleichzeitigen Geſchichte, iſt erſchöpft, ſie iſt ausgetrocknet. Die Schüler des Verfaſſers der Jungfrau ſind überwunden, die Actionäre der Encyklopädie haben ihr Geſchäft beendigt; worüber ſoll man klagen? Wenn es getäuſchte Hoffnungen giebt, die nicht aus unſern Tagen allein ſtammen, die verjährt ſind, ſo kommt dies daher, weil es Einbildungen giebt, welche verjährt ſind. Es iſt ſehr wahr, daß gewiſſe ſociale Bedürfniſſe, die noch heut zu Tage ihre Befriedigung erwarten, ſchon in den erſten Zeiten der Revolution empfunden worden; aber damals war es, wie heute, blos die Begeiſterung hellſehender, poetiſcher Geiſter, das Aufwallen edler Herzen, es war nur Schaum, es waren hohle Blaſen. Der wahre Enthuſiasmus, welcher alle Hinderniſſe umſtößt, iſt der Erguß von Jedermanns Ueberzeugung; doch es bedarf eines langen Wachsthums, ehe die Meinungen der Einzelnen die einer Nation werden, ehe dieſe Meinungen ſich in Ueberzeugungen verwandeln und dieſe ihre Dämme überſteigen.

Wieviel Anhänger zählen die Meinungen, welche über den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge hinausgehen? Sehr wenige; und wenn ſie deren viele zählten, ſo wäre es um ſo ſchlimmer, denn dann wäre es leicht zu beweiſen, daß die Parteigänger der fortgerückten Ideen ſelbſt die Zahl und die Stärke ihrer Partei nicht kennen, weil ſie nicht einig und weil ſie ſich nicht gezählt haben. Warum würden ſie ſo verzagt ſein, wenn ſie einig wären und ſich ſtark fühlten? Wir mögen nicht dieſe Erklärung gewiſſer Umſtände aus unſern Tagen annehmen.

Der Literatenſtand war früher ein Prieſterſtand; heutiges Tages iſt er ein Handwerk. Die Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts liefen nicht dem Glücke nach, das Glück ſuchte ſie. Als die Vormünder der Menſchheit noch in der Dachſtube wohnten, ſtiegen die Könige hinauf, um ſie zu ſehen; ſeit ſie Wohnungen wie für eine Geliebte beſitzen, kommen nur Bediente zu ihnen, um ihnen für Jedermann lithografirte und nach Belieben mit dem oder jenem Namen verſehene Einladungen einzuhändigen. Die Gelehrten ſind, indem ſie aus ihren Stockwerken herabſtiegen, von ihrem Ruhme herabgeſtiegen. Als ſie noch arm waren, bettelten die Könige um ihren Beifall und erkauften ſie nicht. Früher, wenn ein ausgezeichneter Gelehrter in eine Geſellſchaft der vornehmen Welt eintrat, ſo war dies ein Ereigniß, welches den Gang des Geſprächs und der Unterhaltung veränderte; heut zu Tage wendet eine Frau nicht einmal den Kopf, wenn man den Namen eines berühmten Dichters anſagt, und Niemand läßt ſeinen Löffel voll Gefrornes zerfließen, um die Ausſprüche des erſten Filoſofen ſeines Landes zu hören.

Im achtzehnten Jahrhundert ſtanden die Gelehrten ſo hoch in der Achtung ihrer Zeitgenoſſen, daß ſie nur ihre Urtheile fallen zu laſſen brauchten, und alle Welt lief um die Wette herbei, um ſie aufzuheben. Jetzt, wo ſie ſich auf gleiche Höhe mit Jedermann geſtellt, gehen ihre Urtheile langſam von Haus zu Haus und ſteigen nur mit Mühe bis zu den höhern Claſſen hinauf, welche durch ihre Stellung ihnen nicht günſtig ſein dürfen und die ſie gewöhnlich mit Geringſchätzung zurückweiſen. Ehemals riß man ſich alle neuen Erzeugniſſe eines ausgezeichneten Schriftſtellers aus den Händen, jetzt bedarf es Prämien von 75,000 Franken, um die Welt dahin zu bringen, daß ſie Meiſterwerke leſen. In die Lotterie ſich ſetzen zu laſſen, iſt eine bezeichnende Erniedrigung und Züchtigung für Menſchen, die dem Glücksrade nachlaufen.

Die Gelehrten ſollten daran denken, daß ſie ihre alte Macht wieder erlangen, indem ſie ihre alte Unabhängigkeit wieder erlangen; wenn man von ſeinen eignen Leidenſchaften beherrſcht wird, ſo iſt es eine lächerliche Heuchelei, daß ſie die Könige beherrſchen. Ueberlaßt das Feld der Politik dem böſen Willen der Feinde des Fortſchritts; ihre Stärke rührt von ihrer Vereinigung her, und ihre Vereinigung von ihrem Widerſtand. Seit zwanzig Jahren hat eure drohende Stellung, den Ausbeutern der Menſchheit gegenüber, ſie gezwungen in Frieden beiſammen zu leben, ſich einander zu ſchonen und für ihre gegenſeitige Anſprüche eine Nachgiebigkeit zu zeigen, welche in der Geſchichte ohne Beiſpiel iſt. Zieht euch zurück, um ſie unter einander handgemein werden zu laſſen, und dann wird ſich der Sieg ohne Kampf auf die Seite der guten Sache wenden. Verjünget eure Herzen mit friſchen Hoffnungen, härtet eure verweichlichten Seelen wieder durch ernſte, gewiſſenhafte Studien. Der Geiſt kann ſich bilden im Weltverkehr, doch die Seele bildet ſich nur in der Einſamkeit; die filippiſchen Reden der neueren Demoſthene riechen nicht mehr nach der Lampe, aber auch ſie bleiben ohne Wirkung.

Glaubet, arbeitet und hoffet! und wenn ihr der Zukunft überdrüſſig ſeid und nicht glauben könnt, ſo liebet unterdeſſen.

„Wohl dem, der lieben kann und der in ſchwarzer Nacht,
Wenn er den Glauben ſucht, die Liebe treffen kann!
Er hat ein Lämpchen doch, den Morgen zu erwarten.
Wohl dieſem Herzen, wohl! denn Lieb' iſt halber Glaube.“

Wally, die Zweiflerin.

Roman von

Karl Gutzkow.

An einem ſchönen Sommermorgen ritt eine ſtolze ſchwäbiſche Amazone mit einem zahlreichen Gefolge von Anbetern im Boulogner Hölzchen einer von den kleinen Reſidenzen Deutſchlands ſpazieren. Ein junger Mann, der zu Fuß gekommen, um die friſche Luft des romantiſchen Wäldchens zu genießen, ſah mit ſehnſüchtigem Verlangen den Zug vorüberreiten. In dem Augenblicke, wo ſeine Augen dem Blicke der Amazone begegneten, gab dieſe ihrem Zelter einen kleinen Hieb mit der Reitgerte und ließ zu gleicher Zeit etwas Glänzendes in das Gras fallen. Der junge Fußgänger bückte ſich, um es aufzuheben. Ein, zwei, drei, vier, fünf: es waren fünf goldne Ringe, nicht mehr und nicht weniger. Die Dame hielt an in der Erwartung, daß man ihr ihre Ringe übergebe; doch der junge Mann, der nicht mehr Gewiſſen hatte als eine diebiſche Elſter, ſteckte ſie in die Taſche und entfernte ſich. Der vortreffliche junge Mann war durch ſeinen Namen auserwählt zu ſtehlen ohne gehangen zu werden, d. h. ein Eroberer zu ſein. Er hieß Cäſar, die Dame nannte ſich Wally.

Wally legte jedem ihrer Liebhaber, wenn die Rolle an ihn kam, den monatlichen Tribut eines goldnen Ringes auf, und ſie hatte die Gewohnheit, dieſe Zinsringe an ihre Reitgerte zu reihen. Sie war Atheiſtin, überdies ein liebenswürdiges Geſchöpf und erträglich dumm. Sie ſpielte Faro und hatte keinen Enthuſiasmus für die Natur, kein Gefühl für die Blumen, die ſie ohne Erbarmen kaute, wenn ihr ſolche in die Hände fielen. Sie ſagte: „Was Religion! was Weltſchöpfung! was Unſterblichkeit! Roth oder blau zum Kleide, das iſt die Frage. Obs beſſer iſt die Haare zu tragen à la Madelaine oder ſie zuſammenzukämmen zu chineſiſchem Zopfe? Tanzen — vielleicht auch Sprüchwörter aufführen —“

Cäſar war eben nach dem maleriſchen Ausdruck von Herrn Gutzkow in das zweite Drittel ſeiner Zwanziger getreten, was in gemein arithmetiſchen Ausdrücken bedeutet, daß er 24 Jahre alt oder es beinahe war. Doch trotz ſeiner Jugend war Cäſar ein vollkommener Menſch. Seine Stirn war von Runzeln gefurcht, wo die Erfahrung und Weisheit ihren Samen ausgeſtreut. Sein vergangenes Leben war ein mit toten Einbildungen bevölkerter Kirchhof. Er hoffte und fürchtere nichts mehr, er liebte nur ſich ſelbſt und haßte nur Gott.

Cäſar und Wally ſäumten nicht Bekanntſchaft zu machen, doch auf die Art, welche ſich für Weiſe wie ſie eignete. Sie ſpotteten ſeit ſechs Tagen darüber, daß Voltaire in ſeiner Jungfrau die Nachſicht gehabt, dem Todeskampf eine Weibertugend einzuräumen; ſie begannen ihre Liebeswoche mit dem Sonnabend. Wozu, ſagten ſie, nützen alle dieſe Formen, alle dieſe lächerlichen Bedenklichkeiten? Sind wir nicht Einer wie der Andere menſchliche für's Glück geborne Weſen? Bin ich nicht dein Bruder, biſt du nicht meine Schweſter? Hat uns die Natur nicht die heiligen Rechte des Fleiſches eingeräumt? Wohlan denn! Tod der Scham und es lebe der König der Wüſtlinge!

Doch wie ſind leider die mutigſten Frauen noch furchtſam! wie ſind die ſtarken Geiſter unter ihnen noch ſchwach! Wally ſelbſt mit allen ihren vortrefflichen Eigenſchaften, Wally, welche Faro ſpielte, welche weder an Gott noch an die Tugend glaubte, welche über die Scham, die Ehre der Frauen ſpottete, war zuweilen genötigt ihrem widerſpenſtigen Gewiſſen Gertenhiebe zu geben, und ohne Cäſars Hülfe wäre es ihr vielleicht nicht immer gelungen, es vorwärts zu bringen. Wie glücklich iſt eine Frau in ſolcher Lage, daß ſie einen geſchickten Stallmeiſter wie Cäſar bei ſich hatte, der ihr die Feinheiten der Reitſchule lehrt und die Kunſt, die eigenſinnigſte Tugend in ſtarken Galopp zu ſetzen. Wir werden eine kleine Probe geben von der Geſchicklichkeit und Fertigkeit des deutſchen Lovelace.

Da Wally auf dem Punkte ſtand, zu einer langen Reiſe aufzubrechen, ſo bat ſie Cäſar bei der letzten Zuſammenkunft, die er mit ihr hatte, um ein kleines Andenken als Zeichen ihrer Achtung und Freundſchaft. Da giebt es, ſagte er, ein reizendes Gedicht des deutſchen Mittelalters, der Titurel, in welchem eine bezaubernde Sage erzählt wird von Tſchiotulander und Siguna, zwei jungen Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, welche ſich gegenſeitig lieben und anbeten. Tſchiotulander bat an einem beſtimmten Tage, bevor er in den Krieg ging, Siguna, ſich vor ihm zu entkleiden, um ihn unverwundbar zu machen. Die ſanfte Siguna willigte mit Vergnügen ein, dem ſicambriſchen Achilles als Styx zu dienen und Tſchiotulander verſenkte ſich in ihre Reize und reiſte unverwundbar ab. Da er, Cäſar, nichts köſtlicher fand, als unverwundbar zu ſein, weil dies vom Heldenthum befreit, und da er genau in Tſchiotulanders Lage war, weil er die Abſicht hatte in die Bäder von Schwalbach zu gehen, wo die Gefahr einer Herzensverwundung droht, ſo wagte er Fräulein Wally zu bitten, ſich nackt vor ihn hinzuſtellen, um ſeine Augen zu ergötzen und ſeine Einbildungskraft für die ganze Zeit der langen Trennung zu verſorgen.

Wally betrachtete Cäſar einen Augenblick. Dann erhob ſie ſich ſtolz und verließ, ohne ein Wort zu ſprechen, das Zimmer.

Cäſar's Antlitz zeigte einen ſchmerzhaften Ausdruck. Er hatte das Höchſte bewieſen, deſſen ſeine Seele fähig war, die kindlichſte Naivetät, eine rührende Unſchuld bei einer Forderung, die empörend war; aber die Scham, die erſt in ihm aufglühte, verſchwand vor ſeinem Stolze, ſo edel und rein erſchien er ſich.

Sie iſt ohne Poeſie, ſie iſt albern, ich haſſe ſie! ſtieß er heftig heraus, indem er zornig mit dem Fuße auftrat. Sie hat nicht mich, ſie hat die Poeſie beleidigt. Sie ekelt mich an. Und er that den Schwur, nie wieder den Fuß in ihr Haus zu ſetzen.

Wir wünſchten, wir könnten Fräulein Wally gratuliren, daß ſie der Descamiſada-Poeſie des natürlichen, unſchuldigen, erhabenen Cäſar zu entrinnen gewußt; doch leider! ward ſie bald überwunden. „Schon im nächſten Augenblicke, als ſie gegangen war, war ſie ſich mit ihrer Tugend recht abgeſchmackt vorgekommen. Sie fühlte, daß das wahrhaft Poetiſche unwiderſtehlich iſt, daß das Poetiſche höher ſteht, als alle Geſetze der Moral und des Herkommens. Sie fühlte auch wie klein man iſt, wenn man der Poeſie ſich widerſetzt. Ach, das quälte ſie, untergeordnet zu ſein und weniger unſchuldig im Grunde, als die Poeſie die Menſchen braucht und ſchildert. Sie kam ſich verächtlich vor, ſeitdem ſie fühlte, daß ſie für die höhere Poeſie kein Gegenſtand war. Wie oft war ſie Cäſarn begegnet! Er blickte ſtolz! Er hatte eine Moral, die über der ihren war! Er konnte das Auge erheben, das Ideale hub es in ihm! Wally konnte nicht ſtolz ſein. An ihr ſchien die Reihe der Scham zu ſein. Sie fürchtete ſich vor Cäſar. Ihre ganze Tugend war armſelig, ſeitdem ſie ihm gleichſam geſagt hatte, die Tugend könne nur in Verhüllungen beſtehen, die Tugend könne nicht nackt ſein. Cäſar hatte an ihr den poetiſchen Reiz verloren.“

Wally entſchloß ſich, von einer rührenden Reue und wahrer, aufrichtiger Zerknirſchung bewegt, ihren Fehler wieder gut zu machen, wegen ihrer Beleidigung gegen die Poeſie um Verzeihung zu bitten und ſich ihres proſaiſchen Hemdes zu entledigen. Sie ſchrieb alſo an Cäſar folgendes allerliebſte Billet:

„Ich habe Sie beleidigt, Cäſar. Morgen um 10 Uhr Abends beſuchen Sie das Hotel des ſardiniſchen Geſandten. Sie werden von Auroren, die Sie erwartet, an einen Ort geführt werden, den Sie nicht verlaſſen dürfen. Schwören Sie mir, hinter dem Vorhang, den Sie zehn Minuten nach Zehn gütigſt zurückziehen wollen, nicht hervorzutreten! Cäſar ſchwören Sie mir. Ich ſchäme mich vor Ihnen, daß ich Scham hatte.“

Cäſar fehlte nicht bei dem Stelldichein. Am Hochzeitstag des ſardiniſchen Geſandten begab er ſich in das Hotel des Diplomaten und genau um 10 Uhr 10 Minuten zog er den Vorhang weg und hatte das Glück, Wally's Tugend ohne häßlichen Putz zu ſehen. Der neue Tſchiotulander kehrte davon, ganz taumelnd von Trunkenheit, zurück. Hierauf kam der ſardiniſche Geſandte hinzu, welcher ſeine junge Frau umarmte, ohne ihr das geringſte Bändchen zu zerknittern: der gute Mann, der niemals von Titurel hatte ſprechen hören, argwöhnte von Allem nichts. Das Geheimniß ward bewahrt. — Wally läßt, nachdem ſie nach dem Geſetze des Fleiſches gelebt und ihre Leſer mit Langeweile gequält, ſich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren, indem ſie ihr Leben mit einem Selbſtmord beſchließt. Es wäre ein ſehr großes Glück, wenn das Laſter nie liebenswürdiger, der Unglaube nie geiſtreicher wäre als ſie ſich in Wally's und Cäſar's Worten und Meinungen offenbaren. Dieſer langweilige Roman hätte hingereicht, um Voltaire in einen Betbruder zu verwandeln und alle gefälligen Frauen des ancien régime in Spröde. Mit Ausnahme der Kritiker, welche ſich wie Geier und Raben auf das Aas ſetzen, wird das Leſen von Wally Jedermann anekeln.

Wir würden uns ſchämen, mit Cäſar in eine ernſte Erörterung über ſeine moraliſchen und religiöſen Meinungen einzugehen. Er iſt ungläubig aus Windbeutelei und laſterhaft, um den Sitten der großen Welt nachzuäffen; aus Brocken, die von Voltaire's Tiſchtuch gefallen, hat er ſich eine kleine Lehre vom ſchlechteſten Geſchmack zuſammengeſetzt; er glaubt Filoſof zu ſein, er iſt nur lächerlich.

Und das iſt jener berüchtigte Roman, welcher dem Frankfurter Bundestag als Fieschi-Attentat gedient, der ihm einen Vorwand geliefert, um die ſeit langer Zeit vorbereiteten Maßregeln gegen die Preſſe auszuführen! Aber glaubet nicht, daß man ſich damit begnügt, den Einſchüchterungsgeſetzen nachzuäffen: der durchlauchtigſte Bundestag würde vor Scham erröten, wenn er ſähe, daß man ihm die Eigenthümlichkeit in Betreff des thieriſchen Despotismus ſtreitig mache!

Er hat über jene Einſchüchterungsgeſetze geſpottet, die er mit mitleidiger Miene als Ermunterungsgeſetze anſieht; er hat ſie nicht nachahmen, ſondern lächerlich machen wollen, indem er zeigte, welch' armen, beſchränkten Geiſt ihre Verfertiger gehabt und wie weit ſie unter den Frankfurter Geſetzgebern ſtänden, welche allein dem Volke gegenüber jene Kühnheit und Unverſchämtheit haben, die den Charakter eines jeden wahren Staatsmannes bezeichnen.

In Frankreich, wo die Einnahme der Baſtille und die Marſeillaiſe die Einſicht eines Jeden bei ähnlichem Stoff etwas ſchwerfällig gemacht, wird man Mühe haben zu begreifen, welchen neuen Verfolgungen die Preſſe in einem Lande wie Deutſchland ausgeſetzt ſein kann, wo die Cenſur ſtets ebenſowol die Literatur wie die Politik, die Bücher wie die Journale getroffen. Ihr würdet nie die Verantwortlichkeit eines Schriftſtellers mit der vorläufigen Cenſur ſeines Werkes vereinigen können. Zerbrecht euch den Kopf nicht, um jene Freiheit deutſcher Rechtswiſſenſchaft zu durchdringen: das lateiniſche Viertel würde in Maſſe daran ſein Latein verlieren. Ich erinnere mich, daß ich ſelbſt ſchon vor vielen Jahren zu einer Geldſtrafe verurtheilt wurde wegen eines Zeitungsartikels, der cenſirt worden und bei dem man erſt ſechs Wochen nach ſeinem Erſcheinen daran gedacht hatte, ihn ſträflich zu finden. Als ich in Betreff dieſer Umſtände auf meine Verantwortlichkeit mich bezog, ſagte man mir, ich ſei doppelt ſtrafbar: erſtens wegen der Unpaſſendheit des beſchuldigten Artikels, dann weil ich den unſchuldigen Cenſor in Verſuchung geführt. Iſt dieſer Spruch nicht hübſch?

Der Fall mit dem Verfaſſer von Wally iſt genau derſelbe. Das Werk war mit Genehmigung der Cenſur erſchienen und vor mehreren Monaten veröffentlicht worden, als auf einen Angſtſchrei des Herrn Menzel, der in dieſem Roman ein ſchreckliches Bugſirſchiff ſah, das fähig wäre die franzöſiſche Revolution gegen Wind und Flut nach dem Schwarzwald hin vorwärts zu bringen, die Regierung des Königs von Baiern, jenes Modeneſerherzogs von Deutſchland, in Beſtürzung geriet und ſich an die Weisheit und die Kraft des Frankfurter Bundestags wandte. Dieſer demaskirte alsbald eine ſeiner geſetzgebenden Reſervebatterien und ließ das grobe Geſchütz ſpielen, um die arme kleine Wally und ihren Liebhaber, den natürlichen Tſchiotulander, zu töten. Herr Gutzkow ward, nachdem er einſtweilig verhaftet, zu einer Gefängnißſtrafe von drei Monaten verurtheilt und ſein Roman mit Beſchlag belegt. Aber der Bundestag begnügte ſich nicht mit dieſer gewöhnlichen Rechtspflege. Alle andern Werke des Verfaſſers von Wally, ebenſo die ſchon herausgegebenen, als die, welche er eines Tages herauszugeben beabſichtigen könnte, ſeine wahrſcheinlich mit darunter verſtandenen nachgelaſſenen Werke ſind für die Ewigkeit verboten worden. Dieſelben Maßregeln wurden gegen vier oder fünf andere Schriftſteller angewandt, denen man früher nie etwas vorzuwerfen gedacht hatte und deren ſämmtliche ſeit mehreren Jahren herausgegebenen Werke mit Genehmigung der Cenſur erſchienen waren. Auf dieſe Art hat der Frankfurter Bundestag aus dem Schriftſtellerſtande ein bürgerliches und politiſches Recht gemacht und das Strafgeſetzbuch mit der literariſchen Enthauptung bereichert. Hänge dich, Figaro, du haſt dies nicht erraten.

In der That muß jeder Fremde, welcher politiſchen Meinung er auch angehöre, über dieſe Sache erſtaunen. Niemand wird begreifen, wie im neunzehnten Jahrhundert ein eben ſo lächerlicher als wilder Despotismus es gewagt, ſich mit ſolcher Frechheit vor Frankreich, England, der Schweiz und Belgien zu zeigen. Man wird ſich fragen, ob der Frankfurter Bundestag, dadurch daß er den Deutſchen ſelbſt die gemäßigtſte Preßfreiheit verweigert, ſie hat erinnern wollen, daß dieſe Völker die Preßfreiheit erſt genießen können, wenn ſie eine Revolution gemacht und ihre Könige verjagt haben. Man wird ſich fragen, ob der durchlauchtigſte Bundestag den Verſtand verloren. Darauf erwiedern wir, daß die Leidenſchaft keinen Verſtand hat und daß unter allen Leidenſchaften die Furcht die unvernünftigſte iſt. Die heroiſchen Fürſten des deutſchen Bundes haben drei Jahre lang an dem Schrecken gezittert, den ihnen der Zorn des franzöſiſchen Volkes eingejagt, welcher doch nur drei Tage gedauert hat. Seit Frankreich nicht mehr grollt, haben ſie ſich von ihrem Schrecken erholt und ihre Wiedervergeltung genommen. Die Feigen ſind in der Rache ſtets die Grauſamſten. Nach der Revolution von 1830 gab es einen Hof in Deutſchland, wo man zu jeder Stunde einen Volksaufſtand erwartete und wo man alle zu einer möglichen Auswanderung erforderlichen Vorbereitungen getroffen hatte. Die Koſtbarkeiten wurden eingepackt, um außer Landes geſchafft zu werden; die Reiſewagen ſtanden bereit; erlauchte Perſonen hatten ſich auf alle Fälle mit Päſſen unter falſchen Namen verſehen; man war Tag und Nacht auf ſeiner Hut. Wenn es ſich in dieſer Zeit zutrug, daß Betrunkene einen nächtlichen Lärm auf der Straße verurſachten, ſo erbleichten der Souverän und ſeine Räte, ſeine Gemahlin und die Kammerherrn fielen in Ohnmacht, und die Prinzeſſinnen fingen an zu weinen. Sie glaubten, die Revolution wäre ausgebrochen, und die Piken und die rothen Mützen würden nicht ſäumen ſich zu zeigen. Erſt nach Polens Fall ließ der Schrecken dieſer Höfe nach und ſeitdem erſchöpft ſich der Frankfurter Bundestag in geſetzgebenden und ſtrafenden Artigkeitsgeſchenken, welche die unglücklichen Bürger dafür beſtrafen, daß ſie die ſchönen Prinzeſſinnen und ihre ſchönen Kammerherrn nur erſchreckt.

Der Vorwurf, den man Herrn Gutzkow und den andern unter dem Namen des „jungen Deutſchlands“ begriffenen Schriftſtellern macht, daß ſie den chriſtlichen Glauben untergraben und die Sitten verderben, iſt nur Vorwand und Verſtellung. Die einflußreichen Staatsmänner des deutſchen Bundes ſind von Herzen Juden; ſie haben keinen andern Gott als das Gold und keinen andern Herrn als den König Salomo; ſie machen ſich über das Chriſtenthum luſtig. Sie wären zu glücklich, wenn ſie die Sitten der Jugend erſchlaffen ſähen; die Sittenverderbniß wäre ein köſtliches Unterpfand für jene Kriecherei, die man im Volke zu bewahren und zu verewigen ſtrebt; ſie würde kräftig dazu beitragen die Staatsreligion Oeſterreichs, die geheime Polizei, unter jener großen Menge von Deutſchen fortzupflanzen und einzurichten, welche bis auf dieſen Tag noch Heiden ſind und nicht an die Heiligkeit der Offenbarungen glauben. Doch es handelt ſich hier weder um Religion noch um Moral; wenn es nur dies wäre, ſo hätte die Cenſur hingereicht, um gefährliche oder angeblich gefährliche Lehren zu unterdrücken. Die Verfolgungen gegen die Schriftſteller des jungen Deutſchlands haben einen ganz andern Grund. Es liegt dem Frankfurter Bundestag daran, niederzuſchlagen was kein Cenſor der Welt je hat erreichen können: den Geiſt. Die mit dem Bann belegten Schriftſteller haben Geiſt und vor Allem haben ſie einen ſchönen Stil; das iſt ihr ganzes Verbrechen. Dieſe Erklärung muß den Fremden ſehr lächerlich vorkommen; doch für die Deutſchen, welche das Verfahren ihrer Regierungen kennen, iſt das Lächerliche dieſer Erklärung ein Grund mehr, um es anzunehmen. Sehen wir zu was es iſt.

Im ſechszehnten Jahrhunderte hatte Luther für die deutſchen Fürſten das gethan, was ein Jahrhundert ſpäter der Cardinal Richelieu für die Könige von Frankreich that. Der Eine wie der Andere ſind in ihrem Lande die Gründer der monarchiſchen Gewalt geweſen, dadurch daß ſie das Gegengewicht vernichteten, welches die Geiſtlichkeit in Deutſchland, der Adel in Frankreich dem Abſolutismus der Souveräne entgegengeſetzt. Richelieu beſiegte den Adel mit Strafen und Kerker; Luther beſiegte die Geiſtlichkeit mit der Wiſſenſchaft und Filoſofie. Seit jener Zeit iſt der Unterricht in Deutſchland ein mächtiges Regierungswerkzeug geweſen, er hat den proteſtantiſchen Fürſten viel mehr Dienſte geleiſtet als die Unwiſſenheit den katholiſchen Fürſten. Es giebt nichts Merkwürdigeres als die Künſtlereiferſucht, welche immer zwiſchen Oeſtreich und Preußen durch die Ueberlegenheit ihrer beiderſeitigen Regierungsmittel beſtand. Preußen an der Spitze des Proteſtantismus vertheidigte die Vortrefflichkeit des Unterrichts; Oeſtreich an der Spitze des Katholicismus die der Unwiſſenheit; doch das Eine wie das Andre hatten denſelben Zweck: den Despotismus. In den proteſtantiſchen Ländern war die Wiſſenſchaft die zweite bewaffnete Macht; man legte ſie als Garniſon in die feſten Plätze, Univerſitäten genannt. Die Profeſſoren waren die Offiziere, die Studenten die Soldaten. Der Unterricht hatte keinen andern Zweck als „Staatsdiener“ zu bilden, wie man aus Artigkeit in Deutſchland die Diener der Fürſten nennt.

Vor Luther waren alle Bücher lateiniſch geſchrieben; ſeit ihm fingen die Schriftſteller an ſich der lebenden Sprache zu bedienen, was die despotiſchen Abſichten der Fürſten ausnehmend begünſtigte, indem es mehr und mehr die Wiſſenſchaft und die Literatur in die Claſſe der Gelehrten einzwängte und ſo ihre Verbreitung hinderte. Wenn die Schriftſteller fortgefahren hätten lateiniſch zu ſchreiben, ſo wäre es mit der Zeit mit den Freunden des Volkes zuſammengetroffen, welche zu deſſen Nutzen die lateiniſchen Bücher überſetzt hätten; indem aber die Profeſſoren deutſch ſchrieben, d. h. ein officielles, verabſcheuungswürdiges Deutſch, das eben ſo unverſtändlich als das Hebräiſche und das Niemand ſich einfallen ließ aus dem Deutſchen ins Deutſche zu überſetzen, blieben das Leſen und der Unterricht ſtets vom Volke entfernt, und die Regierungen hatten keine Unruhe mehr über die Dauer ihrer Allgewalt, welche durch die allgemeine Entwaffnung der Volksintelligenz geſichert ward.

Wir kommen zur Sache. In unſern Tagen gedachten endlich Schriftſteller von Geiſt und Mut, die des jungen Deutſchlands, die Wiſſenſchaft, die Filoſofie, die Moral, die Politik zu verbreiten, indem ſie ſie aus dem Gelehrtendeutſch in das allgemein verſtändliche Deutſch überſetzten. Die proteſtantiſchen Regierungen ſind darüber erſchrocken; in dem Maße als der Unterricht ſich fortpflanzt, verlieren ſie ihr mächtigſtes Werkzeug für den Despotismus und zugleich ihre Uebermacht über die katholiſchen Staaten, und ſie fühlen, daß es dann zu ſpät iſt den Unterricht durch die Unwiſſenheit zu erſetzen. Preußen hat kein Gegengewicht der Macht Oeſtreichs mehr entgegenzuſtellen, das die Unwiſſenheit ſeiner Völker furchtbar macht, und dieſe triumfirt.

Die Verfolgung, welche man gegen die Schriftſteller des jungen Deutſchlands anſtellt, hat noch einen andern Grund. Bis in die letzte Zeit iſt die periodiſche Literatur in Deutſchland faſt mit wenigen Ausnahmen in den Händen der Schriftſteller letzten Ranges geweſen. Die ausgezeichneten Schriftſteller, die wahren Gelehrten verſchmähten es an der periodiſchen Literatur Theil zu nehmen, wie ehedem der Adel ſich durch Betrieb der Induſtrie zu erniedrigen glaubte. Die Schriftſteller des jungen Deutſchlands hatten einige geachtete literariſche Journale gegründet und ſie beabſichtigten deren noch andere zu bilden. Mehrere ausgezeichnete Profeſſoren Preußens hatten ſich durch den Geiſt dieſer jungen Schriftſteller verleiten laſſen ſich als Mitarbeiter an ihre Journale zu binden. Die preußiſche Regierung iſt über dies Neue erſchrocken, als über den Anfang einer Zerſtückelung der Grundſtücke der Wiſſenſchaft. Das iſt der Grund, weshalb Herr Gutzkow und ſeine Mitſchuldigen im ſchönen Stile mit dem literariſchen Tode beſtraft worden; ich ſollte ſagen, das iſt es gerade, was eure Tochter ſtumm macht; denn ich zweifle in der That daran, ob ich den Franzoſen den politiſchen und literariſchen Galimatias des durchlauchtigſten Frankfurter Bundestags deutlich erklärt habe.

Ende.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Briefe des jungen Börne.

Briefe

des jungen Börne

an

Henriette Herz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Louis ([illegible]on) Baruch — ſo hieß damals Ludwig Börne — aus Frankfurt am Main kam ſiebzehnjährig als Penſionair in das Haus des Profeſſors Markus Herz nach Berlin. Er ſollte ſich unter den Augen dieſes berühmten Arztes frühzeitig für das ärztliche Studium vorbereiten. Im November 1802 trat er in dies Verhältniß ein. Er fand eine ſchöne, gebildete, liebenswurdige Hauswirthin und verliebte ſich bald in ſie. Aus ſeinen Briefen nach Hauſe und aus einem Tagebuche, das er führte, hat er ſpäter für Madame Herz, welche zu wiſſen wünſchte, wie dieſe Neigung in ihm entſtanden ſei und ſich entwickelt habe, ſelber die betreffenden Stellen, wie ſie hier folgen, zuſammengeſchrieben und mit einigen Anmerkungen erläutert. Markus Herz ſtarb ſchon im Januar 1803 und das Verhältniß des jungen Penſionairs mußte aufhören. Die weitern Billete und Briefe bedürfen keiner Erläuterung.

Henriette Herz, geborene de Lemos aus Hamburg, wird in den Briefen und biographiſchen Mittheilungen, welche uns das ehemalige Berliner Leben vergegenwärtigen, häufig genannt als die Gattin eines der ausgezeichnetſten Aerzte, als der Mittelpunkt eines mannigfaltigen geſelligen Kreiſes, als die Freundin und Zeitgenoſſin von Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, Friedrich und Dorothea Schlegel, Rahel von Varnhagen und von vielen andern hervorragenden Geiſtern. Vor allem war ſie wegen ihrer ſtrahlenden Schönheit allgemein bewundert und gefeiert, und dieſer Schönheit beſonders, von der alle Augenzeugen mit Entzücken und Begeiſterung redeten, verdankt ſie ihre unvergängliche Berühmtheit.

Als der junge Börne ſie kennen lernte, war ſie als achtunddreißigjährige Frau noch immer eine überaus glänzende Erſcheinung; wie groß der Eindruck war, den ſie auf ihn hervorbrachte, beweiſen die vorliegenden Briefe. Es wird wohl niemand dieſe Ergüſſe eines friſchen und leidenſchaftlichen Herzens leſen können, ohne davon bewegt und ergriffen zu werden. Sie zeigen uns zum erſtenmale den jungen Börne, und merkwürdig iſt es zu ſehen, wie in dieſen fruhſten Aeußerungen eines Jünglings von ſiebzehn oder achtzehn Jahren der ſpätere Börne ſchon ganz fertig iſt: der Witz, der Humor, die Weichheit, die Unart, die Eigenwilligkeit des ſpäteren Schriftſtellers. Seinen Witz darin zu vermiſſen, wäre ein Mangel on Scharfblick; auch in Schmerz und Wehmuth iſt der Typus ſeines Witzes, das Launenſpiel ſeiner Gedanken, die Verbindungen und Uebergänge derſelben, deutlich ausgedrückt; daß es ſpäter oft in Scherz und Luſtigkeit hervorbrach, iſt das Zufällige des Stoffes und der Wendung, nicht das Weſentliche des Talents.

Mögen Alle, die an dem hellen Geiſt, der warmen Vaterlandsliebe, dem muthigen Freiſinn des edlen Mannes ſich erfreuten, auch dieſem ſeinem Jugendbilde ihren Antheil ſchenken!

BLIOTHECA
REGIA
ONACENSIS

1.

Dienstag, den 9. November 1802.
(Vormittags 12 Uhr.)

Mir iſt nicht wohl, mir iſt nicht weh. Ich bin nicht froh, ich bin nicht traurig...... Mein Herz klopft in langſamen, ſtarken Schlägen...... Wenn nur bald jemand käme, mir wird die Zeit lange. Jetzt ſchlägt es 12. Es wird erſt um halb 3 gegeſſen. Dieſe Einrichtung gefällt mir nicht, doch ich will und muß mich drinn ſchicken und mein Mißbehagen verbergen. Ich bin ſo ängſtlich. Warum? Ich wollte ich hätte Herzen ſchon geſprochen. — Wie gefällt mir Madame Herz? Ich habe ſie noch nicht recht angeſehen. Schön iſt ſie, auch höflich und zuvorkommend gegen mich. Wenn ſie nur nicht ſtolz iſt: das wäre mir fatal; denn ich mache nicht gern Complimente, und Madame Herz wird wiſſen, daß ſie ſehr gelehrt iſt und den Ruf dafür hat. Lion, Lion, nimm dich in acht und ſey nicht dumm! Wenn ſie nur alle mögliche Vollkommenheiten hätte, damit ich ihr nicht zu ſchmeicheln brauche. - Wer iſt denn wohl das Mädchen, das ich bey Madame Herz geſehen habe? Ihre Tochter? nein. Sie iſt ja ſchon ziemlich erwachſen. Ihre Schweſter? das kann ſeyn. Wenn ſie nur auch im Hauſe wohnte, ſie gefällt mir ſehr. — Ich bin neugierig was der Bruder der Madame Herz für ein Menſch iſt. Wenn wir nur gute Freunde werden. — Mein Zimmer gefällt mir nicht. Es wird mir wohl noch manches mißfallen. — Ich habe mir aber auch alles zu ſchön, zu herrlich ausgemalt ..... Wie träumte ich dieſe Nacht mit offnen Augen, ſo freundliche, liebliche Träume! — — — Und nur Träume? — — Wird die Wirklichkeit meinem Bilde nicht entſprechen? Geduld, es muß ſich bald zeigen. — O nur Menſchen, guter Gott, nur gute Menſchen, die mich lieben, die ich lieben kann. Jetzt wird mir beſſer. Ich fühle mich leichter. — — Es iſt eine Leere in meinem Herzen, ein Verlangen in meiner Bruſt; ſoll denn nie dieſe Lücke ausgefüllt, dieſes Sehnen nie geſtillt werden? — niemals? — — Nur eine Seele, nur ein Herz dem ich ergeben bin, und weiter nichts — — Henriette, gute Henriette! — — — Die Gedanken, die ich in Gießen, in den erſten Stunden meines dortigen Aufenthaltes hatte, dieſelben dringen ſich mir auch heute am erſten Tage meines Hierſeins auf. — .... Jetzt ſchlägt es halb 3, jetzt wird Profeſſor Herz bald nach Hauſe kommen. — Ich bin ſehr froh daß die Frau Profeſſorin keinen Puder in die Haare, und keine Ringe am Finger trägt. — Ich wollte mich ſehr freuen, wenn ich Madame Herz recht lieb bekommen könnte. — Was ſoll ich denn zu Herz ſagen? Ich bin ein wenig verlegen. — — —

2.

Dienstag, den 9. November.
(Nachmittags 5 Uhr.)

O, es ſind herrliche Menſchen! wie gut und herzlich. — ...... Ihre Schweſter, wie munter und liebenswürdig ... Noch nie hat mir ein Frauenzimmer beſſer gefallen. Hat ſie nicht einige Aehnlichkeit mit H.? Gutes, liebes Mädchen ... O wüßteſt Du, wie oft ich an Dich denke, wie hell Dein Bild noch in meinem Herzen lebt, wie warm, wie brüderlich ich Dich noch liebe!!! Du warſt das erſte Geſchöpf, das mich erfahren ließ daß ..... Du warſt das einzige Herz, dem ich theuer und lieb war! — Wann werde ich Dich wiederſehen? Deine blauen Augen.

(Nachts 11 Uhr.)

Welche Augen! Welch ein holdes Lächeln! Welche Freundlichkeit umfließt den Mund! — Ich habe keine Worte. — Wer die Sprache erfand, hatte kein Gefühl für Schönheit; das erſte ſchöne Weib hätte ſeiner Erfindung geſpottet. — Ich habe keine Worte ...... O, daß es mir gelänge, die Zufriedenheit und den Beyfall dieſer liebenswürdigen Frau zu erlangen. — Ich will alles thun was ihr gefallen muß: alles was gut iſt und ſchön. — Gott des Traumes! Schicke mir liebliche Träume ...... So wäre nun der erſte Tag vorüber. Und ſo wird der zweite und der dritte, ſo werden ſie alle verfließen. — Furcht und Hoffnung. — Ich bin ſchwach, ſehr ſchwach, und nicht gewohnt meinen Leidenſchaften Zügel zu geben, und bin in einer Stadt, wo mich Verführungen, Reizungen und Lockungen aller Art umgeben. Werde ich mich nicht ſehr bald zum Böſen verleiten laſſen? Und mein heißes Blut? — Nein. — Madam Herz — Nein. — Schon 12 Uhr? — Beſcheine mich freundlich, morgende Sonne, beſcheine mich freundlich und ſey mir hold! — Ich bin noch gar nicht ſchläfrig. — —

3.

Sonnabend, den 13. November.
(Morgens 10 Uhr.)

Montag Abend bin ich hier angekommen. Ich war ſehr müde und blieb die Nacht im Gaſthofe. Den andern Morgen um 10 Uhr ging ich zu Herrn Profeſſor Herz. Ich traf ihn nicht zu Hauſe, aber ſeine Frau... Sie können ſich denken, liebe Eltern, daß ich ein wenig Herzklopfen hatte, als ich zu Madam Herz in die Stube trat. Meine Aengſtlichkeit verlor ſich ſogleich nachdem ich ſie geſehen und gehört hatte. Sie empfing mich ſehr freundlich. — Herz iſt ein ſehr guter Mann. — Madam Herz beſucht mich oft in meinem Zimmer.... Sie kann mich ſehr gut leiden. — Sie kennt 4 fremde Sprachen. Haben Sie das je von einer Frau gehört? Sogar griechiſch. — Ich will mich recht gut aufführen, liebe Eltern, und fleißig ſeyn, damit Mad. Herz mit mir zufrieden iſt. —...... Ich war auch ſchon in der Comedie, unſre gefällt mir beßer. Aber Iffland müßten Sie ſpielen hören. —... Es geht ſehr vornehm zu. — — —

4.

Sonnabend, den 13. November.
(Morgens 12 Uhr.)

Wie ſtill iſt es in dieſer Straße, man hört ja kaum alle Stunde einen Wagen vorbeifahren; und eine häßliche Straße. — Mein Zimmer fängt doch an mir beſſer zu gefallen als im Anfang. — Eine blaue Decke, einen Himmel über mir. — Ein ſchöner Himmel, ſtatt Engel Fledermäuſe! Ich leſe die Morlacken; zuweilen lege ich das Buch hin; hör ich aber jemanden kommen ſo nehme ich's geſchwind wieder in die Hand. Ein Symptom der Faulheit würde Profeſſor Herz ſagen, wenn ers wüßte. Ja wohl, ja wohl! — Mit welchen Entſchlüſſen kam ich nach Gießen! Welche gute Vorſätze faßte ich dort! Und hielt ich ſie? nein. Wird es mir hier wohl beſſer gehen? Ja, gewiß! Und ſchöne frohe Tage breiten ſich vor meinen Augen aus; Tage der Freude und des Genuſſes. — Wie froh bin ich! — — Da gieng ſie weg! Ihre freundliche Sorgfalt wegen meinem Butterbrodt entzückt mich. Ich fühle mich ſo unwiderſteblich angezogen. Ich glaube ich würde ihr ohne Scheu alle meine Gedanken ſagen, wenn ich nicht fürchtete ſie ſagte alles ihrem Manne oder ihrer Schweſter wieder. — Herrliches Brodt hat man hier, das muß ich geſtehen. Und aus ſolchen Händen. Wahre Götterſpeiſe. Geſtern Abend fragte mich Herz ob ich auch ſchon etwas geleſen habe; ich antwortete: nein, und ſchämte mich zu geſtehn daß ich viele Romane geleſen habe. Das iſt ſonderbar, und gar nicht mir gemäß. Ich habe ſo was nie verhohlen. Und warum denn dießmal? Ich hatte aber noch nie mit einem Herz zu thun. Würde er ſich wohl darüber aufgehalten haben, wenn ich's ihm geſtanden hätte? — — — Iffland ſpielt herrlich. Welch eine deutliche kraftvolle Sprache! Er ſagte einmal: topp! und ſchlug in die Hände. Wie ſchön war das. Die andern gefielen mir nicht, außer das Frauenzimmer, das des Bürgermeiſters Frau ſpielte. (Viertelsmeiſter Iffland.) Schöne Decorationen! Unſer Haus kömmt mir viel größer vor. (Jezt finde ich es anders.) Schlechte Anſtalten für Erfriſchungen. (Reibedanz Conditorey habe ich erſt ſpäterhin entdeckt, ich wollte ſie wäre mir immer unbekannt geblieben.) — — — Brenna kann Federn ſchneiden; das muß ich meiner Schweſter ſchreiben ....

An Madam Herz.

Ich habe mich entſchloſſen, meine Lebensgeſchichte in Quart herauszugeben. Das Buch wird folgenden Titel bekommen:

Ludwig Bartel,
ein pſychologiſcher Roman.

Berlin 1804.

5.

Sonnabend, den 13. November.
(Nachmittags 4 Uhr.)

..Gut, liebe Schweſter, Du willſt es, und ich habe es Dir verſprochen....aber ich weiß gar nicht wo und wie ich anfangen ſoll. Welcher Menſch könnte aber auch hier beſchreiben? — Nein, gute Schweſter, ſey nicht böſe, ſie gieng ſo eben von mir weg, — und — ich kann nicht. Ein andermal werde ich geflißentlich einen ganzen Tag ihren Augen auszuweichen ſuchen, damit ich Dir von ihr ſchreiben kann. Das größte Opfer meiner brüderlichen Liebe, das ich Dir je gebracht habe, und bringen werde!..... Alles was man bei uns von ihr ſprach, und alles was man uns von ihr erzählt hat, iſt nichts. Du mußt ſie ſelbſt ſehen..... Auch hat ſie eine Schweſter, die ihr zwar nicht an Schönheit, aber an Liebenswürdigkeit und muntrer Laune völlig gleichkömmt. — Dmlle. Wezlar, erinnre ich mich, war einmal in Verlegenheit welchen deutſchen Namen ſie ſich beylegen ſollte. Sie kann ſich Brenna nennen, ſo heißt die Schweſter der Mad. Herz. — Unter euch Frankfurter Mädchen, die kein Schweinefleiſch eſſen, habt Ihr nicht eine einzige Brenna aufzuweiſen. Du und Deine Schweſtern mögen dieſe Unart nicht meinem böſen Herzen zuſchreiben. Sie iſt wahr, und fließt bloß aus dem Kopfe. — Du ſollteſt nur einmal ſehen wie fleißig Brenna iſt, und wie ſchön ſie zeichnet. — Zeige dieſen Brief ja nicht an Dmlle. Trier, ſie würde gewiß ſagen: habe ich's doch voraus gewußt, ſobald Dein Bruder nach Berlin kömmt, macht er ſich über uns luſtig und ſpottet über uns. Freilich hätte ſie ſo ganz unrecht nicht — die neuen Gegenſtände zerſtreuen mich noch zu ſehr, ſobald ich aber wieder zu mir ſelbſt werde gekommen ſeyn, will ich Anſtalten treffen mich in Brenna zu verlieben. Lache nicht, liebe Schweſter, es iſt mein völliger Ernſt. Sage es aber ja dem Vater nicht, der würde denken: dazu hätte ich ihn nicht nach Berlin zu ſchicken brauchen, das hätte er hier auch thun können. Und er hätte recht. Alſo ich bitte Dich, erzähle es ihm nicht. — Ich bin recht froh und glücklich hier. Ich fühle mich ſchon wie zu Hauſe, oder vielmehr noch beſſer. — Herz iſt ein ſehr guter Mann und läßt ſich meine Studien recht angelegen ſeyn........

Ich küſſe Deinen Jungen hundert tauſendmal. Sobald er ſchreiben kann, wollen wir recht viele Briefe miteinander wechſeln. Ich grüße Deinen Mann und Deine Schwiegermutter recht herzlich. —

6.

Sonntag, den 21. November.
(Abends 7 Uhr.)

Wenn ich Stunde bei ihr habe, das iſt meine ſchönſte Zeit; aber lernen werde ich nicht viel. Wer kann aber auch da aufmerkſam ſeyn, wenn man ihr ſo nahe iſt, ſo nahe ihren ſchwarzen Augen. —

Ich wollte Madam Herz wäre meine Mutter, oder ich könnte meine Mutter ſo lieben wie ſie. —

Ich merke jetzt, daß ich Mad. H. lieber habe als alle Menſchen. Wenn ſie's nur wüßte. Ich habe es ihrem Manne ſchon geſagt; bey der erſten Gelegenheit will ich's ihr ſelbſt ſagen. —

Man hat mir zu Hauſe viel geſagt, wie mäßig man hier ißt. An unſrem Tiſche finde ich das nicht. — Auch fühle ich nicht das Feuer und die Wißbegierde in mir, die man haben muß, um etwas großes zu werden. —

Ganz ſonderbar iſt's daß mir Brenna manche Tage gefällt, und manche Tage gar nicht. —

Ich möchte Mad. Herz immer ehrfurchtsvoll den Rock küſſen, wenn ſie zu mir kömmt. Ich finde darin ſo was Erhabenes, Herablaſſendes. —

Geſtern habe ich ihre Schweſter geſehen, die ſcheint mir ganz außerordentlich ſchön. Wer die andere war, weiß ich nicht, aber ſie gefiel mir gar nicht. —

Geſtern Vormittag habe ich bei Mad. Herz einen Menſchen geſehen mit einem blauen Rock, der ſieht ſo recht aus wie ein Frankfurter Judengalant. —

Profeſſor Herz hat zwar ein kluges Geſicht; aber man ſieht ihm den großen Mann gar nicht an. —

Mir wird dieſen Abend die Zeit recht lang, und Madam Herz war noch gar nicht bei mir. — (Damals kamen Sie täglich zum wenigſten 3, 4 mal in meine Stube und wenn Sie einmal zur gewöhnlichen Zeit Ihres Beſuches ausblieben, ward ich ganz unruhig, und fühlte recht was mir fehlte. Damahls. Jezt iſt es nicht mehr ſo. —) — Ein Kenner des menſchlichen Herzens und deſſen Schwächen, ſollte ein Buch über die Kunſt zu ſchmeicheln, ſchreiben. Der Verfaſſer müßte aber ein Franzoſe ſeyn. Ich überſetzte es dann in's Deutſche und begleitete es mit erläuternden Anmerkungen. (In Gießen hatte ich einmal einen Entwurf eines Buches: über die Kunſt zu ſchmeicheln, geſchrieben. Ich hatte es niemanden weiter als Hezels Tochter zu leſen gegeben; und ich hatte das Unglück mir dadurch auf eine lange Zeit ihre Gunſt zu entziehen. Sie können ſich leicht denken, wie das zugieng. Um ſie wieder zu verſöhnen, machte ich ein Anhang zu meinem Buche, worin ich ſagte daß bey manchen Menſchen, Schmeicheley, auch die allerfeinſte, nichts helfe. Dies erwarb mir wieder, was ich verloren hatte.)

7.

Montag, den 29. November.
(Morgens 8 Uhr.)

Profeſſor Herz will haben ich ſoll mich am frühen aufſtehen gewöhnen, heute habe ich den Anfang gemacht, und ich ſaß ſchon um 6 Uhr an der Arbeit. —

Ich kann mirs nicht läugnen, daß ich froh bin wenn Herz nicht bey Tiſche iſt, ich weiß gar nicht warum, denn er genirt mich gar nicht. Und ich kann mich 8 Tage vorher freuen wenn ich weiß, daß ich mit Mad. Herz ganz allein eſſen werde. —

Brenna iſt ſehr luſtig, bey der kann man ſagen, ſie nimmt alles auf der leichten Achſel. —

Ich muß lächeln wenn ich zuweilen bemerke wie Herz um mein Eßen ſo ängſtlich beſorgt iſt. —

Es giebt mir wenig Hoffnung für mich, wenn ich bedenke wie wenig ich weiß und wie viel ich wißen könnte. Zu Gießen hätte ich viel fleißiger ſeyn müſſen. Und warum ſollte es hier beſſer gehen? Madam Herz zu Gefallen habe ich mich noch ſehr wenig angeſtrengt. Ja wenn ſie's wüßte, daß ich's nur ihretwegen thue, dann noch eher. Ich ſuche immer Parallelen zwiſchen hier und Gießen, ich habe aber noch wenig gefunden. In mir wohl, aber nicht in den Menſchen und Dingen.

Die andere Woche höre ich, ſoll hier im Hauſe eine große Geſellſchaft zuſammenkommen, mir iſt ein wenig bange unter die Menge neue Menſchen zu treten. Man nennt dies ein Kränzchen. Ein ſchöner Ausdruck, ein Kränzchen, ein Blumenkranz. Mad. H. iſt die Roſe im Kranz. —

Meine Schweſter rief mir noch leiſe ins Ohr als ich Abſchied von ihr nahm: „ſuche Dich nur ja bei Madam Herz einzuſchmeicheln“, es iſt mir noch nicht gelungen, aber ſie hat ſich ſchon den erſten Tag bei mir einzuſchmeicheln gewußt. Ueberhaupt ihr ganzes Weſen iſt eine Schmeicheley, ein Compliment des Himmels für die Erde. —

Bendavid weiß mir die Logik recht deutlich zu machen. Doch bemerke ich mit Verdruß daß ich in der erſten Stunde aufmerkſamer war als in der zweiten, und in der zweiten aufmerkſamer als in der dritten. — In Gießen hatte ich täglich 8 Stunden. Ich lernte aber auch zu gleicher Zeit lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch, Geſchichte, Geographie, Calligraphie, rechnen, deutſche Sprache, und hörte bei Hezel zwey Vorleſungen über die Pſalmen und hebräiſche Grammatik. Endlich lernte ich auch noch arabiſch 2 mal wöchentlich. —

Wenn man Mad. Herz ſo ſprechen hört, dann ſollte man gar nicht glauben, daß ſie ſo viel weiß. Sie thut ſich gar nichts darauf zu gut. Madam Weil in Frankfurth iſt unausſtehlich ſtolz, weil ſie italiäniſch und franzöſiſch ſpricht, und ſchön iſt. —

8.

Freitag, den 3. December.
(Vormittags 11 Uhr.)

Ich bin jetzt faſt 4 Wochen hier. Die Zeit ſcheint mir bald eine Ewigkeit, bald eine Stunde.

Ich kann mir gar nicht recht vorſtellen, daß ich dieſe Menſchen erſt ſeit 3 Wochen kennen ſoll; Mad. Herz zum wenigſten hat für mich ſo ein bekanntes Geſicht, daß ich ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben glaube; denn als ich ſie hier zum erſtenmal ſah, hätte ich gewußt, daß ſie es ſey, wenn man mir's auch gar nicht geſagt hätte. — Ich kann mich nicht deutlich machen, aber ich verſtehe mich. —

Ich wollte daß mir Bendavid die Geometrie planmäßiger nach einem Buche lehrte. —

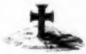
Ich habe es nicht gern daß mich Herz über Tiſch leſen läßt. Zu einer andern Zeit wäre es mir viel angenehmer; und muß es denn nicht für Madam Herz und ihre Schweſter ſehr langweilig ſeyn, immer wenn auch ſchon gegeſſen iſt, am Tiſche ſitzen zu bleiben, bis ich mit dem Leſen fertig bin? Ich hätte mir die Mutter der Frau Profeſſorinn Herz nicht ſo vorgeſtellt. Jetzt da ich ihre Schweſter ohne Hut geſehen habe, gefällt ſie mir nicht mehr ſo ſehr wie ſonſt. —

Als ich geſtern Mittag Madam Herz fragte wer der Schleiermacher ſey, von dem ſie ſo oft ſprächen, und ſie mir antwortete: „ein ſehr guter Freund von mir“ kam ich in einiger Verlegenheit; aber ich dachte gar nichts dabei, und wußte mir einen ſolchen Eindruck dieſer Worte gar nicht zu erklären. (Und auch jezt da ich dies abſchreibe, weiß ich nicht was ich davon denken ſoll.)

Das Eſſen an unſerm Tiſche iſt ſehr gut gekocht. — —

Ich kann mich in der That nicht genug verwundern, daß Madam Herz für ihr Alter noch ſo jung ausſieht. Ich antwortete ihr geſtern, ich ſchätzte ſie 28 bis 30 Jahr; eigentlich glaubte ich beſtimmt zu wiſſen daß ſie erſt 24 Jahr alt ſey, denn Herr Fränkel hat mir es geſagt. Ich ſchämte mich aber ihr zu ſagen daß ich ſie noch für ſo jung hielt. Warum? kann ich ſelbſt nicht begreifen. Ich ſezte alſo noch einige Jahre zu. Aber 34 das iſt erſtaunlich. Mir wäre es lieb ſie wäre 10 Jahre älter, und noch lieber 10 Jahre jünger. (Sie werden lachen wenn ich Ihnen geſtehe, daß mich Ihre 36 Jahr denſelben Abend ein wenig verdrießlich gemacht hatten.) —

(Abends 11 Uhr.)

Ich komme aus der Comedie und habe mich ſehr amüſirt, und viele Thränen geweint. — Wie göttlich ſpielt Mad. Unzelmann die Maria Stuart! — (Heute hatte ich die Conditorey entdeckt.)  Hier liegen 12 Groſchen begraben! gefühlvoller Wandrer, beweine ſie! Sie ſtarben an einem Tage ihrem Vater.

9.

Mittwoch, den 15. December.
(Vormittags 10 Uhr.)

Ich fühle es daß ich glühe, und mein ganzes Weſen hat ſich verändert....

10.

Donnerstag, den 23. December.
(Abends 12 Uhr.)

Als ſie Iphigenie vorlas, konnte ich meine Thränen nur mit Mühe zurückhalten. Nicht auf die Worte, nur auf ihren Ausdruck habe ich gemerkt. Gott! Warum muß man ſich ſchämen zu weinen?

11.

Donnerstag, den 30. December.
(Nachts 12 Uhr.)

Noch nie habe ich ein reineres Vergnügen genoſſen, als dieſen Abend in Iphigenie, und die Unzelmann hat mich entzückt. — —

Ich ſagte, Mad. Weil hat mich ſehr lieb gehabt; und als ſie mich fragte ob ſie denn auch dieſe Aehnlichkeit mit ihr habe — allmächtiger Gott! Was ich da fühlte, was da in mir vorgieng, vermag ich nicht mit Worten zu ſagen. Ich habe ihr geantwortet, ich kann mich aber nicht beſinnen, was. Ich zitterte leiſe; eine laue Wehmuth ergriff mein klopfendes Herz; ein ſchmerzhaftes, namenloſes Gefühl beherrſchte mein Innerſtes — — — Der Vorhang iſt weggezogen, und mit Flammenzügen ſtehts gräßlich vor meinen Augen: Du liebſt ſie, und dieſe Liebe wird Dich unausſprechlich elend machen. — O daß ich in ihr Herz blicken könnte, daß ich wüßte was ſie dachte, als ſie mir das ſagte. — Ahndet ſie was ich ihr nicht ſagen darf. Und warum ſollte ſie es nicht wißen? Kann es denn ihren Augen entgangen ſeyn, wie verlegen ich war? Und wenn ſie es weiß, war es Mitleid, Spott, Scherz das in ihren Worten lag? — Da helfe mir jemand heraus, ich will ihn wie einen Gott verehren. — Wie mich das bewegt wie mich das foltert! — — Morgen ſchenke ich ihr Blumen, und ſchreibe ihr alles was ich fühle. Sie wird's ihrem Manne ſagen, das will ich. — Kein Menſch iſt und war mir jemahls werth, und das wußte ich wohl, daß wenn ich liebe, ich raſend liebe. —

Und dieſe Liebe wird mich, und meine Eltern durch ihren Sohn glücklich machen, oder ſie bringt mir grenzenloſes Verderben. —

Ich hatte meinem Herzen dies ſchon längſt abgelauſcht, doch dachte ich nicht recht gehört zu haben; aber jezt ward es plötzlich laut durch 6 Worte.

12.

Sonnabend, den 1. Januar.

Nehmen Sie dieſe Blumen, als einen Beweis wie gern ich Ihnen Freude machen möchte, von meinem Herzen an. Ich fordre nur eins zum Dank; ſchenken Sie mir die ſchönſte zurück. Ich wünſchte Sie immer vor Augen zu haben — die Roſe. —

13.

Mittwoch, den 19. January.
(Morgens 9 Uhr.)

Er iſt tod, und alle meine Freuden ſind hin. Ich muß Madam Herz verlaſſen und das ſchönſte Glück! — Alle meine Gefühle ſind abgeſtumpft; und ich brüte dumpf über mein ſchreckliches Geſchick. Und keinen Freund, an den ich mich feſthalte; einſam und verlaſſen ſtehe ich da. Er lebt nicht mehr, und man blickt nicht auf mich; ich bin wie unter der Menge verlohren, und man ſucht mich nicht. — Von meiner Liebe ſoll ich ſcheiden, von meiner Liebe, die an meinem Leben hängt. — Dies Unglück kam mir zu ſchnell, ich kann es nicht ertragen. — Ein ſchöner Traum war's, ein wonnevoller Traum, und jezt habe ich ausgeſchlafen. — Und wie wird ſie ihr Unglück tragen können? — Allgütiger! Nimm nur von ihr die Laſt, lege mir ſie auf, daß ich völlig zu Boden gedrückt werde. Mache ſie nur froh und glücklich und laß mich ſterben. Sterben? Wie kann ich ſterben, iſt denn ein Leben ohne ſie?? — — Könnte ich meinen Schmerz nur denken, dann wollte ich mich eher beruhigen; hätte ich nur Worte, ich würde mich tröſten. —

(Nachts 12 Uhr.)

Sie will mich behalten, ich ſoll nicht weg von ihr. Hört Ihr's Ihr Menſchen?

14.

Sonnabend, den 22. Januar.

Ich kann es nicht faſſen, dies unverhoffte, herrliche Glück. Sie gewährt mir gerne, mich ferner an ihren Augen zu ſonnen. —

15.

Sonntag, den 30. Januar.
(Abends 7 Uhr.)

Ich habe ihr Blumen geſchenkt, ich habe ihr Freude gemacht, und ich beneide keinen König. — —

O beweine mich, beweine Deinen armen verlohrnen Freund; ich bin unglücklich, unausſprechlich unglücklich. Halte dieſes nicht für die Sprache einer üblen Laune. Ich allein bin die Quelle meines Jammers, die Quelle die nie verſiegen wird. — Der ewige Kampf meiner Leidenſchaft mit der Vernunft; das macht mich elend, und ich werde es immer bleiben, denn endlos iſt dieſer Kampf. —

16.

Sonntag, den 27. Februar.

Sie haben das ſeidne Band zerſchnitten, das mir ſo werth war, weil Sie mir es ſchenkten. Sie haben mir einen frohen Tag verdorben. Können Sie meinem Herzen ſo wehe thun? —

17.

Montag, den 28. Februar.

Ich bin in der ſchrecklichſten Lage, dorthin zieht mich die Vernunft und hierher reißt mich mein Herz. „Schweige“, ruft jene, „rette Dich“, ſpricht dieſes. Ja, ich will, ich darf, ich kann nicht mehr ſchweigen. Soll ich mein Innerſtes zerreißen? — Edle Frau, verzeihen Sie mir, vergeben Sie meinem Herzen, wenn es fehlen ſollte, es iſt ein Kind, ein ſchwaches krankes Kind. — Ihre Schönheit, Ihre Liebenswürdigkeit, und Ihre freundſchaftliche Theilnahme an mich, hat ſchon längſt in meiner Bruſt eine Leidenſchaft angefacht, die mich glücklich oder elend machen, die mir nützen oder ſchaden wird, nachdem Sie es wollen oder das Schickſal es beſchloſſen hat. Ihre Menſchenliebe verſpricht mir: Sie werden nicht zürnen; Ihr edles Herz läßt mich hoffen Sie werden mich dulden, aber mein Unwerth raubt mir jede Hoffnung. Unmöglich kann Ihnen meine heiße Liebe entgangen ſeyn, ſie leuchtete ſtets aus meinen Augen, ſie ſprach aus jedem Worte hervor. — Ich ſchreibe dieſes gelaſſen, ohne Hitze, doch nicht ohne Ueberlegung nieder. Ich habe geflißentlich die ruhigſte, kälteſte Stunde gewählt, damit ich weiß was ich thue. Macht mich dieſes Geſtändniß in Ihren Augen ſtrafbar, und nehmen Sie es mit Unwillen auf, ſo häufen Sie namenloſe Schmerzen auf mich, die ich nicht werde ertragen können. —

18.

Freitag, den 4. Merz.

Biſt Du böſe, daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe? Geh Närrchen, ich bitte Dich. — Ich bin krank, ich kann Dir und mir nicht ſagen was mir fehlt, aber gewiß ich bin ſehr krank. — Madam Herz geht eben von mir weg. Madam Herz? ich ſage Dir's ganz im Vertrauen, da iſt's; halte es feſt, und bewahre es feſt in Deiner tiefſten Seele. Da liegt's. Der Kerker meiner Freude. — — Hier Freund ſtehe ſtill und küſſe dieſen Namen; oder komme her zu mir und wiſche mir die Thränen ab. Hörſt Du nicht? Gott ſchicke mir einen Engel, einen wohlthätigen — den Engel des Todes mit dem Schwerdte in der Hand. — — —

19.

Sonnabend, den 5. Merz.
(Morgens 11 Uhr.)

So eben komme ich von der Manege. Ich ritt einen Schimmel. Alle Rippen hat mir das Pferd zerſtoßen; ich bin wie gerädert; das Reiten hat mir mein Arzt empfohlen, es ſoll gut für den Unterleib ſeyn. Ueberhaupt ich habe jezt meinen Körper einer radicalen Cur unterworfen. Ich bade, nehme China, trinke alten Wein: alles um mich zu ſtärken; ich befinde mich auch beſſer. — — Wer giebt mir China für das kranke ſchwache Herz? — Als ich vor einigen Tagen bei Madam Herz war.......... und ich konnte mit Mühe eine Thräne verbergen, die in meinem Auge ſchwamm. — Lache über mich, lache mich recht aus. Bin ich denn nicht ein Thor? — Sie iſt 36 Jahr alt, und ich 17. Bin ich nicht ein Kind? — Ein breiter Strom der Zeit fließt zwiſchen ihr und meiner Liebe, ich ſtehe traurig am Ufer und weine bittre Thränen; und ich finde kein Schiffchen mich hinüber zu rudern. — — Beym allmächtigen Gott, Freund, es giebt Augenblicke wo ich mich für wahnſinnig halte, und jede Scheere, und jedes Meſſer entferne, aus Furcht ich möchte mir Leids thun. — Wahnſinn! Schauderſt Du nicht zurück vor dieſes ſchreckliche Wort? — — Jezt iſt's halb 3, ich werde nun bald zum eſſen gerufen werden. Wie ich mich freue ſie zu ſehen, ich habe ſie heute noch gar nicht geſprochen. Sonſt kam ich jeden Vormittag zu ihr. Sie ſagte aber ich ſtöre ſie, und ich ſah überhaupt daß ihr meine Gegenwart ſehr unangenehm und läſtig ſey; deßwegen habe ich mir vorgenommen nur zum Eſſen zu ihr zu kommen, und mich gleich nach Tiſche wieder zu entfernen. Ob ich's halten werde? lange gewiß nicht! (Ich freue mich ſehr, Ihnen die angenehme Verſicherung geben zu können, daß ich mir's jezt ernſter vorgenommen habe, Sie nicht mehr zu ſtören, und ich hoffe daß ich diesmal nicht ſo bald meinen Vorſatz brechen werde. — Wenn ich auch mein größtes Glück darin ſetze, um Ihnen zu ſeyn, ſo habe ich doch ſo viele Liebe für Sie, daß ich mein größtes Glück nicht mit Ihrem Mißvergnügen erkaufen will.)

(Nachmittags 4 Uhr.)

O gewiß ich habe Unrecht, gewiß! Wie könnte ich Dir o göttliches Geſchöpf nicht etwas ſeyn, da Du mir doch alles biſt? Gewiß ich irre mich. Edles Herz! O ich möchte raſend werden! — — — — — — —

20.

Sonnabend, den 5. Merz.
(Mittags halb 3 Uhr.)

Ich kann nicht fort wenn ich bey ihr bin. Wie angewurzelt ſind meine Füße, wenn ich neben ihr ſtehe. — Seit 8 Tagen habe ich bei Madam Herz keine Stunde gehabt. Es ſchmerzt mich tief; es kränkt mich unbeſchreiblich. —

21.

Sonntag, den 6. Merz.
(Abends 6 Uhr.)

„Werden Sie mir nicht bald wieder eine Stunde geben können?“ fragte ich Madam Herz. „So lange Sie bey dieſer Laune ſind, nicht“, gab ſie mir zur Antwort. — — Freund, was ſoll ich machen? Rathe mir. Den ganzen Tag ſchwimmen meine Augen in Thränen. — Ich kann nicht mehr. — Ich tröſte mich: mein Mißmuth kann nicht höher ſteigen.

(Abends vor 8.)

Wie ſchnell hat ſich das geändert! Ich bin heiter. Sara war bei mir und hat mich froh gemacht. — Ich ſchäme mich faſt bei Tiſche freundlich zu ſeyn.

22.

Dienstag, den 8. Merz.
(Morgens 9 Uhr.)

Wie mir ſo wohl iſt, wenn ich mich in ihren großen ſchwarzen Augen ſpiegeln kann! Wie ich mich ſo ſeelig fühle, Freund, theuerſter Freund! Und Brenna ihre gute liebenswürdige Schweſter, wie ich die ſo warm, ſo brüderlich liebe. Es iſt ein Glück von einem guten Herzen geliebt zu werden, und nicht minder eine Seeligkeit eine gute Seele zu lieben; iſt mir auch jenes noch nicht zu Theil geworden, ſo genieße ich doch dieſe in ihrer ganzen Fülle. — — — Werde ich denn nie glücklich werden? — Wo liegt denn die Quelle meines Glückes? Wo? — In mir ſelbſt? —

23.

Donnerstag, den 10. Merz.

Ich finde keine Worte Ihnen mein Entzücken und meine Freude auszudrücken. Das Tuch haben Sie ſelbſt getragen und jezt iſt es mein. Ich küſſe es hundert tauſendmal, danken kann ich nicht. —

24.

Ich ſetzte mich hin meinem Vater zu ſchreiben, hatte aber weder Muth noch Kraft genug, ihm das zu ſagen, wozu ich mich ſo feſt entſchloſſen zu haben glaubte. Die Feder entfiel meinen Händen, Thränen verfinſterten mein Auge, als ich ihm meinen ſchrecklichen Wunſch vorzutragen anfieng. So iſt der Menſch. Er will von ſeinem Uebel befreyt werden, und entſetzt ſich doch vor der ſchmerzhaften Operation ſich ein Glied abſchneiden zu laſſen. Ich kann mir nicht ſelbſt dieſe Quaal bereiten; thun Sie es. Ich bitte, ſchreiben Sie meinem Vater, daß ich nicht mehr in Berlin bleiben wolle, und er ſolle mir erlauben, daß ich nach Hauſe oder anderswo hinreiſe.

Sie ſind grauſam; Sie behandeln mich ſo kalt, Sie ſind ſehr grauſam gegen mich. Reicht man doch dem Verurtheilten noch Wein und Kuchen; und was bin ich anders?— Doch danke ich dem liebevollen Gotte, daß er mir das Gefühl für dieſe Schmerzen nahm. — Wer dem Richtplatze entgeht, fühlt keine Kopfweh mehr.

Wollen Sie thun warum ich Sie bat?

Den 11. Merz 1803. Louis.

25.

Ich ſende Ihnen hier einen Theil von dem, was ich geſtern in mein Tagebuch geſchrieben habe. Nicht alles; es wäre ſonſt zu viel geweſen, und ich wünſche, daß Sie es nicht mit Unbehagen leſen möchten. Was mir noch übrig blieb, ſchicke ich Ihnen morgen, ſo wie überhaupt jeden Tag zwei Seiten voll. Ich habe den Wunſch, Ihnen zu gefallen ſo viel als möglich zu unterdrucken geſucht, damit er auf die freye und wahre Vorſtellungsart meiner Gedanken und Empfindungen keinen Einfluß habe. Auch habe ich von Ihrem hellen Verſtand und edlen Herzen eine zu hohe Meinung, als daß ich zu befürchten brauchte, mir durch meine freien Geſtändniſſe bei Ihnen zu ſchaden; oder mich durch manche Fehler und Schwächen, die ich aufdecke, in Ihren Augen herabzuſetzen.

Louis.

Sollten Sie etwas finden, worinn ich mich geirrt habe, oder ſonſt etwas das Ihnen Gelegenheit giebt mich zu berichtigen oder zurecht zu weiſen, ſo bitte ich Sie mit mir darüber zu ſprechen.

26.

Donnerstag, den 17. Merz.
(Morgens 10 Uhr.)

...So wäre es geſchehen, unabänderlich geſchehen? — Ja. Der Pfeil, der einmal abgeſchoſſen, kehret nicht zurück, und das Wort das meine verſchwiegene Bruſt bisher bewahrte, iſt geſprochen. — Gott! erhalte meine Beſinnung, feßle mein Bewußtſein. — Jezt lieſt ſie's.... jezt hat ſie's geleſen.... jetzt ſchwebt Leben und Tod auf ihren erſtaunten Lippen.... Mein Herz will ſpringen; ich zittre wie ein Verurtheilter; kalter Schweiß dringt aus meinen Gliedern... Erbarmen? Sterben?.. Iſt der Stab über mich gebrochen? Ahndungsvolles, furchtſames Herz, faſſe Dich. — Mein Herz ſpricht: hoffe, und die Vernunft ruft mir: verzweifle, zu. Ich werde gedrängt von innen und von außen. — Barmherzigkeit! Himmel! — —

27.

Sonnabend, den 19. Merz.

Das Leben iſt ein Traum, und ich träumte hier ein ſchönes Leben. Ich bin nun aufgewacht, es iſt zu Ende. Haltet mich feſt, ihr guten Engel, kettet mich an dieſen fürchterlich ſchönen Gedanken: ich will ſterben. Sie ſtößt mich von ſich, das ſchmerzt; ſie thut es mit feindlicher Kälte, das bringt mich zur Verzweiflung. Sie liebt mich nicht, das will wenig ſagen; aber ſie haßt mich nicht, das iſt das ſchrecklichſte. — Nicht lieben und nicht haſſen. Gleichgültig. Gleichgültigkeit und meine glühende Liebe, Feuer und Waſſer. — Was habe ich nun von meinem ganzen Leben? Welchen Genuß? — O hätte ich geſchwiegen und mich bis an's Grab mit der lieblichen Hoffnung gelabt! Ich zog aber den Vorhang mit neugieriger Hand und unerſättlichem Herzen hinweg, und jeglicher Wahn iſt vorüber, es liegt ſonnenklar vor meinen Augen welch ein Kind, welch ein eitler Thor ich war. — O ich kenne euch Ihr Menſchen, ganz gut. —

„Nach Jahren wollen wir von der jetzigen Zeit ſprechen.“ Gute Frau, die Todten ſprechen nicht. — Ich ſoll fort; gut, das kann mich heilen; ich ſoll mir einen Arm abnehmen laſſen; ich geneſe wenn ich die Operation überſtehe, aber, wie wenn ich ihr unterliege? Ich bin ſehr ſchwach, ertrage wenig Schmerz.

Ich habe mich einſchläfern laſſen, ich fühle keine Schmerzen mehr; nicht weil ich geſund bin, ſondern weil ich ſchlafe. Ich erwache und mit mir die Schmerzen.

Was habe ich verſprochen? Die Flamme will ich verbergen, in mir verſchließen, ruhig und fleißig ſeyn? Ich Thor betrüge ja mein eignes Herz. — Ich ſoll kalt ſeyn, wo ich liebe, und höflich wenn ich glühe? — Vater im Himmel, ich falle vor Dir nieder und flehe Dich mit reinem Herzen an; ende meine Quaal, oder gieb mir Kraft und Ausdauer ſie geduldig zu ertragen. Sende mir einen Freund der meine Schmerzen lindre, und mit warmer Theilnahme meine Thränen trockne. — Segne meine Angebetete, meine Heißgeliebte, mache ſie froh und glücklich, und mich — nimm weg von dieſer Erde die mir ſo wenig Freude trägt. — O Gott vergieb mir, es war ein Ausbruch meiner Schmerzen. Ich werde ohne Murren dulden. Du weißt was mir gut iſt, und wirſt gewiß noch alles zu meinem Beſten lenken.

Mag mich das Glück noch einſt bis zum Himmel erheben, es wiegt mir dieſen unglücksvollen Tag nicht auf.

28.

(An Madam Herz.)

(Ich bin überzeugt es wäre ein fruchtloſes Unternehmen, wenn es ein junger Menſch verſuchen wollte, eine heftige Liebe mit Gewalt auszurotten, und es iſt eine ſelbſtmörderiſche That, wenn ihm dieſer Verſuch gelingt. Dies iſt ein Urtheil meiner Vernunft; es mag falſch ſeyn, aber ich betheure daß mein Herz nicht den mindeſten Theil daran hat.)

— — — Ich bin ein Menſch. — Sie haben mein Urtheil geſprochen: ich kann nicht beſtehen. Sie goſſen Oehl zu der Flamme, es verzehrt mir das Herz. Ich muß zu Grunde gehen, wenn ich noch länger in Ihrer Nähe bleibe. Ich will fort von hier, das will ich meinem Vater ſchreiben.

Ihre Vernunft wird mich tadeln, Ihr Herz mich bedauern!

Lachen Sie? — — So möge Sie in Ihrer Todesſtunde das Gedächtniß verlaſſen, daß Sie ſich dieſes Vergehens nicht erinnern. Louis.

Mir zittert die Hand, mir klopft ängſtlich das Herz. Ich konnte nicht länger an mir halten. Das Haus ſteht in Flammen, ich muß mich retten, ſonſt gehe ich zu Grunde.

Wenn ich zu Ihnen komme, erwähnen Sie mit keinem Worte dieſes Billets, darum bitte ich Sie.

Merz 1803.

29.

Sr. Hochwohlgeb. Herrn Lezius (Apotheker) in Berlin.

Da ich auf einige Zeit meiner Geſundheit wegen, von hier abreiſen werde, ſo bitte ich Sie mir meine Rechnung zu ſchicken. Ich werde in meiner Stube ſehr von Ratten und Mäuſen geplagt, die ich bisher nicht habe vertilgen können, da ich jetzt verreiſe ſo könnte ich in meiner Stube Gift legen; wollen Sie mir wohl durch Ueberbringerinn, eine Quantität Arſenik, verſiegelt ſchicken?

Den 20. Merz.

Der Ihrige
Louis.

30.

Guten Morgen zuvor.

Ich bitte Sie meine liebe Mutter, dieſes mein Schreiben an den Graf Hatzfeld zu leſen. Dann mir aufzuſchreiben die Aufſchrift inwendig im Brief und die Adreſſe auswendig. Dann bitte ich um ein Petſchaft und Siegellack, welches ich Ihnen gleich wieder zurückſchicken werde.

Wünſchen Sie mir Glück. Heute kann ſich das Schickſal der Juden entſcheiden und das Meinige. Ich kann heute den Kryſtalliſationspunkt finden, um den das Glück ſich kryſtalliſire. Es iſt ein chemiſcher Prozeß. Mag mir das Gefäß, der Kolben und die Vorlage tauſendmal zerſpringen, ich verſuche es von neuem. L.

31.

Ich werde doch ſelbſt hingehen zu Lange, ich mag nicht feige zurücktreten, und werde mein begonnenes Werk durchführen. Zur Vorſicht nehme ich die Tochter meiner Wirthinn mit mir, und laße ſie unten an der Thür warten, unter dem Vorwande, daß ich aus dem Hauſe einen Sack Geld bringen werde, welchen ſie nach mein Logis tragen ſoll. Ich werde auch mein Matrikel mitnehmen, um mich im Nothfall als den zu legitimiren, für den ich mich ausgebe. Ich werde den Brief an Hatzfeld einſtecken, um beweiſen zu können, daß die Sprache in meiner Rede, die Sprache meines Herzens iſt. Schicken Sie doch, wenn ich bis 10 Uhr nicht ſollte bei Ihnen geweſen ſein, zu mir herüber, und laßen Sie fragen, ob ich nicht zurückgekommen ſey, und im Fall daß nein, fragen Sie die Tochter, wo ſie mich verlaßen habe.

L.

32.

Leſen Sie dieſes Billet und zurnen Sie nicht! Es ſind die letzten Worte *dieſer Art* die ich Ihnen ſchreiben werde. Die Antwort die Sie mir vorhin gaben, hat mich ſo niedergeſchlagen, als ich wünſchte, daß Sie mich froh gemacht hatten, Sie ſagten, Sie können mich nicht froh machen. Das kam Ihnen unmöglich von Herzen, denn wer anders als Sie, iſt die Urſache meines Kummers, wer anders könnte die Quelle meines Frohſinns ſein? Da ich Sie ſo unausſprechlich liebe, wie können Sie mir es verargen daß ich in Ihrem Wohlwollen mein höchſtes Glück ſetze und daß die Erwartung deſſelben, mein einziger, mein heißeſter Wunſch iſt? Sie waren ſonſt ſo freundlich, ſo theilnehmend, ſo herzlich gegen mich? Warum ſind Sie es jezt nicht mehr? Soll mich dies nicht ſchmerzen? O erbarmen Sie ſich meiner, daß mir das Leben nicht ſo jammervoll, ſo freudenleer dahinfließt.

Ich bitte Sie um Antwort, ich bitte Sie recht ſehr darum. Sein Sie nicht böſe, es ſind die Sterbeworte meines kranken Herzens.

Den 31. Merz. 3.

Antwort.

Es iſt völlig wider unſere Abrede, daß ich dergleichen Worte von Ihnen annehme, Louis, deshalb ſchicke ich ſie Ihnen zurück. Ich wollte daß ſtrenger Ernſt immer der herrſchende Ausdruck in meinem ganzen Weſen gegen Sie geweſen wäre, vielleicht hätte ich dann anders auf Sie gewirkt und glücklicher, oder Sie hätten es wenigſtens nicht zu ſagen gewagt, wie ich auf Sie gewirkt habe.

Ich wiederhole, was ich erſt geſagt, Sie allein können ſich froh machen; ich kann nichts dazu thun.

33.

Sie ſehen, was ich für Sie thun kann. Ich entziehe mir die einzigen glücklichen Stunden, wo ich Sie ohne zu ſtören ſehen könnte, blos um Ihren frohen Kreis durch kein verdrießlich Geſicht zu ſtören. — Doch ich merke, Sie wollen mich, wie Sie es nennen, taufen laſſen, Sie thun ſehr wohl daran, Frau Profeſſorinn; und ich wundre mich recht ſehr, daß Sie zur Anwendung dieſes Mittels nicht früher geſchritten ſind, da Sie doch die Unfehlbarkeit der guten Wirkung dieſer Arzney, gewiß genau berechnet haben werden.

Antwort auf der Rückſeite.

Ich bitte Sie mir zu ſagen was ich wiſſen ſoll, nach Ihrem geſtrigen Zettel nehme ich nichts Geſchriebenes von Ihnen.

34.

Sie halten mich für einen ſolchen Narren, daß Sie denken können, Brenna's Eisbär hätte mich böſe gemacht. Es iſt mir unerträglich, mich ſo von Ihnen verkennen zu laſſen, ich ſage Ihnen daher daß ganz andere Dinge Schuld meines Verdruſſes ſind, Dinge, die ich *Ihnen* nicht ſagen darf.

Louis.

35.

An Herrn Lezius.

Schicken Sie mir meine Rechnung, denn ich reiſe bald von hier ab. Ich gebe Ihnen 10 Louisd'or, wenn Sie mir geben, warum ich Sie letzthin gebeten habe.

Den 1. Aprill. Louis.

36.

So iſts recht, ſo will ichs grade haben. Entweder Sie heben mich ganz hinauf, oder Sie ſtürzen mich ganz hinab. Ich kann, wie ich Ihnen ſchon einmal geſagt habe, die Dämmerung nicht leiden. Licht oder Finſterniß. — Nur das bitte ich, ſpannen Sie nicht meinen Witz auf die Folter, er könnte in ſeinem Schmerze fatale Dinge bekennen.

37.

/ Sie haben mich ſehr aufgeheitert, ja ſogar luſtig gemacht. „Ich kann Ihre Liebe zu nichts brauchen.“ Ich danke für dieſe Worte, ſie machen mich um 100 Jahre klüger, nur laſſen Sie ſie ja nicht laut werden, ſie könnten die beißendſte Satire auf Ihr Geſchlecht abgeben.

L.

38.

Wenn Sie nur nicht glauben möchten, daß ich, wenn ich Ihnen klage, Hülfe fordere. Sie können mir nicht helfen, mit dem beſten Willen nicht; denn das Herz nimmt keine Befehle an; aber eben darinn liegt die Unendlichkeit meines Elendes. L.

39.

Sie können mich für keinen ſchlechten Menſchen halten, dazu bin ich Ihnen zu gut, aber Sie halten mich für einen gewöhnlichen Menſchen, und darinn irren Sie ſich, ich bin grade das nicht. Ich könnte mich von der niedrigen Stufe auf der ich ſtehe, bis zur höchſten hinaufſchwingen, wenn mich das meinem Himmel näher brächte; aber daß ich weiß, dahin kannſt Du kommen und weiter nicht, das lähmt alle meine Kraft. — Wenn ich ſagte, es genüge mir nicht an Ihre Freundlichkeit, das wäre Undank und auch würde ich anders ſprechen als ich denke, aber daß ich hier die Schranken ſehe, das — macht mich verdrüßlich! — Die Grenzen Ihres Wohlwollens könnten enger gezogen ſeyn, nur dürfte ich dieſe Grenzen nicht kennen. L.

(Ein Billet mit Vernunft und Ueberlegung geſchrieben.)

40.

Sie geſtehen mir ſelbſt mit kalten, trocknen Worten, ich ſey Ihnen nicht mehr als jeder andere Menſch, das heißt — gleichgültig. Gewiß ich habe Sie nie troſtloſer und trauriger verlaſſen als diesmal. Noch jedesmal wenn ich mit Schmerzen und Quaalen in der Bruſt, und mit blutendem Herzen zu Ihnen kam, noch jedesmal vernahm mein Ohr, tröſtende, freundliche Worte; ich beſchwäzte mein Herz, und ich verließ Sie beruhigt, und war wieder heiter auf einige Tage. Diesmal haben Sie mir mein Elend zergliedert, und recht klar und deutlich vor Augen gelegt; diesmal haben Sie mir alle Hoffnung geraubt, die doch auch das härteſte, unerbittlichſte Schickſal nie den Menſchen nimmt. Diesmal haben Sie mich betrübter entlaſſen, als ich zu Ihnen kam.

Liebe gute Frau, um eins bitte ich Sie: haſſen Sie mich. Ich kann Ihren Haß eher ertragen, als Ihre Gleichgültigkeit, die mich noch raſend machen wird. Meine Bitte iſt ſo klein, und Sie werden ſie ſo leicht und gern erfüllen. Nicht wahr? —

Vor einigen Wochen war ich einmal einige Tage ſehr munter. Das gefiel Ihnen und Sie ſagten: Lieber Louis, wenn Sie immer bey dieſer Laune, und fleißig ſind, habe ich Sie ſehr lieb. Als Sie dieſe Worte ſprachen, war Sara gegenwärtig, ich wollte meine Empfindung nicht zeigen, und wendete mich herum und affectirte ein Lachen, um meine freudige Rührung zu verbergen. — Als ich mich geſtern Abend zu Bette legte, erinnerte ich mich an dieſe Scene, und ich hätte mich gewiß zu todt darüber gelacht, wenn mich nur nicht — meine Thränen daran verhindert hätten.

Wenn ich auch die Sage vom goldenen Zeitalter für eine bloße Fabel halte, ſo bin ich doch gewiß daß jeder Menſch eins hat. Vor 6 Wochen hatte ich goldene Stunden. Jezt liegen ſie ſchon in grauer Ferne, und ich träume davon, wie ein Greis von ſeinen frohen Jünglingsjahren. —

Wie wird das enden? wenn?

Den 15. Aprill. Louis.

41.

Montag, den 18. Aprill.
(Abends 6 Uhr.)

Als ich noch ein Kind war, wie konnte mich ein Regenbogen ergötzen; heute ſah ich einen am Himmel, und ich blieb ganz kalt dabey. Wie mich das ärgerte! —

O ich bin froh wie ein Gott! Mad. H. iſt wieder ſo freundlich gegen mich wie ſonſt. Ich hatte Worte für meinen Schmerz, und die Freude macht mich ſprachlos. —

Wie faul war ich heute, auch nicht eine halbe Stunde fleißig geweſen. —

Ich kann mich recht ärgern, wenn man Mad. Herz lobt. Wie kann man gar eine ſolche Frau loben? Bewundern, anbeten muß man ſie. —

Der Brief, den mir die Herzin von die La Roche zu leſen gab, gefällt mir nicht. Er iſt ſo gezwungen. Und welche Menge Gedankenſtriche und Anmerkungen! —

Als ich ungefähr 4 Wochen hier war, ſagte ich einen Abend zu Mad. Herz: ich geſtehe Ihnen, Ihre Stunde iſt mir die angenehmſte; ich bin aber doch in derſelben am wenigſten aufmerkſam. Sie erzählte dies bey Tiſche ihrem Manne wieder, und ich fühlte daß ich roth und ein wenig verlegen ward. Da merkte ich zuerſt daß ich ſie liebte; und anders wie man die Mutter oder Schweſter liebt. —

Bey der Aufführung des Todes Jeſu gieng ich in der Kirche umher und ſuchte mir einen Platz. Es war überall gedrückt voll. Nur neben Mad. H. fand ich zufällig noch eine leere Stelle. Doch ich wüßte nicht was ich lieber gethan hätte, als mich hier hinzuſtellen. — Da fühlte ich recht deutlich daß ich verliebt bin. — Verliebt? Nicht anders. Noch vor kurzer Zeit hätte ich um alles in der Welt, meine Zuneigung gegen ſie nicht mit dieſem Namen belegen mögen, und ich dachte immer bey mir ſelbſt: was muß das für ein Menſch ſein, der ſich in Mad. H. verlieben könnte! Und jezt? Ich kann nicht helfen. Ich kenne keinen andern paſſenden Ausdruck. — O unbegreifliche Eitelkeit.

Ich ſchenkte heute an Jettchen Magnus einige Apfelſinen, weil ſie krank iſt. Ich bemerke, daß ich nie etwas mit reinerem beſſren Willen weggegeben habe. Nicht um gefällig zu ſein, das wäre Eigennutz; ſondern um zu dienen.

Ich liebe Mad. H. weit mehr wenn ſie ſitzt, als wenn ſie ſteht. Wenn ſie dies wüßte, ich glaube ſie würde dann immer ſtehen. Auch gefällt ſie mir beſſer mit unbedeckten Haaren, als mit einer Haube. Wenn ſie geputzt iſt, kann ich ſie auch beſſer leiden. Das ärgert mich und ich habe mir's lange nicht eingeſtehen wollen. Es iſt nun aber einmal ſo, und ich kann mir's mit aller Gewalt nicht ausreden. —

Wenn ich in meinem Tagebuch etwas niederſchreiben will, muß ich's immer erſt überdenken, um den rechten Ausdruck zu treffen. Wenn ich von ihr ſchreibe, kann ich dabey geometriſche Sätze aus dem Euklid im Kopfe wiederholen. —

Ich hatte Tage an welchen ich Brenna weit mehr liebte als Jetten. —

Brenna hat eine Entſchloſſenheit und zuweilen eine gewiſſe Kälte und Trockenheit gegen mich, die mir ganz unausſtehlich iſt. In ſolchen Augenblicken bin ich ihr im Ernſte recht gram. Mich dünkt das Wort: *unausſtehlich* gebraucht man im gemeinen Leben oft falſch. Man kann wohl ſagen: ihn länger anzuhören *wäre* mir unausſtehlich geweſen; aber nicht ſein Geſchwätz *war* mir unausſtehlich. Hat man ihn angehört, ſo muß man ja das Geſchwätz haben ausſtehen können. —

Ich würde mich ſehr freuen, wenn Mad. H. einen Mann heurathete, den ſie ſehr liebt. Dies iſt mir in der That unerklärbar; ein wahres pſychologiſches Räthſel. Aber gewiß, ich würde mich ſehr freuen. —

Es hat mich immer verdroſſen, wenn ich ſah, daß Brenna, ſobald Reichnau kam, ſich ſtets mit *ihm* unterhielt, und mich gar nicht achtete. Als mir die Herzin vor einiger Zeit ſagte, daß er ſie wahrſcheinlich einmal heurathen würde, da hoffte ich, mein Unwillen über Brenna's Nachläßigkeit, würde ſich verlieren. Dies geſchah auch wirklich, doch ein wenig iſt immer noch zurückgeblieben. Ich habe Unrecht. Es iſt eine eitle Prätenſion von mir. Doch ich kann's mit dem beſten Willen nicht wegraiſonniren. —

Ich bin ſehr mißtrauiſch gegen die Menſchen, und gleich bereit alle ihre Handlungen, (beſonders wenn ſie mir Nutzen oder Freude bringen,) ſchlechten Motiven zuzuſchreiben. Sollte dies ein ſchlechtes Herz anzeigen? Mad. H. iſt gut und hält alle Menſchen für gut, und trauet jedem. Und ich? —

(Abends 8 Uhr.)

Heute habe ich wieder eine lateiniſche Stunde verſäumt. Als ich hier zum erſtenmal eine Stunde muthwillig verſäumte, wie ſchmerzhaft war meine Reue. Jezt bin ich ganz ruhig dabey. So bald gewöhnt man ſich an Vernachläßigung der Pflichten. — Welch ein himmliſches Vergnügen habe ich, wenn ich mich mit dem Bewußtſeyn zu Bette lege, den Tag über recht fleißig und gut geweſen zu ſeyn. Warum bin ichs nicht immer, da mir die Belohnung ſo nahe liegt? — Und das ſeelige Gefühl H....s freundlichen Blick verdient zu haben. Welche überſchwengliche Vergeltung wäre dies für meine Anſtrengung! — In den Augenblicken meiner brennenden Leidenſchaft, war es mir immer unbegreiflich, warum nicht alle Menſchen ſich ihr zu Füßen werfen, und das größte Glück darinn ſetzen ihr dienen zu können. Und in kälteren Augenblicken muß ich ſagen, daß ſie es verdiente. —

Ich habe wirklich die Frau Doktorinn recht gern, und wenn man nur Geduld genug hat, ihre langen Geſpräche mit anzuhören, dann kann man ſie recht freundlich machen. Aber wir jungen Leute ſind ſehr ſelten human, und ſchätzen das Alter zu wenig. —

Es ſcheint Sara hat eine viel beßere Meinung von ihrem Bräutigam bekommen. Zum wenigſten glaube ich bemerkt zu haben, daß ſie viel mehr an ihm hängt und viel weniger über ihn klagt wie ſonſt. Sollte nicht ihr Waarenhandel an dieſer Veränderung Schuld haben? Es ließ ſich ſehr leicht daraus erklären.

Ich möchte wißen warum ich heute in meinem Tagebuche ſo ungewöhnlich viel einzuſchreiben finde. — Wenn es einmal dahin kömmt, daß ich an Mad. H. alle meine Handlungen und Gedanken offenherzig und treu aufgeſchrieben zu leſen geben darf, dann bin ich gewiß ein guter Menſch. Werde ich es wohl je dahin bringen können? Können? O ja. Aber nicht ernſtlich wollen. Wenn ich in Gießen alle meine Gedanken und Empfindungen aufgeſchrieben hätte, welch ein unendliches Vergnügen würde mir jetzt ihre Rückerinnerung machen. So oft ich einen Satz hier aufgeſchrieben habe, überleſe ich das Ganze von Anfang an durch. Und das thue ich jedesmal. Eine erbärmliche Eitelkeit. — Schon 9 Uhr. — — Wenn mich Mad. H. ſo liebte wie ich ſie, ich glaube, dann würde ſich meine Liebe zu ihr, wenn auch nicht ganz verlieren, aber doch gewiß ſehr vermindern. Indeſſen bin ich überzeugt daß Mad. H. um mich zu heilen dieſe Arzney doch nicht gebrauchen wird. Es wäre gar zu gewagt. — Moſchus. — —

Ich ſpreche immer von meiner Liebe zu H. und ich bin ihr zu Liebe doch nicht ein bischen fleißiger. Mein Leben würde ich ſehr gern für ſie hergeben, und thue doch ihretwegen nicht eine Stunde anſtrengend ſtudieren, (wenn ich ſonſt eben keine Luſt zur Arbeit habe.) Man kann ſich darüber nicht wundern; ich begreife es ſehr wohl. — Jetzt will ich ſpatzieren gehen. Es koſtet mich warlich einige Mühe mich loszureißen, ich hätte noch ſo viel zu ſchreiben. —

So eben kömmt Madam Herz nach Hauſe. Wenn ich nur weiß daß ſie in ihrem Zimmer iſt, wenn ich ſie auch gar nicht ſehe, dann iſt mir ſchon wohl. — Könnte ich nur ihre Büſte in meiner Stube haben. Ich ſchäme mich es ihr zu ſagen. — Ich werde doch wohl zu Hauſe bleiben. Wenn in meiner Abweſenheit H. zu mir kommen wollte, und ich hätte ſie verſäumt, ich wäre untröſtlich. — Läſe ſie dies in meiner Gegenwart, ſie würde ſagen: Sie ſind ein Kind, und denken: er iſt in der That zu bedauren. —

Eigentlich kann ich gar nicht ſagen was ich an ihr liebe. Ich bewundre ihre Schönheit; ich ſchätze ihr gutes Herz; ich verehre ihren Verſtand; aber dies alles liebe ich nicht. — Das iſt Selbſttäuſchung, lieber Louis. —

Die Luzinde habe ich mir zu leſen gehohlt; blos aus Neugierde, weil mir ſie H. nicht geben wollte. Ich verlor aber nach den erſten 3 Seiten die Geduld. —

Ich leſe ſo gern über Mäßigkeit. Wie kommt das? Es giebt keine entzückendere melodiſchere Töne für mein Ohr, als wenn ich die äußere Thüre knarren und Mad. H. kommen höre. — Wenn ein Wagen vorbeiraſſelt oder ſonſt ein Lärm auf der Straße iſt, ſtelle ich mich immer an meine Stubenthür und lauſche, damit ich's ja nicht verhöre wenn ſie anklopft. Hundertmal im Tage ſpring' ich vom Stuhle auf, weil ich glaube ich hätte die Thür aufgehen hören, und dann merke ich, daß das Geräuſch über mir war. — In den erſten Zeiten meines Hierſeyns mußte ich immer lachen, wenn ich Mad. H. anſah. So gieng mir's auch mit H. aus Gießen und mit H. aus Wetzlar. — Die Perſonen die mir am theuerſten waren, hatten an ihren Vornamen und Nachnamen immer ein H. zum Anfangs-Buchſtaben. H. H. aus G. H. H. aus W. und H. H. aus Frankfurt. Auch heißen ſie alle Henriette. Geht das ſo fort, ſo werde ich abergläubiſch. —

Lichtenberg's Schriften, die ich jetzt leſe, machen mir ſehr viel Vergnügen. — Sie kömmt nicht. — — —

In Gießen war ich ſo hypochondriſch und dabey ſo abergläubiſch, daß ich immer wenn mein Geburtstag kam, gewiß glaubte, ich würde ſterben. Warum eben an meinem Geburtstag? Ein ſolcher Unſinn muß beyſpiellos ſeyn. —

Ich habe nicht mehr ſo ſtarkes Herzklopfen wie ſonſt. — Warum hätte ich's lieber daß Reichnau Abends nicht bey uns zu Tiſche käme? Uebrigens kann ich ihn ſehr gut leiden. —

Das Wort leiden gefällt mir nicht, und doch gebrauche ich es oft. —

Wenn ich Madam Herz die Hand küſſe, ſo will ich es gar nicht thun; ich thue es ganz unwillkührlich. Eben ſo bey Brenna. Und bey mir ſelbſt iſt es eine Aeuſſerung der innigſten herzlichſten Liebe. —

Ich erinnere mich daß mir Mad. H. zuweilen wenn ſie mir ſtehend den Rücken zuwandte auf Augenblicke ſehr gleichgültig war. Sah ich ihr wieder in's Geſicht, ſo war alles wie vorher. — Es durchkreuzen mich oft dunkle Gefühle und Empfindungen ohne Zahl. Könnte ich ſie mir immer klar machen, abſondern und beſtimmen, ich wüßte nicht was ich darum gäbe. —

(Nachts 11 Uhr.)

Ich gieng ſchon um halb 11 auf mein Zimmer. Ich wollte noch manches in meinem Tagebuch einſchreiben, ich fühlte mich aber nach der Mahlzeit ſo dumm wie eine Gans. —

Ich habe noch nie von Mad. Herz geträumt und ich denke doch den ganzen Tag an ſie.

42.

Dienſtag, den 19. Aprill.
(Morgens 6 Uhr.)

Ich habe ſchon um 5 Uhr das Bett verlaſſen. Ich öffnete das Fenſter. Es hatte die ganze Nacht geregnet, und es wehte eine friſche erquickende Luft. — Ich merke jetzt erſt daß ich zärtlich und für meine theure Geſundheit ſehr beſorgt bin; denn ich trug Bedenken mit offner Bruſt ohne Halstuch an's Fenſter zu treten. — Das zweite Buch des Euklids kann ich nicht leiden, und heute ſoll ich's wiederholen; es iſt mir ſehr mies dafür. —

Die jüdiſchen Wörter *Mies*, *Schlemihl*, und mehrere, kann man im Deutſchen gar nicht ausdrücken. Man ſollte ſie aufnehmen, und ihnen das Bürgerrecht geben. Es würde aber ſehr viele Mühe koſten, dem, der keinen Umgang mit Juden gehabt hat, den Begriff den man mit dieſen Wörtern verbindet recht deutlich zu machen. Ich ſehe gar nicht ein wie man das machen will. —

Ich höre von Mad. Herz lieber, *guter Louis*, als *lieber Louis*; am allerliebſten *mein guter Louis*. *Mein*, — es liegt ein Himmel in dieſem Worte. — Vor einiger Zeit ſchrieb ſie mir, ſie wollte mich nicht länger bei ſich behalten; dies brachte mich der Verzweiflung nah; ich konnte nicht weinen und erſtickte faſt. Am Ende des Billets ſtand: „Nach Jahren, *mein guter Louis*, wollen wir über die jetzige Zeit ſprechen.“ Dies löſte meine Bruſt. Ich vergoß Thränen, und es ward mir leichter.

Madam Herz lenkt mit 3 Worten mein Gemüth, wie man die Marionette mit dem Drathe lenkt. Zauberey der Liebe. — — Und ſie ſollte nicht eitel ſeyn? Zwar habe ich noch keine Aeußerung der Eitelkeit bemerkt, aber ich zweifle doch nicht dran. — Iſt ſie doch ſchön und ein Weib!! — Es giebt eine Kunſt zu ſchmeicheln wenn man tadelt. Wer dieſe Kunſt verſteht, kann ſein Glück machen — bey eingebildeten Menſchen. Kluge, beſcheidene Menſchen ſehen auch durch dieſen Nebel. — R. in F. verſteht die Kunſt ſich tadelnd zu loben. — Dieſe Nacht wachte ich auf. Es war ſtockfinſter und die Noth allzudringend. Nehmen Sie's nicht übel Herr Legationsrath, wenn Sie darauf beſtehen, will ich Ihrem Sohne die Beleidigung öffentlich abbitten. —

Wenn ich allein bin ſeh' ich mich oft im Spiegel, und wenn jemand dabei iſt, ſchäme ich mich es zu thun, und erſchrecke wenn mich jemand darüber ertappt. Wie ſoll ich das nennen? Oder thue ich's blos mechaniſch, aus Gewohnheit?

43.

Dienstag, den 19. Aprill.
(Morgens halb 7.)

Ich glaube ich habe Kopf zur Philoſophie; wenn ich fleißig wäre, ich könnte es wohl weit bringen. —

Ich mußte oft lächeln wenn ich ſah wie ſich Mad. H. oft ſo geſchickt zu drehen und zu wenden wußte, nur um dem Worte Liebe auszuweichen. Sie ſagte z. B. Das was Sie in ſich haben; wie ich auf Sie gewirkt habe; das was Sie gegen mich fühlen; nur nicht: Ihre Liebe gegen mich. Eben ſo ſträubte ich mich gegen verlieben, und mußte zuletzt doch nachgeben. —

Wäre ich ein Regent, ich ließ' Erziehungsanſtalten für Hunde errichten. —

Wenn ſich meine Liebe mit der Vernunft verbände, wäre ich ſehr glücklich. —

Ich wünſchte nicht daß mich H. ſo liebte wie ich ſie, ich könnte das Glück nicht ertragen. —

(Abends 5 Uhr.)

In der Stunde bei Meyer war mir's als würde ich eine Ohnmacht bekommen.

(Abends halb 9.)

Ich komme nach Hauſe. — So wäre denn auch dieſer Schritt gethan, der Schritt von dem ſie mich abhalten ſollte. Abgeworfen hätte ich jeglichen Stolz und jede Schaam, und vor meine Augen tritt die ſchaamrothe Sünde. — Darf ich ihr wie ſonſt mit freyer Stirn unter die Augen treten? — Gott! — Nur der erſte Schritt zum Laſter fällt ſchwer; die andern werden leicht und immer leichter. — Wie oft habe ich ſie mit dem Gelde betrogen; und diesmal auf die ſchändlichſte Weiſe. Aber ich werde es nicht mehr thun. Ich habe gottlob noch ein Maaß im Vergehen, und dieſes Maaß habe ich noch nie überſchritten, und dieſes Maaß iſt noch ſehr beſchränkt. —

44.

Mittwoch, den 20. Aprill.
(Abends halb 7.)

Ich habe Stunde gehabt, und morgen ſoll ich wieder eine haben. Alles, alles lächelt mich ſchön und freundlich an. — Und heute habe ich ſie oft und lange geſehen. O ich bin unausſprechlich glücklich. —

In dieſem Augenblick ſpüre ich noch gar keine Neigung zur Arbeit. —

Offenherzigkeit muß aus dem Charakter fließen, ſonſt iſt es gar keine Tugend. Und wenn man offenherzig iſt, muß man es gegen jedermann ſeyn. Es iſt gewiß, manche Menſchen ſind blos deswegen offenherzig, um ſich Zutrauen zu erwerben, damit ſie in andern Fällen, wo ſie lügen wollen, Glauben finden. —

Madam Herz. — — — Um dieſen Punkt, um dieſen einzig großen, ewig feſten Punkt, drehen ſich alle, alle meine Wünſche. Und ſtill, wie die Sonne unbeweglich ſtille, ſteht dieſer Punkt, und in unermeßlicher Ferne, ring' ich mich wie die Erde ſtets um ihn. — Wie die Erde! Das iſt's! — Ewig zurückgehalten durch eigene Schwere. — O leuchte mir Tag, oder Nacht umhülle mich! Nur mit Dir weg, trügeriſche Dämmerung, hämiſches Halbdunkel. Du nimmſt mir das Leben und verhinderſt mich zu ſterben, Hoffnung, eitle Hoffnung! — — Und doch bedaure ich den Menſchen, der nicht einen ſolchen Punkt, der nicht ſolche Wünſche hat. Und ich liebe den Bettler, der groß genug iſt alles zu verſchmähen und ſich eine Krone zu wünſchen. — —

45.

Mittwoch, den 20. Aprill.
(Abends 7 Uhr.)

Wer weiß ob ich Mad. Herz jezt nicht blos aus Gewohnheit liebe, oder aus Trägheit, den Eindruck den ſie ſchon längſt auf mich gemacht hat, auszurotten. — Als ich dieſen Abend zwiſchen 3 und 6 Uhr bey ihr war, fühlte ich wieder die ganze Macht meiner Leidenſchaft; ich hätte ihr um den Hals fallen mögen. — —

Ich bin jezt ſo heiter als ich's noch nie geweſen war und es müßte gewiß etwas ungewöhnlich Schlimmes ſeyn, das mich verdrießlich machen könnte. Sie hat Züge um den Mund, die unwiderſtehlich ſind. —

Madam Herz kann es nicht leiden, wenn ich ſie lobe und bewundere. Das iſt Stolz; und nichts kann mich ſo ſehr kränken, und mich in meinen eigenen Augen ſo ſehr herabſetzen, als dieſer Widerwille für die Aeußerung meines Wohlgefallens. —

(Abends 9 Uhr.)

Ich denke wohl alles wie ich es der Herzin ſage; ich denke aber manches das ich ihr um alles in der Welt nicht ſagen würde. — Bendavid beſitzt viele Kenntniſſe; dabey hat er eine ſo lebhafte Einbildungskraft, daß er ſich dieſelben 400 mal größer vorſtellen kann. Ein eingebildeterer Gelehrter mag es wohl in der Welt nicht geben. Er ſpottet über alles und glaubt außer ihm wiſſe die ganze Welt nichts. Ich habe ihm dies ſchon beym erſten Beſuch abmerken können, und das war gar keine Kunſt. Da ſagte er unter andern: Phyſik ohne Mathematik, ſey wahre Spielerey, und ſpielte dabei auf Herz an. Als ich ihn einmal fragte ob Herzens Buch: über den Geſchmack gut wäre, antwortete er mir: Der Stoff war damals noch nicht viel bearbeitet, Herz hat nichts vollſtändigeres liefern können.

Seitdem ich Madam Herz kenne, wünſche ich mir Goethe oder Schiller zu ſeyn. —

Ich ſchrieb geſtern etwas nieder, wovon ich heute grade des Gegentheils überzeugt bin; es wäre mir bey Gott, die größte Marter zu ſehen, daß ſie einen Menſchen ſehr liebte. —

(Nachts halb 11 Uhr.)

Wenn es in meiner Gewalt ſtünde, zu weinen, ich würde manchmal Thränen vergießen, wobey ich gar nichts fühle. — Ich kann mich Stundenlang mit dem angenehmen Traume beſchäftigen, wenn ich ein König wäre, wie ich der Herzin alles zu Gefallen thun, und ihr alle ihre Wünſche gewähren würde. Uebrigens würde ich ſie gewiß nicht zur Königin machen, denn es iſt haushälteriſch jedem größten Glücke freywillig zu entſagen, damit einem noch etwas übrig bleibe — für theure Zeiten. —

Ein blinder Schiffer auf einem reißenden Strome iſt das wahre Bild eines Verliebten. —

Ich habe es ſehr gerne, daß es regnet und ſtürmt, wenn ich für Mad. Herz einen Gang gehe. —

Den 17. December 1802 hatte mich einmal Herz in der Logik examinirt, und ich hatte alles ſehr gut gewußt. Als ſeine Frau kam, erzählte er ihr, ich wäre heute in der Logik ſehr klar. Wir ſetzten uns bey Tiſche. Ich ſprach wenig, und war ſehr nachdenkend. Ich überlegte nemlich wie es wohl dahinzubringen wäre, daß mir Madam Herz für jeden Tag an dem ich ſehr fleißig war, einen Kuß gäbe. —

Wenn ich mit Madam Herz ſpreche, ſo ſchwindet alles um mich her im eigentlichen Sinne des Wortes, ich höre und ſehe nichts außer ſie. —

„Herr Lion, Sie ſind ein Schalk“, ſagte immer Henriette Hezel zu mir und das hörte ich ſehr gern. —

46.

Donnerstag, den 21. Aprill.
(Vormittags halb 10.)

Brenna wollte von ihrer Schweſter den angebotenen Wagen nicht annehmen, das gefiel mir und es iſt ſchön und lobenswerth, wenn ſie ihn ſtandhaft ausſchlägt. —

Ich wünſche oft ſchön zu ſeyn. Dies iſt der albernſte Wunſch, den man nur haben kann und ich ſchäme mich ſo, daß ich dieſe Schwäche ſehr ungern der Herzin geſtehe. Aber es iſt ſo. —

Heute habe ich Brenna wieder ſehr lieb. Ich weiß wirklich nicht, ob es an ihr oder an mir liegt, wenn ſie mir den einen Tag beßer gefällt als den andern. Ich habe eben ſo viele Gründe für mich als für ſie. Madam Herz ſpricht zwar, ſie könne es begreifen. Sie thut aber Brenna zu viel. Ich habe gewiß auch Schuld daran. —

Liebte ich Madam Herz wie Brenna, und Brenna wie Mad. H., ich befände mich viel beßer dabey. —

Um 12 Uhr gehe ich zu Bendavid, ich nehme mir vor recht aufmerkſam zu ſeyn; ich will doch ſehen, ob ich meinen Vorſatz — —

Man könnte ſagen, die Furcht wäre eine Hauptbedingung zur menſchlichen Glückſeligkeit; denn ohne Furcht gäbe es keine Hoffnung, und was wäre das Leben ohne dieſe? —

Die Eitelkeit des Menſchen miſcht ſich in alle ſein Thun und Unterlaſſen, oft ohne daß man es merkt. Wenn ich für meine Gedanken und Empfindungen einen paſſenden Ausdruck habe, und ich erinnere mich dieſen Ausdruck ſchon irgendwo geleſen zu haben, dann gebrauche ich ihn nicht. Dies iſt Eitelkeit: ich möchte gern originell im Schreiben ſeyn. — Ich habe dies lange Zeit ſelbſt nicht eingeſehen. — —

(Abends 8 Uhr.)

Daß ich glaube der Herzin alle Falten meines Herzens aufgedeckt zu haben, das iſt ein Selbſtbetrug ohne Ende. Ich war doch zuweilen ſo von mir eingenommen, daß ich glaubte, ich wär' ein Feind der Schmeicheley. Das iſt kein Menſch. —

Ich ſagte der Herzin, heute wäre ich fleißig geweſen, und ich war es nicht. Ich wollte nicht lügen, ich hatte nur nicht Geiſtesgegenwart genug, die Wahrheit zu ſagen. —

(¾ auf 10 Uhr.)

Das iſt eine kalte ſehr unpoetiſche Nacht, und ach, ich Sentimentaler weiß gar nicht was ich machen ſoll.

Wir ſprachen geſtern bei einer Gelegenheit, die Sie nicht werden vergeßen haben, von ſentimentalen Seelen. Wahre ächte Sentimentalität gleichet dem reinen kräftigen Kornbrandtwein, der mäßig genoſſen den Geſunden ſtärkt und erwärmet. Aber die herrſchende Sentimentalität unſrer nervenſchwachen Jünglinge, und ſchwindſüchtigen Mädchen macht ſchläfrig und erhizt wie unſre überzuckerte Modeliquers nur erſchlaffend ſind.

Wenn Sie nicht wären, meine liebe, liebe Mutter, daß mir dieſes Leben auch dann immer noch würde lieb ſeyn, das iſt menſchlich, und ich geſtehe es wohl; doch lächeln mußte ich dann, daß mir ſo viel gelegen ſeyn könnte an einem elenden Kinderſpiel, wie es wäre.

(12 Uhr.)

Die ſchleſiſche Poſt war ſchon angekommen, als ich nach Hauſe ging. Die Reiſenden befanden ſich noch alle in der Paſſagierſtube; aber Schleiermacher nicht unter ihnen.

Es brannte Licht in meiner Stube, doch ſuchte ich den Moritz vergebens. Er hatte ſich auf's Sopha gelegt, und ſich mit allen daliegenden Kleidern ſo um und um bedeckt, daß er gar nicht zu ſehen war. Er ſchläft unbarmherzig, und ich werde mich die Nacht wohl ein wenig ennuyiren.

Obgleich, liebe Mutter, meine Thränen die lezten Worte erſtickten, die ich Ihnen beim Abſchied habe ſagen wollen, ſo bin ich jezt doch gar nicht traurig. So abergläubiſch bin ich, daß mir der Schmerz der Trennung willkommen iſt, darum, weil ich ſo unausſprechlich glücklich war; damit mein böſer Geiſt ſich wieder mit mir ausſöhne.

Ich wäre doch ſo gerne noch mit Ihnen heraufgegangen, um Ihre Stuben einmal noch zu ſehen.

Dieſe Blumen kommen von meinem Herzen. Sie werden fort blühen, wenn die ſüßen Düfte meiner Blumentage längſt werden verweht ſein, vom ſchwarzen Qualm der halliſchen Salzhäuſer. Und dann denken Sie meiner gewiß.

47.

Ich bin heute recht ordentlich und fleißig geweſen, und habe viel überſetzt. —

Den 26. Aprill 1803. Louis.

48.

Ich habe oft Ihr Billet geleſen, und habe es benezt mit reichlichen Thränen, mit Thränen der reinſten Freude und der ſchönſten Hoffnung. Ich fühle wie ſich in mir alles hinzieht, auf jenen Punkt, den Moment des Wiederſehens. Das bedeutet was Gutes. Ich fühle es und trockne meine Thränen, und freue mich des Glücks Sie meine Freundin nennen zu können, und mich Ihren Freund.

Louis.

Ich habe meinem Vater geſchrieben.

Den 10. Juni 1803. (Morgens halb 3 Uhr.)

49.

Ich grüße Sie herzlich, liebe Mutter. Leben Sie recht wohl und wünſchen Sie mir Glück zu meiner Reiſe. Ich wollte nicht mehr nach Charlottenburg kommen, ich fürchtete ſo ſehr das Abſchiednehmen von Ihnen, als ich mich freue auf die Zeit wo ich Sie wiederſehen werde. Möge ich Sie froh und glücklich wiederſehen, wie ich Sie verlaſſe. Vergnügen Sie ſich recht in Dresden und kommen Sie geſund zurück. Den Ort wo ich ſo frohe und ſo traurige Tage verlebt habe, die Menſchen die ich anbetete, und die ich doch ſo oft gekränkt habe, verlaſſe ich mit gepreßtem Herzen, das wiſſen Sie. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir *waren*, nicht für das was Sie mir haben ſeyn *wollen*; dafür habe ich keine Worte; möge es Gott belohnen! Ich werde mich beſtreben zu werden, was ich nicht bin; und was Leidenſchaft in mir verdarb, ſoll Leidenſchaft wieder gut machen. Bleibe ich wie ich bin, ſo ſehen Sie mich nicht wieder, ſo wahr Gott lebt. Von dem was ich Ihnen je geſagt oder geſchrieben habe, nehme ich kein Wort zurück; iſt es wünſchenswerth das ich meine Geſinnung verändre, ſo wird es kommen mit der Zeit, und mit der Verderbniß meines Herzens. Adieu!

Empfehlen Sie mich der Dmlle. Izik und Blanc und Mad. Levi.

Den 9. Juli 1803. Louis.

50.

Es iſt doch in der That ſehr grauſam von Ihnen, daß Sie mich ſogleich beym Worte faſſen. Ich ſchrieb Ihnen, Sie möchten es nicht mehr unternehmen mich aufzuheitern, und nie haben Sie eine meiner Bitten, ſchneller und pünktlicher erfüllt, als dieſe. Sie können ſich ja leicht denken, daß dieſes mein Ernſt nicht kann geweſen ſeyn. Ich geſtehe es Ihnen ganz offenherzig, ich wollte Ihnen durch mein Billet nur Gelegenheit geben zu mir zu kommen, und dann wäre meine Verſtimmung durch Ihren holden Blick gleich wieder gehoben worden. Sie ſagen ja immer, ich wäre ein wahres Kind, warum ſchonen Sie mich denn nicht wie ein Kind? Bin ich's ja auch blos in dieſem einzigen Punkt. — Was mich am meiſten bey mir ſelbſt entſchuldigt, iſt der Umſtand, daß ich mich wegen meiner ungewöhnlichen Neigung für Sie gar nicht ſchäme; ich könnte ſie meinem Vater, ich könnte ſie der ganzen Welt entdecken; denn ich glaube, daß man ſich keiner natürlichen Neigung des Herzens ſobald ſie Liebe zeigt, zu ſchämen braucht, ſie mag ſich übrigens in jeder Geſtalt äußern. Eigentlich bin ich von vorgeſtern her, wo Sie mich läſtig fanden, noch verdrüßlich, aber ich habe nach reiflicher Ueberlegung der Sache gefunden, daß ich ſogar bey meinem Herzen, Unrecht habe. Ich bitte Sie um Verzeihung, und um Ihre vorige Freundlichkeit. Ich verſichre Sie, die verfloßne Woche war die glücklichſte in meinem Leben; ein Tag ſchöner als der andere und blos durch Sie, und mag ich Ihnen noch ſo gleichgültig ſein, ſo muß es doch Ihrem guten Herzen Freude machen, mich ſo froh, ſo froh durch ſich geſehen zu haben. Sie haben in den letzten Tagen zu meinem Frohſinn einen feſten Grund gelegt, der noch nicht erſchüttert iſt; wenn Sie mir nur auf 5 Minuten erlauben zu Ihnen zu kommen, Ihre Hand zu küſſen, Sie anzuſehen, und wieder fortzugehen, dann bin ich wieder glücklich und vergnügt. Darf ich kommen? — Ich will auch recht fromm ſeyn und gut. Darf ich, liebe Mutter? Ich habe auch Kopfſchmerzen, haben Sie Mitleiden mit einem kranken Kinde. —

51.

Halle, den 19. July 1803.

Liebe Mutter!

Seit vergangenen Donnerstag, alſo erſt 6 Tage bin ich hier, und ſchon hänge ich mit Leib und Seele an Halle. Vergeſſen iſt Berlin und alles was mir dort theuer war. Mir iſt's als wäre ich hier geboren, und Zufriedenheit und Frohſinn erfüllen mein Herz. Nicht wahr, das kam geſchwinder als Sie es erwarteten? Glauben Sie, daß ich traurig bin über meine veränderte Lage? — Nichts weniger als das. Wandelt mich ja zuweilen ein ſchmerzliches Gefühl an, ſo mache ich einige Gänge durch das Zimmer, weide meine Augen an die ſchöne Fußdecke, betrachte mit Wohlgefallen die eleganten Meubles, und weg iſt aller Schmerz; Sie wiſſen, ein Sopha war immer der Gegenſtand meiner heißeſten Wünſche geweſen; jetzt habe ich eins und es wiegt mir zum wenigſten den Thiergarten auf. — Nun liebe Mutter können Sie mich ſeelig preiſen. Wie oft habe ich Sie ſagen hören: „So iſt es recht, Louis, bis zur Ironie muß es mit der Sache kommen.“ Alſo freuen Sie ſich jetzt, denn mein ganzes Weſen iſt Ironie, ich bin die beißendſte Recenſion aller Compendien der Moral die in Nummern und a b cs eingetheilt ſind wie die Waſchtabellen. Ich habe Ihnen ein Lied vorgeſungen von Beſſerung, Sie freuten ſich des guten Vorſatzes und ſeegneten mich. Ziehen Sie Ihre Hand von mir ab, liebe

Mutter, ich habe geheuchelt. Hilft mir kein Gott, ſo bin ich verloren, denn ich kann nicht kämpfen wider Laſter, die Zeit und Gewohnheit panzerten. Ständen Sie vor mir, ich müßte ſchaamroth werden. — Ich will Ihnen doch auch erzählen wie es mir hier gefällt, denn was ich hier am Anfange des Briefes ſagte, das war Spaß, wie Sie von ſelbſt werden einſehen. Als ich ankam, war Reil noch im Colleg. Ich machte der Reilin mein Compliment. Die hieß mich willkommen. Gleich ward Obſt und Kirſchkuchen präſentirt. Das gefiel mir nicht, denn Sie hatten mir nichts präſentirt, als ich zu Ihnen kam. Reil kam zu Tiſche, fragte nach Ihrem Befinden und damit Punktum. Ich ſaß da wie ein armer Sünder, der beim Stehlen ertappt wurde. Während dem Eſſen ward ſehr wenig geſprochen. Nach geendigter Mahlzeit ging ich auf meine Stube und weinte mich recht ſatt, ſo daß ich aus Müdigkeit einſchlief. Dieſe Menſchen werden mir nimmermehr gefallen. Ich hatte es Ihnen geſagt, ich werde Parallelen ziehen und mich unglücklich machen. Ich habe ein Elyſium geſchmeckt in Ihrem Hauſe, und dieſes irdiſche Leben will mir nicht behagen. Ich verſichere Sie, als ich Reilen zum erſtenmale ſah, habe ich mich recht erſchreckt, denn ſeine rauhe Stimme, ſein ernſthaftes Weſen, und ſein ganzes Aeußere überhaupt, hat für mich etwas ſehr Abſchreckendes. Mir iſt es ganz unbegreiflich, wie Sie eine gute Freundin dieſes Mannes ſein können. Die Reilin fand ich weder über, noch unter meine Erwartung, aber ganz anders als ich ſie mir gedacht habe. Sie iſt klein, ſchmal, winzig, und man ſieht es ihr an, daß ſie einmal ſchön geweſen war. So weit ich ſie bis jetzt kenne, iſt ſie ſehr ungebildet. Sie mag eine recht gute Frau ſein, ich könnte auch nicht ſagen, daß ich ſie nicht leiden kann, ſie iſt aber doch in meinen Augen — ich muß mich eines harten Wortes bedienen, weil ich ſonſt nicht weiß, wie ich mich ausdrücken ſoll — ein erbärmliches Ding. Mir wird über Tiſche oft bange, und ich weiß gar nicht, wo ich meine Ohren hin thun ſoll, wenn ich höre welcher pöbelhaften Ausdrücke ſich Reil gegen ſeine Frau, und ſie ſich gegen ihn zu bedienen pflegt. Z. B. habe ich ſie ſchon einige male wechſelſeitig zu einander ſagen hören: Du willſt immer geſcheiter ſein als andre Leute; das wäre recht dumm von Dir, u. dergl. mehr. Wenn Sie mich fragen, liebe Mutter, was mich dieſe Dinge angehn, ſo antworte ich: nichts, aber es iſt unangenehm unter ſolchen Leuten zu leben. Man könnte mir einwenden, ich ſei nicht hergekommen um angenehm zu leben, ſondern um von Reil's Gelehrſamkeit zu profitiren. Ja du lieber Gott, aus dieſer werde ich wenig Nutzen ziehen können. Reil hat mir dieſen Morgen ausdrücklich geſagt: Sie wiſſen, ich habe unbändig viel zu thun, alſo in's Detail kann ich mich nicht mit Ihnen beſchäftigen, was ich für Sie thun kann, beſteht darin, daß ich Ihnen zuweilen einen guten Rath gebe, und Ihnen ſage, wie Sie es am beſten machen können. Das iſt ein theurer Rathgeber, und ich habe doch immer ſagen hören, daß zum Rathgeben ſich mehr Leute fänden, als wünſchenswerth ſey. Ich hatte mir ſo ernſtlich vorgenommen, beſte Mutter, nicht eher über einen der neuen Gegenſtände, die mich hier umgeben zu urtheilen, bis ich mich hier lange genug werde aufgehalten haben, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, aber gegen Sie glaubte ich mich jetzt ſchon äußern, und Ihnen ſagen zu können, wie ich jetzt die Sachen nehme. Wenn ich Ihnen alſo ſchreibe, das iſt ſo, und jenes ſo, will ich nicht ſagen, daß es gewiß ſo ſei, ſondern daß es mir ſo vorkomme. Ich hoffe es, ja ich bin es gewiß, daß mir mit der Zeit manches gefallen wird, was mir jetzt mißfällt, und ſollte ich auch die Dinge immer ſo finden, wie ſie mir jetzt ſcheinen, ſo macht doch die Gewohnheit das angenehm, was uns ſonſt mißfiel, und das erträglich, was uns unerträglich ſchien. Ich hatte mir ſchon ſo oft vorgenommen recht fleißig zu ſtudieren, aber der Vorſatz meiner Beſtimmung ſtets eingedenk zu ſein, den ich in Berlin zuletzt gefaßt habe, war ernſter als alle vorige. Vielleicht wäre auch die Ausführung deſſelben glücklicher geweſen, wenn nicht gleich im Anfange meine Tugend auf ſo eine harte Probe geſtellt worden wäre. Reil will, und beſteht darauf, ich ſoll auf das Gymnaſium gehen, und das iſt mir ſo zuwider, und ſchlägt mich ſo nieder, daß all mein bischen Eifer, den ich mitgebracht habe, verraucht iſt. Bis Oſtern ſoll ich noch auf der Schule gehen, und den ganzen Tag weiter nichts lernen, als: Lateiniſch, Griechiſch, und Zeichnen. Ich ließ mir dies alles noch gefallen, wenn ich Privatſtunden hätte; aber Reil bedenkt nicht, daß der Vortheil, den öffentlicher Unterricht vor Privatſtunden voraus hat, bei mir nicht zu rechnen iſt, denn er wird durch den Schaden aufgehoben, den der Widerwille, mit dem ich mich in dieſer Einrichtung ſchicke, unausbleiblich nach ſich ziehen wird. Wenn Sie alſo jemand frägt, liebe Mutter, warum ich nach Halle gekommen bin, ſo antworten Sie: um durch Reil's Hand in der Schule zu laufen, und wenn ſich der Jemand wundert, daß es 500 Rthlr. koſtet, und meint das hätte wohlfeiler geſchehen können; ſo mag er vernehmen was Leſſing ſpricht: was wohlfeil iſt, iſt theuer. Mir hat es zu Berlin jeder vorausgeſagt, daß ſich Reil nicht mit mir abgeben wird, und ich ſehe es ja, er iſt ſo ſehr mit Geſchäften überhäuſt, daß ihm wahrlich keine Zeit für mich übrig bleibt. — Reil hat ſechs herrliche, muntre Kinder, eins ſchöner als das andere. Das älteſte Mädchen iſt 14 Jahre alt, die wohnt aber nicht hier, ſondern iſt zu Deſſau in Penſion, und iſt mit mir nach Halle gefahren, um ihre Eltern auf einige Tage zu beſuchen. — Etwas habe ich bemerkt, das iſt recht poſſierlich, und Sie werden mir's kaum glauben. Nämlich die Reilin ſagt oft Du zu mir, wenn niemand dabey iſt; das erſtemal als ich's hörte, konnte ich kaum das Lachen verbeißen, aber jetzt iſt mir dieſe liebenswürdige Vertraulichkeit ſehr unangenehm. Ich merke ſchon wo es hinaus will, der liebe Gott, läßt mir, als ein geſcheiter Aeskulap, Madam Reil deswegen ſo unliebenswürdig finden, um meine Seelenbewegungen in's Gleichgewicht zu bringen. Ich würde hier gerne ſchließen, denn ich verſichre Sie, das was ich da zuletzt ſagte, iſt der witzigſte Einfall den ich in meinem Leben gehabt habe; und Wieland räth jedem freundſchaftlich gleich nach einem guten Einfall, es ſei im Sprechen oder im Schreiben aufzuhören. Sie werden aber gerne wiſſen wollen, wie unſre Reiſe hierher abgelaufen iſt, daher fahre ich fort. — Wir kamen Montag früh um 8 Uhr in Koswig an, wir fuhren von da ſogleich nach Wörlitz, die Gegend zwiſchen Koswig und Wörlitz war für mich entzückend ſchön, weil es die erſte war, die ich ſeit meiner Abreiſe von Frankfurth geſehen habe. Man fährt immer längs der Elbe hin, die hier ſehr breit iſt. Da dachte ich an Sie, und wie ſehnlich wünſchte ich Sie möchten zu dieſer Stunde ſchon zu Dresden ſein. Als wir nach Wörlitz kamen, war es 10 Uhr. Wir hielten uns gar nicht auf, und giengen gleich im Garten. Wir waren ſo ämſig daß wir noch denſelben Tag alles mögliche ſahen, und gegen Abend ſchon nach Deſſau fahren konnten. Wir waren auch bei Matthiſon. Dienstag und Mittwoch hielten wir uns in Deſſau auf, und beſahen alles Merkwürdige in und außer der Stadt. Wir hatten auf dem Poſtwagen mit zwei Offizieren Bekanntſchaft gemacht, die auch zum Vergnügen reiſten, dieſe engagirten ſich mit uns, wir machten alle Partien gemeinſchaftlich, und logirten auch in Deſſau zuſammen. Ich und Warburg ſprachen ſo oft von Ihnen, daß die Offiziere den Wunſch äußerten, Sie einmal zu ſehen. Da ſie nach Dresden reiſen, ſo habe ich ihnen eine Karte mitgegeben, die ſie Ihnen abgeben werden, wenn ſie Sie auf der Gallerie treffen. Ich habe nie frohere Tage verlebt, als auf dieſer Reiſe, und das mag auch mit Schuld ſein, warum es mir hier ſo ſehr mißfällt. Leben Sie recht wohl. Meinen Gruß an Brenna.

Louis.

Liebe Mutter, warum habe ich nicht zu Berlin bleiben können? — Und iſt es hier beſſer für mich? — Haben Sie von meinem Vater Brief erhalten? — — —

52.

Halle, den 20. Auguſt 1803.

Ihr Brief, liebe Mutter, hat mir unbeſchreiblich viele Freude gemacht. Vom Morgen bis Abend war er der Gegenſtand meines ewigen Hoffens, meiner ſehnlichſten Erwartung. Wenn die Krankheit den höchſten Gipfel erreicht, dann hört das Bewußtſein auf, und der Menſch fühlt keine Schmerzen mehr. Mit dem Bewußtſein kehren auch die Schmerzen zurück; aber dann beginnt die Geneſung. Auch ich fange an, zu mir ſelbſt zu kommen, ich fühle mich aber nicht beneidenswerth in dieſem Zuſtande und der Schmerz preßt mir Klagen aus. Wer mich ſieht, der ſollte denken, mir wäre wohl, doch wer mich kennt, wird ſagen, mir kann nicht wohl ſein. Soll ich mir das Vergangene aus dem Kopfe ſchlagen, ſoll ich es vergeßen? Dann müßte ich mir's aus dem Herzen reißen, und das geht nicht. Hoffen Sie auf die alles heilende Zeit? Ich auch. Aber die Zeit heilt nur durch Zerſtörung, und was ſie nicht zerſtören kann, wird ſie nimmer heilen. Ich ſoll gut ſeyn, wollen Sie. Ich wäre es auch gern, aber wie ſoll ich es anfangen um es zu werden? Hier kömmt der Wille erſt nach der That, und es kann ein Menſch nie gut werden wollen, als bis er es ſchon geworden iſt. Ich kann noch fleißig, ſparſam, und gar manches werden, aber dazu muß ein Reiz von außen kommen, den Drang von innen fühle ich nicht. Wenn Sie ſich wundern, daß ich bey meinem richtigen Sinne das Schlechte ergreiſe, ſo verwünſche ich dieſen Sinn, und dieſe Erkenntniß. Ich könnte glücklicher leben, wenn ich nicht nachgedacht hätte über das Gute und Böſe, über mich und die Dinge in der Welt. Kenne ich doch Menſchen meines Alters, die ihre Zeit, ihre Geſundheit, und das Geld ihrer Eltern auf die ſchändlichſte Weiſe verſchwenden, und doch ſo ruhig dabey ſind, als hätten ſie die edelſte Handlung verübt. Ich mache es nicht viel beſſer als jene, aber mich drückt's. Es kann unmöglich Ihr Ernſt ſeyn, wenn Sie mir ſchreiben, daß Sie aufhören würden meine Freundin zu ſeyn, wenn ich mich nicht beſſerte. Um Gotteswillen, was hat eins mit dem andern zu ſchaffen, welche Verbindung iſt zwiſchen dieſen beiden Dingen? Und wehe mir, wenn es Ihr Ernſt iſt. Ich wüßte gar nicht warum ich leben ſollte, wenn ich keine Briefe von Ihnen erhielte. Wie ich's treibe, möchten Sie wiſſen? Wer mich jetzt beobachtet, würde ſagen: gut. Nur Sie würden's nicht ſagen und auch ich kann mir nicht Beifall geben. Mein Fleiß iſt ſo ziemlich. Aber was hilft das? Ich bin fleißig aus Laune nicht aus Grundſätzen. In der Oeconomie habe ich auch keine Fortſchritte gemacht. Ich bin zwar im Gelde noch nicht verſchwenderiſch geweſen, ich war aber blos zu träge dazu, und die Gelegenheit mangelte mir. Meine häusliche Lage mißfällt mir nicht, ich würde es aber nicht verbergen können, wenn mir etwas zuwider wäre. Reil gefällt mir jezt beſſer als im Anfange, ich zweifle hingegen daß ich ihn je werde lieb bekommen können. Er macht es ganz anders als der ſeelige Herz. Außer bey Tiſche bekomme ich ihn wenig zu ſprechen. Er frägt mich nicht, wie es mir gefällt, wie es mit dem Studiren geht, ob ich fleißig bin, was ich lerne? nichts von Allem dem. Die Reilin, ich habe es Ihnen ſchon geſagt, iſt eine charmante, herzensgute Frau. Ich kann's gar nicht genug rühmen wie gütig und ſorgfältig ſie mich behandelt. So oft ſie ſpatzieren fährt, nimmt ſie mich mit. Wenn ſie mit ihrem Manne Abends außer dem Hauſe ißt, ſo bittet ſie mich immer, ich ſolle mir einen meiner Bekannten zu Tiſche laden, um Geſellſchaft zu haben. Ueberhaupt beſtrebt ſie ſich mir alles nach Wunſche zu machen. Mein Logis iſt geräumig und äußerſt bequem. Das Eſſen iſt vortrefflich, und meine Aufwartung kann ich mir nicht beſſer wünſchen. Aber ach, die Grazien ſind im ganzen Hauſe nicht zu ſehen und zu hören. Eine wahre Profeſſor-Familie! Ich gehe in der Reilin Stube ohne anzuklopfen. Ich kann dabey ſein, wenn ſie ſich morgens die Strümpfe heraufziehet. Die Mägde bringen ein Glas Waſſer in der Hand, auf keinem Teller. Alle Sonntag wird ein Kirſchkuchen gekauft. Alle 14 Tage ein Kränzchen, wo es prächtig zugeht. Reil kömmt Abends nach Hauſe, verdrießlich, hypochondriſch. Er zieht ſich andere Wäſche an, dabey darf ein jeder bleiben, das Geſinde, die Kinder, ich. Man ſezt ſich zu Tiſche, er tadelt das Eſſen. Die Reilin macht furchtſame Geſichter. „Lieber Junge, was fehlt denn dem Eſſen?“ Keine Antwort, er ſteht auf, verläßt das Zimmer. — Die Reilin: Louis, wenn Sie nach Leipzig reiſen, bringen Sie meinem Malchen ein Kleidchen mit. — „Nicht wahr, das ſind ſchöne Taſſen, wenn Sie von hier weggehen, müſſen Sie mir auch eine hübſche Taſſe zum Andenken ſchenken.“ O ja. — Die Kinder wollen ſich zu todt wundern über meine feinen Halstücher, über meine königlichen Schnupftücher. — Man ſagt Herr Louis. „Herr Louis, (ſagt Guſtchen zur Mama,) iſt ſehr galant, wenn man ihm ſagt er ſoll über das Dach ſpringen, um etwas zu holen, ſo thut er's.“ „Herr Louis thut ſich gewaltig dick mit ſeinem Gelde, Herr Louis iſt eitel, er glaubt er wäre ſchön, er guckt ſich beſtändig im Spiegel, putzt ſich gerne.“ — Dies haben mir die Kinder ſchon hundertmal in’s Geſicht geſagt. Weiß Gott wie Kinder darauf kommen, von Erwachſenen müßen ſie es doch wohl gehört haben. Was macht denn Brenna? Sie haben mir gar nichts von ihr geſchrieben. — Die Reilin muß glauben, ich ſey verrückt. Ich leſe das Wochenblättchen wo die Paſſagiere bemerkt ſind, und dann zähle ich immer wie viele von Berlin durchgekommen ſind, und freue mich wie ein Kind, wenn es recht viele ſind. Die Berliner Zeitung, mit der Sterbeliſte, Getraidetaxe, Ehrenbeförderungen, Theaterrezenſionen, leſe ich mit mehr Begierde, als ich je die ſchönſte Geſpenſtergeſchichte geleſen habe. — Ach liebe Mutter, wenn ich bei Ihnen ſein könnte, Sie ſollten ſich wundern wie gut und fromm und artig ich ſeyn wollte. — Sie ſind jezt in Prenzlow; grüßen Sie Linen, meine liebe Braut, allerliebſt und herzlich. Ihr

Louis.

Haben Sie Reil’s Brief erhalten? Er hat Ihre Manuscripte empfangen, und an Eberhard das Nöthige beſorgt.

53.

Halle, den 26. September 1803.

Der Ueberbringer dieſes Briefes, Herr Schuhmacher, iſt ein guter Menſch. Er ſtudirte hier Medicin, und Reil ſchätzt ihn ſeiner Kenntniſſe und ſeines Kopfes wegen. Er will in Berlin ſeinen Curſus machen. Es ſoll mich freuen, wenn er es einigermaßen nicht unwerth iſt, von Ihnen gekannt zu ſein. —

Ach, meine liebe Mutter, könnte ich Ihnen alle dieſe unbeſchreiblichen Freuden wiedergeben, die Sie mir durch Ihre Briefe machen. Ja, ich geſtehe es Ihnen, oft kann ich es nicht faſſen, und ich traue meinen Augen kaum, wenn ich Ihre Worte leſe und Ihre Handſchrift erkenne, denn mir ſagt mein Gewiſſen, ich verdiene das nicht.

Um den armen Meyer aus Kaliſch möchte ich weinen, und er verdiente es, daß ihn alle Menſchen bedauerten, und ich habe es erfahren, und erfahre es noch immer: man kann alles thun, was Meyer thut, und doch ein guter Menſch ſeyn. Aber was heißt ein guter Menſch? — Etwa ein Menſch, dem die untergehende Sonne, und eine reizende Gegend Thränen in den Augen bringt? —

Ich bin ein ſolcher und ich kann mich doch nicht loben.

Seit 14 Tagen ſteht es mit meinem Fleiße nicht zum Beſten, und ſeit 8 Tage ſehr ſchlecht.

Mein Freund Schuhmacher eilt, nächſtens ſchreibe ich Ihnen mehr. Ich reiſe Freitag nach Leipzig, und werde 8 Tage lang dort bleiben. Leben Sie wohl, liebe Mutter.

Louis.

54.

Halle, den 8. October 1803.

Theuerſte Mutter.

Geſtern Abend bin ich von Leipzig zurückgekommen. Ich habe mich dort ſehr wenig ergötzt. Das Wetter war mir nicht günſtig. Vergangenen Sonntag war ich mit Roſenbergen im Richterſchen Garten. Da kam ein Männchen, deſſen Haarſchnitt mir einen Prediger anzudeuten ſchien. Dieſes Männchen ſtimmte mit meiner Vorſtellung von Schleiermacher's Geſtalt ſo genau überein, daß mir das Herz vor Freude laut pochte. Ich ſchlich mich zwey volle Stunden lang um ſeinen Stuhl herum. Endlich fragte ich den Aufwärter, ob er den kleinen Mann kenne, der ſagte mir denn, es ſey der Buchhändler Sommer aus Leipzig. Mit Roſenbergen gehe ich ſehr viel um, und wir ſind Herzensfreunde. In Leipzig habe ich bey meinem Schwager, der die Meſſen bezieht, gewohnt und auch gegeſſen. Der Frau Oberbergräthin Reil habe ich ein ſchönes Meßſtück mitgebracht: ein feines mußelinenes Tuch. Aber ich geſtehe es Ihnen, liebe Mutter, ich that es nur Ehrenhalber, aus Eitelkeit, und es kam nicht von Herzen. Das Tuch war von der neueſten Mode. Sie bedankte ſich höflichſt, und ſagte: Louis, ich bleibe Ihre Schuldnerin! Sie glauben mir doch, beſte Mutter, wenn ich ſage: es thut mir herzlich leid daß ich die Reil nicht ein bischen leiden kann. Ja ihr ganzes Weſen iſt mir unausſtehlich. So ein unliebenswürdiges, ekliges Ding iſt mir warlich noch gar nicht vorgekommen.

In Leipzig habe ich mit Veit und Fränkel geſprochen. Erſterer, wie ich erfahren habe, hat meinem Schwager erzählt, ich hätte in Berlin zu viel Zerſtreuung gehabt, und dergleichen. Das war mir ſehr unlieb zu hören; denn wie ich Ihnen ſage, die Frankfurter Juden leben auch noch ſo in Gottes Namen fort und bekümmern ſich wenig um das wie? und warum? und denken nicht weiter als ihre Sinne reichen. Sehen ſie das Waſſer trübe; gut, ſo ſchließen ſie auf Schlamm, und die Blödſichtigen erkennen nicht den trüben Widerſchein der Gewitterwolken, die im Waſſer ſich beſpiegeln. Die beyden Mendelſohn's aus Paris und Hamburg ſind auch in Leipzig.

Von mir, liebe Mutter, kann ich Ihnen nicht viel Gutes ſagen. Ich habe mich um nichts gebeſſert, ſeitdem ich hier bin. Immer noch die gemeine Mittelmäßigkeit in meinem Studieren; unkluges Betragen, von meinen Launen beſtimmt; und thörigtes Verſchwenden des Geldes, die Folge des Müßiggangs. Bey Gelegenheit meiner Reiſe nach Leipzig habe ich dumme Streiche gemacht. Da ich mit dem Gelde, das mir die Reil mitgab, nicht hinreichte, weil ich unnütze Ausgaben machte, mußte ich mir von Roſenbergen Geld borgen, und ich weiß gar nicht wie ich es ihm wiederzahlen ſoll, wenn ich es mir nicht meinem Taſchengelde abſpare. Ueberdies habe ich mir ohne Reil's Wiſſen Kleider machen laßen.

Meinen Brief durch Herrn Schuhmacher, werden Sie doch erhalten haben? — Iſt denn der Dr. Warburg nicht in Berlin? Ich habe ihm ſchon längſt geſchrieben, habe aber keine Antwort erhalten. In ſeinem Briefe hatte ich auch einen an Sara beygelegt, und da ich auch von ihr keine Antwort erhalten habe, ſo ſchmeichle ich mir ſie wird den Brief nicht bekommen haben.

War denn der Candidat Voigt bey Ihnen, der Sie in einem Briefe von Halle mit ſeinem Weſen voraus bekannt machte, und Ihnen mit ſeinem Beſuche drohte? Dieſen Herrn Voigt traf ich auf meiner Reiſe nach Halle, in einem Dorfe zwiſchen Berlin und Deſſau an. Als ihn Warburg fragte, was er in Berlin machen wollte, antwortete er, er wolle dort in's bürgerliche Leben treten. Es iſt zum todtlachen, die jungen Leute treten jezt ſo gern in's bürgerliche Leben, blos damit ihre Hände und Füße nicht einſchlafen, und zwar thun ſie das mit vieler Poeſie. Habe ich nicht recht? — Lezthin las ich in der eleganten Zeitung eine Rezenſion der Andeutungen für Freunde der Poeſie, von Horn. Das Buch wird ſehr gelobt, und es wird geſagt, der Verfaſſer hätte kühne und paradoxe Ideen. Wie ſonderbar! Kotzebue hat in ſeinem Freimüthigen von demſelben Buche eine Rezenſion geliefert, er ſpricht ihm ſeinen Werth nicht ab; aber er tadelt mit Recht dieſes ſichtbare Beſtreben alles in dunklen, geheimnißvollen Formeln auszudrücken.

Ihren Brief an die Frau von Hoffmann habe ich abgegeben. Sie ſagte mir, ſie würde Ihnen Antwort ſchreiben. Vor einigen Wochen war ich mit noch einem Studenten bey der Reil unten zum Caffee. Die Rede kam auf Ihnen. Die Reil erzählte daß ihr Mann lange Zeit in Ihrem Hauſe geweſen wäre, als er in Berlin ſeinen Curſus machte. „Ja“, ſagte ſie unter andern, „ich weiß gewiß, wenn ich heute crepire (ſterbe), mein Mann würde morgen die Herz heurathen, er kann ſie ſehr gut leiden.“ — Ich will Ihnen ſagen, liebe Mutter, wie ich von Reil denke.

Er iſt ein herzensguter Mann, ein ſchöner Mann, ein großer Geiſt, und noch viele Sachen mehr.

> Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
> Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen?
> Die Grazien ſind leider ausgeblieben — —

Meine gute Mutter, haben Sie Geduld mit mir, es wird noch gut gehen. Ich küſſe Ihnen die Hände und bin

Ihr ergebenſter

Louis.

Ich grüße Ihre liebe Mutter, Brenna, Sara, Reichnau und Nathan herzlich.

55.

Halle, den 27. November 1803.

Ihren lieben Brief, theuerſte Mutter, habe ich erhalten. Ich würde mich nicht genug darüber wundern können, daß Schuhmacher Ihre gütige Erlaubniß, Sie beſuchen zu dürfen, nicht mehr benuzt, wenn ich nicht wüßte, daß er von Natur ſehr blöde iſt. Doch begreifen kann ich nicht warum er mir nicht ſchreibt und dankt, denn als ich ihm das Schreiben an Sie übergab, ſchien er ſo unbeſchreiblich froh, als hätte ich ihm ſeinen erſten Wunſch erfüllt.

Meyer wird um ſo bedauernswerther, je weniger Sie ihn bedauern, aber, vergeben Sie mir, liebe Mutter, ich glaube, Sie thun ihm unrecht. Nicht allein ihm, auch mir, und Millionen andern Menſchen thun Sie unrecht, wenn Sie Leidenſchaft für keine Entſchuldigung annehmen wollen. Wenn wir unſerem Schöpfer danken wollen, daß er uns ſo vollkommen erſchuf, ſo müßen wir ihn dafür am meiſten preiſen, daß er uns leidenſchaftlich machte. Durch Leidenſchaft nur genießen wir unſeres Daſeyns, nur durch Leidenſchaft wird nach dem Guten geſtrebt, wird es erreicht, und verbreitet. Bejammernswerth iſt das Loos derjenigen, in deren Adern das Blut fließt wie Oehl, die ſchönſten Freuden des Lebens genießen ſie nicht, und ſie werden ſich nie erheben über die erbärmliche Mittelmäßigkeit. Der ärgſte Böſewicht und der tugendhafteſte Menſch ſind nicht ohne Leidenſchaft, und der ärgſte Böſewicht hat näher zum guten Menſchen, als der kalte Leidenſchaftsloſe. Doch ich will nicht fortfahren über dieſe Sache zu ſprechen, denn ich weiß Sie ſtimmen nie darin mit mir überein. Ich ſtimme darin völlig mit Ihnen überein, es iſt gefährlich die erbärmlichen Gewöhnlichkeiten des Lebens verachten zu wollen; ſie rächen ſich unausbleiblich, und ſo jung ich auch bin, ſo unzählige Mal habe ich es erfahren müſſen, wie empfindlich ſie ſich rächen. Klüger bin ich zwar noch nicht geworden; ich handle darin noch eben ſo unbeſonnen als vor 4 Monaten. —

Es thut mir ſehr weh, was Sie mir ſchreiben von meinem Vater, aber wenn er auch viel Recht hat, hat er doch nicht alles Recht. Entweder man hat ihn falſch berichtet, oder er macht ſich ſelbſt eine überſpannte Idee von meinem Unfleiße. Wahr iſt es, hätte ich meine Zeit beßer benuzt, ich hätte ſchon den vorigen Sommer mich mit mediziniſchen Gegenſtänden befaſſen können; aber ob es gleich mich nicht entſchuldigt, wenn ich ſage: wenige junge Leute machen es beßer, ſo iſt es doch ein Grund für meinen Vater mich nicht deswegen vom Studieren wegnehmen zu wollen, weil ich ein Jahr ſpäter, als er erwartete meinen mediziniſchen Curſus anfangen kann. — Ja wohl haben Sie recht, es iſt unbegreiflich wie ich, wie die wenigſten Menſchen das Gute ergreifen, das uns ſo nahe liegt. Aber, glaube ich, ſo wie wir das nicht ſehen, was uns ſo nahe vor den Augen liegt, ſo erkennen wir auch das Gute ſo oft nicht, weil es zu nahe, weil es in uns ſelbſt liegt. — Meine Geldaffairen haben mir ſchon viele Verdrießlichkeiten gemacht. Geſtern bat ich die Reil mir das Geld zu leihen, was ich Roſenbergen ſchuldig bin. Sie ſchlug mir es ab.

Nun macht mir nichts mehr Freude, als wenn ich einen Menſchen, an deßen Wohlwollen mir gelegen iſt, und den ich gern habe, in der Nothwendigkeit verſetze, mir eine Bitte abſchlagen zu müſſen; denn man hat darauf das freundlichſte Geſicht zu erwarten. Mir war es auch ſehr lieb, daß mir die Reil mein Verlangen nicht gewährte; aber nicht aus jenem Grunde, ſondern weil mir dieſes eine Urſache gab, die ich meinem Widerwillen gegen ſie unterſchieben kann. — Von Dr. Warburg erzählte mir kürzlich einer, daß er in Halberſtadt bey ſeiner Mutter ſey. Ich fürchtete ſelbſt, er möchte ſich ſchwerlich je multiplizіren. Ich bin dem Menſchen von Herzen gut; aber von Kopfe kann ich ihn nicht ein bischen leiden. Er iſt ein poetiſch-proſaiſcher Narr, macht Sonnette, und ſchmiedet gar viel Autorenpläne. Es iſt grauſam, daß Sie, liebe Mutter, dem Voigt nicht geantwortet haben; man muß den jungen Leuten den Eintritt in's bürgerliche Leben, ſo viel als möglich zu erleichtern ſuchen. — Frank war bey uns zum Abendeſſen. Er iſt ein lieber Mann. Er ſprach erſtaunlich viel von Ihnen. Er erzählte der Reil, daß er Ihre Büſte bey ſich führe. Als ich Ihren Brief erhielt, war er ſchon wieder von hier abgereiſt. Man ſagte ſich hier, er würde ein hieſiges Mädchen heurathen, eine gewiſſe Dmlle. Weſtphal, die Tochter einer Geheimräthin und Wittwe, ich habe aber ſeit einiger Zeit nichts mehr davon ſprechen hören. — Ich habe mit Reil geſprochen, der Manuſcripte wegen. Er ſagte, er habe ſie noch nicht durchgeſehen. Ich bitte Sie aber ihm nichts davon merken zu laſſen, denn er verbot mir es Ihnen zu ſchreiben.

Ich möchte Sie um eine große Gefälligkeit bitten, mich nämlich bei Gelegenheit der Niemeyer ein wenig zu empfehlen. Sie ſoll eine ſehr liebenswürdige Frau ſeyn, und ſo weit ich ſie kenne, gefällt ſie mir ſehr.

An Brenna ſchreibe ich nächſtens. Ich thät' es nicht aufſchieben, aber ich möchte es nicht jezt thun, damit Brenna nicht denkt, ich thäte es blos aus Gehorſam, weil Sie es wünſchen; denn ich hätte es von ſelbſt gethan.

Louis.

56.

Halle, den 24. December 1803.

Ich kann es immer noch nicht faſſen, meine liebe Mutter, und oft dünkt mir's es ſey nicht wahr, daß Sie mich des Glückes würdigen, mich ſchriftlich mit Ihnen unterhalten zu dürfen, daß Sie meine Briefe leſen, und ſie beantworten. Darum bin ich auch ſo ängſtlich zwey Briefe auf einander folgen zu laſſen, wenn mir der eine iſt unbeantwortet geblieben, nicht weil ich ſo unbeſcheiden bin, immer eine Antwort zu erwarten, ſondern weil ich ſie als einen Beweis anſah, daß Ihnen mein Schreiben nicht läſtig fiel. Ich bin doch jezt bald ein halbes Jahr von Berlin weg, aber wenn ich noch Geſtern drinn geweſen wäre, mir könnte es nicht in friſcherm Andenken ſeyn. Ich bin wie ein Kind, wenn ich jemanden ſpreche der in Berlin war, und weil ich dann immer anfange zu reden vom Thiergarten und von den Linden, ſo haben einige halliſche Patrioten geſchloſſen, der Thiergarten und die Linden müßten doch gar ſchön ſeyn, wenn man ſie ein halbes Jahr lang in Halle beweinen kann. Doch, liebe Mutter, ich bin feſt überzeugt, daß wir uns eines Glückes nicht lange freuen können, von deſſen Unvergänglichkeit wir überzeugt ſind, und darum beruhige ich mich, ſogar über meinen Schmerz. Es giebt Menſchen die vorzüglich empfänglich ſind für das Glück und für das Unglück, und denen jenes größer und dieſes oft bedeutender vorkömmt:

als andern. Auch ich bin ein ſolcher. Aber eben ſo nothwendig als es iſt, daß wenn ich durch ein Vergrößerungsglas oder Verkleinerungsglas ſehe, daß mir die Dinge um mich her größer oder kleiner vorkommen müſſen als ſie wirklich ſind, eben ſo unmöglich iſt es anders zu denken, wenn mein geiſtiges Auge ſo und nicht anders geſchliffen iſt. — Alle meine Wünſche gehen nun darauf hin, daß mein Vater mir möchte Geld bewilligen auf Oſtern nach Berlin zu reiſen, und daß Sie es nicht möchten ungern ſeben, wenn ich hinkomme. — Es iſt jezt Abend, und es jubelt durch das ganze Haus, nichts als fröhliche Geſichter. Heute iſt Chriſtnacht, wo man beſcheert und beſcheert bekömmt, und die Kinder und die Domeſtiquen laufen herum und wiſſen nicht was ſie machen ſollen vor freudiger Erwartung welche Herrlichkeiten ſie bald werden zu ſehen bekommen. Ich forderte eine Lichtſcheere, man gab mir ein Brodtmeſſer. Reil hat auch ein Pflegekind im Haus, Mariechen, ein Mädchen von 12 Jahren; die mag ich nun gar gut leiden, ich wollte ihr alſo ein recht hübſches Weihnachtsgeſchenk kaufen. Da bat ich die Reil, ſie möchte mit mir gehen um mir wählen zu helfen. Sie that's. Da ſie nun eine ſehr ökonomiſche Frau iſt, litt ſie's nicht daß ich große Depenſen machte und ich mußte mich mit einem halliſchen Studenten begnügen, 2 Finger hoch, gar artig, Ladenpreis 3 gr. Darüber bin ich denn ſo verdrießlich, daß ich gar nicht mag in die Beſcheerungsſtube gehen, die grade über meinem Zimmer iſt. Warum ich Ihnen dies alles erzähle? Deswegen. Ich hörte oft kluge Leute ſprechen, und ich las noch öfter wie ſeelig doch die Kinder wären in ihrer Unſchuld und Unwißenheit, da wähnte ich immer, nein, das iſt nicht ſo; denn dachte ich, wenn Kinder entzückt werden über Dinge die uns nicht rühren, ſo grämen ſie ſich auch über manches, das wir keines Gedankens würdigen. Aber jetzt hat mir die Erfahrung meinen Irrthum genommen. Und ſo hoffe ich wird mich die Zeit aus einem Wahne nach dem andern reißen, was Menſchen nicht vermögen. — Wenn Sie mich fragen, meine gute Mutter, wo ich bin, ſo darf ich Ihnen antworten: auf dem Wege zur Beſſerung. Zum wenigſten habe ich erfahren, daß ſich mit der Vernunft etwas ausrichten läßt, was ich ſonſt gar nicht zugeben wollte. O gäbe es doch, wie in der phyſiſchen, ſo auch in der moraliſch kranken Natur einen kritiſchen Zeitpunkt, der entſchiede; ob Geneſung zu erwarten ſey, oder nicht! denn ich will lieber ernſtlich krank ſeyn als kränkeln. — Ich habe über etwas zu klagen, nämlich darüber, daß mir die Zeit gar ſchrecklich lange wird, wenn ich nicht ſtudire. Der Umgang mit Studenten iſt mir völlig abgeſchnitten, oder doch ſehr erſchwert, und zwar deswegen, weil ich ſelbſt noch nicht Student bin, denn ich gehe noch in die Schule. Sie werden ſich erinnern, Reil ſchrieb Ihnen, er würde mir den Zutritt auf dem Berge ſchaffen. Er ſchlug mich den Vorſtehern vor; ich wurde aber nicht angenommen, theils weil die Zahl der Aufzunehmenden ſchon voll iſt, und theils weil ich noch nicht Student bin. Endlich hoffte ich daß ich durch Reil's Empfehlung in Familien würde Zutritt erhalten, oder daß er mich ſelbſt würde einführen. Aber auch das iſt nicht geſchehen. Ich habe alſo nicht einen einzigen Ort, wo ich mich erholen, und nicht einen Menſchen, mit dem ich umgehen kann. Alle meine Bekanntſchaften beſchränken ſich auf Roſenberg. Ich kann zwar dieſen Menſchen ſehr gut leiden, denn er iſt herzensgut und brav und haushälteriſch wie ein Mann der ſchon 40 Jahre im Amte ſtand. Indeſſen iſt er mein Mann doch nicht, ſo wie ich noch nie meinen Mann unter Männern gefunden habe, und ihn wohl ſchwerlich je finden werde. Und wie kömmt das? Glauben Sie nicht darum, weil ich ein Original-Genie bin? Oder ein Original-Taugenichts? Es iſt mir faſt gleichgültig, für welches von beiden Sie entſcheiden, denn (hörte ich jüngſt eine ſehr weiſe Dame ſagen) ein Genie in einem jungen Körper, und ein Taugenichts, das iſt ſynonym. Denken Sie auch ſo?

Louis.

57.

Halle, den 22. Januar 1804.

Ich will es Ihnen nicht verhehlen, meine liebe Mutter, daß mir das lange Auſſenbleiben Ihres Briefes nicht wenig Kummer machte, und wenn ich es mir erklären wollte, mußte ich meinem Herzen oder meiner Eitelkeit zu nahe treten. Auch gab es ſchadenfrohe Menſchen, die, da ſie die Urſache meines Trübſinns erfuhren — und ich verhehlte ſie ihnen nicht, weil es gefährlich iſt der Frauen Neugierde nicht befriedigen zu wollen — mir recht grauſam zuriefen: aus den Augen, aus dem Sinn. Aber jetzt, da ich Ihren Brief habe, bin ich wieder herzlich froh, denn ich bin gottlob noch ſo viel Kind, daß ich der böſen Vergangenheit nicht mehr gedenke, wenn ich mich der Gegenwart zu erfreuen habe. Ich habe mir auch ernſtlich vorgenommen, künftig beſcheiden zu erwarten, was der Zufall oder die Vorſehung, und wenn ſie es mir gönnen mag. — Ich bin überzeugt, liebe Mutter, und ich hoffe Sie ſind es mit mir, daß wenn wir Menſchen in den Ideen von uns ſelbſt, und von allen andern Dingen in der Natur, von einander abzuweichen ſcheinen, es wir auch größtentheils nur ſcheinen, und daß wir in den meiſten Fällen mit einander übereinſtimmen würden, wenn unſre Sprache nicht ſo arm wäre, wenn wir Worte hätten uns einander ganz verſtändlich zu machen, Zeichen, auch die leiſeſten Abſtufungen unſrer Gefühle und Empfindungen anzudeuten. Doch ſo wahr ich dieſes auch einzuſehen glaube, ſo innig fühle ich auch, wie elend, wie freudenlos, wie ganz ohne alle Reize das menſchliche Leben wäre, wenn ſich die Menſchen in ihren Meinungen bald begriffen, und wenn ſie in denſelben immer mit einander übereinſtimmten. Ich mag dieſes nicht weiter auseinanderſetzen, ſonſt käme ich in's trockne Raiſonniren. Nur noch dieſes. Iſt es denn die gefundene Wahrheit ſelbſt, die dem forſchenden Geiſte hohe Freude macht? Was liegt daran zu wiſſen, ob ſich die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne drehe? Iſt nicht vielmehr das Streben nach der Wahrheit, dieſe Anſtrengung ſelbſt die Belohnung, ja die einzige, die uns bei unſerm geiſtigen Beſtreben zu Theil wird? Alſo nicht die Erkenntniß der Wahrheiten ſelbſt iſt es, die den Menſchen erhebt über andere athmende Weſen, die ihn glücklicher macht, ſondern es iſt nur das Vermögen ſie ſuchen zu können, und er würde, auch mit einer unendlichen Summe von ſchon entdeckten Wahrheiten, doch bis zur unterſten Stufe der Glückſeligkeit eines Hundes herabſinken, wenn er nicht das Vermögen übrig behielte, noch mehrere aufzudecken. Und darum wäre es nicht gut, wenn die Menſchen in ihren Ideen, ſie mögen falſch oder richtig ſeyn, ſich bald und ſchnell miteinander abglichen.

Bey jedem andern, nur bey Ihnen, meine gute Mutter, nicht, weil Sie mich kennen, müßte ich befürchten mich verdächtig zu machen, wenn ich es mir zu ſehr angelegen ſein ließe, die leidenſchaftsvolle Menſchen, auch wenn ſie den niedrigſten Leidenſchaften fröhnen, zu vertheidigen. Zu vertheidigen — Gott bewahre mich, auch nicht zu entſchuldigen. Ich weiß nicht wie ich es nennen ſoll, ich habe kein Wort dafür. Sie haſſen die Leidenſchaften, an die ſich nichts Sentimentales knüpfen läßt; auch mir iſt der Trunk, und die Ausſchweifung mit Frauen, in der Seele zuwider. Aber mir wird wahrlich nie in den Sinn kommen, mich, der ich von dieſen Leidenſchaften frey bin, für beßer zu halten, als dieſe die ihnen ergeben ſind. Hat es mich denn je den geringſten Kampf gekoſtet, mich von dieſen Leidenſchaften frey zu erhalten? enthalte ich mich denn deswegen dieſer Ausſchweifungen, weil ſie unedel ſind? Ich liebe ſie nicht, ſie ſind meiner Natur zuwider, ungleichartig meinem Temperamente. Und wie ſoll ich den haſſen, der ſich ihnen überläßt, weil es die Natur ſchlechter mit ihm meinte? Einer hält es für beßer, mäßig zu genießen, um oft und recht lange zu genießen, in der athmoſphäriſchen Luft zu athmen, um lange zu athmen; und der denkt klug. Ein anderer will alle Strahlen des Genußes in einem Brennpunkte auffaſſen, will in reiner Lebensluft athmen, er verzehrt ſich, und er hat ſehr unklug gehandelt, weil ihn die Reue trifft. Wenn Sie ſagen: Leidenſchaften an die ſich nichts Sentimentales knüpfen läßt, ſo meinen Sie auch wohl nur ſolche, mit denen nur ein geringer Grad von Geiſtigkeit verbunden iſt; denn es giebt wohl eben ſo wenig ſinnliche Freuden, die ganz ohne allem Geiſtigen, als Geiſtige die ganz ohne allem Sinnlichen wären. Der niedrigſte Menſch genießt höher als ein Thier, und die Liebe, die edelſte, ſchönſte, reinſte Liebe iſt mit Sinnlichkeit untermiſcht, denn wäre ſie das nicht, ſo könnte keine Eiferſucht ſtatt haben. — Hier weint das Herz, wenn die Vernunft ſich gezwungen fühlt, die Allwiſſenheit des großen Gottes zu bewundern. —

Wenn ich Ihnen, liebe Mutter, wie es aus Ihren Worten ſcheint, geſchrieben habe, daß ich meinen Vater um die Erlaubniß bat, nach Berlin zu reiſen, ſo habe ich mich vergeſſen, denn ſoviel ich mich erinnere habe ich es bisjezt noch nicht gethan, ich werde es aber thun. Indeſſen zweifle ich ſehr, daß er es erlauben wird, denn ich habe wie Sie wiſſen, während meines hieſigen Aufenthalts eine Reiſe nach Leipzig, und auch kürzlich eine nach Deſſau gemacht, die beträchtlich viel Geld gekoſtet hat. —

Wiſſen Sie? ich lerne auch griechiſch, und bin mit meinen Fortſchritten ſo ziemlich zufrieden. Ich leſe Xenophon's Socratiſche Merkwürdigkeiten, mit vieler Leichtigkeit, und den Homer mit vieler Schwierigkeit. Um Ihnen auch einen anſchaulichen Beweis zu geben, daß ich griechiſch ſchreiben kann, ſetze ich einige Verſe aus dem zweiten Buche der Iliade her.

Könnte ich nicht bald ein griechiſches Buch ſchreiben? Ich werde es auch thun ſobald ich Zeit habe. — Fragen Sie doch Ihre Dmlle. Schweſter Brenna, ob ſie wolle ein Recept haben, wie man gute Dinte macht. — Gott behüte, und Gott bewahre!! wie haben ſich denn die Juden ausgenommen mit ihren Säbeln und Gold und Silber und Scharlach und Purpur, als ſie zu Pferde die Prinzeſſin einhohlten? Gott behüte, und Gott bewahre!! Iſt es denn gut abgelaufen? iſt kein Pferd durchgelaufen, oder ſcheu geworden? Gott behüte und Gott bewahre!! Jemand der aus Berlin kam, erzählte hier, ſie hätten 14 Tage vorher im Park von 2 Gensd'armes reuten gelernt. —

Louis.

58.

Halle, den 11. Merz 1804.

Mir war ſehr wohl dieſe Zeit über, ſo wohl, als ich ſeyn kann, meine liebe Mutter, wenn ich nicht weiß, wie es Ihnen geht. Neulich erzählte mir die Reil, in einer Geſellſchaft, wo man von Ihnen ſprach, habe man geſagt, Sie wohnten in Berlin auf einem Schloß, bey einer Prinzeſſin, bey einer Fürſtin, oder gar bey einer Königin; ich weiß nicht. Wahrlich, ich brenne vor Begierde, einen Brief von Ihnen zu ſehen, geſchrieben zwiſchen Marmorſäulen, auf einem goldenen Tiſche, und beſtreut mit ſilbernem Sande. Ich habe bis zum Kopfweh darüber nachgeſonnen, um die Sache in Einklang zu bringen, mit meinem Gedächtniße, aber ich vermochte es nicht. Uns Kindern (ich bin noch nicht 18 Jahr alt) iſt es gar wunderbar zu Muthe, wenn wir von einem Schloße ſprechen hören. Wir können es uns nicht anders vorſtellen als ein Ding mit Schloß und Riegel, unzugänglich, befeſtiget mit Zugbrücken, umgeben durch Graben, und bewacht von zehn tauſend Männern.

Mit unendlicher Milde kehret nun der Frühling wieder, und fröhlich ſchlagen meine Vögel; ach, ich aber bin nicht froh. Die Stunden habe ich gezählt, ſeit meiner Abreiſe von Berlin, und hoffend freute ich mich auf den Tag, wo ich dahin wieder zurückkehren, wo ich Sie wieder ſehen würde, gute Mutter. Aber ich getraue mich nicht, meinen

Vater um die Erlaubniß zu bitten, und hätte ich ſie auch, vielleicht gieng' ich doch nicht, möchte ſo gerne, und thäte es nicht. Ich weiß nicht warum. Ich bin noch der vorige Louis, glauben Sie mir's, nicht beßer und nicht ſchlimmer, und wenn es auch ſcheint, ſo ſcheint es auch nur. Ich bin jezt fertig mit meiner Vernunft, das heißt nicht, ich habe ſie verlohren, nein, ich will ſagen, ſie iſt jezt zu Ende mit ihrem Unterrichte, ſie hat mir gelehrt, was wahrhaft gut iſt und ſchön, und mich überzeugt, wie man glücklich leben könne, und zufrieden mit ſich und mit andern. Ich bin ein Meiſter in der Theorie, ich weiß alles wie ein Buch, und vielleicht beſſer, aber ich mache es nicht viel minder ſchlecht als die Meiſten meiner lieben Mitbrüder. Es hat ſich jezt mir eine Wahrheit aufgethan, die mir nicht von geringem Nutzen ſeyn wird, und die beweißt, wie weit man es bringen könne durch ewiges Grübeln. Nämlich ſo wie es giebt eine Hypochondrie des Körpers, ſo giebt es auch eine Hypochondrie der Seele, und vielleicht ſind beyde unzertrennlich. Der Hypochondriſt, der am Körper leidet, äußert ſich vorzüglich dadurch, daß er unaufhörlich über ſeine Krankheit nachdenkt, daß er Krankheiten zu haben glaubt, die er nicht hat, daß er nach allen mediziniſchen Schriften greift, hundert Aerzte befrägt, und alle Heilmethoden an ſich übt. So auch der Hypochondriſt, der an der Seele leidet. Beſtändig ſinnt er über ſeine Gebrechen, heftet ſich ſolche an, von denen er frey iſt, lieſt begierig alle moraliſchen Bücher, faſſet zehn Mal des Tages gute Vorſätze, und übertritt ſie auch zehn Mal, und macht ſich ſo noch übler als er iſt. Ob mir nun gleich dieſe Einſicht eine Demüthigung von mir ſelbſt zuzog, ſo freute es mich doch ſie gemacht zu haben. Denn, ich will es nicht läugnen, wenn ich ſah' wie hundert

Menſchen in meinem Alter, die es eben ſo machten als ich, ſich leichtſinnig über ihr Betragen hinausſetzten, nie ernſtlich über ſich nachdachten, und nie auf ihre Beſſerung dachten, wie ich hingegen mich oft beſtrebte, meine Fehler abzulegen, und wie es mich immer ſchmerzte, wenn ich mich zu ſchwach dazu fühlte, da dachte ich, ich müßte, wenn auch nicht mehr Vernunft, doch eine beſſere Natur, ein beſſeres Herz haben, als viele Andere. Aber jezt erkenne ich, wie ſehr ich mich irrte. Mein gutes Beſtreben war nur eine Folge meiner Seelenhypochondrie. Ich bin auch ein Hypochondriſt im eigentlichen Sinne. Auch erinnere ich mich wenn ich meinen Körper durch Mäßigkeit, und meine Seele durch Thätigkeit, auf einige Tage munter und ſtark gemacht hatte, ich weder dachte an die Krankheiten des Erſten, noch an die Gebrechen der Anderen.

Wie geht es denn Ihrer lieben Mutter und Ihren Schweſtern? Ich weiß in der That nicht, womit ſich Brenna Raphaele, wohl entſchuldigen möchte, daß Sie mir meinen langen freundſchaftlichen Brief, blos mit einem Salbenrecept beantwortet hat.

Was macht denn die gute Jette Magnus in Warſchau? Ich grüße ſie herzlich.

Die Reil iſt in meinen Augen die gemachte Unausſtehlichkeit. Sie begegnet mir mit ſehr vieler Güte und Sorgfalt; aber ich kann es nicht über mein Herz bringen ihr die gewöhnlichſte Schmeichelev zu machen, und auf eine Wahrheit, durch die ich mich bey ihr empfehlen wollte, müßte ich 10 Jahre lang ſinnen. Ihre Tochter aber iſt ein liebes Mädchen, mit blonden Locken und himmelblauen Augen. Sie iſt jezt in Deſſau in Penſion. Nach Oſtern aber wird ſie wieder in ihr mütterliches Haus zurückkehren. Von unſrer Gouvernante muß ich Ihnen auch ein paar

Worte ſagen. Ein ſchlankgewachſenes nicht häßliches Mädchen. Sie iſt 20 Jahr alt. Sie iſt herzensgut, und ſo unſchuldig, daß ich ſie noch nie über eine Zweideutigkeit habe erröthen ſehen, denn ſie ahndet nie einen Doppelſinn. Den Reil ehre ich nicht blos, ſondern ich liebe ihn auch wie meinen Vater, und er iſt in meinen Augen ein Muſter aller Vollkommenheiten. Ich habe mich auch gar nichts über ihn zu beklagen. Nur darüber blos, daß er ſich zu fremd gegen mich beträgt. Nicht wie ich es gern habe, wie der ſelige Herz es that. Er nennt mich gar höflich: Herr Louis, und mit der größten Schüchternheit wagt er es, den Herrn Louis zu bitten, ihm einen Correcturbogen durchzuſehen, oder etwas abzuſchreiben. Uebrigens behandelt er mich ſehr freundſchaftlich, aber ich wünſchte daß er mir Gelegenheiten gäbe — und ſolche Gelegenheiten weiß ich, können nie fehlen — ihm zu zeigen wie gern ich gefällig ſeyn möchte.

Leben Sie wohl, liebe Mutter, ich küſſe Ihnen die Hände, und bin in der frohen Hoffnung, bald einen Brief von Ihnen zu erhalten.

Ihr
Louis.

Ich verſiegle den Brief mit einem fremden Petſchaft, ich habe das Meinige verlohren.

59.

Halle, den 13. May 1804.

Die Oberbergräthin hat mir viel von Ihnen erzählt, daß Sie geſund wären, und noch an mich armen Menſchen dächten. Ich habe mich über beides kindlich gefreuet. Warum ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe, liebe Mutter, begreife ich kaum; aber ich überlaſſe mich darin gerne dem Hange meines Herzens; denn wenn ich Ihnen ſchreibe, muß ich Ihnen ſchreiben. Wir Menſchen treiben nichts, wir werden getrieben. Mir iſt es dieſe Zeit her ergangen wie gewöhnlich. Um 9 Uhr bin ich klüger als um 8, um 10 klüger als um 9, und um 11 lege ich mich zu Bette. Den andern Tag um 6 bin ich gerade ſo unweiſe, als ich es den vorigen Morgen um 6 Uhr war. Ich glaube darum geht es mir ſchlimmer als Andern. Den Einen treibt Ehrgeiz, den Andern Wißbegierde, dieſen die Liebe, jenen das Geld. Sie werden getrieben und gelangen zu etwas, zu Gutem oder Böſem, ſie kommen doch weiter. Mich aber treibt alles, alles umringt mich, und dringt auf mich ein. Ich werde getrieben, aber ich bleibe ſtehen, das lehrt Sie die Phyſik. Ich bin nun gerade jezt ſehr vergnügt, wenn das nicht wäre, ich könnte recht traurig ſeyn. Sie würden oft lachen müßen, wenn Sie die Reil über mich urtheilen hörten. In vielen Dingen hat ſie Recht, in ſolchen die man ſehen kann, das iſt gar keine Kunſt. Z. B. wenn ſie ſagt, ich ſey verſchwenderiſch, unordentlich, nicht fleißig genug. Sobald ſie ſich aber einläßt in Dinge, die man nicht ſehen kann, ſo kömmt gar poſſierliches Zeug heraus. Ich habe ſie ſchon hundertmal in meinem Beiſein ſagen hören: der Louis iſt ein entſetzlich phlegmatiſcher Menſch, ein Menſch ohne alle Leidenſchaft, und ſolche Dinge mehr. Mamſell Jain, die Gouvernante, wirft es mir als einen erbärmlichen Stolz vor, daß mir kein Menſch, beſonders keine Dame, gefallen wolle, wenn ſie nicht ſchrecklich gelehrt ſey. Auch hält man mich im ganzen Ernſte für einen Lügner, weil ich zuweilen zur Unterhaltung der Kinder ein Geſchichtchen erlogen, und es mit einer wahren Miene erzählt habe. Auch hatte ich einmal geſagt, ich hätte einen Fiſch geſehen, der wäre zehntauſend Ellen lang geweſen. Was überhaupt das Halle für ein Klatſchneſt iſt, davon können Sie ſich gar keinen Begriff machen. Reiſen Sie nur einmal durch und öffnen im Gaſthofe im Beiſein des Marqueurs Ihren Geldbeutel, und in 54 Minuten weiß es die ganze Stadt, daß Sie mit ſich führen: 12 Friedrichsd'or, 299 Thaler in Courant, und 67 Thaler 18 gr. und 9 Pf. in Münze. Aber man braucht ſich gar nichts darauf einzubilden, der Gegenſtand ihrer Unterhaltung zu ſeyn. Ich war anderthalb Tage in der Stadt, und man wußte ſchon, Reil's haben einen reichen Herrn bekommen, einen Juden (gewiß iſt er getauft!), der hat am Thore dem Viſiteur 6 Groſchen gegeben, und er wird dem Magiſter Lange für jede Stunde 8 Gr. geben. Dem Conditor Schelling war ich ein paar Thaler ſchuldig. Der Conditor Schelling ſagt es dem Chirurgen Harſchleben, Harſchleben erzählt es dem Doktor Roſe, der Doktor vertraut es unſerm Hausmädchen, der Hanne, die Hanne verplaudert es der Frau Oberbergräthin, und endlich fragt mich die Reil, warum ich dies gethan hätte? Den andern Tag gehe ich in den Ring um eine Partie Billard zu ſpielen, und da erzählt mir der franzöſiſche maitre Vivant, er habe es von Friedrichen gehört, ich ſey Schellingen 18 Thaler für Kuchen ſchuldig. Glauben Sie nicht, daß ich's übertreibe, ich ſage nur noch zu wenig. Man klatſcht immer noch davon, daß Reil's, als ſie in Berlin waren, er in der Sonne, und ſie im ſchwarzen Adler logirt haben, ja man will es gar nicht glauben, es iſt gar nicht zu begreifen. Die Gaſtfreundſchaft, die in Berlin in ſo hohem Grade iſt, findet hier im mindeſten nicht ſtatt. Man giebt zwar oft Schmauſereyen, und prächtig genug, aber da wird nur der eingeladen, bey dem man vorgeſtern zu Gaſte war, u. ſ. w. Die Tochter gehet alle 4 Wochen einmal zum Abendeſſen beim Papa, notabene, wenn ſie eingeladen iſt. Aber die Leute wollen es nicht anders haben, und es iſt ihnen nichts peinlicher, als jemanden für etwas verpflichtet zu ſeyn. Die Reil hatte in Berlin mit ihren Kindern 3 Mal Mittags und Abends bey der Tante Willich gegeſſen, und als die Reil herkam, hatte ſie kaum den linken Fuß aus dem Wagen geſetzt, ſo gab ſie dem Bedienten die Ordre ein Fäßchen Weizenmehl zu beſorgen, und ein paar Kapaunen, und den nächſten Poſttag ſchickte ſie der Tante Willich für ihre Müh'. Ich könnte gar nicht fertig werden, wenn ich alle kleinſtädtiſche Lächerlichkeiten aufzählen wollte, die jede Woche in Halle paſſieren. Geſtern hörte ich von N. und L. und K., kurz vom ganzen A B C, daß der Hofrath S. geſagt habe zu ſeiner Frau: Madame, Sie ſind eine Coquette, und die Hofräthin S. habe geantwortet: mein Herr, ich laſſe mich von Ihnen ſcheiden. Doch genug hiervon. — — Ich werde dieſen Sommer den Plato hören bey Wolf, ich erinnere mich, Schleiermacher wollte eine

Ueberſetzung davon liefern, iſt ſie ſchon herausgekommen? Die Menſchen, die Kritiker, verderben ſich viele Freuden. Da ſchreiben ſie ganze Bücher, um zu beweiſen, daß das Wort mit einem Y und nicht mit E muß geſchrieben werden, oder daß die Griechen 2 Mal des Tags und nicht 3 Mal gegeßen haben. Sie ſind glücklich, liebe Mutter, daß Sie ſich mit ſolchen Dingen nicht abzugeben brauchen, und daß Sie das Schöne in der Sache ſchöner genießen als wir. — — Sie ſchreiben mir, liebe Mutter, in Ihrem lezten Briefe, Sie wunderten ſich, daß man in Halle von Ihnen ſpräche, und Sie geben mir zu verſtehen, daß Mißgunſt wohl die Urſach dieſer Reden ſeyn mag. Aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hierin nicht beiſtimme. Wohl mag es einige — nicht böſe, aber dumme, gehaltloſe Menſchen geben, die es gern geſehen hätten, wenn Sie wären troſtlos geworden über Ihren Unfall. Doch viele, ich bin es innigſt überzeugt, nehmen herzlichen Antheil an Ihrem Wohlergehen, und um ſo herzlichern, da ſie Sie nicht perſönlich kennen, und ſich alſo keiner Partheylichkeit bewußt ſind. — — Unſre Univerſität wird jezt in der That recht glänzend; die Anzahl der Studenten hat ſich in dieſem Frühjahr ſehr vermehrt, wir haben einen Haufen neue Profeſſoren bekommen, das werden Sie wiſſen, auch werden noch einige erwartet. Unter andern hat auch ein gewißer Steffens, Reichardt's Schwiegerſohn, einen Ruf hierher bekommen. Er hat erſt vor drey viertel Jahr geheurathet und wohnt in Coppenhagen. — — Ich habe kein großes Verlangen die Canzlerin zu ſehen. Sie wiſſen aber wohl nicht, wie es jezt in Dieskau zugeht. Seitdem der Canzler todt iſt, lebt ſie in ſtrengſter Zurückgezogenheit, und ſieht keine fremde Seele. Auch iſt ſie ſo knickerig, daß man keine Taße Kaffee mit einem freundlichen Geſichte von ihr erhalten kann. Ein junges armes Mädchen hat ſie an Tochter Statt angenommen, die iſt ihre ganze Geſellſchaft. — Roſenberg, deſſen Sie ſich wohl noch erinnern werden, iſt jetzt von hier abgegangen. Es that mir ſehr leid; denn wir waren gute Freunde, und er war der einzige Student, mit dem ich umgieng. Wie falſch iſt es wenn man denkt, daß Uebereinſtimmung der Geſinnungen, und Harmonie der Gefühle, der Freundſchaft Grundſtein ſey, das beweiſen wir. Denn wenige Menſchen giebt es, die in ihren Geſinnungen, in ihren Meinungen, und in ihrem ganzen Weſen, ſo ſehr von einander abweichen, als wir; und doch waren wir Freunde. Keiner glaubte von dem andern geliebt zu ſein, und jeder war's doch. Brenna grüß' ich und Sara und Ihre Mutter, und auch die Karoline, wenn ſie noch in Ihrem Dienſt iſt.

Auf Brenna bin ich ſchrecklich böſe, und ſagen Sie ihr, wenn Sie mir nicht bald ſchreibt, ſagen Sie ihr — — daß grade meinem Hauſe gegenüber ein Seiler wohnt, bey dem ich Credit habe.

Ich küſſe Ihnen mit der kindlichſten Liebe die Hände!

Louis.

60.

Halle, den 24. Auguſt 1804.

Ich habe Ihren Brief erhalten, liebe Mutter. Es wird Sie ſchmerzen, daß Sie auf die alten Fragen, womit Ihr Schreiben beginnt, auch wieder die alten Antworten werden leſen müſſen, und ich würde es wahrlich nicht wagen, ſo offenherzig mit Ihnen zu reden, wie Sie wünſchen, und ich es gewohnt bin, wenn mir nicht ſelbſt einige Worte Ihres Briefes die Zuverſicht gäben, daß Sie mich nach meinen Geſtändnißen nicht ſo unendlich ſtrafbar finden werden. Sie dachten mit meiner Seele, und fühlten mit meinem Herzen, als Sie die Worte niederſchrieben: Wie werden Sie getrieben? und wovon? In dieſem Augenblicke wo Sie dieſes leſen, liebe Mutter, könnten Sie vielleicht bereuen, mich ſo gefragt zu haben, Sie könnten denken, ich habe Sie misverſtanden, und ich werde vielleicht, in der Folge meines Briefes dieſe Ihre eigne Frage zu meiner Entſchuldigung gebrauchen wollen. O nimmermehr. Sie werden überzeugt ſein, liebe Mutter, daß tauſend und abermal tauſend Dinge, die den Menſchen umgeben, Einfluß haben auf ſein Geiſtiges und Körperliches, daß Erziehung und andere Zufälligkeiten es waren, die jenen zum Gott machten, daß ihn die Mit- und Nachwelt anſtaunte, und dieſen hinunterſinken ließen zu den erſten Stufen der Viehheit. Auch ich bin überzeugt, daß wenige ſich erhoben aus eigner innerer Kraft, daß wenige ſanken aus wahrer Verderbtheit, ich fühle es, daß die Menſchen, Fürſten und Bettler, getrieben werden, — vom Sturmwinde des Zufalls, und von dem Sporn ihrer Leidenſchaften. Doch ſey mir dieſe Ueberzeugung nicht eine Decke, mit der ich meine Fehler umhülle, ſie diene mir nur — ſo lautet die Forderung meiner Vernunft; es iſt aber nicht wirklich ſo — ſie diene mir zum Mittel, mich die Menſchen und ihre Schwachheiten ertragen zu lehren.

61.

Dresden, den 15. September 1804.

Aus dem herrlichen Dresden ſchreibe ich Ihnen, aus dem Orte, den Sie ſo ſehr lieben. Die Ferien erlauben mir von Halle abweſend zu ſeyn, und mich hier einige Zeit aufzuhalten. Ihren letzten Brief, liebe Mutter, habe ich erhalten. Ich verdiene es nicht, daß Sie ſich meiner ſo annehmen; nein, ich verdiene es nicht. Ich ſage dieſes nicht aus einer ſeynſollenden Beſcheidenheit, Sie kennen mich ja, und ich weiß es, Sie trauen mir keine Verſtellung zu. Mich abgeſondert fühlend von allen Menſchen um mich her glaube ich, Sie wären die einzige Seele, die mich an die Menſchen bindet; ich glaube es nur, denn die Vernunft ſpricht, daß es nicht ſo iſt, und ſo nicht ſeyn kann. Doch gebe ich ihn nicht gerne auf, dieſen Glauben, der mich ſelig macht. Meine Reden, beſte Mutter, mit denen ich Ihnen vielleicht ſchon oft beſchwerlich gefallen bin, alle meine Reden, über mich, mein Weſen, und über das Weſen der Dinge — lächeln werden Sie diesmal, und mich nicht verdammen — alle dieſe Reden hat Kränklichkeit erzeugt. Dieſes fühle ich nicht nur, es iſt mir klar, ich bin davon überzeugt. In einer unendlichen Täuſchung gefangen, vermag ich nicht mich frey zu machen. Mir fällt eben ein, was Ihnen einmal Fichte ſagte: ein junger Menſch muß nie an ſich denken, und immer thätig ſeyn. Jezt weiß ich, was er damit ſagen wollte, aber jezt erſt weiß ich es. — Mir iſt ſehr wohl im paradieſiſchen Dresden; ich fühle mich nicht, ich denke nicht an mich, und dieſes Glück genieße ich ſelten. Auch iſt der Himmel mir günſtig, denn das Wetter iſt ſchön, ſo ſchön als ich nur wünſchen kann. Als ich in der Gemähldegallerie war, ſah ich allen mahlenden, zeichnenden und ſtickenden Frauenzimmern in's Geſicht, weil ich hoffte die Raphaele Brenna zu finden. Auch geſtehe ich, hat mir mein Herz gar ſehr gepocht, wenn mich mein blödes Geſicht Brenna's Geſtalt, vor der Staffeley ſitzend, ſehen ließ. Könnte ich Sie nur einmal wiederſehen, meine liebe Mutter, oder auch nur einen aus Ihrem Kreiſe. Kömmt der Socrates Schleiermacher bald nach Halle? Ich werde ihn lieben, weil er Ihr Freund iſt; und ich wünſche, daß ich ihm nicht mißfalle, weil Sie ſeine Freundin ſind. Ich werde verlegen ſeyn, wenn ich ihn zum Erſtenmale ſpreche; denn ich weiß, Sie werden mich ihm gemahlt haben, und dann muß ich mich ſchämen. Man ſpricht ſchon in Halle von ihm, und die Studenten ſind begierig auf ſeine Vorleſungen. Eine Dame ſagte mir ohnlängſt, ſie habe gehört, er wäre ein Jacobiner. Soviel iſt vorauszuſehen, er wird in Halle mit manchen Herren hart zuſammenſtoßen, beſonders mit den Theologen. Ich werde ſeine Vorleſungen beſuchen, wenn ich Zeit habe, und ſeine Predigten fleißig hören, damit ich ein beſſrer Menſch werde. Dieſes iſt aber eigentlich mein Scherz, denn ich denke Predigten, ſie mögen noch ſo gut ſeyn, vermögen keinen zu beſſern; und der Eindruck, den Reden zuweilen auf unſer Herz machen, iſt nur ein ſinnlicher, der bald vorübergeht, und keine Spuren zurückläßt. — Es hat mich ſehr beluſtigt, mancher Fremden Aeußerungen zu vernehmen, über die *Bilder* in der Gallerie. Mir iſt nichts ekelhafter, als das elende Kunſtgeſchwätz mancher Dilettanten. Zu allen Bemerkungen, die der Inſpektor macht, ſchütteln ſie, ja oder nein, wie die Automaten. Da ſind ſie entzückt bis in den ſiebenten Himmel, und noch weiter hinaus. Wer aber mit zuſieht und nichts ſpricht, der iſt ein Menſch ohne Geſchmack und ohne Gefühl. —

62.

Halle, den 23. September 1804.

Sie ſind ſo gut, liebe Mutter, und mehr kann ich Ihnen nicht ſagen. — Ich bin geſtern von Dresden zurückgekommen, man gab mir Ihren zweiten Brief, der mir Thränen in die Augen brachte, wie es lange keiner that. Ich ſehe zum voraus, ich werde Ihnen heute wenig ſchreiben können, denn mir fehlt die Stimmung, in der ich ſeyn muß, wenn ich von mir ſelbſt reden ſoll. Ich bin ſo verdrießlich, aus einer Götterwelt bin ich in die grauſe Wirklichkeit zurückgekehrt. Nein nicht einmal graus iſt dieſe Wirklichkeit, ſo nackt ſteht ſie da, ſo erbärmlich, daß man ſie nicht einmal verwünſchen kann. Ich denke ein ſpashafter Satan, hat um dem Schöpfer ſeinen ſiebenten Tag zu parodiren, dieſes Halle erſchaffen. Denken Sie ſich die Frau eines Landmannes, die mit dem Himmel keift, daß er nicht regnen läßt, und ein Stück grobe haltbare Hausleinwand dem beſten Herzen vorzieht, da haben Sie Halle, wie es lebt und träumt. Eine ſolche Proſa, daß man raſend werden möchte, o Mutter, das iſt keine Stadt für mich. Ich komme mit vollem warmen Herzen in mein Haus, noch froh der vergangenen Genüſſe, und da ſchaut mir alles mit einer Bürgerlichkeit entgegen, daß ich weinen möchte vor Aerger. Die Reil trippelt einher, mit ihren Zahnſchmerzen und Krämpfen in aller Ewigkeit, und macht unausſtehliche Geſichter. Die Reiſe hat viel Geld gekoſtet, und jezt muß ſie noch nachzahlen. Wo will das hinaus? Was wird Ihr Herr Vater ſagen? Ich bin nicht der Thor, liebe Mutter, der den Werth des Geldes verkennt, auch verlange ich nicht, daß andere es nicht achten ſollen, weil ich es verſchwende; aber, wie dieſe Leute das Geld lieben, dieſe Hallenſer, dieſe Reil's, wie ſie es lieben, wäre Ihnen eben ſo unausſtehlich, als mir. Sind ſie proſaiſch in allem ihren Thun und Handeln, ſo herrſcht in ihrer Liebe zum Gelde die herrlichſte, reinſte Poeſie; die Poeſie der Poeſie. Es ertränkt ſie in feuchter Anſchauung, wie es nur Raphael's Madonna vermag auf das Auge des Kenners, und des gefühlvollen Herzens, ſie liebkoſen es, wie ihr jüngſtes Kind, ſie küſſen und herzen es, wie ein Jüngling das Bild der Geliebten. Reil, als er mich geſtern wiederſah, ſprach: Nun Herr Louis, ſind Sie auch wieder da? Ich liebe ihn ſo innig, dieſen Mann, und er ſieht in mir weiter nichts als — den reichen Juden. Ja, liebe Mutter, es giebt Augenblicke, wo ich ſo thöricht bin zu wähnen, ich wäre glücklich, wenn ich in Dürftigkeit lebte. Ich brauchte dann nicht zu fürchten, die Freundlichkeit mancher Leute gegen mich wäre erzwungen, weil ein jährliches Lächeln mit 500 Thalern bezahlt wird, ungerechnet der ochſigen Präſente, die es geben wird, wenn ich einmal nach Hauſe zurück gehe oder promovire. Mit all ihrer Freundlichkeit können es Reil's nicht verbergen, wie froh ſie ſind, wenn ihnen mein Vater, endlich die eingeſchickten Rechnungen zahlt, nachdem ſie ach! ſo lange haben warten müſſen. Ich will Ihnen nächſtens mehr ſchreiben, liebe Mutter, aber deuten Sie mein Schweigen nicht ſchlimm. Ich habe mich nicht verſchlimmert, ich bin noch immer der, der ich war. Ihren erſten Brief bekam ich einige Tage vor meiner Abreiſe. Ich habe ihn auch angefangen zu beantworten, aber nicht endigen können; denn Kopf und Herz war mir ſo voll, daß ich nichts weiter dachte und fühlte, als meine Reiſe. Ich bin nicht mehr ſo viel Kind, daß ich vor Freude nicht ſchlafen könnte, wenn ich morgen in einer Kutſche fahre; aber aus Halle wegzureiſen auf einige Zeit, bewegt mich ſo, daß ich vor Freude nicht eſſen und ſchlafen kann. — — Ich habe das goldne Kalb geleſen, und jezt ſchaffe ich es mir eigen, und laſſe es herrlich binden. Wie dieſes Buch hat mich noch keins gerührt. Oft denke ich es ſelbſt geſchrieben zu haben, und doch hätte ich nicht eine Zeile ſo herrlich ſagen können. Nichts neues ſteht für mich darin, aber ich leſe es in einem fort. Es wird mehr Schaden ſtiften, als manches ſchlechte Buch, ſo wie ein trefflicher Redner gefährlicher ſeyn kann als ein Stammler.

Daß Sie Reil's Rhapſodien geleſen haben, würde ihn ſehr freuen, wenn er's wüßte. Ich habe es nicht geleſen, ich verſtehe auch wenig davon, aber demohngeachtet, wird dieſe einſt meine Lieblingsmaterie werden. Wenn man aus der Phyſionomie und dem Temperamente eines Gelehrten, einigermaßen auf ſein Syſtem ſchließen könnte, ſo hätte ich nicht gedacht, daß Reil ein ſolches Buch ſchreiben würde. Ich glaube, es gehört immer etwas Hypochondrie dazu, der Seele einen recht praktiſchen Einfluß auf den Körper zuzuſchreiben. Dieſes iſt nur ſo ein Einfall, ich würde mich von der Falſchheit dieſes Satzes leicht abbringen laſſen.

Ich ſchicke Ihnen hier zwey unvollendete Briefe mit, da ſie nicht an die Zeit gebunden ſind.

Beſte Mutter, ziehen Sie die Hand ferner nicht von mir ab, die ich kindlich küſſe. Louis.

63.

Halle, den 12. November 1804.

Ich weiß, liebe Mutter, daß Sie, wie alle Menſchen, die gewöhnlich im Vollgenuß ihrer Geſundheit leben, ein wenig ängſtlich ſind, wenn Ihnen nicht wohl iſt, und das iſt es, was mich ſehr tröſtet, über die traurige Nachricht Ihres Uebelbefindens. Ich bin überzeugt, Ihre Krankheit iſt ſo bedeutend nicht, als Sie fürchten. Soviel ich davon verſtehe, denke ich, daß im Magen der Grund Ihres Uebels liege, denn Sie haben gar nicht den Bau der Bruſt, der für Kränklichkeit dieſer Art ſehr empfänglich wäre. Ich habe viele Jahre lang unendlich viel an meiner Bruſt leiden müſſen, und weiß wie ſehr dieſe Krankheiten vorzüglich geeignet ſind unſern Muth ſinken zu machen. Denn hier nämlich, wo das Athmen, was im geſunden Zuſtande *unmerklich* geſchieht, mit Beſchwerde verrichtet wird, hier dringt ſich uns die Wichtigkeit dieſes Prozeſſes als *der erſten Bedingung zum Leben, mit Bewußtſein auf*, und macht uns ängſtlich, da wir es geſtört ſehn; ich erinnere mich noch mit Freude der beſſern Gegenwart, an die ſchwarzen grauſen Bilder von Tod und Grab, die mir, als ich noch krank war, des Nachts vorſchwebten. Liebe Mutter, vielleicht bringt mir ſchon Ihr nächſter Brief die frohe Nachricht Ihrer Beßerung zu. Und ich bitte Sie, denken Sie doch nicht mehr an den ſchwarzen Tod. Sie werden noch lange, ſehr lange leben; verlaßen Sie ſich auf mich. Ich habe nämlich mein beſonderes Wohlgefallen daran, mir alle meine Bekannte zuſammen zu denken, mit der wahrſcheinlichen längern oder kürzern Dauer ihres Lebens. Ich habe keine Regeln, nach denen ich verfahre, ſondern nach göttlicher Eingabe vertheile ich die Tage und Jahre. Sie aber, liebe Mutter, gehören unter denen, die ein langes Leben von mir geſchenkt erhielten. — Ich höre 11 Uhr ſchlagen, und ich will mich zu Bette legen. Ich ſetze nur noch her, was ich heute in mein Tagebuch geſchrieben habe.

> Der Traum iſt der Schatten unſeres Lebens, wie unſer Leben iſt der Schatten eines kommenden. Einſt, wenn die Sonne wird ſtehen über unſerem Haupt, da werden alle Schatten ſchwinden. Dann blühen die Sterne, die Welten, Gott zeigt ſich uns ohne Schleyer, und ein Herz wird ſich bewegen im Buſen des Weltalls. — — — Aber näher und näher ſchreitet jezt die lichtloſe Mitternacht. Wenn die Liebe wird erblinden, reißen auseinander die Fugen der Natur. Welten verrauchen, Sterne fallen, das Chaos hört auf zu ſeyn, und das Nichts wird zernichtet.

Gute Nacht, liebe Mutter!

„Du haſt in mir den edlen Trieb erregt
„Tief in's Gemüth der weiten Welt zu ſchauen."

Den 13. November.

Schleiermacher iſt ein wahrhaft göttlicher Menſch, und lächeln muß ich doch über dieſen Ausſpruch. Denn daß mir je ein Mann gefallen könnte, das ſetzte ich immer in das Reich der lunariſchen Möglichkeiten. Ach, liebe Mutter, mir iſt ſo wohl, wenn ich bey ihm bin, und oft ſo ungezwungen kann ich ſeyn, daß in dieſen Stunden der jedem Menſchen anhaftende Egoismus bey mir weit zurücktritt. Ich rede wie ich denke, und ich rede alles was ich denke. In ſeiner Gegenwart ſpotte ich meines eignen Herzens, und ſpotte wiederum dieſes Spottes. Ich kann die Ethik nicht bey ihm hören, weil ich die Stunde ſchon mit einem andern Colleg beſetzt habe. Mit ſeinen Vorleſungen iſt man ſehr zufrieden, er hat aber doch wenige Zuhörer. Er wird nicht verſtanden. Wie aber die meiſten Studenten ſo elende, dumme, erbärmliche Philiſter ſind, das überſteigt alle Einbildung. Während Schleiermacher in ſeiner Ethik nicht mehr als 20 Studenten hat, zählt der Prof. Maas in eben dieſer Vorleſung an 120 Zuhörer. Und wenn ich Ihnen erzählen wollte, was der Maas für ein flacher Menſch ſey, ich würde in ein paar Stunden nicht fertig werden. Ja, liebe Mutter, wenn mir ein Compendium der Ethik einer dieſer Herren in die Hände kömmt, ſo könnte ich den ganzen Tag da ſitzen und mich zu todt lachen über das dumme Zeug. Und wenn ich mir Mühe geben wollte, dieſe tolle Ideen zuſammenzureimen, ich könnte raſend werden über dieſes Geſchäft. Denn gar lächerlich iſt's was dieſe Menſchen Begriffe haben von Pflicht und Tugend und Seligkeit. Wie Gewürzkrämer, haben ſie Pflichten von verſchiedener Güte, von verſchiedenem Preiſe und Range. Da giebt es Pflichten gegen ſich, gegen ſeinen Nächſten, und Pflichten gegen den lieben Gott, und eine iſt immer mehr werth als die andere. Aber wer um aller Welt willen kann ſich aus dieſem Labyrinthe herauswikkeln, wenn er hört, daß es mehr als eine Pflicht gäbe, und daß es wohl kommen könnte, daß man eine Pflicht müßte fahren laßen, um eine andere höhere zu erfüllen? — Da hat jezt Lafontaine ein Buch herausgegeben, das heißt: Sittenſpiegel für das weibliche Geſchlecht. Schon der Titel iſt mir zuwider; denn warlich ſo lange man beſondere Sittenbücher wird ſchreiben für Männer, beſondere für Jünglinge, beſondere für Knaben, und beſondere für Mädchen, ſo lange wird man Sitten auch nicht außer den Büchern antreffen. Ueberhaupt, denke ich, können alle Schriften und Vorleſungen dieſer Art nur eine negative Tendenz haben, die nämlich: die alten Vorurtheile wegzuräumen und zu zeigen was nicht Tugend, was nicht Pflicht ſey. Und hat man einmal dieſes Beſtreben erreicht, dann ſehe ich nicht ein, was einem weiter zu thun könnte übrig bleiben? Denn das wahre Weſen der Tugend läßt ſich in einigen Worten ausdrücken. Was iſt Tugend? Tugend iſt Seligkeit. Und Seligkeit? Iſt Freiheit. Es läßt ſich nicht weiter fragen was Freiheit ſey, denn ſie iſt das ewige, urſprüngliche ſchlechthin Eine, das eins iſt mit der Vernunft, eins mit Gott, eins mit dem Unbedingten, das ſich ſelbſt erklärt. Der Trieb nach Glückſeligkeit iſt gleich dem Triebe der Erhaltung, dieſer iſt eins mit unſerm Seyn, und unſer Seyn iſt das Produkt der gefeſſelten Freiheit. Der Tod zerbricht die Ketten — um ihr neue anzulegen. Wir ſind unſterblich, und in einem höheren Planeten werden wir mit einer vollkommneren Organiſation, wieder ein neues Leben beginnen. So denke ich über die Unſterblichkeit. In meinem Geiſte iſt es unauslöſchlich eingeſchrieben: ich werde fortleben. Aber ich denke nicht, daß wir etwa ein beſſeres Leben führen werden, und daß wir vollkommener ſeyn werden. Schon das Wort vollkommner als ein Comparativ hat gar keine Realität, ſo wie überhaupt die Unentbehrlichkeit der Comparative und Superlative, ja die Nothwendigkeit einer Sprache ſelbſt, deutliche Beweiſe ſind von der Schwäche der menſchlichen

Organiſation. Gott iſt nur da, wo keine Sprache iſt. Denke ich mir nun unſer künftiges Leben abſolut vollkommner als unſer jetziges, ſo hieße das ſoviel als: der Punkt unſeres kommenden Seyns läge dem Punkte der Vollkommenheit näher, als der Punkt unſeres wirklichen Seyns; alſo wäre doch die Vollkommenheit als ein Punkt begrenzt, und das widerſpricht ſich ſelbſt, denn die Vollkommenheit als das Ewige Eine, iſt Gott ſelbſt und unendlich. Denke ich mir aber die Zukunft relativ vollkommner unter einer beſſern Organiſation, ſo wäre das nicht anders möglich, als mit dem Bewußtſeyn unſeres vergangenen Lebens, und unſerer niedrigern Organiſation. Daß wir aber in einem höhern Planeten lebend, uns unſeres irdiſchen Seyns nicht erinnern werden, das weiß ich. Denn wäre dies, ſo müßten wir uns auch unſeres vergangenen Lebens bewußt ſein können (denn ſind wir unſterblich, ſo ſind wir nie gebohren). — Aber gewiß iſt es, gute Mutter, daß es wohl Augenblicke giebt, gewiſſe helle Punkte, in denen wir des vergangenen Lebens uns erinnern. Das ſind ſolche Augenblicke, wenn uns ein Menſch, den wir nie geſehen haben, ſo bekannt vorkömmt, ohne daß wir uns bewußt ſind, irgend ein ähnliches Geſicht je in dieſem Leben angetroffen zu haben. Das ſind unſere Freunde von jener geſtorbenen Erde. Denn die Erden, die Planeten, gehen in höhere Welten über mit den Menſchen die ſie bewohnten. Ja hätte ich nur die Gabe es auszudrücken, ſo wie ich es fühle, wäre meine Darſtellung nicht ſo verworren und unbeſtimmt, ich weiß gewiß, liebe Mutter, daß Sie alles was ich hier ſagte, übereinſtimmend finden würden, mit Ihren eignen Ideen. — —

Ich komme ohngefähr alle 5 bis 6 Tage zu Schleiermacher, ach, ich käme gern alle Tage, wenn ich nicht fürchtete ihn zu ſtören. Er war auch ſchon einmal bey uns zu Tiſche. Ich glaube ſchwehrlich, daß ihm Reil möchte gefallen haben. Ich fand Schleiermacher's Phyſionomie ſehr ironiſch, gleich im erſten Augenblicke meiner Bekanntſchaft. Ich fragte ihn hernach ſelbſt, ob er wohl ſo wäre? Er verneinte es, ſagte aber zugleich, daß ihn ſchon viele ſeiner Bekannten dafür gehalten hätten, und Brenna nenne dieſes ſein Weſen Canaillerie. Das Wort drückt in der That die Sache ſehr gut aus.

Daß ich ja nicht vergeſſe, liebe Mutter, war in Berlin viel Lärm als von hier die Nachricht des gelben Fiebers ankam? Ich zweifle nicht daran, denn da man hier nur davon ſprach, und Berlin 20 ſtarke Meilen von Halle entfernt iſt, ſo iſt nichts natürlicher, als daß man dort ſagen müßte, halb Halle wäre ausgeſtorben. Sie hätten nur hier ſeyn ſollen, was das ein Spektakel war. Heute iſt von Berlin der Befehl gekommen, Reil dürfte nicht die Stadt verlaſſen, und das Haus des Kaufmanns, in dem die Quelle des gelben Fiebers hervorquillt, müſſe verſchloſſen werden. Der arme Mann iſt gar übel daran, denn ſehr viele ſcheuen ſich ſein Haus zu betreten, und Waaren bey ihm zu kaufen. Vor einigen Tagen kömmt ein Bauer aus dem Laden, mit Tuch unter dem Arm. Eine Obſtfrau, die vor der Thüre ſizt frägt ihn: was habt ihr da, Freund? Nun, ich habe Tuch. „Seyd ihr toll? wollt ihr euch die Peſt auf den Hals laden?“ Der erſchrockene Bauer ſtürzt in den Laden zurück, verlangt ſein Geld, und ſagt, er kaufe keine verpeſtete Waare.

Wie ſehr es mir leid thut, daß ich die Empfehlungskarte, die Sie mir an Reichardt mitgegeben haben, aus Blödigkeit nicht abgegeben hatte, kann ich Ihnen gar nicht genug ſagen. Sie wißen wohl ſchon, daß ſeine Tochter den Doktor Steffens aus Coppenhagen geheurathet hat, der jezt hier als Profeſſor der Mineralogie angeſtellt iſt. Ich höre die Naturphiloſophie bey ihm. Liebe Mutter, dieſen Mann müßten Sie reden hören, wie das ſtrömt, wie das ſtürzt, daß die Wahrheit ſelbſt unterſinken könnte im Strudel ſeiner Worte, und man würde ſie nicht vermiſſen. Ein gefährlicher Mann in der That, deſſen Beredſamkeit uns alles weiß machen könnte. Meine Verehrung für ihn iſt ganz grenzenlos; manches was ich wußte, vieles was ich dachte, alles was ich ahndete, giebt er mir zurück. Nicht ſeh' ich ihn, nicht hör' ich ihn, ich fühle ihn ſprechen.

Der Doktor Horn hatte bey ſeiner Durchreiſe einen Abend bey uns zugebracht. Er erzählte mir, daß er bey Ihnen geweſen wäre. Er iſt ein recht freundlicher, artiger, einſchmeichelnder Mann; aber Reil meinte, er wäre ein trivialer Kopf. Ich glaube es ihm auch wohl.

War nicht in der letzten Zeit, da ich noch in Berlin war, ein Profeſſor Croſſi aus Salzburg zuweilen in Ihren Theegeſellſchaften? Dieſer Croſſi hatte ſich den ganzen vorigen Winter hier aufgehalten, er kam oft zu Reil und ich lernte ihn gut kennen. Aber erſt nachdem er wieder abgereiſt war, fiel es mir ein, daß ich ihn ſchon bey Ihnen geſehen hätte. Er war ein ſehr höflicher guter Menſch, aber weiter auch nichts. Er reiſt in diziniſchen Angelegenheiten durch Frankreich, England und Portugall, auf Koſten der Regierung.

Mein großer Wunſch iſt es, einmal eine Reiſe nach Aſien zu machen, und wenn ich mich mit den erforderlichen Talenten und Kenntniſſen werde ausgerüſtet haben, und meine akademiſchen Studien werden vollendet ſein, ſoll all mein Streben dahin gehen, meinem Wunſche zu genügen. Ich denke nicht, daß ſich mir unüberwindliche Schwierigkeiten werden in den Weg legen. Mein Vater hat gewiß nichts dagegen, wenn mir nämlich durch eine Stelle, etwa als Arzt auf einem Schiffe, mein Unterhalt geſichert wird. Zum Frankfurter Rabbiner gehe ich und ſage: ich reiſte um das gelobte Land zu beſuchen, und das verlohrne Paradies zu finden. Der ertheilt mir ſeinen Seegen gewiß. Aber mit der Aufſuchung des Paradieſes iſt es mir ernſter zu thun, liebe Mutter, als Sie denken werden. Sagen Sie an Sara, ich würde ihr ſchöne Perlen aus Indien mitbringen, und der Brenna laſſe ich in China ſelbſt eine porzellanene Mundtaſſe verfertigen mit ihrem Namenzuge geſchmückt. Die alten Gymnoſophiſten werde ich aufſuchen, und ſie wie Alexander mit ſpitzfündigen Fragen in Verlegenheit ſetzen. Schon tauche ich meine müden Glieder in die heiligen Wellen des Ganges, und unter ſchattigen Palmen ſuche ich Schutz vor den glühenden Sonnenſtrahlen. Aber vorerſt, liebe Mutter, will ich noch auswendig lernen, daß Liſſabon die Hauptſtadt in Portugall iſt, und daß man Deutſchland in 9 Kreiſe theilt, und dann will ich mich erkundigen, wo der nächſte Weg nach Aſien geht, und welche Städte und Flüſſe man paſſiren müſſe.

Den 14. November.

Ich ſetze mich jetzt in aller Frühe hin, um den Brief zu vollenden, den ich heute abſchicken will. Wäre ich ein Freund von patriarchaliſch-romantiſchen Deklamationen à la Werther, ſo hätte ich gute Gelegenheit, mich in einer ſehr poetiſchen Darſtellung meiner jetzigen Umgebungen auszuſprechen. Da ſitz' ich einſam auf meinem Sopha mit ländlichem Stroh ausgeſtopft von den Händen der hauswirthlichen Reil. Wie abgefallene Blätter vom

Baume, liegen die Bücher um mich her, und flößen mir traurige Betrachtungen ein über die Vergänglichkeit der Dinge. Drinn im Ofen kniſtert das Holz laut und ſeufzet jämmerlich, weil es verbrennen muß. (Ich hätte mich auch ſo ausdrücken können: das Holz kniſtert und macht ein großes Geräuſch, und ſucht kindiſch das Brauſen des Windes zu übertreffen, aber der Wind pfeift höhniſch in die Röhre und lacht es aus.) Die Natur hat heute ihr weißes Sterbehemd angezogen, und das Todtengerippe der zwey Nußbäume vor meinem Fenſter ſchaut mich lächerlich an. — Ich bitte Sie recht ſehr, liebe Mutter, laſſen Sie dieſe treffliche Skizze, worin ich mich gleichſam ſelbſt übertroffen habe, in den Freimüthigen rücken, unter die nicht politiſchen Nachrichten.

Sie denken ſicher, liebe Mutter, ich verſtecke mich hinter einen ſo langen Brief, um der Frage auszuweichen wie es mit meinem Fleiße ſtünde? Was ſoll ich Ihnen antworten. Es iſt noch nicht gut, aber doch beſſer als ſonſt; denn ich beſchäftige mich jezt mit Dingen, die mir eigentlich Freude machen. Ich darf Sie auch verſichern, daß ich noch mehr von nun an beginnen werde, anſtrengend zu arbeiten. Ein großes Hinderniß liegt in meinem eigenen Geiſte, ich kann nämlich meine Aufmerkſamkeit nicht zuſammenhalten. Bin ich nun z. B. in einer Vorleſung, die mich intereſſirt, etwa in Steffens Naturphiloſophie, ſo höre ich ganz aufmerkſam zu. Nun aber kommt ein Wort, das mich feßelt, ein Wort, deßen ich mich ſchon einmal gewußt, nur wieder zu erinnern ſcheine, und von dem ich daſſelbe ſage, was ich oben ſagte von unſern Freunden aus jener geſtorbenen Erde. Dieſes Wort nun zieht mich weiter und immer weiter ab. Ich komme mir ſelbſt unbewußt in eine ganz andere Athmoſphäre, und ſo iſt die ganze übrige Stunde für mich verloren. Grade ſo geht es mir in meiner Studirſtube. Aber ſchon darum werde ich jezt anfangen mit mehrerem Ernſte zu arbeiten, und mir vorzüglich recht viele empiriſche Kenntniſſe einzuſammlen, um mich zu meiner vorhabenden großen Reiſe für Natur und Menſchenforſchung ſo viel wie möglich auszurüſten. Ihrem Wunſche etwas von meiner Reiſe zu hören, will ich gewähren gerne. Ich habe ein ſehr vollſtändiges Reiſejournal geführt und mein Vorſatz war, es Ihnen ganz zu ſchicken. Aber ich ſah doch wirklich hernach, daß es gar zu unbedeutend ſey, und nur für mich ſelbſt einigen Werth haben könne. Was ich alſo thun kann, iſt Ihnen einige Auszüge auf ein paar Seiten zu ſchicken, und das werde ich thun das nächſte Mal wenn ich Ihnen ſchreibe.

Rathen Sie Schleiermacher'n freundſchaftlich, er ſollte ſein Herz bewahren vor der ſüßlächelnden Roſalie, ſeiner Hausgenoſſin. Was mich recht ſehr erſtaunte, war, daß Ihnen Frank recht viel Gutes von Roſenberg geſchrieben hat. Denn ich weiß wahrlich nicht, was ſich viel Gutes von ihm ſagen läßt. Ich kann ganz unpartheiiſch urtheilen, denn ich liebte ihn. Er iſt ein guter Menſch, ein glücklich befangener in einem engen Horizonte, und weiter nichts. — Ich möchte wohl wißen, wer an Frank's Stelle nach Wien kommen wird, ich habe wohl oft ſchon daran gedacht, daß man wohl Reil[*] hinüberrufen könnte, denn er wäre doch faſt der einzige, der ihn erſetzen könnte.

Geſtern iſt von Berlin der Befehl gekommen, daß alle die Leute, die hier beim Auspacken der aus Mallaga angekommenen Sachen zugegen waren, 14 Tage Quarantaine halten müßten. Heute werden ſie alle in einem Hauſe eingeſperrt, und das Haus wird bewacht.

Hat Brenna meinen Brief erhalten? Ich grüße ſie herzlich, und wünſche ihr gute Beßerung, vorzüglich deswegen, damit ſie mir antworten könne.

Schleiermacher macht mir Hoffnung, daß Sie wohl einmal herkommen würden.

Kennen Sie Roſenberg's Bruder? Er iſt in Berlin, und wohnt wie ich glaube bei Weſſely. Das iſt ein Bild! Der war ſo ſelig hier, daß er nicht einmal wußte, wie der Welttheil hieße, in dem wir wohnen. Ich fragte ihn, und er meinte: Aſien.

Werden Sie mir je dieſen langen Brief verzeihen, liebe Mutter? Louis.

64.

Den 20. December 1804.

Nur einige Worte, liebe Mutter, und die ſchreibe ich Ihnen darum, um mich zu überzeugen, daß ich noch meinen Kopf habe. Ich reiſe mit Schleiermacher nach Berlin, den Sonntag, auf dem Poſtwagen. Hören Sie den kommen, den Dienstag Vormittag, präziſe um 10 Uhr, in Ihrem Zimmer klingeln, matt und kaum vernehmlich, ſo denken Sie: draußen ſteht der arme erſchrockene Louis, zitternd und ſich beſinnend, was er ſagen ſoll. O liebe Mutter!

Ich weiß, die arme Brenna iſt krank. Fiele dieſer herbe Tropfen nicht in den Becher meiner Freuden, Sie würden vor dem Trunkenen erſchrecken.

Ein Kind bin ich, ein ewiges Kind. Und ſoll ich den Göttern nicht danken, für ihre Liebe?

Louis.

65.

Halle, den 26. Januar 1805.

Dieſen Brief beginnend, gute Mutter, ſuche ich mir zu vergegenwärtigen jene Stunde, wo, ſo wie jetzt ich Ihnen zum erſtenmal ſchrieb, als ich hierher kam. Wie ſo ſchnell vergiengen alle dieſe Tage; viele geſchändet durch unſinniges Leben, doch auch mancher gekrönt durch Tugend und Weisheit. Wie ich ſo vieles hätte beßer machen können, davon will ich nicht reden, denn eine begangene Thorheit bereuen, iſt wahrlich zehnfach thöricht. Aber ich bin doch beßer geworden, viel beßer. Und wenn auch die ſchwachen Sinne fehlen, des Lebens heiliger Ernſt, der mich einmal hat ergriffen, verläßt mich nie, und feſt ſteht mein Geiſt, und wankt nicht. Wenn auch jung an Jahren, ſo habe ich ſo viel doch ſchon gelebt, und ſo vieles erlebt, daß mancher Menſchen Alter, zehnfach genommen, abſpringen würde, am erſten Viertel meines Lebens. Denn in mir lebte ich, und dem Geiſte iſt keine Zeit gegeben, ſein Leben iſt unſterblich, wie es nie begann. Doch daß ich mich ergötzen kann, an der Menſchen kümmerliche Freuden, darum haſſe ich mich. Denn nach Freiheit dürſtet meine Seele, und nach Liebe ſehn' ich mich — umſonſt, dem Gefangenen iſt ſie nicht vergönnt.

Den 27.

Wie ſich nur die Menſchen, ſelbſt die beſten, die Freuden der Sinne loben mögen, das werde ich nie begreifen. In ihrem Produkte erliſcht jede Thätigkeit, ſo ſtirbt alle Sehnſucht in der Befriedigung. Die Quaalen des Tantalus finde ich paradieſiſch reizend, denn hoch ſelig wäre der, der die Kunſt verſtünde, ewig zu ſchweben zwiſchen Verlangen und Genuß.

Ich will Ihnen auch was davon erzählen, liebe Mutter, wie mir's im Gemüthe war, als ich in Halle wieder ankam. An der Poſt war ich abgeſtiegen, und gieng nach Hauſe. Die Straßen waren ſo ſtill und todt, als hätte die Peſt hier gewüthet, aber es kam mir nur ſo vor, weil ich den Berliner Lärm noch im Kopfe hatte. Nun hatte ich auf dem Heimwege bedacht, wie mir bey Reil's, alles ſo gemein, ſo abſtechend, und ſo erbärmlich ſcheinen werde, und ich freute mich recht eigentlich darauf. Wie ich aber in's Haus trete, iſt alles ſo hübſch ordentlich, daß ich in die peinlichſte Lage komme, die ſich nur denken läßt. Jeder grüßt mich ganz freundlich, ohne Herr Louis, die Kinder kommen und fragen, was ich ihnen mitgebracht habe, kurz, es war keine Spur von Philiſterey vorhanden. Aber dieſes poetiſche Betragen war mir ſo zuwider, daß ich hätte aus der Haut fahren mögen, denn ich konnte mich über nichts luſtig machen, und aller Spas war mir verdorben. Wenn jemand, wie Reil's ganzes Haus nicht nach meinem Sinne iſt, ſo will ich, daß es mir nicht einen Augenblick gefalle. Wie auch hier, ſo iſt mir in hundert andern Fällen die goldne Mittelſtraße zuwider, ob ich gleich ſonſt alles liebe, was von Gold iſt, weil ich dafür Kuchen kaufen, und nach Berlin eine Reiſe machen kann. Sie werden ſich wohl ſehr gewundert haben, den Moritz bald wieder zu ſehn. Er kam, zahlte, und promovirte. Ein großer Cäſar! —

Ich habe mit Reil von Ihren Manuſcripten geſprochen. Er ſagte mir, er habe noch nicht Zeit gehabt ſie durchzuleſen, er wolle es aber bald thun. Er geſtand mir aber auch (mir im Vertrauen, nicht für Sie), daß er fürchte, es möchte nichts für den vorhabenden Zweck brauchbares darunter ſeyn, und er würde ſich ſcheuen Ihnen das zu ſagen.

Wie geht es der lieben Brenna? — Ich bitte Sie an Sara zu ſagen, daß ich ſie herzlich grüße und nächſtens würde ich mein Verſprechen erfüllen, und ihr einen Brief ſchreiben, worin Wald und Hügel, Liebe und Freundſchaft, Lerche und Morgenröthe vorkommen werden.

Ich habe das Griechiſche wieder angefangen. Morgen habe ich die erſte Stunde, ich leſe das fünfte Buch des Herodot.

In dieſen Oſterferien werde ich nach Hauſe reiſen, um mich nach einer drittehalbjährigen Abweſenheit meinen Eltern, meinen Tanten, und meinen Onkels zu präſentiren. Ich freue mich recht ſehr darauf; denn ich kann mir ſehr lebhaft den Spektakel denken, der in den erſten 3 Tagen mit mir ſeyn wird. Da wird denn jeder mich begucken und begaffen, und mich Herr Doktor nennen. Ja meine eigne Großmutter wird kaum die Courage haben, mich wie ſonſt zu dutzen, da ſie aber auch nicht Sie zu mir ſagen mag, ſo hilft ſie ſich ſo heraus und ſpricht z. B. Schon lange hier? recht geſund? (Ausgelaſſen: biſt Du) Werden bald praktiſiren? Ueberhaupt werde ich in der Judengaſſe viel Ehre genießen. Aber gewiß nur in den erſten 2 Tagen. Wenn man mich wird kennen lernen, da heißts: ich ſey ſtolz, ein Judenfeind u. ſ. w. Indeſſen werde ich mir viele Mühe geben, gegen die Judenmädchen, und gegen meine ſchönen Couſinen ſo galant als möglich zu ſeyn. Nun ſtehe ich zum Beyſpiel bei Mamſell Gumpertz unter ihrer Hausthüre, und der Herzeneroberer Aaron

Bamberg ſtebt auch da. Der frägt mich nun: Herr Baruch, iſt Mademoiſelle G. nicht zehnmal ſchöner geworden, ſeit Ihrer Abweſenheit? Ich aber erwiedere ſehr fein: ich bitte um Vergebung, Mamſell war ſo ſchön, daß ſie gar nicht hat ſchöner werden können. Aber lächelnd und ſehr moquant ſpricht darauf Mamſell G. zu mir: Ey, Herr Doktor, kann man in Halle auch ſpotten lernen? Ich ſage dann wieder mit einer Verbeugung: Ich bitte Ihnen. Und ſo geht's fort.

Auch wird mein Vater böſe ſeyn, daß ich nicht franzöſiſch ſprechen kann. Ueberhaupt wenn er mich frägt: lieber Sohn, was haſt Du denn in dieſen 3 Jahren, und für das viele Geld gelernt? ich werde nicht wißen, was ich ihm antworten ſoll. Lieben Sie mich, meine Mutter, ich bin auch Ihr guter Sohn.

Louis.

66.

Halle, den 17. Februar 1805.

Ich zweifle nicht, daß Sie meinen vorigen Brief werden erhalten haben, und jezt will ich den Ihrigen beantworten. Schleiermacher grüßt Sie.

Um nun nicht lange zu warten, mit dem was ich ſo gerne ſagen will, weil es mich ſehr drückt, beginne ich. Ihr Brief, meine liebe Mutter, war ja voller Dornen, alle gerichtet gegen den weichſten Theil meines Herzens, daß ſie mich ſehr mußten ſchmerzen. Da mir nun nichts werther als Ihre Freundſchaft, ja ſie das einzige mir werthe iſt, ſo kann mich nichts mehr ſchmerzen, als wenn Sie glauben, daß ich ſie zu verdienen wähne. Wenn Sie nicht wißen, wie dies hierherkömmt, und ich ſelbſt es Ihnen auch nicht ſagen kann, ſo iſt es zum wenigſten wahr, daß mir dieſes einfiel, als ich den Anfang Ihres Briefes las, worin Sie meinen, ich hätte Ihnen wohl darum noch nicht geſchrieben, weil Sie mir auch noch nicht geſchrieben haben (um mich ſehr empfindlich an Sie zu rächen.)

Daß Sie ſich nicht ſcheuten mir anzurathen, ich ſollte nicht ſo genialiſch ſeyn, daß Sie nämlich nicht fürchteten, ich könnte, Sie mißverſtehend, mich damit gekränkt fühlen, indem ich es für Spott achte, das überzeugte mich, mehr als je etwas, von der guten Meinung, die Sie von mir haben.

Aber war es Ihnen denn Ernſt damit, liebe Mutter, daß Sie an Schl. ſchrieben, ich käme Ihnen ſo affectirt vor? Er erzählte mir's, und daß er eben ſo ſehr wie Sie dieſer Meinung ſey, verbarg er nicht. Mir that dieſes ſehr weh. Nicht darum, weil ich mich betroffen fühlte, auch nicht darum, weil Sie mir Unrecht thun, denn ich muß mich ja freuen, daß Sie mir Unrecht thun. Ich will nichts mehr ſchreiben, ich kann nichts mehr ſchreiben, ich darf ja nicht.

Ich wollte, ich hätte Ihnen alle Zeitungsnachrichten aus Sachſen mitzutheilen, dabey könnte ich nichts affectiren, Sie trauten meinen Worten, und ich füllte damit dieſen Bogen aus.

Aber ich bleibe wer ich bin, wenn auch nicht was.

Louis.

67.

Der letzte Brief, den ich Ihnen geſchrieben habe, hat etwas, ich weiß nicht was, in mir zurückgelaſſen, das ich ſo gern aus meiner Bruſt vertilgen möchte, wenn ich nicht fürchtete, mir noch mehr dadurch zu ſchmerzen. Auch Sie, liebe Mutter, haben dazu beygetragen, meine Zeit freudenleer zu machen, daß Sie mir nicht ſchreiben ſeit ſo lange. Ich würde fürchten, Sie durch meine Prätenſionen zu beleidigen, und ſolche Klagen unterlaſſen, allein des Herzens Eitelkeit kann ich nicht bezähmen, und lügen will ich nicht, Ihnen nicht. Ach, wie fern iſt mir aller Frohſinn und alle Zufriedenheit. Ich habe mich auf Schleiermacher gefreut, und mich oft mit ihm getröſtet, wenn ich mich einſam fühlte, allein mit mir geht alles rückwärts, auch damit iſt's aus. Sie haben mich ja deſſen verſichert, liebe Mutter, daß ich ihm gefallen habe, und auch mir entgieng es nicht. Aber ſeit einiger Zeit, ſo oft ich zu ihm komme, bin ich ihm ſo gleichgültig, daß er mich nicht einmal kalt aufnimmt. Immer ſieht er aus, als werde er geſtöhrt, und doch — heißt er mich nicht fortgehn. Ich mißtraue meinen Sinnen ſehr, doch hier kann ich nicht irren. Nun bin ich auch nicht ſo thöricht zu denken, daß Schl. zufällig übelgelaunt ſeyn könne, denn ein ſolcher Mann wird ſich von Launen nicht beherrſchen laſſen. Aber der einzige Grund iſt der, daß ich ihm, meiner Schwachheit und Trägheit wegen, verächtlich ſcheine. — Was ſoll ich machen?

In 14 Tagen reiſe ich nach Hauſe. Möchten Sie mir doch noch einmal ſchreiben, vor meiner Abreiſe. Wiſſen Sie ſchon daß die Kanzlerin geſtorben iſt? Ich fürchte in allem Ernſte, ich werde ſchlecht beſtehen, wenn mich mein Vater nach den Früchten meiner Studien frägt. Einige Leute, die von meiner Faulheit wußten, und hörten, wie ich ſelbſt ſo offenherzig ſie eingeſtand, die urtheilten gar weiſe, ich bilde mir ein, ein Genie zu ſeyn. Denn, raiſonnirten ſie, wer in aller Welt wird der Narr ſeyn, einen Fehler ſo von ſich zur Schau zu tragen? Alſo, weil dies der Louis thut, muß er denken, dieſer anſcheinende Fehler gereiche ihm zur Ehre, nämlich er denkt, ein Genie wie er ſey, habe des Lernens nicht nöthig. Ich finde nichts thörichter als je etwas in der Welt lächerlich zu finden, darum will ich die Reden auch nicht ſo nennen. Aber bei allem dem, liebe Mutter, will ich es nicht läugnen, daß mir eine ſolche Beſchuldigung wehe thun würde, von ſolchen die ich achten muß. Iſt es nicht ein Jammer, daß manche ſich einbilden, das Innere anderer erforſcht zu haben, die ſich nicht einmal ſelbſt kennen? Und iſt es nicht eine erbärmliche Täuſchung, Menſchenkenntniß zu haben denken, wenn man blos ſich ſelbſt kennt? Ich danke dem Himmel, daß ich die, die mir ſo lange anhaftete, nun abgeworfen habe.

Wie auch alles was der Menſch thut, und nicht thut, was er philoſophirt und träumt, wie alles nur der Reflex iſt ſeines Ich's, das wird mir immer klarer, und klarer, doch zu meiner Pein. Denn ſo wie ich hier ſitze und ſchreibe, ſuche ich Sie als Leſerin dieſes Briefes, meiner Phantaſie lebhaft vorzuſtellen. Nun berechne ich den Eindruck, den dieſe Zeilen auf Sie machen könnten, und ob meine Würde oder Werthloſigkeit das Uebergewicht halten würde. Ich lege dieſes Geſtändniß in die Schaale des

Guten, ſie ſinkt, und ich triumphire ſtill. Um meinen Sieg zu vollenden, werfe ich noch oben drauf das Geſtändniß uber dieſes Geſtändniß, und das Geſtändniß des Geſtändnißes, von dieſem Geſtändniſſe, und ſagen Sie mir, liebe Mutter, iſt dieſes nicht ein wahres Weihnachtspoſſenſpiel, oder kennen Sie einen Menſchen, der ſolche nicht triebe? Und bilde ich mir nicht zu Ende doch ein, Sie hinter's Licht geführt, und meine gute Seite, meine Originalität, oder Genialität (Ihrer Ermahnung ungedenk) herausgeſtrichen zu haben, durch dieſe Rede?

Mich liebt und mich kennt Niemand. Bald zwanzig Jahre irre ich nun herum ohne Freund, und mein Leben wird verſtreichen, ohne daß ich mein eigner werde. Aber bedenke ich, wie viele vielleicht, ſolcher wie ich bin, herumwandeln unter den Menſchen, ungeliebt und ungekannt, und ſich fürchtend ihre warme Gefühle zu offenbaren, ſo ſich übertünchen laſſen, von der Fadheit und Flachheit des Volks, und wie ihre Sehnſucht nie befriedigt, traurig zurückkehrten, und wie wir für einander geſchaffen, uns einander zu nähern nicht wagen, dieſes Gefühl könnte mich tödten, wäre ich nicht zu krank zum ſterben.

Leben Sie recht wohl.

Halle, den 20. März 1805. Louis.

68.

Halle, den 28. März 1805.

Ich habe gehofft, liebe Mutter, vor meiner Abreiſe noch einen Brief von Ihnen zu erhalten, und da meine Hoffnung nicht iſt erfüllt worden, ſo bitte ich Sie inſtändig wenn Sie mir ſchreiben, den Brief nach Frankfurth zu ſchicken. Denn ich werde einige Wochen dort bleiben, und morgen früh reiſe ich ab. Ich will die Adreſſe herſetzen: An H. Louis, b. H. Jakob Baruch in Frankf. a. Mayn. Werden Sie's auch thun? — Von Frankfurth werde ich Ihnen recht viel ſchreiben, wenn Sie's gern haben.

Machen Sie mich froh, meine gute Mutter, und ſchreiben Sie mir bald.
Louis.

69.

Halle, den 26. May 1805.

Es bedarf wohl einer Entſchuldigung, daß ich Ihre lieben Briefe nicht früher beantwortet habe, und die habe ich auch. Sie hatten mir doch nach Frankfurth geſchrieben, und den einliegenden nach Offenbach habe ich überbracht. Nun verſprach die la Roche einen Brief an Sie, in den meinigen einzuſchließen, und mir ihn zu ſchicken. Ich wartete täglich darauf, und ſchrieb Ihnen darum nicht, ſo aber verſtrich die Zeit bis ich abreiſte, jetzt aber bin ich noch nicht lange hier.

Vor allen dies, liebe Mutter, Schleiermacher ſagte mir, daß Sie nach Dresden reiſten, und da ich mich erinnerte, daß Sie davon geſprochen hatten, den Sommer hierher zu kommen, ſo fragte ich ihn, ob wohl jetzt es geſchehen würde. Er meinte aber: auf keine Weiſe. Ich habe noch die einfältige Frage darauf gethan, warum denn nicht, es wäre von Dresden hierher doch nicht weiter, als bis nach Berlin? Nämlich ich hatte vergeſſen, daß wenn Sie hier wären, Sie auch wieder nach Berlin müßten, und nicht in Halle bleiben könnten, was freilich ſehr ſchön wäre.

Was mich betrifft, war ich in Frankfurth ſo lebensfroh, wie noch nie, obzwar das Element, in dem ich athmete, mir ſo fremd war. Die Leute amüſirten mich erſtaunlich, weil ſie ſo gar excentriſch waren, außer meinem Mittelpunkt. Ich ſpreche immer von Juden, denn mit

Chriſten gehen wir nicht um, noch weniger ſie mit uns. Was nun das für Menſchen ſind, welch ein Leben das iſt, welch ein Handeln. Die alten Juden von Abraham bis zum weiſen Salomo, ſind mir immer vorgekommen, als hätten ſie die allgemeine Weltgeſchichte traveſtiren wollen, leſen ſie das Buch Joſua und der Könige, und Sie werden finden wie Blumaueriſch alles drin ausſieht. Das war nun ſchlimm. Aber die jetzigen, mein Gott, die thun das nicht einmal, höchſtens parodiren ſie jene Traveſtie. Drei Dinge ſind, die ſie zu ſchätzen wiſſen, erſtens: Geld, zweitens: Geld, und drittens: Geld. Es iſt die Blüthe ihres Witzes, daß ſie den Hamlet'ſchen Monolog überſetzen: Geld oder nicht Geld, das iſt die Frage? u. ſ. w.

Ehe ich von hier abreiſte, hatte ich mir ordentlich einen Plan gemacht, wie und wo ich mich in Frankfurth wollte rühren und bewegen laſſen durch Erinnerungen aus meiner Kindheit. Erſtens wollte ich das alte Haus beſuchen, und ſinnend auf und abgehen in der Stube, wo ich noch ſo voller Sehnſucht war, und ſo viele Prügel bekommen hatte, dann wollte ich zum Fenſter hinausſehen, und mit Lächeln den Dachvorſprung betrachten, der uns Kindern zur Sonnenuhr diente, und uns ſeelig machte, wenn ſein Schatten die zwölfte Stunde anzeigte. Ferner nahm ich mir vor auf den hohen Berg zu ſteigen, von wo aus man in ein romantiſches Thal hinabſieht, um mich mit thränenden Augen zu erinnern, wie ich hier ſtand, ehe ich nach Berlin reiſte, und zu mir ſprach: wenn Du nach einigen Jahren wieder hier ſtehſt, was wird aus Dir geworden ſeyn? — Trauern Sie, liebe Mutter, und alle Grazien und Muſen mögen mit trauern, aus allem dem iſt nichts geworden. Denn in Frankfurth hat man weder Vergangenheit noch Zukunft, es war mir, als hätte ich mich aus dem Lethe berauſcht, Gegenwart, Gegenwart, nichts als Gegenwart.

Die la Roche empfing mich ſo. Wie ich ihr ſagen ließ, ich hätte einen Auftrag von Ihnen, ließ ſie mich herein kommen und ſagte: jede Nachricht von der Hofräthin Herz iſt mir ſehr angenehm. Und als ich fortging, legte ſie die Hände applaudirt in einander, und ſprach: Sie ſprechen gut Berliniſch, das iſt ſchön, ſehr ſchön. Sie hat eine ſehr ſanfte Stimme. In Zeit von 5 Minuten, daß ich bey ihr war, erzählte ſie zwei Anekdoten, geleſene. In ihrem Pulte liegt alles in ſeinem beſtimmten Fache, wie es ſchien, auch die Papierſchnitzelchen. Sie wollte ſich die Hand nicht küſſen laſſen. Maria Thereſia, Cardinal Richelieu, ich finde es ſehr charakteriſtiſch, daß ſie dieſe Namen ausſprach.

Sie möchten wohl wiſſen, wie es mit meiner Seele ſteht? — Wenn alles Bewußtſein nur durch Gegenſätze möglich wird, ſo werde ich bald aufhören etwas zu wiſſen, denn ich bin eins mit meinem Gotte und der Natur. Menſchen wie ich, ſollten es ſich zur heiligſten Pflicht machen, ihre Biographie bekannt zu machen, ich werde es auch thun. Nur große Männer haben dies nicht nöthig, denn ihr Leben iſt ihre Lebensgeſchichte. Ich will mir, dem Schöpfer meiner Welt, einen Tempel bauen. Aber wer begreift den Sinn des Spruches an der Pforte: Nur durch die Sünde kömmſt du in das Paradies der Wahrheit und der Selbſterkenntniß.

Sie ſchrieben mir, ein guter Geiſt möge über mich kommen, er iſt gekommen, und hat mich freundlich gegrüßt.

Ach, hätte das Leben einen Hafen, wie wären dann die Stürme ſo ſüß. Aber das Land bleibt ewig ferne, und an der Brandung des Ufers, am Tode ſcheitert das Leben. Wenn Sie nach Tharant kommen, und bey Geßner's Büſte ſtehen, denken Sie an mich, ich habe auch an Sie dabei gedacht.

Grüßen Sie Brenna.

Louis.

70.

Halle, den 30. Juny 1805.

Liebe Mutter!

Ich bin beinahe traurig, daß Sie mir auf meinen Brief noch immer keine Antwort gegeben haben, aber beinahe doch nur, da es mich viel tröſtet, daß ich nie eine mehr verdient zu haben glaube, und nie eine ſchönere. Daß Schleiermacher verreiſt iſt, wiſſen Sie wohl ſchon, und vermuthlich ſind Sie jetzt auch ſchon in Dresden, indem ich dieſes ſchreibe. Was ich Ihnen einmal von Schleiermacher geſchrieben habe, das kann ich noch nicht zurücknehmen, nämlich von mir, daß ich viel weniger Freude an ſeiner Geſellſchaft habe, als ſonſt. Ich weiß kaum die Viertelſtunde, die ich bei ihm bin, auszufüllen, und mir fehlen ſelbſt Wörter. Mir thut dieſes doppelt weh, einmal die Sache, an und für ſich, und dann der Grund deſſen, den ich wahrhaftig in mir ſuche.

Vom jungen Cohen habe ich erfahren, daß Sie vielleicht von Dresden über Leipzig zurückreiſen würden, und zugleich, daß Sie Halle wollten verächtlich an der Seite liegen laſſen, ohne es anzuſehen. Allein ich erwarte es von Ihrer Gerechtigkeit, daß Sie den Unſchuldigen nicht mit dem Schuldigen verdammen werden, und daß Sie mir es ſchreiben, wenn Sie nach Leipzig kommen, und mir erlauben Sie dort zu ſehen, obgleich ich ein Stück von Halle bin. Ich bin auf dem Wege ein gewaltiger Philiſter zu werden, das heißt, ordentlich, und bei Lichte beſehen, werde ich täglich klüger und höflicher. Giebt es denn auch was Langweiligeres, als jeden Sonnabend ſagen zu müſſen: ich habe 7 dumme Tage verlebt? Ich will anfangen ein philoſophiſches Leben zu führen, und der Himmel gebe mir Stärke zu meinem guten Vorſatz. Beten Sie für mich. Beſonders möchte ich's in der Kunſt Gold zu machen, wie man die Höflichkeit definiren ſollte, recht weit bringen, und ich bitte Sie, liebe Mutter, mir einige gute Rathſchläge zu geben. Nicht auf welche Art man höflich iſt, ſondern wie ich es machen muß, um es immer ſeyn zu wollen.

Hätten Sie mir denn etwas von der Kunſt zugetraut, alles ſcheinen zu können, was man will? — Und ich verſichere Sie, ich habe es ſehr weit darin gebracht, oder vielmehr, ich habe viele Anlage dazu. Geſtern war ich in einer großen Geſellſchaft, von dummen Leuten und koketten Mädchen, aber übrigens vornehmen Leuten. Ich richtete mein Betragen ſo ein, daß heute einer in allem Ernſte der Reil erzählte, ich ſey dort halb verrückt geweſen, und ob ich denn zu Hauſe auch ſo ſey. In der Kunſt mich anführen zu laſſen, ſoll mich ſobald keiner übertreffen, und ich habe wahre Heldenthaten ſchon damit ausgerichtet. Allein der Triumph meiner Schauſpielkunſt beſteht in der Art, wie ich mich lächerlich mache vor Andern, ſo bald und ſo oft ich will, und hier iſt mein Talent Geld werth. Denn wenn ich nicht fürchtete Sie zu ennuyiren, ſo könnte ich Ihnen weitläuftig auseinander ſetzen, wie vortheilhaft es iſt, wenn man lächerlich geworden iſt, und wie man ſich oft dadurch bei den Leuten beliebt machen kann. Ich erinnere Sie nur an Alcibiades und ſeinen Hund.

Je länger ich hier bin, je mehr lerne ich die Reil verabſcheuen. Und es iſt ihr Glück, daß ſie es in der Unausſtehlichkeit zur Virtuoſität gebracht hat, denn wäre ſie einer Vergrößerung fähig, ſo hätte ſie viel von mir zu leiden.

Haben Sie ſchon Dümling's Phyſiologie geleſen?

Louis.

71.

Halle, den 1. September 1805.

Ich habe mir das Vergnügen Ihnen zu ſchreiben lange verſagen müſſen, wegen eines Gebrechens meiner rechten Hand, das mich einige Zeit hinderte ſie zu führen. So lieb, meine gute Mutter, mir alle Ihre Briefe ſind, ſo war der letzte mir doch vorzüglich erfreulich, da er mich tröſtete in meiner Furcht, daß Sie ſich mit Schleiermacher verbinden würden, mich Armen zu verſtoßen. Und wenn auch nicht zu verſtoßen, doch zum Scheine mich fahren zu laſſen, um ein Experiment anzuſtellen mit meiner Seele, zu ſehen wie Liebe und Ehrgeitz mich anſpornen würden die Bahn der Tugend zu betreten, und dann mich freundlich wieder aufzunehmen, wenn ich als ein reuiger Jüngling zurückkehre. Ja, liebe Mutter, ich danke es meinen guten, guten Göttern, daß Sie ſo nicht mit mir verfahren ſind, denn nicht der ſcheinbare Verluſt Ihrer Freundſchaft wäre mir ſchrecklich geweſen, es wäre mir ſchmerzlich geweſen, daß ihr wirklicher Verluſt hätte aufgehört mir ſchrecklich zu ſeyn. Ich habe nun Schleiermacher dieſen ganzen Sommer nicht einmal geſehen, und wie wehe es mir thut, daß ich ſo gleichgültig gegen ihn geworden bin, kann ich nicht genug ausdrücken. Aber es iſt nicht meine Schuld, er will mich nicht mehr. Und warum nicht? Ich bin wahrhaftig nicht ſchlimmer geworden, ſeit der Zeit daß ich ſeine Bekanntſchaft gemacht habe. Aber er hatte mich an ſich gezogen, um mich zu beſſern, und da er das nicht vermochte, ärgerte er ſich darüber, und jagte mich fort. Aber mein Gott, wie würde ich mich vor ſolche Freunde ſtets bedanken, die mir meiner vortrefflichen Tugenden, und nützlichen Eigenſchaften wegen anhingen, daß ich ſittlich, ordentlich, fleißig, mäßig, witzig und verſtändig, und weiß der Himmel was mehr bin, und die mich nicht darum liebten, weil ich Louis bin und kein Anderer, und nichts anders! Wie Schleiermacher von ſeiner Reiſe zurückkam, ſah ich ihn zum erſtenmale bei Gall's Vorleſungen, ich ging ihn zu bewillkommnen, aber wie er mich ſo kalt anſprach, ſo unausſtehlich kühl, daß ich vor Aerger hätte weinen mögen, wenn ich mich nicht geſchämt hätte, und ſeit der Zeit gehe ich auch nicht mehr zu ihm.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, liebe Mutter, wie ich mich ausgedrückt habe, in meinem letzten Brief, da ich davon ſprach, wie gerne ich mich lächerlich finden laſſe; aber ich weiß gewiß, Sie haben mich mißverſtanden. Denn Sie meinen, ich thäte vorſätzlich manches, was andere lächerlich finden müſſen, und ergötze mich daran. Aber ſo iſt es nicht, ſondern ſo, wenn manche Leutlein einige Reden und Handlungen, die meiner Individualität und Weſenheit entſprechen, lächerlich gefunden haben, ſo hat mir das Freude gemacht. Und dann hat dies ja gar nichts zu ſagen, es findet jeder ſeine Rechnung dabey.

Ich will diesmal ſchließen, liebe Mutter, denn es macht mir noch einige Mühe zu ſchreiben. Die kleinen Malheurs an meiner Hand kommen daher, weil ich jetzt fechten lerne, wobei es denn oft ſo was abſetzt.

Louis.

72.

Halle, den 1. December 1805.

Es iſt mir, da ich mich hinſetze, Ihren Brief zu beantworten, ſo im Gemüthe, als wollte ich ihn rezenſiren. Auch habe ich ihn, ohne zu prahlen, mit vielem Verſtand, und wahrhaft kritiſchen Augen geleſen. Da es mir, liebe Mutter, ſo ſehr daran gelegen iſt, Ihnen zu zeigen, wie ich gegen Schleiermacher nicht unrecht habe, ſo werde ich alle meine Logiſche Wiſſenſchaft, ſo viel mir von Bendavid beigeblieben iſt, anwenden, meine Gedanken ſo klar auszuſprechen und zu ordnen, daß Sie mir beiſtimmen müſſen. Doch zuvörderſt. Es hat mich erſtens traurig gemacht, daß Sie es ächt bibliſch für eine Verſuchung halten, für oder gegen meine Behauptung zu raiſonniren. Sind es meine Behauptungen nicht werth, ſo bin ich es doch. Ferner kränkten mich die Worte: „Bei Gall war er viel zu ſehr beſchäftigt, als daß er ganz beſonders auf Ihren Willkomm hätte merken ſollen“, denn ich muß geſtehen, Sie drückten ſich ſehr mahleriſch aus, und man könnte es nicht beſſer geben, wenn man jemand die Eitelkeit ſeiner Prätenſionen vorhalten wollte. Doch wo iſt hier die Eitelkeit? Sie halten mich doch nicht für einen ſolchen, der ſich beleidigt fühlt, wenn man die gewöhnlichen Höflichkeitsäußerungen, dieſe rohen Ausdrücke eines unorganiſchen Menſchengeſchlechts, gegen ihn vernachläſſigt? Im Gegentheil müſſen wir uns geſchmeichelt fühlen, wenn uns ein ſolches von einem edlen, geiſtvollen Menſchen widerfährt, wie von Schleiermacher. Von Prätenſionen, von denen ich wohl weiß, daß Sie mir ſolche zutrauen, iſt anders zu ſprechen. Sie haben mir abgemerkt, daß ich von ſolchen, die ich liebe und achte, ein gleiches Maas von Liebe und Achtung erwarte, und dieſes nennen Sie Prätenſion. Erwarten thue ich ſie, und fühle mich gekränkt, wenn ſie mir nicht zu Theil wird, aber das iſt was anders als prätendiren. Und höchſtens iſt es ein pſychologiſcher Irrthum, der weiter nichts beweiſt, als daß ich keine Menſchenkenntniß habe. Wenn Sie ſagen, liebe Mutter, daß Sie oft nicht wüßten, was in meinen Briefen Ernſt oder Spaß iſt, ſo begreife ich dieſes nicht, da doch ein Spaß, dem man den Spaß anſieht, nicht für Ernſt kann gehalten werden. Und wenn ich würklich zuweilen etwas tolles ſage, das mein Ernſt unmöglich ſeyn kann, ſo iſt ja dieſes weiter nichts, als eine rhetoriſche Wendung, um das Gegentheil des Geſagten zu erkennen zu geben, oder um etwas lächerlich zu machen. Daß Sie mich nicht loslaſſen würden, um ein Experiment mit mir anzuſtellen, das glaube ich Ihnen, aber daß Sie es in irgend einem Falle ernſtlich thun könnten, das glaube ich Ihnen nicht, wenn Sie es auch ſagen. Was ſollte dieſes für ein Fall ſeyn? Wenn ich ſo ſchlecht würde, daß ich es nicht mehr verdiente von Ihnen beſchützt zu werden? Habe ich es denn je verdient? Und wie ſehr danke ich dem Himmel dafür, daß ich es nie habe. Und wenn ich ſchlecht werde, iſt es denn ein Mittel mich zu beſſern, daß Sie mich verſtoßen? Und wird mich dieſes nicht noch ſchlechter machen? Doch beſorge ich ſo was nie, meine gute Mutter, und daß Sie es ſich denken können, kömmt daher, daß Sie ſo ſelbſt nicht kennen Ihre unendliche Güte, wie ich, auf die ich vertraue wie auf Gott. Ich habe zu gut von Schleiermacher gedacht, als daß ich ihm hätte zutrauen können, zu faul zu ſeyn, einen Menſchen um ihn zu beſſern an ſich zu ziehen. Iſt es nicht das würdigſte Geſchäft eines edlen Mannes, andere zu veredlen? Und Schl. ſollte zu faul dazu ſeyn? Wenn Schl. meine Individualität aus meinen Briefen an Sie, als eine gute erkannte, ſo möchte ich ihn fragen, ob ſie ſich denn verändert hat, daß er mich ſo kalt ſtehen läßt. Eine Individualität könne ſich verändern, wer wird einen ſo lächerlichen Gedanken Schleiermacher'n zutrauen? Und daß er die meinige doch anders fand, das beweiſt, daß er mich verkannt hat, entweder in meinen Briefen, oder da er mich perſönlich kennen lernte. Aber iſt das meine Schuld? Wenn er nur das Streben nach Vollkommenheit liebt, ſo hat er das mit allen Edlen gemein, denn da man Vollkommenheit nirgends findet, ſo bleibt nichts übrig, als das Streben zur ſelben zu achten. Aber wenn er meiner Trägheit wegen mich verachtet, ſo trete ich ſtolz zurück, ich mag mich nicht brüſten mit meinen Kämpfen, und ich habe keine Throphäen meines Sieges aufzuweiſen. Und iſt es nicht grauſam, die Waffen gegen mich zu gebrauchen, die ich ihm ſelbſt in die Hände gab? Denn wenn er meine Schwächen kennt, und weiß von meiner Trägheit, von wem weiß er es, als von mir ſelber? Wie leicht wäre es mir geweſen eine heilige Miene anzunehmen, und ihm was vorzulügen, und daß ich es nicht that, darum verachtet er mich? Aber, liebe Mutter, wie kommen Sie zu dieſem unſeeligen Irrthum, unſeelig für mich, daß ich mich von ihm zurückgezogen habe, weil ich ſeinen Tadel nicht ertragen wollte. Ich, der ich allen Philiſtern Tod und Verderben geſchworen habe, ich ſollte gegen Tadel empfindlich ſeyn, welches die ärgſte aller

Philiſterei iſt? Und wie tadelte mich Schl.? Wenn ich zu ihm kam, frug er mich jedesmal, ob ich heute im Collegio war. Da nun die Antwort oft verneinend ausfiel, ſo ſetzte er mich oft in Verlegenheit. Zu was hilft ein ſolcher Tadel?

Doch endlich — ich fühle es, und es iſt mir längſt ſchon aufgegangen, wie zwiſchen euch Männern und Frauen, und uns Jünglingen und Mädchen, ein grauſames Vorurtheil ſich feindlich hingepflanzt. Wenn Ihr uns ſo durchbohrend anſchaut, mit euren Weltklugen Augen, und wie hinter jedes Wort eine tükiſche Pſychologie lauert, die uns erforſchen will, und der Eitelkeit unſers Herzens wie einer Diebin leiſe nachſchleicht, um ſie bei der That zu ertappen; dann erſtirbt das keimende Vertrauen auf unſern Lippen, die geliebte Freundin wird uns zur keifenden Mutter, und der Freund zum erboßten Vater.

Bleiben Sie günſtig, liebe Mutter, Ihrem

Louis.

Ich habe an Reil geſagt, was Sie mir aufgetragen haben, ich weiß nicht, was er mir zur Antwort gab, es war ſo viel wie gar nichts. Ich rathe Ihnen mit Ernſt darauf zu beſtehen, daß er Ihnen die Schriften zurückſchickt. Denn ich weiß, Sie haben es ihm ſchon einigemal ſagen laſſen, und er hat nichts gethan. Nun iſt aber Reil ein ſehr thätiger Mann, der, wenn er etwas zu thun willens iſt, keinen Tag verſchiebt, was gleich geſchehn kann. Ich fürchte alſo, daß er auf irgend eine Art von den Schriften Gebrauch machen wird, weil er ſie Ihnen noch nicht zugeſchickt hat. Es läßt ſich von ſeinem Charakter ſehr gut erwarten. Indeſſen kann ich mich irren, und nehmen Sie mir dann meine Indiscretion nicht übel. Ich habe es Ihnen nur vorſtellen wollen.

73.

Halle, den 20. Januar 1806.

Ich fühle mich glücklich, liebe Mutter, und ſehr geſchmeichelt, daß Sie mir nicht vorenthalten was meinem Herzen gebührt, die Kunde Ihrer Freuden und Leiden. Wie ſehr viel Antheil nehme ich an Ihrem Schmerz, um den Tod Ihres Bruders, und wie ſehr dauert mich die arme Jette. Sie war ein ſo gutes Mädchen, ich habe ſie ja noch gekannt, und ein gutes Mädchen wird eine noch beſſre Gattin. Es hat Sie gewiß zu den ernſthafteſten Betrachtungen geführt, wie an einem Tage, hier eine Ehe geknüpft, dort eine getrennt wurde. Was die Liebe band, zerriß die Natur, und doch iſt die Natur ſelber Liebe. Mich riß es zu der ſeeligſten Begeiſterung hin, als ich Ihren Brief las, von dem Sterben Ihres Bruders, und der Tod mir in ſeiner ſchönen, herrlichen Geſtalt, als die Blüthe des Lebens erſchien. Und wenn es möglich wäre, das Bewußtſeyn aus dem ſterbenden Körper zu retten, und ſo das Schwinden des Leibes außer dem Leibe zu beobachten, welch ein erhabenes Gefühl müßte es nicht ſeyn, die Natur auf dem Throne zu ſehen, wie ſie die Güter zurücknimmt, mit denen ſie unſre Seelen belehnt hatte. Ich fühle es mit Ihnen, meine gute Mutter, der Strom der Begebenheiten zieht uns mit ſich fort, und verſperrt uns oft den Weg zu unſerm

Glücke. Auch meine Jugend verfinſtern oft der Zukunft Unglücksſchwangere Wolken, und mich drückt die bange Erwartung. Denn weil ich die leiſen Quellen der Begebenheiten kenne, oder doch zu kennen glaube, ſo werde ich nur zu oft vernachläſſigen, was die Menſchen, im bürgerlichen Leben zu thun gewohnt ſind, um ihre Perſönlichkeit zu erhalten und gedeihen zu machen. Denn in Zuverſicht auf meine Wiſſenſchaft, möchte ich denken: nun im äußerſten Nothfall, werde ich die Dinge doch zu meinem Beſten zu lenken wiſſen, und bis dahin will ich nach meinen Maximen oder Launen handeln. Und oft auch fühle ich, jedoch ferne von der niedern Eitelkeit, ich ſey wohl zu was großem in der Welt berufen, denn wenn ich ſehe, wie Leute mit beſſern Talenten als ich bin, begabt, es nie recht weit bringen, ſo ſage ich mir zu meinem Troſte vor, die Worte des Horaz: „Das Bäuerlein ſtehet am Ufer, und wartet bis der Fluß abgelaufen ſey. Doch er wird fließen fort und fort, und nie aufhören zu fließen.“ Aber ich will nicht warten, bis mir das Glück von Ohngefähr begegnet, ſondern hingehen und es aufſuchen.

Sie glauben, liebe Mutter, daß ich nicht die wahre Anſicht des Verhältniſſes habe, in welchem ich mit Schl. ſtehen könnte, doch bin ich überzeugt, daß ſie mir nicht fehlt. Er hat ein Etwas, was mich immer abhalten wird, ihm ganz zu vertrauen, und mich ihm warm und innig aufzuſchließen. Aber halten Sie dieſes Etwas nicht für ein antipathiſches Gefühl, das mich abſchrecke, es iſt vielmehr die Reflexion, die mich warnt. Denn mit der höchſten Ausbildung des Verſtandes, der uns zum Bewußtſeyn unſrer Individualität, und der Kraft ſie zu behaupten, bringt, auch jenes Gefühl zu verbinden, bei dem, wenn es uns beiwohnt, wir uns nur als Glieder eines Ganzen erkennen; das iſt den Männern nie, den Frauen ſelten nur gegeben. So iſt es mit Schl. Was ich mit Gefühl rede, fürchte ich, wird er für Deklamation, was ich mit Verſtand ſage, für Eloquenz halten, ſo daß ich ſelbſt nie meine Befriedigung dabei finde. Darum entſank mir auch immer der Muth, wenn er im Dialog mich ſo bedächtig mit ſeinen dialektiſchen Augen anſah, und mein Vertrauen war zu Ende.

Sie wollten wiſſen, wie es mit mir ſteht. Ich ſtehe nicht, ich werde geſtellt. Der Mann, der mit ſtarker Seele thut, was er will, der iſt zu beneiden; der Jüngling, der von ſeinen Gefühlen beherrſcht, thut was er muß, auch der iſt glücklich. Doch ich bin der Beklagenswerthe, der in der Mitte ſteht, ſchwankend zwiſchen Tugend und Leidenſchaft, zwiſchen Freiheit und Sinnlichkeit, zwiſchen theorethiſcher Weisheit und praktiſcher Thorheit. Und ſo komme ich mir vor, wie ein Krieger in der Schlacht, der, wenn er durch ſeine Tapferkeit auch den Sieg erringt, doch mit Wunden bedeckt zurückkehrt. Aber die Wunden, die uns der Leichtſinn ſchlug, vernarben nie völlig, und jede ſchlimme Witterung der Seele, läßt uns die alten Schmerzen fühlen.

Ich höre bei Schl. die Ethik; es iſt mir die angenehmſte Stunde im ganzen Tage. Man lernt ſo vieles, und ich ergötze mich auch darin. Denn es iſt mir nichts angenehmeres als zu beobachten die Gewandheit ſeiner Sprache, und wie leicht und beſonnen er ſich durch die ſchwerſten Dinge windet, ohne anzuſtoßen und unverſtändlich zu ſeyn. Jedoch wird der arme Mann von mir um ſein Honorar geprellt. Denn ich kann nicht uberwinden, es ihm zu bringen, und es ihm zu ſchicken, das kömmt affectirt heraus. Indeſſen weiß er nicht, daß ich ſein Zuhörer bin, weil ich mich in der Menge verliere, und überdies auf der letzten Bank ſitze, daß ich nicht geſehen werden kann.

Louis.

74.

Halle, den 30. März 1806.

Vor allem, liebe Mutter, ſcheinen mir die zu irren, die das bürgerliche Leben für einen Kerker anſehen, der die Kraft ihres Geiſtes gefangen hält, oder auch nur als etwas Aeußeres, das mit ihrem Innern nichts gemein hat, und nichts gemein haben darf. Auch begreife ich nicht, wie Sie mich unter die Zahl jener rechnen können, denn es giebt der bedaurungswürdigen Jünglinge gar viele, die da wähnen, weil ſie die Kraft nicht haben nach etwas (wie ſie's nennen) Aeußerem zu ſtreben, ſie hätten den Muth ſolches zu verachten, um daraus ſchließen zu können, es müſſe wohl die Größe ihres Geiſtes ſeyn, die ſie dafür ſchadlos hält. Es hat vielleicht jeder einmal ſo geurtheilt. Einige giebt es, die noch nicht einmal bis dahin gekommen, andre, die darüber hinaus ſind. Ich darf mich unter den letzteren zählen. Ich ſehe im Leben nichts höheres und niederes, nichts äußeres und inneres, nicht Zweck und Mittel, mir iſt alles das höchſte und alles gleich. Das Stück Brod, das der Geſundheit und der Dauer meines Leibes wahrhaft gedeihlich iſt, dünkt mir eben ſo wichtig als eine Offenbarung der Wiſſenſchaft, die meinen Geiſt bereichert. Und daß meine Anſicht von der Sache die wahre ſey, erkenne ich daraus, daß mir kein Widerſpruch dabei aufzulöſen übrig bleibt. Es iſt für mich kein Problem, wie man ein edler Mann und ein Weltbürger zugleich ſein könne, wie man bei dem Streben nach Güter und Würden, dennoch frei und weiſe leben könne. Ich habe lange nach einem Worte geſtrebt, womit ich bezeichnen könnte das, was ich für die Beſtimmung des Lebens halte. Ich habe gerungen darnach, eingedenk, daß, wie jeder Geiſt ſeine Verherrlichung erſt im Leibe findet, ſo auch jeder Gedanke ſeine Vollendung im Worte ſieht. Und ich habe dieſes Wort gefunden. Es heißt *Genuß*, und das *Streben* nach dieſem Ziele, *herrſchen*. Es iſt mir merkwurdig, daß dieſe Anſicht, die mir ſonſt ſo verächtlich ſchien, nun, Rache nehmend, ſich mir zum zweiten mal nahte, und ſich nicht mehr von mir trennen will. Wer überhaupt in ſeiner fortſchreitenden Bildung ſich beobachtet, der wird finden, daß oft, was ihm ſonſt das niedrigſte und gemeinſte dünkte, ihm ſpäter das höchſte geworden iſt. Und was iſt herrlicher, als dieſe immer ſteigende Individualiſirung des — ich weiß nicht wie ich's nennen ſoll! Losgeſchleudert vom Chaos des Mikrokosmus, bildet es ſich kryſtalliniſch zum Inſtinkte, und geht dann durch Ahndung, Aberglaube, Vorurtheil bis zum Gedanken hindurch. Dann, bis zur Idee gereift, führt es ein ſelbſtſtändiges Leben, ernährt ſich, und ſcheidet aus, bis es mit Bewußtſein geworden, was es bewußtlos war. Und nun in der Blüthe ſeines Lebens dient es dem menſchlichen Geiſte zur geſunden Nahrung, bis es endlich als *Gefühl* und *Glaube*, in das Chaos zurückkehrt, woraus es gekommen.

Das Gerücht, daß Reil an Frank's Stelle nach Wien kommen ſollte, hat keinen Grund, und es entſtand daraus, weil er neulich zu einem Kranken nach Prag reiſte, von wo aus er herſchrieb, daß er vielleicht zu ſeinem Vergnügen nach Wien reiſen würde, welches aber nicht geſchah — und ſo weiter.

Für die drei places de repos, meine gute Mutter, die Sie mir anweiſen in den Armen der Wiſſenſchaften, der Freundſchaft und der Liebe, danke ich Ihnen herzlich, ob ich gleich noch nicht weiß, wie ich von allen werde Gebrauch machen können, doch wäre ich neugierig zu wiſſen, ob blos der Silbenfall die Urſache iſt, daß Sie ſie ſo auf einander folgen laſſen, oder ob Sie ſie nach dem Range und dem Werthe geordnet haben, den Sie ihnen beilegen. Das letzte wäre mir lieb, weil ſie dann mit meiner Claſſification übereinſtimmen. Von der Liebe muß ich ſagen, daß ich, gerade weil ich alles von ihr halte, nichts von ihr halte. Ich weiß nicht wie es kömmt, aber es iſt mir ſchlechterdings unmöglich, über dieſen Gegenſtand mit Ernſt zu ſprechen. Gegen das Heurathen habe ich einen wahren Abſcheu, ob ich mir zwar nichts darauf einbilden werde, wenn ich den Muth haben ſollte, durch das ganze Leben meinen Grundſätzen treu zu bleiben. Denn mir ahndet wohl, daß ich es dann mehr einer Schwäche, als der Stärke meiner Philoſophie werde zu verdanken haben. Mit der Freundſchaft geht es mir eben ſo; es iſt eine ganz hübſche Sache, doch ich werde mich begnügen, wenn es mir einſt gelingen ſollte, mein eigner Freund zu werden, ich habe kaum meine Bekanntſchaft gemacht.

Daß ich meiner liebenswürdigen Freundin Brenna in meinem letzten Briefe nicht gedachte, das kömmt daher, weil ich immer an ſie denke. Und etwas das man denken ſoll, dabei muß man entweder noch nicht angelangt, oder ſchon drüber hinaus ſeyn. Es iſt etwas philoſophiſch ausgedrückt, Sie werden aber wiſſen, was ich meine. Ich grüße ſie ſchön.

Grüßen Sie doch auch Ihre Schwägerin recht herzlich von mir, ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, ihr zu ſchreiben, um mich ihr in Erinnerung zu bringen, wenn ich ſie nur genau genug kennte, um ihr über ihren Verluſt etwas tröſtendes ſagen zu können.

Die Mutter Sara grüße ich und ihren Herrn Gemahl.

Empfehlen Sie mich doch auch Ihrer Mutter und Nathan.

Vielleicht bekomme ich von Reil die Erlaubniß nach Berlin zu reiſen, ach, es wäre mir ſo lieb, und doch könnte ich freiwillig davon abſtehen — Sie würden böſe werden, wenn ich Ihnen ſagte, warum.

Den verliebten Meyer möchte ich ſehen. Es iſt mir eine wahre Labe mit einem Verliebten zuſammen zu ſeyn, denn da fühl' ich mich gros und erhaben wie ein junger Gott.

Adieu, meine liebe, gute Mutter. Ich habe doch nicht ein ſo hartes, böſes Herz wie ich mich ſtelle.

Louis.

75.

Halle, den 26. July 1806.

Mit tauſend Freuden, liebe Mutter, ergreife ich die Feder, um Ihnen, nachdem ich ſo lange geſchwiegen habe, wieder etwas von mir zu ſagen, von meinem Seyn, und von meinem Werden. Doch zuvörderſt wünſche ich, daß Sie ſich wohlbefinden mögen, wie ich mich wohlbefinde. Ich denke eben dran, wie Sie längſt davon ſprachen, einmal nach Halle zu kommen. Wird dieſes denn geſchehen, und wenn? Wenn es doch würde, weil ich noch hier bin, und nicht zu meinem Mißgeſchick, ſpäter. Auch werde ich nur noch ein Jahr in Halle bleiben, ich habe mir's ſo vorgeſetzt. Mir iſt überhaupt das Bewußtſeyn ſehr übel bekommen, daß meines Vaters Vermögensumſtände es mir verſtatten würden, ſo lange als ich nur will, auf der Univerſität zu bleiben; es hat mich ſehr faul gemacht. Denn wenn es auch wahr iſt, daß den innern Trieb zur Thätigkeit nichts äußeres erſetzen kann, da wo er fehlt, ſo ſieht man es doch täglich, wie vielen der Gedanke der nahebevorſtehenden Prüfung ein Sporn wird zum Fleiße, der ſie auch würklich zum Glücke treibt, weil ſie ferner auf dem gewohnten Wege fortfahren. Und darum habe ich mir eine Zeit beſtimmt. Und dann hinauszutreten in das ſtürmende Leben, gewappnet und gerüſtet, und drein zu ſchlagen mit allen

Gliedern des Leibes und des Geiſtes, daß man wiſſe, daß ich da bin, ich in Nord und Süd, in Oſt und Weſt, ſo iſt mein Wille und meine Luſt. Doch was bin ich, der ich ſo zuverſichtlich hoffe, was bin ich Ohnmächtiger, daß ich trotze. — O gute Mutter, was bin ich, und was könnte ich ſeyn. Wenn ich vor den Spiegel trete, mein ſieches Antlitz betrachtend, und die Blüthenfarbe der Jugend, der Stärke und des Muths, in eine Schaamröthe über deren Verluſt, auf einen Augenblick ſich mir mahnend verſtellt, o wie zerknirſcht trete ich dann zurück, und alle böſe Geiſter rufen in mir: Du kriechſt ewig in dem Staube. Wenn ich höre von der Tyrannei des einzig Großen, und von dem Sclavenſinn der Vielen, Vielen, wenn die Kriegshörner an mein Ohr ſchlagen, und die Trommeln mein Innerſtes aufrühren, wie oft zuckt da mein glühend Herz nach dem Schwerdte, aber der welke Arm ſinkt kraftlos zur Erde nieder, und ſpottet meines ſiechen Willens. So bin ich oft thöricht genug, es nicht zu begreifen, wie ſo viel Widerſtreitendes iſt, in meinem Weſen, ſo viel feindliches in meinem Geſchick. Muth ohne Kraft, Liebe ohne Gegenſtand, Wünſche und kein Ziel. Sterbend doch ungeſucht, ſchmachtend doch unbefreundet, kennend und ungekannt. Hundert Arme ſtreckte ich aus, doch keiner reichte mir ſeine Hand, von allen die da komen. Viele habe ich geprüft, die meiſten verachtet, doch fand ich ſie alle zu ſchlecht. Wie mir ekelt vor dem unſchmackhaften Volke, das mich umgiebt, daß ich keine Augen haben möchte zu ſehen ihre Gräul, und keine Ohren ihre Mißtöne zu vernehmen. Und wenn ich erſt ſehen muß, wie der Eine, den ich liebe, mich den Kranken darum verachtet, daß er die Kraft nicht hat nach dem Kraute zu laufen, das ihn heilen könnte, unbedenkend, daß Schwäche und

Unbeweglichkeit ja ſelbſt der Krankheit Weſenheit ſey, dann iſt es aus mit meiner Hoffnung und Sehnſucht. Doch auch mit meiner Furcht und Qual. Wie lange war ich nicht der gutherzige Narr, wenn kein Freund mir begegnen wollte, die Schuld auf mich allein zu ſchieben, meiner Hypochondrie es zuzuſchreiben, und wenn ich damit nicht ausreichte, meiner Grobheit. Ich bin jetzt klüger worden. Und viel bequemer ſcheint es mir und angenehmer, mich von meinem erhabenen Miſthaufen herunter zu blähen, und zu denken: ich bin der Einzige unter euch. O käme einſt die Kraft mir bei, zu können was ich wollte, und der Muth, zu wollen was ich könnte, hätte ich einen Arm von Eiſen, und eine Bruſt von Stahl, das Philiſtervolk ſollte vor mir zittern, wie es mich jetzt belächelt. Niederdonnern möchte ich ſie alle, die da thronen in ihrer jämmerlichen Allmacht, einen Eſelknochen als Scepter in den Händen, um den frech ſich ſchlingelt der buhleriſche Witz. Man braucht wenig zu wiſſen von dem Bau des menſchlichen Leibes, um raſend werden zu können von der folgenden Betrachtung. Schlägt mein Herz nicht ſo ſtark wie das ihrige, ſind meine Glieder nicht ſo mächtig wie die ihrigen, iſt mein Hirn ſchlechter wie das ihrige, ſteht mein Geiſt dem ihrigen nach, und ſie ſind die Herrn und ich der Sclave? — Hier iſt ein Punkt, wo man das Menſchengeſchlecht könnte verachten lernen, (unſers Zeitalters) und hier habe ich es gelernt. Da ſchleicht es dumpf und traurig hin in dem ſchmalen Bette, das ein mächtiger ihm gegraben; froh wenn es an ſeinem Ufer faule Trümmer findet, die es verſchlingen kann, glücklich wenn es den Leichnam eines lebendigen Weſens findet, mit dem es ungeahndet ſpielen darf; — es ſchleicht und ſchleicht und ſchleicht, daß einem Angſt wird bei dem Anblick. Und

Tugend nennen ſie ihre faule Trägheit, Gerechtigkeit ihren feigen Sinn. Wie beneidenswerth finde ich mich und alle Jünglinge, daß wir in einer Zeit geboren worden, wo wieder Götter auf Erden walten, und kein Zufall unſer Herr iſt. Ja glücklich fühle ich mich, daß ich ſagen darf: ich bin was ich will.

O mir ahndet, es werden herrliche Zeiten kommen (ſchwer und theuer nennen ſie Philiſter), wo das Schaaf nicht mehr wird weiden dürfen mit dem Wolfe, wo der Eſel nicht mehr wird herrſchen über den Löwen, wo ich werde erkämpfen müſſen das Brod das ich eſſe, mit meinem Blute erkaufen das Mädchen, das ich liebe. Meine Zähne will ich ſchärfen, meinen Arm will ich ſtählen, das Haupt im Sturmwinde baden, und die nackte Bruſt dem Blitze darzubieten mich erkühnen lernen, daß ich würdig werde dieſer kommenden Zeit. Ich will — liebe Mutter, kennen Sie das Ding, was man gutes Herz nennt? Auch ich habe ein ſolches Ding, doch einen Finger meiner Hand gäbe ich drum, ich hätte es nicht. Es iſt wahrlich nicht gut, gut zu ſeyn unter den Böſen; es iſt nicht klug, klug zu ſein unter den Dummen; es iſt nicht ſchön, unter Häßlichen ſchön zu ſeyn. Sie können das nicht wiſſen, liebe Mutter, Sie können das nicht fühlen, ſo wie ich, weil Sie kein Mann ſind. Den Frauen macht man nie die Herrſchaft ſtreitig, weil man ſie nicht fürchtet, ihnen huldiget alles, weil ſie die Stufen ſind, die zum Gipfel führen. Darum kann Ihnen nie die Bosheit der Männer und ihre Selbſtſucht ſo ſtark erſcheinen, als ſie würklich iſt. Wer kann unbedeutender ſein als ich, in der bürgerlichen Geſellſchaft? — Jung, wie ich bin, und ohne Stand und Würde, wer hätte nöthig mich zu fürchten? Und doch giebt es der Böſen genug, die mich necken, weil ſie meine

Zurückhaltung für Feigheit halten; Thoren genug, die mich haſſen, weil ſie meinen Spott fürchten, genug der Dummen, die mich belachen, weil ſie mich dumm und lächerlich finden.

Kommen ſie dir jetzt ſchon ſo, wirſt du jetzt am Ufer ſchon ſo gedrängt von den laſttragenden Eſeln, von dem Schiffsvolk und dem ganzen Troß? — Wie wird dir's erſt auf offnem Meere gehen, wo unter dir der Boden wankt, und über dir der Donner kracht, und alle Blitze auf dich zielen. Wenn ſie erſt kommen und dir ſagen, daß du ein Jude biſt, wenn ſie den Mauſchel beohrfeigen, daß man ſich kranklachen möchte. O, wenn ich dies bedenke, wie ein Sturm brauſt es in meinem Innerſten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus ſtürzen, und ſich den Leib eines Löwen ſuchen, daß ſie den Frechen begegnen könnte mit Klaue und Gebiß. — — — So weit hat ſich mein weiches Gefühl dem Sturme meiner Seele nachgeſchleppt; ach, das arme gute Herz ſinkt jetzt entkräftet nieder, es kann nicht mehr hinter dem raſenden Troß. Es iſt ja noch nicht lange, daß ich ihn pflege, dieſen weltklugen freudetödtenden Sinn. Wie träumte ich ſonſt ſo ſüß von Tugend und von ſtillem Glücke, doch die Löſung aller meiner Ahndungen war nicht für dieſe Welt. Abgebrochen iſt die Brücke, die mich aus dem Garten der Unſchuld in das wilde Land der Weltgedanken führte, und ich kann nicht zurück. Scheu verſchließ' ich meine Augen dem milden Schein des Mondes, der mir vergangene Gefühle zurückzaubert, furchtſam verſtopf' ich mein Ohr dem Geſange der Vögel, der mich in den alten ſüßen Schlummer hineinlullen will.

In der Mittagsgluth des Tages, wo es recht wild iſt um mich her, wo Waffen klirren, Schneegeſtöber und Wind um mich toben, da iſt mein Element, da fühl' ich Harmonie, ich erkenne, daß das Leben ein Kampf iſt, da darf ich's denken; auch ich will leben, auch ich will kämpfen. So wäre denn in mich hineingekommen, was meine Gönner in mir vermißten — Ehrſucht — o, ich werde Ehre haben, man ſoll von mir ſprechen, und ſo wäre ich ja gebeſſert zu Aller Freude! —

Und nun noch etwas von meinen Studien. Ich fange jetzt an, mich mit der praktiſchen Medicin zu beſchäftigen, und habe ſo viele Luſt daran, daß ich mich oft des Lächelns darüber nicht enthalten kann. Erſtens, wenn ich überhaupt bedenke, wie ich und die Praxis zuſammenkommen, und zweitens wenn es mir einfällt, daß mich das liebe Brod nicht wenig anfeuert, nämlich die Luſt es zu verdienen. Das Ding fällt mir aber gar nicht ſchwer, und ich hoffe ein guter praktiſcher Arzt zu werden, wenn ich mir Mühe gebe. Woran es mir nur fehlt, das iſt der Muth. Sie wiſſen gar nicht, wie hypochondriſch und furchtſam ich bin, ich zittre immerfort für mein Leben und für meine Geſundheit, und das iſt ſchlimm für einen, der ſich täglich der Anſteckung ausſetzen ſoll. Doch hoffe ich, daß ich auch dieſen Fehler beſeitigen können werde, durch Gewohnheit und durch Willenskraft. Reil iſt ganz das vollkommenſte Muſter eines Arztes, ſo, daß er in der That mehr mich niederſchlägt, als aufmuntert, wenn ich bedenke, daß ich die Höhe mit aller Anſtrengung nicht werde erreichen können, auf der er ſteht. In meinen Augen iſt er ein wahrer Gott, und meine Achtung für ihn wächſt täglich. Ich habe in den 3 Jahren, daß ich ihn kenne, auch ihm nicht einen Fehler abſehen können; denn die er hat, ſind mit ſeinen Tugenden ſo verwebt, daß ſie ganz harmoniſch werden. Und wenn er auch wirklich welche hätte, die ihn befleckten, ſo iſt es doch ſchon Größe genug, ſo wenig ſich zu vergeſſen, daß ſie nie dem Auge eines beſtändig Lauernden, wie mir, offenbar worden ſind.

Ich grüße alle Ihre Lieben herzlich und tauſendmal.

Louis.

76.

Halle, den 16. December 1806.

Liebe Mutter!

Ich bin nun wieder hier mit meinem franzöſiſchen Hut, mit meiner franzöſiſchen Kokarde, und meinem franzöſiſchen Schnurbart; aber nicht mit leichtem franzöſiſchen Sinn. Vielmehr bin ich recht traurig, denn ob ich zwar die Ausſicht habe, mich wieder hier zu gewöhnen, ſo kann ich mich doch nicht daran gewöhnen, mich mit einer Ausſicht zu tröſten. Ich halte mich immer an die Gegenwart. Auch die ſchöne Erwartung iſt mir zu Grunde gegangen, daß die Philiſter und vorzüglich mein Hauspräparat ſich ſehr drollig benehmen würden in ihrem Malheur, zu meiner Ergötzung und Beluſtigung. Allein das geht alles ſo gemein her. Daß doch dieſe Menſchen in nichts excelliren können, als nur in der Gemeinheit! Ich hätte mögen ein trojaniſches Pferd in die Stadt bringen, voll von lauter kleinen Mücken, die, losgelaſſen, den Leuten Naſe und Ohr kitzelten, damit ſie wenigſtens Geſichter ſchnitten zu meinem Amüſement. — Ach, die Straße, worin ich wohne, kam mir in den erſten Tagen ſo enge vor, daß mir däuchte, das Diminutiv von meinem Herzen doppelt über einander gelegt, würde ſich nicht durchdrängen können, und ich nahm jedesmal einen Umweg, um zum Markte zu gelangen. Und dieſes große Herz, von dem ich ſpreche, iſt ſo voll von Liebe für Berlin, daß nicht einmal ſo viel Raum drin übrig bleibt für ein Paar ganz kleine kleine Miſchemiſchineichen, meiner guten Stadt Halle zum Gedeihen. — Denken Sie nur, gleich den erſten Mittag hier hatten wir bey Tiſche einen gebratenen Engel. — Hätte mir jemand geſagt: Lieber Freund, Du wähnſt eine Gans vor Dir zu ſehen, aber Du irrſt Dich, Du biſt toll, es iſt ganz was anders, ich hätte geantwortet: Du haſt Recht, Guter, ich bin nicht bei Verſtande, ich will mich beſſern. Das hätte ich geſagt, ohngeachtet ich mir ſo viel auf meinen Verſtand einbilde, wie mir manche Leute ſo manches mal vorgehalten haben. Denn die Gans war eine gar zu große Hypotheſe. Und doch bei allem dem war es eine. Und zwar was für eine? Nicht etwa eine ſolche melancholiſche wie jene aus der Sonne, ſondern ein recht luſtiger, fröhlicher, ein wahrer Wildfang von Gänſebraten. Meine 32 Zähne hatten ſich mehr denn 10 Minuten mit ihm herumgebalgt und konnten ihn nicht bezwingen, ſo daß ſie oft zum Waffenſtillſtand, und endlich gar zur Capitulation ſich entſchließen mußten. — Zu meinem Unglück iſt auch die Gouvernante nicht mehr im Hauſe, ſie war noch die einzige, der ich klagen durfte, weil ſie ſelber zu klagen hatte. Aber ſie war in dieſen diätetiſchen Zeiten eine zu theure Speiſe für den Kopfmagen der Reil'ſchen Kinder, und darum mußte ſie fort. Und mein liebes Rieckchen — ach ich könnte raſend werden. Sie ſollten ſie nur einmal ſehen, dieſe Himmelblauen Augen, wie ſie hinter ihren wilden blonden Locken ſo ſcheu und ſo diebiſch hervorblicken, als fürchteten ſie von ihrer vorigen Herrin entdeckt zu werden, der ſie entlaufen ſind. Denn gewiß ſind ſie geſtohlen, wie käme denn ein ſolches weſenloſes unbedeutendes Geſchöpf zu ſolchen Augen, ein Mädchen, das die Erlaubniß Nichts zu ſeyn, die ich ihr als der Tochter ihrer Mutter ſo in vollem Maaße zugetheilt habe, ſo undankbar mißbraucht. — Wollte ich doch lieber unter Bären leben, als unter ſolchen Fleiſchklumpen. Nicht mit dem beſten Herzen, nicht mit der größten Demuth kann ich dieſe Menſchen erträglich finden. Ich habe es geſehen, wie leicht es mir fiel thätig zu ſeyn den ganzen Tag, wenn mir der Abend bevorſtand, der mein Lohn ſeyn ſollte. Aber hier! Geſtern Abend ſprang ich wie wüthend vom Stuhl, und hob meine Hände flehend empor zu der Reil und ihren Kindern, und ſprach: ich bitt' euch um Gotteswillen, amüſirt mich ein bischen. Sie hätten nur ſehen ſollen, was die für Geſichter machten, ſo daß ich gar nicht aus dem Lachen herauskommen konnte, und nun wirklich amüſirt ward. Mir iſt nur immer bange, daß es mir beim Spaziergehen einmal einfällt zu deſertiren. Iſt nicht meine glückliche Lage bei allem dem nur eine Stümperei des Zufalls, die ich vor vielen voraus habe? Ich bereue es ſehr, daß ich mich von Reil habe übertölpeln laſſen, und mit ihm hierher gereiſt bin. Steffens, den ich dann und wann beſuchen wollte, geht auch weg. Nicht für immer, aber doch für dieſen Winter. Er geht nach Coppenhagen. Ich bin ein verlaſſenes Schaaf ohne Weide. Meine Rede an die Juden habe ich hier wollen drucken laſſen, die Cenſur ließ es aber nicht paſſiren. Der Profeſſor Maas, ein friedliebender Mann, ließ dem Buchdrucker ſagen, es wäre ohne dies ſchon alles in Gährung, er möchte das Ding ja nicht drucken.

Die Lebensmittel ſind hier wohlfeiler als in Berlin. Manches, z. B. das Getraide, iſt nicht ſo theuer als in Friedenszeiten. Ich ſetze einige Artikel her.

1 Pfd. Butter	12 gr.	1 Pfd. Kalbfl.	2 gr.
1 Pfd. Schweinefl.	4 gr.	1 Pfd. Zucker	16 gr.
1 Pfd. Kaffee	22 gr.	1 Pfd. Talglicht	8 gr.
1 Mdl. Eyer	8 gr.		
1 Pfd. Rindfleiſch	3 gr. 6 Pf.		

Wenn Sie mich mit Ihren Beſtellungen beehren wollen, ſo werde ich Sie auf's promptſte bedienen.

Ich werde mit Reil's Händel ſuchen, damit ich nur aus dem Hauſe komme. Einem Dürſtenden wird die Qual nur vermehrt, wenn er Waſſer vor ſich ſieht, das er nicht genießen kann, weil es faul iſt. Ich werde ſie ſo lange ſchickaniren, bis ſie mich gehen laſſen. Wie beneide ich den Graſſing, daß er der Träger meiner Leiden iſt.

Adieu, liebe Mutter. Grüßen Sie Brenna. Ach ich wollte, ich brauchte ſie nicht zu grüßen.

Louis.

Die Ströme Bluts, die neulich hier vergoſſen worden ſind, haben mir auch allerlei Stücke von meinen zurückgelaſſenen Sachen weggeſchwemmt, als Tücher, Weſten u. dgl. Allein, ich kenne den Ocean in meiner Wirthin Kammer, wo alle dieſe Dinge hingekommen ſind. Ihre Briefe, meine liebe Mutter, werden in meiner Einſamkeit meine einzigen Freuden ſeyn. Ach daß ich doch ein Schulbube wäre, der ſeit geſtern das a b c lernt, damit ich an einem nur ſo lange zu leſen hätte, bis wieder ein anderer kömmt.

Einige Weiber hier haben franzöſiſche Liebhaber. Das iſt das Neueſte aus der Chronique scandaleuse unſrer Reſidenz.

77.

Halle, den 6. Januar 1807.

Liebe Mutter!

Der Reil hat, auf ſeine Vorſtellung, die er meinem Vater gemacht, daß ich dieſen Winter hier in den Lazarethen practiſiren ſoll, Antwort erhalten. Mein zu gütiger Vater hat alles bewilligt, und ſich erbothen, mir die nöthigen chirurgiſchen Inſtrumente von Wien kommen zu laſſen. Hat er Ihnen nicht geſchrieben, und Was? Nun giebt mir der Reil den Rath, ich ſollte den künftigen Sommer nach Göttingen gehen, doch zuvor hier promoviren. Das Erſtere werde ich thun, das Andere nicht. Er hat zwar handgreifliche Gründe, es zu wünſchen, und ſeine Frau lange Finger, dieſe Gründe zu ermeſſen; aber ich habe noch ſolidere, es nicht zu wollen. Sie kennen ſeine, und werden meine leicht errathen. Ich habe keinen Brief von meinem Vater erhalten. Graſſing ſchreibt mir, er werde bald das Glück haben, Schach mit Ihnen zu ſpielen. Ich lebe auch immer noch von der Erinnerung unſerer Schachſpiele, und ich werde mit dieſer meiner einzigen Nahrung ſo haushälteriſch umzugehen wiſſen, daß ſie mir reicht, bis ich wieder nach Berlin komme. Tapfer wie Pallas Athene haben Sie mich oft beſiegt, doch tapferer, wenn Sie ſich beſiegen ließen, um meinen kranken Muth vom Tode zu retten. Hier ſpiele ich mit der Langeweile Schach, und verliere aus Ungeduld. Zwar habe ich es verſucht, meinen Haustöchtern das Spiel zu lehren, aber alles umſonſt. Ihre Köpfe ſind ſo geiſtreich und ſo vollgefüllt mit Gehirn, daß nichts mehr hineingeht. Sie verdrehen die Spielregeln auf eine ſehr witzige Weiſe, ja ſie ſind ſo pfiffig darin, als nur je eine Pfeife es wagte zu ſeyn. Z. B. ſie wollen den Ritter ziehen, den laſſen ſie ſo ſpringen, und machen ſo lange Zickzack, bis er wieder auf daſſelbe Feld zu ſtehen kömmt, von dem er ausgegangen war. Und dergl. mehr. Wahrhaftig, ich muß Ihnen einmal die Zeichnung eines Schachbretts ſchicken mit erklärenden Anmerkungen, um zu zeigen, wie meine Schönen die Steine ziehen. Die Sache iſt ſehr ergötzend, und hat ein phyſiologiſches Intereſſe in der Verdauungsſtunde. In unſerm Hauſe wird jetzt viel franzöſiſch geſprochen. Das klingt wie Holzſägen. Wenn man es mit der Zunge hören könnte, ſo müßte es ſchmecken wie Mehlbrei von vorgeſtern. Ich ſpreche zwar ſelber ſchlecht. Jenes aber iſt ſo kleberig und faſerig, daß es ſelbſt mir im Ohre hängen bleibt, und gar nicht herunter will. Da überſetzen ſie's Ihnen, wie ſie's deutſch denken, ſo Wort für Wort in's Franzöſiſche mit der größten Freymüthigkeit, daß man es gar nicht aushalten kann. Was meine Wäſcherin betrifft, (ſo nenn' ich die R., weil ſie meine Wäſche vor dem Schmutze bewahrt) die ſpricht oui regelmäßig woy aus. Von allen Dingen, denen ſie überhaupt ein Prädicat beilegen will, ſagt ſie, ſie wären drôle. C'est un drôle de moutarde, dies iſt ſcharfer Senf. C'est un drôle de tems, das Wetter iſt veränderlich. Und endlich gar: C'est un drôle de chien, der Hund ſtinkt. Meine arme Zungenſpitze wird immer dafür beſtraft, für das, was Reil ſeine Zungenſpitze vergeht, denn ich muß mir immer das Lachen bis zum Blute verbeißen, wenn ich ihn franzöſiſch reden höre. Sie wiſſen doch von jenem Rieſen, der ein Bett hatte, worin jeder ſich paſſen mußte, wer zu lang war, dem wurden die Beine abgeſchnitten, wer zu kurz, wird gereckt. So macht es Reil mit dem Franzöſiſchen. Er hat ein Ding, worin alles ſich ſchicken muß. Die langen Silben werden kurz, die kurzen lang gemacht. Das iſt höchſt rührend und ſehr grauſam. — Ich bitte Brenna um die Erlaubniß, ihr ſchreiben zu dürfen. Nicht etwa, daß ich fürchtete, ſie könnte ſo grauſam ſeyn, mir dieſelbe zu verſagen. Sondern weil ihre Erlaubniß zu ſchreiben, einer Aufforderung es zu thun einigermaßen ähnlich ſehen würde, ſo gebrauche ich dieſe feine Liſt, um mir dadurch eine Antwort auf meinen Brief zu ſichern.

Leben Sie wohl. Ich küſſe Ihnen die Hände mit vielem Anſtande und freue mich auf Ihren Brief.

Louis.

78.

Halle, den 12. Januar 1807.

Ich habe Ihren Brief erhalten, liebe Mutter, und mich recht innig darüber gefreut, obgleich mit Bedacht. Denn weiſe war's zu bedenken, ob ich mich jetzt freuen ſoll, und wie, da meine Lage mich ſtets ermahnt, mehr dem ſtrengſten Stoizismus mich zu ergeben, als der Rührung von Luſt und Unluſt, weil letztere größer iſt als erſtere. Daher hab' ich es vermocht, mit einer Catoniſchen Kälte Ihr Schreiben durchzuleſen. Doch da ich Ihre liebe Namensunterſchrift erblickte, obgleich nur die Morgenröthe davon, da entfloh ich alsbald der finſteren Stoa, um mich in dem ſchönen Lichte zu ſonnen, welches meine unterirdiſche Wohnung erleuchtet, hier in der Salzſtadt. Ich habe wie Sie, den erſten Januar als die Schwelle einer grauſen Zukunft mit Schauer betreten, doch es war ein heiliger, unvermiſcht mit Furcht. Wer doch ſo viel Muth im Wehe hätte, daß er ſich aller Wehmuth erwehren könnte zur bangen Zeit! O wie iſt der ſelig, vor deſſen Felſenbruſt die Pfeile des Geſchicks entkräftet niederſinken, die er lächelnd in ſeinen Köcher ſteckt, um ſie einſt dahin zurückzuſchleudern, woher ſie gekommen. Die Zeit iſt aller Jünglinge Braut, mit der vermählt, ſie einſt ihre Thaten ſollen zeugen. Beglückter Jüngling, der die ſchwangere Mutter ſo zu wahren wußte vor jedem tückiſchen Einfluß, daß die Kinder das Gepräge offenbaren von des Vaters

Kraft. Wär' ich ein ſolcher. Ach warum gab uns die Natur ſo lange Augen und ſo kurze Arme, daß wenn jene ſehefähig bis über die Sonne reichen, dieſe ſelbſt zu klein ſind, um nur die Hälfte zu ermeſſen von unſerm kleinen Daſeyn. Warum wurde mir vergönnt des Himmels geheime Wonne zu erſpähen, wenn ich ewig ſoll im Staube kriechen? Es iſt ſchändlich, ſo feige zu ſeyn, 70 Jahre nicht auf's Spiel zu ſetzen, um tauſende der Unſterblichkeit zu gewinnen. Ich, ich bekenn' es, wenn die Bruſt der Wünſche Wiege iſt, ſo wird nie der Doktorhut ſo nahe meinem Kopfe kommen, als meinem Herzen iſt ein Thron. Die beſſer ſind als ich, denen will ich gerne dienen, aber die Philiſter dieſer Erde möcht' ich zu meinen Füßen ſehen. Denn unorganiſch wie ſie ſind, wirken ſie feindlich auf mich ein, ich muß ſie verſchlingen, ſonſt werde ich von ihnen verſchlungen. Wie manchmal ſprach ich nicht zu mir ſelber: Du kennſt die Eitelkeit der Menſchen, doch nicht die Deinige. Und ſo viele, die unter Dir ſind; und die Du für gemein hältſt, ſie ſind beſſer als Du, und darum verkennſt Du ſie. So ſprach ich, und dankte es meinem Kopfe, mir einen Weg gezeigt zu haben, auf dem mein Herz ſich retten könne. Sie wurden beide betrogen. Wenn ich die Dummheit ſah, ließ ich ſie für Satire gelten, und wohl war es auf meine Augen eine Satire, die ſo ſchlecht geſehen. Wo ich die Einfalt hörte, möcht' ich es für Witz halten; doch wie wurden meine Ohren gewitzigt, daß ſie ſo die Einfalt verhört. Fühlte ich die Tücke ihrer Herzen, ließ ich's gern für kluge Kälte geſchehen; doch mein Gefühl erſtarrte, weil es die Tücke verkannt. Doch genug davon, es iſt ein altes Lied mit veränderter Melodie, und einer Cadence der Laune. Von keinem gedichtet, von manchen geſungen, von vielen gehört, von wenigen verſtanden.

Daß Reil und Gilbert ihren Gehalt wieder bekommen, das iſt wahr. Erſterer verdient es, und vom letzteren nimmt mich's auch nicht Wunder. Iſt er doch voller Gehalt hinten und vorne, und auf allen Seiten mit guter Hoffnung umgeben. Er iſt überhaupt ein exellenter Kerl — ich wollte ſagen ein ex—tra elender. Beſonders auf dem Catheder. Sein Stimmchen naht ſich ſo leiſe und ſo geiſtermäßig aus weiter Ferne her, daß ſich auf der beſten Secundenuhr nicht genau beſtimmen läßt, wenn er eigentlich angefangen hat zu ſprechen. Das Ohr hört, weiß aber nicht, wo es angefangen hat zu hören. Nun hat er die Gewohnheit, ſeine Gedanken auf einzelne ungeheftete Blätter zu ſchreiben. Die kommen nun natürlich oft aus der Ordnung, da er nun auswendig kein Wort herſagen kann, ſo ſtockt es. Er räuspert ſich, macht einigemal hem, und vervielfältigt das letzte m ſo ſehr, daß man tauſend Mamas mit verſorgen könnte. Findet ſich indeß das verlorne Blatt noch nicht, ſo wird er verlegen. Seine Augen werden warm und roth, ſein Geſicht kreideweis, das ſieht denn aus wie ein Brief mit zwei Siegeln. Die rothen Augen will er nicht ſehen laſſen, er ſetzt daher Daumen und Zeigefinger als zwei Petſchaft drauf, bis ſie kalt geworden ſind. Er zieht immer auf die Naturphiloſophie los; aber es bleibt beim Ziehen, denn der Degen kömmt nie ganz aus der Scheide, mit dem er ihr was zu leide thun könnte. Er hat der Reihe nach um alle Mädchen in Halle geworben, aber doch nur um die ſchönſten. Dieſes that er nicht etwa aus Eitelkeit, ſondern aus Demuth, um ſeine Häßlichkeit um ſo abſtechender zu machen. Er trägt eine ſcharlachrothe Weſt, um ſeine Geſichtsfarbe zu erhöhen, was aber von Natur zu hoch bei ihm iſt, das bedeckt er mit dunkler Farbe, um es in Schatten zu ſtellen. Einigemale im

Winter bittet er ſich Damen zum Thee und Abendbrodt, wobei er ſeine Thermolampe leuchten läßt. Sie brennt ganz herrlich, da ſeine Unterhaltung es an Waſſerſtoffgas nicht fehlen läßt. Uebrigens glaubt er witzig zu ſeyn; aber auf mein Wort, wenn Witz und Wärme einen gemeinſchaftlichen Gegenſatz hätten, ſo müßte er auf der Sonne Schlittſchuh laufen, und ſich ein Haus aus Queckſilber bauen können.

Das franzöſiſche Lexikon, das Sie mir geliehen, verſprach mir Graſſing gleich den andern Morgen zu überbringen, nach dem Tag meiner Abreiſe. Ich hätte es für meine Pflicht gehalten, es Ihnen eigenhändig zurückzugeben, ich habe aber dem Graſſing Gelegenheit geben wollen, zu Ihnen zu geben. Ich begreiſe nicht, warum er's Ihnen noch nicht gebracht hat. Wenn er Ihnen dieſen Brief bringt, können Sie ihn darnach fragen. Sollte er Ihnen aber den Brief durch einen Boten zukommen laſſen, und ihn nicht ſelbſt überbringen, ſo bezeichne ich hier ſeine Wohnung, damit Sie ſich daſelbſt nach Ihrem Buche erkundigen können:

Große Hamburger Straße Nr. 7. 2 Treppen hoch.
Bei der verwittweten Kammerſekretairin Blum.

Leben Sie wohl. Louis.

79.

Heidelberg, den 9. May 1807.

Ihr lieber Brief, meine Mutter, hat mich nach ſo langer Faſtenzeit wieder ſehr erquickt. Es hat mir geſchmeichelt, Ihre ſchöne Seele ſo zu begreifen, daß die Erzählung Ihrer erduldeten Leiden, nicht fähig war, bei mir das zu erregen, was man Mitleid nennt. Denn ich weiß wie Sie Schmerzen ertragen können, und ſie wirklich ertragen. Zwar iſt es falſch, wie manche meinen, daß der Geiſtesſtarke von keiner Widerwärtigkeit gerührt werden müſſe. Warum ſollte es hier denn anders ſeyn, als mit dem Leibe, deſſen Geſundheit, auch die allerhöchſte, anerkannt von böſen Einflüſſen geſtöhrt werden kann? Der Kräftige aber wird ſein widerſtrebendes Geſchick ſo umzugeſtalten wiſſen, daß er es als ein Geſundes in ſich aufnehmen, und ſeinem Geiſte ſo verähnlichen kann, daß es gleich und eins wird mit ihm. Ich hoffe, daß die Kranken jetzt werden hergeſtellt ſeyn, und grüßen Sie ſie herzlich von mir.

Wo ich jetzt bin, das werden Sie erfahren, aus dem erſten Worte meines Briefes, aber wie? — das hören Sie ferner. Die neuen Verhältniſſe, in die ich nun getreten bin, haben mich nicht verändert. Und das macht mir viele Freude, weil es Bürge iſt der Klarheit meiner Anſicht, der die Mannigfaltigkeit der Fernen nicht vermag die Einheit des Weſens zu verhüllen. Sonſt wenn ich meine Lage wechſelte, bin ich ſelber mit gewechſelt, ſo daß das vorhergegangene mühſame und ſchmerzreiche Streben, mich kennen zu lernen, nun vergebens war, denn ein Andrer geworden, mußte ich die Arbeit von neuem beginnen. Aber hier bin ich Gottlob geblieben, wer ich war, immer noch der Louis von Halle. Und das, könnten Sie ſpöttiſcher Weiſe meinen, iſt gar nicht viel. Ja du lieber Gott, da weiß ich freilich nichts anders zu erwiedern darauf, als ein ſelbſtiſches Lächlen, welches mich ſchadlos halten muß für das Lob aller Welt. Aber wiſſen möchte ich doch, wer das iſt, der Ihnen von mir erzählt hat, daß ich mich gemein aufführe. Ich weiß nicht wer, auf deſſen Ausſage Sie Gewicht legen, Ihnen ſo was hat ſagen können. Uebrigens iſt es mir immer unerklärlich geblieben, wie manche Leute in Halle — ich kann ſagen, viele — ſich die Mühe genommen haben, mich zu bekritiſiren, und mich ſchlecht zu finden. Denn es iſt bei jenen Menſchen nicht der Fall wie bei Ihnen, daß ſie mich meiner Kraft nach beurtheilen, und mich tadelten, weil Sie meinen, es wäre ſchade um den Louis. Denn ſie erkennen ſchlechterdings nichts Gutes an mir. Ich hatte ſonſt geglaubt, die Hallenſer hielten mich wenigſtens für klug, und könnten mich blos meiner Sonderbarkeiten, und der Sucht wegen, die ſie mir andichten, ſonderbar zu ſcheinen, nicht leiden. Allein auch darin betrog ich mich. Ein Student (der gar kein übler Menſch war), mit dem ich mich kurz vor meiner Abreiſe gezankt, und nachher ausgeſöhnt hatte, verſicherte mir auf ſein Ehrenwort, ich Louis Baruch ſey in der ganzen Stadt als ein halber Narr, und in der halben Stadt als ein ganzer Narr — (welches iſt ſchlimmer?) — bekannt. Wahrhaftig nicht erſchrocken, aber ganz verwundert war ich darüber.

Die Herrlichkeit der Gegend um Heidelberg und das hübſche Leben überhaupt, das man hier führt, kann ich nicht genug beſchreiben. Ich bin erſt hergekommen und noch nicht ganz arrangirt. Nächſtens ſchreibe ich Ihnen viel, und etwas Neues von mir. Adieu.

Ich bitte Sie, den inliegenden Brief an Graſſing zu beſorgen. Es iſt mir daran gelegen, daß er ihn gleich bekomme, und ich weiß ſeine Adreſſe nicht. Ich habe in Frankfurth eine Stelle für ihn geworben, die ſehr gut iſt, und ich muß darüber ſchleunige Antwort haben, ob ſie ihm genehmig iſt. — Ihren letzten Brief habe ich erſt vor 8 Tagen in Frankfurth erhalten. Man hatte ihn von Halle dahin geſchickt.

Meine Addreſſe: An Herrn Baruch, logirt in der Schiffsgaſſe, beim Schreiner Crall.

Louis.

80.

Heidelberg, den 25. September 1807.

Liebe Mutter!

Nun, da ich beginne zu ſchreiben, frage ich mich, warum ich es ſo lange nicht gethan habe, und kann es nicht begreifen. Vielleicht darum nicht, weil mir die Zeit ſo ſchnell vorübergefloſſen, die Tage wie Stunden, und dieſer Sommer wie ein Tag. Oder war es unterblieben, weil ich die ſchöne Natur, die mich umgiebt, und mir ſo nahe liegt, meiner Trägheit fröhnend an die Stelle ſetzte der Entfernten? Aber ich blicke jetzt herab auf meinen alten zerriſſenen Ueberrock, den ich mir in Berlin habe machen laſſen, und erſehe, daß es noch nicht ſo lange her iſt, daß ich dort war. Denn weil die Theile deſſelben noch einige Anhänglichkeit zu einander haben, ſo ſchließe ich daraus in meiner Cyniſchen Philoſophie, daß der Freundſchaftsbund noch kein Jahr kann alt ſeyn. Und ſo iſt es auch, denn der October iſt noch nicht da. Wiſſen Sie noch, wie Sie mich damals zum Beſchützer haben nehmen wollen, um, wenn Ihr Haus geplündert werden ſollte, die große Armee zu verjagen? Weinen möchte ich doch, daß keine Gelegenheit kam, meinen Heldenſinn aufzuthun. Und dieſer Wunſch iſt nicht grauſam, denn nicht blos hätte ich Sie allen Gefahren ſicher entriſſen, ſondern Sie würden ſich auch in meiner Gegenwart nicht einen Augenblick gefürchtet haben.

Nun, liebe Mutter, wie haben Sie indeß gelebt, während dem Wochenbette der Zeit? Ja, ja, ich weiß es, man mußte leiſe auftreten, um die zarte Kindbetterin nicht zu ſtören. Aber bei Gott, ich hätte Pathe ſeyn mögen, einem Kinde meinen Namen geben; und ich hätte die herkuliſchen Säuglinge nicht gefürchtet, die ſchon in der Wiege Schlangen erwürgen. Das Berlin muß doch künftig einen traurigen Anblick darbieten, ſo ganz leer wird es ſeyn an Genüſſe der Gegenwart, an Freuden der Erinnerung und an Hoffnung. Die Patrioten werden bluten, und die es nicht ſind, und es auch nicht ſcheinen, werden geneckt werden, oder doch in ſtetem Argwohn leben. Die Reichen können ihren Reichthum nicht vermehren, und die Armen werden Hunger ſterben. Man wird es ja nicht wagen, ein fröhliches Geſicht zu machen, aus Furcht den Trübſinn des Hofes zu beleidigen. Ich habe geleſen, daß alle Penſionen abgekürzt werden, darf ich Sie fragen, ob Sie davon auch getroffen werden? Was wird denn nun aus dem Halliſchen werden? Wiſſen Sie nicht wo Reil hinkömmt, und wo wird Schleiermacher bleiben? Wenn man bedenkt, wie doch alles ſich geändert hat, daß wer vor einem Jahre die Augen geſchloſſen hätte und ſie jetzt wieder öffnete, die Welt doch gar nicht erkennen würde. Die Zeit hat wie ein Erdbeben alles unter einander geworfen, dieſes erhöhet, jenes erniedrigt, und vieles in einen fremden Raum geſetzt. Wie folgere ich, iſt es nicht für viele, die auch nur ihre Situation haben wechſeln müſſen, ohne ſonſt vom Unglück einen Stoß zu erleiden. Und auch dieſe kleineren Veränderungen ſind einfließend auf die ganze Welt, denn es iſt eben ſo wichtig, daß Schleiermacher ſeine Ethik wird hier leſen und nicht dort, als nur die neue Regentſchaft irgend eines Reiches. Die Madeweis möchte ich ſehen als Poſtminiſterin, ſo eine halliſche Exellenz ſtelle ich mir gar komiſch vor. Ob ſich wohl Reil wird von ſeinem neuen engliſchen Garten trennen können? Es iſt doch gar häßlich, wie kalt ich deſſen Haus verließ, worin ich beinahe vier Jahre gelebt habe, und wie kalt ich entlaſſen wurde. Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich einige Jahre früher in dieſes Haus gekommen wäre, als mein Leben noch keine Richtung hatte. Ich habe noch vor einiger Zeit von der Reil einen Brief erhalten. Die finſtern pädagogiſchen Begebenheiten haben doch vieles gebeſſert, aber nicht ihre Orthographie. Der Brief fängt an mit: „Teurer Herr Luis", und ſchließt: „Ihre von Ihnen lang gequelde Freundin."

Ich befinde mich übrigens ſehr wohl hier, und mir würde noch beſſer ſeyn, wenn nicht allerlei poſſierlich Malheur meine Situation etwas zweideutig machte. Nämlich da ich nahe an der elektriſchen Atmoſphäre der Frankfurter Judengaſſe wohne, ſo kömmt mir dann und wann von dorther ein Gewitter über den Hals. Das heißt: mein Vater, der bald zufällig, bald abſichtlich, hierher kömmt, benutzt die Gelegenheit, ſeinen Herrn Sohn die Revue paſſiren zu laſſen. Da nun aber die Taktik neuerer Zeit und die meinige, von der älteren meines Vaters ſehr abweicht, ſo folgt natürlich, daß er immer mit mir unzufrieden iſt. Nun ſchleudert er Blitze auf mich herab, die nicht eher nachlaſſen, bis ſie mich erſchlagen haben. Um ſie nun um ſo eher los zu werden, ſtelle ich mich ſehr bald an, als hätten ſie mich getroffen, das heißt, ich fange an rührende Thränen zu vergießen. Aus Koketterie thue ich es nun wahrhaftig nicht, denn der Spiegel hat mir geſagt, daß ich mich, wenn ich weine, gar erbärmlich ausnehme. Sondern ich weine, weil dieſes mein Vater für

Reue anſieht. Sie müſſen aber nicht denken, daß die väterlichen Predigten blos auf Geldverſchwendungen Bezug hätten, denn über ſolche hätte ich mich gar nicht zu beklagen, aber er miſcht ſich in mein Studiren, welches mir ſehr läſtig iſt. Denn nicht ſo thut er es, daß er ſich überhaupt darum bekümmerte, ob ich fleißig ſey oder nicht, denn dagegen könnte ich doch auch nichts einwenden. Aber er miſcht ſich darin, wie ich ſtudire, und giebt mir allerley gute Lehren. Weil ich jetzt nämlich außer Obhut bin, ſo meint er, ich verſtünde es nicht, meinen Studienplan mir ſelber einzurichten. Als ich in Frankfurth war, mußte ich Gott weiß bei wie vielen Doktoren herumgehen, um ſie zu fragen, was ich in Heidelberg hören ſolle. Wenn ich nun meinem Vater vorſtellte, daß ich das ſo gut verſtünde, wie nur irgend ein Doktor, fängt er an zu zanken. Ferner examinirt er mich zuweilen, nicht aus Wißbegierde, ſondern um zu ſehen, ob ich meine Sache verſtünde. Da ſoll ich ihm nun ſagen, was man in der Waſſerſucht brauche? was der Galvanismus ſey? Natürlich antworte ich, was mir zuerſt einfällt. Aber es macht mir viele Verdrießlichkeit.

Ihren Gruß an die Hofräthin Sackel habe ich überbracht. — Haben Sie nicht einen gewiſſen Julius gekannt, der aus Hamburg iſt, und bei Feßler im Hauſe lebte, gerade zur Zeit als auch ich in Berlin war? Dieſer ſtudirt jetzt hier. Es weiß aber keiner äußerlich, daß er ein Jude iſt. Es ſtudiren einige Juden hier von guter Familie, es iſt aber merkwürdig, wie ängſtlich es dieſe Menſchen zu verbergen ſuchen, daß ihr Ahnherr gehinkt hat. Man ſieht nie zwei Juden mit einander gehen, oder auch nur ſprechen, welches bei andern vermögenden Studenten gar nicht vermieden werden kann, da die Vergnügungsörter ſie alle zuſammenbringen.

Ich habe Ihnen, während ich zuletzt in Berlin war, einen Traum erzählt, wie mir eine Todtengeſtalt erſchienen ſey, mir mein nahes Ende verkündigt habe, und mir verſprochen, 8 Tage vor meinem Tode mir ein Zeichen zu geben. Vor einiger Zeit, gerade ein Jahr nach dem Traume, erſchien mir dieſelbe Geſtalt, und ſprach: nun iſt es Zeit, und erwürgte mich im Schlafe. Ich hielt dieſes für das verſprochene Zeichen, und erwartete mit aller Ergebenheit, die einem Nichtchriſten möglich iſt, meinen nahen Tod. Um indeſſen der Geſtalt jeden Vorwand zu benehmen, ihr Verſprechen zu erfüllen, hielt ich mich in allem ſehr mäßig. Ich trank viel Waſſer, um meine Einbildungskraft abzukühlen, und ſtudirte Reimarus Logik. Und ſo kam es denn, daß ich nicht ſtarb als die Zeit heran kam, welches mir ſehr lieb war. Dieſe Geſchichte ſollte in den Reichsanzeiger kommen, und würde ſehr zum Troſte gereichen der nervenſchwachen Menſchheit.

Ich will jetzt ſchließen. Grüßen Sie Brenna von mir. Wiſſen Sie noch meine Adreſſe, ich will ſie noch einmal herſetzen.

L. **Baruch.**

Beim Schreinermeiſter Crall in der Schiffsgaſſe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.